Globus.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Chronik der Reisen und Geographische Zeitung.

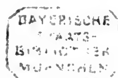
Herausgegeben von

Karl Andree.

3
1863

Dritter Band.

Hildburghausen.
Verlag vom Bibliographischen Institut.
1863.


BAYERISCHE

Vorwort.

Indem wir mit der vorliegenden Nummer den dritten Band des Globus schließen, gereicht es uns zur Freude, daß diese Zeitschrift in immer weiteren Kreisen Zugang und freundliche Anerkennung findet. Wir sind dafür sehr dankbar und liegt für uns darin ein Sporn mehr zum Fortschreiten. Sehr wohl sind wir uns bewußt, daß wir mit unserm Unternehmen noch in den Anfängen der Entwickelung stehen, aber es gereicht uns zur Befriedigung, daß wir in Bezug auf Ton und Behandlungsart des Stoffes das Richtige getroffen zu haben scheinen.

Wir wollen auf der betretenen Bahn weiter gehen, aber so, daß wir uns bestreben, dem Globus eine immer größere Mannichfaltigkeit zu verleihen. Eine gelehrte Fachzeitschrift soll er nicht sein, und deswegen schließen wir eine specifisch gelehrte Behandlung aus; wohl aber soll der Wissenschaft nicht das Mindeste vergeben, die wissenschaftliche Unterlage allezeit festgehalten werden. Das, meinen wir, findet der kundige Leser aus jeder Nummer heraus. Wir möchten der, in unseren Tagen des ausgedehnten Verkehrs, von so hervorragender Wichtigkeit gewordenen Länder- und Völkerkunde in allen gebildeten Schichten Freunde gewinnen, dazu beitragen, daß der Leser einen richtigen Einblick in das große Völkergetriebe und Staatsleben gewinne, und daß er den Menschen so kennen lerne, wie er in den verschiedenen Regionen der Erde wirklich ist.

Es kann nicht fehlen, daß wir dabei gegen manche hergebrachte Annahme und allerlei abstrakte Begriffe verstoßen; das darf uns jedoch nur wenig verschlagen. Wir kümmern uns nicht um die Redensart, sondern fassen die Sache selber in's Auge, schildern die Dinge wie sie sind. Dabei kommt allerdings das Vorurtheil zu kurz, nicht aber die Wahrheit, und nur an dieser ist uns gelegen.

Für uns erscheint es als eine angenehme Pflicht, einer Anzahl von Lehrern unsern Dank auszusprechen, welche uns mit Zuschriften ehrender Anerkennung erfreut haben. Sie sehen im Globus ein Mittel zum Unterricht für die reifere Jugend, auf Gymnasien sowohl wie auf Real- und höheren Bürgerschulen, und finden als Ergebniß, daß sich die Theilnahme an Geographie und Völkerkunde bei den Schülern außerordentlich steigere. Erfreulich ist auch, daß unsere Zeitschrift in vielen Familien als Buch zum Vorlesen benutzt wird, und so wird denn unsere Absicht mehr und mehr erreicht.

Wir können für die nächsten Bände eine lange Reihe vortrefflicher Illustrationen in Aussicht stellen. Zu diesen gehören die Zeichnungen von F. Kanitz über die Süddonau-Länder und die Küstenregionen des Adriatischen Meeres; sodann Bilder, welche Herr Gustav Spieß, k. sächsischer Commissarius bei der ostasiatischen Expedition, aus Japan, China und Indien mitgebracht hat; ferner eine große Anzahl von Gemälden, welche der ausgezeichnete Maler Grashof aus Köln während seiner langjährigen Reisen in Südamerika entwarf ꝛc. Während die Verlagshandlung keine Mühe scheut, solche werthvolle Original-Illustrationen zu erwerben, haben wir zugleich den Vortheil, vertragsmäßig auch Illustrationen aus dem Pariser Le Tour du Monde mittheilen zu können. Wir bemerken hier aber ausdrücklich, daß diese französische Zeitschrift einen ganz andern Plan verfolgt als der Globus, und daß der letztere seinen Weg ganz selbständig geht.

Dresden, im März 1863.

Karl Andree.

Inhaltsverzeichniß.

Nr. 30.

Nr. 31.

Nr. 32.

Nr. 33.

Nr. 34.

Nr. 35.

Nr. 36.

Verzeichniß der Illustrationen.

Zu Nr. 25.

Zu Nr. 26.

Zu Nr. 27.

Zu Nr. 28.

Zu Nr. 29.

Zu Nr. 30.

Seite

Zu Nr. 31.

Zu Nr. 32.

Zu Nr. 33.

Seite

Zu Nr. 34.

Zu Nr. 35.

Zu Nr. 36.

Streifzüge durch Kalifornien.

Weltlage Kaliforniens. — Ansätze zu einer pacifischen Staatengruppe. — San Francisco und dessen Handelsverkehr. — Die Chinesen und ihre Stellung. — Fahrt nach den Goldrevieren. — Yedra und Klapperschlangen. — Coulterville. — Das Klima. — Die Riesencedern. — Yosemity Kataralten. — In San Sacramento. — Ausstellung landwirthschaftlicher Erzeugnisse. — Von Folsom nach Graß Valley. — Goldausbeute. — Marysville. — Kalifornische Indianer. —

An den Gestaden des nordwestlichen Amerika sehen wir, wie der Kern zu einem Reiche sich bildet, welchem eine große Rolle beschieden ist, und das schon heute, obwohl noch in schwachen Anfängen, von großer Bedeutung geworden ist. Die Südsee, das große pacifische Becken mit weit geschwungenen Gestadeländern und unzähligen Inseln und Eilandsfluren, wurde erst in unseren Tagen zu einem großen Tummelplatze für alle thätigen Völker der Erde, die dort eine freie, völlig unbehinderte Fahrbahn finden. Die monopolistischen Ansprüche der spanischen Krone, welche diesen ungeheuern Ocean und das ganze Ostgestade desselben als ihr ausschließliches Eigenthum zu betrachten sich anmaßte, sind längst verschollen. Australien ist ein Kolonialreich geworden; China und Japan, denen von Europa aus eine weltgeschichtliche Rolle, eine Antheilnahme an den großen Völkerbewegungen aufgezwungen wird, stehen als wichtige Faktoren da; die ehemals spanischen Besitzungen in Amerika sind unabhängig. Zwischen den Inseln und Gestadeländern der Südsee hat sich ein großartiger Wechselverkehr entwickelt, der alljährlich an Umfang wächst, gleich den Beziehungen dieser pacifischen Weltregion zu Europa, überhaupt zu den atlantischen Gegenden und den Ländern, welche der indische Ocean bespült.



Chinesen beim Goldwaschen.

Kalifornien, Oregon, das Gebiet Washington und Britisch-Kolumbia sind offenbar bestimmt, eine besondere und selbständige pacifische Staatengruppe zu bilden. Die drei ersteren machen jetzt noch einen Bestandtheil der nun zerrütteten nordamerikanischen Union aus, und das letztere

ist englische Kolonie. Aber der Apfel wird abfallen, wenn er reif geworden ist. Jene Landschaften bilden eine besondere Region im Westen der Felsengebirge oder vielmehr der Sierra Nevada, und man sieht schon jetzt, daß sich nach und nach ein *pacifisches Interesse*, im Gegensatze zum atlantischen, herausstellt. Dieses muß im Fortgange der Zeit zur Geltendmachung einer Selbständigkeit und Unabhängigkeit hintreiben, welche zum Bedürfnisse wird, sobald die Entwickelung einen bestimmten Punkt erreicht hat.

In jenem fernen Westen ist Alles in raschem Fortschreiten; dem Goldgräber folgt der Ackersmann und der Handwerker. Wir haben in der ersten Nummer unserer Zeitschrift dargestellt, wie der Anbeginn Kaliforniens war; sehen wir nun zu, wie es sich jetzt mit diesem Lande verhält, das eine kaum fünfzehn Jahre alte Geschichte zähll.

San Francisco hat sich zu einem Weltemporium emporgeschwungen, dessen Handel über alle Erdtheile ausgedehnt ist; die Zahl der Bewohner übersteigt schon die Ziffer von achtzigtausend. Die Stadt sieht, wie sich von selbst versteht, ganz nordamerikanisch aus, sie hat ein etwas einförmiges Yankeegepräge. Alle Straßen durchschneiden einander in rechten Winkeln und sind breit, die Häuser theils aus Backsteinen, theils aus Holz aufgeführt. Die Waarenlager und die vielen Läden, das rege Gewühl auf den Gassen und am Hafen deuten sofort darauf hin, daß der Handelsverkehr die Hauptsache sei.

Dieser hat Menschen aus allen Ländern der Welt nach der Stadt San Francisco gezogen; sie enthält eine Musterkarte verschiedener Nationen, kein großer Menschenstamm ist ohne Vertreter, selbst schwarze Australier sind schon, allerdings nur in sehr wenigen Exemplaren, aus Melbourne nach Kalifornien mit hinübergebracht worden. Daß, außer den Nordamerikanern selbst, namentlich die Deutschen, Irländer, Engländer, Schotten, Franzosen und Italiener sich in nicht geringer Anzahl eingefunden haben, versteht sich von selbst; aber auch die ehemals spanischen Kolonien, von Chile bis hinauf nach Mexiko, haben einen zahlreichen Beitrag gestellt.

Diese Kreolen stehen jedoch an Thätigkeit, Ausdauer und Betriebsamkeit entschieden hinter den *Chinesen* zurück. Als im Blumenreiche der Mitte bekannt wurde, daß Kalifornien ein goldreiches Land sei, begann eine Art von Völkerwanderung vom asiatischen Gestade der Südsee nach der amerikanischen Küste. Die Männer mit dem langen Zopf und der weizengelben Hautfarbe kamen, nur mit Hacken und Brechstangen bewaffnet, zu Tausenden und drangen in die Wildniß, welche bisher lediglich von kupferbraunen Indianern oder weißen Pelzhändlern durchzogen worden war. Die Leute aus dem Lande der Mandarinen gingen rüstig an's Werk und förderten Gold im Belaufe von vielen Millionen. Tausende kehrten zurück in ihre Heimath, um das Erworbene zu genießen, andere Tausende traten an ihre Stelle und Viele haben sich in Kalifornien dauernd niedergelassen.

Einen seltsamen Anblick gewähren diese Chinesen, wenn sie am 4. Juli, dem Tage der nordamerikanischen Unabhängkeitserklärung, festliche Umzüge durch die Straßen halten. Voran wird ein mächtiges Banner getragen, geziert mit dem himmlischen Drachen und mit der Inschrift: „Wir sind Amerikaner und republikanische Bürger dieses Landes!"

Auch in Bezug auf die Chinesen (gerade wie gegenüber den Negern) bewahrheitet sich die alte Erfahrung, daß Menschen von verschiedenen Racen und Hautfarben überall, wo sie in größerer Menge neben und durcheinander wohnen, nicht nur keine Wahlverwandtschaft mit einander haben, sondern sich gegenseitig abstoßen und mit Widerwillen betrachten. Diese Antipathie geht, mehr oder weniger scharf hervortretend, durch *alle* Racen; sie liegt tief in der Natur und läßt sich nicht besiegen. Insbesondere bei den Weißen, und vorzugsweise bei den Menschen germanischer Abstammung, zeigt sie sich am schärfsten. Daran läßt sich, wie die Geschichte lehrt, nichts ändern.

Die Chinesen sind ein Kulturvolk, fleißig und betriebsam, und doch sieht man, in Australien wie in Kalifornien, sie ungern. Der Konkurrenzneid des weißen Pöbels gegen so rüstige Arbeiter wirkt allerdings wesentlich dabei mit, aber tief sitzt auch die innere Abneigung gegen ein durchweg fremdartiges Wesen dieser gelben Leute. Die niederen Klassen derselben haben, in den Kolonien wenigstens, allerlei an sich, das an die Zigeuner erinnert; man wirft ihnen namentlich Geiz und Schmutz vor. Aber im Allgemeinen ist der Chinese, in Bezug auf materielle Dinge, ein nützlicher und brauchbarer Mensch, zu Ackerbau und Bergbau, Gewerbe und Handel gleich anstellig, und in gewisser Beziehung können wir dem Ausspruche Karl Friedrich *Neumann's* in München beipflichten, daß gerade die Chinesen ein ungemein tüchtiges *Kolonialvolk* seien. Was wären ohne sie die Länder Hinterindiens und des malayischen Archipelagus?

In San Francisco bewohnen sie ein besonderes Stadtviertel; wer dasselbe betritt, glaubt sich in eine Vorstadt von Kanton oder Peking versetzt, so vollständig ist die Täuschung. Man sieht dort chinesische Trachten und Gesichter, chinesische Waaren in den Läden und Schilder mit den bekannten Schriftzeichen. Drei vergoldete Kugeln über einer Thür deuten uns an, daß wir uns vor einem Leihhause befinden und Abends fehlen die bekannten Papierlaternen nicht. Der Chinese hält eben an seinen vaterländischen Bräuchen fest, mit welchen sich der weiße Mensch, der ganz andere Ansichten und Bedürfnisse hat, nicht befreunden kann.

Das Leben und Treiben am Hafen bietet viel Anziehendes dar. Der Blick des Menschen schweift dort unwillkürlich über das Enge und Begrenzte hinaus, er wird so zu sagen weltweit. Die Uferstaden (Kais) ziehen sich fast eine Stunde weit am Strande hin, sind aus dem Holze der prächtigen rothen Fichte Kaliforniens verfertigt und auch die größten Seeschiffe können dicht anlegen. Aus den Neuyorker und Bostoner Klippern, die bis zu zweitausend Tonnen Tragfähigkeit haben, kann man direkt vom Bord auf den Staden ausladen. Dicht am Ufer liegen auch die großen Dampfer, schwimmende Städte, welche zwischen San Francisco und Panama fahren, und die kleineren, welche die Küstenfahrt nach Oregon und Britisch-Kolumbia vermitteln. Auch sieht man viele Walfischfahrer, welche aus dem ochotskischen Meere oder verschiedenen Gegenden der Südsee kamen und hier sich zu einer neuen Fahrt ausrüsten. Die Handelsbedeutung des Platzes springt auf den ersten Blick in's Auge. Oregon, Kolumbia und die russischen Besitzungen an der Nordostküste beziehen einen großen Theil ihres Bedarfs an europäischen Waaren aus San Francisco, das sich längst zum Hauptstapelplatz auf der amerikanischen Seite der Südsee emporgeschwungen hat; Mexiko, Centralamerika, Neu-Granada, Ecuador und Peru, nicht minder Brasilien, senden ihre Kolonialerzeugnisse und bringen besonders Zucker und Kaffee; dagegen nehmen sie Mehl, Getreide, Quecksilber und Bauholz. Der größte Theil des kalifornischen Goldes geht zunächst nach Neuyork, von dort aber zumeist nach Europa, aber Kalifornien steht auch mit den seefahrenden Völkern unseres Erdtheils in unmittelbarer Verbindung und ist für Deutschland längst ein wichtiger Markt geworden. Außerdem hat es Verbindungen

mit den Inseln der Südsee, mit Australien, Japan und China; aus diesen Regionen laufen in jeder Woche Fahrzeuge ein.

San Francisco hat aber auch in Betreff der Gewerbsamkeit große Fortschritte gemacht. Tüchtige Arbeiter aus allen Ländern fanden dort lohnenden Erwerb; der Schiffsbau, die Maschinenfabrikation und andere Industriezweige mehr sind im Aufblühen. An Zeitungen und Zeitschriften erscheinen in der Stadt nicht weniger als fünf und dreißig in verschiedenen Sprachen; die Zahl der Kirchen beläuft sich auf mehr als vierzig, und weder an Schulen noch an wissenschaftlichen, religiösen und wohlthätigen Anstalten ist Mangel.

Auch die Städte im Innern gedeihen, namentlich Stockton, von wo aus ein vielbefahrener Weg nach dem Stanislasflusse, nach Coulterville und zu den Goldgruben in Mariposa County führt. Bequem sind die Fahrten in einer kalifornischen „Kutsche“ allerdings noch nicht, und die Bewirthung in den Gasthöfen unterwegs entspricht unseren europäischen Begriffen von Behaglichkeit und Sauberkeit nur in sehr geringem Maße.

Wir wollen den Reisenden Simonin auf einem seiner Streifzüge begleiten. Ein mit sechs Pferden bespannter Omnibus brachte ihn an die Brücke, welche bei Knights Ferry über den Stanislas führt. Jenseit desselben, schreibt er, beginnen die Grubenreviere und der Ackerbau wird spärlicher. Die ersten Goldgräber, welche ich sah, waren Chinesen. Sie arbeiteten am Ausgang einer Schlucht, der Eine war so geschäftig mit der Spitzhacke, daß der lange Zopf in der Luft hin und her flog; einige andere trugen in Körben Steine und Erde herbei, wieder andere waren am Rocker beschäftigt, an der sogenannten Wiege, in welcher man die goldhaltige Erde auswäscht. Diese „Wiege“ besteht aus drei verschiedenen Theilen; den obern bezeichnet man als Sieb, den zweiten als Schürze, den dritten als Kasten. Der Goldwäscher hält mit der linken Hand die Wiege, die er hin- und herschaukelt, während er mit der rechten Wasser auf Steine und Erdreich schüttet; das Wasser spült die Erde weg und das Gold bleibt auf der Schürze zurück. Digger, welche auf so einfache und kunstlose Weise Gold gewinnen, zeigen sich jetzt schon zufrieden, wenn die Ausbeute täglich zwei Dollars beträgt; denn längst verflossen sind die schönen Tage, da der Mann bei einer Arbeit von ein paar Stunden für eine Unze Goldstaub auswusch, oder gar Klumpen im Werthe von hundert oder tausend Dollars fand. Jetzt befassen sich vorzugsweise nur Chinesen mit dem Goldwaschen; die bei weitem größte Menge des edeln Metalles wird auf bergmännische Weise gewonnen.



Chinesische Yankees in San Francisco.

Je weiter man in die Grubenreviere kommt, um so wilder wird die Landschaft und der Anbau spärlicher. Aus dichtem Gestrüpp erheben sich Eichen und dann und wann hohe Fichten, Nußbäume und Manzanillos, aus deren apfelartigen Früchten die Indianer ein gegohrenes Getränk bereiten.

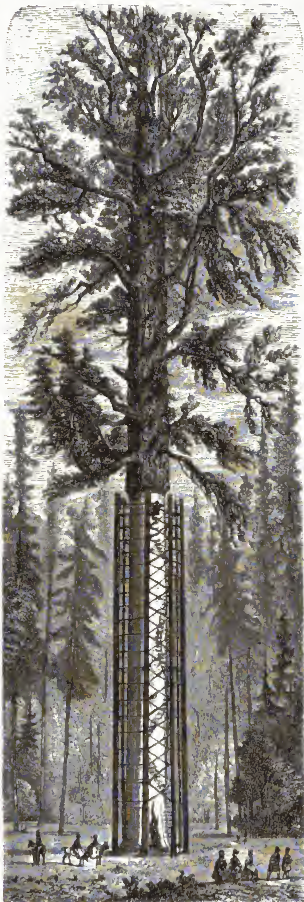
Ein Reisegefährte zeigte auf einen kleinen Baum. Das ist, sagte er, die Hedra, das heißt Epheu. Aber mit unserm europäischen Epheu hat dieser Strauch oder Baum nichts gemein; der Goldgräber hütet sich vor ihm, denn sein

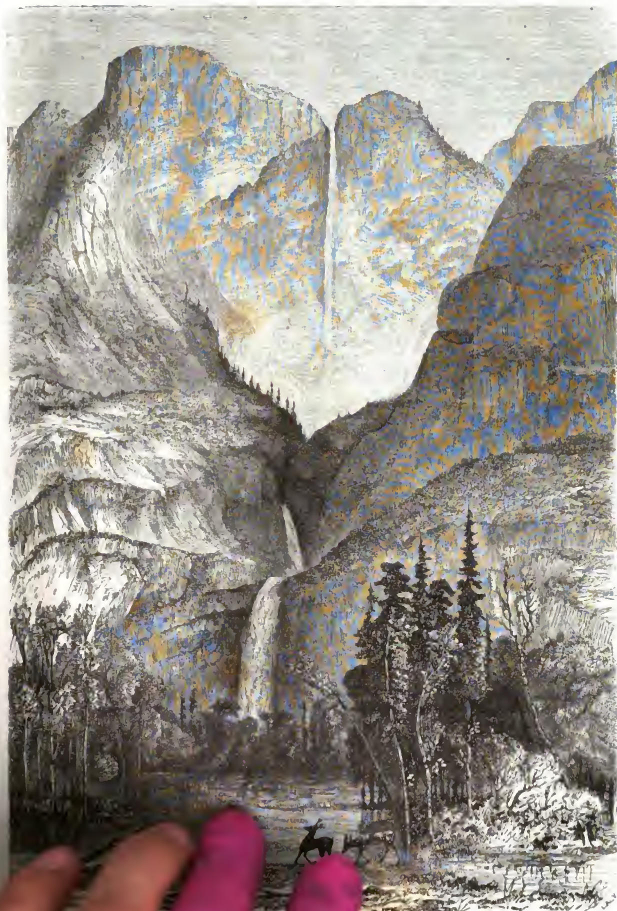
Blatt ist giftig; wer es anfaßt, bekommt eine rothe Haut und Pusteln; diese Anschwellung und Entzündung ist jedoch auf bestimmte Körpertheile beschränkt und manchmal sind Fieber mit ihr verbunden. Dann sagt man: Der oder Jener hat die Yedra. Manche Leute bekommen dieselbe, wenn sie auch nur in die Nähe des Strauches gerathen und nicht einmal ein Blatt anrühren. Uebrigens haben wir in Mariposa auch eine hübsche Auswahl von ganz prächtigen Klapperschlangen; sie liegen manchmal auf offenem Wege, meist aber unter dürrem Laub oder Steinen. Wenn man sie unbehelligt läßt, thun sie Einem nichts; sie greifen nicht an, sondern wehren sich nur. Wir tragen hohe Lederstiefeln und sind dadurch ziemlich sicher; wer gebissen wird, macht einen Kreuzschnitt über die Wunde und reibt Ammoniak hinein, das Viele in einem Fläschchen bei sich tragen; auch brennt man die Wunde mit einem glühenden Eisen oder einer Kohle aus. An Taranteln fehlt es uns übrigens auch nicht.

Der Postwagen fährt in sechszehn Stunden von Stockton nach Coulterville. Als ich dort am 20. Juni erwachte, stand die Sonne schon hoch an dem tiefblauen Himmel, die Luft war ungemein klar und so durchsichtig, wie ich sie in Europa nie gesehen hatte. Vor mir breiteten sich natürliche Wiesen aus, deren Gras schon gelb und welk war; in den ersten Frühlingsmonaten wird es mannshoch. An einer mit Haide bewachsenen Hügelreihe floß ein Bach, an welchem Goldwäscher beschäftigt waren; den Horizont schloß eine höhere Bergmasse, die einer weißen Mauer glich. Dieser Quarz ist goldhaltig. In dem engen Thale, durch welches der Maxwell-Bach fließt, wohnen Goldgräber in vereinzelt stehenden Hütten; da und dort finden sich Schuppen und Pochwerke, in welchen das goldhaltige Gestein zerstampft wird.

Coulterville hat eine recht hübsche Lage, aber ich fand das Klima ächt kalifornisch. Der Sommer ist die trockene Jahreszeit und fast ein halbes Jahr hindurch fällt kein Regentropfen; vom Juni bis November sieht man kaum eine Wolke am Himmel. Von zwölf bis drei Uhr Mittags war die Hitze ungemein drückend, das Quecksilber stieg manchmal bis auf 48 Grad des hunderttheiligen Thermometers; ich glaubte mich nach Indien oder an den Senegal versetzt. Auch die leichteste Bekleidung ward mir lästig und bei der unablässigen Transpiration verliert man sehr viel Fleisch. Die Möbeln krachten und bekamen Risse, Wachskerzen schmolzen zusammen, die Butter floß auseinander und eiserne Sachen waren so heiß, daß man sich an ihnen die Finger verbrannte. Abends geht dann ein Luftzug und mildert diese mehr als tropische Hitze einigermaßen, auch die Nächte sind ziemlich kühl. Aber selbst dann bleibt die Luft klar und durchsichtig, es fällt kein Thau, auch steigt kein Nebel empor und den ganzen Winter hindurch schlafen die Goldgräber unter einer wollenen Decke im Freien.

Von Coulterville aus unternahm ich einen Ausflug nach den berühmten Yosemity-Katarakten. In Gesellschaft eines landeskundigen Gefährten kam ich über das Buck Horn-Plateau, auf welchem riesige Nadelholzbäume stehen; sie sind gleichsam die Vorläufer der „Waldungeheuer", die wir später antrafen. Auf dieser Hochebene war das Gras nicht gelb, sondern grün, und gewährte den weidenden Heerden ein saftiges Futter. Da und dort stieg hinter den Bäumen aus der Hütte eines Waldarbeiters Rauch empor; an geeigneten Stellen lagen große Sägemühlen, in denen ganze Fichtenstämme durch die von Wasserrädern getriebenen Zirkelsägen binnen wenigen Minuten in Bohlen oder Balken verwandelt wurden. Im Walde begegneten mir schwere, mit rohen oder schon zubereiteten Holzstämmen beladene


Der Vater des Waldes.



Yosemit[illegible] ifornien

Fuhrwerke und dann und wann traf ich auf nette Wohnungen, die am Rande des Waldes lagen und von einem Garten umgeben waren. Die Anmuth solcher Bilder wurde noch durch die plätschernden Bäche erhöht und durch das muntere Treiben der Vögel. Am Horizont stieg die Granitkette der Sierra Nevada mit ihren zum Theil schneebedeckten Gipfeln empor.

Am ersten Abend rasteten wir bei der Marble Spring-Grotte, in welcher ein klarer Bach hervorsprudelt, der in der Höhle selbst einen Teich bildet; man bezeichnet ihn als See. Wir stiegen auf einer Leiter hinab und fanden überall an den Wänden herrliche Stalaktiten.

Am andern Tage ging es weiter, den Wasserfällen zu. Diese gelten im Lande für ein Wunderwerk der Schöpfung. Bevor jedoch der Reisende dasselbe anstaunen kann, verstummt er vor anderen Wunderwerken der Natur. Wer war in Kalifornien, ohne den Wald von Riesencedern zu besuchen? Vierhundert Stämme der Sequoia gigantea ragen thurmhoch in die Luft. Mehr als zweihundert dieser Waldgiganten haben zwischen sechs und dreißig bis neunzig Fuß im Umfange. Ich sah einen, welcher am Boden lag, eine kolossale Leiche des Waldes; er war achtmal höher wie ein fünfstöckiges Gebäude, 150 Meter lang und maß vierzig Meter im Umfange. Wahrscheinlich ist er der höchste Baum, welcher jemals auf dem Erdenrunde dem Boden entkeimte, und sein Alter kann nicht unter viertausend Jahren betragen. Daß man in einen Theil der von einer Sequoia abgeschälten Rinde zu San Francisco ein Fortepiano gestellt und daß zehn Paare in diesem Ballsaale von Baumrinde getanzt haben, ist eine bekannte Thatsache. Auch hat man einen Bazar in diesem Saale gehalten. Im Krystallpalaste zu Sydenham hat man die Rinde einer kalifornischen Ceder zusammengestellt, und Jedermann kann dort sehen, daß die Angaben über den Umfang nicht im Mindesten übertrieben sind. Noch in voller bodenständiger Pracht fand ich den „Vater des Waldes“, von welchem man am untern Theile des gewaltigen Stammes die Rinde abgeschält hat. (S. 4).

Im County Calaveras erhebt sich auch ein Wald von solchen Riesenstämmen; die Amerikaner bezeichnen dieselben als Mammuthbäume. In der That gemahnen sie uns an die Vorwelt; was die Mammuthe und Mastodonten für das Thierreich, sind sie für das Pflanzenreich.

Aus dem obenerwähnten Walde von „big trees“, „mächtig großen Bäumen“, traten wir heraus, um die Yosemity-Katarakten zu bewundern, welche in drei nach einander folgenden Sprüngen aus einer Höhe von mehr als 2400 Fuß beinahe senkrecht herabstürzen. Unter allen Wasserfällen der Erde haben sie die beträchtlichste Höhe, und die ganze Landschaft ist in der That großartig. Am Fuße der Katarakten liegt ein See; aus diesem strömt ein Fluß ab, der zwischen hohen Gebirgswällen, von Eichen und Fichten beschattet, anmuthig hinrieselt. Ich sah am Ufer Thiere des Waldes, welche zur Tränke gingen, und auf dem See ruderten Indianer einen Kahn. Ich blieb einen ganzen Tag in dieser Gegend, die ich als ein amerikanisches Tempe bezeichnen möchte, und trat dann meinen Rückweg nach Coutterville an, aber nicht, ohne zuvor noch einen Blick der Sehnsucht auf diese herrliche Landschaft geworfen zu haben. Dort hätte ich für immer mein Zelt aufschlagen mögen! Meine idyllische Stimmung blieb mir auch während der Wanderung durch den Wald. Im Gezweige sprangen Eichhörnchen umher, spielten munter und pfiffen; dann und wann lief ein Jack aff über den Weg, dieser kalifornische Hase mit sehr langen Ohren; mehr als einer wurde die Beute unserer Hunde. Lebhaftes Interesse nahm ich am kalifornischen Feldhuhn, das auf dem Hinterkopf eine schwarze, seidenweiche Haube hat, aus welcher noch einige lange Federn nach hinten überhängen. Auch sahen wir graue Feldhühner, Auerhähne und Goldfasanen, die in ganz Kalifornien häufig vorkommen. Dazu kam noch der Zimmermann, ein Klettervogel, der mit seinem Schnabel Löcher in die Rinde der Fichten bohrt und Eicheln hineinlegt. Auf solche Weise sammelt er sich Vorräthe für den Winter, aber oft thut er es vergeblich, weil die Indianer sich der Früchte bemächtigen.


Ein Gold Digger

In früheren Jahren spielten die Bären, und überhaupt die pelztragenden Thiere, eine große Rolle in Kalifornien, und die Fallensteller kamen selbst aus Canada und von der Hudsonsbai bis dorthin. Aber jetzt hat die immerfort anwachsende Bevölkerung schon ziemlich aufgeräumt, und der ächte Nimrod, welcher eigentliche Jagdabenteuer aufsucht, muß in die Sierra Nevada ziehen. Doch gehören „Bären-Beefsteaks“ noch immer nicht zu den Seltenheiten.

Ich blieb bis zum Monat September in Mariposa County, und besuchte dann die Städte Sacramento, Graß Valley, Nevada und Marysville. In der erstern Stadt kam ich an, als gerade die Ausstellung von Erzeugnissen des Ackerbaues eröffnet worden war. Dort habe ich Aepfel gesehen, die anderthalb Fuß im Umfange hatten; Weintrauben, deren einzelne Beeren so stark waren wie unsere Wallnüsse, gelbe Rüben von mehr als drei Fuß Länge und verhältnißmäßiger Dicke, runde Kürbisse, die mehr als zwei Centner schwer waren, und Getreideähren, welche mein Erstannen in nicht geringem Grad erregten. Daneben sah ich Muster von Hanf und Flachs, Reis, Tabak und chinesischen Zuckersorgho und alle Südfrüchte, wie das südliche Italien und die Levante sie liefern. Aus Los Angeles waren Bananen und Ananas gekommen, und Alles, was ich ausgestellt sah, gab Zeugniß von der ungemeinen Fruchtbarkeit des kalifornischen Bodens.

Von San Sacramento bis nach Folsom war der Schienenweg fertig, jetzt ist er schon eine Strecke weiter nach Osten hin vollendet worden. Am Bahnhofe stehen Omnibus in Menge bereit, um die Reisenden weiter zu schaffen. Ich fuhr nach kurzem Aufenthalt weiter, denn mir lag daran, bald nach der „Diggerstadt“ Graß Valley zu gelangen. Sie ist in der That eine rechte und ächte Stadt der „Miners“, und schon lange zuvor, ehe man sie in Sicht bekommt, findet man das Erdreich überall aufgewühlt und von Gräben durchzogen, es ist etwa, als ob ein Bergsturz oder ein gewaltiger Gießbach Alles über- und durcheinander geworfen und entsetzliche Verwüstungen angerichtet hätte.

In dem von einem Yankee gehaltenen Gasthofe zur Stadt Paris wurde ich gründlich geprellt; ich mußte täglich dritthalb Dollars zahlen, obwohl ich nur einmal speiste; der Stiefelputzer nahm täglich seinen Vierteldollar für seine Bemühung in Empfang. Die Stadt liegt hübsch und ist selber sehr nett; man zeigte mir das Haus, in welchem Lola Montez längere Zeit gewohnt hatte. Damals war sie reich; wenige Jahre später starb sie in Neu-York bettelarm.

Auf dem Plateau von Graß Valley liegen viele der ergiebigsten Goldgruben, z. B. jene von Gold Hill, Lafayette, Massachusetts und die allerergiebigste, Allison Ranch; der Name dieses letztern ist sprichwörtlich geworden. Zwei Pfund Erz geben nicht selten für zehn Neugroschen Gold aus. Besitzer dieser Goldgrube sind drei Irländer, welche dieselbe 1851 entdeckten, aber erst 1855 mit der Förderung begannen. Nun haben sich die einst armen Teufel längst zu Millionären emporgeschwungen.



Das kalifornische Feldhuhn. Callipepla oder Lophortyx.

Von Graß Valley fuhr ich nach Marysville und fand unterwegs vollauf Gelegenheit, die Energie zu bewundern, mit welcher die Kalifornier ihren Bergbau betreiben. Sie haben wahrhaft gigantische Arbeiten unternommen, Hängebrücken und Wasserleitungen gebaut und Kanäle gegraben, deren Länge im ganzen Staate schon eine Strecke von nahe an dreitausend Wegstunden beträgt.

Marysville ist eigentlich die hübscheste Stadt im Lande und nimmt sich fast kokett aus. Sie liegt am Zusammenflusse des Feather River und des Yuba, hat breite Straßen, hübsche Häuser, und die fünfzehntausend Einwohner rühmen sich, daß sie im „Garten von Kalifornien" wohnen. Das ist auch ganz richtig. In diesem „Garten" sah ich ein amerikanisches Schauspiel. Zwei Yankees, die in Streit gerathen waren, schlugen auf einander mit derben Fäusten los und jeder trachtete dahin, den andern unterzukriegen, um dann ihm ein Auge auszudrehen oder ihm die Kinnlade aus dem Gelenke zu schlagen. Die umstehende Menge munterte die beiden Kämpfer auf, ein Polizeimann sah gelassen zu. Als endlich der eine Yankee bluttriefend zu Boden fiel, schritt er ein und schaffte ihn nach Hause.

Ich habe oben gesagt, daß in Kalifornien die Bären und andere Pelzthiere selten werden. Dasselbe gilt auch von den Indianern, deren Zahl, jetzt noch ungefähr fünfzigtausend, alljährlich sich vermindert. Der kupferbraune Mensch muß weichen, wenn der Weiße kommt, und nach hundert Jahren wird er am Stillen Ocean eben so verschwunden sein, wie nun schon seit langer Zeit in den Gestadeländern des Atlantischen Meeres. Er wehrt sich gegen die Eindringlinge auf seine Weise; aber, so oft er auch seine Rache befriedigen kann, jeder Kampf schlägt zu seinem Nachtheil aus. Branntwein, Pocken und noch schlimmere Krankheiten sind ihm nicht minder gefährlich, als das Feuergewehr seiner Feinde. Die Civilisation vernichtet den braunen Mann, sie frißt ihn unbarmherzig auf.

Mir sind manche Indianer begegnet. Sie trugen Knochenschmuck in Nase und Ohren, manche auch am Halse. Das dicke schwarze Haar fiel lose und ungeordnet auf die Schultern hinab; der Blick war zugleich trotzig und versteckt. Auf dem Wanderzuge geht gewöhnlich der Häuptling, welcher den Kopf mit Federn geschmückt hat, voran, die übrigen folgen einer hinter dem andern; jeder trägt Lanze, Bogen und Pfeile. Zuletzt kommen die Weiber mit Binsenkörben und Kindern auf dem Rücken. Alle Indianer, welche ich sah, waren mit Lumpen bedeckt und der ganze Anblick erregte mein Mitleiden. Einmal begegnete mir eine Familie, welche sich wahrscheinlich für sehr reich hielt, weil sie einen magern Gaul besaß. Weder Männer noch Frauen waren hübsch, der Ausdruck des Gesichts zeugte von geringer Intelligenz, die Gestalt war nicht kräftig und das Muskelsystem nicht entwickelt, auch schienen mir alle diese Leute nicht recht gesund zu sein. Sie streifen umher, leben von Wurzeln, Eicheln, Heuschrecken, Fischen und dem Wild, welches sie mit ihren Pfeilen erlegen. In der spanischen Zeit war ein Theil der kalifornischen Indianer bei den mehr als zwanzig Missionen zu einem seßhaften Leben angehalten worden; aber die Mexikaner zogen die Güter der Missionen ein, diese verfielen und die braunen Leute sind wieder in die Verwilderung zurückgefallen, wozu sie aller Orten, auch in Südamerika, eine ganz entschiedene Neigung haben. Sie treiben nirgends eigentlichen Ackerbau; hin und wieder pflanzen jedoch die Frauen etwas Mais, um dessen Pflege man sich weiter nicht kümmert. Erst zur Ernte-

zeit erscheinen diese Frauen wieder und brechen die Kolben ab. Uebrigens flechten sie mit großem Geschick Körbe aus Binsen, so dicht, daß kein Wasser hindurchdringt. Diese Binsenkörbe ersetzen ihnen den Kochtopf; die Speisen werden derart zubereitet, daß man Wasser in die Körbe thut und dasselbe vermittelst der hineingeworfenen glühenden Steine bis zum Siedepunkt erwärmt. So kochen auch die Schäfer im Gebirge von Corsika ihr Wasser in hölzernen Töpfen.— stände haben. Beim Glücksspiel, auf welches sie erpicht sind, setzt der Eine etwa einen Kattunrock von zwei Dollars Werth gegen ein Stück Rolltabak, das mit fünf Groschen reichlich bezahlt wäre, und hätte er zehn harte Piaster, so würde er sie gegen eine Handvoll Glasperlen und ein buntes Taschentuch einsetzen. Die Bekleidung ist, wie schon oben bemerkt wurde, höchst armselig. Viele tragen eine Art Mantel, den sie aus Hasenfellen zusammenflicken, oder eine soge-



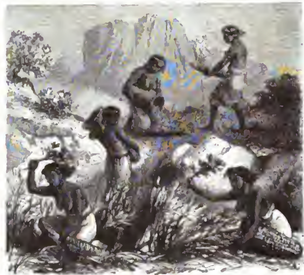
Einsammeln von Eicheln.



Indianer auf der Wanderung.



Indianerhütte. Kochen in Binsenkörben.



Maisernte.

Wir wollen diesen Schilderungen Simonin's Einiges hinzufügen. Nicht alle Indianerhorden des Landes sind so elend und ganz herabgekommen. Die Laguna-Indianer zum Beispiel gelten für einigermaßen gelehrig und lassen sich unter einer gewissen Zucht halten; träg und arbeitsscheu sind freilich auch sie, allein sie helfen doch, obwohl immer nur kurze Zeit, beim Ziegelstreichen und bei der Ernte. Aber auf ihre Anhänglichkeit und Treue kann man nie rechnen. Bemerkenswerth erscheint, daß alle diese kalifornischen Indianer, die doch sämmtlich habgierig sind, gar keinen Begriff von dem verhältnißmäßigen Werthe verschiedener Gegen- nannte Federdecke, welche aus den Brustfedern der wilden Enten bereitet wird. Der Schmutz in ihren aus Rohr und Binsen bereiteten und von Millionen Flöhen wimmelnden Hütten ist unglaublich, und auch am Leibe sind diese Söhne der Wildniß in hohem Grad unsauber. Aus zerstampften Eicheln backen sie eine Art von sehr unschmackhaftem und für weiße Menschen unverdaulichem Brot, eine andere Art verfertigen sie aus rothen Beeren. Fische werden getrocknet und für den Winter aufbewahrt. Eine große Fertigkeit haben die kalifornischen Indianer im Aufstellen von Schlingen, in welchen sie mancherlei Thiere fangen, selbst kleine

Feldmäuse, die für einen Leckerbissen gelten. Den Hirsch beschleichen sie in der Art, daß sie einen Hirschkopf mit Geweih auf ihrem eigenen Kopfe befestigen und dann langsam in dem hohen Grase sich der Beute nähern. Den Bogen verfertigen sie mit großer Umsicht aus einem leichten und elastischen Holze und die Spitze der immer sehr hübschen Pfeile besteht aus eingezacktem Obsidian; aus dem letztern verfertigten sie früher auch ihre Messer. Uebrigens ziehen sie erschlagenen Feinden die Kopfhaut nicht ab, kennen also den „Skalp" der anderen nordamerikanischen Wilden nicht.

Vielweiberei kommt selten und nur bei den Häuptlingen vor; Tausch und Verkauf von Frauen ist jedoch etwas Alltägliches. Aber das weibliche Geschlecht wird keineswegs hart behandelt; es hat einige Geltung, weil es mit dem Manne die Sorge theilt, Nahrung herbeizuschaffen. Ueberhaupt haben es bei wilden Fischervölkern und Wurzelgräbern die Frauen durchgängig besser als bei Jägerhorden. Uebrigens machen diese Kalifornier sich wenig aus dem Tode; das Leben bietet ihnen so geringe Annehmlichkeiten, daß sie ohne Bedauern aus demselben scheiden.



Eine Sägemühle in Kalifornien.

Neue Mittheilungen über die Völker im Kaukasus.

Von **Theodor Lapinski.**

Erster Artikel.

Die unabhängigen Abasa. — Die drei Nationen der Adighe: Schapsuchen, Abesechen, Ubuch. — Gesellschaftliche Organisation. — Stämme, Familien, Vaterschaften. — Juneh is. — Die Landeseintheilung nach Flüssen und Gerichtshöfen. — Volksmenge. — Religiöse Verhältnisse. — Tha schuba, der mächtige Gott; das Kreuz; Schutzgeister und heilige Haine. — Eindringen des Mohammedanismus. — Rechtsverhältnisse; Verantwortlichkeit des Stammes. — Blutrache. —

Es ist durchaus unrichtig, wenn man die Völker des Kaukasus, die Abasa sowohl wie die daghestanischen Stämme, mit dem Namen Tscherkessen bezeichnet. Es existirt kein tscherkessisches Volk mehr; die Ueberbleibsel desselben im Kaukasus nennen sich selbst nicht mehr so, und verschwinden von Tag zu Tag mehr. Der Rest wandert seit einiger Zeit stark nach der Türkei aus. Mit weit größerm Rechte könnte man alle Kosaken Rußlands, die Zaporogen am Kuban ausgenommen, mit dem Namen Tscherkessen belegen, da sie Nachkommen dieser alten Wegelagerer sind und sich unter ihnen der tscherkessische Geist erhalten hat.

Die Abasa, welche heute als die Letzten im Kaukasus für ihre Unabhängigkeit streiten, gehören der indo-europäischen Race an und sind stamm- und sprachverwandt mit den Bewohnern des christlichen Fürstenthums Abasien, mit den Schuhaneten und Osseten, welche zwar unabhängig sind, aber in einer Art Waffenstillstand mit den Russen leben.

Sie nennen sich auch Adighe und halten sich, eben so wie alle Abasen, für ein und dasselbe Volk mit den in der europäischen Türkei lebenden Arnauten oder Albanesen, von denen sie auch als Brüder betrachtet werden. Die Sage geht unter ihnen, daß zwei Brüder mit ihren Familien aus dem Süden an den Fluß Euphrat kamen; dort trennten sie sich, der eine zog nach Nordwest, der andere nach Nordost. Unter Völkern, bei denen es kein Buch, keine Schrift und keine Denkmäler giebt, so daß man sich nur aus den Volkssagen historische Vermuthungen bilden kann, ist es schwierig, der wahren Geschichte auf den Grund zu kommen.

Der Name Adighe, den die nördlichen Abasa zum Unterschiede von den südlichen sich beilegen, ist ihrer Aussage nach aus den Wörtern adi oder ade (dann oder später) und ge (sein oder herkommen) zusammengesetzt, und bedeutet später Gekommene oder spätere Einwanderer. Der Stamm der Schuhaneten hat seine Benennung von den hohen Bergen ihres Landestheils; hoch heißt Schuha. Die Osseten haben ihren Namen von Osse, Schnee, weil die Gebirge ihres Landes mit ewigem Schnee bedeckt sind. Wären die reisenden Geographen und Ethnographen der Landessprachen kundig, und die Russen in ihren Angaben gewissenhafter und besser unterrichtet, so würde die Konfusion, welche in den Karten und Beschreibungen des Kaukasus herrscht, nicht möglich sein.

Die Abasa fanden bei ihrem Vordringen nach Norden armenisch-georgische, griechische und genuesische Ansiedlungen längs der Küste des schwarzen Meeres, und zwar die ersteren südlich, die anderen weiter nördlich, und noch weiter im Norden die letzteren. Dies erklärt auch, daß bei den südlichen Abasa das armenische Doppelkreuz, bei den in der Mitte wohnenden griechisch-heidnische Gebräuche, bei den nördlichen das einfache lateinische Kreuz herrschend wurde.

Was noch eigenthümlich ist und dem Auge des aufmerksamen Beobachters nicht entgehen kann, ist die beträchtliche Zahl georgischer Physiognomien im südlichen, von griechischen im mittlern und von römischen im nördlichen Abasien, was eine Folge der Vermischung der Abasa mit den früheren Einwohnern sein muß. Die Schuhaneten sind stark mit Georgiern vermischt. Nur der im äußersten Osten wohnende, von tatarischen Stämmen umgebene Stamm der Abasa, die Osseten, scheint die ursprüngliche Race in voller Reinheit bewahrt, oder sich auch vielleicht mit den Ueberbleibseln der Sarmaten vermischt zu haben. Die Osseten sind meistens blond und haben blonde oder gelbliche Bärte, die sie gern röthlich färben. Mit dem im südlichen Abasien wohnenden turanischen oder türkischen Stamme der Samursachen, sowie mit den am Kuban und Elbrus lebenden Tscherkessen und Tataren vermischen sich die Abasa sehr wenig.

Eine Anzahl Armenier lebt noch heute, in eigenen Kommünen zerstreut, im Adighe-Lande. Im Ganzen mögen sie ungefähr dreihundert Familienhöfe mit einer Volkszahl von circa 6000 Seelen bilden. Sie haben die Sprache, Sitten und Gebräuche, kurz die ganze Lebensart der Adighe angenommen, jedoch ihre alten Religionsgebräuche streng bewahrt. Aber in diesen besteht auch ihre ganze Religion: sie halten eine Menge Fasttage, ihre Hütten sind voll von Heiligenbildern, die sie aus Georgien bekommen; sie haben unter sich keine Geistlichkeit und nehmen, wenn sich die Gelegenheit bietet und sie diese nicht umgehen können, mit den Abasa an ihren christlichen oder heidnischen Religionsübungen Theil; oder verrichten auch mit den Muselmännern ihre Abwaschungen und Gebete. Sie nehmen zwar an allen größeren Kämpfen der Abasa mit den Russen Theil, sind indeß nicht so kriegslustig; dagegen führen sie aber ihre Wirthschaften besser und sind wohlhabender als die Abasa, sind auch zum großen Theil Händler und Makler. Der Adighe nennt sie Giurdschi (Georgier), betrachtet sie aber als Landsleute; erst in neuerer Zeit, seit der Verbreitung des Mohammedanismus, waren sie einigen Vexationen von Seiten der mohammedanischen Geistlichkeit ausgesetzt.

Während die Tscherkessen, Daghestaner, Lesgier &c. die unverkennbaren Spuren ihrer Abstammung von Tataren oder Juden in ihrem Auge und in ihren Gesichtszügen tragen und selbst der unbefangene europäische Beobachter in ihnen auf den ersten Blick eine fremde Race erkennen kann, zeigt sich uns der Abasa als herrlichster Repräsentant der indo-europäischen Race. Man kann den Türken, Tataren, Juden und den echten Moskowiten, wie man will, europäisch vermummen, er wird äußerst selten, ja fast nie seine Abstammung verbergen können, aber Niemand wird den in Hut und Frack gekleideten Abasa für einen Nichteuropäer erklären. Die Abasa sind von reichlich mittlerer Statur, schlank und kräftig gebaut, aber mehr muskulös, als von starkem Knochenbau. Sie haben meist braune Haare,

schöne dunkelblaue Augen, kleine wohlgeformte Hände und Füße. Blonde oder rothhaarige Mädchen werden als Schönheiten betrachtet. Man trifft nur äußerst selten Leute, die mit körperlichen Gebrechen behaftet sind. Während eines dreijährigen Aufenthalts in ihrem Lande habe ich nie einen Buckligen gesehen.

Wenn man den Boden des freien Abasiens betritt, kann man Anfangs nicht begreifen, wie ein Volk, bei welchem fast jedes Kind Waffen trägt, ohne geschriebene Gesetze, ohne executive Gewalt, ja selbst ohne Chefs und Anführer, nicht allein existiren, sondern auch einem Kolosse, wie Rußland, so lange Jahre hindurch Widerstand leisten und seine Unabhängigkeit bewahren kann. Die Ursache ist die bei diesem Volke auf nationale Traditionen und Gebräuche gestützte, starke sociale Organisation, welche nicht nur die Person und das Eigenthum eines Jeden schützt, sondern auch alle materiellen und moralischen Versuche zur Unterwerfung des Landes schwierig, wo nicht unmöglich macht.

Ihrer inneren Organisation nach theilen sich die Adighe in drei Nationen.

Die zahlreichste ist die Nation Schapsuch, dann folgt die Nation Abesech, die kleinste ist die Nation Ubuch. Die erstere wird im Norden durch den Kuban, im Osten durch Abesech, im Süden durch Ubuch, im Westen durch das Schwarze Meer begrenzt. Vor den Einfällen der Russen im Osten und Süden gedeckt, vertheidigt sie den Kuban und die Küsten des Schwarzen Meeres.

Die zweit-zahlreichste Nation ist Abesech. Im Norden und Osten durch den Kuban, im Süden durch Ubuch, im Westen durch Schapsuch begrenzt, hat Abesech keine direkte Kommunikation mit dem Schwarzen Meere. Seine Nord- und Ostgrenze ist schwach und es hat am meisten von den Operationen der Russen zu leiden.

Die dritte, kleinste Nation sind die Ubuch. Im Norden durch Abesech, im Osten und Süden durch das Fürstenthum Abasien und einige kleine unabhängige Stämme, im Südwesten und Westen durch das Schwarze Meer und durch Schapsuch umschlossen, ist Ubuch nur von der Seeseite den russischen Angriffen zugänglich. Die Nationen der Schapsuchen und Abesechen theilen sich jede in acht Stämme; unter diesen acht Stämmen sind noch je zwei und zwei enger mit einander verwandt und bilden eigentlich einen Stamm, auch ist jeder der acht Stämme von Schapsuch mit einem der acht Stämme von Abesech verwandt. Die Nation Ubuch bildet nur Einen Stamm.

Jeder der Stämme (Tlako) ist wieder in eine Anzahl Familien (Tlako-cyk) und diese sind wieder in eine Anzahl Familien-Höfe oder Vaterschaften (Juneh, heißt auch Hof oder Haus) eingetheilt. Aber alle Stämme, Familien und Familien-Höfe einer Nation leben gemischt unter einander und in jeder Gegend sind alle Stämme und Familien vertreten. Die administrative Eintheilung, wenn man diesen Ausdruck gebrauchen darf, ist in je hundert Familien-Höfe (Juneh-is, hundert Höfe oder Häuser), welche so zu sagen ein über eine oder mehrere Quadratmeilen sich erstreckendes Dorf vorstellen. Solche Juneh-is bilden gewissermaßen eine kleine unabhängige Republik, welche durch ihre Aeltesten (Thamata) regiert wird, und das ganze Land ist eine Föderation solcher kleinen Republiken, eine um so stärkere Föderation, da die Einwohner einer Juneh-is im äußersten Westen oder Norden mit denen einer Juneh-is im entlegensten Osten oder Süden stamm- und familienverwandt sind und diese Verwandtschaften hoch und heilig achten. Jede Juneh-is schickt zu den Berathungen des Landes oder der Nation zwei Abgeordnete. Im Innern sind die Hundert-Höfe noch zu je zehn Höfen (Juneh-ips) abgetheilt, und die zehn Vertreter bilden mit dem Imam (mohammedanischen Geistlichen) den Rath und das Gericht ihrer Juneh-is.

Eine andere Eintheilung des Landes ist nach den Flüssen. Wie viele Juneh-is auch an einem Flusse belegen sein mögen (manchmal vielleicht zwanzig und mehr), so werden doch bei Raths-, Kriegs- und Gerichtsversammlungen immer nur zwei Aelteste von jedem Stamme als Vertreter aller Bewohner längs der Flüsse gewählt, so daß sechszehn Aelteste, mit zwei Kadi (— mohammedanische Richter; gewöhnlich ist der Imam zugleich Kadi —) an der Spitze, den Rath und das Gericht aller am Flusse liegenden Juneh-is bilden. Um einen Adighe genau zu bezeichnen, muß man also seine Nation, seinen Stamm und seine Familie, außerdem seinen Fluß und seinen Hundert-Hof nennen, z. B. Jendris Hantoch, Jemis, Schapsuch, Antchir, Okezikos, d. h. der Jendris von der Familie Hantoch, vom Stamme Jemis, von der Nation Schapsuch, der an dem Flusse Antchir in dem Hundert-Hof oder Juneh-is von Okezikos wohnt.

Die dritte neue Eintheilung des Landes, welche aber noch unsicher ist, und nur in einigen Landestheilen, und auch da ziemlich unregelmäßig vorkommt, ist in Mekiameh, mohammedanische Gerichtshöfe.

In einem Familien-Hofe (Juneh) wohnen, außer den Eltern, ihre sämmtlichen verheiratheten Söhne und Töchter; die Sklaven, wie groß auch ihre Anzahl sein mag, werden immer mit zum Hofe gezählt. Solche Familien sind, besonders da oft auch mehrere Brüder mit ihren Familien zusammenwohnen, sehr zahlreich; oft verweilen an hundert Seelen beiderlei Geschlechts in einer Juneh. Ich habe nie weniger als zehn, fast immer mehr als zwanzig Bewohner getroffen*); ich nehme daher die Zahl der Bewohner einer Juneh im Durchschnitt auf 17 Personen an, was mir eher zu niedrig als zu hoch gegriffen erscheint.

Man rechnet für die Nation Schapsuch 276 Juneh-is; von diesen liegen in dem Dreieck zwischen Anapa, Sodschak und Atekuma, oder in dem wenig gebirgigen Ländchen Netochatsch 54, in den Ebenen bis Dogai 97, in den Gebirgen 125 Juneh-is. Seit dem Andrange der Russen in Netochatsch (seit dem Jahre 1856) und in den Ebenen von Schapsuch (seit 1860) hat sich ein großer Theil der am meisten gefährdeten Bewohner in die Gebirge zurückgezogen und dort angesiedelt.

Die Nation Abesech berechnet man auf 183 Juneh-is. Außer diesen gehören zu Abesech noch eine Menge kleiner Grenzstämme, von denen viele bis auf ein paar Familien zusammengeschmolzen sind und sich in Abesech zerstreut haben, einige noch in ihren alten Gemeinschaften leben, aber von Tag zu Tag mehr zusammenschmelzen. Alte Leute wiesen mir am Kleinen Kuban und an der Laba wüste Landstriche, wo noch vor dreißig bis vierzig Jahren zahlreiche Juneh-is gestanden, von denen keine Spur mehr geblieben. Diese Grenzstämme waren tscherkessischer Abkunft, hatten sich aber stark mit den Adighe vermischt, bis zuletzt das abasische

*) Es giebt Familien-Höfe, Juneh, wo die Einwohnerzahl hundert Individuen übersteigt. Es ist völlig unmöglich, die Zahl der Bewohner des Landes mit Genauigkeit zu bestimmen, da Geburts-, Sterbe- und Heirathsregister unbekannt sind. Ich mußte mich bei meinen statistischen Angaben blos nach dem wahrscheinlichen Anschlage richten. Da ich jedoch in einigen Juneh-is genaue Zählungen der Menschen, Pferde, Vieh und Waffen vorgenommen, und die Zahl der Juneh-is mir ebenfalls genau bekannt ist, so glaube ich, die angegebenen runden Zahlen annehmend, der Wahrheit nicht fern zu sein.

Element überwiegend wurde, so daß man auf zehn Adighe kaum einen Tscherkessen findet. Die Stämme Khemirhai, Naurus, Mantsur, Taphne und andere sind fast verschwunden, von den noch existirenden ist Bsedoch mit 11 Juneh-is der bedeutendste; dann folgt Demirgoi mit drei Juneh-is; die anderen, wie Hatochai, Bösnei, Jarochai, Mokosch, Kabartai, Karatschai rc. bestehen jeder aus einer einzigen Juneh-is. Da alle diese Stämme zu Abesech gehören, so würde die ganze Zahl der Juneh-is sich auf 203 belaufen.

Die dritte Nation der unabhängigen Adighe, die **Ubuch**, bilden nur einen Stamm, der in viele Familien getheilt ist und in 46 Juneh-is lebt. Da in diesem Ländchen die Zahl der Sklaven sehr groß ist und vielleicht mehr als den dritten Theil der Bevölkerung ausmacht, kann man die Einwohnerzahl jeder Juneh nicht auf weniger als 25 Seelen anschlagen. Es ergäbe sich also für **Schapsuch** auf 276 Juneh-is, jede zu 1700 Einwohnern gerechnet, eine Bevölkerung von 469,200 Seelen, **Abesech** hätte auf 203 Juneh-is 345,100 und **Ubuch** auf 46 Juneh-is (die Juneh zu 25 Seelen gerechnet) 115,000 Einwohner, was in runder Rechnung die von mir angenommene **Bevölkerung von circa 900,000 Seelen für den unabhängigen Theil von Abasien oder das Adighe-Land ausmacht.**

Vor ungefähr dreißig Jahren waren die Tscherkessen und die Abasa auch, weit mehr als heute, durch die Religion von einander unterschieden. Während die Ersteren den mohammedanischen Glauben bekannten, übten die Letzteren christliche Gebräuche, welche sehr mit heidnischen gemengt waren. Einige Geschichtsforscher behaupten, daß das Christenthum in den Gebirgen durch die georgische Königin Thamara eingeführt wurde. Abgesehen davon, daß die Existenz dieser frommen und tapfern Fürstin*), deren Ruhm übrigens im ganzen Kaukasus groß ist, bis jetzt nicht historisch erwiesen ward und eine Mythe sein kann, ist es auch sicher, daß nie georgische Heere in die Gebirge vorgedrungen sind. Dagegen ist es unzweifelhaft, daß christliche und mohammedanische Heere in den Ebenen am Kuban große Schlachten geschlagen. Die zahlreichen Grabdenkmäler**), in denen noch heute verschiedene tatarische, grusische, und mancherlei andere Waffen und Münzen gefunden werden, geben davon ein sicheres Zeugniß.

Im mittlern Theile des Landes haben sich noch Spuren des altgriechischen Heidenthums bis heute erhalten. Der Mohammedanismus hat dort noch weniger Eingang gefunden, als im Norden der Berge; in den Ebenen von Abesech jedoch hat er sich sehr stark ausgebreitet. Das **Kreuz** trifft man zwar hier und da, doch ist es selten; dagegen findet man in vielen Gegenden wunderliche, aus Holz geschnitzte heidnische Bilder von Hausgottheiten. Traditionen der alten griechischen Mythologie haben sich noch lebendig in der Vorstellung des Bergvolkes erhalten. **Thaschuha** ist der **große und mächtige Gott**, der aber noch eine ganze Familie untergeordneter Gottheiten, **Thazyku**, hat. **Außerdem besitzt jeder Wald, jeder Berg seinen Schutzgeist: mesimtha, psitha, kushamtha** (Waldgott, Flußgott, Berggott). Die Abasa zählen **zweiundzwanzig größere Gottheiten** und ihre Eintheilung hat große Aehnlichkeit mit der griechischen. Sonderbare Verwirrung! unter den heidnischen Göttern hat die heilige Jungfrau ihren Platz gefunden; Mara ist die Mutter des großen Gottes und hochverehrt; Jesus ist jedoch unbekannt. **Heilige Haine**, mit bunten Bändern geschmückte Eichen, unter denen die Einwohner ihren Gottesdienst verrichten, habe ich oftmals gesehen. Man bringt dorthin auch Speisen und Getränke für die Götter; einen eigentlichen Gottesdienst konnte ich aber nicht bemerken. Es wurde mir gesagt und zwar besonders von den Muselmännern, daß die Leute sich ihres alten Aberglaubens schämen, daß nur die alten Leute insgeheim ihre verschiedenen heidnischen Gebräuche und Zaubereien ausüben, daß die jungen hingegen schon so gut wie Muselmänner sind; da sie aber noch nicht beten gelernt haben, wie es sich für Rechtgläubige ziemt, so beten sie lieber gar nicht, weder auf die neue, noch auf ihre alte Weise.

Im Süden des Adighe-Landes, in Ubuch, ist der Mohammedanismus auch nicht weit vorgeschritten. Er wird nur von einigen Nachkommen der Tscherkessen und von den Einwanderern aus Lasistan bekannt. Da Ubuch ferner den ausgedehntesten Sklavenhandel mit der Türkei treibt, so sind auch die Sklavenhändler eifrige Muselmänner, um sich den Türken angenehm zu machen. Das Fürstenthum Abasien enthält kaum ein paar vereinzelte mohammedanische Familien. Hier trifft man wieder das **Kreuz**, aber nicht mehr das einfache lateinische, wie im Norden, sondern das doppelte griechisch-armenische. Die Religionsbegriffe der Einwohner und ihr Gottesdienst unterscheiden sich in nichts von dem, was wir oben gesehen, doch hat die russische Regierung bei den südlichen Abasa, bei den Schuhaueten und den Osseten einige russische Kirchen bauen lassen und russische Popen für den Gottesdienst angestellt, aber die meisten dieser Kirchen wurden zerstört, die Popen verjagt und die noch erhaltenen Gotteshäuser werden von Niemanden besucht. Der Abasa sieht in diesen russisch-christlichen Bemühungen, und zwar mit großem Rechte, nicht den Wunsch der Regierung, ihn zum russisch-griechischen Christenthum zu bekehren, sondern ein Mittel, ihn zu unterjochen. Nebenher sei bemerkt, daß, wenn die Christen nur den zehnten Theil der Bemühungen, der Zeit und der Energie aufgewandt hätten, wie die Mohammedaner, das ganze Land heute gut christlich wäre.

Seit der Einführung des **Koran** ist dieser das Gesetz für alle, welche den mohammedanischen Glauben angenommen, und da alle dem Anschein nach Muselmänner sind, sollte dieses Gesetz auch von ihnen befolgt werden. Dem ist aber nicht so. Einmal ist die Zahl der im Koran Bewanderten noch sehr gering, besonders in den gebirgigen Theilen, und dann vermag sich auch der Adighe seiner alten Sitten nicht so leicht zu entwöhnen. Das alte herkömmliche Recht ist also im Grunde noch allein herrschend.

Da keine Schriftzeichen für die Adighe-Sprache existiren, giebt es auch **kein geschriebenes Gesetzbuch**; die Richter urtheilen nach **herkömmlichem Brauch**. Wer gegen einen Andern einen Prozeß anhängig machen will, begiebt sich zu den zwei Aeltesten seines Stammes in der Juneh-is, in welcher er ansässig ist. Diese berufen dann von jedem Stamm zwei Aelteste, und außerdem einen oder mehrere im Koran erfahrenen Imam oder Kadi. Ist der Prozeß minder wichtig, so wird von jedem Stamme nur ein Aeltester berufen. Da die Richter gewöhnlich alle der Schrift unkundig sind, aber manchmal gern gute Muselmänner spielen und nach dem Koran richten möchten, so hat der Kadi, besonders wenn er ein gutes Mundwerk besitzt, leichtes Spiel; alle diese neuen Schriftgelehrten wissen gewöhnlich jeden Prozeß zu ihrem Vortheile auszubeuten, woher auch

*) Sonderbar ist es, daß der Name der berühmten georgischen Königin aus den abasischen Worten Tha, Gott, und Mara, Maria, zusammengesetzt ist. Sollte dieser Name nicht vielleicht eine andere Bedeutung haben?

**) Man findet diese runden, von Erde aufgeworfenen Grabhügel überall, wo die Völkerwanderungs-Züge vorbeikamen. Ganz Südrußland und Südpolen, die Moldo-Walachei und das flache Ungarn sind besäet mit solchen Tumuli.

ihre Unverläßlichkeit sprichwörtlich geworden ist. Wenn das gewöhnliche Gericht die Streitsache nicht erledigen kann, oder eine der Parteien gegen das Urtheil protestirt, so wird der Prozeß bis zur nächsten Volksversammlung aufgeschoben, wo dann die erfahrensten und angesehensten Alten der acht Stämme und die renommirtesten Kadi zu Gericht sitzen.

Für den Verurtheilten oder Angeklagten ist sein ganzer Stamm verantwortlich, der ihn im Nothfalle unterstützt und vertheidigt. Wird er zur Bezahlung einer Strafe verurtheilt und seine Mittel reichen nicht aus, so sammelt er zuerst bei seiner Familie und, wenn dieses nicht ausreicht, bei seinem Stamme von Haus zu Haus. Die Bewilligung dazu erhält er von den Aeltesten seines Stammes, die ihm auch das Stammeszeichen oder Siegel, auf einem Stück Papier aufgedrückt, übergeben. Jeder ist in diesem Fall verpflichtet, ihm zu helfen; bekommt er jedoch dies Zeichen nicht, dann ist er von seinem Stamme preisgegeben, und hat er keine eigene Mittel, so wird er von der Gegenpartei, besonders wenn es sich um einen Blutpreis handelt, getödtet oder als Sklave verkauft. Ist ein Prozeß zwischen Individuen zweier Nationen (z. B. Schapsuchen und Abesechen) anhängig gemacht, so versammeln sich die Richter beider Nationen an der Grenze, berathen zuerst getrennt und dann gemeinschaftlich, und wenn sie nicht übereinkommen können, so wählen sie Schiedsrichter von der dritten Nation. Auch Fremde, wie zum Beispiel die türkischen Kaufleute an den Küstenplätzen, werden gern aufgefordert als Schiedsrichter zu fungiren. Bricht ein Grenz- oder ein anderer Streit zwischen den abasischen Nationen aus, so formiren sich nur zwei Gerichtslager, aus dem nördlichen Abasien, d. h. aus Schapsuch und Abesech, und aus dem südlichen, d. h. aus dem Lande der Ubuch, dem Fürstenthume Abasien, den Schuhaneten und Osseten. Es kommt äußerst selten vor, daß ein Gerichtsspruch nicht befolgt wird; in solchem Falle ist manchmal eine blutige innere Fehde die Folge.

Der einzige Fall, in dem ein Gericht auf Tod erkennen kann, ist offener oder geheimer Dienst beim Feinde, und auch da begnügen sich die Richter gewöhnlich mit der höchsten Geldstrafe, welche, eben so wie für Mord und Todtschlag, auf 2000 Silberrubel (zehn Silberrubel bedeuten ein Stück Hornvieh) festgesetzt ist. Weigert sich nun der ganze Stamm des Verurtheilten, ihm zu helfen, was im ersten Falle stets geschieht, so ist er, wenn er ein nach dortigen Begriffen großes Vermögen besaß, ruinirt, wenn nicht, wird er als Sklave verkauft. Unwillkürlicher Todtschlag oder willkürliche Verwundung, Blankziehen des Säbels und Bedrohen mit demselben, zieht eine Strafe von 100 bis 1000 Silberrubeln nach sich. Zufällige Verwundung, Bedrohung mit der Flinte oder Pistole wird mit einer Strafe von 10 bis 500 Rubeln geahndet; Diebstahl mit 10 bis 1000 Rubeln und Rückerstattung des gestohlenen Gutes. Wer ohne Wissen des Besitzers dessen Pferde den Schweif stutzt, was, ich weiß nicht weshalb, als die größte Beleidigung angesehen wird, hat oft eine Strafe bis zu 500 Rubeln zu erlegen. Die kleinste Strafe ist ein Silberrubel, der einer Ziege gleichkommt. Der Hofbesitzer, bei welchem einem Gaste irgend ein Leid geschieht, oder in dessen Hause jener bestohlen wird, ist ihm oder seiner Familie Genugthuung und Ersatz schuldig.

Der schwierigste Fall ist die Blutrache. Diese furchtbare Sitte aller uncivilisirten Gebirgsvölker kostet auch hier jährlich vielen Menschen das Leben. Oft ist der Bruder oder ein anderer Verwandter mit der Bezahlung des Blutgeldes oder mit dem Urtheilsspruch nicht zufrieden oder zu ungeduldig, um den letztern abzuwarten, und tödtet entweder den Mörder oder irgend Jemanden seines Stammes. Daraus entstehen dann endlose Ueberfälle und Morde; in der Nation der Ubuch verloren vom 12. bis 17. Oktober 1859, also binnen fünf Tagen, 42 Personen zweier Familien das Leben. Der ganze Stamm mußte zu den Waffen greifen, um dem Blutvergießen ein Ende zu machen. Die Einführung von Mehkiameh*), Arrestlokalen und Murtazik**) hielt eine Zeit lang die Adighe im Zaum; als aber die Gewalt des Naib fiel, brach jene Barbarei um so wilder hervor, je mehr sie eine Zeit lang in Schranken gehalten worden.

Durch Einführung des Koran hat sich eine solche Konfusion eingeschlichen, daß außer den Adighe-Richtern, welche diese Verordnung recht gut zu ihrem Vortheile benutzen, kein Mensch darüber in's Klare kommen kann. Es giebt ein Sprichwort im Adighe-Lande: „Jedesmal wenn der Kadi den Koran aufmacht, hast du eine Ziege weniger im Stalle, magst du Kläger oder Beklagter sein."

*) Mehkiameh heißt im Arabischen Gerichtshof. Der Naib Mohammed Emin führte solche Gerichtshöfe ein. Für eine bestimmte Anzahl Juneh-is wurde ein Hof angelegt, in welchem Wohnungen für die Richter, für den Polizeichef des Gerichtskreises und für seine Murtazik mit den nöthigen Stallungen aufgeführt wurden. Außerdem war im Gerichtshofe eine Moschee und ein Arrestlokal erbaut. Jetzt liegen alle diese Mehkiameh in Ruinen.

**) Murtazik bedeutet Polizeidiener oder Gensd'arm.

Ein Besuch am Hofe des Muata Cazembe.

Die portugiesische Expedition. — Der Mambo und seine Tracht. — Große Audienz — Die Frauen des Kaisers. — Würdenträger und Hofnarren. — Die Hauptstadt Lunda. — Regierung und Beamte. — Das Volk der Balonda. — Religiöse Vorstellungen. —

Im Innern Afrikas, südlich vom Aequator, finden wir einige ausgedehnte Reiche, zum Beispiel jenes des Matiamvo, östlich von Angola, und jenes des Muata Cazembe, nordwestlich vom Nyassa-See und südwestlich vom Tanganyika. Beide sind barbarisch durch und durch, und in Bezug auf staatliche Verhältnisse, wenn der Ausdruck erlaubt wäre, noch weit weniger entwickelt, als Aschanti und Dahome im Innern Guineas. Das Volk in jenen beiden Reichen heißt Balonda oder Balunda, und Livingstone behauptet, sie seien „ächte Neger"; die portugiesischen Reisenden, welche im Lande selbst waren, rechnen sie dagegen zu den kaffernartigen Völkern.

Lunda oder Cazembe gehört zu den noch wenig bekannten Gegenden; die Hauptstadt liegt unter 9° S. Br.

und 26° 40′ Ö. L. von Paris. Der erste Europäer, welcher dieselbe besuchte, war der portugiesische Doktor Lacerda, der 1798 von Mosambik aus dorthin gelangte, aber in Cazembe starb. Im Jahre 1831 und 1832 drangen Gamitto und Monteiro bis in diese Residenz des Muata vor. Der letzte weiße Reisende, welcher sie besucht hat, war, wie Travassos Valdez*) anführt, ein Herr Freitas, der schon früher den Major Gamitto begleitet hatte. Das Werk des Letztern erschien in portugiesischer Sprache zu Lissabon 1854.

Die portugiesische Expedition hatte vom Muata Cazembe eine Einladung erhalten, denn zwischen seinem Land und den portugiesischen Besitzungen finden Handelsbeziehungen statt. Sie nahm Soldaten zur Bedeckung mit und, wie sich von selbst versteht, auch Geschenke. Jeder Weiße brachte eine Peca de Fazenda, ein Stück Baumwollenzeug, und aus der Anzahl dieser Stücke konnte dann der Herrscher ersehen, wie viele weiße Männer an seinem Hof erschienen waren.

Die Expedition nahm ihren Ausgang von Tete am Sambesi aus und verfolgte ununterbrochen eine nordwestliche Richtung, bis sie nach Lunda gelangte. Dort war die Mossumba, d. h. Residenz des Kaisers, welchen man auch als Mambo bezeichnet. Als die Portugiesen in das große Viereck eintraten, war der Platz schon mit Menschen angefüllt. Dem östlichen Thore gegenüber hatte man jedoch einen beträchtlichen Raum freigelassen.

Der Muata Cazembe hatte etwa fünf- bis sechstausend Soldaten aufgestellt; sie trugen Bogen, Pfeile, Wurfspeere und das Pocué. Letzteres ist ein großes Messer oder vielmehr ein zwei Spannen langes, doppelschneidiges Schwert von etwa vier Zoll Breite, wird in einer ledernen Scheide getragen und hängt an einem Ledergürtel auf der linken Seite. Diese Waffe darf nur von Soldaten, Beamten und Dienern der Krone getragen werden.

Der Muata Cazembe oder Mambo saß links vom östlichen Eingangsthore zur Mossumba. Statt des Teppichs vor dem Thronstuhl waren Tigerhäute so gelegt, daß sie einen großen Stern bildeten, in dessen Mitte das Fell von einem großen Löwen lag. Der Stuhl war mit grünem Zeuge bedeckt, stand mitten auf der Löwenhaut und bildete den Thron.

Die eigenthümliche Tracht des Mambo verdient eine besondere Erwähnung, denn für Afrika war sie, und zwar in eigenthümlicher Weise, prachtvoll. Auf dem Kopfe hatte der große Kaiser eine etwa zwei Spannen hohe Mitra aus scharlachrothen Federn, vor der Stirn erglänzte ein Diadem von glänzenden, werthvollen Steinen und Juwelen; auf dem Hinterhaupte stand ein mit zwei kleinen Elfenbeinpfeilen befestigtes, in Falten gelegtes Tuch empor, das wie ein grüner Fächer aussah. Nacken und Schulter waren mit einer Art von Kapuze bedeckt; der obere Theil bestand aus Kaurimuscheln und falschen Juwelen, der Besatz aus verschieden gestalteten Stücken Spiegelglas, welches nicht ohne Geschmack angeordnet war. Auf den Armen, oberhalb des Elbogens, trug er ein etwa vier Zoll breites, mit Streifen von ausgefranztem Fell besetztes Stück Zeug; dieses Abzeichen und Merkmal des Königthums dürfen außer dem Herrscher selbst nur dessen nächste Blutsverwandte tragen. Der Arm vom Elbogen abwärts steckte in einem Ueberzug von himmelblauen Steinen; vom Gürtel bis zu den Knien war der Körper mit einem gelben Schurz bedeckt. Dieser Schurz hatte einen vier Zoll breiten Besatzstreifen, dessen oberer Theil blau war, der untere hatte eine rothe Farbe. Auch trug der Mambo einen Gürtel in eigenthümlicher Weise, nämlich so, daß das eine Ende desselben an den Schurz vermittelst elfenbeinerner Pfeile befestigt, und das Ganze, in kleine Falten gelegt, um den Leib gewickelt wird. Der Schurz heißt Muconzo, der Gürtel Insipo, und beide gelten auch für Abzeichen der Herrscherwürde. Dieser Ledergürtel wird der ganzen Länge nach aus einer Ochsenhaut geschnitten, ist fünf bis sechs Zoll breit, und der Büschel des Schweifes schleppt unter den eben erwähnten Falten hin. An der rechten Seite hing vom Insipo ein Strang Perlen herab, an welchen eine kleine Glocke befestigt war; sie ertönte allemal, wenn der Herrscher sich bewegte. Die Beine waren in ähnlicher Weise geschmückt wie die Arme, aber Gesicht, Hände und Füße blieben unbedeckt.

Zu alledem kam aber noch mancher andere barbarische Pomp. Durch sieben Schirme wurde der Mambo gegen die Sonnenstrahlen geschützt. Sie waren von verschiedenen Farben und auf langen, in die Erde gesteckten Bambusstäben befestigt, die letzteren hatte man mit Zeug von einheimischer Manufaktur umwickelt. Neben den Schirmen standen Neger mit Nhumboschweifen in den Händen.

Nhumbe heißt eine Art von Gnu-Antilope, welche so groß ist wie ein dreijähriger Ochse; sie hat kastanienbraune Farbe, einen schwarzen Streifen über dem Rücken, viel Haar auf den Schultern, gleichsam eine Mähne, gespaltene Klauen, Kopf und Horn wie ein Büffel. Das Fleisch ist vortrefflich. Der Nhumboschweif, welchen jene Neger hielten, hatte die Gestalt eines Besens und die Griffe waren mit verschiedenfarbigen Glasperlen verziert. Wenn der Muata Cazembe den Gnuwedel, den er in seiner rechten Hand hielt, bewegte, thaten jene Neger gleichzeitig dasselbe.

Andere Schwarze gingen über den freien Raum, um alle Unreinlichkeiten fortzunehmen, und noch andere gingen mit Körben hinterher. Der Platz war übrigens so sauber, daß man nicht das geringste Ungehörige fand. Auf demselben war ein Kreis, der vom Thronsitz ausging, an der linken Seite durch einen tiefen Strich im Sande, an der rechten durch Kreide (Jmpemba) bezeichnet. Innerhalb desselben waren zwei Reihen von Götzenbildern aufgestellt, Gestalten von etwa zwanzig Zoll Höhe, die man an in die Erde getriebene Stecken befestigt hatte. Sie hatten Gesichtszüge wie die Kaffern und waren mit Thierhörnern verziert. Auch stand ein Käfig in Gestalt eines Fasses da, und auch in diesem war ein kleines Götzenbild. Unweit von den beiden zu äußerst aufgestellten Idolen saßen zwei Neger; jeder hatte ein mit glühenden Kohlen angefülltes Gefäß vor sich und warf Blätter darauf, welche einen wohlriechenden Rauch verbreiteten. Die Götzenbilder drehten dem Mambo den Rücken zu; an einem derselben war eine Schnur befestigt, welche bis zu den Füßen des Herrschers reichte. Den Grund dafür konnten die Portugiesen nicht erfahren.

In der Pforte saßen die beiden Hauptfrauen des Mambo; die eine auf einem mit grünem Zeug überdeckten Tabouret, die andere auf einem Löwenfell. Arme, Nacken und Brust waren mit verschiedenfarbigen Steinen geschmückt und auf dem Kopfe trug die erstere scharlachrothe Federn. Sie hieß Muaringombe, die zweite führte den Namen Intemena; diese war aber nur sehr einfach gekleidet. Hinter beiden standen wohl an vierhundert andere Frauen von verschiedenem Alter; sie trugen alle Nhandas, eine Art von Baumwollenzeug, das mit Baumrinde vermischt ist. Sie gehören zum Harem und sind auch Dienerinnen der vier Haupt-

*) Six years of a traveller's life in Western Africa, by Francisco Travassos Valdez, London 1861. Vol. II, p. 213. Dieser Portugiese, der als Kommissar seiner Regierung in Kapstadt lebt, hat auch über Matiamvo, den eigentlichen Oberherrscher der Balunda, alle vorhandenen Nachrichten zusammengestellt. Wir werden dieselben gelegentlich mittheilen

frauen. Links vom Muata Cazembe saß auf einer Löwenhaut unter zwei Schirmen ein junges Weib, in ähnlicher Tracht wie die Muaringombe; sie war mit des Herrschers verstorbener Mutter verwandt und erfreute sich des Vorrechts, ein Gefolge von zweihundert Frauen zu haben.

Auf der innern Seite des Vierecks, welches von den Kriegern umschlossen wird, saßen, dem Range zufolge, die Kilolos, Würdenträger, auf Löwenhäuten; sie kehrten das Gesicht dem Mambo zu und waren anständig gekleidet; jeder hatte einen Schirm. Zunächst dem Herrscher standen dessen Oheim und Neffe.

Mehrere Banden von Spielleuten standen zwischen dem Kaiser und den Würdenträgern. Jede Bande hatte ihre besonderen Instrumente; da aber alle zugleich musicirten, so machten sie einen wahren Heidenlärm. Alles wurde angenehmen Gesichtsausdruck. Major Monteiro ließ das Gewehr präsentiren und dem Herrscher sagen, daß solches eine Ehrenbezeugung sei. Darauf verneigte sich der Mambo und schickte jedem Mitgliede der vor ihm stehenden Gesandtschaft einen mit Tigerhaut bedeckten Elephantenzahn, welcher dann als Sitz diente.

Die Portugiesen waren vom Cazembe Ampata nach Lunda geleitet worden. Als nun die Audienz begann, fing jener an vor dem Herrscher zu tanzen; dieser streckte ihm die Hand entgegen und sprach: Uavinga, d. h. es ist gut! Eine größere Ehre kann er einem Unterthan nicht erweisen. Major Monteiro ließ eine Gewehrsalve geben, welche auf den Wunsch des Mambo wiederholt wurde.

Das Gebiet des Cazembe wird im Westen durch den Fluß Lualao vom Lande des Matiamwo geschieden. Die



Audienz beim Muata Cazembe.

von dem Schalle der Schambanssua, einer Trommel, übertäubt; diese ist zwei Spannen hoch, hat etwa vier Spannen im Durchmesser und wird im Innern der Mossumba auf einer Löwenhaut aufbewahrt. Eigentlich soll sie nur in Kriegszeiten gebraucht werden, aber der 1831 regierende Cazembe ließ sie rühren, wenn er zornig war, und wer ihm dann in den Weg kam, wurde getödtet. Der Ton dieses Instrumentes hat etwas Peinlich-trauriges.

Einen nicht unwichtigen Bestandtheil der königlichen Dienerschaft bilden die Hofnarren, welche, bis auf ein von den Schultern herabhängendes Tigerfell, durchaus unbekleidet sind; manche tragen Hörner auf dem Kopfe und andere haben, in unzüchtiger Weise, Stroh um den Leib gewickelt. Einige hatten sich über und über mit rothen und weißen Streifen bemalt. Alle aber sprangen umher und machten lächerliche Männchen oder unanständige Geberden.

Der Muata Cazembe sah aus wie ein Mann von fünfzig Jahren, war aber viel älter. Er trug einen grauen Bart, hatte kräftigen Gliederbau und einen keineswegs un- Größe des Flächenraumes kennen wir nicht, bei den verschiedenen Kaffernationen gilt es aber für das mächtigste Reich in Südafrika. Früher reichte es vom Flusse Schambeze im Osten, bis zum Lualao im Westen, hatte also eine Ausdehnung von ungefähr zweihundert Wegstunden in der Länge und halb so viel in der Breite; aber es ist nun durch die Muembas oder Moluanes, welche von Nordwesten her als Eroberer kamen, beträchtlich verkleinert worden.

Das Land bildet eine von Flüssen durchschnittene Ebene; die einzelnen Distrikte werden von Kilolos verwaltet, über welche der Mambo eine uneingeschränkte Gewalt übt. Die Hauptstadt Lunda liegt an einem Wasser, das als See und Fluß bezeichnet wird und Mofo heißt. Die Straßen sind gerade, breit und werden sehr sauber gehalten. Die Residenz des Königs, die mit verschiedenen Namen (Ganda, Mossumba und Schipango) bezeichnet wird, liegt am Wasser, an der Nordseite der Stadt.

Lesen und Schreiben sind dem Volk unbekannt. Die religiösen Vorstellungen erscheinen ganz roh; man opfert

den Musimos, das heißt den Geistern der abgeschiedenen Mambos, Kriegsgefangene, und in Ermangelung solcher auch Leute aus dem eigenen Volke.

Als Staatsmaxime gilt, daß der Muata Cazembe mit keinem andern Potentaten ein Bündniß eingehe; er übt so viel als möglich Druck auf die kleinen Herrscher jenseits seiner Grenzen und sucht dieselben unter einander in Kriege zu verwickeln. Die Regierung ist ganz unbedingt despotisch. Streitkräfte befehligt, und der Muaniancita oder Oberaufseher der Wege, welcher den Karawanen Führer stellt, ihnen Bedeckung giebt und alle Streitigkeiten über Schulden, Raub und Mord entscheidet.

Alle anderen Kilolos, mit deren Titel das Wort Fumo verbunden wird, gehören zur zweiten Rangstufe, z. B. die Beamten, welche die Kleider, Juwelen, Glasperlen &c. des Muata in Verwahr haben, die Musiker und der Oberaufseher



Der Muata Cazembe in Lunda

Sein Titel ist Muata, das heißt Herr oder Gebieter; aber seine Schmeichler nennen ihn auch Muatiansa (Matiamvo), was er sehr gern hört. Auch bezeichnet man ihn als Muane, was etwa unserm „Herr" entspricht. Die Krone ist erblich. Der Hofstaat besteht aus den Kilolos oder Bambires, Excellenten mit verschiedenen Rangstufen.

Es ist nicht ohne Interesse, zu sehen, wie der schwarze Potentat Hof und Residenz verwalten läßt. Zu den Kilolos ersten Ranges gehören der Thronfolger, die übrigen Mitglieder der Herrscherfamilie, der Oberfeldherr, welcher alle der öffentlichen Arbeiten, welcher die Straßen der Hauptstadt und die zur Residenz gehörenden Gebäude in gutem Stande zu erhalten hat. Der Caquata, d. h. einer der fängt und geleitet, hat nicht eigentlich den Rang eines Kilolo, ist aber ein wichtiger Mann, weil die Quatas, Polizeibeamten, unter ihm stehen. Die Polizeileute führen als Amtszeichen neben dem Pocuó (Messerschwert) die Stricke, mit welchen Verbrecher gebunden werden. Dem Caquata ist auch der Cata Mata untergeben, d. h. der Ohrenabschneider; er versieht das Amt des Scharfrichters. In

jeder Straße ist ein Muhine, kleiner Richter, der für Alles, was in seinem Bezirke vorgeht, verantwortlich ist und alle geringen Streitigkeiten entscheidet. Als Amtszeichen hat er eine kleine Hacke, die an einem langen Stabe befestigt und mit einem eisernen Ringe versehen ist.

Etwas, das an eine Gesetzgebung erinnern könnte, ist nicht vorhanden; Alles hängt unbedingt vom Willen des Mambo ab. Dieser vertheilt auch Ländereien nach Gutdünken und kann die Bewilligung, wenn es ihm gefällt, widerrufen.

Das Volk bildet die Klasse der Muifas, Vasallen; gleich den Adeligen, gelten auch sie für Sklaven des Herrschers. Jedes Dorf wird als Mni bezeichnet, und als Ganda, wenn der Bezirksbeamte in demselben wohnt.

Die Cazembes gehören zum großen, weitverbreiteten Stamme der Balondas; sie haben schwarze Haut, langes, wolliges Haar, vorragende Stirn, hervorstehende, lebhafte Augen, gerade Nase und nichtwulstige Lippen; der Wuchs ist kräftig und von Mittelgröße. Wir haben schon erwähnt, daß ihre religiösen Vorstellungen wenig entwickelt sind. Sie glauben, daß Pambi der Schöpfer aller Dinge sei und unmittelbar auf die Zauberei einwirke. Vermittelst der Zauberei glaubt der Cazembe-Schwarze unsterblich werden zu können; daß der Tod die Menschen ereilt, rührt, ihm zufolge, von irgend einem Versehen beim Zaubern her. Der Pambi schuf den Mambo, damit dieser über das Volk herrsche. Die Grabstätten gelten für geheiligt. In ganz Südafrika sind die Cazembes das einzige Volk, welches hölzerne Puppen als Idole hat; es sind rohe Nachahmungen der menschlichen Gestalt, mit Hörnern und Knochen von Thieren geschmückt. Orakel erhält man durch Zauberei. Der Muata veranstaltet große Festlichkeiten mit Tanz und Musik; zum Schlusse derselben läßt er Speisen und Pombe, ein berauschendes Getränk, austheilen. Die todten Mambos stehen, wie das Volk glaubt, in Verbindung mit den lebenden, gehen Nachts um und vertreiben sich die Zeit lustig mit Weibern und Weintrinken.

Das Volk redet die Sprache von Messera, welche mit dem Muiza verwandt ist, aber am Hofe wird nur das Campocolo gesprochen. Die portugiesische Expedition war sechs Monate in Lunda, aber in dieser langen Zeit war kein Mitglied derselben im Stande, etwas von dieser Hofsprache zu verstehen, ausgenommen die beiden Wörter Cupso, Feuer, und Mame, Wasser.

Das Land scheint stark bevölkert zu sein, und die Bewohner (keine eigentlichen Neger) bestellen den Boden mit großer Sorgfalt; vorzugsweise wird Maniec und Mais gebaut. Man räuchert Fleisch und Fische, versteht Thierfelle zuzubereiten und aus denselben Kleider zu verfertigen. Man bereitet Zeug aus verschiedenen Faserstoffen, namentlich auch aus Baumwolle, Oel aus Sämereien, Palmnüssen und einer Jatrophaart. Der Pombe ist ein Honigwein, dessen Bereitung ein Monopol des Herrschers ist. Salz wird aus Holzasche gewonnen; man kocht in irdenen Gefäßen. Die Waffen werden aus Eisen gefertigt; Kupfer ist in großer Menge vorhanden.

Dieses Land könnte für den Handel mit Europa von Wichtigkeit sein, wenn es nicht so tief im Innern läge.

Die Stellung der Farbigen in der Yankee-Union und die angebliche Philanthropie.

Die humanklingende Floskel und die unbarmherzige Thatsache. — Die Verlogenheit der republikanischen Partei. — Präsident Lincoln spricht den Negern die Gleichstellung mit den Weißen ab und fordert sie zur Auswanderung auf. — Steinkohlen und farbige Leute. — Die Stellung der Farbigen. — Jefferson's Ansichten. — Massachusetts und der afrikanische Sklavenhandel. — Ehrlich gemeinte Emancipationsbestrebungen im Süden. — Die fanatische Sekte der Abolitionisten als Unheilstifter. — Nat Turner's Sklavenaufstand. — Fortschritte der abolitionistischen Propaganda. — Englische Sendlinge. — Präsident Jackson's Warnungen. — Der Nagel zum Sarge der Union. —

Die große nordamerikanische Union ist für immer dahin; nachdem Blut in Strömen geflossen, gehört es zu den unmöglichen Dingen, sie wieder zu vereinigen. Denn es läßt sich nicht mehr verkennen, daß zwei Völker einander gegenüberstehen, und daß der Süden um keinen Preis irgend welche Gemeinschaft mit dem Norden haben will. Das Recht, sich unabhängig zu machen und selbständig, seinen Bedürfnissen und Ansichten gemäß zu verfahren, wird ihm ein Staatenbund nicht abstreiten, welcher selber das Anrecht auf sein Dasein aus der Volkssouverainetät und aus dem „natürlichen Recht auf Revolution" hergeleitet hat.

In Europa, wo Viele die salbungsvollen Redensarten, welche aus dem Norden der Union her in Umlauf gesetzt wurden und immer noch zum Besten gegeben werden, für baare Münze nehmen, wird man nun endlich von langgenährten Täuschungen zurückkommen. Diese werden durch die Unbarmherzigkeit der nackten Thatsachen verscheucht, und selbst die Leichtgläubigen und Unkundigen überzeugen sich, wie sehr man sie irre geführt. Die Unwissenheit, welche, in Betreff der wirklichen Verhältnisse Nordamerikas in drei Viertheilen der deutschen Zeitungen zu Tage tritt, ist in der That haarsträubend; der Leichtsinn, mit welchem sie die widersinnigsten Berichte mittheilen, geradezu bodenlos, und die Bereitwilligkeit, mit welcher sie einseitige Parteibestrebungen fördern, verdient entschiedene Mißbilligung.

Wir sagten schon früher im Globus in einem Aufsatze über Sklaven und Sklavenhalter in Nordamerika (Nr. 6, S. 167), „daß eine verächtliche Heuchelei in die Negerfrage hineinspiele; der Abolitionismus stehe in der Lüge; man befinde sich im Widerspruche zwischen den Grundsätzen, welche man aufstelle, und der Praxis, durch welche man sie zu Schanden mache." Wir belegten diesen Ausspruch mit einer langen Reihe von Thatsachen, gegen welche keine Einwendungen möglich sind. Da und dort hat wohl ein Ignorant oder ein Fanatiker Anstoß daran genommen, aber die Thatsachen bleiben eben stehen.

Die Leichtgläubigen waren der Ansicht, es habe sich von Seiten der radikalen Partei, welche sich den Namen der republikanischen beigelegt hat und deren Parteikandidat Lincoln auf dem Nigger in das Weiße Haus zu Washington einritt, um eine Befreiung der Negersklaven und eine gesellschaftliche und politische Gleichberechtigung der Farbigen gehandelt. Wer mit den Verhältnissen und

insbesondere mit den Parteibestrebungen bekannt war, konnte nicht umhin, einen solchen philanthropischen Wahn zu bemitleiden. Die humane Floskel, das philanthropisch klingende Stichwort wurde vorgeschoben, das Wort Sklav sollte Schauder bei allen wohlwollenden Menschen erregen. Es gelang in der That, das große, wenig unterrichtete Publikum zu beirren; dasselbe nahm Partei für den „freien Norden", gegen die „tyrannischen Sklavenhalter" und für den „armen Neger". Jetzt ist es ganz erstaunt, daß dieser arme Neger seither treu zum Süden gehalten hat, in dessen Heeren tapfer kämpft, und wieder zu den Sklavenhaltern entläuft, wenn die Yankees ihn etwa einfangen, um ihn in ihrer Weise freizumachen. Es ist ferner erstaunt, daß im „freien" Norden die freien Farbigen von den weißen Arbeitern mißhandelt werden, daß sie eine verachtete Pariastellung einnehmen, und in vielen „freien Staaten" gar nicht geduldet werden. Ja, während der angebliche Emancipationskrieg wüthet, haben mehrere freie Staaten ihre Gesetze zum Fernhalten der Farbigen verschärft, z. B. Illinois.

Die sogenannte republikanische Partei, welche in den Herbstwahlen von 1860, in Folge einer Dreispaltung der konservativen Demokratie, zur Herrschaft gelangte und gegenwärtig einen Despotismus übt, zu welchem Europa, selbst unter Kaiser Nikolaus von Rußland, kein Nebenstück dargeboten — diese Partei nahm zwar die Negerfrage zum Stichwort, aber nichts lag ihr ferner, als die Schwarzen zu emancipiren. Ihre Führer trieben Mißbrauch mit den unklaren Gefühlen einer Masse, die sich von dem wahren Inhalte der Phrase keine Rechenschaft ablegte; sie verkündeten „den unausweichlichen Zusammenprall, den unversöhnlichen Gegensatz zwischen weißer und schwarzer Arbeit". Aber der Neger war lediglich Vorwand, Hauptsache waren Erlangung der Macht und der fetten Aemter. Durch diese Partei des Nordens, welche sektionell war und den Gegensatz zum Süden als ihr Lebenselement hinstellte, ist die Union unrettbar zu Grunde gerichtet worden. War es doch diese Partei, welche schon vor Lincoln's Wahl in elf Staaten Bundesgesetze eigenmächtig für ungültig erklärte, und damit eine verhängnißvolle Nullifikation begann. Sie trat revolutionär gegen die Bundesverfassung und planmäßig aufhetzend gegen den Süden hervor. Sie allein trägt die Schuld an dem Bruche; wir haben das in unseren vier Aufsätzen über die nordamerikanischen Verhältnisse (Nr. 10 bis 13) nachgewiesen und mit Thatsachen belegt.

Wie wenig es der republikanischen Partei, der „Freiheitspartei", wie sie sich nennt, daran liegt, den Farbigen eine Gleichstellung zu gewähren, ergiebt sich aus einer Rede, welche kein geringerer Mann als Präsident Lincoln am 14. August dieses Jahres vor einer Deputation von Negern und Mulatten gehalten hat.

Der ganze Vorgang ist charakteristisch für die Yankees. Sie haben jetzt eben wieder die längere Zeit unterbrochene interoceanische Route durch Nicaragua eröffnet. Die Gesellschaft von Spekulanten, welchen die Dampfer gehören, will auch Kohlengruben in Chiriqui und in einigen anderen Gegenden Centralamerikas bearbeiten lassen, es fehlt ihr aber dort an Arbeitern. Die Spekulanten wandten sich an den durch und durch korrumpirten Kongreß zu Washington und erwirkten, daß derselbe eine gewisse Summe zur Unterstützung solcher Farbigen aussetzte, welche auswandern wollten. Ihr Bevollmächtigter, ein Herr Pomeroy, der sogar Senator ist, hat nun ein Werbebureau aufgeschlagen, um Neger für die Arbeit in den Kohlengruben zu gewinnen, und der Präsident der nördlichen Union gab sich dazu her, diese Spekulation zu befürworten.

Wir wollen hier bemerken, daß in Centralamerika, namentlich in Nicaragua, sofort eine große Aufregung entstand, als verlautete, daß man Massen von Negern dorthin bringen wolle. Man hat ausdrücklich dagegen protestirt und in Washington angefragt: was den Yankees ein Recht gebe, Centralamerika mit Negern zu überschwemmen? Man wolle sie nicht haben. Auswandernde Neger würden also dort von vornherein in eine schlimme Lage kommen; trotzdem macht der Präsident Propaganda für die Kohlenspekulanten!

Wir haben seine Rede vor uns liegen und wollen die Stellen, auf welche der Schwerpunkt fällt, herausheben. Der Präsident sagt den Farbigen: „Weshalb solltet ihr dieses Land nicht verlassen? Ihr seid eine von uns durchaus verschiedene Race. Zwischen euch und uns (Weißen) ist ein weit größerer Unterschied, als wir ihn unter zwei anderen verschiedenen Racen finden. Ob das recht oder unrecht ist, habe ich hier nicht zu untersuchen, aber dieser physische Unterschied ist ein großer Nachtheil für uns beide. Ich glaube, eure Race leidet sehr darunter, daß sie unter uns lebt, und unsere Race leidet dadurch, daß ihr da seid. Mit einem Worte, wir haben alle Beide Nachtheil davon, und deshalb ist es wohlgethan, wenn wir uns trennen. Meiner Meinung zufolge erleidet eure Race das größte Unrecht, welches Leuten zugefügt werden kann. Wenn ihr auch keine Sklaven mehr seid, so seid ihr doch noch weit von einer Gleichstellung mit den Weißen entfernt. Ihr habt auf viele Vortheile zu verzichten, welcher die Weißen sich erfreuen. Der Mensch trachtet naturgemäß dahin, mit den Besten eine Gleichstellung zu erlangen, aber auf diesem großen Kontinente ist nicht ein einziger Mann eurer Race vorhanden, der uns gleich stände. Ueber die Sache selbst mag ich nicht diskutiren, ich habe nur die Thatsache in's Auge zu fassen, und diese könnte ich nicht ändern, selbst wenn ich es wollte. Es ist eben ein Faktum, über welches wir, Sie und ich, gleichmäßig denken und fühlen." —

„Ich glaube, daß die Sklaverei auch auf die Weißen nachtheiligen Einfluß übt; seht nur, in welcher Lage wir uns befinden, das Land ist in Krieg verwickelt, die weißen Leute schneiden einander die Hälse ab, und Keiner weiß, was aus der Geschichte werden wird. Wäre eure Race nicht unter uns, so hätten wir diesen Krieg nicht. Es ist für uns Beide am besten, wenn wir uns trennen. Ich weiß wohl, daß viele von euch keine Lust haben, unser Land zu verlassen; der freie Farbige sieht nicht ab, daß er sich besser befinden würde, wenn er auswandert, und fühlt sich in Washington oder anderwärts viel behaglicher; deshalb will er nicht nach einem fremden Lande gehen. Ich rede nicht in unfreundlicher Absicht, wenn ich darauf entgegne: das ist eine sehr selbstsüchtige Auffassung der Sache; ihr müßt auch etwas für Jene thun, welche nicht so günstig gestellt sind wie ihr. Es mag euch etwas hart erscheinen, aber es ist wahr, daß unsere (weißen) Leute euch, die freien Farbigen, los sein wollen, und euch nur ungern unter sich sehen. Wollt ihr nun den Weißen einen Gefallen thun, so könnt ihr dadurch zugleich erzielen, daß viele Farbige frei werden. Wenn intelligente Farbige, zum Beispiel Leute wie ihr hier seid, in der Sache etwas thun wollen, dann kann viel fertig gebracht werden. Es ist namentlich für den Anfang von großer Erheblichkeit, daß wir Leute haben, die fähig sind, wie weiße Leute zu denken. Mancherlei könnte euch ermuthigen. Ihr solltet zum Besten eurer Race etwas von eurem jetzigen Wohlergehen aufopfern und zu diesem Behuf euch eben so groß zeigen, wie in dieser Beziehung die weißen Leute thun. Es ist doch ein wohlthuender Gedanke für das ganze Leben, wenn man

sich sagen kann, daß man dazu mitgewirkt, die Lage Solcher zu verbessern, welche den herben Gebräuchen dieses Lebens unterworfen sind." —

Lincoln schärft dann den Farbigen ein, daß man zum Besten seiner Nebenmenschen Opfer bringen müsse. Sie möchten nur bedenken, welche Opfer General Washington gebracht und welchen Entbehrungen er sich unterzogen habe, um ein Wohlthäter seiner Race zu werden. Er selber sei kinderlos gewesen, aber doch ein Wohlthäter für anderer Leute Kinder geworden. Lincoln verweist dann die Farbigen auf Liberia, das in einiger Beziehung als ein Erfolg betrachtet werden könne; dorthin seien aus den Vereinigten Staaten im Ganzen etwas weniger als 12.000 Farbige gewandert. Viele Farbige hätten aber keine Lust, dorthin nach Afrika zu schiffen, sondern zögen ein Land vor, in welchem sie nicht allzuweit von ihrer nordamerikanischen Geburtsheimath getrennt seien.

„Ich weiß nicht, wie viel Anhänglichkeit ihr an eure Race habt; es leuchtet mir nicht ein, daß ihr gewichtige Gründe habt, sie zu lieben, aber auf alle Fälle habt ihr doch eine gewisse Anhänglichkeit an sie. Ich denke an die Gründung einer Kolonie in Central-Amerika. Das ist näher als Liberia; ein Dampfer kann in sieben Tagen dorthin gelangen, es liegt auf der großen Verkehrsstraße, ist ein ganz prachtvolles Land für Jedweden, hat große natürliche Hülfsquellen und Vortheile und ein Klima, das mit jenem eurer Urheimath Aehnlichkeit hat; es paßt also für eure Leibesbeschaffenheit. Die Oertlichkeit, welche ich ganz besonders im Auge habe, liegt auf den Wege zwischen dem Atlantischen und dem Stillen Ocean, hat auf beiden Seiten gute Häfen und Alles deutet an, daß dort ergiebige Kohlenlager vorhanden seien. Kohle ist ein Bedürfniß für jedes Land; ich lege großen Werth auf die Kohlen, weil die Leute beim Fördern derselben sogleich Beschäftigung finden. Ich wüßte nichts Besseres als ein Land, wo Kohlen liegen; da kann man sofort etwas unternehmen. Man hat euch von der Sache etwas vorgeschwatzt und gesagt, daß es sich um eine Speculation von Seiten solcher Gentlemen handle, welche ein Interesse in jenem Lande wahrzunehmen haben. Wir wären aber unser ganzes Leben lang im Irrthum gewesen, wenn wir nicht wüßten, daß Weiße wie Schwarze ihren Vortheil wahrnehmen, sie müßten sonst Leute sein, welchen es an Intelligenz fehlt. Bei Allem, womit man sich beschäftigt, will man Profit haben; das ist einmal so, hier zu Lande wie anderwärts auch. Ihr hier seid intelligente Leute und wißt, daß Erfolge hauptsächlich davon abhängen, daß man sich auf sich selbst, nicht auf fremde Hülfe, verläßt. Es hängt also sehr vieles von euch selbst ab. Und bei den Kohlengruben könnt ihr das letztere bethätigen. Wenn ihr bei dem Unternehmen thätig sein wollt, so werde ich von den mir zur Verfügung gestellten Geldern etwas für euch flüssig machen und sehen, daß ihr nicht zu Schaden kommt. Ich weiß allerdings nicht, ob die Sache gut gehen wird; vielleicht büßt die Regierung Geld ein, aber wir müssen einen Versuch machen. Die politischen Verhältnisse in Central-Amerika sind allerdings nicht so zufriedenstellend wie ich wünsche, Factionen streiten mit einander, aber in Bezug auf Kolonisation sind sie einverstanden. Sie haben gegen eure Race nichts einzuwenden(?); auch würde ich dahin zu wirken suchen, daß ihr dort völlige Gleichstellung erhieltet. Nun fragt sich, ob ich unter euch eine hinlängliche Menge von Männern mit Weibern und Kindern bekommen kann, ich meine leidlich intelligente, um einen Anfang zu machen. Das hatte ich euch zu sagen. Zu übereilen braucht ihr euch nicht."

In diesem Tone und, beiläufig bemerkt, in ächtem Yankee-Englisch, redete Präsident Lincoln zu den farbigen Leuten. Wenn sein Freund und Minister des Auswärtigen, Seward, den unausweichlichen Conflict zwischen weißer und schwarzer Arbeit verkündet hatte, so constatirte Lincoln selber, er, das Haupt der republikanischen Partei, die Unverträglichkeit der weißen und farbigen Menschen, und erklärte eine Gleichstellung und Gleichberechtigung der Letzteren mit den Ersteren für eine Sache der Unmöglichkeit.

Darin hat er Recht, er stellt nur eine Thatsache fest, welche nicht hinwegzuleugnen ist. Aber weshalb hat denn die republikanische Partei den Neger zum Schiboleth gemacht, während sie selber von den Schwarzen nichts wissen will, und ihn je eher desto lieber los sein möchte? Während sie nicht daran denkt, ihn gleichzustellen? Auch sie beklagt sich über die „Negerplage", die im Norden sehr schlimm ist, weil der freie Neger ein böses Proletariat bildet und dem weißen Proletariat ein Dorn im Auge ist. Mit der human klingenden Phrase läßt sich die tiefe Abneigung der weißen gegen die schwarzen Menschen nicht beseitigen. Fünfthalb Millionen Farbige kann man nicht über See schaffen oder aus dem Lande jagen und Gleichberechtigung will man ihnen nirgends geben, am allerwenigsten im „freien" Norden, wo, wie bemerkt, manche Staaten jene Leute völlig ausschließen und nicht einmal dulden, daß sie die Grenze überschreiten. Wer mag es dem Süden verdenken, daß er nicht ähnliche Zustände bei sich aufkommen lassen will? Er sagt dem Norden: Selbst wenn ich meine Sklaven freigeben wollte, Du nähmest sie ja nicht auf, und ich will nicht vier Millionen uncontrolirter Neger in meiner Mitte haben; bei mir sind keine schwarzen Bettler und Proletarier; mir sind die Neger nicht zur Last; ich habe ihnen stets gesagt, daß sie andersgeartete Leute seien, denen ich Gleichstellung in gesellschaftlicher Beziehung nicht zuerkenne. Ich habe ihnen den Kreis angewiesen, innerhalb dessen sie sich bewegen sollen; ich habe niemals mit Redensarten von Freiheit und Pseudophilanthropie kokettirt, wie du thust. Meine Stellung ist klar. Ob sie den Fanatikern und Unwissenden bei dir, oder in dem, mit den Sachverhältnissen unbekannten Europa gefällt oder nicht gefällt, das verschlägt mir nichts.

Man möge nun über die Anlage und Befähigung der Neger denken, wie man wolle, so viel bleibt ausgemacht, daß der Süden sich in einer klaren Stellung, der Norden aber (die conservative, verfassungstreue Demokratie abgerechnet) in der Lüge befindet. Er schob angeblich humane Prinzipien vor, die er selber praktisch nicht befolgt.

Nun fallen allerdings die republikanische Partei und die eigentlichen Abolitionisten nicht völlig zusammen, aber Beide haben daran gearbeitet, die große Union zu Grunde zu richten und die Schuld davon fällt gleich schwer auf beide Parteien.

Wir wollen zeigen, wie es sich historisch mit der Entwickelung und dem Gange der Agitation gegen die Negersklaverei verhält, und die Thatsachen reden lassen.

Zwei Ansichten stehen sich schroff gegenüber. Die Abolitionisten kümmern sich nicht um die Lehren der Erfahrung und um Anthropologie oder Ethnologie. Sie sagen: ein Mensch ist so viel werth als der andere, hat denselben Anspruch auf Gleichheit, Brüderlichkeit und Freiheit; wir verlangen also dieselben „Menschenrechte" für Alle ohne Ausnahme, wer sie auch sein mögen, und in Nordamerika wollen wir keine Sklaverei dulden.

Man entgegnet ihnen, namentlich von Seiten der Demokraten, Folgendes: Ihr Abolitionisten verkennt durchaus die wirklich humane Aufgabe, welche in Betreff der dienstbaren Neger zu lösen ist. Ihr habt agitirt, geschmäht

und gehetzt und seid so zu Werke gegangen, als ob es sich nur darum handle, einen künstlichen Kastenunterschied, ein Verhältniß wie jenes der vormaligen Leibeigenschaft in Europa, zu beseitigen; ihr meint, es bedürfe lediglich eines Dekrets, um vier Millionen farbige Sklaven ohne Weiteres zu freien, souveränen, selbständigen Bürgern zu machen. Vor den Thatsachen schließt ihr die Augen. Daß diese Leute von Natur ganz anders angelegt und begabt sind als andere Racen, das könnt ihr zwar nicht leugnen, aber ihr nehmt darauf keine Rücksicht. Euer Machtspruch kann aber dem Neger keine andere Bildung des Gehirns geben, ihn nicht zu einem Menschen der kaukasischen Race umwandeln. Ihr solltet besser die Frage beantworten: Was erfordert die wahre Humanität in Bezug auf eine anders geartete, offenbar weniger entwickelungsfähige Race? Und wäre die Annahme, daß der Neger niedriger begabt sei, auch nur ein „Vorurtheil", so solltet ihr wissen, daß man Vorurtheile, welche bei vielen Millionen eingewurzelt sind, nicht mit Gewalt ausrottet. Und was hat der Neger durch eure Agitationen gewonnen? Habt ihr ihm je etwas genützt, habt ihr selbst im Norden das „Vorurtheil", den Haß und die Abneigung gegen den Neger auch nur im Geringsten vermindern können? Nein. Im sklavenlosen Norden ist der Schwarze verachteter als im Süden. Ihr seht in ihm eine Last, der Süden schätzt ihn als eine nützliche Arbeitskraft. —

Als die Nordamerikaner ihre Republik gründeten, war Jedermann von der Ueberzeugung durchdrungen, daß es unmöglich sei, die Neger als gleichberechtigte Bürger dem Staatsorganismus einzuverleiben. Diese Ueberzeugung schwächte sich im Norden bei Einzelnen, bei einer kleinen Minderheit erst dann ab, als man die Neger nicht mehr zur Arbeit bedurfte, weil man Einwanderer billiger haben konnte. Man verkaufte also die Schwarzen nach dem Süden und machte ein gutes Geschäft, selbst wenn man den Sklaven unentgeltlich frei ließ, weil man dann im Alter nicht mehr für ihn zu sorgen hatte. Den gemietheten weißen Arbeiter konnte man ja jeden Tag ablohnen und seinem Schicksal überlassen. Großmuth war also wohlfeil.

Im vorigen Jahrhundert war man mit den Grundgesetzen der Anthropologie und Ethnologie nur erst wenig bekannt, hatte noch keine scharfe, bestimmt ausgeprägte Vorstellung von dem Racenunterschiede und dessen Einwirkungen. Die sogenannten Väter der Republik fanden die Negersklaverei vor; sie wurde von ihnen weder getadelt noch genehmigt.

Die Stellung, welche die hervorragenden Köpfe zu dieser Frage einnahmen, wird durch folgende Worte Thomas Jefferson's klar. Er sagt in seinen „Bemerkungen über Virginien":

„Seit anderthalb hundert Jahren haben wir die schwarze und die rothe Race unter unseren Augen gehabt; aber es gereicht uns zum Vorwurfe, daß wir bis jetzt dieselbe noch nie als Gegenstände naturwissenschaftlicher Forschung betrachtet haben. Deshalb stelle ich es nur als Vermuthung hin, daß die Schwarzen sowohl in körperlicher wie geistiger Befähigung unter den Weißen stehen, gleichviel ob sie von Anfang an eine besondere Race gebildet haben, oder durch Zeit und Umstände so geworden sind, wie wir sie finden. Es streitet nicht wider die Erfahrung, wenn man annimmt, daß verschiedene Species desselben Genus, oder verschiedene Spielarten derselben Species ganz verschiedene Eigenschaften besitzen.

„Wird nun nicht Jemand, der naturwissenschaftlichen Untersuchungen ergeben und gewohnt ist, mit wissenschaftlichem Auge die Abstufungen aller Thierarten zu betrachten, das Bestreben entschuldigen, die Abstufungen innerhalb des menschlichen Geschlechts so gesondert zu halten, wie sie von der Natur geschaffen worden sind?

„Dieser unglückliche Unterschied der Farbe, und vielleicht der Befähigung, steht der Emancipation dieser Bevölkerung als ein mächtiges Hinderniß entgegen. Viele, welche dieselbe befürworten, indem sie die Freiheit der Menschennatur anerkannt zu sehen wünschen, möchten doch zugleich die Würde und Schönheit der letztern bewahrt sehen. Einige werden durch die Fragen in Verlegenheit gebracht: „Was soll ferner mit ihnen geschehen?" und schließen sich der Opposition Derjenigen an, auf welche nur niedrige Habsucht Einfluß übt. Bei den Römern kostete die Emancipation nur eine einzelne Anstrengung. Der freigelassene Sklav konnte sich mit dem Blute seines Herrn vermischen, ohne es zu verderben. Aber bei uns ist noch ein Anderes nöthig, was in der Geschichte noch nicht vorgekommen. Wenn der Sklave bei uns seine Freiheit erhält, muß er außerhalb des Bereiches der Vermischung gebracht werden."

Jefferson wies nach, wie ganz verschieden die Negersklaverei in Amerika von dem Verhältnisse war, in welchem die weißen Sklaven in den Republiken des Alterthums standen. Als er in der Unabhängigkeitserklärung die Worte niederschrieb: Alle Menschen sind frei und gleich geboren, kann der Verfasser obiger Zeilen nur an weiße Menschen gedacht haben. Er war und blieb auch bis an sein Lebensende Sklavenhalter, wie Washington auch.

Damals hatte man noch keine Erfahrungen darüber, wie die Verhältnisse sich gestalten, wenn der Neger sich frei bewegen kann und jeder Kontrole überhoben ist. Diese Erfahrung ist heute längst in Haïti, in Westindien, auf Mauritius, in Südamerika gegeben. In allen heißen Ländern verwildert der freie Neger. Das ist die moralische Lehre. Damals war der Anbau der Baumwolle von verhältnißmäßig geringem Belang, und die Erzeugnisse der Negerarbeit hatten bei weitem nicht die Bedeutung wie jetzt. Heute weiß man, daß auf die Arbeit des freien Negers in heißen Ländern kein Verlaß ist und daß man, da der Weiße in ihnen, des Klimas wegen, Feldarbeit nicht verrichten kann, Arbeiter aus Indien und China holen muß, welche an die Stelle des Negers treten.

In den Vereinigten Staaten sind die Schwarzen außerordentlich gediehen; 1790 zählten sie 697,696 Köpfe, jetzt genau vier Millionen. Die Zahl der freien Neger vermindert sich in vielen Nordstaaten, weil sie weniger gut genährt und mehr allen Ausschweifungen ergeben sind, als die Sklaven im Süden.

Im vorigen Jahrhundert waren es die südlichen Staaten, welche ein sofortiges Verbot der Einfuhr von Sklaven aus Afrika verlangten. Wer stemmte sich dagegen? Die Staaten des jetzt so fanatisch-abolitionistischen Neu-Englands und ganz besonders das puritanische Massachusetts, welches geltend machte, daß es sich den reichen Gewinn, welchen seine Kaufleute und Rheder aus der Sklavenzufuhr zögen, nicht beeinträchtigen lassen wolle. Es verlangte die Fortführung des afrikanischen Sklavenhandels bis zum Jahr 1820, und der Süden hatte nicht geringe Noth, ein Gesetz durchzubringen, welches die Einfuhr der Afrikaner nach dem Jahre 1808 verbot. Im Hafen von Charleston in Südkarolina wurden in den Jahren 1804 bis 1808 nicht weniger als 39,075 Afrikaner eingeführt und von den 202 Schiffen, in welchen sie ankamen, waren 189 Nicht-Südländer.

Als der Norden keinen Profit mehr von der Einfuhr von Negern aus Afrika ziehen konnte und nachdem er seine Sklaven nach dem Süden verkauft hatte, kam die „Philan-

thropie" auf. Man machte dem Süden einen Vorwurf daraus, daß er Sklaven halte; dieser aber sah in der Negersklaverei keinen abnormen Zustand mehr und baute mehr und mehr Baumwolle, welche Europa und die neuengländischen Staaten ihm abverlangten. Das Festhalten an der Sklaverei erschien ihm nun als eine wirthschaftliche Nothwendigkeit, von welcher sein Gedeihen und sein Fortschritt abhing. Der freie Neger arbeitete nicht regelmäßig; der Einwanderer kam nicht in den heißen Süden, sondern ging in den Norden und lieferte diesem Arbeitskräfte, wohlfeil und in Hülle und Fülle.

Die Verfassung der Vereinigten Staaten gestattet nicht, daß der Kongreß sich in die inneren Angelegenheiten der einzelnen Staaten und insbesondere nicht in die Sklavenangelegenheit einmische.

Aber vom Norden her begannen die Angriffe. Ehe man gegen den Süden agitirte und feindlich auftrat, waren dort Emancipationsbestrebungen keineswegs selten, und man legte ihnen auch keinerlei Hindernisse in den Weg. Einzelne Bürger und ganze Gesellschaften erörterten, wie man entweder der Sklaverei sich entledigen oder dieselbe in möglichst humane Formen bringen könne. Diese wohlwollende und praktische Agitation hatte gute Folgen, sie bewirkte, daß die Staatslegislaturen Gesetze zu wirksamerm Schutze des dienstbaren Negers gegen Willkür der Herren erließen.

Im Jahre 1816 bildete sich in Tennessee ein Verein zur allmäligen Freigebung der Neger; in Kentucky, Maryland und Virginien fand dieses Beispiel Nachahmung. Freilich trat immer die verhängnißvolle Frage in den Vordergrund: was soll man mit den Freigelassenen anfangen, „denn unter uns behalten können und wollen wir sie nicht." Im Jahre 1817 machte man den Vorschlag, mit den nördlichen Staaten ein Uebereinkommen zu treffen, demgemäß der Norden, im Verhältniß zu seiner Volksmenge, freigelassene Neger aufnehmen solle. Dazu war aber derselbe nicht geneigt.

Im Jahre 1819 wurde beantragt, mit der Emancipation weiblicher Schwarzen zu beginnen, und zwar so, daß jede mit vollendetem zehnten Jahre frei sein und dann als Dienerin bei Familien im Norden untergebracht werden solle. Damit gedachte man der natürlichen Vermehrung der Neger im Süden Einhalt zu thun. Zwei Jahre später tauchte in Virginien der Vorschlag auf, die endgültige Abschaffung der Sklaverei für das Jahr 2000 festzusetzen und in der Zwischenzeit als Vorbereitung Uebergangsmaßregeln zu treffen. Ein anderer Plan, welcher großen Anklang fand, ging darauf hinaus, die Staaten zu vermögen, daß eine bestimmte Abstufung der Farbe festgestellt werde, durch welche der Farbige, wenn auch in Dienstbarkeit geboren, unmittelbar frei werde und in Vollbesitz bürgerlicher Rechte trete. Also ein Quarteron, der nur ein Viertheil Negerblut in den Adern hatte, sollte, um seines kaukasischen Blutes willen, als Weißer betrachtet werden. Aber nur wenige Quarterons sind überhaupt noch Sklaven.

Jedenfalls war es im Süden Ernst mit den Emancipationsbestrebungen, und nichts verhindert die Annahme, daß dieselben praktischen Erfolge gehabt haben würden, wenn nicht von Außen her Störung hineingebracht worden wäre.

Die Pharisäer, Fanatiker und Humbug-Philanthropen des Nordens gaben den Dingen eine böse Wendung und machten den Süden kopfscheu. Nie hat eine Partei oder Sekte der Sache der Humanität so großen Schaden zugefügt und überhaupt so entsetzliches Unheil angerichtet, als die Sekte der Abolitionisten.

Sie fingen an Sturm gegen den Süden zu laufen. In dem „National-Philanthropist" 1826; im „Investigator", welchen 1827 W. Goodell zu Providence in Rhode Island herausgab, in dem „Emancipator" Lloyd Garrisons zu New-York und anderen Blättern dieser Art wurden die Sklavenhalter als vogelfreie Scheusale bezeichnet; die Union mit den Südstaaten wurde als Bund mit dem Tode hingestellt, die Bundesverfassung ein Pakt mit der Hölle genannt. So brachten die Fanatiker Methode in ihren Wahnsinn und dieser Wahnsinn, eine psychische Seuche, wurde ansteckend.

Die Abolitionisten schickten Sendlinge in die Sklavenstaaten; diese Boten des Unheils waren als Hausirer verkleidet, verbreiteten Flugschriften unter die Neger, welche zur Brandstiftung und zur Ermordung ihrer Herren aufgefordert wurden. Diese Aufforderungen waren reichlich mit Bibelstellen gespickt und trugen bald ihre Früchte.

In Virginien brach, in Southampton County, August 1831, die Nat Turner Insurrektion aus, über welche die New Yorker Staatszeitung folgende Mittheilungen bringt.

„Im August 1831 wurde die Nation plötzlich durch die Nachricht eines furchtbaren Negeraufstandes in Southampton Co., Va., überrascht. Dieser Ausbruch ist nach dem Namen seines Anführers als die Nat Turner Insurrektion bekannt.

Am Sonntag — da ein „gottgefälliges, christliches Werk" am Sonntag am besten begonnen wird — den 21. August brach Nat Turner mit seinen Genossen, mit Aexten und Messern bewaffnet, in das Haus seines Herrn und ermordete alle weißen Personen darin. Weder Frauen noch Kinder wurden geschont und mit den Leichnamen wurde der scheußlichste Unfug getrieben. Dann wurden die übrigen Sklaven der Plantage durch Drohungen gezwungen, sich anzuschließen und fort ging es nach der nächsten Besitzung. Hier wurden die Weißen im Schlaf überrascht und nicht ein Einziger entkam. Kinder wurden mit dem Kopf gegen die Wand geschleudert, daß das Gehirn umherspritzte; ein schönes junges Mädchen wurde buchstäblich in Stücke geschnitten. Die Neger wurden ebenfalls genöthigt, sich zu bewaffnen und unter das Kommando Turner's zu stellen; nachdem sich die ganze Bande an den vorgefundenen Getränken viehisch berauscht, zog man weiter, ein Theil zu Pferd, ein Theil zu Fuß. Als man bei der dritten Plantage ankam, war es bereits Morgen; doch die meisten der Weißen fielen in die Hände der Bestien, um auf die gräßlichste Weise massakrirt zu werden; nur einige hatten Gelegenheit zu entfliehen und die Schreckensnachricht zu verbreiten. Man war in der Gegend nicht im mindesten auf ein so furchtbares Ereigniß vorbereitet gewesen und ein Entsetzen griff um sich, wie bei dem Ausbruche eines Erdbebens. Man glaubte nicht anders, als daß es ein weitverzweigtes Komplott sei, welches überall gleichzeitig ausbrechen werde, und Niemand fühlte sich sicher, zumal da die ermordeten Familien gerade wegen der äußerst milden und humanen Behandlung ihrer Neger bekannt waren.

In der ersten Verwirrung eilte Jeder nach seinem Hause, — oft nur, um bereits Weib und Kinder im Blute schwimmend und mit zerhackten Gliedmaßen zu finden; Jeder suchte zuerst seine Familie in Sicherheit zu bringen. So wurde gemeinsames Handeln verzögert und der Aufstand wälzte sich wie eine Lawine weiter.

Brüllend, jauchzend, heulend, ihre Kleider mit Blut getränkt und fast wahnsinnig von der neuen Aufregung und dem genossenen Whiskey zogen die Neger von Plantage zu Plantage, Kinder, Weiber und Männer metzelnd und verstümmelnd.

Gewissen krankhaft überspannten deutschen „Radikalen" wäre es ohne Zweifel eine wahre Wollust gewesen, aus

sicherer Entfernung diese Manifestationen höherer „reformatorischer Humanitäs- und Freiheitsbestrebungen“ mit anzusehen.

Gegen Abend machte ein kleines Häuflein Weißer einen vergeblichen Versuch, den Mordzug aufzuhalten; erst in der Nacht, als noch einige Truppen erschienen, retirirten die Schwarzen, vom Schlachten und Sausen ermüdet, in ein nahes Gehölz; doch am nächsten Morgen kamen sie wieder zum Vorschein, um ihr Werk fortzusetzen.

Die erste Plantage, die sie angriffen, war die eines Dr. Blount, der Kaltblütigkeit genug gehabt hatte, seine eigenen zahlreichen Neger zu bewaffnen und sie zur Vertheidigung zu kommandiren; die treuen Neger hielten hartnäckig Stand, bis sich endlich die Weißen in genügender Anzahl gesammelt hatten und zum Entsatz kamen. Die Bande wurde in die Flucht geschlagen und zersprengt und zog sich in die Sümpfe und Wälder zurück; hier wurde sie nach und nach aufgerieben oder gefangen genommen. Alle Neger, die sich irgendwie an dem Aufstande betheiligt, wurden erschossen oder gehängt; es dauerte lange Zeit, ehe die strengen Maßregeln gegen die übrigen nachließen.

Nat Turner, der Anführer, wurde einige Wochen nach dem Aufstande in einer Höhle versteckt gefunden. Er war ein ziemlich intelligenter Schwarzer, des Lesens und Schreibens kundig, aber von kindischer Leichtgläubigkeit. Es schien, daß er sich nur als Werkzeug unbekannter Personen habe gebrauchen lassen. Er bekannte, daß er durch Weiße angestiftet worden sei, welche ihm menschliche und göttliche Hülfe versprochen hätten. Man hatte ihm gesagt, es sei sein Beruf, seinen Mitsklaven die Bibel zu interpretiren und sie zu lehren, daß Christus nicht gekommen sei, um den Frieden, sondern um das Schwert zu bringen. Er wurde gesetzlich hingerichtet. —

Die Wirkung, welche diese traurigen Vorgänge im Süden haben mußten, läßt sich denken. Der Verdacht, daß nördliche Emissäre die eigentlichen Urheber des Gemetzels gewesen seien, dem so viele unschuldige Personen zum Opfer gefallen, war allgemein und brachte die fieberhafteste Aufregung hervor; — dieser Verdacht wurde um so stärker, als sich in der Presse unter den Kanzelrednern des Nordens Stimmen des unverhohlenen Beifalls, eines wahrhaft satanischen Jubels über das unglückliche Ereigniß hören ließen.

Ein Auszug aus einem der damaligen „Reformblätter“ lautet:

„Die Neuigkeiten vom Süden sind glorios. General Nat ist ein Wohlthäter seiner Race. Die Southampton Massakre ist eine glückbedeutende Epoche für den Afrikaner. Das Blut der Männer, Weiber und Kinder, welches durch das Schwert und die Aexte in den Händen des Negers vergossen worden ist, eine gerechte Vergeltung für die Tropfen, welche die Peitsche des „Masters“ hervorgelockt.“

Ein Reverend Mr. Bailley, in Sheffield, Massuchusetts, ließ sich in folgender philanthropischer Weise aus:

„Es ist Zeit, daß das Eis gebrochen werde — Zeit, daß die Schwarzen bedenken, daß sie dasselbe Recht, ihre Freiheit und selbst das gegenwärtige Eigenthum ihrer Herren zu nehmen haben, welches die Hebräer hatten, die umherwohnenden Heiden zu plündern. Die Schwarzen sollten ferner wissen, daß es ihre Pflicht ist, wenn sich keine anderen geeigneten Mittel bieten, jene monströsen Alpe und Tyrannen, die sogenannten Pflanzer, zu vernichten und ich meinestheils würde gern eine hülfreiche Hand leihen, sie in ein gemeinsames Grab zu legen. Das Land würde um so viel besser sein, wenn es die Welt von einem solchen Nest von Vampyren befreite!“

„Der „Liberator“, ein Pamphlet, genannt „Walker's Pamphlet“ und andere abolitionistische Organe ließen sich ähnlich vernehmen; — und es wurde dafür gesorgt, sie in einer Anzahl von Exemplaren in den Süden zu befördern.

Jetzt wurde sehr natürlich im Süden das eingeführt, was von einer Partei (der republikanischen), welche zuerst den Preßzwang und die Paß-Censur eingeführt hat, eine „Beschränkung der Preßfreiheit“ genannt worden ist — nämlich ein Verbot des Cirkulirens abolitionistischer Brandschriften, in denen die unwissenden Neger im Namen der Religion aufgefordert werden, ihren Herren die Hälse abzuschneiden. —

In Folge der psychischen Ansteckung vermehrte sich die Anzahl der abolitionistischen Vereine und sie gewannen zumeist einen religiösen Anstrich. Voran ging das puritanische Massachusetts, das sich hundert Jahre früher durch Verbrennung von Hexen und Quäkern ausgezeichnet hatte, und wo der Fanatismus sich nun auf die Negerfrage warf. Dort bildete sich die Amerikanische Antisklaverei-Gesellschaft, welche seit 1832 die Nägel zum Sarge der Union schmiedete.

Die abolitionistische Propaganda wurde in's Leben gerufen, als im December 1833 zu Philadelphia ein „Antisklaverei-National-Konvent“ abgehalten wurde. Aus nicht weniger als zehn Staaten, nämlich den sechs neuengländischen, Neu-York, Neu-Jersey, Ohio und Pennsylvanien, waren sechszig Delegaten erschienen; unter ihnen Männer, welche seit jener Zeit oft genannt wurden, z. B. Arthur Tappan, Elizar Wright, und Lloyd Garrison.

Das Programm des Konvents enthielt auch folgende Grundsätze: „Unmittelbare und unbedingte Emancipation ist durchaus weise, sicher und wohlthätig für alle Betheiligte. Dem Sklavenhalter gebührt keine Entschädigung für die Freilassung seiner Sklaven; auch ist eine solche Entschädigung gar nicht nothwendig, da sie an und für sich als eine pekuniäre Wohlthat sowohl für den Sklaven als für den Herrn erscheint.“

Schon im Jahre 1836 hatte die Antisklaverei-Gesellschaft, in dreizehn Staaten, mehr als dritthalbhundert Zweiggesellschaften, und die abolitionistische Verschwörung ward damals in ein förmliches System gebracht. Die reichlich zufließenden Gelder wurden theilweise verwandt, um Sklaven ihren Herren wegzustehlen, und theilweise um Brandschriften zu drucken oder Sendlinge zu besolden, welche die Neger zum Aufruhr anstachelten. Die Agenten vertheilten Bilder mit erläuternden Unterschriften. Auf solchen Lithographien war z. B. ein Schwarzer in Ketten abgebildet, und darunter stand ein Klagelied; oder ein Neger hatte eine weiße Frau am Arme und das Motto lautete: Vor Gott sind wir Alle gleich! Solche Bilder druckte man auch auf Tassen oder Sacktücher, auf Fächer rc. und diese verbreitete man im Süden. Die Fabrikwaaren, welche dorthin gesandt wurden, verpackte und vermischte man mit solchen Erzeugnissen des Fanatismus, selbst Zuckerwerk und Kinderspielzeug umwickelte man mit abolitionistischen Bildern und Versen.

Diese planmäßige Aufreizung hatte die Folgen, welche nicht ausbleiben konnten. Im Süden nahm man da und dort solche abolitionistische Siebensachen weg, zertrümmerte Kaufläden, in welchen sie feilgeboten wurden, peitschte abolitionistische Sendlinge aus, betheerte und befiederte sie. Dann schrieen die Abolitionisten über Gewaltthat und Willkür, welche doch von ihnen provocirt war.

Auch englische Agenten, unter denen sich der reichlich mit Geld versehene George Thompson auszeichnete

waren in Nordamerika thätig. Er zog jahrelang mit Garrison im Lande umher, stiftete Vereine, hetzte gegen den Süden und gab sich vor allen Dingen Mühe, die Lehrer, Prediger und die Jugend in den Schulen zu fanatisiren. Diese Generation wuchs heran und wollte die eingesogenen Lehren im Leben verwirklichen. Im Juli 1835 brach ein von weißen Abolitionisten geleiteter Sklavenaufstand im Staate Mississippi aus. Dieser steigerte die Erbitterung im Süden; das Volk wurde geradezu grimmig, ging mit allen Abolitionisten, die sich betreten ließen, bös um und protestirte laut gegen die verrätherischen Umtriebe im Norden. Eine Versammlung zu Williamsburg in Virginien erklärte, daß man jedes Werkzeug der Abolitionisten mit dem Tode bestrafen werde; die Legislatur von Georgien setzte 5000 bis 50,000 Dollars Prämien auf die Köpfe von Wühlern wie Garrison, Thompson, Phelps und Arthur Tappan.

Die Freunde der Bundesverfassung und des friedlichen Einvernehmens mit den Bundesbrüdern im Süden sahen auch im Norden mit großer Ungunst auf das Treiben der Abolitionisten, und der öffentliche Unwille gegen diese machte sich in sehr derben Demonstrationen Luft. Das geschah in amerikanischer Weise. Man jagte die Versammlungen der Abolitionisten auseinander, demolirte die Wohnungen der Hauptmeuterer, z. B. Tappan's in New-York und sagar in Boston legte der Mob einen Strick um den Hals Lloyd Garrison's und zog so den „Menschenfreund" durch die Straßen, ohne ihm jedoch weiter etwas zu Leide zu thun.

Präsident Jackson lenkte in seiner Botschaft vom December 1835 die Aufmerksamkeit des Kongesses auf die im Süden herrschende Aufregung, „welche hervorgerufen wurde durch Versuche, vermittelst der Post gewisse an die Leidenschaften der Sklaven gerichtete Brandschriften und Drucksachen zu verbreiten, die alle darauf berechnet sind, die Neger zum Aufstand aufzureizen und alle Schrecken eines Sklavenkrieges hervorzurufen." Der Präsident warnte eindringlich vor den „verfassungsfeindlichen und nichtswürdigen Versuchen" der Abolitionisten und gegen „die Emissäre des Auslandes, welche es gewagt haben, sich in diese Angelegenheit zu mischen." Er empfahl ein Gesetz, das unter schweren Strafen verbieten müsse, in den südlichen Staaten aufreizende, die Sklaven zum Aufstand stachelnde Druckschriften durch die Post zu verbreiten.

Man sieht, wer den Zwist schürte. Der Süden, in welchem früher so manche wohlgemeinte Bestrebungen für die Emancipation auftauchten, wurde kopfscheu gemacht und erbittert. Durch den Fanatismus der Abolitionisten, die Raub-, Mord- und Brandpredigten, verlor er den Geschmack an der Sache. Die südlichen Philanthropen, die es in der That ehrlich gemeint hatten, mußten nun schweigen, schon deshalb, um nicht als Gesinnungsgenossen und gleichsam als Hehler und Begünstiger der nördlichen Fanatiker zu erscheinen. Und nun wurzelte auch die Sklaverei in den sogenannten Vorderstaaten, von Maryland bis Missouri, fest, wo sie ohne Zweifel allmälig verschwunden wäre, wenn der natürliche Verlauf der Dinge nicht durch die Abolitionisten gestört worden wäre.

Der erste Staatsmann, welcher mit dem Plane zu einer Trennung der Union hervortrat, war kein Südländer, sondern ein nördlicher Antisklaverei-Propagandist, John Quincy Adams aus Massachusetts. Er überreichte 1839 eine Petition im Repräsentantenhause des Kongresses, welche um Auflösung der Union bat. Der Kongreß entgegnete, daß Adams durch die Ueberreichung dem gesammten Volke der Vereinigten Staaten die gröbste Beleidigung zugefügt habe. Auch die Secession ist eine Erfindung der Abolitionisten; sie haben in dieser Beziehung den Vorrang.

Wir haben in früheren Aufsätzen (Nr. 10 bis 13) ausführlich geschildert, wie durch die Agitation in der Sklavenfrage die Union in der That zu Grunde gerichtet worden ist, und gehen hier nicht weiter darauf ein. Es kam uns nur darauf an, das Wesen und den Charakter des Abolitionismus zu erläutern, und vielen durchaus irrigen Vorstellungen entgegen zu treten, welche noch immer im Schwange gehen. Es kann nicht oft genug wiederholt werden, daß die wahre Menschenfreundlichkeit und die Humanität keine ärgeren Feinde haben, als die Abolitionisten, und daß der Unterjochungskrieg, welchen der nördliche Theil der Unionsstaaten gegen die südlichen führt, mit der Freiheit und dem Fortschritt auch nicht das Allermindeste zu schaffen hat.

Briefe über Polen.

Von Dr. J. Caro.

I.

Landschaft, Wälder, Dörfer und Bauern.

Aus Kujawien.*)

— — Die Witterung blieb dieselbe, während mich Dampfwagen und Roſſegeſpann in geschäftigem Wechsel über die Grenze deutscher Sprache, deutscher Sitte, Gewohnheit und Arbeit trugen. Die Sonne strahlte ausdauernd mit um diese Zeit ungewohnter Wärme, wolkenfrei und hell blieb der Himmel in der Nacht. Klima und Temperatur lassen sich bekanntlich nicht durch Mauthgrenzen durchschneiden, und die Zephyre und Stürme und die schwertropfigen Wolken und die flinken Strahlen der Sonne und des Mondes, sie alle spotten der Paßgesetze, und gleich lockeren Vögeln fliegen sie über die Schlagbäume und Ketten, ob diese schwarz-weiß oder gravitätisch schwarz-gelb oder sonstwie angestrichen sind. Und dennoch ist's anders hier hüben. So wie man dem Zollhause den Rücken gewandt hat, ergreift einen, statt des erhofften Eindrucks der Frische, den sonst der Wechsel erzeugt, eine dumpfe Empfindung der Unbehaglichkeit, ein unklares Gefühl der Unzufriedenheit. Als wir noch in der seligen Romantik der dreißiger Jahre standen und ganz Jung-Deutschland in unpolitischem Gefühlskultus mit dem „unglücklichen Polen" sympathisirte (das freilich zumeist nur durch die graziösen Emigranten, die unsere Bälle, Thees und Gesellschaften durch wilde Lebhaftigkeit derangirten, gekannt war), als sich noch abenteuerliche Vorstellungen von dem großen Civilisationspopanz, Rußland, von Kopf zu Kopfe trugen, als der gefürchtete Briareus, Nikolaus I., noch am Leben war, damals empfand auch jeder Reisende dieses Gefühl der Trockenheit, der

*) Kujawien, eine Provinz von Groß-Polen, bestand aus den Woywodschaften Brzesk Kujawski, Inowraclaw und dem Gebiete Dobrzyn. In der Piastenzeit bildete es ein Herzogthum. Red.

Dürre, aber man glaubte es auf politische Ursachen zurückführen zu müssen. Der „Geist des Gesetzes", sagte man, liegt in der Luft, die Tyrannei nimmt dem Himmel die Sättigung der Farben, pflückt von der Erde das quellende Geschmeide des Grün. Die Knute zieht einen Flor über die Augen unserer Seele, und darum spiegelt sich Alles ermattet in ihr ab. Das klingt so, daß man's in Verse bringen könnte. Aber dermalen herrscht ein gutmüthiger Regent, der die Soldaten weder prügeln noch hungern läßt, und Milde und Menschlichkeit strömen von seinem Throne wie nie zuvor von dem eines russischen Czaren, — und dennoch, wenn man über die Grenze kommt, ist's anders als drüben.

Wie denn anders? Schon auf den letzten Strecken auf preußischem Boden mahlen die Wagenräder in unwirthlichem Sande, der nur von brandigem Moose zusammengehalten wird; die Forsten, ein unsauberes Gestrüpp von Kiefern und Fichten, verrathen, daß wir in den äußersten concentrischen Kreis eines in Bewegung gesetzten Kultur-Organismus getreten sind; der Förster ist nicht mehr so frisch hinterher; bis hierher verirren sich schwerlich die Kontrolen, und was will das sagen, wenn er auch alle zehn Jahr einmal eine „Nase" bekommt? Hinter dem Zollhaus aber hört der Wald auf; um die Mauth herum hat man ihn erhalten, um das Schmuggeln und Paschen zu erleichtern, dahinter aber streckt sich, wie langweilig gähnend, die lehmige und sandige Ebene. Die breiten Saatbeete des deutschen Ackersmanns sind verschwunden, die rasch auseinander folgenden Furchen, zwischen denen sich kleine, kuppenartig hinziehende Rücken wölben, bezeugen eine andere Methode des Pflügens — eine Verschwendung des Raumes und der Ertragsfähigkeit des Bodens. Die Buntscheckigkeit deutscher Felder, auf denen sich tausend Westenfleckchen wechselnd ausbreiten, und die ein Stück erhabener Geschichte, die Gemeinde-Entwickelung, gleichsam symbolisch darstellen, sind nicht mehr zu sehen, dafür melancholisch ausgedehnte schlecht bestellte Aecker, und — was die Oede und Unbehaglichkeit am meisten hervorruft — kein Baum, kein Strauch, und darum wohl auch nicht die Mannigfaltigkeit der Vögel, keine Bachstelze, Grasmücke, keine Drossel, kein Zeisig — nur Sperlinge, Lerchen und zahllose graue Krähen, die mit einer Art winterlicher Theilnahmlosigkeit stumpf durch die Aecker schreiten. Nur ab und zu wiegt sich auf der Feldmark eine trauernde Birke oder eine vom Sturm gekrümmte, verbogene Kiefer oder auch ein steifer Holzbirnbaum. So geht's ein paar Meilen fort; polnische Meilen sind mörderisch, sagt das Sprichwort, und es hat Recht. Was der gemeine Mann eine Meile nennt, hält gut $1^1/_4$ geographische aus.

Jetzt kommen wir wieder in einen Forst. Mein Postkutscher ist ein echt slawischer Junge von 14 Jahren; seine Haare sind blond, aber nicht so blond wie die der Deutschen; dem deutschen Blond ist namentlich in weiterer Entwickelung etwas Braun eingesprengt oder vielmehr eingesogen, dem slawischen Blond scheint eine Beimischung von Ockergelb inne zu wohnen. Der Postillon ist ein „Beamter", darum hat man ihm das Haar militärisch geschnitten, sonst würde er es lang tragen, und so regelmäßig gradlinig hinten abgeschoren, als sei es über dem Lineal geschehen. Seine Stirn ist flach, das Auge wasserblau, die Nase klumpig und die Nasenflügel sind so tief eingerissen, daß sie wie die Klappen der Paletottaschen über der Werkstatt des Riechapparats herniederhängen. Der Mund ist nicht breit, die Lippen sind eher platt als wulstig, das Kinn tritt nicht hervor, und wenn er die Kravatte eines deutschen Professors trüge, dann würde es sich bei Bejahungen oder bei bedenklichem Kopfschütteln ab und zu in der Binde verlieren. So sehen sie alle aus, die in Polen arbeiten, und wenn irgendwo die körperlichen Formen mit der Art und Richtung und dem Umfang der psychischen Anlagen in irgendwelcher Wechselbeziehung stehen, so ist das hier der Fall. Doch darauf komme ich noch zurück.

Wir sind jetzt, wie gesagt, im Forst. Mein Postkutscher kehrt sich um und schaut mir verstohlen in's Gesicht. Die Cigarre und das Feuer, das ich ihm reiche, indem ich ein paar Worte in fließendem Polnisch dabei hören lasse, geben ihm die Versicherung, daß ich den Strom seiner Redelust gern entgegennehmen und verstehen werde, daß ich nicht schlafen will und daß ich nicht von der Sorte bin, die ihm ein: „Halt's Maul, Du Hundeblut" zurufen. Er spricht, wie alle polnischen Bauern, kräftig, laut, singend und doch sehr eintönig; der ganze Tonwechsel seines Ausdrucks bewegt sich innerhalb zwei bis drei ganzen Tönen der Skala mit allen dazwischen liegenden Abstufungen; er spricht in flüssigen Satzreihen, die sich jedoch niemals zu einer gekünstelten Periode verschlingen; er gebraucht nur in seltenen Fällen die Passivformen, die allerdings auch der Genius seiner Muttersprache, wie überhaupt bei den modernen Sprachen, nicht mit dem antiken Reichthum der Formen entwickelt hat. Aber das ist wohl nicht der Grund bei der Sprache der Bauern, sondern jene zuweilen komische, gemüthliche Naivetät, die auch unsere Kinder erst sehr spät Wesen und Anwendung der Passivformen begreifen läßt; der polnische Bauer spricht, wie gesagt, nicht in Perioden, aber aus coordinirten Hauptsätzen aneinander gefügte Satzgruppen bilden die Struktur seines Gedankenausdrucks; jede solcher Gruppen leitet er mit einem langgedehnten, offenen, einfachen Laute ein; eigentliche Diphthonge hat die Sprache nicht. Er gestikulirt nicht, gar nicht, aber zwischen jenen Satzgruppen macht er, dem Fremden ungewohnte, Pausen, während welcher er irgendwie mit einem Geräth hantiert (auf dem Wagen mit der Peitsche, in der Schenke mit der Flasche), oder er blickt ohne Direktion des Auges glasig in's Blaue hinein; er spricht gern und setzt in der Form seiner Erzählung fast immer voraus, der Hörer kenne die darin vorkommenden Personen. Er bezeichnet sie daher meistens mit dem Demonstrativpronomen (ten, ta, to) das etwa unsere bestimmten Artikel vertritt; so ist er, wie in der Regel Menschen, die viel im Zusammenhange mit der Natur leben, breit, gemüthlich, am Detail lange verweilend. Heldenstückchen, Holzereien mit ruhmrediger Hervorhebung der eigenen Betheiligung, erzählt er höchst selten, — dagegen am liebsten Schlauflüchtereien, gewundene Prozesse, Familiengeschichten, Judenprellereien, Schelmereien u. dergl., aber nie mit zugespitztem Witz, sondern stets mit ungeschlachtem, brutalem Humor auslaufend.

Die viel berufene Unterwürfigkeit des polnischen Bauers ist eitel Heuchelei. Vor dem gegenwärtigen Schlachtschitz ist der Bauer von ungemessener Ergebenheit; er steht mit dem Hut in der Hand und begleitet jede Antwort, jeden Satz mit einer tiefen Verbeugung (padam do nóg, wörtlich: „ich falle zu Füßen"); von dem abwesenden Edelmann aber spricht er mit demokratischer Ungebundenheit; der ist dann ebenso gut ein „Hundeblut, ein Dieb, eine Hundeseele, eine Bestie, ein Teufel", wie der Kollege des Bauern im Stall. Ebenso verhält er sich dem Geistlichen gegenüber. Es ist sehr interessant, zu beobachten, wie zart und fein der Bauer einen Unterschied zwischen geistlicher und weltlicher Thätigkeit des Pfarrers macht. Von geistlichen Dingen redet er nicht, die sind ihm zu hoch, zu heilig, als daß irgend welche Idee darüber sich in seinem Kopfe ausbilden sollte; er prüft nicht, er reflektirt nicht, er raisonnirt nicht, — er gehorcht. In weltlichen Sachen aber, was Feld und Acker angeht, ist er so klug wie der Priester; da läßt er, wenn er Ursache hat, mit dem Schwarzrock unzufrieden zu sein, ohne Skrupel „dreihundert Teufel ihn holen, den Blitz ihn erschlagen, und wenn er ihn kriegte, würde er ihm den Hals abschneiden." Aber während er in der Hitze oder Galle seiner Erzählung mit dem besprochenen Edelmann ohne alle Förmlichkeit umspringt, vergißt er selten, selbst wenn er schimpft, dem Probst das appositum ornans „Herr" (Pan) beizulegen.

Aber kommen wir denn gar nicht aus dem Walde heraus? Bald, aber sehen wir ihn uns erst an. Wie liederlich! Die Lichtung ist ohne alle Nachsicht, ohne die leiseste Fürsorge für die Zukunft geschehen; er ist stellenweis so radikal (oder wie der Volksmund sagt, so rattekahl) aus- und abgehauen, als ob ein amerikanischer Farmer sein Blockhaus hätte hineinbauen wollen; und das wird so fortgehen, denn zwei Preußen (und das ist es, was mir

mein Postkutscher erzählt) haben den Wald auf neun Jahre gekauft. O, es ist ein großer Wald; früher waren Wölfe und Räuber darin. Die Kaufleute können mit dem Walde machen, was sie wollen; sie schwemmen das Holz auf der Wkra und Drewenz nach Preußen hinein. Aber es klebt kein Segen an dem Gelde dieser Preußen, sagte der Postillon, denn als der Besitzer die 11,000 Thaler auf einen Tisch ausgezahlt bekommen hatte, reiste er zu seiner Tante auf Besuch; dort spielte er und ließ das ganze Geld und den Ertrag der nächsten Ernte in einer Nacht. „O, das Hundeblut von Frauen, sagte der Postillon, ist noch viel schlimmer als die Männer." —

Weit ab vom Walde liegt ein Dorf. Ueberall auf Erden vertritt die ackerbautreibende Landbevölkerung das konservative Prinzip. Es ist sehr zu beklagen, daß die „Junker und Pfaffen" diesen Begriff so sehr in Mißkredit gebracht haben. Und doch ist es für Den, welcher noch nicht im absoluten Utilitätsdogma jede Spur von Gemüth verflüchtigt hat, ein so sympathisch anklingender Grundgedanke. Den Landmann

..... non populi fasces, non purpura regum
Flexit, et infidos agitans discordia fratres;
Aut conjurato descendens Dacus ab Istro;
Non res Romanae, perituraque regna .....

Solch ein Bauerndorf spricht zu uns, wie ein heiliges Symbol der Kontinuität des Geistes. In seinem phönixartigen Wiedererstehen in gleicher Form, in gleicher Anlage, in gleicher Idee sprechen gewissermaßen die Jahrhunderte zu einander, und in dem Wirbeltanze der Völker, in dem Kreisen und Drehen seiner Schicksale ist dieser ländliche Konservatismus der centripetale Punkt, der naiv die rastlosen Wandlungen anschaut und sich nicht anfechten läßt.

Die polnischen, die slawischen Bauern im Allgemeinen bauen ihre Dörfer noch ebenso, wie ihre Urväter, die Zeitgenossen des Marius und Sulla, und später deren Nachkömmlinge bis an die Ufer der Elbe hin, bis an Thüringens Grenzen sie gebaut haben. Der Grundgedanke des Plans ist aus der Natur geschöpft. So wie die Rosse auf der Steppe, wenn Gefahr herannaht, in engem Kreis sich zusammendrängen, — die Köpfe strecken sich dicht in der Mitte zusammen und mit den Hinterfüßen schlagen sie mächtig dem schnobernden Wolf oder Bären auf den lüsternen Kopf —, so ungefähr sind die polnischen Dörfer angelegt. In ovaler Rundung liegen die Häuser, hinter denen die Felder grenzen, aneinandergereiht; nur ein Zugang führt in's Dorf hinein, dort muß man auch wieder hinaus. Nach innen gekehrt sind die Köpfe der Häuser, eine Art hölzernen Vorbaues, mit den sogenannten „Lauben" der schlesischen Gebirgsstädte vergleichbar, die fast regelmäßig auf drei Säulen ruhen. In dem linken Zwischenraum ist die Thür durchgebrochen, in dem rechten ein kleines vierscheibiges Fenster. In dem eingeschlossenen Dorfraum reckt sich langhin, mit Schlamm, Froschlaich und grünen Schellerchen überkrustet, „das Wasser" oder „der See"; am Rande wackeln ein paar Enten schwerfällig herum, und einige Gänse recken beim Herannahen eines Menschen heiser schnatternd die langen Hälse. Neben dem „Wasser" oder bei dem Schenkhause (Szynkownia, Oberza) steht der Brunnen, dessen Eimer mit langer Stange am Kreuzbalken hängt, und der mit weithin gellendem „Quietschen" (ein Onomatopoeon, das auch die Polen haben, kwiczec) heruntergelassen und heraufgezogen wird.

Was aber ganz besonders das Aussehen der Dörfer so öde und trostlos macht, ist der vollständige Mangel an Bäumen. Im Posenschen, wo polnische und deutsche Dörfer und Besitzungen durcheinander gesprengt sind, da kann man schon aus weiter Ferne die Nationalität der Besitzer erkennen. Deutsche haben immer ein Gärtchen vor oder hinter dem Hause, ein paar Pappeln oder Weiden, oder gar eine breitästige Linde und ein überranktes Fenster, und wäre es auch nur mit rothblühenden Bohnen. Fast niemals sieht man dergleichen beim polnischen Bauer; er schlägt alle Bäume um, außer der Holzbirne; — diese läßt er stehen aus religiöser Scheu, weil die Holzbirne den alten slawischen Göttern geweiht war, und dort wie bei uns das alte Heidenthum mit tausend Beziehungen in unsere Zeit und in die modernen Anschauungen hineinragt. Hat der polnische Landmann einen Obstgarten, dann ist der Boden mit Steinen und Unrath besäet, und dünne, niedrige Bäumchen tragen saure Schwarzkirschen oder kleinkernige Zwetschen, oder Holzäpfel zum Einlegen in's Sauerkraut. — Ebenso scheint er das dichte Gehege zu hassen. Quergelegte, einfache Planken, die einen Besitzraum abschließen, sind schon ein Zeichen von hervorragender Wirthlichkeit.

Immer dasselbe. Gewiß, so sahen die Dörfer auch aus, als die armen Bewohner vor sechs- bis siebenhundert Jahren die angaria und perongaria zu leisten hatten, als sie vom Pfluge die Pferde ab- und der Karosse des Herrn vorspannen mußten (powoz, przewod), als sie Pflugsteuer (poradlne) und Herrendienst leisteten, als sie zu Burgen-, Gräben- und Brückenbau (wywoz, mostne), zum Wälderlichten (wymed), zum Wachdienst (stroza), zum Wegeweisen und zur Geleitsmannschaft (podwody) und zu Schergendiensten (slad) verpflichtet waren, und hundert andere Lasten, Lieferungen, Abgaben und Leistungen tragen mußten.

Wohnt der Gutsherr auf dem Dorfe, so pflegt der Herrenhof an der Schmalseite des Ovals zu liegen. Dort werden wir eine vollständig andere Gattung von Bewohnern und andere Verhältnisse kennen lernen, mit denen wir dann in die Stadt gehen wollen, um uns

...... superba civium
Potentiorum limina

anzusehen; doch dies in folgenden Briefen.

Ein Ausflug nach Ladakh und Kaschmir.

Lastträger und Straßen im Himalaya — Riesentreppen, Hängebrücken und Pässe. — Spaziergang eines Gottes. — Vielmännerei — Herrnhutermission. — Seelenwanderung — Buddhistenklöster und Betcylinder. — Das Thal von Kaschmir. — Charakter der Bewohner. — Der in eine Biene verwandelte Tyrann. —

Das Reisen im Himalaya ist sehr lohnend, aber auch in hohem Grade beschwerlich. Unsere Landsleute, die Gebrüder Schlagintweit, haben davon zu erzählen gewußt und kamen doch als erprobte Alpenwanderer nach Indien. Aber die Engländer in diesem Lande bezeichnen schon jetzt einen Wanderzug von vier- oder fünfhundert Stunden Weges als einen „Trip", gewissermaßen als Spaziergang.

Im vorigen Jahre machten Oberstlieutenant Torrens und Lord W. Hay solch einen Ausflug, welchen sie anziehend beschrieben haben. Nachdem sie den nöthigen Reisebedarf in „Khiltas" verpackt hatten, luden sie diese den Trägern auf, denn von Lastthieren konnte in vielen Gegenden, welche sie durchzogen, keine Rede sein. Täglich mußten sie mit den Trägern wechseln und fünfzig oder sechzig neue miethen. Das hatte keine Schwierigkeit, denn die armen Bauern im Himalaya nehmen gern einen solchen Verdienst mit und befördern auch Kaufmannsgüter. Die beiden Eng-

länder hatten, außer den Leuten, welche sie unterwegs zeitweilig mietheten, fünf und dreißig langhaarige, stämmige Ladakhis bei sich; diese machten die Reise von Anfang bis zu Ende mit.

Die Karawanenstraße, sagt Torrens, welcher wir sehr häufig folgten, war oft von seltsamer Art, eine wunderliche Straße! Wir klimmten auf „Stufen“ hinan. Das sind einst Treppen gewesen, welche den Titanen ihren Ursprung verdankten, aber Jahrtausende lang ist Schnee geschmolzen, Bergströme sind herabgebraust, der Wassertropfen hat seine Wirkung gethan, und so waren im Hochgebirge diese Stufen und Treppen, wenn der Ausdruck für diese Gebirgspfade erlaubt ist, in einem Zustande, von dem man sich nur eine Vorstellung machen kann, wenn man sie gesehen hat. Nicht selten ließen die Reisenden sich von den kräftigen Kleppern, die im Berglande gezüchtet werden, bergan schleifen; sie packten den Schweif der Thiere und kamen auf solche Weise vorwärts. Abgründe und Ströme wurden auf schwankenden Hängebrücken überschritten, oder man setzte über Flüsse vermittelst der Deris, das heißt aufgeblasener Ochsenschläuche.

Auf solchen Wegen kam Torrens nach Kulu, wo ein englischer Kommissarius wohnt. Dort hatte er einen Anblick der ihm neu war. Auf einem Scheiterhaufen lag die Leiche eines Zemindar, großen Grundbesitzers; vor demselben stand der Sohn des Verstorbenen und erfüllte die kindliche Pflicht, das Feuer zu schüren, bis seines Erzeugers Fleisch und Bein zu Asche verbrannt war.

Bemerkenswerth war der Spaziergang eines Gottes zu einem heiligen Quell. Die Andächtigen ließen den Gott auf- und niedertanzen. Er bestand aus zusammengewickelten rothen Zeuglappen, Federn, Kuhschwänzen und anderen derartigen Zuthaten. Torrens meint, er habe neu nicht mehr als fünf Schillinge gekostet, aber die Gläubigen waren mit ihm zufrieden und brachten ihn andächtig in den Deota oder Tempel zurück. In jener Gegend gelten auch die Schlangen für geheiligte Thiere.

Torrens und Hay überstiegen den 13,000 Fuß hohen Rotang-Paß und kamen dann über den Fluß Tschandra vermittelst einer etwa einhundert Fuß langen, aus Birkenseilen verfertigten Hängebrücke. Die englische Regierung ist oftmals angegangen worden, an dem wichtigen Uebergangspunkte bei Kolsar eine ordentliche Brücke herstellen zu lassen, aber bis jetzt vergebens. Und doch beziehen auf dieser Straße die Shawlfabrikanten des Niederlandes die feinste Ziegenwolle von Rudokh und anderen Gegenden des Hochgebirges, diese reine und feine Puschm. Jetzt wird sie oftmals mit einer geringern Qualität versetzt.

Zu Lahul schlugen alle Leute die Hände über dem Kopfe zusammen, und weshalb? Die Engländer wuschen sich mit kaltem Wasser am ganzen Leibe. Das war unerhört in jenen Gegenden, aber die Eingeborenen fanden es ganz in der Ordnung, daß eine Frau mindestens zwei Männer hat. In Ladakh herrscht bekanntlich die Mehrmännerei, Polyandrie.

In Kailang (Kyelang) fanden die Reisenden eine Mission, welche von drei Herrnhutern im Jahre 1857 gegründet worden ist. Man hatte jedem von ihnen aus Europa über Kalkutta ein Mädchen geschickt, das er heirathete, obwohl er nie zuvor die ihm bestimmte Ehegenossin gesehen hatte. Die Reisenden, welche natürlich eine sehr freundliche Aufnahme fanden, wunderten sich darüber, aber wir in Deutschland wissen, daß diese Art der Ehestiftung bei den Herrnhutern ganz gewöhnlich ist.

Die christlichen Missionäre finden, wie wir schon mehrfach hervorgehoben, bei den Negern ein großes Hinderniß für ihre Bekehrungsversuche, weil sie die Vielweiberei nicht gestatten; bei den Mohammedanern scheitern sie an der Doktrin des Fatalismus und weil sie einen dreieinigen Gott predigen; bei den Buddhisten richten sie nichts aus, weil man ihnen die Lehre von der Seelenwanderung entgegenhält, und an dieser haften die Buddhisten. Wenn man, sagten die Herrnhuter in Kailang, einen solchen mit Güte und Wohlwollen behandelt, so ist er nicht etwa dankbar dafür, sondern sieht darin nur das Resultat guter Handlungen, die er in einem frühern Zustande seiner Existenz geübt hat. Mißgeschick betrachtet er als Strafe für Sünden, die er einmal in irgend einer frühern Existenz gethan. Die Theorie von Belohnung und Bestrafung kann überhaupt manche sittliche Nachtheile haben. Jene Herrnhuter sind musterhafte Leute, denen es an Eifer nicht fehlt, sie haben aber mit ihren Bemühungen gar keinen oder doch nur sehr geringen Erfolg gehabt.

Der Long Latscha-Paß, welchen Torrens und Hay überstiegen, hat eine Höhe von 17,000 Fuß über dem Meere. Sie waren also nun auf einem Punkte, so hoch, als ob man den Brocken auf den Montblanc gethürmt hätte, und empfanden die Einwirkung der dünnen Luft.

Ueber den Einfluß der Höhe auf den Menschen haben die Gebrüder von Schlagintweit, welche den höchsten von Menschen begangenen Paß, den Ibi Gamin, 20,450 Fuß Meereshöhe, überstiegen und in dessen Nähe sogar einen Gipfel von 22,259 Fuß erklimmten, interessante Bemerkungen mitgetheilt. Anfangs litten sie schon bei 17,000 bis 18,000 Fuß Höhe, nachdem sie aber einige Tage in der dünnen Luft verweilt hatten, empfanden sie selbst bei 19,000 Fuß nur geringe, rasch vorübergehende Beschwerden. Sie meinen aber, daß ein längerer Aufenthalt von nachtheiligen und bleibenden Folgen für die Gesundheit sein werde. Die Beschwerden bestehen in Kopfweh, Schwierigkeit zu athmen, Reizung der Lungen, zuweilen in Blutspeien, in Mangel an Eßlust und allgemeiner Abspannung. Aber sobald man wieder in tiefere Regionen herabkommt, verschwinden diese Uebelstände fast augenblicklich.

Torrens bemerkt, daß an der englisch-tibetanischen Grenze die Wölfe sich ganz ungeheuer vermehrt hätten, seitdem die englische Regierung den Landesbewohnern das Tragen von Schießgewehren verboten habe. Er sah auch das wilde tibetanische Pferd; es ist auf keinen Fall, wie man oft angenommen, eine Art von wildem Esel, sondern entschieden ein Pferd; Torrens und Hay hörten genau, daß es wiehert.

Buddhistische Klöster sind auch in Ladakh sehr häufig, aber zumeist in keineswegs glänzenden Vermögensverhältnissen. Ein Mönch erbot sich, einen schweren Mantelsack acht Stunden weit für drei Silbergroschen zu tragen.

Die bekannten Betcylinder, Gebetrollen oder Walzen, von denen die Reisenden bei Busquo eine große Auswahl fanden, sind immer im Gange. Beim leisesten Anstoße bewegen sie sich; jede Umdrehung der beschriebenen Rolle repräsentirt ein Gebet, und so kann man ohne erhebliche Mühe und viel bequemer als es vermittelst des Rosenkranzes geschähe, sein Gebet an Buddha befördern. Der andächtige Mensch, welcher an einer Gebetwalze vorübergeht, giebt derselben einen Stoß und sie verrichtet dann das, wozu sie da ist. Torrens fand auch eine solche Gebetrolle, welche durch Wasserkraft getrieben wurde; sie verrichtete die Gebete für die ganze Dorfgemeinde.

Zu Leh in Ladakh erhielten die Reisenden Kunde von Adolf Schlagintweit's Tagebuche, welches sie bald nachher in ihre Hände bekamen. Wir haben davon früher gesprochen (Globus I. S. 189.). In Leh sahen sie auch, daß die Frauen sich das Gesicht beschmierten, um recht häßlich zu erscheinen. Auch über diesen Gegenstand haben wir schon Mittheilungen gemacht und gehen deshalb nicht näher darauf ein.

Man kann sich in landschaftlicher Beziehung keinen schärfern Gegensatz denken, als die kahlen, kalten und düsteren Hochgebirge und Hochebenen Tibets und das grüne Thal von Kaschmir mit seinem milden Klima. Hier beschmuzen die Frauen nicht ihr Antlitz, sondern tragen das strohgelbe schöne Gesicht, in welchem große dunkle Augen wie Sterne erglänzen, offen zur Schau.

Der von Bergen umschlossene See bei Srinaggar, der Hauptstadt, hat solchen landschaftlichen Reiz und eine so liebliche Anmuth, daß selbst die Bootsknechte, welche doch tagläglich diese

Gegend vor Augen haben, sich immer auf's Neue derselben freuen. Sie winden Wasserlotus um ihre Turbane, stimmen Gesänge zum Preise des Sees an und zu Ehren der schönen Mädchen, welche an demselben wohnen, und schlagen den Takt mit den Rudern. Leider wird der Genuß dieser landschaftlichen Reize durch die Stechmücken sehr beeinträchtigt.

Torrens war zehn Tage lang, während des Septembermonats 1861, in Srinaggar; das Wetter fand er wie in Mitteleuropa zur Julizeit. Im Januar und Februar ist Kaschmir ein Dorado für den Jäger; dann kommen Löwen, Leoparden, Hirsche ꝛc. in die Ebene hinab.

Die Kaschmiris stehen weit und breit in sehr bösem Rufe. Sie gelten für unehrlich, unzuverlässig, lügenhaft und grob; sie seien, sagt man, allesammt Diebe und Leuteschinder; kein böser Ausdruck sei zu schlimm für sie. Sie machen, sagt Torrens, sich selber schlecht. „Wenn man mit einem Kaschmiri über einen seiner Landsleute spricht, so wird er mit Abscheu über ihn reden; er warnt uns vor ihm und sagt, man möge sich doch ja mit ihm nicht einlassen. Was Jedermann behauptet, daran muß doch wenigstens etwas sein, und allerdings stehen die Kaschmiris nicht unverdient in schlechtem Rufe; dieser ist sprichwörtlich geworden und man hat ihn in Verse gebracht."

Die Kaschmiris sind ein schöner Menschenschlag, offenbar brahminischen Ursprungs; in alten Zeiten waren sie glücklich und haben darüber noch manche Sagen, aber dann kamen Jahrhunderte entsetzlicher Bedrückung; das goldene Zeitalter war vorüber.

Im Jahre 1315 bestieg Schems ud din den Thron und führte den Islam ein; 1586 eroberte der Großmogul Akbar das Land; 1572 wurde dasselbe vom Afghanen Ahmed Schah und 1819 von den Sikhs unterjocht. Die Eroberer betrachteten Kaschmir wie eine Citrone, die man auspressen müsse. Nachdem die Engländer das Pendschab 1846 den Sikhs abgenommen hatten, gaben sie Kaschmir an einen Mann aus Randschit Singh's Herrscherhause. Dieser, Gholab Singh, übte ärgern Druck und war noch habsüchtiger als irgend ein Tyrann vor ihm; „er sog dem Volke Blut und Mark aus, er war in der That dessen Schinder."

Die Kaschmiris haben auch manche gute Eigenschaften, sie sind fleißig und betriebsam und die Familienbande sind streng; auch üben sie in religiöser Beziehung Duldsamkeit und haben Geist.

Vor einigen Jahren starb der Tyrann Gholab Singh. Da erklärten die Pandits (Priester), der Herrscher sei in eine Biene verwandelt worden, und von nun an sollten die Bienen geheiligte Thiere sein. Die Gholab Singh-Biene aber fand es angemessen, sich von einem Fisch aufschnappen zu lassen. Die Geistlichkeit erließ nun ein Verbot, demgemäß kein Kaschmiri einen Fisch fangen solle. Aber für Tausende von Leuten waren seither Fische ein Hauptnahrungsmittel gewesen. Es blieb ihnen also nichts übrig, als zu verhungern oder nach wie vor Fische zu fangen und zu essen. Sie waren gescheidt genug, das Letztere zu thun.

Aus den südabessinischen Landschaften.

Pater Massaja aus Kaffa vertrieben. — Vordringen des Mohammedanismus in Limu-Enarea. — Der Godschab mündet in den indischen Ocean. — Léon des Avanchers bei den Itmorma. — Der Baro-Sobat und dessen Quelle. — Ethnographische Angaben. — Die Lufterscheinung Gobar. — Die Galla und die Sidama. —

Wir haben früher schon des katholischen Missionars Massaja erwähnt. Jetzt bringt das Bülletin der pariser geographischen Gesellschaft einen Brief von ihm an Anton d'Abbadie. Das Schreiben ist datirt Limmu 1. December 1861 und enthält im Wesentlichen Folgendes:

„Ich will von den Galla- und Sidama-Ländern reden, wo sich unsere Mission befindet. Aus Kaffa bin ich vertrieben worden; man hat sich ein höchst unwürdiges Benehmen gegen mich erlaubt; man wollte drei eingeborene Priester durch Drohungen aller Art zum Abfall von ihrer Pflicht verleiten; sie blieben aber standhaft. Aber Gottes Zorn wurde sichtbar (!!) an dem Schicksal, welches die Personen ereilte, auf deren Antrieb meine Ausweisung erfolgte; sie starben binnen zwei Wochen. Am 9. September kam ich hier in Limmu an. Ihr (Abbadie's) alter Freund Abba Bagibo starb am 24. September; er hatte den mir und dem Lande Kaffa geleisteten Eid wegen meiner Hierherkunft nicht gehalten. Das erschreckte Kaffa hat nun binnen zwei Monaten schon drei Gesandte an den jungen König, Abba Bagibo's Sohn und Nachfolger, geschickt, um mit mir Frieden zu schließen, über den wir gegenwärtig unterhandeln.

Abba Bagibo starb als fanatischer Muselmann, aber seitdem unsere Priester erschienen, hatte er starke Gewissensbisse, die er auf dem Sterbebett offenbarte. Der Regierungswechsel ging ohne Ruhestörungen vor sich, aber der neue Fürst ist noch mehr fanatischer Muselmann als sein Vater, obwohl er viel gelernt hat. Vielleicht geht er klug zu Werke, denn der Islam hat in Limmu sehr an Kraft gewonnen, und fast die Hälfte der hinterbliebenen Söhne des verstorbenen Herrschers besteht aus fanatischen Fukara.

In allen diesen Gegenden ist man in großer Besorgniß vor dem abessinischen Kaiser Theodor, welcher diese Galla- und Sidama-Fürstenthümer zu unterjochen droht.

Wenn Europa ruhig und im Besitz von Aegypten wäre, so wünschte ich, daß eine Expedition den Weißen Strom herauf käme. Es ist ja jetzt kein Geheimniß mehr, daß der Barofluß das Land der Gabba-Galla berührt; ich habe hier einen sehr intelligenten Priester aus diesem Lande; auch weiß man, daß der Weiße Strom bis nahezu an die Grenze von Kaffa kommt. Als ich mich in Kaffa befand, konnte ich Nachrichten von Priestern erhalten, welche sich unter den Barri befanden, und erhielt auch Kunde über die von Chartum aus unternommenen Expeditionen. Ich dachte wohl daran, zu diesem Zwecke in Kaffa Einleitungen zu treffen, aber für jetzt würde dergleichen nur Verdacht erregen. Man würde sich des ganzen Handels bemächtigen können, und ich glaube, es wäre nicht schwer, eine Straße nach Süden hin zum Indischen Ocean zu eröffnen, und zwar auf dem Flusse Godschab, welcher Kaffa und Kutlo auf der Ostseite umströmt, dann von Gobo aus eine Wendung nach Süden macht und in den Indischen Ocean sich ergießt. Kaffa verhindert nach dieser Seite hin die Eröffnung des Handels, weil es Angriffe von den mit Schießgewehren bewaffneten Stämmen besorgt. Auf den Höhen von Kutlo, welche sich nach Süden hin verlängern, liegen an der westlichen Seite die Quellen des Weißen Stromes in einem See, welcher Aehnlichkeit mit dem See von Tzana (— in Abessinien, durch welchen der Blaue Nil strömt —) hat; auf der Ostseite fließt der Godschab und auf diesem kommen arabische Barken bis auf geringe Entfernung heran.

Ich schreibe gern noch ausführlicher, aber ich bin gebrechlich und sehr gealtert, muß am Stabe gehen, Gedanken und Beschäftigungen drücken mich nieder und mein Tod wird wohl nicht mehr lange auf sich warten lassen." —

So weit Bischof Massaja. Ueber die Länder, welche Abessinien im Süden umlagern, als: Enarea-Limmu, Kaffa, Wollamo, Dschindschiro, sodann Gurague und Kambwat, haben wir in geographischer wie ethnographischer Hinsicht immer noch eine sehr dürftige Kunde. Vielleicht erfahren wir Näheres durch unsern Landsmann Ludwig Krapf, der im August vorigen Jahres seine neue Reise angetreten hat. Er wollte vom Indischen Ocean gerade in diese Gegenden vordringen und unter den Gallavölkern eine Mission zu gründen suchen. Allerdings müssen die Christen sich beeilen, wenn sie der Ausbreitung des Mohammedanismus einen Damm entgegensetzen wollen. Dieser macht überall in Afrika, im Norden des Aequators, reißende Fortschritte, und es ist mindestens sehr zweifelhaft, ob die Christen im Stande sein werden, den Wettbewerb mit ihm auszuhalten. Der Islam hat, den Afrikanern gegenüber, den großen Vortheil, daß er die Polygamie gestattet, während die Christen dieselbe verbieten. Daran hauptsächlich scheitern die Bemühungen der letzteren.

Die obigen Mittheilungen Massaja's finden eine Ergänzung in nachstehendem Schreiben des Missionärs Léon des Avanchers, das gleichfalls an d'Abbadie gerichtet ist und das Datum: Gera, im Ilmormalande unweit Kaffa, 12. Juni 1861, trägt.

„Sie glauben, schreibt er, daß der Godschab einerlei mit dem Weißen Strom oder dem Sobat sei. Das hat man Ihnen wahrscheinlich in Limmu-Enarea erzählt, wo man mir dasselbe sagte. Aber der Godschab ist einerlei mit dem Jub, welcher unter dem Aequator in den Indischen Ocean mündet; unterhalb Kambat oder Kambata nimmt er den Gib (Dschib) auf, der aus Lag'amara kommt. Das Thal des Weißen Stromes ist von jenem des Godschab durch eine Gebirgskette getrennt, die einen Grad breit ist. Alle Gewässer Kaffas, südlich von Bonga, fallen in den Baro-Sobat, jene nördlich von Bonga in den Godschab.

Der Baro hat seine Quelle in einem See, vier Tagereisen südlich von Bonga (— dieses ist die Hauptstadt von Kaffa, etwa 7° 12' N. Br., 53° 43' Östl. L. —); diesen See kann man von den Bergen herüber, welche Sie auf der Südseite bemerkt haben und die von Suwro-Negern bewohnt sind, erblicken. Es wird wohl der Boo-See sein, von dem man mir in Sansibar erzählte; hier heißt er Bario und er ist wohl des Ptolemäus Nili palus orientalis. (—??—). Ich bat den König von Kaffa um Erlaubniß, dorthin zu gehen, und er versprach es mir auch (zwischen der Südgrenze von Kaffa und dem See ist das Land eine Einöde); aber die Muselmänner überredeten den König zu dem Glauben, daß ich einen Weg ausfindig machen wolle, um mit Soldaten zu kommen und sein Land zu erobern.

Alle Völker, welche zwischen den verschiedenen Zuflüssen des Godschab wohnen, sind Waratta und reden eine Sprache, welche von jener der Sidama und Ilmorma (Galla) verschieden ist. Spuren von früherer Civilisation sind allerdings vorhanden, aber von einer Schriftsprache habe ich noch keine Kunde. Sind die Waratta ein von der Küste heraufgetriebenes, von den Ilmorma verfolgtes Volk? Die Dschandschiro (— in Yangaro, das auch Dschindschiro heißt, dem Berglande zwischen Enarea und dem Godschab —) und Sidama haben eine und dieselbe Sprache und sollen auch von einerlei Abkunft sein. Die Küste von Zanzibar heißt Dschandschi oder auch Sidi. Haben nun die Ilmorma diese Völker in's Innere hineingedrängt? Ich finde, daß die Benennungen dieser Völker hier verschieden von jenen sind, welche ich an der Küste hörte; wohl aber sah ich, daß die Karte richtig ist, welche mir der Sayl von Brawa aufzeichnete; sie entspricht, einige Verbesserungen abgerechnet, der, welche Kapitän Harris über die südlichen Länder der Ilmormas entworfen hat. Nach Süden hin wohnt ein barbarisches Volk, welches von den Kafalo, den Bewohnern Kaffas, als Sinbirra bezeichnet wird; es sind wohl die „Pygmäen" des Kapitäns Harris.

Ich habe Manches über die Afillo erfahren, welche westlich von den Walbago wohnen; sie gehören zu den Sidama-Amara und nicht zu den Falasa. Der König hat uns gebeten, ihm Priester zu schicken. Auch die Kambat sind, gleich den Walamo-Garo, Sidama Amara.

Massaja befindet sich in Kaffa (s. oben); seit zwei Jahren wankt seine Gesundheit. Er hat ein großes religiöses Werk in der Ilmorma-Sprache und ein anderes in der Sidama-Sprache geschrieben.

Am 24. Oktober ist er aus Kaffa vertrieben worden. Die Kafalos bestanden darauf, daß der frühere Brauch bleiben solle, und wollten demgemäß unsere Priester zum Heirathen zwingen. Drei derselben sind beigesperrt worden, und wollen eher sterben als sich fügen. Die Ilmormakönige sind für uns und Kaffa denkt schon daran, Frieden mit uns zu machen. Die Ilmormakönige behandeln uns besser als die sogenannten Amara in Kaffa, welche in jeder Beziehung hinter den Ilmorma zurückstehen." —

So weit Léon des Avanchers. Herr d'Abbadie bemerkt zu den vorstehenden Briefen Folgendes:

Ich verweilte zwölf Tage in Kaffa. Während der Zeit war die Luft vom Gobar erfüllt, einer noch nicht genügend erklärten Erscheinung. Sie verdunkelt die Atmosphäre und ist in Aethiopien bei trockenem, heißen Wetter häufig; von Bonga aus bemerkte ich, daß sie nach Süden hin sehr stark war, und ich konnte deshalb die von dem Missionär erwähnten Berge nicht sehen. Die mehrfach erwähnten Ilmorma sind ein kriegerisches Volk, das aus dem östlichen Aethiopien gekommen ist und einen großen Theil des Landes sich unterworfen hat. Die Ilmorma werden von ihren Feinden als Galla bezeichnet. Die Ilmorma ihrerseits belegen alle Völker, die keine Neger sind und die in Aethiopien vor ihnen eindrangen, auch noch schwache Reste vom Christenthum bei sich erhalten haben, mit dem Namen Sidama. Die Kafalos werden oft als Sidama bezeichnet. Aber was die Dschandschiro anbelangt, so beweisen meine Vokabularien, daß ihre Sprache verschieden ist von jener von Kambata, Gazamba, Waratta und Kaffa. Mein Dolmetscher war ein Dschandschiro, konnte aber die Eingeborenen der oben genannten Gegenden nicht verstehen; zur Verständigung diente die Sprache der Ilmorma.

Der Dschiggetei, das wilde Pferd im russischen Daurien.

Dieses höchst interessante Thier ist vor nun beinahe einhundert Jahren von unserm Landsmanne Pallas genau beobachtet und beschrieben worden. Es hat etwa siebthalb Fuß Länge, und am Ende des eine Elle langen Schweifes eine starke Quaste kurzer, krauser Haare, welche, gleich der Mähne, schwarz sind. Das Fell ist im Sommer isabellgelb, über den Rücken läuft ein schwarzer, bis zur Schwanzwurzel reichender Streif; das Winterkleid besteht aus dickerm, etwas krausem Haar und fällt weit mehr in's Rostrothe als in's Bleichgelbe.

Der Dschiggetei (oder Dschiggetai) bildet den Uebergang vom

Pferd zum Esel, hat aber eine leichtere und feinere Gestalt als das Roß, ist sehr lebhaft, trägt im Laufe den Kopf gerade ausgestreckt und rennt schneller als das beste Pferd. In der Wüste Gobi kommt er in großen Heerden vor; man findet ihn auch in den Salzsteppen der Tatarei, auch in Tibet, vielleicht auch im Himalaya. (S. 26.) Ueber sein Vorkommen im russischen Daurien, am Nordostende der hohen Gobi, östlich vom Apfelgebirge (Jablonnoi Chrebet) und westlich vom Chingan-Gebirge haben wir jüngst durch den vortrefflichen Reisenden Gustav Radde*) eingehende Bemerkungen, aus welchen wir im Auszuge das Nachstehende entlehnen.

In Daurien, vom Bui Nor (Nor bedeutet bekanntlich See) an hebt sich das Gelände mehr und mehr, und das Plateau von Altangana hat seine höchsten Punkte zwischen den Grenzwachen Soltui und Abagaitui; von dort aus gen Süden flacht es sich allmälig zum Kürülün und Buir Nor ab; nördlich wird es durch das Onon Borsa-Flüßchen und das Quell-Land des Gasimur begrenzt. Auf dieses Hochplateau ging Radde im Herbst, um die Lebensweise jener wilden Pferde kennen zu lernen, welche, aus der Gobi nordostwärts ziehend, hier noch ab und zu gefunden wird. Es ist der unbändige Dschiggetei, bei den Mongolen sprichwörtlich wegen seiner Kraft und Schnelligkeit; die Kalchas-Mongolen besingen ihn in ihren Poesien.

Die bedeutendsten Wanderungen des Dschiggetei nach Nordosten hin finden im Herbste statt. Die umherschweifende, unstäte Lebensweise desselben beginnt erst dann, wenn die Füllen vom letzten Sommer kräftig genug sind, die anhaltenden schnellen Märsche mitzumachen und sich mit den Stuten, unter Leitung eines alten Hengstes, den Heerden anzuschließen. Ende Septembers trennen sich die jungen Hengste von den Tabunen (Heerden), welchen sie bis in's dritte oder vierte Jahr angehörten, und ziehen einzeln in die bergigen Steppen, um sich selbst eine Heerde zu gründen, deren Leiter sie werden. Dann ist der Dschiggetei am unbändigsten. Stundenlang steht der junge Hengst auf der höchsten Spitze eines steinigen Gebirgsrückens, gegen den Wind gerichtet, und blickt weit hin über die niedrige Landschaft. Seine Nüstern sind weit geöffnet. Sein Auge durchirrt die Oede, kampfgierig wartet er auf einen Gegner; sobald er einen solchen gewahrt, sprengt er ihm in gestrecktem Galopp entgegen. Nun entbrennt ein blutiger Kampf um die Stuten. Der Angreifende jagt, gehobenen Schweifes, an dem Führer der Heerde vorbei und schlägt im Laufe mit den Hinterfüßen nach ihm. Die struppige Mähne hebt sich mehr aufrecht; dann, nach wenigen Sätzen, hält er plötzlich an, wirft sich seitwärts und umkreist trabend in weitem Bogen die Heerde, deren Führer er gierig in's Auge faßt.

Aber der alte, wachsame Hengst wartet geduldig, bis sein frecher Feind ihm nahe genug kommt. Sobald das der Fall ist, wirft er sich rasch auf ihn, beißt und schlägt, und nicht selten büßen die Kämpfer ein Stück Fell oder die Hälfte des glatten Schweifes ein. Jedes der von Radde erlegten Thiere bewies durch die zahlreichen alten Narben, wie kampflustig diese schnellen Pferde sind. Der Tunguse benutzt diese Kämpfe, um die Dschiggetei's zu erlegen; ihr Fleisch ist ihm ein Leckerbissen, das Fell wird von den Mongolen sehr gut bezahlt, und in der Haut des Schweifes mit der langen Quaste liegt, nach dem Volksglauben, eine wunderbare Heilkraft für kranke Thiere. Wenn man ein Stückchen davon auf glühenden Kohlen verbrennt, muß das kranke Thier den Dampf einathmen; dann werde es gesund.

Der Jäger zieht, um das sehr scheue Thier zu erlegen, am frühen Morgen mit einem hellgelben Pferde in die Gebirge südwestlich vom Soktuiberg, wo er die Dschiggetei's am häufigsten antrifft. Ueber Berg und Thal reitet er langsam durch die Einöde, in welcher die Murmelthiere auf ihren Hügeln sich sonnen und die Adler hoch in den Lüften kreisen. Sobald er die Höhe eines Gebirges erreicht hat, blickt er nach dem fernen Horizont, um zu sehen, ob nicht ein schwarzer Flecken das ersehnte Wild verrathe. Wenn er es erspäht, reitet er rasch vorwärts; der Weg ist weit und lang, denn es darf nur in den Thälern und gegen den Wind geritten werden. Zu der Höhe, welcher der Dschiggetei am nächsten ist, kriecht der erfahrene Jäger mit aller Vorsicht. Das Thier steht wie festgebannt, es blickt fest nach Norden hin. Nur noch ein Bergrücken trennt Jäger und Wild. Bald ist das diesseitige scheidende Thal zurückgelegt und nun erst beginnt die eigentliche Jagd.

Dem raschen gelben Klepper werden die losen Schweifhaare oben zusammengebunden, damit sie nicht im Winde hin und her fliegen; dann bringt man das Thier auf die Höhe des Berges, wo es zu grasen beginnt. Der Jäger legt sich etwa hundert Schritte von ihm entfernt platt auf den Boden; seine Büchse ist bereit und ruht zum Abfeuern auf einer kurzen Gabel, welcher sich die Schützen in Sibirien allgemein bedienen. So wartet er. Der Dschiggetei bemerkt das Pferd, hält es für eine Stute seines Geschlechts und stürmt im Galopp auf das Thier zu. Aber wenn er in die Nähe kommt, wird er stutzig, hält an, bleibt stehen und nun ist der Augenblick zum Schusse günstig. Der Jäger zielt am liebsten auf die Brust und erlegt nicht selten das Wild auf dem Platze; zuweilen bekommt aber der Dschiggetei fünf Kugeln, bevor er fällt. Oefters gelingt es auch, das Thier trotz seiner feinen Witterung zu beschleichen, wenn es an stürmischen Tagen an der Mündung eines Thales graf't und langsam geht.

In Betreff der Zähmbarkeit des Dschiggetei bemerkt Radde Folgendes: Schon Pallas machte 1772 auf die vorzüglichen Eigenschaften dieses Thieres aufmerksam und regte zu Zähmungsversuchen an. Später ließen sich einige Beamte in Zuruchaitai und Nertschinski Sawod angelegen sein, Füllen aufzufüttern; aber diese Versuche blieben ohne Erfolg. Es ging damit wie in den donischen Steppen und am asowschen Meere mit den wilden Pferden. Die jungen Thiere gewöhnten sich zwar rasch an die Milch der Kühe und graf'ten auch, aber selten lebten sie in der Gefangenschaft länger als einen Monat. Mehr Erfolg haben die Chinesen gehabt, denn wie französische Zeitungen berichten, wurden durch das Konsulat in Schanghai mehrere zahme Dschiggetei's nach Paris geschickt, wo sie noch leben und sich vermehren. —

Wir schließen unsere Mittheilung mit folgenden Angaben, die wir in Pöppig's Naturgeschichte der Säugethiere finden: „Mit dem Dschiggetei ist vermuthlich ein von Herodot unter dem Namen Hemionos beschriebenes Thier Syriens identisch; nach Theophrast und Plinius wohnte dasselbe auch in Kappadokien. Aus Herodot und Jesaias geht hervor, daß man im Alterthum dasselbe als dienendes Hausthier besessen habe. Bestätigt wird diese Muthmaßung durch Duvancel, der zu Lacno in Indien eine völlige Zucht von Dschiggetei's antraf, die man mit Eseln zusammenspannte und bei Feldarbeiten benutzte.“

Es muß dahingestellt bleiben, ob jener syrische Hemionos des Alterthums mit dem Dschiggetei Hochastens ein und dasselbe Thier sei.

*) Berichte über Reisen im Süden von Ostsibirien, im Auftrage der kaiserlich russischen geographischen Gesellschaft ausgeführt in den Jahren 1855 bis incl. 1859. St. Petersburg 1861. S. 429 bis 433.

Kleine Nachrichten.

Menschenraub durch Affen. Konsul Spenser St. John erzählt in seinem, von uns schon erwähnten Werke „Leben in den Wäldern des fernen Ostens“ Manches über den Oran Utan (nicht Utang), d. h. Waldmenschen. Der Reisende hatte eine Expedition auf und am Flusse Limbang in das Innere der Nordwestküste Borneos unternommen und berichtet wie folgt. — Einige meiner Leute, welche weit gegangen waren, hatten große Affen gesehen, wahrscheinlich Orangutans. Mir fielen allerlei Geschichten ein, welche ich über diese Thiere gehört hatte. Vielfach wird berichtet, daß Orangutan-Männchen junge Dayakmädchen geraubt und dieselben in den Wald geschleppt haben, aber von Männerraub durch Affenweibchen hört man nur selten. Doch behaupten die Muruts am Padas, daß folgende Geschichte buchstäblich wahr sei.

Vor ein paar Jahren ging ein junger Mann ihres Stammes im Walde; er war mit einem Sampitan (d. h. Blasrohr, aus welchem man Pfeile schießt) und einem Säbel bewaffnet. Auf seiner Wanderung gelangte er an einen Bach, der über Kiesel floß, und wollte in demselben ein Bad nehmen. Er entkleidete sich, legte seine Waffen unter einen Baum und ging dann in's Wasser. Als er das Bad verließ, bemerkte er zu seinem Schrecken, daß zwischen dem Wasser und dem Baum ein großes und starkes Orangutanweibchen stand, das bald auf ihn zuschritt. Er blieb stehen und ein Zittern überfiel ihn. Da trat die Affenfrau zu ihm heran, ergriff ihn am Arme, zog ihn nach einem Baume hin und zwang ihn hinaufzuklettern. Dort oben fand er ein aus Zweigen bereitetes Nest, in welchem er Platz nehmen mußte. Monatelang mußte er an diesem Orte bleiben; die „Frau“ überwachte ihn mit großer Eifersucht, versorgte ihn aber reichlich mit Früchten und Palmenkohl. Nur selten durfte er die Erde betreten. Nach längerer Zeit ließ aber die Frau in der strengen Beaufsichtigung etwas nach und der junge Murut hatte nun mehr Freiheit. Dann gelang es ihm, bis zu dem Baume zu kommen, unter welchem seine Waffen lagen. Die Frau bemerkte sein Entrinnen zu spät; als sie des jungen Mannes wieder habhaft zu werden suchte, schoß er einen vergifteten Pfeil aus seinem Sampitan und streckte sie zu Boden.— Man sagte mir, wenn ich eine Strecke weit am Padasflusse hinaufgehen wolle, so könne ich in dem Dorfe, das mir mit Namen bezeichnet wurde, den Mann selber sprechen; er lebe noch und würde mir gewiß erzählen, was ihm begegnet sei.

So weit Spenser St. John. Daß ein Orangutan-Weibchen einen jungen Mann geraubt habe, ist nicht unmöglich. Bedenken erregt uns aber, daß die Affenfrau ein bequemes Nest in einem Baume gehabt haben soll. So viel wir wissen, machen die Orangutans ein solches nicht, und auch die „nestbauenden Affen“ in der Gabonregion, welche Du Chaillu beschrieben hat (Globus Nr. 4) bereiten sich nicht eigentlich ein Nest, sondern nur ein gegen den Regen schützendes Dach.

Miani über die Entdeckungen am Obern Nil. Dieser Reisende, aus Venedig gebürtig, hält sich seit einiger Zeit in Turin auf, und hat in der dort erscheinenden Revista contemporanea einen Bericht über seine Forschungen in der Nilregion veröffentlicht. Er habe, sagt er, eine Anzahl kleiner Vokabularien gesammelt, und zwar arabische bei den Bischari, bei den Barabra in Dongola, bei den Mahasch auf der Insel Badge bei Dongola; in Fasogl (Fas Ogln), in Talala, und ein Nuba-Vokabularium von wilden Stämmen: Vokabularien der Dinka, Scheluks, Nauer, Kisch, Barri, Anidi und Galla. Die Anidi sind, Miani zufolge, ein Stamm in der Nähe des Aequators; dort heiße der Strom Meri, was im Koptischen südlich bedeute; bei seinem Ursprunge heiße der Nil Anieh. Miani faselt, wenn er sagt, er habe in der Sprache jener Anidi die Namen des Osiris, des Ibis, der Isis gefunden, und wenn er die Frage aufwirft: „War dieses Volk einst den Aegyptern unterworfen oder kommt die koptische Sprache vom Aequator her?“ Er erzählt weiter, daß es ihm auf seiner Reise schlecht ergangen sei. „Die von mir angenommenen Leute haben mich in Chartum verlassen; Kapitän Peyhoux hat nach seiner Rückkehr in Frankreich drucken lassen, er sei sehr weit vorgedrungen und nur umgekehrt, nachdem Dumas und Bertrand gestorben waren. Er ist aber gar nicht über Chartum hinausgekommen. Ich mußte sogar Waffen und Schießbedarf verkaufen, war allein und ohne Mittel, wußte mir aber zu helfen und reis'te krank ab. Beim Katarakt von Makedo verließ mich meine Bedeckung; ich kam nach Gondokoro ohne Hülfsmittel zurück, lag dort einen Monat krank; organisirte dann eine andere Expedition, weil ich unterwegs Elfenbein gefunden hatte, und hoffte bis zum Aequator vorzudringen. Aber wegen der Aequinoctialregen kam ich nicht weiter als bis Galuffi, wo ich meinen Namen in einen Tamarixbaum schnitt. Dort erwirkte ich der gefangenen Frau des Königs der Madi die Freiheit; zum Dank dafür erklärte mir der Mann den Krieg. Ich mußte mein Tagebuch führen, die Karte entwerfen, Beobachtungen anstellen, Zeichnungen machen, Gesänge in Musiknoten niederschreiben und sammeln, was ich nur irgend zusammenbringen konnte. Und ich war ganz allein (?); meine Begleitung bestand aus meinen Dienern, den Dolmetschern, 100 mit Schießgewehr bewaffneten Negern, 150 Barri, die als Träger dienten, und 12 Stück Vieh für die Munition. Den Kaufleuten, welche mir ihre Soldaten liehen, brachte ich Elfenbein im Werth von 18,000 Francs. Ich selber aber blieb ohne Geld und litt an den Wunden, welche ich im Kriege mit Madi erhalten. Bis jetzt bin ich derjenige Reisende, welcher am weitesten vorgedrungen ist. Dafür zeugt meine Karte von Gondokoro bis zum Aequator. Sie kann beweisen, daß wir am Vorabend großer Entdeckungen sind, die vielleicht mir vorbehalten sind.“

„Nach der Rückkehr beauftragte mich der Vicekönig von Aegypten, der wohl wußte, daß ich weiter vorgedrungen war, als alle Anderen vor mir, auf seine Kosten Entdeckungen zu machen. Ich nahm einen Photographen, einen Zeichner und einen Kapitän mit, fuhr auf dem Dampfer Saidieh bis Assuan, zog dann durch die libysche Wüste und kam nach Andurman. In Chartum wurde ich von aller Welt verrathen; meine Barke ging um Mitternacht zu Grunde, alle Vorräthe mit ihr, und ich kehrte nach Aegypten zurück. Damals richtete die Ueberschwemmung große Verwüstungen an und die Zeit, vom Vicekönig neue Geldmittel zu erhalten, war nicht günstig. Ich ging also nach Europa und bot in Turin dem Könige meine Sammlung an. Professor Baruffi kann bezeugen, daß ich 1825 verschiedene Gegenstände ausgestellt habe; darunter befindet sich auch die Verzierung, welche zu der Annahme verleitet hat, daß es geschwänzte Menschen gebe. In der Sammlung befinden sich auch drei heilige Krokodile von etwa 10 Fuß Länge, die ich in einer Grotte zusammen mit Menschenmumien gefunden habe. In einem andern Lande würde der Ertrag dieser Sammlung hinreichen, mir die Mittel zu einer neuen Reise zu verschaffen, aber hier! — —“

Ueber die Andamanen-Inseln hat ein Arzt von der bengalischen Armee, Dr. Mouat, einen Aufsatz an die londoner geographische Gesellschaft geschickt. Die indische Regierung schickte ihn 1857 dorthin, um einen geeigneten Platz ausfindig zu machen, auf welchem man eine Niederlassung für Sträflinge anlegen könne; sie wollte dorthin meuterische Sipahis schicken.

Die Küste der Andamanen ist schon 1789 von Lieutenant Blair aufgenommen worden; bald nachher brachte man Sträflinge dorthin, schaffte aber dieselben 1795 wieder fort, weil das Klima zu ungesund war. Im Jahre 1840 wollte Dr. Helps die Gruppe erforschen, wurde aber bald nach seiner Ankunft ermordet. Die Eingeborenen hielt man für Kannibalen. Mouat hat mehrere gute Häfen gefunden, z. B. Port Cornwallis, der aber von Land eingeschlossen und deshalb ganz gewiß ungesund ist. An vierfüßigen Thieren fand man Ratten, Affen und ein schwarzes kleines Schwein. Die Vegetation erinnert an jene von Sumatra. Die Eingeborenen wollten sich in keinen freundschaftlichen Verkehr einlassen, obwohl die Engländer sich alle mögliche Mühe gaben. Die Sipahis, welche zu den Schwarzen entflohen, sind fast ohne Ausnahme ermordet worden; nur wenige waren so glücklich, ihnen wieder zu entfliehen. Ein intelligenter Hindu hat ein Jahr lang unter ihnen gelebt und bestreitet ganz entschieden, daß sie Kannibalen seien. Die Veranlassung, sie für solche zu halten, liegt wohl in folgendem Umstande: Sie legen großen Werth auf die Gebeine verstorbener Verwandten und nehmen diese Knochen auf allen ihren Zügen mit sich. Die Todten werden in sitzender Stellung begraben; nach Verlauf von Monaten, wenn die Leiche verwes't ist, gräbt man die Knochen aus und vertheilt sie an die Mitglieder der Familie. Der Hauptleidtragende bekommt den Schädel, welchen er um den Hals hängt und länger als ein Jahr trägt.

Wir haben früher (Globus I., S. 177) das Bild eines eingefangenen Andamanesen mitgetheilt; er war gelehrig und zur Nachahmung aufgelegt. Dr. Mouat meint, die ganze Inselgruppe werde von Menschen einerlei Schlages bewohnt. Sie sind zwar klein, aber wohlgebaut und haben keine Aehnlichkeit mit irgend einem andern Menschenschlage.

Professor Owen hat das Gerippe des von uns im Globus abgebildeten Adamanesen genau untersucht. Es ist nur 4 Fuß 10 Zoll hoch. Der Schädel hat nichts gemein mit dem der westafrikanischen Neger oder mit jenem der Papuas, eben so wenig mit jenem der Malayen oder Mongolen. Er war sehr wohl gestaltet, nicht zu lang und nicht zu kurz und nicht dicker als bei den Europäern. Die Kapacität war allerdings gering und stand im Verhältniß zur Größe. Owen ist der sehr verständigen Ansicht, daß die Adamaneser nicht aus einer andern Gegend hergekommen, sondern uralte, selbständige Ureingeborene seien. Er belegt dieselbe mit geologischen Gründen.

Ludwig Krapf ist bekanntlich im August 1861 wieder nach der Ostküste von Afrika abgegangen, um auf dem alten Schauplatze seiner Thätigkeit, nördlich vom Aequator, eine neue Mission zu gründen. Wir erfahren jetzt, daß er in demselben Lande der Wanika, wo er schon früher wirkte, in dem Wanikadorfe Kauma seinen Plan ausgeführt habe. Die Luft soll dort, natürlich vergleichsweise, gesund sein. Sein Mitarbeiter Rebmann arbeitet inzwischen in Rabbai Mpia, unweit von Mombas, fort; nachdem er manches liebe Jahr sich dort unsägliche Mühe mit dem Bekehrungswerke gegeben, betrachtet er nun als „sehr ermuthigend", daß er fünf Wanika hat taufen können. Bei ihm im Rabbai Mpia erlernen zwei junge Missionäre, Graf und Elliker, die Landessprache, um in Kauma zu wirken. Zwei englische Missionäre, welche als Begleiter Krapf's dorthin kamen, haben einen Ausflug nach Usambara gemacht, sind jedoch überzeugt, daß die Zeit noch nicht gekommen sei, in jenem Land eine Mission zu gründen. Der Häuptling oder König, von welchem sie Förderung erwarteten, war gestorben.

Ueber Neu-Guinea und die östlichen Eilande des indischen Archipelagus hat Russell Wallace, derselbe Naturforscher, welcher ein treffliches Buch über den Amazonenstrom geschrieben, manche interessante Nachrichten gegeben. Wir erfahren, daß deutsche Messerschmiedewaaren auch in jenen Gegenden einen Absatzmarkt gefunden haben. Der Theil der in ihrem Innern noch gar nicht bekannten großen Insel Neu-Guinea, mit welchem vom östlichen Archipelagus aus ein regelmäßiger Handelsverkehr unterhalten wird, begreift die Gelvink-Bai und den nordwestlichen Theil, etwa bis zu 132° östl. Länge, nebst den benachbarten Inseln Dschobie, Waigiu, Ke und Aru. Das kleine Eiland Kilwaru zwischen Ceram Laut und Keffing bildet das Waarenlager. Aus dem Innern von Neu-Guinea bringen die Eingeborenen Mussoi-Rinde, die wohlriechend ist und mit welcher die Javaner sich die Haut einreiben, und wilde Muskatnüsse; die Küsten liefern Tripang, Perlmutter, Paradiesvögel und Sago. Dieser ersetzt für jene Gegenden das Getreide. Aus dem Mark einer ausgewachsenen Sagopalme bereitet man 1800 Kuchen, von denen drei auf das Pfund gehen. Durchschnittlich verzehrt ein Mensch täglich fünf solcher Kuchen. Eine einzige Sagopalme liefert für einen Menschen hinreichende Nahrung auf ein ganzes Jahr. Sie wird in folgender Weise bereitet. Zwei Männer werden bei mäßiger Arbeit binnen fünf Tagen mit einem Baume fertig; ein Mann kann sich also, wenn er zehn Tage arbeitet, seinen Lebensunterhalt auf ein ganzes Jahr decken, vorausgesetzt, daß er Besitzer einer Sagopalme sei. Ein ausgewachsener Baum hat den Werth von drei Thalern; der Arbeitslohn für einen Tag stellt sich auf 4 Silbergroschen; man hat demnach für ungefähr vier Thaler Lebensmittel auf das ganze Jahr!

Von der Westküste Afrikas. Die Franzosen haben in ihren Besitzungen am Senegal eine Kourierpost eingerichtet, welche die beiden Hauptpunkte St. Louis und Gorée mit einander in Verbindung bringt. In St. Louis graben sie einen artesischen Brunnen.

An der Küste Guineas verspürte man am 10. Juli ein sehr heftiges Erdbeben, durch welches ein Theil der Stadt Akra (Hafen für Aschanti, westlich vom Rio Volta) zerstört wurde. Das holländische und das englische Fort stürzten zusammen und viele Leute mußten unter Zelten wohnen. — Unter den Schwarzen am Nigerdelta, namentlich in Benin, herrscht große Aufregung; in Benin haben sie eine englische Faktorei angegriffen. Kanonenboote mußten den Weißen Schutz gewähren.

Dr. Baikie erklärt in einem Brief aus Nuffi an das britische Ministerium, daß die Nigergegenden, insbesondere auch Bussa und Nuffi, für die Baumwollenerzeugung weit günstigere Aussichten darböten, als die von Livingstone in Südafrika empfohlenen Regionen. Der Niger biete einen bequemen Weg zur Ausfuhr; die Arbeiter seien allerdings zum großen Theil Sklaven, aber diese besäßen zumeist selber kleine Bauerngüter und brauchten nur einen Theil ihrer Zeit für ihre Herren zu verwenden.

Von den Komoro-Inseln. Diese Gruppe liegt am nördlichen Eingange des Kanals von Mosambik, zwischen der Nordwestküste von Madagaskar und dem ostafrikanischen Festlande. Eines der Eilande, Mayotta, ist von den Franzosen in Besitz genommen worden und bildet für diese eine nicht unwichtige Station im Indischen Ocean. Die übrigen Komoren stehen unter arabischen Häuptlingen, welche durch Geschenke und zuvorkommende Behandlung in den Kreis und in das Interesse der pariser Politik hineingezogen worden sind. Am 5. Juni erschien Fürst Said ben Mohamadi beim Gouverneur von Mayotta, um für die großen Dienste, welche Frankreich ihm geleistet habe, zu danken. Ein anderer Fürst, Achmed, Sultan von Groß-Komora, schickte seine beiden Enkel, damit sie in der Missionsschule erzogen werden. Am 12. Juni fand sich Fürst Andreas Belon ein, ein Vetter des Königs Radama von Madagaskar, um von Seiten Seiner Majestät dem Gouverneur für die große Freundschaft zu danken, welcher Madagaskar sich von Seiten des mächtigen Kaisers zu erfreuen habe. Die französische Politik kann sich im fernen Osten mancher Erfolge rühmen.

Baumwolle in Nordamerika. Der von den Abolitionisten und der sogenannten republikanischen Partei heraufbeschworene Bürgerkrieg, der so widersinnig und selbstmörderisch ist, wie kaum ein anderer, welchen die Geschichte kennt, ist bekanntlich für das Baumwollengeschäft in der ganzen Welt verhängnißvoll geworden; die tiefsten Wunden schlägt er den Amerikanern selbst. Die Ziffern, welche wir amtlichen Berichten entlehnen, sprechen deutlich.

Bisher überstieg der Ausfuhrwerth der Baumwolle allein jenen aller übrigen Produkte; er betrug in dem, vom 30. Juni bis 1. Juli laufenden, Finanzjahre:

1858/59	161,434,923	Dollars
1859/60	191,806,555	„
1860/61	34,051,183	„

Im Jahre 1859/60 betrug das Gewicht der ausgeführten Sea Island-Baumwolle 15,598,698, jenes der übrigen Sorten 1,752,087,640 Pfund; im Jahre 1860/61 nur, respektive 6,170,321 und 301,345,778 Pfund.

Silber in Mexiko. In diesem Lande wird, trotz der allgemeinen Zerrüttung, immer noch eine beträchtliche Menge Silbers gefördert; freilich sind viele Gruben im Besitz von Europäern, welche sich in den meisten Fällen gegen räuberische Angriffe zu schützen und ihr Eigenthum zu sichern wissen. Die verschiedenen Münzstätten prägten 1861 im Ganzen für etwa 15 Millionen Piaster Silber aus; 4 Millionen wurden mit Erlaubniß der Regierung ausgeführt; etwa eben so viel mag auf dem Wege des Schleichhandels außer Landes gegangen sein, hat also den Ausfuhrzoll nicht bezahlt. Die Totalsumme des Grubenerzeugnisses stellt sich auf ungefähr 22 Millionen; außerdem wurde aber für etwa eine Million Piaster aus den Kirchen genommen. Die ergiebigste Grube ist die Rosario in Pachuca; sie gehört der englischen „Mineral del Monte-Compagnie", welche monatlich im Durchschnitt für 200,000 Piaster (Dollars) Silber zu Tage schafft.

Die Reis-Häfen im englischen Hinter-Indien. Großbritannien hat dem Kaiser von Barma die Länder am östlichen Gestade des bengalischen Meerbusens abgenommen und das Mündungsland des Irawaddy (die Landschaft Pegu) obendrein. Seitdem hat allerdings der Verkehr einen großen Aufschwung gewonnen und die Ausfuhr von Reis sich ungemein gesteigert. Vor zehn Jahren wußten wir in Europa kaum etwas von Akyab in Arrakan; jetzt sind dort auch einige deutsche Handelshäuser vorhanden, und im Jahre 1861 wurden in 139 Schiffen 114,200 Tonnen (zu 20 Centner) Reis im Werthe von 2,460,000 Thalern ausgeführt und für 1,350,000 Thaler Waaren eingeführt. Die drei anderen Reishäfen sind: Rangun, Bassein und Maulmain, und die Gesammtausfuhr von Reis aus allen vier Häfen stellte sich auf 227,000 Tonnen im Werthe von 6,130,000 Thaler. Außerdem führte Maulmain für drei Millionen Thaler Teakholz aus.

Die englische Regierung will die Provinzen Arrakan, Pegu, Tennasserim und Martaban unter einem Vicegouverneur vereinigen, der in Rangun residiren soll. Akyab ist durch Telegraphen mit Kalkutta und Rangun verbunden; eben so mit Maulmain. Die Linie soll künftig nach Singapore fortgesetzt werden.

Stand des englischen Eisenbahnwesens. Im vorigen Jahre (1861) sind auf den Bahnen täglich befördert worden: 500,000 Personen, 258,000 Tonnen (à 20 Ctr.) Frachtgüter, 35,000 Stück Vieh, 1100 Hunde und 710 Pferde. Es waren 2,897,748 Meilen mehr als im Jahr 1860 befahren worden. Die Zahl der abgeschickten Züge hatte sich im ganzen Jahr auf 3,891,990 belaufen, d. h. 10,600 per Tag, oder mehr denn 7 Züge in jeder Minute, und doch betrug die gesammte Schienenlänge nur 436 Meilen mehr als im Jahr 1860 (10,869 Meilen). Die Brutto-Einnahmen beliefen sich auf 28,565,355 Pfd. St., somit mehr als die Interessen der Nationalschuld, und das zum Bau aller englischen Bahnen verwendete Kapital hat die ungeheure Höhe von 367,328,337 Pfd. St. erreicht. Die Netto-Einnahmen machten im Durchschnitt nicht über 4 Procent aus, und die Betriebsauslagen berechnen sich im Durchschnitt auf 48 Procent. 284 Personen kamen durch Unfälle der verschiedensten Art um's Leben, und 883 erlitten Beschädigungen. Von Passagieren waren 46, somit einer unter 220,000, getödtet worden, die anderen Todesfälle vertheilen sich auf das Bahnpersonal, Tödtung in Folge von Unvorsichtigkeit, Selbstmord u. dergl. An Schadenersatz für Verletzungen hatten die Gesellschaften im vorigen Jahr zusammen 135,062 Pfd. St. zu vergüten.

Die Handelsflotte Oesterreichs erscheint sehr respektabel. Sie zählte am Ende des Jahres 1861 nicht weniger als 9838 Seeschiffe mit einer Tragfähigkeit von 331,568 Tonnen (zu 1800 Wiener Pfund) oder 167,111 Schiffslasten von 4000 preuß. Pfund = 334,222 Tonnen zu 20 Centnern). Die Zahl der Dampfer betrug 59 mit 11,570 Pferdekraft und 1071 Köpfen Bemannung und 10,754 Lasten. Segelschiffe langer Fahrt 735 mit 104,644 Lasten; Segelschiffe großer Cabotage (d. h. für Adriatisches und Mittelländisches Meer) 345 mit 17,472 Last. Die übrigen sind Fahrzeuge kleiner Cabotage, Fischerbarken, Leichter und andere kleine Schiffe. Die Mannschaft betrug 34,148 Köpfe.

Triest als Handelshafen ist für Deutschland von der größten Wichtigkeit; er bildet im Süden ein Nebenstück zu unseren nordischen Hansestädten. Triest ist für uns Deutsche Alle die Ausgangspforte zur Levante und zu einem großen Theile des Orients, aus welcher viele deutsche Gewerbserzeugnisse nach dem Osten gehen.

Der Werth der Waareneinfuhr im Jahre 1861 stellte sich auf die Summe von 104,053,655 Thaler preuß. Cour. Davon kamen zur See für 62,553,026 Thaler, zu Lande für 41,500,629, zusammen also für 104,053,655 Thaler oder 156,080,182 österreichische Gulden.

Der Werth der Ausfuhr zur See stellte sich auf 57,196,593, jener zu Lande auf 84,285,772 Thlr. oder 126,428,658 österreichische Gulden.

Das ergiebt eine Gesammtbewegung des Handels von 188,339,427 Thalern, und man sieht, wie wichtig dieser deutsche Hafen ist, nach welchem die Piemontesen oder „Königreichs-Italiener" lüsterne Blicke werfen. In Triest, das seit uralter Zeit auf dem Boden des deutschen Reiches steht, wohnen allerdings etwa 20,000 Italiener, aber auch fast eben so viele Deutsche, während die übrigen Einwohner wendischen Stammes sind oder andere Slawen vom adriatischen Meere, Griechen zc. Italien hat auf Triest etwa eben so viel begründete Ansprüche, wie Deutschland auf Neu-York oder Philadelphia, Städte, in deren jeder weit mehr als 80,000 Deutsche wohnen.

Frau Livingstone gestorben. Diese muthige Frau, welche ihren Mann auf vielen und weiten Wanderungen begleitet hat, ist am 28. April dem afrikanischen Fieber erlegen. Sie war mit ihm am Sambesi zusammengetroffen, als er von seiner Reise an den Nyassa-See zurückkam. Nachdem sie drei Monate bei ihm gewesen, wurde sie vom Fieber hinweggerafft. Auf der Reise von Kilimane an der Ostküste nach Loando an der Westküste, also auf dem Wege quer durch Südafrika, hatte Livingstone selber nicht weniger als sieben und zwanzig Mal lebensgefährliche Fieberanfälle zu bestehen. Die „gesunden" Gegenden, von welchen er immer so viel gerühmt hat, wollen sich nicht finden im tropischen Südafrika, und man vergeudet in auffallender Weise fort und fort Menschenleben, indem man Phantomen nachjagt.

Aberglaube in Ostindien. Er verursacht den Engländern manche Ungelegenheiten. Die Arbeiten an den Eisenbahnen in der Präsidentschaft Bombay erfahren dann und wann, wegen der schwierigen Bodenverhältnisse, eine Unterbrechung. Die Eingeborenen können sich das nicht erklären und meinen, daß die Hindernisse von einer höhern Gewalt kämen. Der Wahn verbreitete nun ein schauderhaftes Gerücht: die englische Regierung wolle, um den Widerstand der Göttin des Gebirges zu brechen, einhundert Kinder opfern lassen und habe Soldaten ausgesandt, um diese Opfer den Famlien zu entreißen. Auch in Bengalen herrschen seltsame Vorstellungen. Ein Missionar, welcher die von den Engländern in Patna gegründete Schule besuchte, fand in derselben kaum ein Dutzend Schüler. Weshalb? Die Hindueltern wollten die Kinder nicht hineinschicken; man hatte ihnen gesagt, daß die Europäer am Tage der Einweihung einer neu gebauten Brücke ein Kind opfern wollten! Das Gerücht fand allgemein Glauben und das Volk wurde darüber sehr unruhig, besonders als man erfuhr, daß der Generalstatthalter selbst bei der Festlichkeit zugegen sein werde.

Die Tochter eines Brahminen war sechszehn Jahre alt geworden und hatte noch keinen Mann gefunden. Da baute der Vater eine Hütte am Strom, in welcher das Mädchen verenden sollte; denn ein religiöses Gebot will, daß ein Mädchen, welches in mannbarem Alter noch nicht verheirathet ist, geopfert werde. Das hält man ohnehin für ein verdienstliches Werk. Das Mädchen nun saß, im Jahre 1862, in der Hütte; diese war von einer wachsamen Menschenmenge umschlossen, welche abwarten wollte, bis der über die Ufer tretende Strom das ihm bestimmte Opfer verschlinge. Die englischen Beamten legten sich in's Mittel.

Im untern Bengalen sprach neulich ein Geschwornengericht einen Mann frei, welcher der Göttin Kali ein Menschenopfer gebracht hatte.

Krähwinkel in Syrien. Unweit von Damaskus liegt das stille, zauberisch-schöne Thal von Halbun, dessen Bewohner Feigen, Trauben und Granaten auf den Markt der großen Handelsstadt bringen; auch verfertigen sie Spinnräder, welche von ihnen billig verkauft werden, und bereiten Lampendochte aus dem Mark einer Gebirgspflanze. Dr. Wetzstein, der als Konsul in Damaskus lebte, hat jenes Thal oft besucht, und entwirft eine Schilderung der Halbuner, welche als tüchtige Holzhauer überall willkommen geheißen werden. Sie sind, sagt er, stark, muthig und haben — große Ideen. Leider wird das Große so oft verkannt! Sie gelten für Böotier oder gar für Abderiten, und Halbun ist seit undenklichen Zeiten das Krähwinkel von Syrien. Die Gassenbuben rufen den Halbunern nach: „Was wäre Damaskus ohne eure Lampendochte?"

Einmal, so erzählt man sich, wollten die Halbuner einen Berg etwas abseits rücken, weil er ihrem Dorfe die Mittagssonne entzog, aber unglücklicherweise riß der an einen Baum gebundene Strick und viele thaten dabei einen bösen Fall.

Ein andermal wollte sich die Gemeinde an der Ungerechtigkeit der Damascener dadurch rächen, daß sie diesen ihre Lampendochte vorenthielt. Sie meinten, nun müßten die Leute Nachts im Dunkeln herumtappen. Leider war die Berechnung falsch, denn die Stadtbewohner fanden Mittel und Wege, der allgemeinen Verfinsterung vorzubeugen.

Einst wollten die Halbuner eine Republik begründen. Sie scheiterte nur daran, daß im Dorfe nicht Männer genug für die Staatsämter waren, welche man schaffen wollte. — Man erzählt aber auch noch manche andere Schildbürgerstreiche von den Halbunern.

Die deutsche Wadai-Expedition gescheitert. Wir lesen eben in verschiedenen Blättern, daß die Herren Munzinger und Kinzelbach ihren Plan aufgegeben haben. Der Sultan von Dar Fur, welchen wir in Nr. 21 geschildert haben, war vom österreichischen Konsul Natterer befragt worden, ob die Reisenden in seinem Lande sicher seien. Der schwarze Potentat gab seiner Ablehnung eine geschickte Wendung, indem er antwortete: für seinen Theil wolle er sie gut empfangen, könne aber für sein Volk nicht einstehen. Die beiden Europäer gingen dann im Augustmonat aus Kordofan nach Chartum und von dort nach Kairo in Aegypten, wo sie jetzt wohl angelangt sein werden. Heuglin war aus Abessinien nach Chartum gekommen.

Herausgegeben von Karl Andree in Leipzig. — Für die Redaktion verantwortlich: Herrmann J. Meyer in Hildburghausen. —
Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen. — Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Ein Blick auf die Insel Rhodus.

Die Insel der Rosen im Alterthum. — Telchinen und Heliaden. — Die Rhodier als Seefahrer. — Der Koloß des Sonnengottes. — Geschichtliche Wandelungen. — Die Araber. — Die Rhodiser-Ritter und ihre Kämpfe mit den Mohammedanern. — Die Hauptstadt Rhodus und ihre Denkmäler. — Ein Ausflug nach der altphönizischen Stadt Lindos. — Schlußbetrachtung.

Der Name Rhodus ruft große Erinnerugen wach, und ein Blick auf dieses schöne Eiland der Rosen zeigt uns eindringlich, wie Alles auf Erden wechselt. Die Verehrung des Sonnengottes wich dem Christenthum und dieses wurde vom Islam besiegt. Apollo, Christus, Mohammed! Der eisengepanzerte Ritter mit dem wallenden Helmbusch erlag dem osmanischen Turbanträger und heute ist Alles Verfall!

Von der Küste des alten Karien ist die an Flächeninhalt kleine Insel durch einen nur drei Stunden breiten



Tarsa und Nikolasthurm in Rhodus

Kanal getrennt. Sie liegt unter dem 36.° N. Br., 26.° Ö. L. von Paris, und ist mit herrlichem Klima gesegnet. Schon im Alterthum rühmte man von ihr, daß es keinen Tag im Jahre gebe, an welchem die Sonne nicht scheine. Der Boden ist fruchtbar, und in längstverschwundenen Tagen war Rhodus ein Paradies: „die schönste Insel", wie Plinius sich ausdrückt. Schon lange vor Homer war sie berühmt und der Dichter soll auf ihr geboren sein; wenigstens machte sie (neben sechs anderen Oertlichkeiten) Anspruch auf diesen Ruhm. Der hellenische Barde führt den Herakliden Tlepolemos nach der Insel. Von den Rhodiern sagt er:

Dreifach wohnen sie dort in Stämme getheilt und gediehen,
Werth dem Zeus, der Götter und sterbliche Menschen beherrschet;
Segnend herab goß ihnen des Reichthums Schätze
Kronion.

Der Sage zufolge bekam sie ihren Namen von Rhode, einer Tochter des Neptun, welche dieser mit der Halia (dem Meere) gezeugt, und sie war eine Schwester der Telchinen, welche Sicheln für den Gott Kronos schmiedeten. Das Eiland stieg gleichzeitig mit den Telchinen aus dem Schooße der See empor. Diese Urmenschen waren weise, kunstfertige Männer, die ersten auf Erden, welche das Eisen zu schmieden und das Kupfer zu schmelzen verstanden. Nach den Telchinen kamen die Heliaden, sieben Brüder, welche Helios mit jener Rhode erzeugte. Sie waren Herrscher auf der Insel, welche, der Sonne geheiligt, selber als eine Tochter der Aphrodite und als Braut des Sonnengottes bezeichnet wurde. Diese Heliaden sind von Apollo begnadete und bevorzugte Menschenkinder gewesen, denn sie thaten sich hervor in allen Wissenschaften, kannten den Lauf der Gestirne, theilten, zuerst unter allen Sterblichen, den Tag in Stunden, und ihnen verdankt Rhodus den hohen Ruhm in Schiffsbau und Seefahrt, welchen es weit über ein Jahrtausend behauptet hat.

In den Tagen, in welchen wir die Sage im Uebergange zur Geschichte finden, erscheint der aus Aegypten vertriebene Danaus mit seinen Töchtern auf dem Sonneneiland, auch Kadmus kommt dorthin mit seinen Phöniziern; Pelasger rudern an's Land und gründen Kolonien, und Kreter nebst Argivern folgen. So wurde das kleine

Eiland (ein und zwanzig deutsche Geviertmeilen) mehr und mehr bevölkert, sowohl von semitischen als hellenischen Leuten, deren Mythen und Kulte nach und nach gegenseitig aneinander etwas abgaben.

Die Sonneninsel, welche späterhin sehr richtig als Roseninsel (denn Rhodon ist der griechische Name für Rose) bezeichnet wurde, gedieh wunderbar. Ihre Weinbeeren und ihre Feigen wurden hoch gelobt, der Marmor gesucht, das Schiffsbauholz vom Gebirge Atabyris war dauerhaft, der Fisch Elops, den man an der Küste fing, galt für einen Leckerbissen, Badeschwämme holte man in Menge aus der Meerestiefe. Aber, sagen die Alten, das Alles will wenig bedeuten gegenüber den guten Gesetzen der Rhodier und gegen das treffliche Seewesen. Auch war Rhodus, und das rechneten sie sich dort selber zum höchsten Ruhm an, „die fruchtbare Mutter vieler berühmten Männer und ragte hervor in Redekunst, Philosophie und anderen Wissenschaften." Auch in den plastischen Künsten „erwarb sie Glanz." Ihr gehörten der Maler Protogenes an und der Bildhauer Chares aus Lindos, der Philosoph Panaetios, welchen Cicero hochschätzte, und einer der sieben Weisen Griechenlands, Kleobulos. Dem großen Redner Aeschines und dem Dichter der Argonautica, Apollonios, schenkten die Rhodier das Bürgerrecht.

Die rhodischen Kaufleute und Schiffsrheder würdigten Wissenschaft und Künste, und besonders stolz waren sie auf ihren Protogenes, der im höchsten Grade naturgetreu malte. Chares, ein Schüler des Lysippos, war der Bildner des weltberühmten rhodischen Kolosses. Diese Apollostatue ruhte mit den Füßen auf zwei Felsen am Eingange des Hafens; der Künstler bedurfte zur Herstellung des Standbildes nicht weniger als neunmalhunderttausend Pfund Metall. Er starb, bevor er sein Werk vollendet hatte, an welchem dann einer seiner Schüler noch zwölf Jahre lang arbeitete. Der Koloß war ein Weltwunder, die „einlaufenden Schiffe fuhren zwischen seinen Beinen hindurch in den Hafen ein,"*) und das Standbild des Gottes diente auch als Leuchtthurm. Aber es stand nur etwa zwanzig Jahre, denn 222 vor Christi Geburt wurde es während eines Erdbebens umgestürzt. „Auch jetzt noch, da es am Boden liegt, erscheint es als ein Wunder", sagt Plinius. Von den Verhältnissen dieses Kolosses kann man sich einen Begriff machen, wenn man weiß, daß jeder Finger an den Händen dicker war als ein Mannsleib.

Ein Orakel verbot den Rhodiern, ihn wieder aufzurichten, und so blieb er in Trümmern fast ein Jahrtausend lang am Boden liegen, denn auch in der christlichen Zeit rührte man ihn nicht an. Die Araber jedoch, welche in der zweiten Hälfte des siebenten Jahrhunderts auf Rhodus erschienen, trugen keine Scheu vor dem Sonnengotte; Omar's Feldherr, Moawijah, verkaufte im Jahre 672 das Metall an jüdische Handelsleute, und diese beluden nicht weniger als neunhundert Kameele mit demselben.

Die Insel hat eine reiche Geschichte. Im Allgemeinen bewahrte sie, in Folge klugen Lavirens ihrer Kaufleute und Rheder, welche mit Jedem, der die Macht in Vorderasien hatte, auf gutem Fuße zu stehen trachteten, ihre Unabhängigkeit und dem römischen Reiche wurde sie erst unter Kaiser Vespasian einverleibt. Eine Zeit lang gehorchte sie dem Könige Mausolus von Karien und dessen Witwe Artemisia; nahm später macedonische Besatzung auf und kam dann auch in den Zeiten der Nachfolger Alexander's, in's Gedränge zwischen den Königen von Syrien und Aegypten. Aber der Handel war immer blühend und die Rhodier blieben die Hauptfrachtleute auf dem Mittelmeer. Dem Könige Mithridates lieferten sie eine Seeschlacht; zur Zeit der Bürgerkriege Roms litten sie viel, und häufige Erdbeben richteten großen Schaden an, namentlich das vom Jahre 155 nach Christi Geburt. Seit der Theilung des römischen Reiches stand Rhodus unter den byzantinischen Kaisern. Dann kamen die Araber, die Byzantiner, abermals die Lateiner (Franzosen und Venetianer), die Araber noch einmal, die Genuesen und endlich die Türken, welche seit dem 1. Januar 1523 Herren der Insel geblieben sind.

Unter allen diesen Wechselfällen litt die Insel viel, aber seit dem Anbeginn des vierzehnten Jahrhunderts erfüllte sie weit und breit die Christenheit mit ihrem Ruhme, und die Rhodiser Ritter, diese letzten Kreuzfahrer, verliehen ihr strahlenden Glanz.

Am 15. Juli 1099 hatten die Kreuzfahrer unter Gottfried von Bouillon die heilige Stadt Jerusalem eingenommen. Ein menschenfreundlicher Mann aus der Provence, Gerhard Tune, der als Pilger mitgezogen war, pflegte Verwundete und Kranke. Schon im elften Jahrhundert hatten Kaufleute aus der italienischen Handelsstadt Amalfi beim heiligen Grabe zwei Spitäler zur Aufnahme von Wallfahrern gestiftet und das eine nach der Maria Magdalena benannt, das andere nach dem heiligen Johann dem Barmherzigen, der einst ein Bischof in Alexandria gewesen ist. Gerhard gab der wohlthätigen Anstalt zweckmäßige und umfassende Einrichtungen; seine Spitalbrüder, Hospitaliter, widmeten sich ausschließlich der Kranken- und Pilgerpflege und erhielten vom römischen Papst eine Ordensverfassung. Sie waren wohlwollende, bescheidene Leute und trugen einen groben schwarzen Mantel mit einem achteckigen weißen Kreuze auf der linken Brust.

Bald traten auch Ritter der Genossenschaft bei, welche dann ihren ursprünglichen Charakter verlor. Schon der zweite Vorsteher, Raymund von Puy, setzte durch, daß die Mitglieder eine ausdrückliche Verpflichtung zum Kampfe gegen die Ungläubigen übernahmen, und von nun an gehörten die Hospitaliter zur streitenden Kirche; sie hießen dann auch, nach der Herberge des Johannesspitals, Ritter des heiligen Johannes zu Jerusalem, Johanniter. Diese legten den Panzer nicht ab, bekämpften die Mohammedaner und erhielten auch im Abendlande große Schenkungen. Aus dem Verein bescheidener Krankenpfleger wurde ein Orden stolzer, kriegslustiger Ritter, welchem aus allen germanischen und romanischen Völkern Europas kräftige Männer zuströmten. Den neuen Verhältnissen gemäß bildete er seine Verfassung aus; seine Vorsteher nannten sich Meister und seit Hugo von Reval (1278) Großmeister. Sie theilten sich nach ihren Landsmannschaften und Sprachen in sieben „Zungen", nämlich Provence, Auvergne, Frankreich, Italien, Aragonien, Deutschland und England. Nun waren sie reich und bildeten aus ihren Besitzungen Commanderien, Comthureien; von den Päpsten erhielten sie immer mehr Vorrechte, wurden übermüthig, geriethen selbst mit der Geistlichkeit des Morgenlandes in Zwist; ihre Eifersucht gegen die Tempelherren führte zu ärgerlichen Händeln zwi-

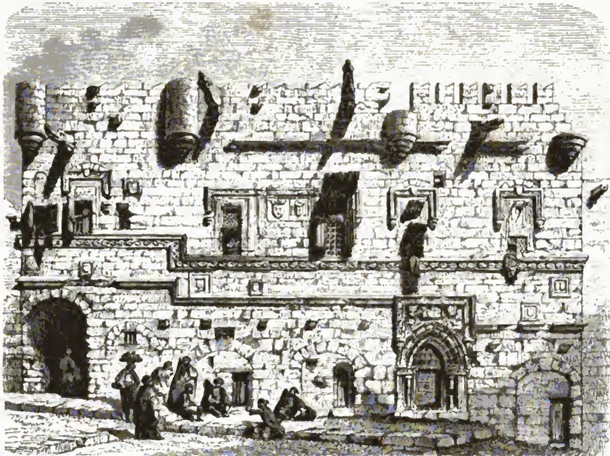
*) So wird auch heute noch oft behauptet; die Sache ist aber eine Fabel aus den byzantinischen Zeiten; die Einfahrt zum Hafen hat an der engsten Stelle eine Breite von 160 Fuß, der Koloß war siebenzig Ellen hoch. Strabo XIV, 2. führt eine Dichterstelle an und bemerkt: „Vom kolossalen Standbilde des Sonnengottes sagt der Jambendichter:

Das Chares einst,
Der Lindier, siebenmal zehn Ellen hoch gemacht."

Uebrigens zeigen die rhodischen Schiffer noch zwei unter dem Wasser liegende Felsen, auf welchen, wie die Sage geht, die Füße des Kolosses ruhten. A.

schen beiden Orden und mehr als einmal wurde von Rom aus Tadel gegen ihren unsittlichen Wandel ausgesprochen.

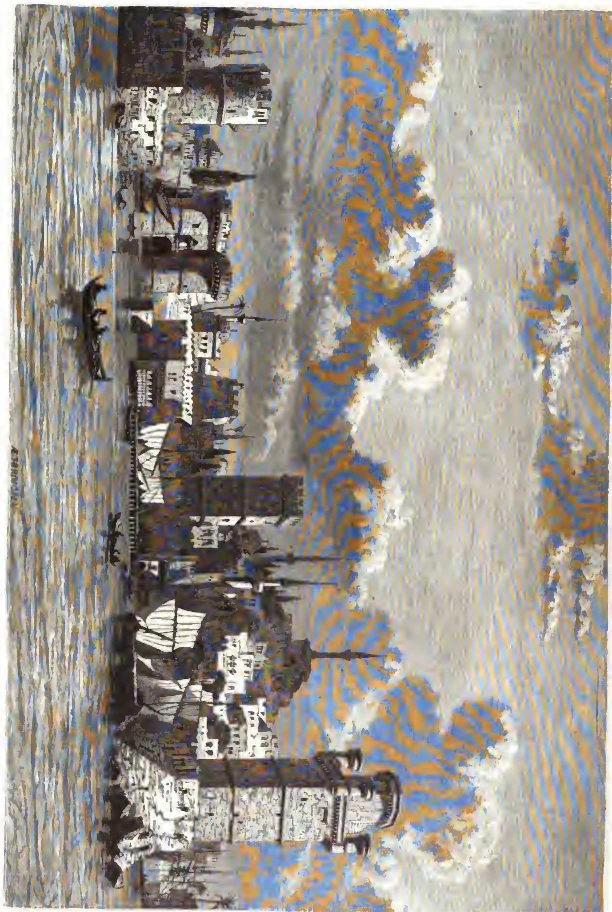
Aber tapfer und ein Schrecken der Muselmänner waren diese Ritter. Als 1291 das letzte Bollwerk der Christen im heiligen Lande, die Stadt Ptolemaïs, in die Gewalt der Saracenen fiel, wurde ein großer Theil der Johanniter niedergehauen. Die schwachen Ueberbleibsel flüchteten nach der Insel Cypern, wo die Könige aus dem Hause Lusignan in der Stadt Limisso ihnen Grund und Boden schenkten. Dort gründeten sie ein neues Spital und von nun an gewann der Orden einen neuen Charakter. In Palästina hatte er die „Ungläubigen" auf dem festen Lande bekämpft, aber Cypern war eine Insel, und von ihr aus konnte man nur zur See dem Feind etwas anhaben. Die Ritter bauten



Französische Priorei.

eine Flotte, deren Galeeren sich in erfolgreichem Kampfe mit den Heerschiffen der Saracenen maßen. Bald wurde Cypern den Rittern zu eng, die Beschränkungen, welche ihnen der König auferlegte, erschienen unerträglich und der Großmeister suchte nach einer Insel, auf welcher der Orden selber Herr sein konnte. Da der Großmeister, Wilhelm von Villaret, keine fand, welche er den Mohammedanern abnehmen konnte, so besann er sich nicht lange und raubte sie seinen eigenen Glaubensgenossen, den Christen! Auf Rhodus regierte eine kleine Dynastie unter Oberherrschaft der byzantinischen Kaiser, die nicht geneigt waren, lateinische Christen dort sich festsetzen zu lassen. So groß war der Haß zwischen den abendländischen und griechischen Christen, daß Kaiser Andronikus der Zweite, der Paläologe, mit den Saracenen gemeinschaftliche Sache gegen die Johanniter machte. Aber diese belagerten die Hauptstadt Rhodus und nahmen sie am 15. August 1310 in Besitz.

Seitdem hießen sie auch Rhodiser-Ritter und verbreiteten sich über mehrere kleine Inseln des ägäischen Meeres. Ihr Handwerk bestand in unablässigem Kampfe gegen die Mohammedaner; sie eroberten Smyrna, besetzten einst sogar Alexandria und Patras und führten Kriege mit den Sultanen von Syrien und Aegypten. Allein im Abendlande war man der Streitigkeiten mit dem Oriente müde geworden und hatte selber Noth, sich in Europa der immer mächtiger andrängenden Osmanen zu erwehren. Die Rhodiser-Ritter waren auf sich selber angewiesen und mußten der Uebermacht Soliman's des Prächtigen erliegen. Nachdem er Belgrad in Serbien erstürmt, zog er mit dreihundert Schiffen und einmalhunderttausend Mann vor Rhodus. Der Großmeister Villiers de l'Isle Adam hatte ihm nur fünftehalbtausend Soldaten und sechshundert Ritter gegenüber zu stellen. Am 1. August 1522 begann die Belagerung, und fünf Monate lang vertheidigten sich die Rhodiser tapfer und mit Ausdauer; sie schlugen drei große Stürme ab. Schon dachte der gewaltige Sultan daran, die Belagerung aufzuheben, denn noch vier andere Stürme waren vergeblich gewesen, und Soliman beschränkte sich jetzt auf eine Blokade. Dann aber wurden die Ritter von ihren Unterthanen, den griechischen Christen, im Stiche gelassen und der Großmeister beantragte eine Kapitulation, welche in ehrenvoller Weise ihm gewährt wurde. Am 1. Januar 1523 zog er ab und schiffte sich nach dem Kirchenstaat ein, wo der Pabst dem Orden Viterbo zum Aufenthalt anwies.



Ansicht der Stadt Rhodus



Palast der Großmeister. Rhodus.

Im Jahre 1530 räumte Kaiser Karl der Fünfte ihnen die Inseln **Malta** und Gozzo ein und von dort setzten sie den Kampf gegen die Ungläubigen fort. Aus den Hospitalitern, Johannitern oder Rhodisern wurden zuletzt **Malteser-Ritter**.

Werfen wir einen Blick auf die heutigen Zustände der Insel*). Sie sind so, wie es sich von einer dreihundertjährigen Türkenwirthschaft erwarten läßt. Rhodus ist nicht einmal ein Schatten mehr von dem, was es einst gewesen. Die Bergwaldungen, welche Jahrtausende lang Schiffsbauholz in Menge lieferten, sind zum großen Theile verwüstet; der Regen schwemmt die Dammerde herab, die Quellen versiechen, statt hoher Fichten und Cypressen wuchern Gestrüppdickichte von Eichen, Mastix und Myrthen. Ueberall trifft das Auge auf Einöden und Wüsteneien; da wo einst Getreidefelder waren, erobern Thymian und Disteln immer mehr Boden. Kaum thut man noch etwas für die Veredelung des Oelbaums, säet nur wenig Sesam, gewinnt, obwohl die Rebe ihren alten Ruhm behauptet, kaum 100,000 Pfund Rosinen; nur Feigen und Südfrüchte, die freilich eine geringe Pflege in Anspruch nehmen, liefern noch geringen Ertrag. Der Seidenbau wird vernachläßigt. Das Alles ist Folge des Abgabendruckes, welchen die Türken auf die griechische Bevölkerung üben. Von den 27,000 Einwohnern sind etwa 6000 Türken und 1000 Juden; den Ersteren gehören alle besseren Häuser und Landgüter; als Erober nahmen sie, was ihnen gefiel. Die Griechen sind Seeleute, Handwerker, Kleinhändler und Bauern, die in 47 Dörfern zerstreut wohnen. Auf der ganzen Insel ist auch nicht **eine** fahrbare Straße vorhanden.

Die Hauptstadt Rhodus, welche oftmals, zuletzt am 12. Oktober 1856, schwer von Erdbeben heimgesucht worden ist, liegt an der Nordostseite, nicht weit von der Nordspitze der Insel, dem Kap Stephan. Sie ist ein steinernes Denkmal, das die kampflustigen Ritter hinterlassen haben. Ueberall Mauern mit Zinnen, Schießscharten und Thürmen, die ganze Stadt ist wie mit einem Panzer umgeben und überall sieht man Wappenschilder der Großmeister.

Aber der alte Glanz ist dahin. Alles schweigsam und öde, auch im Hafen, aus welchem einst die bewaffneten Galeeren zum Kampfe gegen die Ungläubigen auszogen mit Jubelruf und Trompetengeschmetter. In den Straßen wächst Gras und Kraut; die Mauern sind mit Moos überzogen und von Epheu umwuchert; durch die Schießscharten blickt man auf grüne Felder und auf Grabhügel, denen wilde Tulpen und Narcissen entsprießen. Neben den Leichensteinen, unter welchen Soliman's Krieger ruhen, duften Rosen.

In weiter Ferne hinaus schimmert der von den Türken weiß angestrichene gewaltige Thurm des heiligen Michael, mit seinen vier kleinen Nebenthürmen. An seinem Grundgemäuer brechen sich die schaumigen Meereswogen; von der obern Zinne hat man einen umfassenden Blick über die See. Der Hafen ist nicht geräumig, aber doch sicher. Die Mauern sind im Verfall.

Ueberragt wird die Stadt von der Kathedrale, welche dem heiligen Johannes geweiht war. Noch trägt in Rhodus Alles ein mittelalterliches Gepräge und erinnert an eine Romantik, die längst dahin ist und sich nicht wieder beleben läßt in unseren Tagen. Denn wir leben doch in ganz anderen Zeiten, haben ganz andere Anschauungen, wir
wollen keine religiösen Kreuzzüge mehr, und achten d
des Friedens höher als eine unproduktive Chevale
Versuche, eine solche wieder zu beleben, laufen ledi
romantische Spielerei hinaus und können niemals
Erfolge haben.

Aus den Ritterzeiten liegen noch Kanonen da
lichen Abzeichen, genau so wie vor vierthalbhundert
Die Lafetten sind wurmstichig, das Metall ist
angefressen, und man löst diese Geschütze alljäh
zur Bairamzeit, wenn ihr Dröhnen den Beken
Islam verkündet, daß der Fastenmonat Ramadan
sei. Die Böschungen der Wälle und die grasben
Gräben sind Tummelplätze für unzählige Eidechse

Auch im Innern der Stadt waltet, trotz der
Kioske und Minarets, ganz entschieden der christli
alterliche Charakter vor; an den Bauwerken näml
im Uebrigen sieht Alles türkisch aus. Die Griechen
daß einst der Halbmond wieder dem Kreuze weich
und auch die Osmanen glauben, daß ihre Macht „
Freitage zur Zeit der Mittagsandacht" zu Ende geh
Allwöchentlich schließen sie deshalb am Freitage Mi
Thore und ziehen die Zugbrücken auf.

In der Oberstadt prangt der Palast des Gr
der provençalischen Zunge, mit Thürmen und
schildern; heute ist er Spital für die türkischen
und dann und wann auch Staatsgefängniß. In
großem Saale hielt das Ordenskapitel seine Berat
Die Kirche des heiligen Johannes ist in eine Mos
wandelt worden, hat aber, gleich der Sophienkirche in Konstantinopel, ihren christlichen Namen behalten. Aber die alte Pracht ist dahin; Alles im Innern erscheint nackt und kahl; von der berühmten Orgel sieht man keine Spur und der mit Edelsteinen reichbesetzte Reliquienkasten, in welchem **die Hand des heiligen Johannes** aufbewahrt wurde, ist gleichfalls verschwunden. Sie war ein Geschenk, welches der Sultan dem Großmeister gemacht hatte; allerdings hatten die Mohammedaner keine Verwendung für Ueberbleibsel von einem christlichen Heiligen. Da wo einst der Hochaltar stand, erblickt man den **Mehrab**, die Kanzel, von welcher herab die Lehren des Koran verkündigt und eingeschärft werden. Die Grabsteine mit lateinischen Inschriften sind zwar noch da, aber völlig mit Staub überdeckt. Statt des Glockengeläutes hört man den Ruf des Muezzin, der oben auf dem Minaret steht: **Allah il Allah, Mohammed ressûl Allah!**

Einen eigenthümlichen und ergreifenden Anblick gewährt die berühmte **Ritterstraße**. Der Maler Eugen Flandin, welcher im Jahre 1844 Rhodus besuchte, war entzückt, als er sie sah. Fast an jedem Hause fand er Wappenschilder berühmter Adelsfamilien und Kreuze. Im untern Theile der Gasse kam er durch ein düsteres Thorgewölbe in die alte Ordensherberge der französischen Zunge; jene der spanischen und italienischen liegen ganz nahe dabei. Flandin schlürfte, wie er sagt, überall Wohlgeruch des Ritterthums in dieser Ritterstraße ein. Mit hoher Theilnahme betrachtete er ein herrliches Bauwerk, dessen zugleich ernster und zierlicher Styl einen sehr ansprechenden Eindruck macht. Es ist die **Großpriorei der französischen Zunge** und noch wohl erhalten, obwohl ein Türke sie bewohnt. Er hat am Gebäude selber weiter nichts verdorben, als daß er, des Harems wegen, manche Fenster mit Balkonen von Gitterwerk umstellte. (S. 35.)

In der Mitte der Ritterstraße führen ausgetretene Stufen zu einer kleinen Steinkanzel hinauf. Diese bestieg der Patriarch von Rhodus, wenn er, gleich Peter dem Eremiten, oder wie der heilige Bernhard, den Krieg gegen

*) Voyage dans l'île de Rhodes et description de cette île, par V. Guerin. Paris 1856. Ich habe dieses Werk in der Zeitschrift für allgemeine Erdkunde. Berlin 1857, Neue Folge, zweiter Band, S. 381 ff., besprochen. A.



Ritterstraße in Rhodus.

die Ungläubigen predigte. Von ihr herab ermahnte auch der letzte Großmeister, Villiers de l'Ile Adam, zur Ausdauer im Kampfe gegen Sultan Soliman.

Im Bazar, umgeben von Buden türkischer und jüdischer Handelsleute, liegt das alte Chatelet, in welchen der oberste Richter des Ordens wohnte. In dem Saale, wo er Recht sprach, verurtheilte er einen jüdischen Arzt, welcher mit Soliman einen Briefwechsel unterhielt, zur Todesstrafe; der Arzt sollte geviertheilt werden.

Die Juden bewohnen in Rhodus ein besseres und lustigeres Stadtviertel, als ihnen in den übrigen Städten der Levante zu theil geworden. Sie haben alte Ritterwohnungen inne. Ueberall liegen in ihren Gassen große steinerne Kugeln umher, welche von den Türken aus gewaltigen Mörsern in die Stadt geschleudert wurden. Dort sind sie noch seit dem Jahre 1522, theilweise in der Straße selbst, theils an den Häusern oder dienen als Ecksteine.

Daß auch am Hafen Alles an die Ritterzeit erinnert, haben wir schon gesagt. Da steht am Ende eines Mauerdammes (Molo) der berühmte Thurm des heiligen Nikolaus, geschmückt mit den Löwen von Burgund. Herzog Philipp der Gute gab das Geld zum Baue; der Thurm sollte das Arsenal gegen die Angriffe Sultan Mahmud's des Zweiten schützen und ist noch heute mit einer Doppelreihe von Kanonen besetzt; aber am Gemäuer ist Vieles im Verfall. Die Türken bezeichnen ihn jetzt als den arabischen Thurm. (S. 33.)

Ueberall an der Küste trifft man da und dort auf ein „Kastro“, Burgen und Festungswerke, und auch im Innern manche Spuren aus dem Alterthum. Flandin unternahm einen Ausflug nach Lindos, der Stadt, welche schon in vorgriechischen Zeiten stand; ihre Erbauer waren Phönizier. Später war sie berühmt durch einen Tempel der Athene und durch eine sehr eigenthümliche Art der Herkulesverehrung. Bei dieser galt es für eine Entweihung und Entheiligung, wenn während der Festlichkeiten Jemand ein gutes Wort sich entschlüpfen ließ, denn der Heros durfte nur mit Flüchen und Verwünschungen gefeiert werden.



Burg von Lindos. Rhodus.

Lindos liegt auf einer Landzunge der östlichen Küste unweit vom Kap St. Johann. Flandin ritt vom Dorfe Malona nach Masari von Norden her. Bald gewahrte er zu seiner Linken hoch über dem Gestade eine Burg auf steilem Felsen, welche den Rittern einst als Lugwarte gedient. Dann kam er nach einigen Stunden, das am Gebirge liegende Dorf Kalathos zur Rechten lassend, auf eine mit Säulen und Getrümmer verschiedener Art übersäete Stätte. Auf dieser stand einst Lindos. Der Reisende sah viele dorische Kapitäler umherliegen und manche Weihaltäre. Die Stadt hat offenbar keinen unbeträchtlichen Umfang gehabt und scheint sich an einen bis zum Gestade abfallenden Hügel gelehnt zu haben. Jetzt wohnen dort Fischer. Der heutige Flecken liegt am Fuß eines steilen Felsens, auf dessen Gipfel eine Burg sich erhebt; sie steht auf dem Grundgemäuer des alten Minervatempels, und manche ihrer Gemächer sind noch wohlerhalten, zum Beispiel die Säle der Hellebardiere, der Ritter und des Gouverneurs; vom Tempel sind noch mächtige Trümmer von Säulen, korinthische Kapitäler, Votivaltäre mit Thierköpfen und griechische Inschriften übrig.

Welch eine Menge von Wandelungen hat diese Insel erlebt seit den Tagen der Telchinen und Heliaden! Die Tempel des strahlenden Sonnengottes, der weisen Pallas Athene, jene des Zeus auf dem Berge Artamiti sind zu Trümmern geworden, gleich dem erzenen Koloß. Die heutigen „Griechen" auf der Insel wissen nicht, daß Venus Aphrodite dort verweilte, bevor sie Cypern zum Lieblingsaufenthalt erkor. Wo sind noch Spuren von Alexander dem Macedonier, von Demetrius dem Städtebezwinger, von Cicero, Pompejus und Tiberius? Auch die Kirchen der Christen liegen im Verfall, und von den eisengepanzerten Rhodiserrittern reden nur noch die Steine oder dann und wann alte Türken, welche sich rühmen, daß der Halbmond das Kreuz auch auf Rhodus besiegt habe.

Neue Mittheilungen über die Völker im Kaukasus.

Von **Theodor Lapinski.**

Zweiter Artikel.

Die Sprache der Abasen und ihre Dialekte. — Wahrsager, Traumdeuter und Aberglaube. — Anklänge an die Sage von Prometheus und vom Gebirgskönig. — Die vier verschiedenen Klassen des Volkes. — Stellung der Fürsten und des Adels. — Die tscherkessischen Work. — Die freien Männer und ihre Aeltesten. — Geistlichkeit. — Die Sklaven und ihre eigenthümliche Stellung. — Menschenhandel nach der Türkei. — Preiskourant für schöne Kaukasierinnen. — Die angeblichen Prinzessinnen aus Tscherkessien. — Wohnungen der Adighe. — Patriarchalische Einfachheit. — Die Gasthütte. — Der Familienvater. —

Sämmtliche Stämme der Abasa reden eine und dieselbe Sprache, welche in zwei Hauptdialekte zerfällt. Die im Norden und Nordosten wohnenden, wie die Schapsuchen, Abesechen und Kabardiner, sprechen den Adighe-Dialekt; die südlichen Abasa, wie die Ubuch, die Bewohner des Fürstenthums Abasien, die Schuhaneten und Osseten sprechen den südlichen Dialekt. Diese zwei Hauptdialekte sind stark von einander verschieden, ungefähr wie das Plattdeutsche vom Hochdeutschen. Sie theilen sich noch in einige untergeordnete Dialekte, bei denen aber nur die Aussprache einen geringen Unterschied bildet. In der Kabarda sind viele grusische und tatarische Wörter eingemischt; eben so viele tatarische bei den kleinen Grenzstämmen von Abesch, welche ursprünglich Tscherkessen waren. Die Adighe-Sprache hat nicht die geringste Aehnlichkeit mit irgend einer andern. Die Aussprache ist schwierig wegen der vielen Gurgeltöne, auch redet der Eingeborne gewöhnlich sehr schnell und verschluckt viele Silben, so daß es schwer ist, die Worte zu erhaschen. Uebrigens ist diese Sprache ziemlich reich, und zum Gesang wie zur Poesie weit geeigneter als die türkische. Die Adighe haben für ihre Sprache keine Schriftzeichen, deswegen beruht auch ihre ganze Geschichte nur auf Traditionen und Sagen. Seit der Verbreitung des Mohammedanismus hat die Sprache des Koran, die arabische, bedeutende Fortschritte gemacht. In Abesech und in einigen Theilen der Ebene von Schapsuch sind geistliche Schulen angelegt, wo der Koran und die arabische Schrift gelehrt werden; zur Zeit meiner Anwesenheit konnte die Zahl der lernenden Knaben auf fast tausend im ganzen Lande veranschlagt werden.

Alle Dokumente werden jetzt in der arabischen Schrift ausgestellt, die Richter und Aeltesten haben den mohammedanischen Gebrauch angenommen, ihre Siegel, auf denen ihr Name in arabischen Schriftzügen eingeschnitten ist, statt ihrer Unterschrift aufzudrücken. Die Schriftkundigen, deren es heute noch wenige giebt, deren Zahl sich jedoch überraschend schnell vermehrt, haben es auch versucht, eine Art arabischer Schrift für die Adighe-Sprache einzuführen, jedoch ist dies bis jetzt ohne Erfolg geblieben.

Die türkische Sprache wird nur von den Sklavenhändlern oder von Solchen geredet, die eine Zeit lang in Konstantinopel gelebt haben; auch an den Ufern des Schwarzen Meeres findet man hier und da einige Individuen, welche durch den Verkehr mit türkischen Handelsleuten etwas Türkisch gelernt haben und den Letzteren als Dolmetscher dienen.

Unter den Bewohnern der Ebene an der russischen Grenze trifft man Leute, welche manchmal in Verkehr mit den Russen gestanden, auch im Kriegsdienste oder in Kriegsgefangenschaft beim Feinde gewesen und mehr oder minder Russisch sprechen; doch ist ihre Zahl gering. Es ist natürlich, daß europäische Sprachen, Schriftzeichen und Literaturprodukte einem Volke unbekannt sind, das vor dem orientalischen Kriege nur geringe Kenntniß von der Existenz Europas hatte und die ganze Welt für russisch oder türkisch hielt. Die jungen Adighe haben eine außerordentliche Lernbegier und gute Anlagen; in Konstantinopel schwingen sich die verkauften Sklavenknaben oft zu hohen Würden empor; um das zu lernen, was der Türke lernt, braucht der Adighe nicht die Hälfte der Zeit. Oft sah ich Knaben, denen irgend ein altes Buch, ein gedrucktes oder geschriebenes Blatt Papier in die Hände gefallen, den Soldaten nachlaufen und sie inständigst bitten, ihnen doch das, was darin geschrieben

stehe, zu erklären. Zwei Knaben von dreizehn bis vierzehn Jahren, welche sich die Freundschaft eines Unteroffiziers erwarben, lernten binnen einem Jahre nicht nur die polnische Sprache reden, sondern auch so ziemlich lesen und schreiben. Mit einer Bleifeder den krausen Charakteren des Buches folgend und ein Stück Papier vor sich, waren sie im Stande, halbe Tage zu buchstabiren und zu kritzeln, ohne sich zu rühren, und vergaßen oftmals ihr Essen.

Eben so wenig wie die Adighe Schriftzeichen für ihre Sprache haben, besitzen sie irgendwelche Denkmäler. Außer den steinernen und hölzernen Kreuzen sah ich in den Bergen nichts, was über die Vergangenheit dieses Volkes Aufschluß geben könnte.

Als wissenschaftlich gebildete Männer gelten bei ihnen die Traumdeuter, die Wahrsager, die Sagen- und Märchenerzähler. Die Träume spielen bei diesem Volk eine große Rolle. So oft eine Anzahl Abasa, Alt oder Jung, Männer und Weiber, zu einer ernsten Handlung oder zu ihrem Vergnügen zusammen kommen, beginnen sie sich nach der Reihe ihre Träume zu erzählen, die von Auslegern gedeutet werden. Es gibt auch, so zu sagen, amtliche Traumdeuter, gewöhnlich alte Männer oder Weiber, die, gleich ihren Genossen in allen Ländern, nicht gern umsonst ihr Geschäft verrichten. Die Worte solcher Traumdeuter haben ein großes Gewicht, denn der Abasa unternimmt nichts, oder doch nur höchst ungern, was ihm der Traumdeuter widerräth.

Wider Willen und Wissen profitirte ich einmal von diesem Aberglauben. Neugierig, einen solchen Zauberer zu sehen, bestellte ich einen der renommirtesten Traumdeuter zu mir. Ich fand ihn eben so wohl geschult, wie es seine Kollegen in Europa sind, mit dem Unterschiede, daß er, weder Bücher noch Karten kennend, aus Erbsen, Hammelknochen, aus der flachen Hand u. s. w. mir eine sehr glänzende Zukunft und viele wünschenswerthe Dinge vorhersagte, die leider nicht eingetroffen sind. Ich behandelte ihn artig und entließ ihn mit einem kleinen Geschenke. Wenn mir aber auch seine Prophezeiungen keinen Nutzen brachten, so gereichte mir dagegen seine Freundschaft zu großem Vortheile. Alle Träume, die er von nun an den Abasen auslegte, hatten immer irgend einen vortheilhaften Bezug auf mich und meine Truppe; doch setzte mich dafür der gute Prophet häufig in Kontribution, und als ich das Land verließ, kam er trotz seines vorgerückten Alters, um mir Lebewohl zu sagen und noch ein Geschenk zu erhaschen, und prophezeite allen, daß ich bald wieder zu ihnen zurückkehren werde.

Unter den unzähligen Sagen ist eine, welche nur die Tradition der Sage vom Prometheus sein kann und aus den Urzeiten herstammen muß, da der Kaukasus ein Verbannungsort der Griechen war. Alle Völker des Kaukasus kennen die Sage auf eine oder die andere Art. Der Abasa erzählt sie also: Auf dem hohen Berge, auf welchem der ewige Schnee liegt (er meint den Elbrus), befindet sich auf dem obersten Gipfel eine große, runde, sehr schwere Steinplatte. Auf der Mitte dieser Platte sitzt ein uralter Greis. Schneeweißes Haar bedeckt sein Haupt, sein Bart reicht bis an die Füße, sein ganzer Körper ist mit weißen Haaren dicht bewachsen, seine Nägel an Händen und Füßen sind lang und wie die Klauen des Adlers geformt, seine Augen roth und leuchtend wie glühende Kohlen. Um den Hals, um die Mitte des Leibes, an Händen und Füßen trägt er schwere eherne Ketten, welche an die Steinplatte angeschmiedet sind. So sitzt und leidet er seit Jahrtausenden. Er war früher einer der besten Diener des großen Tha (Gottes) und ward von diesem seines großen Verstandes und seiner Frömmigkeit wegen noch bei Lebzeiten zum vertrauten Umgange zugelassen. Da kamen schlechte Gedanken in seinen Kopf, er wollte eben so mächtig und noch mächtiger werden als der große Tha selber, und da er viele seiner Geheimnisse kannte und alles zu wissen glaubte, so suchte er ihn zu stürzen. Ein langer Krieg entspann sich, zuletzt wurde der Tollkühne besiegt und zur Strafe auf den hohen Berg angeschmiedet. Nur wenige Menschen konnten ihn sehen, denn das Hinaufsteigen zu ihm ist mit tausend Gefahren verbunden; Niemand aber konnte ihn zweimal sehen, und solche, die den Versuch machten, sind nie mehr zurückgekommen. Doch giebt es Greise in den Bergen, die ihn gesprochen, aber es ist ihnen verboten, alles zu sagen, was sie gesehen und gehört. Ihr Bericht lautet, daß der Alte sehr fröhlich und munter sei, wenn er einen lebendigen Menschen erblickt; er fragt jeden nach drei Dingen: ob Fremde bereits das Land durchziehen und Städte und Dörfer angelegt sind; ob schon im ganzen Lande die Jugend in Schulen gebildet wird und ob die wilden Obstbäume viele Früchte tragen. Er erkundigt sich mit vieler Begierde nach diesen drei Sachen und wenn er, wie gewöhnlich, eine verneinende Antwort erhält, ist er außer sich vor Betrübniß. Der Glaube an diese Sage ist allgemein.

Noch viele Sagen und Märchen von verzauberten Bergen, wo böse Geister große Schätze bewachen, von geflügelten Pferden u. s. w. sind im Umlauf. Auch giebt es Prophezeiungen, daß, wenn der Feind bis zu dieser oder jener Stelle vorrückt, das Land unterjocht sein wird. Zwischen Mesib und Pschat erhebt sich in schwer zugänglichen Bergen eine Steinmasse, wie man sie wohl selten auf Erden erblickt. Drei Steine besonders haben eine fabelhafte Größe. Die Sage will wissen, daß unter diesen Steinen ein alter Gebirgskönig mit seinen Schätzen begraben liegt, und sein Geist jetzt die Schätze bewacht und jedem Feinde das Nahetreten an sein Grab verwehrt. Wenn feindliche Scharen einmal um diese Gräber lagern werden, so ist es aus mit der Freiheit der Berge. Ich fragte, ob man bis jetzt nicht in den vorgeblichen Gräbern nachgesucht habe. Die Leute sahen mich mit Erstaunen an und bemerkten, daß dies bei der großen Steinmasse, welche dieselben bedeckt, nicht möglich, auch ein solcher Versuch noch in anderer Hinsicht gefährlich sei. Doch forderten mich die Verwegensten auf, den Versuch zu unternehmen. Ich ließ wirklich einen Stein in die Luft sprengen, in der Hoffnung, irgend einen interessanten Fund zu machen. Aber Graben und Suchen war vergebens, ich verlor nur Zeit, Mühe und eine Menge Pulver, das ich vortheilhafter am Kuban gebrauchen konnte.

Im Lande der Abasa giebt es vier Kasten und zwar: Fürsten (Pschi), Ritter (Work oder Esden), Freie (Tsokol) und Sklaven (Pschitli). In dem südlichen Abasien, das in einem stillschweigenden Waffenstillstande mit den Russen lebt, in dem Fürstenthum Abasien und besonders in der Kabarda, ist die Zahl der Pschi und Work sehr groß, sie haben noch ihre Prärogative beibehalten, und ihrem Einflusse ist es zuzuschreiben, daß die südlichen Stämme den Kampf aufgegeben. In der Kabarda ist dieser Adel tscherkessischer oder tatarischer Abkunft, in den anderen Stämmen sind es Abasa, welche zu verschiedener Zeit und auf verschiedene Weise den Adelstitel usurpirt haben. In dem nördlichen Theile giebt es zwar noch viele Ritterfamilien, aber sie haben nicht nur ihre Prärogative, sondern auch alles und jedes Ansehen verloren. Sie sind, einige wenige abasische Familien ausgenommen, in den Ländern Schapsuch und Abesech durchaus tscherkessischer, in Ubuch abasischer Abkunft. Es giebt im Adighe-Lande nur vier Pschi-Familien: die Zanzade in Schapsuch, deren letzter alleiniger Sprößling gegenwärtig Karabatir Ibrahim, Sohn

des verstorbenen Sefer Pascha, ist; die zahlreiche Familie des Fürsten von Bsedoch; die Fürsten von Temirgoi und die Fürsten von Hatohai. Außerdem giebt es noch im Lande zerstreut einige hundert Höfe, welche von den Abkömmlingen der Work bewohnt sind. Diese Tscherkessen bilden noch heute einen besondern Stamm der Esden Tlako, und heirathen nur untereinander; deswegen hat sich die tatarische Race noch fast rein unter ihnen erhalten. Von den Abasa immer mehr gedrängt und verfolgt, waren sie gezwungen, zur Sicherheit ihrer Person und ihres Eigenthums sich in die abasischen Stämme aufnehmen zu lassen. Sie sind noch immer wohlhabender als die Abasa, da sie mehr Land und viele Sklaven besitzen; sie erinnern sich mit Schmerz an ihre verlorene Größe und halten immer zusammen; sie sind keine sehr guten Patrioten, und viele von ihnen dienten den Russen, denn es würde ihnen sehr wohl gefallen, wenn das russische System in ihrem Lande zur Geltung käme. Die Russen, welche von der Mitwirkung dieser Work sich sehr viel versprachen, behandelten sie mit vieler Auszeichnung und waren mit den Fürstentiteln, die sie jedem Work gaben, nicht geizig. Aber anstatt sich damit etwas zu erwirken, schadeten sie nur ihrem Einflusse, denn es ist sicher, daß nicht nur ein schlechter, sondern selbst ein guter Rath, wenn er von einem Pschi oder Work herrührt, von den Abasa nicht befolgt wird, die jene auch von allen Landesberathungen ausgeschlossen haben. Doch giebt es unter den Work einige, leider nur wenige abasische Familien, welche sich mit den Russen nie in Unterhandlungen eingelassen und es immer mit dem Volke gehalten haben; unter anderen verdienen die Zaziok in Dschubo, die Abat am Abin, die Bersek und Brak in Ubuch eine ehrenwerthe Erwähnung. Dank diesen Familien haben sich die Reste der Tscherkessen, die Pschi und Work, noch im Adighe-Lande erhalten können; denn die Abasa haben schon in vielen ihrer Volksversammlungen ernstlich darüber berathen, ob es nicht besser sei, diese ganze fremde Kaste zu vernichten oder zu den Russen, ihren Protektoren, zu jagen. Sie beschäftigen sich wenig mit Ackerbau und lassen das Land, wenn sie solches im Besitz haben, durch ihre Sklaven bebauen. Haben sie jedoch keinen Grund und Boden, so ziehen sie im Lande von Haus zu Haus herum und leben gut, da die abasische Gastfreundschaft gebietet, Jeden zu beherbergen und zu speisen. Sie erfinden sich auch allerlei Beschäftigungen, bei denen sie ohne Anstrengung etwas profitiren können. So zum Beispiel ersinnen sie sich verschiedene politische Botschaften von Seiten der Adighe, die davon nichts wissen, gehen nach Konstantinopel, belügen dort die Türken auf alle Weise, und wenn sie etwas Geld zusammengebracht haben, kommen sie wieder zurück, mit Schriften und Briefen, die sie für Fermane des Sultans ausgeben und sich damit wichtig machen. Seit dem letzten orientalischen Kriege ist es auch Mode geworden, Briefe, in weiß Gott was für einer Sprache geschrieben, von den fremden Gesandtschaften in Konstantinopel an das Adighe-Volk zu überbringen. Alle diese Betrügereien werden von den Work ausgeheckt, um ihr verlorenes Ansehen wieder zu erlangen. Viele dienen jetzt den Russen als Wegweiser oder Spione. Schade, daß diese Kaste auf einen so schlechten Weg gerathen ist, denn sie sind tapfer vor dem Feinde und haben Lust und Muth zum Kriege. Alle Work und Pschi, mit Ausnahme einiger weniger abasischer Familien, sind fanatische Mohammedaner. Sie sind am zahlreichsten in Ubuch, ziemlich zahlreich in Abesech, aber nur sehr vereinzelt in Schapsuch zu finden.

Die Masse des Volkes bilden die Abasa oder Adighe, welche, wie schon früher bemerkt, in Stämme und Familien getheilt sind. Jeder Adighe ist Tsokol (Freier zum Stamme Gehöriger), und die Pschi und Work werden, wenn sie sich in einen Stamm aufnehmen lassen, auch Tsokol und treten in die Rechte und unter den Schutz des Stammes. Unter den Tsokol giebt es keinen Standesunterschied; sie leben in voller Gleichheit mit einander. Die Aeltesten aus der Mitte des Volkes sind Richter, Führer und Rathgeber, man nennt sie Thamata (d. h. Aeltester, Anführer, Geistvoller oder Geistreicher). Sie werden weder durch Stimmenmehrheit gewählt, noch ist ihr Amt erblich. Ein größeres Vermögen und eine zahlreiche Familie, tapfere Thaten vor dem Feinde, schärferer Verstand, Beredtsamkeit, in neuerer Zeit Schriftgelehrtheit im Koran, vor allem aber ein vorgerücktes und erfahrungsreiches Alter verleihen einen Anspruch darauf, im Rath der Alten und im Gerichte seiner Nation Sitz und Stimme zu haben. Jedoch ist auch der Beschluß der Thamata nicht allmächtig, denn wenn das Volk nicht damit zufrieden ist, so erfüllt es nicht den Willen der Alten, und ein Zwangsverfahren ist nicht möglich.

Die Geistlichkeit im Adighe-Lande kann man in zwei Klassen theilen. Die erste ist die alte christlich-heidnische, Dschiur genannt, welche, der Schrift unkundig, nie in großem Ansehen gestanden, und deswegen gegen die mohammedanische, welche mit dem geheimniß- und weisheitsvollen Koran, den, wie man den Adighe sagte, der große Tha selbst geschrieben, ihnen entgegen trat, sehr im Nachtheile war. Diese alten Priester üben nur noch in einigen Gegenden längs den Ufern des schwarzen Meeres offen ihre Gottesdienste und Gebräuche, in einem großen Theile beten sie nur insgeheim, und werden von der neuen mohammedanischen Geistlichkeit gehaßt und verfolgt. Die letztere hat seit vierzehn Jahren, seit der Ankunft des Naib Mahomet Emin, im Lande eine große Ausbreitung und ein großes Ansehen gewonnen. In vielen Juneh-is sind hölzerne Moscheen errichtet, von denen die Gebetestunden abgerufen und woselbst die Gebete verrichtet werden. Der Naib versuchte auch nach dem Beispiele Schamyl's die Einführung der Muriden. Da Faullenzen und Berauben derjenigen, welche die Vorschriften des Korans nicht annehmen oder befolgen wollten, außer häufigem Gebete die Hauptbeschäftigung dieser neuen religiösen Gesellschaft war, so fand er im Anfang viele Proselyten, aber bald widersetzte sich der gesunde und freie Sinn des Volkes dieser fanatischen Institution und sie fiel in Mißkredit. Heute findet man hier und da einige zerlumpte Landstreicher, welche die Gastfreundschaft und den Aberglauben des Volkes, wo sie es noch vermögen, ausbeuten und die türkischen Heiligen spielen, aber sie sind mehr ein Gegenstand des Gelächters, als der Ehrfurcht.

Die niedrigste Stufe in der Gesellschaft des Adighe-Volkes bilden die Pschitli, Sklaven.*) Die Sklaverei ist eine tatarische Sitte, welche die Tscherkessen unter den Abasa einführten. Die Sklaven sind Abkömmlinge der Kriegsgefangenen und der in Südrußland, in der Tschernomora, in Georgien und bei den verschiedenen Stammeszwistigkeiten geraubten Weiber und Kinder, so wie derjenigen Adighe, welche durch einen Gerichtsspruch zu Sklaven gemacht wurden. Ihre Zahl ist bedeutend, aber nicht in allen Landestheilen gleich. In Ubuch bilden sie fast den vierten Theil der Bevölkerung, in Abesech den zehnten, in Schapsuch

*) Das Wort Pschitli ist aus den zwei Wörtern Pschi, Fürst und Tli (dessen oder sein) zusammengesetzt, und bedeutet Eigenthum des Fürsten.

kaum den zwanzigsten. Man muß sich von dem Stande des Sklaven nicht die Vorstellung machen, die man allgemein mit der Bedeutung des Wortes verbindet. Der russische Leibeigene könnte den Stand des abasischen Sklaven mit Recht beneiden. Der Sklave arbeitet nicht mehr und nicht weniger als sein Herr. Er ist bewaffnet und seine bewegliche Habe ist sein Eigenthum. Die Sklavenfamilie hat ihre eigene Wohnung, ein Stück Feld zur eigenen Benutzung, und oft sind Sklaven im Besitz einer beträchtlichen Anzahl von Pferden, Rindern, Schafen und Ziegen. Der Eigenthümer kann den Sklaven nicht willkürlich behandeln, und dieser hat das Recht, seinen Herrn vor Gericht zu laden und gegen ihn Klage zu führen. Kann er es bei seinem Herrn nicht aushalten, so begiebt er sich mit seiner Familie und beweglichen Habe zu einem Nachbarn und sucht bei demselben so lange Schutz, bis sein Prozeß entschieden ist. Da ferner im schlimmsten Falle Sklaven leicht aus einem Lande in das andere, wie zum Beispiel von Schapsuch nach Abesech oder Ubuch fliehen können und die Frage ihrer Herausgabe häufig langwierige Prozesse oder gar Kriege veranlaßt, so nehmen sich diejenigen, welche Sklaven besitzen, sehr in Acht, dieselben nicht zum Aeußersten zu treiben.

Seine Freiheit gewinnt jedoch der flüchtige Sklave nicht, denn überall, wohin er kommt, wird er als Sklave betrachtet; er hat nur die Freiheit, sich seinen neuen Herrn zu wählen. Die Sklaven heirathen nur unter sich, der Eigenthümer muß seinen Sklaven oder dessen Weib kaufen, doch darf er ihm keine Frau, die dieser durchaus nicht will, aufdrängen; heirathet ein freies Weib einen Sklaven, oder ein freier Mann eine Sklavin, so sind sie und ihre Kinder frei. Kinder aber, deren Eltern nicht frei sind, bleiben das Eigenthum ihres Herrn. Kein Sklavenkind kann ohne Bewilligung seiner Eltern verkauft werden, und der fünfte Theil des Verkaufspreises fällt der Familie des Verkauften zu. Im Lande selbst ist der Einzelverkauf nicht Sitte; immer werden ganze Familien zusammen verkauft. Der Einzelverkauf findet nur in der Türkei statt.

Noch eine Eigenthümlichkeit. Die Sklaven werden als ein besonderer Stamm, Pschitli-Tlako, betrachtet und haben bei Gericht ihre Vertreter, halten auch ihre Versammlungen und vertheidigen gemeinsam ihre Rechte.*)

Bei den Pschi und Work findet man die größte Anzahl Sklaven, doch trifft es sich selten, daß ein Eigenthümer mehr als vier oder fünf Sklavenfamilien, d. h. über achtzig bis hundert Individuen beiderlei Geschlechts besitzt. Ein beträchtlicher Handel mit Sklaven wird nach der Türkei getrieben, und zwar meistens durch türkische Sklavenhändler, welche ihre Kompagnons im Lande haben und aus diesem Handel einen großen Gewinnst ziehen. Am meisten begehrt sind Kinder von sechs bis zwölf Jahren oder junge Männer, die, zum Soldatendienst, tauglich von den Türken als Stellvertreter in die Armee gekauft werden. Erwachsene Mädchen von besonderer Schönheit sind auch gesucht; doch ist diese Waare unsicher, denn gewöhnlich kann sich ein solches Mädchen an das neue Leben in der Türkei nicht gewöhnen und es siecht, trotz der Bequemlichkeiten, mit denen es in den meisten türkischen Harems umgeben ist, bald dahin. Es ist ihr bange in den Städten, in den großen prunkvollen Gemächern, in denen sie nicht nach Herzenslust toben und springen kann, wie in ihren Bergen; das Heimweh wird manchmal zur unheilbaren Krankheit und oft giebt es kein anderes Mittel, die armen Mädchen vom sichern Tode zu retten, als sie in ihre Berge zurückzuschicken. Nur die in zarter Kindheit nach der Türkei Gebrachten gewöhnen sich an das türkische Leben, vergessen selbst ihre Sprache und sehnen sich dann nicht mehr zurück. Ältere Leute werden äußerst selten verkauft. Die Preise sind verschieden. Ein Knabe wird im Lande nie unter 100 Silberrubel verkauft; ein Mädchen, wenn es nur halbwegs wohlgebildet ist, erreicht den Preis von 300, übersteigt aber fast nie den von 500 Rubel, der Stellvertreter zum Militärdienste kostet gewöhnlich 200 Rubel. Der Sklavenhändler gewinnt fast immer das Drei- oder Vierfache, oft auch das Zehnfache; eine Schönheit, welche in die höchsten Harems oder in das Serail des Sultans gekauft wird, ist manchmal mit 50- bis 100,000 Piastern (ungefähr 2500 bis 5000 Thaler) bezahlt worden; von höheren Preisen habe ich nie gehört.

Manche Abasa führen ihre Sklaven selbst nach Konstantinopel zum Verkauf und warten oft Monate lang, bis sie ihre Waare los werden. Viele, auch besonders aus Ubuch, sowohl Edle wie Freie, bringen ihre eigenen Kinder fort und verkaufen sie als Sklaven, doch ist dies eine Schande und zieht im Lande Verachtung nach sich. Andere bringen ihre Töchter, wenn sie sehr schön sind, nach Konstantinopel, um sie an Türken zu verheirathen und einen hohen Brautpreis zu bekommen; die Türken ziehen es oftmals vor, ihren Söhnen abasische Mädchen zu Frauen zu geben, da die Verschwägerung mit anderen türkischen Familien nicht selten ihre unangenehmen Seiten hat. Die Meisten kaufen ganz einfach Sklavenmädchen, die sie in ihren Harems zu Frauen für ihre Söhne erziehen lassen. Die Nation der Ubuch, woselbst die größte Zahl Sklaven gefunden wird, liefert das bedeutendste Kontingent in die Harems von Konstantinopel, und durch diesen Handel haben die Ubuch die meiste Verbindung mit den Türken. Die Letzteren lassen sich wissentlich oder auch unwissentlich von den schlauen Abasa hinter's Licht führen. Die Sklavenkinder, von denen die männlichen sich oft zu hohen Staatswürden in der Türkei emporschwingen, die weiblichen oft eine glänzende Heirath machen, bilden meistens den Türken ein, daß sie von fürstlicher Abstammung seien, was jene gern glauben und Andere glauben machen. Auch halten alle in die Türkei verkauften Abasa immer zu einander und unterstützen sich gegenseitig. Ein solcher emporgekommener Sklave findet in jedem nach Konstantinopel kommenden Abasa leicht einen Dienstgefälligen, der sich gern zu seiner Verwandtschaft bekennt; die Leute von Ubuch nehmen besonders gern solche Verwandtschaft mit emporgekommenen Sklaven auf sich, und da jeder Bewohner von Ubuch weiß, daß er mit dem Titel Bey (Fürst) von den Türken lieber gesehen wird, so nehmen sie alle diesen Titel an. Die guten Türken, welche nicht wissen, daß in ganz Ubuch keine einzige Fürstenfamilie existirt, sind überaus froh, eine für ein paar hundert Thaler gekaufte tscherkessische Prinzessin zur Frau zu haben.

Die Verleugnung ihrer Abstammung würde noch kein so arges Verbrechen sein, — schlimmer ist es, daß alle in der Türkei lebenden Abasa nicht einen Funken von wahrem Patriotismus und uneigennütziger Liebe zu ihrem Vaterlande besitzen. Von verkauften Sklaven kann dies nicht so sehr Wunder nehmen, aber es giebt auch eine große Anzahl Freie, welche unter den Türken in dem mohammedanischen Fanatismus die alte Vaterlandsliebe des Abasa ersticken. Man kann die Zahl der in der Levante lebenden Abasa nahezu

*) Mord oder Verwundung eines Sklaven wird mit dem Verlust des Rechtes, Sklaven zu besitzen, und mit einer schweren Geldstrafe geahndet, welche der Schuldige an den Sklavenstamm bezahlen muß, wenn er nicht ein Opfer der Blutrache werden will. Nach mohammedanischem Rechte soll jeder Sklave, welcher den Glauben annimmt, nach sieben Jahren frei erklärt werden; aber dieses Gesetz wird weder in Abasien, noch in der Türkei befolgt.

auf 50,000 Individuen beiderlei Geschlechts annehmen, von denen die Mehrzahl sich in guten Verhältnissen befindet, und viele sogar bedeutende Reichthümer besitzen. Sie sind stolz darauf, Adighe oder, wie man in Konstantinopel und in Europa sagt, Tscherkessen zu sein; sie prahlen gern mit ihrer Nationalität, und geben sich, wenn sie auch Sklaven sind, für Verwandte und Brüder der um ihre Freiheit kämpfenden Krieger aus; aber es ist unerhört, daß ein in der Türkei ansässiger Adighe nur das geringste persönliche oder pekuniäre Opfer für sein Vaterland gebracht hätte. In Konstantinopel erblickt man einzig die Ubuch als Vertreter der Adighe, während die Abesech und die zahlreichen, in ewigem Kampfe begriffenen Schapsuch fast unbekannt sind. Dies erklärt sich dadurch, daß neun Zehntel der in der Türkei befindlichen abasischen Sklaven aus Ubuch kommen, und das Adighe-Land den Türken eben so wenig bekannt ist wie den Europäern. Die Folgen hiervon waren unheilvoll für das Land; Charlatane aus Ubuch und einige verschmitzte Work, unterstützt von den Sklaven in Konstantinopel, betrogen sowohl die Pforte als auch die Gesandtschaften der verbündeten Mächte und beuteten während des letzten orientalischen Krieges das Interesse für ihr Land zu ihrem eigenen Vortheil aus.

Man würde sich gewaltig irren, wenn man sich den zum Verkaufe bestimmten Abasa als unglücklich, niedergeschlagen und verzweiflungsvoll vorstellt. Im Gegentheil: der Gedanke, nach Stambul, der goldenen Stadt, zu kommen, wo der Padischah, der Beherrscher der Welt, thront — dieser Gedanke ist der Traum, der das junge Mädchen von Kindesbeinen an verfolgt. Oft geschieht es unter Freien, daß Bruder und Schwester sich verabreden und die Letztere verkauft wird; dadurch wird jener in den Stand gesetzt, seine Wirthschaft zu vergrößern, seine Waffen reich beschlagen zu lassen, sich mit Pulvervorrath zu versehen oder ein Weib zu kaufen; sie hingegen macht zuweilen, besonders wenn sie schön ist, eine glänzende Heirath, und dann kommt es, obschon selten, vor, daß sie sich des fernen Bruders erinnert (der natürlich in Stambul nicht weniger als Fürst sein kann) und ihm von ihrem Ueberflusse etwas in die Berge schickt. Der Fall, daß ein nach der Türkei gewander Abasa je wieder in seine Berge zurückgekehrt wäre, ist unerhört.

Die Wohnungen der Adighe sind von patriarchalischer Einfachheit. Jeder Hof ist folgendermaßen angelegt. Ein hoher, gut geflochtener Zaun, oben mit einem Dornenkranze versehen, schließt einen unregelmäßigen Platz ein. Die Mitte des Platzes ist leer. Auf der einen Seite in einem Halbkreise sind die Hütten, auf der andern die Einzäunungen für das Hornvieh und die Stallungen für Schafe und Ziegen. In der Mitte der Hütten befindet sich die Inneh-schuha (Hauptgebäude oder großes Haus), wo der Familienchef mit seinem Weibe und den Kindern, die noch nicht das zwölfte Jahr erreicht haben, wohnt. In dieser Hütte wird auch die bedeutendste Habe der Familie aufbewahrt; Betten, eiserne Kochgeschirre, kupferne Wasserkrüge, Kisten mit Kleidern, Leinwand, Saffian, sowie der Vorrath an Waffen und Pulver. Die Hütte ist entweder von Holz oder auch nur von geflochtenen Weidenruthen. Die Wände sind gut mit Lehm ausgeschmiert und auswendig wie inwendig geweißt; der Fußboden ist von festgestampftem Lehm; das Dach von Brettern, über welche noch meistens Stroh gelegt und das von Querbalken getragen wird; der Plafond ist gewöhnlich so niedrig, daß man oft mit dem Kopfe anstoßen kann, und besteht nur aus Balken, so daß man von innen das Dach sieht. Ein großer Heerd mit einem Kamin von Brettern oder Flechtwerk und mit Lehm ausgeklebt, befindet sich in der Mitte; an beiden, oft auch nur an einer Seite des Heerdes sind kleine Erhöhungen, welche die Bettstellen abgeben. Die Thüren sind von starkem Eichenholz und können nur von innen durch Vorschieben eines hölzernen Riegels verschlossen werden. Glasfenster sind unbekannt. Eine kleine Oeffnung in der Wand, mit einem Fensterladen versehen, dient zur Erhellung der Stube, welche im Winter, wenn Thüre und Läden geschlossen sind, durch das Heerdfeuer erleuchtet wird. Unter demselben Dache, nur durch eine leichte Wand getrennt, ist an jeder Hütte ein kleiner Pferdestall angebaut, in welchem vier bis sechs Pferde stehen können. Die Stallthür wird durch einen aus der Stube von innen vorgeschobenen Balken geschlossen. Eine solche Hütte bildet eine einzige Stube; manchmal wird die große Hütte durch eine leichte Wand in zwei Abtheilungen getrennt; in der einen wohnt die Familie, in der andern wird ihre Habe aufbewahrt. Sonst sieht man weder ein Schloß noch einen eisernen Nagel am ganzen Hause. Die innere Einrichtung ist sehr einfach; sie besteht nur aus Rohrdecken und darauf gelegten kleinen Polstern; Tische und Stühle sind unbekannt, auch Bänke selten. Das Bettzeug wird bei Tage zusammengelegt und erst zur Zeit des Schlafengehens ausgebreitet.

Trotz des mehr als bescheidenen Ansehens sind diese Hütten recht wohnlich, da sie sehr reinlich gehalten werden. Doch sind sie kalt im Winter, der Wind bläst manchmal Schneeflocken durch den großen Rauchfang in die Stube, und obschon das Holz nichts kostet und das Feuer fortwährend brennt, wird die Stube nicht warm, und während man sich vorn vom Feuer braten läßt, friert man an der Rückseite. Alle abasischen Hütten sind sich vollkommen gleich und ihre innere Einrichtung ist dieselbe. In demselben Hofe, wo die Eltern wohnen, haben auch ihre Kinder abgesonderte Hütten. Jeder verheirathete Sohn hat seine eigene Hütte für sich und seine Familie; ebenso die erwachsene Tochter, und ist die Familie zahlreich, so stehen zwölf bis fünfzehn solcher Hütten im Hofe, alle mit der Front gegen die Mitte des Platzes gekehrt. Ungefähr zwanzig Schritte von der großen Hütte sind die Speicher und Lebensmittel-Magazine, jedes auf vier starken, bis drei Schuh hohen Pfählen erbaut. Diese Speicher sind klein, aber zahlreich, und bei den Wohlhabenden findet man oft zehn oder mehr solcher Gebäude. An der Rückseite der Hütten stehen auch die wohlumzäunten Heu- und Strohschober, schlechtverwahrte Stallungen für Büffel, Schafe und Ziegen, Schuppen für Hausgeflügel und eine Einzäunung für das Hornvieh, das Sommers und Winters unter freiem Himmel steht. Obst- und Gemüsegärten in besonderen Umzäunungen schließen sich an den Hof an.

Ist der Hofbesitzer Herr einer oder mehrerer Sklavenfamilien, so sind die Höfe derselben nahe an dem ihres Besitzers und vollkommen nach dem beschriebenen Muster gebaut, so daß sich ein von Sklaven oder Fürsten bewohnter Hof durch nichts unterscheidet. Ledige Sklaven, die keine Familie haben, leben im Hofe des Besitzers in eigenen Hütten. Außerhalb der Hofumzäunung erhebt sich in einer Entfernung von fünfzig bis hundert Schritten die Gasthütte (Hadschi-Inneh), welche nicht bewohnt und nur für Gäste bestimmt ist. Auch der ärmste Adighe vergißt nie, eine Gasthütte an seinen Hof anzubauen. Der Adighe sucht sich zum Bau seines Hofes immer einen Platz im Walde oder in der Nähe desselben, theils um sich dem Blicke des Feindes zu entziehen, theils um seinen Holzbedarf gleich bei der Hand zu haben. Die meisten Höfe sind an Flüssen, Bächen oder Quellen angelegt; in den Ebenen graben die Bewohner Brunnen, die mit denen, welche ich an der Theiß in Ungarn gesehen, viel Aehnlich-

keit haben. Uebrigens erinnert der erste Anblick eines solchen Hofes an die Bauernwirthschaften in Osteuropa, nur daß die Häuser in letzteren nicht so rein gehalten werden.

Die Sitten der Adighe stehen heute wohl einzig in der Welt da und haben viele Aehnlichkeit mit den patriarchalischen Sitten unserer Voreltern. In dem Familien-Hofe ist der Vater unumschränkter Herr, dem auf den Wink gehorcht wird. So lange er lebt, sind alle seine Söhne verpflichtet, an seiner Seite zu bleiben. Erst nach seinem Tode können sie sich nach Belieben trennen und ihre Wirthschaften absondern, doch ist der Erstgeborene Erbe des Hofes und des größern Theils der beweglichen Habe. Die Mutter (denn Vielweiberei ist selten und erst eine mohammedanische Einführung) hat im Hause fast dieselbe Autorität wie der Vater, und wird von der ganzen Familie fast heilig gehalten. Sie leitet das Hauswesen und alle Frauen und Mädchen stehen zu ihrer Verfügung; die Ersteren haben kein Recht, eine besondere Wirthschaft oder Küche zu führen. Die Mutter vertheilt die Kleidung, besorgt und beaufsichtigt deren Anfertigung. Das Essen wird für Alle gemeinschaftlich nach ihrer Anweisung gekocht und zweimal des Tages, eine Stunde vor Mittag und gleich nach Sonnenuntergang, von ihr selbst unter die Familie vertheilt.

Radama der Idealist, König von Madagaskar.

Die Bedeutung der Insel Madagaskar. — Gegensätze der französischen und englischen Politik. — Die katholischen und protestantischen Missionäre. — Die Person des Königs. — Memamaso oder Leibwächter. — Radama's Freundlichkeit gegen die Weißen. — Französische Sklavenfänger. — Eine Verschwörung in der Herrscherfamilie. — Ramboasalama und Rakoto. — Die Katastrophe. — Der neue König als Reformer. —

Auf der großen Insel Madagaskar, der „Perle des Indischen Oceans“, begeben sich merkwürdige Dinge. Sie verdienen unsere Aufmerksamkeit in vollem Maße, denn es handelt sich dort wieder einmal um den Versuch, halbbarbarische Völker auf eine höhere Stufe der Gesittung zu bringen, mit alten, seit Jahrhunderten heilig gehaltenen Bräuchen und Sitten völlig zu brechen und an ihre Stelle europäisches Wesen einzuführen. Ob diese Bestrebungen gelingen, das kann nur die Zukunft lehren; würden sie mit Erfolg gekrönt, dann hätten wir eine glückliche Ausnahme vor uns. Seither sind alle solche Bemühungen vergeblich gewesen; überall, wohin das abendländische Wesen zu den Barbaren drang, ist es mehr oder weniger nur in seinen Aeußerlichkeiten angenommen worden; man eignete sich allerlei von der Civilisation an, aber das Innere blieb in seiner Wesenheit unberührt, die Kultur drang weder tief ein noch allgemein durch. Die Folge war immer, daß die Barbaren sich aus dem Gleichgewichte gedrängt sahen, daß Schwankungen zurück und vorwärts erfolgten, aber ein eigentlicher und sicherer Schwerpunkt nicht gefunden wurde.

Wir haben vor einiger Zeit (Globus II. Nr. 19. S. 193 bis 201) ausführlich über das schöne und wichtige Eiland gesprochen, und es ist dort erwähnt worden, daß nach dem Tode der grausamen Königin Ranovalo, 16. August 1861, ihr Sohn Radama der Zweite den Thron bestieg. Dieser noch junge Mann tritt mit der größten Entschiedenheit als Radikalreformer auf; er begünstigt, dem alten heidnischen Kultus gegenüber, das Christenthum, zieht Europäer in's Land, fördert dieselben auf alle Weise, bemüht sich den Handel zu beleben und hat einen Gesandten nach Europa geschickt.

Allem Anschein nach wird er aber bald in einiges Gedränge kommen, und man wird an ihm hin und her zerren. Denn auf Madagaskar arbeiten verschiedene Einflüsse. Die Pariser Politik erblickt eigentlich in dem Könige Radama nur einen Usurpator, indem sie den allerdings durch nichts begründeten Satz aufstellt, daß jenes „Oestliche Frankreich“ schon seit der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts eine Kolonialbesitzung des europäischen Frankreichs sei. England seinerseits hat ein sehr wichtiges Interesse daran, daß die napoleonische Politik, welche in allen Meeren östlich vom Vorgebirge der Guten Hoffnung sehr thätig und übergreifend auftritt, nicht noch mehr feste Stellungen gewinne, als sie ohnehin schon besitzt. Deshalb vermehrt es von der Insel Mauritius aus seine Verbindungen mit Madagaskar und bemüht sich, den neuen König ganz auf seine Seite zu ziehen.

So tritt eine politische Eifersucht hervor. Zu dieser kommt aber noch eine andere, die nicht minder ausgeprägt ist. Frankreich sendet katholische, Großbritannien schickt protestantische Missionäre, und beide arbeiten einander entgegen; jede Partei möchte die Malgaschen zu ihrem Glauben bekehren und sich des Schulunterrichts bemächtigen. Beide Theile haben Anhänger gewonnen. Für das, was bei solchem Widerstreit herauskommt, geben uns die kläglichen Verhältnisse auf manchen Südseeinseln Auskunft. Dort haben schon protestantische und katholische Neubekehrte in kirchlichem Eifer einander befehdet und sich mit Keulen todtgeschlagen.

Merkwürdig erscheint, bis auf Weiteres, daß auf Madagaskar beide Theile die Dinge in rosigem Licht erblicken. Wir haben eine ganze Reihenfolge von Berichten gelesen, aus welchen hervorgeht, daß sowohl die Katholiken wie die Protestanten sich der Hoffnung hingeben, den König zu gewinnen. Wir erwähnten in unserm frühern Aufsatze, daß der englische Missionar Ellis, der vor Jahren schon drei Reisen nach Madagaskar gemacht hat und dem wir zwei werthvolle Werke über die Insel verdanken, zum vierten Male, und zwar mit Aufträgen des Gouverneurs von Mauritius, dorthin gegangen sei. Er ist ein alter Freund und Vertrauter des Königs, und hat in seinem Reisewerke (1858) angedeutet, daß Radama, der damalige Kronprinz, insgeheim protestantischer Christ sei. Aber der König hat auch Briefe an den heiligen Vater in Rom geschrieben, und die in der Hauptstadt Antananerivo wirkenden französischen Missionäre betrachten ihn gleichfalls als einen der Ihrigen. Ellis, der jetzt seit etwa drei Vierteljahren auf der Insel lebt, hat noch keine Berichte veröffentlicht; dagegen liegen uns von Seiten mehrerer katholischen Missionäre ausführliche Mittheilungen vor, welche einen Einblick in die Verhältnisse ge-

statten. Wir wollen aus denselben das Wichtigere hervorheben; der Leser wird sehen, daß Radama, der doch auch ein afrikanischer König, allerdings kein Neger ist, einen ganz entschiedenen Gegensatz zu dem Muata Cazembe bildet, welchen wir in der vorigen Nummer dargestellt haben.

Die römische Kirche hat sich beeilt, in der Person des Paters L. Jouen einen apostolischen Präfekten nach Madagaskar zu schicken, der eine ungemein wohlwollende Aufnahme fand. In dem Berichte, welchen er von Antananarivo unterm 8. November 1861 an Papst Pius den Neunten gesandt, äußert er sich ganz entzückt. Schon am 24. September, einen Monat nach dem Thronwechsel, kam er in der Hauptstadt an, und er sei, sagt er, so glücklich, melden zu können, daß die katholischen Sendboten den protestantischen zuvorgekommen seien und sich des Platzes bemächtigt hätten. Die beiden wichtigsten Posten, nämlich die Hauptstadt und der Hafen Tamatawe an der östlichen Küste, seien bereits von den Ersteren in Besitz genommen worden. Schulen und Wohlthätigkeitsanstalten würden von Mönchen und Nonnen geleitet; die Hauptstadt werde den Mittelpunkt der apostolischen Wirksamkeit bilden. Die Hoffnungen seien groß, aber auch die Schwierigkeiten. „Bereits säet der Feind Unkraut unter den Weizen. Die methodistischen Missionäre, welche zur Zeit Radama's des Ersten zehn Jahre lang in der Hauptstadt verweilten, aber von der Königin Ranovalo vertrieben wurden, haben nach dem Tode der Letztern nicht ermangelt, sich wieder einzustellen. Sie eilten herbei, um uns die Ernte streitig zu machen, welche sie als die ihrige betrachten und die sie ausschließlich für sich allein ausbeuten möchten. Zum Glück scheinen die alten Christen, welche von ihnen bekehrt wurden, deren ganzes Christenthum aber in Nichts weiter besteht als im Bibellesen, bis jetzt keine Vorurtheile gegen die katholische Religion zu haben. Hoffentlich werden sie bald begreifen, welch ein ungeheurer Unterschied stattfindet zwischen den frostigen Irrlehren des Protestantismus und den unermeßlichen Hülfsquellen, welche ihnen die heilige, apostolische, römisch-katholische Kirche zur Verfügung stellt, mit ihren rührenden Dogmen, der Einheit ihres Glaubens, der Pracht und dem Pomp ihres Gottesdienstes, den Schätzen ihrer Gnade und ihren Sakramenten.“ —

Man sieht, in wie schroffer Art von vornherein der Gegensatz hingestellt wird. Die Methodisten ihrerseits werden es nicht an Ausfällen gegen „Antichrist, Römlinge und papistischen Irrwahn“ fehlen lassen, und so wird denn wieder einmal den Barbaren und Heiden das erbauliche Schauspiel gegeben, wie Geistliche verschiedener Kirchen oder Sekten einander in die Haare gerathen, und beide Theile sich für die, natürlich selbstpatentirten, alleinigen Inhaber dessen ausgeben, was sie für Wahrheit halten. Die Howas und die Malgaschen überhaupt, rostbraune und rabenschwarze, sind natürlich über die Punkte des christlichen Zankes und Streites höchst einsichtige und vollgültige Richter!

Pater Jouen hebt hervor, daß es sich auf Madagaskar nicht um den Gewinn einer gewöhnlichen Insel handle, denn das Land sei so groß wie Frankreich. Die Anstrengungen des Teufels, der sich eine sehr werthvolle Eroberung zu sichern trachte, würden im Verhältniß zu der großen Wichtigkeit stehen; aber der Pater hofft, daß durch Vermittelung der allerheiligsten und unbefleckten Mutter Gottes die Anstrengungen des Satans zu nichte gemacht werden. —

Daß böser Hader nicht ausbleiben wird, sieht man von vornherein; daß Verwirrung durch den theologischen Haß in's Leben gerufen wird, versteht sich von selbst; wer aber Sieger bei der in Aussicht gestellten kirchlichen Balgerei bleibt, das kann nur die Zukunft lehren.

In dem oben erwähnten Schreiben an den Papst sagt Radama unterm 7. November 1861, ganz in dem Styl wie irgend etwa ein europäischer Potentat sich ausdrücken würde: „Es hatte sich eine große Verschwörung gebildet, damit ich nicht meiner Mutter Thronfolger werden sollte, aber die Vorsehung wachte über mir und machte die Rathschläge der Bösen zu nichte. Nach Jesu Christi Beispiel habe ich Allen verziehen und kein Tropfen Blutes ist vergossen worden. Die Unglücklichen, welche in Ketten und Gefängnissen seufzten, haben von mir die Freiheit erhalten. Allerheiligster Vater! Ich habe nur den einen Wunsch, mein Volk glücklich und civilisirt zu sehen, und meine, das sicherste Mittel zu diesem Zweck bestehe darin, es in der christlichen Religion unterweisen zu lassen. Deshalb habe ich Missionäre gerufen und sie ermächtigt, im ganzen Umfang meines Königreichs Unterricht zu ertheilen. Der ehrwürdige Pater Jouen ist bereits mit seinen Genossen in meiner Hauptstadt eingetroffen, um Schulen und Wohlthätigkeitsanstalten zu eröffnen, welche von Nonnen geleitet werden sollen. Ich bin, allerheiligster Vater, ein noch ganz junger König und habe keine lange Erfahrung; deshalb ist mir Unterstützung groß nöthig, denn nur vermittelst derselben kann ich die hohe Sendung, mit welcher Gott mich betraut hat, würdig erfüllen. Ich wage auf die Bitten und den Segen Deiner Heiligkeit zu hoffen und erbitte dieselben mit aller Achtung und Liebe, wie ein Sohn vom Vater.“

Man irrt wohl kaum in der Annahme, daß dieser Brief einer französischen Eingebung entstammt. Der Bericht in der Julinummer der zu Lyon erscheinenden „Annales de la propagation de la foi“, welchem wir folgen, ruft aus: „Hier sehen wir einen Fürsten, der inmitten der Barbarei geboren ist und nach der Civilisation schmachtet. Er ist erzogen im Dunkel der Unwissenheit und des Aberglaubens, und hat doch nur solche Gedanken, die auf Wahrheit, Wissenschaften und Künste gerichtet sind!“ Für die Richtigkeit der folgenden Angaben will Pater Jouen jede Verantwortlichkeit übernehmen.

Rakoto-Radama ist, unserm Gewährsmann zufolge, von mittlerm Wuchs, aus seinen regelmäßigen Gesichtszügen spricht Wohlwollen, Offenheit und Lebhaftigkeit. Er ist einfach und trägt sich europäisch; nur bei feierlichen Gelegenheiten hielt seine Mutter ihn zur Beobachtung der Hofetikette an. Sein Palankin wird von vier Sklaven getragen; sie bringen ihn im Galopp bei jedem Wetter über steile Anhöhen und Schluchten. Er besucht Kranke, bringt Trost den Betrübten, schlichtet Familienzwiste und fehlt auch bei Hochzeitsfesten armer Leute nicht. Manchen lieben, langen Tag ißt er gar nichts; wenn aber der Hunger zu stark wird, tritt er in die erste beste Hütte ein, trinkt Wasser und nimmt sich eine Hand voll Reis aus der Schüssel des Armen. Beim Volke ist er ungemein beliebt und wird fast abgöttisch verehrt.

Bei seinen Ausflügen hat er immer einige Menamaso um sich, Leibwächter, deren Zahl im Ganzen einhundert beträgt. Diese Leibwache besteht aus jungen intelligenten, muthigen Männern, welche dem Herrscher ganz ergeben sind. Es ist eine ihrer Pflichten, diesem bei allen seinen Plänen zur Erhöhung der Volkswohlfahrt an die Hand zu gehen, z. B. Unglückliche aus dem Gefängniß zu befreien, das Giftopfer von ihnen abzuwenden, für den Straßenbau zu sorgen, Abgründe auszufüllen oder Brücken bauen zu lassen. Die Meni-maso sind zugleich Beiräthe, Ingenieurs und Baumeister des Königs und bringen erstaunliche Dinge fertig. Einer hatte einmal eine bildliche Darstellung einer Lokomotive gesehen, und danach verfertigte er eine kleine von Dampf getriebene Maschine; Jedermann

kann sich überzeugen wie sie arbeitet. Die Mena-maso sind europäisch gekleidet und fast immer beritten, um des Königs Befehle desto rascher ausführen zu können. Ihre Treue und Hingebung ist über jedes Lob erhaben. Radama sagt: Geht! und sie gehen; kommt! und sie kommen; geht in den Tod, wenn es sein muß, und sie thun es. Dafür sind Beweise vorhanden. Der König selber schont seine Person nicht.

Einst saß er mit einigen Freunden beim Frühstück. Da kam eine Frau und rief weinend: „O Fürst, komm zu uns; in dem und dem Dorfe sollen mehrere Leute getödtet werden, auch mein Mann und meine Kinder! Erbarme Dich!" Da rief der Fürst seine Mena-maso, die sogleich fortsprengten. Aber bald waren sie wieder da mit der Nachricht, daß das Gefängniß von Soldaten umstellt sei. Nun sprang Radama selber zu Roß, nahm dem befehlenden Offizier den Degen weg, bahnte sich einen Weg zu den Verurtheilten, lös'te ihre Ketten und brachte die Unglücklichen in Sicherheit.

Sie waren Christen, welche bei Lebzeiten der alten Königin manche Verfolgungen erlitten. Das Späherwesen war damals allgemein. Einst erfuhr der König, daß eine Frau als Anklägerin gegen ein ganzes Dorf auftreten wolle. Da ließ er sie zu sich rufen und sprach entrüstet: „Was willst Du beginnen? Begreifst Du nicht, daß auf Deine Anzeige hin viele Menschen den Tod erleiden werden?" — Die Frau sagte: „Wenn ich sie nicht angebe, wird man mich angeben." — „Da hast Du vollkommen recht", entgegnete Radama trocken, „denn bei mir ist schon eine Anzeige gegen Dich eingelaufen und ich werde sie meiner Mutter kund machen." Das war eine List, durch welche er viele Unglückliche rettete. Denn jene Frau ließ sich dadurch einschüchtern. Der Prinz erfuhr dann, daß sie mit ihrem Mann in schlechtem Einvernehmen und von demselben getrennt lebe. Was that Radama? Er machte sich auf und versöhnte das Paar.

Seine Vorliebe für die Europäer kennt keinen Unterschied unter weißen Leuten verschiedener Völker oder Stellungen; „sie üben auf ihn einen Zauber, ziehen ihn an, wie der Magnet das Eisen. Sobald er hört, daß ein Weißer sich der Hauptstadt nähere, kann er kaum noch seine Ungeduld bemeistern; er geht ihm entgegen und drückt ihm die Hand." —

Zum Belege für diese Freundlichkeit erzählt Pater Jouen folgende Geschichte, welche aber der geistliche Herr nur unvollständig mittheilt, denn es handelt sich bei derselben um französische Sklavenfänger und Sklavenhändler, welche die Gesetze Madagaskars verletzt hatten. Man merke darauf, wie schöngefärbt der Missionär spricht:

„Es handelte sich um fünf Europäer; sie waren an der Küste gefangen genommen, weil sie Arbeiter angeworben hatten, und man brachte sie deshalb nach der Hauptstadt, um dort über sie abzuurtheilen. Kaum erfuhr der Prinz ihre Ankunft, so stürzte er ihnen entgegen, obwohl das allem Brauch und dem Befehl der Königin Mutter entgegen war. Er sah fünf, durch Anstrengungen, Sonnenbrand und Fieber abgemattete Gefangene; sie waren abgerissen und hatten keine Schuhe. Da traten ihm die Thränen in's Auge, er warf sich den Europäern um den Hals, küßte und tröstete sie. Plötzlich riß er sich die Schuhe von den Füßen, gab seinen Begleitern die Weisung, dasselbe zu thun und schenkte den Gefangenen Fußbekleidung. Aber das war noch nicht Alles. Er hatte ein delikates Frühstück bereiten lassen, das er nun mit seinen Gästen verzehrte. Er goß Hoffnung in ihr entmuthigtes Herz, galoppirte zu seiner Mutter und sprach zu Gunsten der Gefangenen, für welche er, freilich mit großer Mühe, Begnadigung auswirkte. Sie wurden freigelassen und zahlten ein geringes Lösegeld, welches ein Franzose für sie entrichtete, dessen Name auf Madagaskar in alle Ewigkeit gesegnet sein wird. (— Der Ceremonienmeister Laborde ist gemeint, welcher sich später in eine Verschwörung gegen seine Wohlthäterin Ranovalo einließ! —) Der Prinz gab ihnen dann noch Leibwäsche, Kleider und Geld. So ist Rakoto, und das sind seine Handlungen. Ist hier nicht Gottes Finger sichtbar? Der junge, erst drei und dreißig Jahre alte König hat eine weiche Natur, ein gutes Herz, geraden, offenen Sinn, sein Geist sehnt sich nach Wahrheit und Licht; ja er ist der Auserkorene der Vorsehung, und auserwählt, dermaleinst Befreier und Apostel seines Volkes zu werden."

Nachdem wir eine Stylprobe des Missionärs gegeben haben, wollen wir, allen Redeschmuck bei Seite werfend, einfach erzählen, unter welchen Umständen Rakoto sich des Thrones versicherte.

Rakoto ist nicht leiblicher Sohn von Radama dem Ersten; Ranovalo gebar ihn erst einige Jahre nach dem Tode dieses Königs; seine Legitimität, wie man in Europa sagen würde, ist also mehr als zweifelhaft. Nun hatte die Schwester der Ranovalo einen Sohn Namens Ramboasalama, und diesen, ihren Neffen, adoptirte die Königin gleich nach dem Tode ihres Gemahls. Er sollte ihr Nachfolger und König werden; denn der Monarch war kinderlos gestorben. Sie führte ihren Neffen dem versammelten Volke vor und stellte ihn auf den geheiligten Stein. Damit war er, gemäß dem Landesbrauch, zum Thronfolger ernannt.

Dann trat ein Ereigniß ein, über welches Madagaskar in Erstaunen gerieth. Die bereits ziemlich bejahrte Königin Radama, deren Gemahl, wie schon bemerkt, seit Jahren im Grabe ruhete, gebar einen Sohn, den sie Rakoto nannte, und der ihr Thronfolger sein sollte. Ramboasalama's Anrechte wurden für durchaus nichtig erklärt. Aber die Königin, so grausam und so allmächtig sie war, hat doch bei Lebzeiten niemals gewagt, das Volk feierlich zu versammeln und ihren Sohn zum Nachfolger ausrufen zu lassen. Auch konnte sie sich nicht entschließen, zu seinen Gunsten abzudanken.

Ramboasalama hielt sich durch den außer der Ehe erzeugten Rakoto für benachtheiligt. Pater Jouen malt jenen mit recht dunklen Farben, damit sein Liebling in um so größerm Glanze erscheine. Ramboasalama habe diesem sehr oft nach dem Leben getrachtet und häufig Mörder gedungen; wenn man aber dem Bedrohten darüber Anzeige gemacht, habe er edelmüthig gesagt: „Ich will nichts hören! Ich werde nie glauben, daß mein Vetter den Wahnwitz so weit treiben könnte, mein Leben zu bedrohen." Und nun erzählt der Pater einige hübsche Sachen. Sein Liebling erfuhr, daß Ramboasalama ihn vergiften wolle. Was that er? Noch an demselben Tage ging er zu demselben und speiste bei ihm zu Abend. Man hatte dem Prinzen gesagt, daß auch ein gewisser Dimy damit umgehe, ihn zu vergiften. Da ging er zu dem Manne und bat sich von ihm ein Glas Wasser aus.

Ein Mann sagte aus, er habe Geld bekommen und solle den Prinzen umbringen. Dieser fragte, wer ihm das Geld gegeben habe, und die Antwort lautete: Ramboasalama. „Weshalb nahmst Du das Geld?" — „Weil ich arm bin." — „Geh fort und behalt es. Ich will Dich nicht bestrafen."

Rakoto konnte sich nicht entschließen, seinen Vetter verhaften zu lassen, obwohl er von dessen Anschlägen gegen sein Leben genau unterrichtet war. Er sagte ihm das gerade in's Gesicht und warnte ihn vor dem Volke, das sehr erbittert gegen ihn sei. Aber Ramboasalama fuhr trotzdem

fort, ganz offen zu konspiriren. Ein alter konservativer Staatsmann, Rainijoary, Premierminister der Königin, stand auf seiner Seite, und der Verschwörer glaubte sich des Erfolgs so sicher, daß er im Voraus in Paris eine Königskrone und einen Kaisermantel nach napoleonischem Muster bestellte. Das hatten ihm einige französische Abenteurer gerathen.

Rakoto hatte sich inzwischen an die Gouverneure der Inseln Mauritius und Bourbon gewandt und eventuell um Hülfe gebeten; aber diese war unnöthig, weil sich, wie der Pater meint, die göttliche Vorsehung zu Gunsten seines Lieblings in's Mittel legte, das allerdings eigenthümlich ist.

Rainiharo war Minister und Günstling der alten Königin und wahrscheinlich Rakoto's Erzeuger. Als er gestorben war, befahl sie, seine irdischen Ueberbleibsel auf einem Hügel in der Nähe des königlichen Palastes zu bestatten. Das Grabdenkmal besteht in einem Quaderstein, der vierzig Fuß in's Gevierte hat; die Kinder des verstorbenen Ministers, „alle ausgezeichnet durch Anmuth der Sitten, Feinheit des Geistes und unerschütterliche Hingebung", wurden in die vierzehnte, also höchste, Rangstufe erhoben.

Der Oberbefehlshaber des Heeres war von allen Umtrieben unterrichtet und wußte Tag und Stunde, wann sie ausbrechen sollten. Er war Rainiharo's ältester Sohn. Etwa vier Wochen nach dem Tode der Königin, also ungefähr im Juli 1861, war das Komplot reif; Ranovalo wurde immer schwächer und man sah wohl, daß ihr Ende herannahe. Es kam darauf an, den Verschworenen das Spiel zu verderben. Rakoto's Anhänger hielten insgeheim Berathungen; aber Ramboasalama bekam Kunde davon und schöpfte Verdacht. Er wechselte Tag und Nacht seine Wohnung, und kam nur bewaffnet und von vielen Anhängern begleitet in den königlichen Palast. Der Oberkommandant erließ dann einen Befehl, daß Niemand mehr mit Waffen erscheinen solle. Alle verdächtigen Offiziere wurden von nun an überwacht und der alte Minister Rainijoary für Rakoto gewonnen. Das war von nicht geringer Wichtigkeit.

Die Katastrophe nahte heran. Die alte Königin rang mit dem Tode und alle hohen Staatsbeamten und Offiziere waren im Palaste versammelt. Draußen harrte eine unzählige Menge Volkes ruhig der Dinge, welche da kommen sollten. Aber diese Ruhe war doch nur äußerlich, denn die Anhänger beider Thronbewerber waren mit Messern, Dolchen und Knütteln bewaffnet, beobachteten einander und harrten auf ein Zeichen von Seiten der Führer. Aber ein solches blieb aus. Als Ramboasalama hervortreten wollte, um es zu geben, ließ der Oberkommandant ihn verhaften und in ein entlegenes Gemach bringen, wo er unter sicherer Obhut und von seinen Anhängern völlig getrennt war.

Und nun schmetterten die Trompeten, die Soldaten rückten im Sturmschritt vor; sie drängten die Menge zurück und besetzten alle Zugänge zum Palast und dessen innere Hofräume. Mehr als zehntausend Menschen bildeten einen schützenden Wall um Rakoto.

Das Alles begab sich am 16. August 1861. Die Königin war über achtzig Jahre alt geworden und hatte drei und dreißig Jahre regiert. Sie, welche Ströme Blutes vergossen hatte, entschlief ruhig, und mit ihr wurde, bis auf Weiteres, das altkonservative Madagaskar zu Grabe getragen. Rakoto vergoß Thränen am Todtenbette und seine Freunde hatten große Mühe, ihn zu entfernen. Zum Weinen war wohl in jener Krisis nicht die rechte Zeit.

Unter Mittag trat der Oberkommandant mit den höchsten Würdenträgern auf die Galerie des Palastes, schwenkte den Säbel und verkündete das Ableben der Herrscherin. Dem jetzt wieder auf dem Schloßplatze versammeltem Volke rief er zu: „Habe ich recht, wenn ich sage, daß Radama der Zweite der König eurer Wahl ist, und daß ihr keinen Andern zum König haben wollt?"

Darauf erhob sich ungeheurer Jubel; das Volk sprang und tanzte und klatschte in die Hände, die Soldaten warfen Gewehr, Lanze oder Schild in die Höhe und die Frauen schwenkten mit ihren Lambas (Mänteln). Es war gewiß klug und wohlberechnet, daß man den Nebenbuhler Ramboasalama gerade in einem solchen Augenblicke wieder in's Freie brachte und dem Volke zeigte, das ihn zerreißen wollte. Aber es war dafür gesorgt, daß ihm kein Leid geschehen konnte. Er wurde nach dem kleinen See Andohalo gebracht, welcher inmitten der Hauptstadt liegt, mußte dort dem neuen Könige Treue schwören und wurde dann in die Verbannung abgeführt.

Um vier Uhr Nachmittags waren alle Palastpforten geöffnet, Offiziere, Soldaten und Volk strömten in die inneren Räume, und nun zeigte sich Radama der Zweite, angethan mit dem Königsmantel, mit der Krone auf dem Haupte und von seinem ganzen Hofstaat umgeben. Wiederum lauter Jubel. Ranovalo's Sohn war König von Madagaskar.

Ein Jahr nachher, 1862, hat er ein großes Krönungsfest gefeiert, zu welchem England und Frankreich besondere Abgesandte geschickt haben. Darüber sind indeß noch keine Einzelnheiten nach Europa gelangt.

Rakoto Radama ist ohne allen Zweifel ein von den besten Beweggründen geleiteter Mann, ein Idealist, ein edler Halbbarbar, der für die abendländische Civilisation schwärmt und dieselbe nach Madagaskar verpflanzen möchte. Es steht aber zu befürchten, daß er dabei zu rasch verfahren werde. Was er seither als Regent gethan, macht ihm alle Ehre. Er brach mit dem harten Systeme seiner Mutter völlig und ließ ohne Weiteres alle Eingekerkerten frei. Dabei sprach er: „Wenn ich doch auch die Todten wieder lebendig machen könnte!" Allen, welchen ein ehrliches Begräbniß versagt worden war, ließ er nachträglich ein solches geben. Den gerichtlichen Beweis durch den Gifttrank, Tangnin, welcher mit den Sitten und Bräuchen auf Madagaskar so tief verwachsen ist, darf er nicht ohne Weiteres abschaffen, aber er thut es allmälig und hat Richter zur Untersuchung aller Anklagen ernannt, welche niemals auf Gifttrank erkennen, weil sie wissen, daß der König diese Barbarei beseitigen will. Auch hat er den Frohndienst gemildert und will ihn völlig abschaffen. Auf Madagaskar verwendet man keine Thiere zum Ziehen oder Tragen der Lasten, sondern Menschen. Die alte Königin hatte unablässig Tausende von Fröhnern auf den Beinen und gab ihnen weder Nahrung noch Geldentschädigung. Radama speis't und bezahlt alle Arbeiter.

Gegen die Verschwörer ist er mild verfahren; einige, aber nur wenige, wurden in Ketten gelegt und späterhin begnadigt. Ramboasalama wird auf einem Landgute von zweihundert Soldaten bewacht, bewegt sich aber im Uebrigen frei und kann mit seinen Freunden verkehren. Man hat ihm nichts von seiner Habe genommen, der König war vielmehr so gütig, ihm eintausend harte Piaster zu schicken, als er erfuhr, daß sein Vetter Mangel an baarem Gelde leide. Rainijoary, einst Verschwörer, hat seine Würden behalten und ist sogar um eine Rangstufe erhöht worden.

Pater Jouen legt seinem Helden allerlei schöne Aussprüche in den Mund; in Europa, wo man dergleichen sehr

oft gehört hat, machen sie keinen Eindruck, aber für Afrika sind sie neu. „Ich kenne keine andere Familie als mein Volk." — Einst wollte ein Europäer ihm einen sehr schön gearbeiteten Dolch schenken, da sprach der König: „Ich danke, aber ich brauche keine Waffe. Meine beste Waffe ist die Liebe meines Volkes; die ist sicher." — „Alles für mein Volk mit Hülfe der Weißen!" —

Die Europäer unterliegen auf Madagaskar keinerlei Zwang mehr, sondern haben vollkommen freie Beweglichkeit. Am 26. September 1861 wurde im Fort der Hafenstadt Tamatawe ein großer Kabareh (Rathsversammlung) abgehalten; der König ließ allem Volke kund und zu wissen thun, daß er alle Weißen als Angehörige seiner Familie betrachte und unter seinen ganz besondern Schutz stelle. Sie dürfen sich niederlassen, wo es ihnen gefällt und nach Belieben Gewerbe oder Handel treiben.

Die Blüthe der Nation im Potsdamer Kadettenhause wird wohl über den idealistischen Halbbarbaren die Achseln zucken, wenn sie lies't, daß er zu den Missionären gesagt hat: „Was soll ich eigentlich mit so vielen Soldaten anfangen? Wozu nützen sie, wenn man den Frieden liebt? Ich will meine Feinde durch Milde und Gerechtigkeit entwaffnen, nicht durch das Schwert." Er ist voll Eifers für die Gründung von Schulen, und das ist löblich; wenn er aber auf Madagaskar eine Akademie der Wissenschaften gründen will, so sieht man, daß das auf einen Schwindel hinausläuft, mit welchem irgend ein französischer Abenteurer den edeln Halbbarbaren bethört hat. Unser oft genannter Pater legt ihm folgende Worte in den Mund: „Diese Akademie soll ein Bazar des Geistes und der Intelligenz sein, ein Centralatelier der Wissenschafte und Künsten, zu welchem man aus allen Theilen des Königreichs strömt, um sich in allen Zweigen der menschlichen Kenntnisse auszubilden und zu vervollkommnen!"

Wie das so pariserisch klingt! Aber Eins ist sicher: Für Madagaskar ist eine neue Zeit gekommen, der König hat mit dem Alten völlig gebrochen und wird eine schwierige Uebergangszeit durchmachen müssen. Ohne Zweifel werden wir manche interessante Dinge über diese wichtige Insel zu berichten haben.

Die Deutschen und Schweizer in Neapel.

Daß unsere über die ganze Welt verbreiteten Landsleute sich in Italien vorzugsweise Neapel zum Sitz einer förmlichen Ansiedelung, die jetzt schon gegen 10,000 Seelen zählt, ersehen haben, hängt mit verschiedenen Umständen zusammen, die wir angeben, ehe wir das Leben und Treiben der Deutschen in Neapel schildern.

Von den germanischen Einwanderungen nach Süditalien im Mittelalter, besonders zur Zeit der schwäbischen Kaiser, sind in unseren Tagen fast gar keine Spuren bemerkbar. Die deutsche Einwanderung, welcher die gegenwärtige deutsche Kolonie in Neapel ihr Dasein verdankt, schreibt sich erst aus den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts her; damals wurde unter Ferdinand I. eine Schweizergarde errichtet. Es ist schade, daß sich bisher noch keine tüchtige, der Aufgabe völlig gewachsene Feder gefunden hat, um eine Geschichte der Schweizerregimenter in Neapel zu schreiben; eine solche würde nicht allein an und für sich reich an interessanten, oft höchst tragischen Scenen, sondern auch in kulturhistorischer Hinsicht anziehend genug sein. Es ist Thatsache, daß die fortdauernde Einwanderung dieser fremden Soldateska durchaus nicht ohne Einwirkung auf die Bevölkerung selbst geblieben. Es waren z. B. die Kartoffeln bis zur Errichtung der Schweizerregimenter in ganz Süditalien fast gar nicht bekannt, sind aber durch die Schweizersoldaten nach und nach so über das Land verbreitet und in Anbau genommen worden, daß sie jetzt mit einem Hauptbestandtheil der Nahrung der niederen Volksklassen ausmachen und auch auf den Tafeln der Vornehmen und Reichen nie mehr fehlen. Daß aber die Einführung von Nahrungsmitteln, die das Volk früher nicht kannte, schließlich auch auf seine ganze Lebensweise einwirke, ist eine schon oft nachgewiesene Thatsache.

Ein berühmter süditalienischer Statistiker hat den allerdings sehr seltsam lautenden Satz aufgestellt: erst seit Einführung der Schweizertruppen sei der früher in Neapel höchst seltene Selbstmord häufiger geworden. Daß der Selbstmord unter den Schweizersoldaten aus Heimweh und Ueberdruß an dem häßlichen Schergendienst, zu welchem sie theilweise verdammt waren, häufig vorkam, steht allerdings außer jeder Frage, ob aber dies auch die Vollblutneapolitaner nach dem suicidio lüstern gemacht, weil unter dem Volke dort das Sprichwort gilt: „Gli Svizzeri hanno buon morire qui perchè nascano poi un' altra volta nel lor paese." („Die Schweizer brauchen sich hier freilich aus dem Sterben nichts zu machen, weil sie dann doch noch einmal in ihrer Heimath wiedergeboren werden"). Dieser naive Glaube lebt auch heute noch allgemein unter dem Volke.

Auch das eigentliche deutsche „Kneipenleben", welches den nüchternen Südländern früher fast ganz unbekannt war, ist durch die Schweizersoldaten unter den niederen Klassen mit ziemlichem Erfolg eingeführt worden. Ebenso gebührt ihnen aber auch der Ruhm, das deutsche Nationalgetränk, das Bier, in Neapel eingebürgert zu haben und Veranlassung zur Gründung der jetzt dort bestehenden fünf großen Bierbrauereien, sowie der vielen Bierstuben (birrerie) gegeben zu haben. Der Verbrauch von Bier, das doch gewiß auch ein Nahrungsstoff ist, bleibt bei häufigem Genuß nicht ohne Einfluß auf die Lebensart der Konsumenten. Das Bier gewinnt in Neapel auch unter der italienischen Bevölkerung immer mehr Ausbreitung und Anhänger, da die allerdings, für Neapel wenigstens, nicht richtige Ansicht ziemlich weit verbreitet ist, daß das Biertrinken gesünder sei als das Weintrinken.

Ich könnte noch viele Dinge anführen, welche durch die Schweizer in Süditalien eingeführt und beliebt gemacht worden sind, und deshalb spreche ich wiederholt mein Bedauern darüber aus, daß es bis jetzt noch keine Geschichte der Schweizerregimenter in Neapel giebt. Nachdem diese einmal in Süditalien festen Fuß gefaßt hatten, begannen sie auch bald Wurzel zu schlagen, d. h. Verwandte und Freunde zur Uebersiedelung zu veranlassen und solche Geschäfte zu gründen, welche der Soldat in der Fremde am liebsten in der Hand seiner Landsleute sieht. Namentlich Speisehäuser und Trinkstuben wurden sehr bald von Schweizern angelegt, und viele von den nach vollendeter Dienstzeit verabschiedeten Soldaten blieben in Neapel zurück, um entweder ein Geschäft zu treiben oder in den Dienst großer Herrschaften als Thürsteher, Verwalter und Sekretäre zu treten. Viele verheiratheten sich dann mit Töchtern des Landes. Andere ließen sich ihre früheren Geliebten aus der Schweiz kommen, um mit ihnen unter dem blauen Himmel Neapels ein neues Heim zu begründen. Es war dabei charakteristisch, daß die Kinder und Enkel dieser ersten Ansiedler, der ge-

wöhnlichen Erfahrung zuwider, daß sich germanisches Blut in der Fremde so leicht den fremden Nationalitäten amalgamirt, ihre Nationalität und Stammeseigenheiten, ja selbst den betreffenden Gaudialekt ihrer Vorfahren beibehielten, so daß z. B. noch heute die Enkel und Urenkel von luzerner Soldaten den luzerner Dialekt reden u. s. w. Ja selbst diejenigen Schweizer, welche sich mit Italienerinnen verheiratheten, hielten gewöhnlich, wenn ihre Vermögensumstände es irgend erlaubten, sehr darauf, daß ihre anfänglich in der italienischen Sprache aufgewachsenen Kinder im Deutschen unterrichtet, in die deutsche Schule und später wohl auch zum Besuch in die alte Heimath geschickt wurden, um sich als Schweizer fühlen zu lernen.

Bei der den Schweizern in so hohem Grade eigenen Betriebsamkeit war es kein Wunder, daß viele derselben sich schnell emporarbeiteten, Vermögen erwarben und große Etablissements gründeten. Befindet sich doch noch heutigen Tages ein großer Theil der Industrie Süditaliens in Schweizerhänden. Der Ruf von dem leichten Erwerbe drang bald in die Schweiz zurück und veranlaßte die Einwanderung von mehr und mehr jüngeren, unternehmenden Kaufleuten in Neapel, die auch einst ihr Glück begründeten. Ein Herr Nonnwiller aus St. Gallen, der in seiner Heimath in einem Comptoir Ausläufer gewesen war, kam vor etwa zwanzig Jahren mit ein Paar Thalern nach Neapel; jetzt ist sein Sohn im Besitze von Millionen und Inhaber der größten Etablissements in Süditalien.

Solcher Aufschwung erklärt sich aber nicht allein aus dem Fleiß und Eifer der schweizerischen Ansiedler, sondern auch aus den vielen Begünstigungen und Erleichterungen, welche die Bourbonen ihnen gewährten. Kein Schweizer, der gewerbliche Unternehmungen in Neapel gründete, brauchte sein Indigenat als Schweizer aufzugeben, ja er war oft nicht einmal dazu gehalten, Steuern zu bezahlen und konnte immer sicher sein, daß, wenn er irgendwie bedroht war, die neapolitanische Regierung ihn ebenso schützen würde, wie die durch den Schweizerkonsul repräsentirte Regierung seiner eigenen Heimath.

Nächst den Schweizern wanderten seit geraumer Zeit viele Preußen nach Neapel, und zwar auf eine ziemlich originelle Weise. Es ist bekannt, daß alljährlich in den der französischen Grenze naheliegenden preußischen Garnisonsorten Desertionen vorkommen. Schlechte Behandlung von Seite der Vorgesetzten, wie man sagt, gekränktes Ehrgefühl und Furcht vor Strafe, nicht minder die verführerische Nähe der französischen Grenze, veranlaßt regelmäßig eine fast bestimmte Anzahl zu desertiren. Ein Theil dieser Ausreißer ließ sich für die französische Fremdenlegion in Algier anwerben, ein anderer Theil aber gerieth den eigens zu diesem Zweck an der französischen Grenze früher bestehenden heimlichen neapolitanischen Werbecomités in die Hände, die sich beeilten, solche Leute gegen ein Handgeld für die Schweizerregimenter in Neapel anzuwerben. Viele von diesen Preußen, die natürlich nie in ihre Heimath zurückkehren durften, ließen sich nach vollendeter Dienstzeit gleichfalls für immer in Neapel nieder. Außerdem aber hat sich seit zwanzig Jahren, durch das Beispiel der schweizerischen Industriellen angelockt, eine Menge junger preußischer Kaufleute in Neapel niedergelassen und ist zu einer förmlichen Kolonie emporgeblüht, die ihre protestantische Kirche und Schule gegründet hat; beide werden vom König von Preußen unterstützt. Traurig dagegen ist es, daß die zahlreichen Katholiken unter der deutschen Bevölkerung Neapels, trotzdem viele derselben sehr begütert sind, bis jetzt noch nicht das Bedürfniß verspürt haben, für ihre Kinder eine deutsche Schule zu gründen. Würden sie das Geld, was sie als St. Peterspfennige nach Rom schicken, für Gründung eines Lehrinstituts verwenden, so könnten sie leicht eine Schule herstellen, die mit der protestantischen wetteifern möchte.

Außer den Preußen befinden sich ziemlich viele Oesterreicher in der herrlichen Golfstadt; manche derselben sind früher aus den deutschen Bundesfestungen desertirt, dann neapolitanische Söldner und später ansässig geworden. Ihnen ist es weniger als den Preußen und Schweizern gelungen, Wohlstand und Besitz zu erwerben. Sie betreiben meist nur kleine Geschäfte oder sind Diener in deutschen Häusern.

Den letzten großen Zuzug erhielt die deutsche Kolonie durch den unglücklichen Aufstand in Baden im Jahre 1849. Die Trümmer der badischen Armee, welche sich bekanntlich auf Schweizergebiet geflüchtet hatten, wurden zum großen Theil für die Fremdenlegion des Königs Ferdinand II. angeworben. Dieselben Soldaten, die noch vor kurzer Zeit unter der deutschen dreifarbigen Fahne gefochten, waren wenige Monate später Söldlinge eines Mannes, der für den Tyrannen par excellence galt. Aber Hunger thut weh und das alte Wort: „sic transit gloria mundi“ bleibt immer neu. Da diese Süddeutschen von ihrer Heimath verbannt waren, und selbst durch den Dienst unter den Bourbonen nach dem Dafürhalten ihrer Regierung ihre politischen Sünden von 1848 und 1849 nicht hinreichend gebüßt hatten, so blieb ihnen nichts anderes übrig, als Söldner zu bleiben, oder nach Ablauf ihres ersten Dienstkontrakts sich in Neapel niederzulassen. Einer von jenen Badenern, ein sehr befähigter junger Mann, brachte es in den Schweizerregimentern des Bourbonen bis zum Hauptmann und war einer der Ersten, die während des Kampfes in Palermo im Mai 1860 zu Garibaldi überliefen. Unter diesem diente er mit Auszeichnung und fungirte nach Auflösung der Südarmee als Hauptmann in der ungarischen Legion, die überhaupt großentheils aus Deutschen bestand!!

Nachdem wir einen Blick auf die Einwanderung der Deutschen und die Gründung der deutschen Kolonie in Neapel geworfen, wollen wir auf ihre Lebensweise und die gesellige Verbindung untereinander eingehen. Wie schon oben erwähnt, haben die Deutschen in Neapel ihre Nationalität ziemlich festgehalten (dasselbe Lob verdienen die Deutschen Mailands, obwohl dieselben ebensowohl Feinde der italienischen als der „deutschnationalen“ Bewegung sind). Sie haben eine deutsche Kirche, in der deutsch gepredigt, eine deutsche Schule, in der deutsch gelehrt, einen deutschen Verein, in dem deutsch gesungen, debattirt, getanzt und getrunken wird. Dieser Verein, der auch alljährlich das Schillerfest feiert, verfolgt lediglich Zwecke der Unterhaltung und schließt, laut den Statuten, alle politischen Gespräche aus. Die deutsche Geldaristokratie Neapels hat an diesem Verein keinen Theil, sondern bildet mit den dortigen vornehmen Engländern und Franzosen einen internationalen Klub, der bei der letzten Anwesenheit Victor Emanuel's in Neapel diesem König-Biedermann, dessen Dankbarkeit sprichwörtlich werden dürfte, einen solennen Ball veranstaltete, bei dem die deutschen Damen Seiner dankbaren Majestät besonders gefallen haben sollen. Auch der deutsche „Nationalverein“ hat unter dem Vesuv eine kleine Filiale, doch ist diese sehr wenig zahlreich. Der „berühmte“ Obrist Becker, der in Genua wohnt und von dort aus im Frühjahr 1861 eine geharnischte Proklamation an die deutsche Nation erließ, hat durch einen seiner Adjutanten in Neapel auch einen deutschen republikanischen Verein gründen lassen, welcher indeß seine Force mehr im tapfern Trinken als in gefährlichen Konspirationen sucht und an einer eventuellen Umwälzung in Deutschland ziemlich unschuldig sein dürfte. Auch eine deutsche Gondelgesellschaft ist schon seit Jahren vorhanden, und ich sah sie auf einer sehr eleganten großen Gondel an der Villa Nazionale vorüber im schönen Golfe fahren. Die Gondeln hatten stets die schwarzrothgoldene Fahne aufgesteckt, was dem Patriotismus alle Ehre macht. Die Mitglieder, meist junge Handelsbeflissene, nahmen, ich sage leider, nicht selten sehr zweideutige Nymphen an Bord; sie hätten aber dann wenigstens unsere Flagge einziehen sollen.

Die deutsche Kolonie leidet übrigens im Allgemeinen großen Mangel an Damen, und die jungen heirathsfähigen Männer sind, wenn sie nicht Neapolitanerinnen heirathen wollen, fast immer ge-

zwungen, sich eine Frau aus der Schweiz oder aus Deutschland zu holen. Das häusliche Leben unserer Landsleute ist dem in der Heimath ziemlich gleich geblieben und zeigt nur wenige Modifikationen, die eben das Klima erheischt. Große Geselligkeit findet indeß nicht statt, und die vier Hausbälle, welche der oben erwähnte Krösus, Herr Rennwiller, alljährlich veranstaltet und zu denen bis achthundert Personen geladen werden, stehen ziemlich vereinzelt da. Hausgesellschaften kommen nur spärlich vor und leider schließen sich nicht nur die hier blos durch den verschiedenen Vermögensstand gebildeten Stände, sondern selbst die verschiedenen deutschen Landeskinder nur zu oft engherzig von einander ab. Daß es in dieser Beziehung auch glänzende Ausnahmen und daß es deutsche Häuser in Neapel giebt, in denen jeder gebildete Deutsche eine herzliche Aufnahme findet, bestätige ich dagegen gern. Nur sind dies leider Ausnahmen und der Ton, welcher unter den Deutschen Neapels herrscht, ist im Ganzen ein sehr kalt-materieller, der, höheren Regungen und Bestrebungen fremd, nur immer das eigene Interesse ventilirt. Die Geldaristokratie sucht sich freilich auch in geselliger Weise nach Möglichkeit zu belustigen, und die reichsten und angesehensten Familien bilden verschiedene kleine Kreise, Lesekränzchen und musikalische Vereine, doch sind sie dabei sehr exklusiv und wiegen ihre Freunde und Bekannten bezüglich der Zulässigkeit in diese geselligen Zusammenkünfte nicht nach den Fähigkeiten, sondern ausschließlich nach dem Gelde.*) Zum Lobe unserer Deutschen muß dagegen gesagt werden, daß sie, außer den Engländern, und zwar mehr als diese, in Neapel die Einzigen sind, welche die dort von der Natur mit so verschwenderischer Fülle gespendeten Schönheiten zu würdigen wissen. Die herrlichsten Punkte in der Umgegend Neapels sind mit Villen geschmückt, die sich im Besitz unserer Landsleute befinden. Die Deutschen kennen die klassischen Stellen und die besonderen Vorzüge der Umgegend besser und genauer als Andere, und sie machen häufiger als die Angehörigen anderer Nationen Land- und Wasserpartien nach allen Richtungen hin. Nicht zu vergessen ist auch, daß die einzige ordentliche **Buchhandlung** in Neapel die eines Deutschen, des bekannten Herrn **Detken**, ist, durch den der Fremde jederzeit die neuesten Erscheinungen der gesammten europäischen Literatur beziehen kann. Ebenso kann ich zum Schlusse nicht umhin, zu erwähnen, daß man die Nähe eines **deutschen Hauses** oder einer deutschen Villa in oder bei Neapel stets durch den wohlthuenden Hauch der **Ordnung** und **Reinlichkeit**, der sie umweht, vor den Wohnsitzen anderer Nationalitäten, namentlich aber der Neapolitaner selbst, herausfindet. Einer rühmlichen Erwähnung verdienen der General-Konsul der Schweiz, Herr Oskar Morrikhofer, ein durch und durch gebildeter, menschenfreundlicher Mann, und der hannöversche Konsul Herr Brandes, auch ein Schweizer.

E. **Rüffer.**

*) Es erklärt sich sehr natürlich, daß die im Ausland angesiedelten Angehörigen einer fremden Nationalität in Bezug auf Umgang und Verkehr wählerisch sind und sorgfältig zu Werke gehen. Wer gut empfohlen ist oder seine Probe bestanden hat, wird überall bei unseren deutschen Landsleuten gut aufgenommen werden. Viele bittere Erfahrungen machen Vorsicht nöthig. Die Engländer und Franzosen gehen eben so zu Werke und thun recht daran. Ohnehin stellen sich dort, wo fremde Kolonien in großen Städten noch neu sind und noch kein halbes Jahrhundert zählen, erst allmälig festere Normen für den Umgangsverkehr heraus. Red.

Briefe über Polen.

Von Dr. J. Caro.

II.

Der Land-Edelmann und wie er wohnt. — Seine Lebensgewohnheiten. — In der Stadt und im Wirthshaus. — Die Nationalität des Edelmanns und jene der Bauern.

Wo soll ich doch nur gleich den Edelmann in Polen aufsuchen, um ihn vorzustellen? Bei welcher Beschäftigung könnte ich ihn doch photographiren, daß er sich dem Leser klar und bestimmt und denn von einer möglichst vortheilhaften Seite zeige? Sein Geschäftskreis ist natürlicher Weise weit mannigfaltiger als der des Bauern, und nichts ist ihm selbst mehr zuwider, als des Bauern rührend frommes Einerlei. Er liebt mehr den bunten Wechsel der Geschäfte, und wiewohl seine Eigennatur in allem sich wie ein Faden hindurchzieht, so ändern sich doch oft und rasch die Formen, und seine Haltung ist bald so bald so. Ich will es daher versuchen, ihn in mancherlei Situationen zu zeichnen. Freilich müßten wir uns erst mit der Statistik des polnischen Adels befassen, um festzustellen, wen wir eigentlich meinen, zumal das Verhältniß hier in Polen besonders merkwürdig liegt.

Wohl kein Land in Europa hat einen nach Maßgabe der Bevölkerung so zahlreichen Adel als Polen. Woher das kommt in einem Lande, in welchem das Ritterthum und Ritterwesen des Mittelalters nur spärlichen Ansatz genommen hat, wollen wir später anzugeben versuchen, und vorläufig nur die Merkmale kennzeichnen, welche diesen Edelmann von den anderen Ständen unterscheiden. Alle diejenigen Unterscheidungsmerkmale, welche für den deutschen, englischen oder selbst romanischen Adel gelten können, sind hier in keiner Weise ganz zutreffend, hier kommt immer noch ein anderes Moment hinzu. Doch treten wir näher an diesen Mann heran!

Wir blieben im ersten Briefe an der Thür „des Hofes" oder Herrenhauses stehen. Treten wir nur ein, wir werden dort Repräsentanten der zu schildernden Gattung vorfinden.

Die Höfe bilden in der Regel große Rechtecke, deren Langseiten mit der Fluchtlinie des Dorfovals parallel laufen. Das große Thor (brama) ist dem innern Dorfplatze zugekehrt; das Wohnhaus liegt in der Tiefe des Hofes, so daß man aus den Hauptfenstern immer in diesen selbst hineinschaut. — Zu beiden Seiten des Hofes erstrecken sich die Wirthschaftsgebäude, nur die Scheune pflegt häufig abgesondert zu liegen. Wie das Alles von einem Chaos von Dingen und Geräthen erfüllt ist, wie da Unordnung und Sorglosigkeit herrscht, das können wir leicht übergehen, denn das ist tausend Mal zur Illustration der „**polnischen Wirthschaft**" bereits geschildert worden. Betrachten wir lieber das Herrenhaus selbst.

Jenes Gefühl der Oede und Dürre, das mich hinter der Grenze befiel, jene Empfindung der Trockenheit, welche gewissermaßen uns das Bewußtsein nahe rückt, daß wir in einem Lande ohne Meeresausgänge uns befinden, packte mich doppelt in diesem Hause. Das, was die deutschen Bürgerhäuser so „mollig" und wohnlich macht, geht der Wohnung des polnischen kleinen Landedelmanns aber auch gänzlich ab. Ist es der Mangel an Schränken oder an Tischdecken, an Sophas oder an Wandbildern und Spiegeln, welcher

diese Räume so kahl erscheinen läßt, oder ist es der frostige Kontrast zwischen parquettirt gewesenem Fußboden und abgestoßener, kalkbröckelnder Stubendecke, — ich will es nicht entscheiden, aber ich werde nie wieder über die Gardinen schelten, welche die Hälfte des hereinstrahlenden Lichtes absperren; ohne dieselben sehen die Zimmer doch abscheulich wüst aus.

In diesen ungemüthlichen Räumen sitzen sie nun, die als die Faktoren des polnischen Staates und seiner Geschichte angesehen werden können, ein Edelmann, ein Priester und zwei Frauen. Was sie treiben? Was sollte man auf dem Lande bei schlechtem Wetter vornehmen, wenn man weder Bücher, noch Zeitungen, noch Journale u. dergl. liest, — man spielt; jetzt das auch in Deutschland bekannte Preferance, später, wenn sich noch einige Theilnehmer eingefunden haben werden — ein Zufallsspiel — Kwiep genannt, das einige Aehnlichkeit mit Onze et demi hat. Langer Bewillkommnungsredensarten bedarf es nicht, denn der Pole ist, das muß man sagen, von einer außerordentlichen Gastlichkeit. Er drückt uns mit solcher Herzlichkeit die Hand, daß die Glieder krachen, stellt uns allen Komfort zur Verfügung, den er selbst genießt und der von auffälliger Bescheidenheit ist, und ladet uns schließlich zur Theilnahme an seinem Spiele ein. Da ich nun leider keine Kartenspiele verstehe, so bescheide ich mich gern mit dem bloßen Zusehen und gewinne dabei Zeit und Gelegenheit, die Personen mit Muße zu beobachten.

Sprächen Bauer und Edelmann in Polen nicht eine und dieselbe Sprache, nimmermehr würde man zugeben, daß sie derselben Nation angehören, so ganz verschieden ist der Typus ihrer Erscheinungen. Den Bauer haben wir geschildert; betrachten wir uns den Edelmann dort am Spieltische. Seine Haare sind rabenschwarz, unter einer hochgewölbten Stirn ziehen sich dichte buschige Augenbrauen hin, wie Waldgestrüpp am Fuße der Hügel; die dunkelbraunen, feurigen kleinen Augen liegen tief in ihren Höhlen; die Nase ist gebogen, hervorgedrängt, die Lippen sind aufgerollt und tief geschlitzt, das Kinn ist breit gezogen; das Antlitz ist meist gänzlich geschoren, bis auf den klassischen Schnurrbart, den sie etwa wie die Montenegriner zu beiden Seiten schlicht und möglichst lang herunterhängen lassen; der Hals ist kurz, die Schultern sind breit und kräftig und die ganze Gestalt erscheint mehr gedrungen als gereckt. Das Blut fließt rasch und feurig in seinen Adern, sein Temperament ist aufgeregt, die Sprechweise hastig und rasch, überstürzend; lebendige und häufige Gesten begleiten seinen Ausdruck. Doch würde man in der Annahme irren, daß dies nur beim Spiele der Fall sei, im Gegentheil, der polnische Edelmann gestikulirt sogar im Selbstgespräch. Der Kundige wird aber in allen diesen Zügen erkennen, daß sie allesammt mehr einer südlichen als einer nordischen Anlage entsprechen.

Ehe wir aber unsere Schlußfolgerungen ziehen, versuchen wir uns noch mehr Merkmale von dem Edelmann vorzuführen. Jedermann weiß, was für treffliche Gesellschafter die polnischen Edelleute sind; sie reiten mit Eleganz und Leidenschaft; wenn das Roß in gestrecktem Galopp über die Heide dahinschießt und der Reiter vorwärts gebeugt beinahe mit dem Haupte die Mähne berührt, so steigen die Erinnerungen an die wilden Krieger der Ukraine, an die besten Reiter der Welt, in uns auf. Der polnische Edelmann tanzt mit schwungvoller Grazie, mit lebhafter Leichtigkeit, mit Feuer oder, wie man sich in Polen ausdrückt, „mit Gefühl“. Fast jeder von ihnen versteht den krummen Säbel zu führen und ficht rasch und hastig, aber dennoch auch wieder mit gewandter Verschlagenheit; sehr viele können auch die Lanze gut handhaben. Durch die Fähigkeit, auf dem Klavier oder der Geige ein paar Tänze oder wilde Melodien abzuspielen, machen sie sich oft beliebt und gesucht, besonders in Damengesellschaften. Aber ist es nicht merkwürdig, daß fast Keiner von ihnen ein tüchtiger Jäger ist? Es fehlt ihnen offenbar an der Ausdauer und Geduld, welche der Anstand und das Waidwerk überhaupt erfordern, sowie überhaupt Mangel an Ausdauer und Scheu vor anstrengender Arbeit hervorstechende Eigenthümlichkeiten des Edelmanns bilden. Er bedarf stets der Stimulantia, im Getränk und Nahrung ebensowohl, als in psychischen Beziehungen.

Mit jener Ungeduld hängen eine Anzahl Lebensgewohnheiten eng zusammen. Nirgends, glaube ich, fährt man, von den Eisenbahnen natürlich abgesehen, rascher als in Polen. Vor einem Wagen, der den Luxus der Federn niemals gekannt hat, sondern sich mit zwei rohen Leitern, einem Weidenkorb und zwei Bund Stroh begnügt, werden vier, beim höhern Adel auch sechs Pferde in der Länge vorgespannt, und — ich fuhr selbst mit einem Edelmann — drei Chausseemeilen in $1\frac{1}{4}$ Stunde. Niemals aber fährt ein Edelmann, und selbst der Bauer nur in den allerseltensten Fällen, einspännig. Als wir einen Einspänner mit zierlich angestrichenem Wagen unterwegs trafen, sagte mir mein Begleiter: „Dort kommen Landsleute von Ihnen, denn hier zu Lande sind nur die Deutschen so knickerig, um mit einem Pferde zu kutschiren.“ Eine abscheuliche Unsitte muß ich bei der Gelegenheit erwähnen; es ist das „Ausfahren“ oder um Wette Fahren, welches häufig genug mit Arm- und Beinbruch gebüßt wird; im besten Falle müssen die Chausseebäume darob zu Grunde gehen, denn das Umbrechen derselben bei der wilden Fahrt macht den polnischen Kutschern wenig Kummer. Die Post „auszufahren“, ist eine ganz besondere Lust.

Kommt der Edelmann in die Stadt, so freuen sich die Kaufleute und Gastwirthe. Seine Einkäufe besorgt er mit großer Gentilität. Hat er Geld, so trägt er es gern in Gold in der Tasche und wirft die Louisd'ors oder Imperials auf den Tisch und sieht ruhig zu, wie sich der Kaufmann für seine Waare bezahlt macht. Hat er keins, so herrscht er dem Kaufmann ein: „Schreib auf!“ zu und geht davon. Immer aber kauft er das Beste, das der Vorrath des Kaufmannes aufzuweisen hat. Er feilscht nie, während dagegen der Bauer überglücklich ist, wenn er einen Theil der geforderten Summe herunterhandelt, gleichviel, ob er trotzdem bei weitem übervortheilt worden ist. Im Wirthshaus aber geht's dann hoch her. Das Trinken der Polen ist sprichwörtlich. Ich habe aber nicht gefunden, daß sie so außerordentliche Quantitäten zu sich nehmen; sie trinken nur sehr rasch und zwar schwere Spirituosen. In Polen wird wohl mehr Ungarwein konsumirt als irgendwo auf Erden.

Die malerischen und phantastischen Trachten der Polen, welche als nationale*) gelten, werden meistens nur vom Adel getragen; der Bauer trägt seinen langen blauen Tuchrock wie überall die Landleute. Nur in Galizien finden wir bei den Bauern eigenthümliche Hüte, weißgraue Kittel und die Beinkleider unter dem Hemde. Aber der Schnurrock, die Tschamarka und Tuschurka (toujours) sind ausschließliche Bekleidung des Adels. Wie in seinem Wesen, so spricht sich besonders in seiner Kleidung und namentlich bei den Frauen seine Eigenthümlichkeit lebhaft aus. Die Edelleute treiben wohl Luxus in einer Art, die sprichwörtlich geworden, aber nicht aus dem Streben heraus, einen wohlthuenden Eindruck hervorzurufen, sondern vielmehr aus dem Wunsch, in der Seele des Beobachters einen prickelnden Reiz zu erwecken. Wenn sie daher bei sich darbietender Gelegenheit den Staub der Alltäglichkeit von sich werfen, wirkt ihre äußere Erscheinung nicht sowohl durch Uebereinstimmung des Besondern, als sie durch die bizarre Vermengung der seltsamsten Kontraste, durch die Nebeneinanderstellung der schlichtesten Einfachheit und aufreißenden Pompes stets eine — wenn auch immerhin interessante — Unruhe erweckt, und das beabsichtigen sie.

Fassen wir alle die Züge zusammen, welche den Edelmann so sehr von dem Bauern unterscheiden, so stoßen wir auf das Ergebniß, daß die Individualität des Bauern eine solche ist, die mit Klima

*) Herr von Haxthausen bemerkt in seinem trefflichen Werke über Transkaukasien, daß diese sogenannte polnische Tracht eigentlich den Tataren entlehnt sei. Red.

und Bodenbeschaffenheit des Landes, in welchem sie sich findet, in Uebereinstimmung steht, daß dagegen der *Adel* entschieden auf einen *andern Ursprung* hinweist und das Auge desjenigen, der danach forscht, nach dem *Süden* lenkt. Ja selbst der Kultus jener kraftlosen Sentimentalität, welche in der Zeit Jung-Deutschlands namentlich unsere Frauen so sehr zu umstricken wußte, klingt wie ein Sehnsuchtslied nach einer dahingeschwundenen und fernen Heimath.

Es ist mir niemals recht klar geworden, auf Grund welcher Kriterien die Nationalitätsevangelisten an der Seine und am Po die Nationalitätenscheidung vornehmen. Für die banale Oberflächlichkeit mag die *Sprache* ein ausreichender Theilungsgrund sein; für jeden tiefer Denkenden mußten die literarischen Verschnittenen des politischen Großmogul noch ein anderes Moment entdecken, weil sonst eine Ueberfluthung der nationalen Existenzen mit obligater Selbständigkeitsberechtigung eintrat, von der man nur einen Begriff nach einem Einblick in die sprachvergleichenden Grammatiken gewinnen kann. Man kochte daher Race und Sprache zu einem Brei, ging von einer Kongruenz dieser Begriffe aus und schlüpfte über die Widersprüche mit gewohnter Leichtfertigkeit hinweg. Da nun ganz naturgemäß ein großer Theil der kleinen Nationalitäten zu den „unterdrückten" gehört, und die französischen Politiker Unterscheidungen nicht brauchen konnten, die ihren sympathetischen Kombinationen nicht entsprachen, so unterdrückten sie ihrerseits eine Anzahl von natürlichen Scheidungen und erhoben Gattungsbegriffe, wo diese absolut nicht zu fassen waren. Wollte man konsequent verfahren, so hätte man *in Polen* ganz bestimmt, trotz der einheitlichen Sprache, eine *zwiefache Nationalität* annehmen müssen. Es ist nicht tiefgehend genug, wenn man die Herrschaft des polnischen Adels im ganzen Verlaufe der Geschichte dieses Landes, und den ausgeprägten Antagonismus zwischen Aristokratie und Volk (Bauern) ausschließlich mit der junkerlichen Anlage des polnischen Edelmanns erklären zu können glaubt, man muß durchaus noch das Widerstreben zweier verschiedener Arten, Gattungen, hinzunehmen.

Der Historiker soll noch geboren werden, welcher die frühesten Wanderungen der slawischen Stämme zur klaren Anschauung bringt; hier aber liegt uns mit größter Bestimmtheit ein Ergebniß vor Augen, das offenbar eine *Ueberschüttung eines nordslawischen Stammes von einem südslawischen* kennzeichnet. Der letztere war und blieb der Sieger, darum vollzog sich in seiner Mitte ausschließlich der ganze Prozeß der Staatsbildung, der staatlichen Entwickelung und Auflösung, während der besiegte Stamm zu allen Zeiten nur ein Regierungsobjekt blieb. So oft auch dem polnischen Adel das Messer an der Kehle stand, niemals konnte er sich dazu entschließen, die Abwendung der Gefahr durch Emancipation des besiegten Stammes zu erkaufen. Die hartnäckige Weigerung des Adels, aus dem Bauernvolk einen selbstthätigen Staatsfaktor zu machen, z. B. noch in der Revolution vom Jahre 1831, erfolgte aus dem instinktiven Bewußtsein, daß damit ein Selbstmord, eine Auflösung der eigenen Individualität vollzogen werde, denn der mit Klima und Bodenbeschaffenheit in natürlichem Einklange stehende Bauer würde, frei geworden, gelöst von der Fessel, welche die Vorzeit um ihn geschlungen, sehr bald den ehemaligen Sieger überwuchert und durch rasche Entfaltung und Erhebung die Gewalt vergangener Zeiten entgolten haben.

Wie sehr daher auch eine äußerliche Uebereinstimmung zwischen dem polnischen Edelmann und dem deutschen Junker obzuwalten scheint, so bestimmt doch die Verschiedenheit ihrer Ausgangspunkte die Verschiedenheit ihrer Natur. Der deutsche Edelmann ist das Ergebniß eines *organischen Prozesses*; der polnische Aristikrat dagegen ist die überwindende Macht eines gewaltsamen Vorgangs. Jener hat daher alle Stufen und Grade geringerer Macht und Bedeutung hinter sich gelassen, dieser überlastete den frühern Bewohner ohne innere Assimilation, ohne geschlechtliche Mischung. Darum gab es in Deutschland von jeher einen kräftigen und ausstrahlenden Bürgerstand, während Polen zu allen Zeiten bei den kümmerlichsten Anläufen zu einem solchen stehen liegenden ist. Erwägt man die in der innern Natur der Dinge liegenden Hindernisse, welche dem entgegenstanden, so begreift man, was die Redensarten der Gegenwart, welche zu einer solchen Bildung sich anheischig machen, zu bedeuten haben.

Charakterbilder aus den kalifornischen Goldgegenden.

Wir wollen den Aufsatz „Streifzüge durch Kalifornien", welcher in der vorigen Nummer mitgetheilt wurde, durch einige Nachträge vervollständigen. Sie geben eine Vorstellung von dem *Leben und Treiben der Diggers nach den verschiedenen Volksthümlichkeiten*, welche in scharfem Gegensatze zu einander stehen, und die Eigenart, Anlagen und Begabung der verschiedenen Nationen tritt dabei sehr deutlich hervor. Es wird zweckmäßig sein, auch hier den Reisenden *Simonin* erzählen zu lassen; er ist ein guter Beobachter, der genau zugesehen hat.

Er war in Coulterville, verweilte dort einige Monate und hatte eine wahre Musterkarte von Nationalitäten um sich. An Chinesen und Spaniern aus den Kolonien, schreibt er, war kein Mangel; unter den Letzteren fand ich die Mexikaner und Chilenen am stärksten vertreten. Nicht ganz so zahlreich waren die Engländer, Irländer, Franzosen und Italiener; dazu kamen dann noch mehrere Kanadier. Die Nordamerikaner machten sich in jener Gegend mit dem Diggerwesen nicht viel zu schaffen, waren aber in der Stadt Coulterville in überwiegender Mehrzahl, hatten sich die Aemter gesichert und trieben Politik. Viele sind Kaufleute und Krämer, halten Schenk- und Kaffeehäuser und machen sehr gute Geschäfte.

Alle „Miners", welche „Placeres" bearbeiten, haben sich in den Schluchten am Maxwells-Creek und am Merced zerstreut; andere arbeiten noch auf einigen goldhaltigen Hochflächen, die vor mehreren Jahren eine fabelhaft reiche Ausbeute gaben. Gegenwärtig ist der Rahm abgeschöpft, aber der Ertrag immer noch lohnend und nicht ohne Belang. Die Arbeiter könnten allesammt wohlhabend sein, wenn sie nicht ihren Erwerb leichtsinnig vergeudeten. Aber das Spiel, die Flasche und die Weiber werden den Meisten verhängnißvoll und dann heißt es: Wie gewonnen, so zerronnen!

Die *Chinesen* waren bei Coulterville, wie überall in Kalifornien, gleichsam die Parias. Der Yankee mag ihre weizengelbe Hautfarbe, ihre gequetschte Nase und die geschlitzten Augen nun einmal nicht leiden, und *John Chinaman* wird sehr schlecht von ihm behandelt. Aber der Sohn des himmlischen Reiches erträgt geduldig Mißhandlung und Druck und arbeitet unverdrossen in den Placeres, welche den Weißen nicht gut genug erscheinen. Die Chinesen wohnen gruppenweis in Hütten und theilen jeden Abend den Ertrag der Tagesarbeit. Alle rauchen Tabak, manche auch Opium, und die Theekanne spielt, wie sich von selbst versteht, bei ihnen eine wichtige Rolle. Hühnerfleisch ziehen sie allen anderen

Speisen vor und deshalb findet man bei jeder Chinesenwohnung eine Menge Geflügel. Auch die Liebhaberei für den Reis, welcher das Lieblings- und Hauptgericht bei jeder Mahlzeit bildet, ist bei dem Chinesen Kaliforniens so stark wie bei seinem Landsmann im asiatischen Blumenreiche. Die bekannte Kleidung und den Zopf hat er in der neuen Welt beibehalten; er bleibt eben was er einmal ist, Chinese.

Den Abkömmlingen der Spanier: Mexikanern, Chilenen und Peruanern, sieht man ihre Herkunft auf den ersten Blick an. Es ist viel gemischtes Blut in diesen Leuten mit schwarzem Haar, bräunlichem Gesicht und lebhaften, stechenden Augen. Solch ein Kreole geht nie ohne sein Machete, ein dolchartiges Haumesser, im Gürtel; besonders die Mexikaner verstehen sich trefflich auf den Gebrauch dieses nützlichen Werkzeuges, das in ihrer Hand zugleich eine gefährliche Waffe bildet. Der Kreole hat statt des Mantels eine wollene Decke mit buntfarbigen Streifen und einem Loch in der Mitte, durch welches der Träger den Kopf hindurchsteckt; dieses sehr zweckmäßige Kleidungsstück nennt man in Mexiko Sarape, in Südamerika Poncho.

Diese Spanier aus den Kolonien sind, wie die Kastilianer in Altspanien, außerordentlich mäßig. In ganz Kalifornien sind ihrer wohl an die fünfzehntausend. Vor Jahren war ihre Zahl weit beträchtlicher, sie wurden aber von den Yankees der Art mißhandelt und verfolgt, daß sehr viele fortzogen. Der Yankee spielt, wohin er kommt, den Privilegirten und benimmt sich anmaßend; jene Kreolen sind ihm zuwider, weil sie viel gemischtes Blut haben. Aber manchem Yankee haben es die Chilenen und Mexikaner mit dem Machete eingetränkt und viel Blut ist geflossen. Auch hat es sich ereignet, daß sie dem einen oder andern Peiniger den Lasso, die Wurfschnur, über den Kopf warfen und ihn erwürgten.

Engländer und Irländer sind wohl eben so zahlreich wie jene spanischen Kreolen; sie verschmelzen sich leicht mit den Amerikanern und reden ohnehin dieselbe Sprache. Die Engländer sind ausgezeichnete „Quarzminers", und thun es an Stärke und Ausdauer allen anderen weit zuvor. Die Sache erklärt sich, weil unter ihnen viele regelrecht ausgebildete Bergleute aus Cornwallis sind, deren Weisungen die übrigen Landsleute folgen. Die Irländer sind keine guten Miners und beschäftigen sich als Arbeiter zweiter Klasse. Aber John Bull und Paddy gleichen einander und dem Yankee obendrein darin, daß sie ihrem Hange zum Genuß starker Getränke allzusehr fröhnen. Ueberhaupt kann man die Aufführung der Irländer im Allgemeinen nicht rühmen, und mancher Sohn des grünen Erin, der sich nicht bessern wollte, hat seine Missethaten an einem kalifornischen Galgen oder an einem Baumstamme gebüßt.

Im Jahre 1859 waren noch etwa vierzehn bis sechszehntausend Franzosen in Kalifornien; früher ist ihre Anzahl beträchtlicher gewesen. In Coulterville, sagt Simonin, trugen sie alle guten und schlimmen Eigenschaften, die uns nun einmal anhaften, zur Schau. Sie sind allezeit lustig und geschäftig bei der Arbeit, und wo sie in einem „Camp", einer Wohn- und Lagerstätte der Miners, wohnen, geht es immer munter genug zu. Sie handtieren mit Spitzhacke und Schaufel recht gewandt, werden aber der Arbeit leicht überdrüssig und vertragen sich nicht gut miteinander. Der Geist der Zucht fehlt unserm Charakter; darum sind wir auch keine guten und stätigen Kolonisten; wir lieben Wechsel und Veränderung. Der Franzose treibt in Kalifornien so ziemlich alle nur mögliche Beschäftigung, hält es aber bei gar keiner lange aus. Er vergeudet und vertrödelt viel Zeit mit der Sehnsucht nach dem alten Vaterlande, nach welchem immer sein Sinn steht. Und darin liegt auch eine Hauptursache, daß er oft in übler Laune ist, unlustig zu vielen guten Dingen wird und in ewiger Unruhe bleibt. Er könnte in Kalifornien eine Art Paradies haben und doch erscheint es ihm wie eine Hölle!

Ganz im Gegensatze zu den Franzosen sind die Deutschen einig untereinander und halten fest zusammen. Der Tabakspfeife und dem Lagerbier bleiben sie allerdings getreu; stets hat unter ihnen die beste Harmonie geherrscht und sie haben sich wohl dabei befunden. In Coulterville und der Umgegend fand ich keine Deutschen, wenigstens nicht in den Minen; aber in den Goldregionen der nördlichen Counties, namentlich in Nevada, habe ich manche angetroffen. In San Francisco wohnen sie in beträchtlicher Menge, haben viele und große Handelshäuser und sind auch als Handelsgehülfen bei amerikanischen Firmen angestellt. Abgesehen von anderen trefflichen Eigenschaften empfehlen sie sich auch durch ihre Sprachgewandtheit: viele reden mit gleicher Fertigkeit Englisch, Spanisch und Französisch zumal und fast so fließend wie ihre eigene Muttersprache.

Als ich in Kalifornien war, fand ich nur wenige Italiener als Miners. Manche waren es gewesen, hatten aber die Sache fallen lassen, denn zu dieser schweren Arbeit fehlt ihnen die Neigung. Sie waren Handelsleute oder Fischer geworden; zu solchen Beschäftigungen haben sie Hang und Begabung.

Ich muß auch der Canadier erwähnen. Diese Leute sind von Osten her gekommen und haben die ganze Breite Nordamerikas zu Fuße durchwandert. In Mariposa County fand ich sie als Holzhauer und Kohlenbrenner. Die meisten sprechen nur das canadische Französisch. Alle sind bei der Arbeit unermüdlich und ausdauernd, friedliche, rechtschaffene Leute, die ihr Wort halten. Beim Goldgraben haben sie kein Glück und erwerben dabei nur das Nothdürftige.

Der „Miner" führt begreiflicherweise ein eigenartiges Leben. Er wohnt in seiner Hütte entweder allein oder mit noch einem Gefährten, oder mit einer ganzen Gruppe. Das gilt von den achtzig- bis hunderttausend Männern, welche weit und breit in Kalifornien mit dem Fördern des Goldes beschäftigt sind. Sie wohnen, je nach der Oertlichkeit, zerstreut umher. An manchen Stellen stehen die Arbeiter unter der Leitung von Unternehmern, welche beträchtliche Kapitalien angelegt, namentlich Quarzmühlen und Maschinen aufgestellt und eine größere oder geringere Anzahl von Arbeitern in Lohn haben. Diese wohnen dann gewöhnlich zusammen in großen Baracken und halten gemeinschaftlichen Tisch, während der vereinzelte Miner sich allein in seiner Hütte das Mahl bereitet.

Die Bevölkerung in den Camps, Mittelpunkten des Minenbaues, ist natürlich eine wesentlich andere als jene in den Placeres. Coulterville kann dafür einen guten Beleg geben. Einige Hundert Amerikaner hielten Gasthöfe, Schänken, Kaffeehäuser, Billardsäle, hatten Waarenmagazine oder trieben auch das eine oder andere Handwerk. Von den etwa fünfzig Italienern waren die meisten Gärtner; einige treiben auch Handel. Dreißig Franzosen hatten Waschanstalten, waren oder Bäcker, Schmiede und Metzger. Vierzig deutsche Juden verkauften fertige Kleider und dergleichen Sachen mehr. Ungefähr eben so viele Irländer, Mexikaner und Chilenen trieben allerlei sehr verschiedene Dinge. Neger fehlten auch hier nicht ganz; sie sind Schuster, Barbiere &c.; ein Paar Chinesen beschäftigten sich mit Gärtnerei und Tischlerei. Indianer, einige hundert Köpfe stark, treiben sich als Landstreicher umher.

Ein paar tausend Schritte von Coulterville haben ungefähr dreihundert Chinesen ein eigenes Dorf, denn in der Stadt selbst hätte man sie in so großer Menge nicht geduldet. Uebrigens gleichen diese Camps im Allgemeinen einander sehr, wo sie auch liegen mögen; nur ist natürlich ihre Größe, die Anzahl und die Zusammensetzung ihrer Insassen verschieden. Sie bilden sich (wenn diese Ausdrücke auf Amerika Anwendung finden dürfen) zu Dörfern und Flecken heran, bilden eine Gemeinde mit Friedensrichter, Konstabler und anderen derartigen Beamten. Arzt und Apotheker finden sich von selber ein und nach und nach wird das Camp zu einer Stadt.

Ich traf zu Coulterville allerlei wunderliche Gesellen, welche das Schicksal oder eigener Wille dorthin geführt hatte. Eines


Aufbruch nach den Placeres.

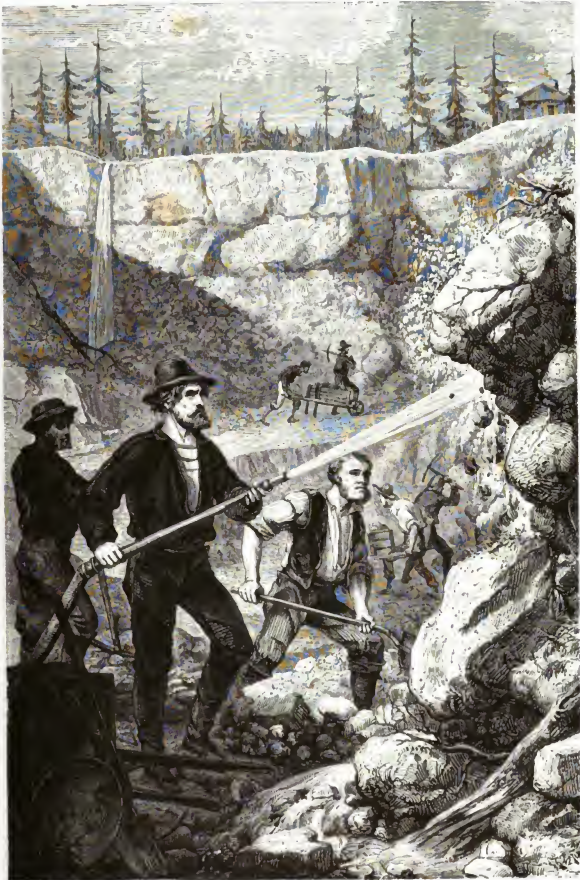

Unterwegs.


Rast im Walde.


In der Hütte.


Zechgelag der Goldgräber.


Verkauf von Goldstaub.



Die hydraulische Methode beim Goldgraben.

Tages fiel mir ein hoch und breit gewachsener Mann mit gewaltig starkem Bart auf. Er sprach französisch, war aus der Auvergne und hieß Vermenouze. Dieser Abkömmling der alten Arverner hatte besondere Liebhabereien. Zu diesen gehörte die Jagd auf Klapperschlangen, die er grimmig haßte. Täglich ging er mit einem Stock in's Freie, schlug die kriechenden Thiere todt, schnitt ihnen die Klappern am Schwanz ab und brachte sie nach seiner Hütte, in welcher er eine ganze Sammlung solcher Klappern hatte. Auch mit den Chinesen stand der Auvergnat auf keinem guten Fuße; er hatte sie in Verdacht, daß sie auf seinem Hühnerhofe die Rolle des Fuchses spielten, und lauerte ihnen mit der Flinte auf. Um den Himmlischen zu zeigen, daß er gut ziele, schoß er in der Nähe ihrer Hütten manches Eichhörnchen von den Bäumen. Nebenher besaß er einen ungemessenen Nationalitätsdünkel. „Das Futter ist nicht so viel werth als das Tuch!“ sagte er oft. Er verglich Altfrankreich mit dem Tuche, alle anderen Länder und Völker galten ihm lediglich für Unterfutter und Kantenbesatz, und damit wollte er nichts zu schaffen haben. Nie ging er in eine Schänkhütte, in welcher Yankees waren, und machte sich im Uebrigen so nützlich, wie es sich eben thun ließ. Er war Koch für ein junges Ehepaar, das keine Lust hatte, sich mit den prosaischen Arbeiten in der Küche zu beschäftigen, verrichtete nebenher die Arbeiten des Stiefelwichsers und Schneiders für Herren und Damen, trieb auch sonst noch Allerlei und verdiente sich im Jahre gut und gern seine tausend Dollars. Als entschiedener Freund der Gleichheit aller Menschen, die nicht etwa Chinesen sind, eignete er sich meine Cigarren an, ohne mich um Erlaubniß zu fragen, und Abends setzte er sich in meinen Schaukelstuhl, um mir seine Abenteuer zu erzählen. Er war Soldat in Afrika und Tuchhändler in der Auvergne gewesen, hatte auch Spanien besucht, war dann nach Kalifornien gekommen und nach einander Goldwäscher, Quarzminer, Gehülfe bei einem Weinhändler gewesen, hatte sein Erspartes in Britisch-Kolumbien am Fraserstrome zugesetzt, ist nun wie gesagt, ein brauchbarer Mensch, nebenher, und dadurch macht er sich auch nützlich, Klapperschlangenjäger.

Ein anderer Mann, den sie Papa Barbet nannten, wußte buchstäblich nicht, wie er nach Kalifornien gekommen war. Eine Goldgräberkompagnie hatte ihn (vielleicht war er etwas benebelt), in Havre auf ein Schiff gebracht und dabei weiter nichts vergessen, als seine Kleider und seine Frau auch an Bord zu bringen. Einen Koffer mit allerlei Siebensachen schickte man ihm später nach, nicht aber seine Frau. Sechs Monate ist er unterwegs auf See gewesen und am Kap Horn wäre er beinah erfroren. Uebrigens kam er in einer glücklichen Stunde an, denn sein Diggen war von Erfolg gekrönt.

Auch einen gewissen Aubert lernte ich kennen und ich habe mir diesen Mann genau angesehen. Er war seines Zeichens ein Stockfischfänger von Neufundland und nebenher Bäcker; auch ging er für sein Leben gern auf die Jagd, um Hasen und Eichhörnchen zu schießen, und zwischendurch, wenn es ihm eben paßte, war er auch Miner. Auch verschacherte er „Claims“ an die Chinesen, trank aber leider mehr als ihm gut war. Unablässig wandelte er umher, um zu „prospekten“, das heißt Stellen ausfindig zu machen, an denen er Gold vermuthete. Er nahm die Hacke auf den Arm, die Pfanne zum Auswaschen der Erde unter den Arm und so zog er im Land umher (Globus III. Nr. 25, S. 6). Sobald er gefunden, was er suchte, bezeichnete er seinen Claim vermittelst eines Pfahles und einer Aufschrift, und wenn nach drei Tagen kein Anderer gültigen Anspruch auf das Eigenthum jener Stelle nachwies, fing er an zu arbeiten. Leider setzte ihm das Delirium tremens arg zu.

Unter den Chilenen fielen mir zwei Männer auf, die unzertrennlich von einander waren; der eine hieß Peñaflor, und den andern hörte ich nie anders nennen als den weisen Juan. Jeder trug seinen Poncho über die Schulter geworfen und einen breitklappigen schwarzen Hut, den Sombrero. An jedem Sonntage kamen sie im Auftrag ihrer Landsleute, um für sich und diese alle Geschäftsangelegenheiten zu bereinigen. Diese Chilenen sah ich nie ohne die Cigarrette, welche bei ihnen eine ähnliche Rolle zu spielen scheint, wie bei den Rothhäuten die Friedenspfeife. Peñaflor ist ein Meister in der Handhabung des Lasso, fängt mit dieser Wurfschlinge alle entlaufenen Maulthiere ein und bekommt für jedes, das er wieder heimbringt, drei Dollars. Er bringt sie aber alle zurück.

Meinen Nachbar Ah-Hun darf ich nicht vergessen. Dieser würdige Sohn des Blumenreiches sagte mir, daß Ah seine Mutter, Hun sein Vater heiße. Wenn er mit Jemand in Irrungen gerieth, mußte ich allemal den Schiedsrichter machen. Erwähnt muß auch werden, daß ich doch einen faullenzenden Amerikaner gesehen habe. Der Mann war ein „Claimbezeichner“, und hauste 1859 das lange liebe Jahr hindurch in einer Hütte, die er nur dann und wann verließ, um irgendwo in einem trocknen Bache einen Claim zu bezeichnen und für sich in Anspruch zu nehmen. Wenn im Herbst der Regen kam, verhandelte er ihn an Chinesen, die er als ächter Yankee anführte; sie mußten allemal Haare aus dem Zopfe lassen.

Die Frauen haben in den Minenbezirken auch ihre Vertreterinnen, aber was für welche! Da war eine Person weit und breit als Johanna d'Arc, Jungfrau von Orleans, bekannt. Sie arbeitete in den Placeres trotz einem Mann und schmauchte dabei unablässig Tabak. Eine andere nannte man Marie Pantalon, weil sie lange Beinkleider trug; auch sie wußte mit der Spitzhacke gut umzugehen. Beide waren Französinnen.

In der Umgegend von Nevada wenden die Miners eine eigenthümliche Methode an, welche sie als die hydraulische bezeichnen. Ich habe sie auch am Merced und bei Knights Ferry beobachtet. Vermittelst eines durch Hochdruck bewirkten sehr heftigen Wasserstrahles aus einer Feuerspritze werden mächtige Hügel und Bergabtheilungen förmlich zertrümmert. Erde, Kies, ja Felsen, stürzen mit Gekrach herab und die Arbeiter müssen sehr vorsichtig sein, um nicht verschüttet zu werden. Die solchergestalt heruntergebrachten Massen werden dann in Kanäle und Schleusen gebracht, und vermittelst dieser „Flumes“ gewinnt man Gold auch aus solchen Massen, die nicht eben reich an edlem Metalle sind.

Ein Besuch im Demir Chan zu Konstantinopel.

Wir wollen den Leser in ein türkisches Irrenhaus führen, aber die Schilderung haarsträubender Scenen vermeiden. Er kann uns getrost folgen und mit uns die eigenthümlichen Gestalten betrachten, welche im Demir Chan eingesperrt sind. Die Narrheit ist überall Narrheit, aber der Wahnsinn tritt doch bei verschiedenen Völkern in sehr verschiedenen Abänderungen auf und hat, man könnte sagen, einen besondern ethnologischen Beigeschmack. Er nimmt beim Türken ganz andere Formen an und äußert sich bei diesem Osmanen ganz anders als zum Beispiel beim Griechen.

Ich hatte mir einen kaiserlichen Erlaubnißschein zum Besuche des Demir Chan, so heißt das Irrenhaus, erwirkt, und ein Arzt aus Tiflis in Georgien war mein Begleiter. Wir mietheten Reit-

pferde, deren türkische Sättel mit hohen Knöpfen und großen Steigbügeln sehr unbequem sind, und ritten zuerst durch das sehr schmutzige Judenviertel. Unterwegs setzte der Tifliser Doktor mir auseinander, daß es mit der ganzen Verwaltung und Heilmethode in den Irrenanstalten der Türkei noch sehr schlecht bestellt sei, und daß man dort gar keine Abstufungen im Irrsinn oder Wahnsinn beachte. Man werfe zum Beispiel Menschen, die an Säuferwahnsinn leiden, oder solche, deren Verstand nur vorübergehend umnachtet ist, hinein und lasse sie nicht wieder fort. Alle treiben sich durch einander herum und von den Aufsehern werden sie nicht wie Kranke, sondern wie Sträflinge behandelt. Man hält die Unglücklichen nicht reinlich, sorgt nicht für Zerstreuung oder Beschäftigung und läßt sie nicht einmal die entzückend schöne, auf das Gemüth so wohlthätig wirkende Aussicht auf den Bosporus und das Goldene Horn genießen. Früher mußten sie obendrein fast Alle Ketten schleppen, aber davon ist man doch jetzt zurückgekommen; dumpfe, feuchte Kerkerlöcher sind freilich noch da. Alle Gegenvorstellungen europäischer Aerzte beim Sultan selbst waren vergeblich; der hohe Herr läßt sich lange Berichte schreiben, aber sie werden ungelesen zu den Akten gelegt und es bleibt halt Alles beim Alten.

Der Demir Chan ist ein sehr umfangreiches Gebäude, das früher Residenz irgend eines Pascha gewesen sein mag, und liegt neben der Suleimanieh, das heißt der Moschee Soliman's des Prächtigen, welche, beiläufig bemerkt, unendlich schöner und großartiger ist als die vielgerühmte Sophienkirche. Bevor wir eingelassen wurden, hatten wir einen langen Wortstreit mit dem türkischen Thürsteher; endlich wurde der Tifliser Doktor ungeduldig und rief: „Wir haben einen Ferman vom Sultan selber, und wenn ihr uns nicht hineinlaßt, so seid ihr toller als alle Wahnwitzigen drinnen. Wir wollen hinein und sollte es Blut kosten; wir müssen den Doktor Tricupi sprechen."

Das wirkte. Der türkische Cerberus schlüpfte in seine rothen Maroquinpantoffeln, ließ die mit dampfendem Reis gefüllte Schüssel stehen, stellte die lange Pfeife an die Wand und ging langsam fort, um uns bei dem Arzte zu melden. Wir waren nun im Gebäude selbst, und sahen uns um. Einige „zahme" Narren füllten Schläuche am Springbrunnen, warfen aber keinen Blick auf uns. Dann begaben wir uns in die Wohnung des Doktor Tricupi. Dieser Aeskulap ist kein modischer Arzt und macht sich aus Eleganz nicht das Mindeste. Wir fanden in ihm einen winzig kleinen Italiener mit langer Nase; der Ausdruck seiner Gesichtszüge war gutmüthig, drückte aber auch Argwohn und Feinheit aus. Bald, nachdem wir eingetreten waren, kam ein Neger und brachte schwarzen ungezuckerten Kaffee und lange Pfeifen; Feuer gab uns ein anderer sehr flinker Diener, indem er mit silberner Zange ein Stückchen Kohle auf den Tabak legte. Nun war die Sache so weit in Ordnung und die Unterhaltung konnte beginnen.

Tricupi war sehr lebhaft, aber unruhig; nicht mit Unrecht vermuthete er in uns Beobachter, Kritiker und Berichterstatter, welche möglicherweise geneigt sein konnten, in ihm die Verkörperung aller Mißbräuche zu sehen. Er zeigte uns einige Sachen, welche in der Anstalt verfertigt worden seien; aber vielleicht hätte er uns gern vergiftet oder von irgend einem Wahnsinnigen zerreißen lassen. So meinte wenigstens der Tifliser Doktor, welcher es scharf auf den Italiener abgesehen hatte, sich aber ganz harmlos stellte, Das und Jenes zu billigen schien, aber doch mit allerlei unbequemen Fragen herausrückte. Er hätte zum Beispiel gern Einsicht von den Büchern der Anstalt genommen, aber Tricupi wich aus; dagegen konnte er uns die Erlaubniß zu einem Gange durch die Anstalt nicht verweigern, denn wir hatten den Ferman, welcher uns dazu ermächtigte.

In der Mitte des großen Hofes steht neben dem Brunnen eine große Platane. Der Raum wird von einer Galerie umschlossen, welche vor den einzelnen Zellen, den großen Schlafsälen und den Badezimmern herläuft. Ueberall sahen wie Irre; einige schauten durch das Gitterwerk der Thüren, andere saßen oder lagen den Wänden entlang. Mein Tifliser Doktor war darüber sehr ärgerlich und sagte zu mir: „Es ist unverantwortlich, daß man diese armen Leute unbeschäftigt läßt; sie haben keinen Zeitvertreib, keine Zerstreuung, durch welche sie von ihrem verderblichen Grübeln und Hinbrüten abgelenkt werden könnten!" In diesem Sinne sprach er sich auch gegen Tricupi aus, der aber die Dinge von einem ganz andern Standpunkt ansah. Er trat zu einem Türken hinan, der so stark war wie ein Herkules und so wild um sich blickte wie ein Löwe. Dem klopfte er auf die Schulter und bemerkte: „Die Religion meiner Kranken macht diese ganz geduldig, und deshalb sind Wuthanfälle hier viel seltener als in Europa. Sie sind Fatalisten und sagen: Schismet; es steht geschrieben, und haben gegen Einsperrung und Sturzbäder nichts einzuwenden."

Er öffnete die Thür einer kleinen Zelle. Auf einer armseligen Matratze lag ein schlankgewachsener Mann von etwa vierzig Jahren; er hielt den Kopf recht stolz und man sah gleich, daß man einen Menschen von Erziehung vor sich hatte. Haupt und Hals waren mit sauberen Binden umwickelt, gegen deren schneeige Weiße sein brauner Vollbart scharf abstach. Mit seinen tiefliegenden Augen starrte er uns an.

Tricupi erklärte, etwa wie ein Führer in einem Wachsfiguren-Kabinet: „Sie sehen hier, meine Herren, einen Perser, der seinen Verstand verloren hat, nachdem er sein Vermögen eingebüßt. In voriger Woche wurde ihm der Tabak verboten, deshalb wollte er sich den Hals abschneiden. Er hat auch den Versuch dazu gemacht. Vorher schrieb er einen Brief, um jeden Verdacht von seinem Diener abzulenken."

Bevor Tricupi die nächste Zelle öffnete, machte er uns auf einen jungen Schwarzen aus Nubien aufmerksam. Dieser abgemagerte Mensch blickte starr und wie in Nachdenken versunken vor sich hin, und sah aus wie ein fanatischer Puritaner; er war ganz in sich gekehrt und in religiösen Betrachtungen wie verloren; mit dieser Welt und was auf ihr lebt und webt, hatte er nicht das Mindeste zu schaffen, er verachtete sie gründlich. Seine Hautfarbe spielte aus dem Olivengelb in's Schwärzliche, seine Lippen waren aufgeworfen, sein Auge war starr, seine halbnackte Brust knochig und der ganze Mensch hätte für einen Maler eine interessante Studie abgeben können. Dieser Unglückliche war ein Mitglied von der Genossenschaft der heulenden Derwische, und hielt sich nun fest überzeugt, daß bei ihm die Heiligkeit zum Durchbruche gekommen sei. Es war ihm viel zu niedrig und gering, mit Menschen zu verkehren und sich um diese zu bekümmern; er wollte lediglich mit der Gottheit zu schaffen haben. Ich begriff nicht, weshalb man diesen schweigsamen, ganz ungefährlichen Enthusiasten völlig abgesperrt hielt.

„Hier haben Sie einen religiösen Fanatiker gesehen; jetzt will ich Ihnen einen Mann zeigen, der aus Dünkel und Hochmuth wahnsinnig geworden ist. Diese Art der Narrheit kommt bei den Türken häufig vor."

Der Wärter schob die schweren Riegel zurück und öffnete eine Zellenthür. Da saß ein ehrwürdig anzublickender Greis mit gekreuzten Beinen auf einem mit Shawls und Teppichen belegten Divan. Aus seinen Augen blitzte ein übernatürlicher Glanz, der lange Bart fiel in silbernen Wellen auf den dunkelrothen Rock hinab. Was für eine vornehme, über alle Maßen würdige Miene machte der Alte! Man hätte ihn für den Chalifen Harun al Raschid selber halten können, und in der That hielt er sich für keine geringere Person als für einen Sultan. Als wir eingetreten waren, blickte er uns mit der allertiefsten Verachtung an. Er mochte wohl meinen, daß wie ihn für einen ehrsüchtigen Usurpator hielten, aber was kümmerte das ihn? Er verachtete uns so recht von Grund seiner Seele aus; das konnten wir ihm wohl anmerken. Der Arzt wollte ihn in gute Laune versetzen, begrüßte ihn mit Hochachtung und bat, daß er uns einen Ferman ausstellen möge.

Er ließ sich in der That dazu herab und gab seine kaiserliche Unterschrift, aber wie ein Mann, welcher, obwohl von seiner Macht und Hoheit durchdrungen, doch einigen Verdacht hat, daß man ihn verspotten wolle. Wir machten beim Abschied eine sehr tiefe Verbeugung und der Wärter verriegelte dann die Thür sorgfältig. Denn der Sultan wird manchmal ganz wild und unbändig, besonders wenn er meint, daß man die ihm gebührende Hochachtung außer Augen setze.

Als wir an einem Schlafsaale vorübergingen, kam ein kleiner Bauer herangelaufen, der an einen Cretin erinnern konnte. Er trug weiter nichts als einen Ueberwurf von Leinen und küßte uns Hände und Rockschooß. Der arme Teufel war entsetzlich hungrig und der Tifliser Doktor raunte mir verdrießlich zu: „Welch eine Schmach; man giebt ihnen nicht einmal satt zu essen!"

Bemerkenswerth war ein Mensch, der von dem Wahne besessen war, daß sein Name sich allstündlich in den eines Sultans umändere. Tricupi fragte ihn, wie er heiße? Der Narr rückte an seinem Turban herum, senkte den Kopf ein wenig, that als ob er sich besinne und antwortete: Bajazet! Gleich nachher wiederholten wir die Frage, auf welche er Amurath entgegnete; späterhin nannte er sich Mahmud. Diesen Irren hätte man auch nicht einzusperren brauchen, er war so unschädlich wie leidenschaftliche Gemälde-, Münzen- und Fayencesammler. Weshalb soll Einer sich nicht nach dem Namen verstorbener Sultane oder Könige nennen? Wen geht das etwas an?

„Ich habe beschlossen, daß es zwei Millionen sein sollen!" sprach ein Anderer, welchem Tricupi mit einer Art von väterlicher Vertraulichkeit entgegentrat. Was sollte das bedeuten? Der Mann war ein türkischer Arzt, der in einem Anfalle von Geistesabwesenheit Vater, Mutter und zwei seiner eigenen Kinder getödtet hatte. Zwei Millionen sollten die Entschädigungssumme bilden, welche er von der Regierung einzutreiben gedachte, weil sie ihn gefangen hielt. Von dem vierfachen Morde wußte er nicht das allergeringste mehr, jede Spur von Erinnerung daran war in seiner Seele erloschen; er dachte an weiter nichts, als an die ärztlichen Besuche, welche er hätte machen können, wenn er nicht durch Willkür seinem Beruf entzogen worden wäre; für jeden eventuellen Besuch rechnete er die Gebühren und hatte nun ein Facit von zwei Millionen herausgebracht.

In einer Ecke kauerte ein alter hinfälliger Türke, der widerwärtiger und hinfälliger als ein Affe aussah. Bei ihm hatte der Stumpfsinn den höchsten Grad erreicht und zwar in Folge des übermäßigen Genusses von Opium.

Nachdem wir noch die Bäder und die in sehr armseligem Zustande befindlichen Speisesäle besichtigt hatten, schickten wir uns zum Fortgehen an. Vor der Ausgangsthür standen mehrere Wärter neben einem Türken, der ruhig im Schatten saß und auf einen Bogen Papier Verzierungen nach persischer Weise malte. Uns würdigte er keines Blickes, aber seine Arbeit betrachtete er mit selbstgefälligem Lächeln und war emsig am Werke, allerlei seltsame Verzierungen hineinzupinseln, zum Beispiel einen goldenen Himmel mit blauen Sternen, rothe Blätter mit grünen Blumen und was dergleichen abenteuerliche Dinge mehr sind. Die frei umhergehenden Irrsinnigen waren entzückt und lobten ihn sehr, nur der Nubier kümmerte sich um nichts, denn er war ja ein heiliger Mann. Der Arabeskenverfertiger ist seines Zeichens ein Dekorationsmaler, der zu Hause Alles in Trümmer zerschlägt, auch Weib und Kinder mit dem Tode bedrohte; aber im Demir Chan ist er friedlich wie ein Lamm und denkt an weiter nichts als an seine Pinseleien, deren Zeichnung allemal korrekt ist.

Wir athmeten freier auf, als wir das türkische Irrenhaus im Rücken hatten; da wir aber einmal mit der Nachtseite des menschlichen Geistes beschäftigt waren, wollten wir doch nicht versäumen, auch die griechische Anstalt zu besichtigen. Wir hatten ein Einführungsschreiben an den Vorsteher, Doktor Morano aus Salonichi. Diese Anstalt liegt außerhalb der Mauern Konstantinopels und jenseit der Sieben Thürme. Es war keine leichte Aufgabe, durch das Gewirr von Stadtvierteln und Gassen den Weg zu finden. Wir kamen nach einander durch den Bazar der alten Kleider, dieses Trödler-Eldorado, durch den Bazar der Zelte, jenen der Kesselflicker und der Pfeifenfabrikanten, nachher über den Pferdemarkt und verirrten uns einmal gar in den Hofraum einer Moschee, wo ein alter türkischer Priester uns verhöhnte und ausschalt. Endlich bestiegen wir am Bosporus ein Kaik (Boot), das uns an einen Strand ruderte, von welchem aus wir dann über Stock und Block an einer verfallenen Wasserleitung hin schritten, nachher über einen Gottesacker und, an einer Kaserne vorbei, endlich an eine Stelle kamen, wo wir einem Türken zu Pferde begegneten. Der Zufall wollte, daß es ein Bekannter war; ich hatte ihn vor wenigen Tagen im Spital eines Gefängnisses gesprochen und redete ihn an.

„Gott gebe, daß Sie nie ein Haar von Ihrem Haupte verlieren und Ihr Schatten niemals kürzer werde! Können Sie mir sagen, wie wir es anfangen, um den griechischen Demir Chan zu finden?"

„Allerdings. Sie haben bis dorthin noch etwa eine gute Stunde Wegs; halten Sie sich nur dem Marmorameer entlang und gehen Sie bis über die Sieben Thürme hinaus." Dann folgten mehrere Einzelnheiten über die Richtung und den guten Rath, Miethpferde zu nehmen, deren in einiger Entfernung mehrere gesattelt und bereit stünden. Dieser Rath war gut und wurde befolgt. Wir ritten nun noch durch einige halbverfallene Vorstädte und enge, schlecht gepflasterte Straßen, in denen wir aber doch Schutz gegen die Sonnenstrahlen fanden, kamen dann auf das freie Feld und wieder an Gärten vorüber zu einem armenischen Kloster, wo wir uns mit einem Trunke kühlen klaren Wassers erquickten, und gelangten nach einem mühsamem Ritte zu der griechischen Anstalt.

Doktor Morano war nicht anwesend, aber ein dienstwilliger kleiner Mann mit brauner Schürze erbot sich, uns Alles zu zeigen. Er klatschte ein paar Mal in die Hände, und flugs erschien ein malerisch gekleideter Diener mit einem Kohlenbecken, auf welches er allerlei Räucherwerk streute. Der bläuliche Dampf roch gut und sollte die Luft reinigen. Dieser griechische Diener schritt vor uns her und wir betrachteten mit Muße die einzelnen Theile der Anstalt, nämlich den „Hof der Greise", die Schule und manche Säle. Von den Irren ließ man kein Wort verlauten. Man zeigte uns einen jungen Donnerkeil, Namens Anastasius, ein sogenanntes Wunderkind. Dieser Junge war dazu abgerichtet worden, eine ungeheure Menge von griechischen Kirchenhymnen näselnd herauszuplärren; wir zeigten uns aber als abendländische Barbaren, denn wir mochten ihn nicht anhören und gingen rasch weiter.

Endlich waren wir, wo wir sein wollten. Einige Menschen schnitten uns Zerrmienen oder schalten uns aus. Wir sahen einen Matrosen, der auf einem schweren Sessel festgebunden war; er schrie entsetzlich, weinte Thränen der Verzweiflung und erzählte uns, er sei ein griechischer Admiral, der von den Türken eingesperrt worden sei. Wir möchten ihn befreien!

Andere Unglückliche kauerten in den Sälen umher und schienen ganz friedlich zu sein. In der Abtheilung für Frauen, die man leider nicht entsprechend beschäftigt, sah es ganz ordentlich aus, aber viele zweckmäßige Einrichtungen, die man in Europa längst hat, fehlten noch. Die Art und Weise, in welcher der Irrsinn bei den griechischen Frauen sich zeigte, glich genau jener, welche wir bei uns im Abendlande beobachten. Das Weibliche an sich schlägt vor, während die geistige Abspurigkeit bei den Männern häufig noch eine nationale Färbung annimmt. Eine Frau kam süßlächelnd auf mich zu und stach mir dann verstohlen eine Stecknadel in den Arm; eine andere deklamirte uns mit dramatischem Pathos

die Geschichte ihrer Leiden her; eine dritte war religiöser Ueberspannung anheimgefallen und murmelte unablässig Gebete vor sich hin; eine vierte war dem Dämon der Eitelkeit verfallen und putzte den langen lieben Tag an sich herum.

Ich wohnte dann noch der Abendandacht in der Kapelle bei und bemerkte, daß die Irren ohne Ausnahme sich sehr ordentlich aufführten. Nachdem sie ein Heiligenbild geküßt, entfernten sich Alle in durchaus anständiger Weise.

Kleine Nachrichten.

Wieder Gerüchte über Eduard Vogel! Berliner Blätter melden, daß in der Sitzung der Geographischen Gesellschaft vom 4. Oktober Dr. R. Hartmann Folgendes mittheilte: „Ein Herr Binder, Elfenbeinhändler aus Chartum sei, in Berlin gewesen und habe ihm gesagt: im Frühjahr 1858 sei ein Takruri aus Bornu zu ihm gekommen und habe ihm das Schreiben eines englischen Missionars aus Timbuktu überbracht, demgemäß der Schreiber ganz sichere Nachricht aus Wadai erhalten haben wolle, daß Dr. Vogel noch am Leben sei und dort zurückgehalten werde.“ —

Diese sämmtlichen Angaben Binder's sind ohne alle und jede Bedeutung und tragen die Widersinnigkeit an der Stirn.

Erstens ist die Aussage eines unbekannten und ungenannten Takruri, d. h. eines schwarzen Mekkapilgers, an und für sich ohne allen Werth; sie widerspricht den sehr wahrscheinlichen Nachrichten, welche Munzinger jüngst eingezogen hat.

Zweitens: Wie kommt ein Takruri aus Bornu, also aus der Gegend des Tjad-Sees, vom 31.° O. L. von Ferro, über Timbuktu, das etwa unter 15° O. L. in Westafrika am obern Niger liegt, also auf einem seltsamen Wege, nach Chartum am Nil?

Drittens. Wo ist das Schreiben des angeblichen englischen Missionars, und welchen Inhalt hatte dasselbe? Wenn der Elfenbeinhändler ein solches Schreiben besäße, so würde er es sicherlich dem Wortlaute nach veröffentlicht haben.

Viertens. Wie käme ein englischer Missionar in Timbuktu dazu, Nachrichten über Vogel, der im östlichen Sudan, in Wadai, war, dort im fernen Westen zu erfahren? Und dann, weshalb machte er einem Elfenbeinhändler und nicht den ihm näher liegenden englischen Behörden an der westafrikanischen Küste Mittheilungen über Vogel?

Fünftens. Es ist aber gar kein englischer Missionar in Timbuktu und es ist auch niemals ein solcher dort gewesen. Und

Sechstens: Weshalb wird der angebliche Missionar nicht mit Namen bezeichnet?

Kurz und bündig gesagt: Die ganze Nachricht ist durchaus werthlos und hat gar keinen Sinn.

Der Löwentödter Gerard will noch im Laufe des Herbstes eine Reise in das Innere von Afrika antreten. Das Zeug dazu hat dieser Mann ohne allen Zweifel, und die Mittel erhält er von einer Anzahl begüterter Leute aus Deutschland, England und Frankreich. Ueber den Plan selbst haben wir nur erst einige kurze Nachrichten gelesen. Diesen zufolge will er von irgend einem näher zu bestimmenden Punkte zwischen dem Senegal und der englischen Kolonie Sierra Leone nach dem obern Niger vordringen, in die Quellgegend des Stroms, und sehen, ob er dort eine geeignete Oertlichkeit für eine Niederlassung weißer Leute findet. Er gedenkt nach Timbo zu gehen, also in das Land Futa Djalo, welches wir früher im Globus, nach Lambert's Mittheilungen, Bd. II, S. 1 ff. geschildert haben. Von dieser Quellgegend will er dann am Niger abwärts nach Sego gehen, der Stadt, wo Mungo Park zuerst diesen Strom erblickte, und hofft nach Timbuktu zu gelangen. Von dort will er sich nach Norden in die Wüste wenden, um den mittlern Theil der Sahara bis nach der wichtigen Oase Insalah zu durchziehen. Dorthin wollte vor zwei Jahren von Nordosten her Duveyrier gehen, er traf aber auf Hindernisse. Von Insalah gedenkt er nach der, von Franzosen schon mehrfach besuchten Oase El Goleah zu wandern, und gelingt ihm das, dann hat er alle Gefahren überwunden; denn der weitere Weg nach Algerien bietet, wie wir durch Duveyrier wissen, jetzt keine Schwierigkeiten mehr. Die Franzosen haben bekanntlich eine Prämie für den Reisenden ausgesetzt, welcher zuerst vom Senegal nach Timbuktu oder von Algier aus nach dieser Stadt einen Weg eröffnet. Diesen Preis wird der Löwentödter gewinnen, wenn er im Stande ist, seinen Plan durchzuführen.

Wir wollen bei dieser Gelegenheit hervorheben, daß in Meyer's Neuem Handatlas, 1862, das von Ravenstein in London gezeichnete, von Kern gestochene Blatt über den nordwestlichen Theil von Afrika einen vortrefflichen Ueberblick gewährt. Es sind auf demselben mit Fleiß, Genauigkeit und sehr klar die Hauptreisewege von Mungo Park (1805) an bis auf die allerneuesten Zeit verzeichnet worden.

Neue Entdeckungen in Australien. Die Nachrichten vom Ende des August melden, daß in Queensland zwei neue Flüsse entdeckt worden sind. Landsborough, dessen wir im Globus schon mehrfach erwähnten, kam in der Mitte des August nach Melbourne in Victoria; er hat das ganze Festland vom Carpentariabusen im Norden bis zur Südküste durchwandert auf einem Striche, der etwas östlich von Burke's Route liegt. In Melbourne war er in der Sitzung der Entdeckungsgesellschaft zugegen, als eben Herrn John King, der allein von Burke's Gefährten übrig ist, im Namen der Londoner geographischen Gesellschaft eine Uhr überreicht wurde.

Es ist nun endgültig festgestellt, daß das australische Festland im Innern nicht als eine einzige große Wüstenei gedacht werden dürfe. Als Landsborough vom Carpentariabusen seine Wanderung antrat, ging er etwa 150 Meilen weit in südwestlicher Richtung an einem Strome hin, der durch eine hübsche Gegend floß. Er wollte wo möglich Stuart's Route erreichen, mußte aber darauf verzichten. Er kam bis an die Quelle jenes Stromes, der gleich bei seinem Beginn drei Fuß tief ist, rasch fließt und ein Mühlrad in Bewegung setzen konnte. Dann ging er an demselben Strome hinab, der etwa 80 Miles vom Carpentariagolf sich in zwei Arme spaltet; der eine fließt in den Nicholson, der andere in den Albert.

Nun wandte sich Landsborough nach dem Flinders, fand keine Spuren von Burke's Partie, zog an diesem Flusse 400 Miles aufwärts durch ein „prachtvolles Land“. Dann verließ er den Flinders, welcher ihm zufolge eine Länge von etwa 500 Miles hat, und erreichte, nachdem er nur etwa 20 Miles gewandert war, die Wasserscheide des Thompson; dieser ist einer der bedeutendsten oberen Zuflüsse des Cooper. Nachdem er abermals 100 Miles weiter gegangen war, bemerkte er in einem Baum ein Merkmal, das von einem andern Entdecker gemacht worden ist. Damals befand er sich nur etwa 150 Miles von Burke's Depot, mußte aber, weil er nicht Lebensmittel genug hatte, die Wanderung dorthin unterlassen und erreichte, nach einer Wanderung von 40 Miles, die Hauptquelle des Coopers Creek.

An diesem Flusse ging er hinab, bis er an den Warrego kam, und diesen verfolgte er bis zu dessen Einmündung in den Darling. Jetzt war er in einer Gegend, in welcher sich Ansiedelungen befanden, und dort erst bekam er Kunde von dem traurigen Schicksale Burke's und seiner Begleiter.

Landsborough gab in jener Sitzung Auskunft über die Beschaffenheit der von ihm durchwanderten Gegenden. Ihm zufolge ist das höchste Land am Flinders nicht über 1000 Fuß hoch. Die nasse Jahreszeit im tropischen Australien begann im Januar; Gewitter und Regenwetter dauerte bis Ende Aprils oder Anfang Mais. In der Quellregion des Gregoryflusses tritt Basalt auf, am Flinders dagegen Quarz, also liegt dort wohl Gold. Die Scheidekette zwischen dem Flinders und dem Coopers Creek mag 1000 bis 1500 Fuß hoch sein.

Als Landsborough von seiner Wanderung, die er nach Südwesten hin unternommen hatte, nach dem Albertflusse zurückkehrte, traf er auf einen andern, gut mit Wasser versehenen Fluß. In den Wasserlöchern, welchen er auf einer Strecke von 70 Miles folgte, fand er sehr viele Fische; er meint, daß sie aus Flüssen kommen, die noch weiter nach Südwesten hin liegen; es war aber gerade trockene Jahreszeit und deshalb sah er selbst an solchen Stellen kein Wasser, wo dasselbe in der nassen Zeit meilenweit das Land bedeckt. Er würde, meint er, an einen großen Fluß gekommen sein, wenn er weiter abwärts gegangen wäre. Die Gegend, durch welche er kam, „war so vortrefflich mit Gras bewachsen, daß die Pferde aussahen, als wären sie im Stalle gefüttert worden.“

Die Küsten am Carpentariabusen hält er für durchaus gesund; keiner von der Partie bekam ein Fieber. Er meint, daß jene Küstenregion schon binnen Jahresfrist von vielen Ansiedlern aufgesucht sein werde.

Abbeokuta, geschildert von Richard Burton. Wir haben vor einiger Zeit ausführlicher über diese merkwürdige Stadt in Yoruba und die eigenthümliche Art gesprochen, in der sie entstanden. (Globus II, S. 279.) Jedenfalls bildet sie einen interessanten Punkt, aber die etwas überschwänglichen Hoffnungen, welche die Missionsfreunde, namentlich auch die Berliner, an den „Sonnenaufgang zwischen den Tropen" knüpfen, werden durch Burton sehr herabgestimmt. Der unternehmende Reisende ist, wie wir bereits mehrfach hervorhoben, britischer Konsul auf Fernando Po und hat sich eine Erforschung der Länder an der Nigermündung zur Aufgabe gestellt. Er wollte nun auch sehen, wie es sich eigentlich mit Abbeokuta verhalte.

Ende Oktobers 1861 lag der englische Dampfer Prometheus vor der jetzt von den Engländern in Besitz genommenen Hafenstadt Lagos an der Sklavenküste. Von diesem Schiffe nahm Burton zwei Boote, bemannte sie mit Kruleuten, das heißt Negern von der Kruküste, die als Schiffsleute vortreffliche Dienste leisten, und fuhr in die Koradu-Lagune ein. Seine Begleiter waren Kapitain Bedingfield und Dr. Eales. Nach zwei Stunden waren sie an der Mündung des Asboi-Creek. Burton bemerkt, daß er bei der Rückfahrt durch die Mündung des Ogun in die Lagune kam. „Diese Flüsse empfangen in ihrem untern Laufe keine Zuströmung; ihr Delta ist schlammig, sie haben auch keinen Fall und schrumpfen in der Nähe des Meeres ein."

Er fuhr den Agbai oder Agboi hinauf, hatte ein starkes Gewitter auszuhalten und gelangte in den Hauptstrom, nämlich den Ogun, der etwa 300 Fuß breit und auf beiden Ufern stark bewaldet war. Abends kam er nach Igaon, einem Dorfe, wo die Bootschifffahrt ein Ende hat. Von dort führt ein Fußpfad nach Abbeokuta, während die Hauptstraße westlich von Ogun, also auf der andern Seite, geht.

Am andern Tage kam er zu einer armseligen Anhäufung von Hütten. Dieses Dorf Mabban schildert er als ein „nettes Pröbchen der afrikanischen Küste; nichts als Schlamm, Miasmen und Stechmücken." Dagegen war das Dorf Talpana, welches er am dritten Tag erreichte, von gut angebauten Feldern umgeben; er sah Mais, Maniok und süße Kartoffeln. Am Flusse war kein Waldwuchs mehr, sondern grünes Gras, und im Wasser sah man Kiesel und Sandbänke. Bedingfield fand dort Aehnlichkeit mit dem obern Sambesi.

Am 1. November landete Burton bei Agbarneya, dem südlichen Hafen von Abbeokuta (Ale), von welchem er 8 Miles entfernt ist.

Der Ogun kann von kleinen Booten noch 6 Miles höher aufwärts, bis Aro, befahren werden; dort bildet eine quer durchlaufende Felsenleiste eine Stromschwelle. Oberhalb derselben schwimmen die Eingeborenen vermittelst eines großen Kürbis, welchen sie vor die Brust nehmen, über den Fluß.

In Agbarney traf Burton die Missionäre Wilcoxen und Roper, welche ihn und seine Gefährten nach Ale geleiteten. Dort wohnten sie bei Dr. Harrison und blieben vom 1. bis 8. November in Abbeokuta. Mit den Eingebornen „palaverten" sie viel über den Krieg mit Ibadan, Sklavenkauf und Menschenopfer. Ein empörender Fall eines solchen war eben erst vorgekommen, und bald nach ihrer Rückkehr hörten sie in Lagos von einem zweiten. (Wir haben über dergleichen nach Konsul Hutchinson's Mittheilungen ausführlich berichtet, Globus II, S. 51.)

Die Egbas, aus welchen die Einwohnerschaft von Abbeokuta besteht, sind ein halbmonarchisches Volk. Sie sagen, jeder Mann sei König in seinem Hause. Doch haben die Häuptlinge Einfluß und zeigen sich so widerspenstig wie die Scheichs bei den Beduinen; der Alale, Oberhäuptling, macht zwar Anspruch auf den Königstitel, hat aber nur wenig wirkliche Gewalt.

Abbeokuta hat mindestens 150,000 Einwohner, und die äußere Umwallung beträgt etwa 27 Miles. Innerhalb derselben liegen allerdings viele Felder und Granitgestein. „An Unsauberkeit überbietet der Ort Alles, was mir vorgekommen ist." Das Titelbild, welches die Missionäre ihrem Buche „Sonnenaufgang in den Tropenländern" vorgesetzt haben, müßte den Titel führen: „So sollte eigentlich Abbeokuta sein." Die ganze Darstellung ist rosig; man hat Afrikanisches in italienischer Färbung dargestellt."

In der deutschen Ausgabe, Berlin 1859, fehlt das Titelbild, aber dafür hat der Domprediger W. Hoffmann eine etwas pompöse Einleitung: „die Morgenröthe des tropischen Afrika" gegeben.

Burton bemerkt, daß ganz Yoruba sich für den Baumwollenbau eigne; Erfolge seien aber nur zu hoffen, wenn man zuvor Verträge mit den verschiedenen Häuptlingen abgeschlossen habe, und wenn die Kriege zwischen diesen aufhören. Uebrigens ist das Land nicht etwa Gemeingut, sondern im Privatbesitz, und man kann also nicht beliebig Einwanderer aus Amerika oder irgend sonst woher dorthin schicken und ansiedeln. Selbst in den Städten kann man einen Bauplatz nur unter der Bedingung erhalten, daß Grund und Boden nicht auf immer abgetreten werde, sondern eventuell dem ursprünglichen Eigenthümer wieder anheimfalle.

Es scheint, als ob die Abbeokutaner schuld an den Kriegen und Fehden seien, welche das Land zerrütten. Sie wollen die Völkerschaften im nördlichen Yoruba vom Verkehr mit der Küste fernhalten und die Transitzölle monopolisiren. Nun wissen aber die Leute im Innern sehr gut, daß eine ungestörte Verbindung mit dem Meere zu ihrem Gedeihen unbedingt nöthig ist.

Die Zahl der weiblichen Krieger des Königs von Dahome übersteigt, nach Burton's Meinung, die Zahl von 2000 nicht. Er meint ferner, daß der vielgerühmte Sonnenaufgang noch nicht stattgefunden habe.

Rutherford Alcock's Bemerkungen über Japan. Alcock war bis vor Kurzem englischer Generalkonsul in Japan; er ist unseren Lesern schon bekannt, denn wir haben seiner mehrfach erwähnt und in Nr. 111. des Globus seine Besteigung des heiligen Berges der Japaner, des Fusi Yama, geschildert. Gegenwärtig ist er in England und hat in der Sitzung des wissenschaftlichen Vereins zu Cambridge, in der geographischen Abtheilung, am 5. Oktober einen Vortrag über die Civilisation in Japan gehalten. An denselben knüpften sich allerlei Erörterungen, und Alcock beantwortete mehrere an ihn gestellte Fragen. Unter anderm bemerkte er Folgendes:

Die Japaner haben, im Vergleich mit den Chinesen, vor diesen einen großen Vorzug darin, daß ihnen der einfältige Dünkel abgeht, welchen die Chinesen von sich selber hegen, denn diese vermeinen besser und weiser zu sein, als alle anderen Menschenkinder. Dagegen sei bei den Japanern zu beklagen, daß der Feudalismus alle ihre Einrichtungen durchdringe und beherrsche. Wenn der nicht wäre, könnte der Handelsverkehr eine unbegrenzte Ausdehnung gewinnen, die japanische Civilisation sich mit der europäischen verschmelzen (?) und das Christenthum in Japan sich ausbreiten. Die Japaner seien höchst anstellige, gewandte und intelligente Leute. Aber die Feudalherren in Japan wüßten sehr wohl, daß die Todtenglocke für den Feudalismus läute, wenn einmal der Handel mit den Europäern festen Fuß gewonnen habe, und um dieses abzuwenden, seien sie bereit, den großen Handelsvölkern Widerstand zu leisten und es auf bürgerliche Unruhen ankommen zu lassen. Ein erfolgreicher Kampf mit dem Feudalismus sei die unausweichliche Bedingung für den Fortschritt in Japan.

Wenn das feudale Element, so äußerte Alcock weiter, über den Haufen geworfen oder doch in gebührende Schranken zurückgedrängt werden kann, dann kann der Handel einen ungemessenen Umfang gewinnen. Die Japaner erzeugen Seide in Menge und von der besten Sorte. Ihr Thee ist so ausgezeichnet, daß große Mengen davon nach China gehen und zur Veredelung geringerer Arten verwandt werden. Gegenwärtig verschifft man aus Japan im Jahre etwa 8000 Ballen Seide; man könnte mehr haben, aber vielleicht würden die Feudalherren das Anbringen nach den Hafenplätzen nicht erlauben.

Großbritanniens Handel mit Japan ist jetzt schon auf eine Million Pfund Sterling im Jahre gestiegen, und das erscheint als ein bedeutendes Ergebniß, wenn man an die Hindernisse und Beschränkungen denkt, denen er unterliegt. Durch das Mißtrauen der herrschenden Gewalten entsteht Gefahr und Unsicherheit.

Japan hat nicht weniger als 620 Feudalherren, welche über 200,000 Mann Soldaten und bewaffnete Anhänger verfügen. Die Volksmenge im Reiche schätzt Alcock auf etwa dreißig Millionen, und sie ist im Steigen. Auf seinen Reisen im Innern sah er eine große Menge von Kindern. Von vegetabilischem Wachs, Seide und Thee könne das Land eine große Menge liefern, auch der Reichthum an Metallen und Kohlen ist groß. Einst ließ ein japanischer Grundbesitzer Maschinen aus Europa kommen, um sie beim Bergbau zu verwenden. Alcock besuchte den Mann, aber die Maschinentheile lagen verrostet da, weil der Kohlenbesitzer keine Kohlen liefern wollte, um, wie er meinte, seinen Leuten nicht das Brot aus dem Munde zu nehmen.

Die Japaner wünschen die Ausdehnung des Verkehrs mit dem Auslande nicht; viele meinen, daß der Freihandel sie arm machen würde; es wird also wohl noch lange Zeit vergehen, bevor sie englische Manufakturwaaren in sehr großer Menge nehmen. Sie bekamen Silber für ihre Waaren, meinten aber, an Silber könne man sich nicht satt essen und der Handel mit dem Auslande nütze der großen Masse des Volkes nicht.

Gegen Europäer sind sie sehr mißtrauisch. Dem holländischen Kommissar, der längere Zeit in Japan war, erklärten sie mehrmals, er sei schon viel zu lange da, wisse zu viel und möge das Land verlassen. Der amerikanische Legationssekretär hatte die Sprache so gut erlernt, daß er als Dolmetscher dienen konnte. (Es ist wohl Herr Heusgen, ein Holländer, gemeint.) Auch er wurde gewarnt; man sagte auch ihm, er wisse zu viel. Am Tage bevor er in den Straßen von Jeddo ermordet wurde, sagte ihm ein Japaner: „Nimm Dich in Acht; geh lieber fort; Du weißt zu viel.“ Alcock wurde derart überwacht, daß er nur mit Beamten, nicht mit dem Volke verkehren konnte. Das Feudalsystem stehe dem Handel im Wege, und je eher dasselbe gebrochen werde, um so besser. —

Man sieht, wie einseitig diese Angaben Alcock's sind. Der Mann hat sich in Japan so ungeeignet benommen, daß seine eigenen Landsleute und die englische Presse in China ihm bittere Vorwürfe gemacht haben. Japan ist diesem Engländer weiter nichts als ein Markt für Birminghamer und Manchester-Waaren. Seine Auffassung ist selbstsüchtig und platt. Wir lassen uns aber hier nicht weiter auf Erörterungen ein, da wir späterhin Gelegenheit finden werden, die japanischen Verhältnisse eingehend zu erläutern und Illustrationen beizufügen.

Südaustralien. Wir sagen dem unbekannten Sender, welcher uns mehrere Nummern der zu Tanunda erscheinenden „Süd-Australischen Zeitung“ überschickt hat, hier unsern freundlichen Dank. Die letzte Nummer ist vom 13. August dieses Jahres. Sie enthält eine scharfe Kritik gegen ein Buch: „Australien wie es wirklich ist, von Dr. C. Morgenstern,“ und weis't nach, daß die Zahl sämmtlicher Deutschen in Südaustralien die Zahl von dreizehn- bis vierzehntausend Köpfe nicht übersteige. Die Nachricht, daß noch im Jahre 1862 eine australisch-europäische Telegraphenlinie von Sydney über Brisbane, Port Essington nach Java, Singapore und Ranguhn zum Anschluß an eine Linie Bombay-Suez hergestellt werden solle, sei falsch. Der Anschluß stehe noch in weitem Felde; die telegraphische Verbindung beschränke sich immer noch auf die australischen Kolonien selbst.

Ein unbehaarter Volksstamm in Australien. Schon seit einigen Jahren hörte man in Australien allerlei widersprechende Nachrichten von einem Volksstamme, dessen Angehörige auch nicht die Spur von Haar auf dem Kopf und am Leibe hätten. Nun wird berichtet, daß der Reisende Mac Kay am Flusse Balonne dahinter gekommen sei, wie es sich mit diesen Angaben eigentlich verhalte. Im Bülletin der Pariser geographischen Gesellschaft vom Juli (das aber erst im Oktober erschienen ist) sagt Richard Cortambert, Mac Kay habe nach Sydney einen jungen Eingeborenen mitgebracht, dessen Kopf so glatt sei wie eine Billardkugel. So drückt sich die australische Zeitung „Yeoman“ aus. Der arme wilde Junge mag etwa siebenzehn Jahre alt sein, seine Züge glichen denen eines alten Mannes, nur hat er keine Falten im Gesichte. Er ist klein und schwächlich, die Hautfarbe hellbraun. — Wir meinen, daß alle Vermuthungen über die Abstammung dieses haarlosen Menschen verfrüht sind; daß es gewagt sei, aus diesem einen Individuum zu schließen, er habe „unmittelbare Verwandtschaft mit der mongolischen Race“, oder daß der „Stamm“ (man kennt aber nur jenen Knaben) „von den Trümmern chinesischer Einwanderer herrühre, die in der Nähe des Carpentariabusens verloren gegangen seien, sich mit australischen Eingeborenen vermischt hätten und allmälig bis in die Nähe der Blauen Berge gekommen seien.“

Nomaden in Ackerbauer umgewandelt. Freiwillig und aus bloßer Liebhaberei giebt ein Volksstamm die seit vielen Jahrhunderten von den Vätern übernommene Lebensweise nicht auf, und ohne sehr genügende Gründe wendet er sich nicht zu neuen Beschäftigungen. Aber wir finden doch da und dort Beispiele von solchem Wechsel.

Im Juli des Jahre 1855 unternahm der russische Lieutenant Usseltzoff einen Ausflug in das Thal des Flusses Nertscha, und zwar von der vielgenannten ostsibirischen Stadt Nertschinsk aus. Diese liegt an der Mündung der Nertscha in die Schilka (— einem der beiden Hauptströme, welche den Amur bilden; der zweite ist der Argun —), in 51° 56′ N. Br. und 13° 16′ Östl. L. von Ferro. Er kam bis zu dem Punkte, wo die Nertscha aus dem Zusammenflusse des Talakon und der Besimennaia gebildet wird; von da an bis zur Mündung beträgt ihr Lauf, alle Windungen eingerechnet, 470 Werst.

An den Ufern der Nertscha und mancher Zuflüsse ist vortreffliches Acker- und Weideland. Usseltzoff fand viele Dörfer der Tungusen, welche allmälig aus umherschweifenden Jägernomaden ansässige Ackersleute geworden sind. Dazu trugen verschiedene Umstände bei, zum Beispiel ihr häufiger Verkehr mit den Russen und ihre Bekehrung zum Christenthum. Sie müssen aber trotzdem noch den Jassak, d. h. eine Abgabe in Pelzwerk, zahlen. Nach und nach wurden in diesen Dörfern auch andere Wandertungusen und Orotschonen seßhaft, aber nicht aus Neigung zum seßhaften Leben, sondern weil die Jagd auf Pelzthiere, auf welche sie sich bisher lediglich und allein angewiesen sahen, keinen hinlänglichen Ertrag mehr gab. „Denn ein Nomade verzichtet nur auf sein umherschweifendes Leben, wenn ihn die allerhöchste Nothwendigkeit dazu treibt. Nur dann vermag er es über sich, seine Jagdregion, in welcher er geboren wurde, zu verlassen und in einem Dorfe sich zur Arbeit zu bequemen.“

Aber auch bei den ackerbautreibenden Tungusen erinnert immer Vieles an die frühere Lebensweise. In dem Hofe, unweit vom Wohnhause, steht immer eine kleine Jurte aus Holz. Der tungusische Bauer hat nun allerdings ein Wohnhaus, aber er wohnt nicht darin; er kocht und schläft in der Jurte, und in ihr empfängt er auch die, welche ihn besuchen. Seine Lieblingsspeisen sind noch immer Fleisch, Fett und Oel, ohne Brot; er trinkt Ziegelthee und Branntwein aus Milch destillirt. Den alten Jagdaberglauben hat er auch bewahrt, er setzt, obwohl er unter die Christen gerechnet wird, das größte Vertrauen in den Schamanen und dessen „Teufeleien“, denn er glaubt steif und fest, daß der Schamane mit Geistern in Verbindung stehe.

Aus dem tungusischen Nomaden ist aber nicht etwa ein tüchtiger Feldbauer geworden; er bestellt den Acker nachlässig und würde kaum genug Getreide für seinen nothwendigsten Bedarf säen, wenn die russischen Behörden ihn nicht durch Zwang anhielten, eine bestimmte Menge Korn in die Vorrathsmagazine abzuliefern. Zum Gemüsebau hat man ihn nicht bringen können, er ist dafür zu träg, und wenn der 15. August in's Land gekommen ist, bekümmert sich dieser Ackersmann nicht mehr um Haus und Hof. Er geht auf die Jagd, um Rehe, Elennthiere und Bären zu schießen, oder Füchse in Schlingen zu fangen, wilde Ziegen oder, worauf er den größten Werth setzt, Eichhörnchen zu erlegen. Gegen den St. Nikolaustag kommt er nach dem Dorfe zurück.

Uebrigens sind die Tungusen rechtschaffene Leute, halten ihr Wort und bezahlen ihre Schulden pünktlich. Deshalb handeln die Kaufleute sehr gern mit ihnen.

Das Erdbeben in Erzerum in Armenien. Darüber hat der englische Konsul A. O. Dalyell ein Schreiben an die Londoner geographische Gesellschaft gerichtet, welche dasselbe in ihren neulich erschienenen Proceedings (VI. Nr. 2.) veröffentlicht hat. Erzerum liegt auf einer Hochebene, fast 5200 Pariser Fuß über dem Meere (nach Dalyell 6114 englische Fuß) in 39° 55′ 20″ N. Br., 11° 18′ 31″ Östl. L. von Gr. Am 1. Juni 1859 verspürte man 8 Uhr Morgens einen Stoß, der aber keinen Schaden anrichtete. Am 2. Juni, 10 Uhr 30 Minuten Morgens, kam ein zweiter, der 8 Sekunden dauerte, und um 11 Uhr 30 Minuten ein dritter, kürzerer. Die Schwingungen waren im Allgemeinen wagerecht, nur bei den heftigsten Stößen wollen Einige auch eine senkrechte bemerkt haben. Die Richtung ging von Südwest nach Nordost.

Am 4. Juli verspürte man einen heftigen Stoß zu Täbris, der berühmten Handelsstadt in der persischen Provinz Aserbeidschan. Schemachi, am Ostende des Kaukasus, nicht sehr weit von Baku am Kaspischen Meere, also von da, wo die Naphthaquellen liegen, hatte zwei Tage nach den ersten Stößen in Erzerum ein Erdbeben. In der Gegend des letztern wurden die Stöße am 1. und 2. Juni in manchen Dörfern der Hochebene verspürt; auf dieser liegen an vielen Stellen heiße Mineralquellen. Beim Dorfe Suk Tschermik springt eine kalte Mineralquelle, deren Wasser gewöhnlich blau aussieht; jetzt wurde es dunkel und blieb zwei Tage lang so. Humboldt hat bemerkt, daß die Thiere beim Erdbeben sehr ängstlich und unruhig sind, und das war auch in Erzerum der Fall; selbst bei leichten Stößen bellten die Hunde.

Vom 2. Juni an verspürte man in Erzerum einen Monat lang täglich Stöße, aber nur einige wenige waren heftig und auch diese richteten keinen Schaden an. Solche leichte Stöße sind überhaupt nicht selten, auch nicht auf eine bestimmte Jahreszeit beschränkt, ereignen sich aber zumeist im Frühjahre.

Jene vom 2. Juni haben großen Schaden angerichtet. Erschlagen wurden, amtlichen Nachrichten zufolge, 460 Muselmänner, 11 armenische, 2 griechische Christen und 1 katholischer Armenier. Die von Türken bewohnten Stadtviertel wurden am schwersten heimgesucht, 4500 Häuser fast gänzlich zerstört oder schwer beschädigt, 12 Moscheen litten mehr oder weniger, 9 Minarets stürzten zusammen, 7 türkische Schulen gleichfalls; fünf Bäder, viele Brunnen und 850 Waarenläden waren unbrauchbar. Die gewölbten Magazine in den Chans litten wenig. Zum Glück waren

am 2. Juni wegen des Himmelfahrtsfestes die christlichen Einwohner zumeist im Freien und die Bazare nur schwach besucht, sonst wäre der Menschenverlust viel größer gewesen.

Die sehr stark gebauten Mauern der Festung und des Paschapalastes, sodann die Konsulatsgebäude von Oesterreich, England, Persien und Rußland wurden stark beschädigt. Merkwürdig ist Folgendes: Die pyramidenförmige Spitze auf dem Lale-Pascha-Minaret wurde durch einen Stoß auf der Säule weit von der Stelle gerückt und dann sofort durch einen zweiten Stoß wieder an ihre ursprüngliche Stelle gebracht.

Der Telegraph nach Indien reicht, wie wir schon früher mitgetheilt, bis nach Bagdad am Tigris. Noch im Laufe des Jahres 1862 beginnen die Arbeiten zur Weiterführung der Drähte zunächst bis an das nördliche Ende des persischen Meerbusens. Von dort soll ein unterseeisches Tau nach Gnadel an der Küste von Beludschistan gelegt werden; die weitere Linie bis Karratschi in der Nähe der Indusmündungen geht auf dem Lande. Gelingt die Ausführung, dann haben wir 1863 telegraphischen Verkehr von Omsk in Sibirien durch Europa nach Osten hin bis an die Mündungen des Irawaddy.

Wie ein Yankee Geographie schreibt. Seit dem Unabhängigkeitskriege, welchen die südlichen Staaten der ehemaligen Union gegen den Norden führen, ist in den Yankeeblättern eine Sprache an der Tagesordnung, welche an Niedrigkeit und Rohheit ihres Gleichen sucht. Wäre sie ein Ausdruck des Yankee-Charakters, um so schlimmer für diesen.

Vor der Küste von Florida liegen die Bahama-Inseln, welche seit 1632 im Besitze der Engländer sind. Eins der größten Eilande in der Gruppe ist New Providence, auf welcher die Stadt Nassau liegt. Dort residirt der Gouverneur und der Hafen ist viel besucht. Während des gegenwärtigen Krieges haben von Nassau aus viele Schiffe die Blockade durchbrochen und sind mit Kriegsbedarf und anderen Vorräthen in die verschiedenen Häfen der Südstaaten eingelaufen. Darüber wurden die Yankees erbittert, und wir finden in einem Newyorker Blatte, Frank Leslie's Illustrated Newspaper vom 11. Oktober, folgende Probe geographischer Darstellung:

„Nassau ist eine kleine schmutzige, pestilentialische britische Hafenstadt auf den Bahama-Inseln, Hauptquartier des Kontrebande-Handels zwischen dem rechtschaffenen John Bull und den Rebellen, und Zwischenstation zwischen London und Liverpool einerseits und Charleston, Mobile rc. andrerseits. Dem Namen nach steht es unter britischer Regierung, kümmert sich aber gar nicht um die Erlasse der Königin und die Neutralitätsgesetze. Es lebt und nähet sich, wie so viele britische Niederlassungen im tropischen Amerika, von Schleichhandel, Ausbringen gestrandeter Schiffe und Seeraub. Alle Schiffe, welche die Blockade brechen wollten, kommen von Nassau. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Gouverneur und alle britischen Beamten beim Kontrebandegeschäft betheiligt sind.

Nassau liegt 300 Miles östlich von Key West und ungefähr 500 Miles südöstlich von Savannah und hat etwa 7000 Einwohner. Diese sind zumeist Abkömmlinge von Tories aus unserer amerikanischen Revolutionszeit und anderm derartigen Lumpenpack, das in civilisirten Ländern nicht leben kann. Sie sympathisiren von Haus aus mit den Negertreibern, leben in ihrem gesellschaftlichen Verkehr wild durcheinander, sind in ihren Lebensgewohnheiten bestialisch und haben absolut keinen Begriff von Anstand und Rechtschaffenheit. Es giebt, mit alleiniger Ausnahme von Dahome, keinen Fleck auf der Erde, der so durch und durch brutalisirt wäre als Nassau. Selbst der Matrose, welcher doch in der ganzen Welt als ein sorgloser, unvorsichtiger Mensch bekannt ist, knöpft in Nassau seine Taschen zu und geht auf den schmutzigen Straßen nur in der Mitte, um ja alle Berührung mit den schmierigen und gefährlichen Einwohnern zu vermeiden. Man sollte ein Dampfwidderschiff nach Nassau schicken, um es von seinem Korallenriffe herab in die See hineinzurennen. Aber dabei erhebt sich ein Bedenken. Die Krabben und Fische im Meere verdienen es nicht, daß sie in Berührung mit einem solchen Menschenpöbel, wie jener von Nassau, in Berührung gebracht werden."

Die Goldfelder in Victoria. Wir haben derselben schon oft erwähnt, müssen aber von Zeit zu Zeit darauf zurückkommen, weil jede Monatspost, und jetzt wieder die von Ende August, interessante Nachrichten bringt. Man findet ununterbrochen neue Goldlager; so jetzt wieder bei Rutherglen unweit vom Murraystrom. Bei Kingower ist ein Klumpen (Nugget) gefunden worden, der nicht weniger als 205 Unzen schwer war, ein anderer bei Ballarat von 130; andere wogen 72, 51, 40 Unzen und so viele. Im Maxwells Riff gaben 30 Tonnen (jede 2000 Pfund schwer) Quarzgestein 380 Unzen Gold. In den Tarnagulla Riffs sind reiche Adern gefunden worden. In einigen Gegenden liegt viel Silber und Antimonium.

In Victoria ist der Winter sehr streng gewesen, denn am 20. August lag der Schnee bei Ballarat einen halben Fuß hoch, während die Obstbäume in voller Blüthe standen. Seit Menschengedenken, was freilich in diesem neuen Lande noch kein Menschenalter hinaufreicht, hat man nicht so viel Kälte, Regen und Sturm erlebt.

Der Acre Regierungsland kostet noch immer ein Pfund Sterling und zwar in Folge des sogenannten Wakefield'schen Systems. Bis 1838 zahlte man nur 5 bis 12 Schillinge und 1842 von 12 Schillingen bis zu 1 Pfund Sterling. Man stellte ihn so hoch, um einen Fond zu bekommen, aus welchem die Kosten für Herbeischaffung europäischer Ansiedler bestritten werden sollte. Für solche Leute war der Preis von 1 Pfund für den Acre nicht leicht zu erschwingen; sie mußten für Lohn arbeiten. Aber nun fanden sich keine Käufer für die Ländereien; die Einwanderung wurde schwächer, und Südaustralien war nahezu bankerott. Da wurden die ungemein reichhaltigen Burra burra-Kupfergruben entdeckt, und zogen viele Menschen aus den Kolonien und aus Cornwallis an. In Victoria hätte man den Preis von 1 Pfund Sterling gewiß fallen lassen müssen, wenn nicht die Goldfelder entdeckt worden wären.

Neusüdwales hat im Laufe eines Jahres einen Zuwachs von etwa 50,000 Seelen erhalten, da aus den benachbarten Kolonien viele Tausende nach den neuen Goldfeldern am Lachlan und denen von Burnangong kamen. Auch kamen viele Squatters als Ackerbauer, denn das neue Gesetz über Ländereien hat zehn Millionen Acres für Agrikulturzwecke ausgeschieden, und der Viehzucht, für welche ohnehin mehr als genügender Raum ist, entzogen. Aber auch Viehzüchter kamen, weil in Neusüdwales die Jahressteuer für jedes Schaf nur 2, in Victoria dagegen 8 Pence beträgt. Das Land am Darling und am Warrego aufwärts eignet sich, wegen langer Dürre im Sommer, nicht für den Ackerbau, wohl aber für Viehzucht.

Die Kolonie Neusüdwales hat jetzt etwa sechs Millionen Pfund Sterling Schulden, zumeist wegen der Eisenbahn. Sie ergaben im vorletzten Finanzjahr nur 1 Procent Interessen, im letzten 2 Procent aber der volkswirthschaftliche Nutzen ist so groß, daß vorerst auf einen so geringen Zinsertrag nichts ankommt.

Negerbräuche in Ostafrika. Die Wakamba, d. h. Bewohner des Landes Ukambani, schlachten kein Thier, sondern binden ihm das Maul zu, verstopfen die Naslöcher und ersticken es. — Der Geruch einer zerquetschten Wanze gilt ihnen für das schönste Parfüm. — Sie dulden kein Sieb, weil durch Benutzung desselben der Regen aufhören würde. Aus demselben Grunde dulden sie kein eisernes Ackergeräth.

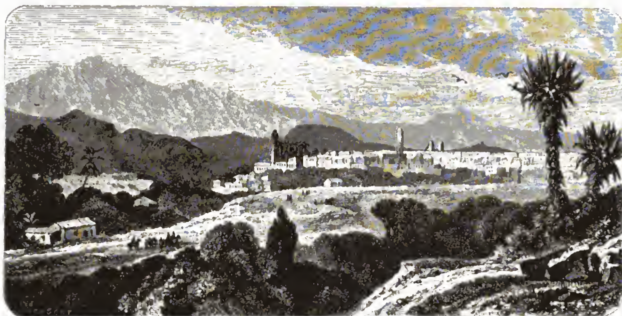
Nachrichten von Speke und Grant. Endlich trafen von diesen Reisenden wieder einige Nachrichten ein, aber sie sind über ein Jahr alt. So eben, als der letzte Bogen unserer Nummer in die Presse gehen sollte, bringen Londoner Blätter die Angabe, daß über Sansibar Briefe von Speke eingelaufen seien, datirt Bagueh, 30. September 1861. Dieser Ort liegt 3° 28' S. Br. zwischen dem von Burton entdeckten Tanganyika-See und dem Victoria, Ukerewe- oder Nyanza-See, dessen Entdeckung wir Speke verdanken. Zu Kaseh in Uniamuesi, von wo aus Speke seine frühere Wanderung nach dem Nyanza angetreten hatte, war er auch diesmal sehr freundlich aufgenommen worden, und zwar wiederum von dem Araber Scheich Musa Msari. Speke sah früher nur die südliche Spitze des Sees; jetzt will er ihn näher untersuchen. Die Frage der Nilquellen spielt dabei eine große Rolle. Der Reisende ist bekanntlich der festen Meinung, daß sie in diesem großen Wasserbecken zu suchen seien. Jedenfalls will er Nilquellen aufsuchen und den Strom hinab bis Gondokoro am Weißen Strome gehen. Dort ist jetzt, wie wir im Globus schon früher gemeldet haben, Konsul Petherick, um Speke und Grant zu erwarten. Die beiden letzteren klagen sehr darüber, daß sie große Noth mit den Pagasi, oder schwarzen Trägern, hätten, wiederholen also das alte Klagelied, welches schon Burton anstimmen mußte. Welche Beschwerden mögen die Reisenden in einem solchen Lande und unter solchen Barbaren, wie die ostafrikanischen Negroiden, zu bekämpfen haben!

Herausgegeben von Karl Andree in Leipzig. — Für die Redaktion verantwortlich: Herrmann J. Meyer in Hildburghausen. — Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen. — Druck von E. Grumbach in Leipzig

Von Mexiko nach Vera Cruz. Das gelbe Fieber und dessen Verbreitung.

Der Nauhcampa tepetl. — Perote und Las Vigas. — Das paradiesische Jalapa und die schönen Bewohnerinnen. — Der Jarocho. — Das gelbe Fieber. — Bedingungen für das Entstehen der Krankheit. — Die Aequatorialströmung und der große atlantische Meereswirbel. — Geographische Verbreitung der Krankheit. — Verheerungen, welche sie anrichtet. — Eine Hauptbrutstätte derselben ist Vera Cruz. — Die Nordstürme. — Die Stadt und ihr Charakter. — Tropischer Pflanzenwuchs bei Medellin. — Der Hafen und das Fort San Juan de Ulua. —

Wer auf der Straße von der Hauptstadt Mexiko nach der Küste des Atlantischen Oceans reist, kommt von Puebla de los Angeles auch über Perote. In der Nähe dieser Stadt erhält die Ebene einen traurigen Anblick; die Wohnungen werden eben so selten wie die Bäume; nur Cactus, Aloë und dann und wann Zwergpalmen wachsen zwischen vulkanischem Gestein hervor; die Berge sind kahl, und nicht selten tritt die Luftspiegelung auf.



Ansicht von Jalapa.

In einer so öden Landschaft verweilt das Auge gern auf einem Bergriesen, dem Cofre de Perote, der seinen Namen von der kofferartigen Gestalt seines Gipfels hat. Die Azteken nannten ihn Nauhcampa tepetl. Nauhcampa bedeutet einen viereckigen Gegenstand und Tepetl ist Berg. Jener Riese hat eine Höhe von 13,416 Fuß und gilt für vulkanisch, obwohl er keinen Krater hat; man findet nämlich in der Umgegend verglaste Stoffe und vulkanische Schlacken.

Die Stadt Perote liegt hoch und gilt wegen der scharfen Luft für ein mexikanisches Sibirien. In der Kirche der Citadelle, in welcher letztern Strafgefangene verwahrt werden, liegt Kaiser Iturbide begraben, der 1824, am 19. Juli, zu Padilla im Staate Tamaulipas erschossen wurde.

Weiter abwärts gelangt man nach Las Vigas, einem armseligen Dorfe, das aber eine äußerst malerische Lage hat. Man glaubt sich in die Schweiz versetzt; Alles ist gebirgig, von Schluchten zerklüftet, man sieht Eichen- und Fichtenwälder und die Morgenluft ist kalt. Die Straße selbst wird immer abscheulicher; ehemals war sie theilweise gepflastert, vom Weiler la Cruz Blanca bis zum eigentlichen Abfall der Hochebene. Die Kaufleute von Vera Cruz haben beträchtliche Summen auf die Herstellung dieses Weges verwandt; er wurde aber 1815 von den Insurgenten zerstört, um den Bewegungen der spanischen Truppen ein Hinderniß mehr zu bereiten, und die Mexikaner haben nichts für Ausbesserung oder Wiederherstellung gethan. So sind gegenwärtig solche Strecken am wenigsten schlecht, wo eben gar keine Straße vorhanden ist.

Die Entfernung von Las Vigas bis Jalapa beträgt nur sieben Meilen. Diese Stadt gilt für ein Paradies, deren Mexiko so viele hat, und ist weltbekannt durch die Jalapapflanze; die rechte Heimath derselben befindet sich in dieser Gegend. Das Land ringsum ist hübsch und fruchtbar; die Stadt selbst liegt hoch und gleichsam in einer Uebergangszone aus dem heißen zum gemäßigten Klima; die Fieber

der Tierra caliente steigen nicht bis dort hinauf, und eben so wenig reicht die Trockniß der Hochebene bis nach Jalapa. Die vom Mexikanischen Meerbusen heraufkommenden Wolken halten hier gleichsam Rast, spenden Feuchtigkeit und durch diese wird der Pflanzenwuchs begünstigt. Die reicheren Bewohner des Niederlandes nehmen hier in der heißen Jahreszeit einen mehrmonatlichen Aufenthalt, und das Klima, die weiche, balsamische Luft, ist für Genesende von wohlthätigem Einflusse. In den Huertas (Gartenfeldern) stehen Orangen, Bananen und Palmen, und neben dem Oelbaum wächst die Eiche. Dazu kommen das Zuckerrohr und neben der Jalape auch die Sassaparille. Für den Weizen ist das Klima noch zu warm, denn die Mitteltemperatur beträgt zwischen 17 und 18° Reaumur, aber man säet ihn, um sein Stroh zu gewinnen; Aehren setzt er nicht an.

Wer von den Höhen, welche Jalapa umgeben, einen Blick auf die Stadt wirft, findet die Lage herrlich. Auch das Innere ist in gewissem Sinne anmuthend, denn Jalapa ist eine der hübschesten und am wenigsten unsauberen Städte der ganzen Republik. Sie liegt 4334 Fuß über dem Meer, also etwa in der Höhe des Brockens, am Fuße des Basaltgebirges Macultepec. Die meisten Straßen sind kurz und unregelmäßig, weil der Boden uneben ist, die Häuser meist nur einstöckig, aber dauerhaft gebaut. Es macht einen erfreulichen Eindruck, daß sie mit lebhaften Farben angestrichen sind. Der Europäer fühlt sich dadurch angeheimelt, daß diese Häuser nicht flache, sondern sanft geneigte Dächer haben, die obendrein mit Ziegeln gedeckt sind. Die Fenster sind immer groß und gehen bis zum Fußboden hinab, damit durch die eisernen Gitter recht viel frische Luft einströmen könne. Man kann sagen, daß Jalapa einen andalusischen Charakter trägt. Auch das Leben und Treiben auf dem Marktplatze gemahnt an Südspanien. In den Buden, wo Getränke verkauft werden, stehen die Gefäße in nassem Sande, der immer mit Blumen besteckt ist; gefüllte Gläser locken den Durstigen an; auf sauberen Tischen an den Straßenecken liegt süßes Gebäck ausgebreitet, das in Mexiko so berühmt ist, wie in Deutschland das Königsberger Marcipan oder der Braunschweiger Honigkuchen.

Die Zahl der Einwohner beträgt zwischen zehn- bis zwölftausend, fast lauter Kreolen und Mestizen. Die Ersteren gelten für besonders schön und nicht mit Unrecht. Die Jalapeña ist ein reizendes, anmuthiges Geschöpf. Ihre Haut ist, vielleicht durch Einwirkung der feuchten Atmosphäre, zart und durchsichtig, man könnte sagen, etwas matt, aber sehr weiß. Dies gilt natürlich nur von den Kreolinnen mit reinem Blute, denn bei den Mestizinnen ist die Haut bräunlich in verschiedenen Abstufungen.

Wir erwähnten oben des Marktplatzes. Auf demselben hat man eine wahre Musterkarte von Menschen verschiedener Hautfarbe. Der reine Indianer aus dem heißen Niederlande bietet seine Früchte feil. Er ist sehr leicht bekleidet: sein Anzug besteht aus einem kurzen Beinkleide, über welches ein Hemde bis auf den Oberschenkel herabhängt, und auf dem Kopfe hat der Eine oder Andere auch wohl einen Strohhut. Die Frauen und Mädchen werfen über ihren braunen, schöngestalteten Oberkörper ein Stück Zeug, das manchmal weiß ist, und in der Mitte (gleich dem Serape der Männer) ein Loch hat, durch welches sie den Kopf stecken. Diese Gewandung fällt in Falten über einen blauen, gelben oder rothen Rock herab; und der weiße Ueberwurf sowohl wie der Rock hat farbigen Kantenbesatz, der an jene der alten Etruskerinnen erinnert. Das schwarze, üppige Haar wird mit rothen Bändern durchflochten. In dem ganzen Anzuge liegt viel Charakteristisches, und er steht hübschen jungen Mädchen wunderschön. Bei manchen Indianerinnen sind Haltung und Gang zugleich stolz und anmuthig; man glaubt ein Freskobild aus Pompeji zu sehen, wenn solch eine braune Schönheit umherschreitet, einen mit Blumen aus der Tierra caliente gefüllten, fein geflochtenen Korb, oder ein irdenes Gefäß von antiker Form auf dem Kopfe tragend und den schönen Arm zierlich gebogen emporstreckend, um das Gefäß im Gleichgewicht zu erhalten.*)



Indianerin aus der Tierra caliente.

Als eine Charakterfigur kann man den Jarocho betrachten. Er ist ein Stutzer zu Roß, trägt ein Hemd von feinem Battist, Calzoneras, Stiefel von Sammet, hat im rothseidenen Gürtel ein Machete, großes Dolchmesser, stecken, und unter seinem Strohhute hängt vom Kopfe herab ein seidenes Tuch, welches ihm den Hals und einen Theil des

*) Unser Bild zeigt eine indianische Jalapeña nach der Zeichnung des deutschen Malers Nebel, aber das Gesicht ist offenbar idealisirt, denn es trägt nicht den indianisch-aztekischen Typus.

Nackens gegen die Sonnenstrahlen schützt. Der Jarocho ist zuweilen ein Kreole von reinem Blute, aber das nur selten, gewöhnlich ein Mestize, in welchem das Blut der weißen, braunen und schwarzen Race gemischt ist. Aus dieser dreifachen Kreuzung ist dann ein seltsames Menschenkind entstanden; in seinen Adern wallt das Blut wie Lava, und sein Körper hat stahlharte Muskeln. Der Jarocho ist entweder Hirt oder auch ein wenig Ackerbauer, aber vor allen Dingen höchst träg und aller Arbeit abgeneigt. Ausdauer zeigt er lediglich und allein bei Lustbarkeiten und, wenn er Negerblut in sich hat, beim Tanze, denn von diesem kann er nie genug bekommen. Er will Genuß, sinnlichen Genuß, aber alle geistigen Güter sind ihm fremd. Er genießt mit einer Art von Wuth und Inbrunst; er will trinken, Musik hören, tanzen, sich putzen und Liebschaften haben. Seine Bedürfnisse kann er in dem von Natur so reich gesegneten Lande ohne Anstrengung befriedigen; deshalb fühlt er sich unabhängig, ist keck, aufbrausend und zieht auch bei geringen Veranlassungen sein Dolchmesser aus dem Gürtel.



Ein Jarocho in der Tierra caliente.

Nach **Jalapa** kommt die Hauptplage des heißen Küstenstriches am Mexikanischen Golf, das **gelbe Fieber** oder **Schwarzbrechen**, Vomito prieto, wie die Spanier es nennen, nicht hinauf. Seine obere Grenze, von Vera Cruz her nach dem Innern hin, ist bei der Meierei Encero, welche etwa 2800 Fuß über der Meeresfläche liegt. **Dort beginnt die mexikanische Eiche, und wo diese auftritt, hört die Region des gelben Fiebers auf.**

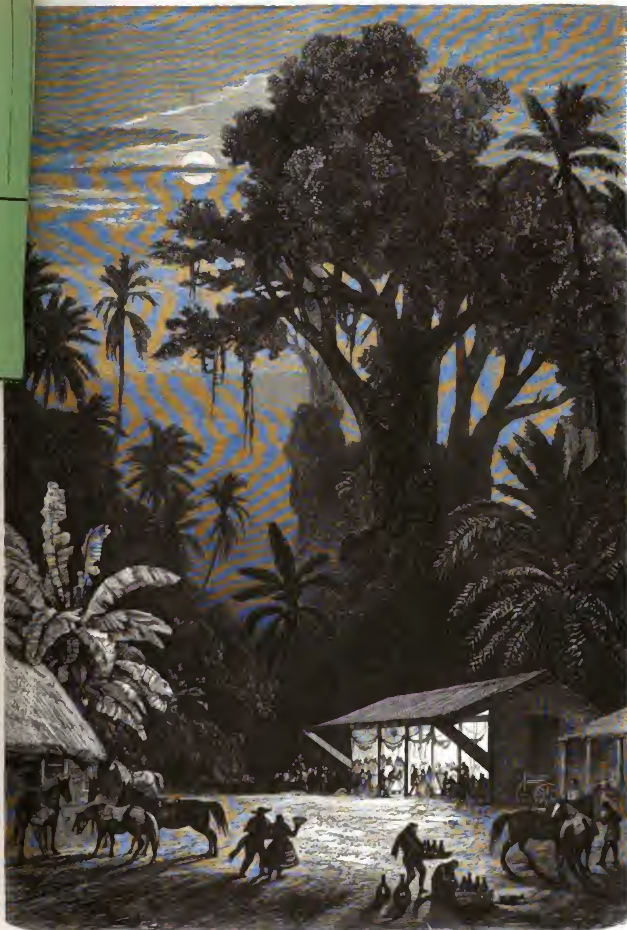
Die Krankheit richtet seit einem halben Jahre unter den französischen Soldaten, welche Mexiko mit Krieg überzogen haben, große Verwüstungen an; es ist jetzt viel von derselben die Rede, und wir wollen deshalb, nach guten Quellen, einige Bemerkungen über diese Geißel einschalten. Sie hat auch im Jahre 1858 arg gewüthet, denn damals reichte sie von der Quarantäne in Neu-York, der ganzen Ostküste Amerikas entlang bis nach Montevideo am La Platastrom und verheerte gleichzeitig die westindischen Inseln, welche einen Hauptheerd dieser Krankheit bilden. Zu Neu-Orleans am Mississippi raffte sie in den letzten sieben Tagen des Augustmonats mehr als fünfthalbhundert Menschen hinweg.

Dieser **gelbe Hans**, Yellow Jack, wie die Engländer ihn nennen, war vor der Entdeckung Amerikas unbekannt. Die Entdecker und Eroberer wurden allerdings an den Küsten und in den heißfeuchten Gestadeniederungen zwischen den Wendekreisen in der Neuen Welt von Fiebern heimgesucht, aber schwerlich sind die Formen, unter welchen dieselben auftraten, jene des gelben Fiebers, wie es heute ist, gewesen.*)

*) In den Rambles by land and water, or notes of travel in Cuba and Mexico, by B. M. **Norman**, New York 1845, S. 94, wird die Ansicht ausgesprochen, daß das eigentliche Wesen des gelben Fiebers sich erst im Fortgange der Zeit und namentlich seit 1699 heraus entwickelt und allmälig festgestellt habe, und zwar dadurch, daß **eigenthümliche physiologische und anthropologische Bedingungen** zusammentrafen. In dem eben genannten Jahre brachte ein englisches Schiff Negersklaven aus Guinea nach **Vera Cruz**. Auf dem Fahrzeuge brach unterwegs eine Krankheit aus, zuerst unter den Schwarzen, dann unter den Weißen; in Vera Cruz wurden Indianer und Mischlinge von ihr ergriffen; die Krankheit



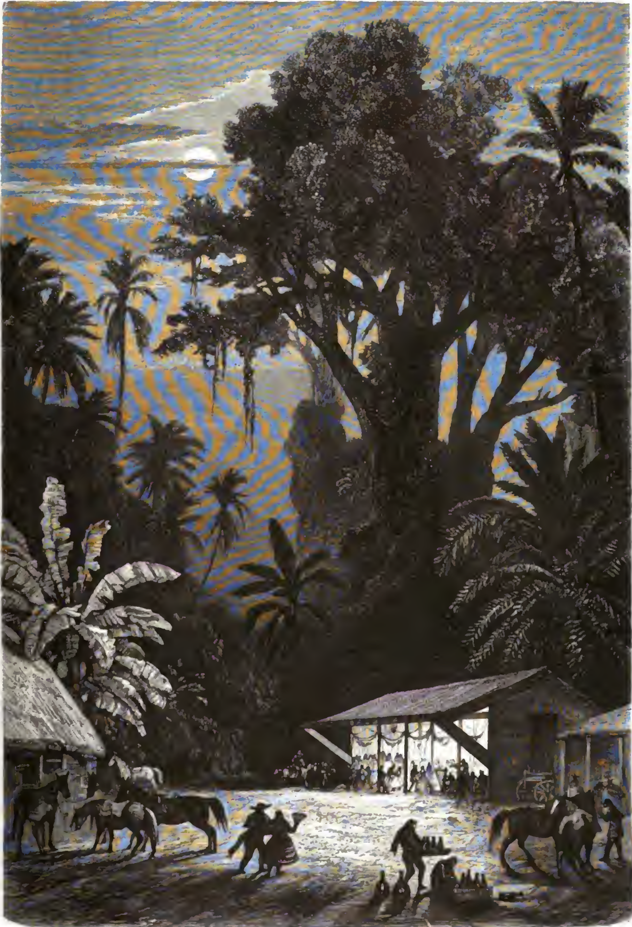
Ansicht von Vera Cruz.



Nächtliches Fest in der Tierra caliente.



Ansicht von Vera Cruz.



Nächtliches Fest in der Tierra caliente.



Ansicht von Vera Cruz.



Nächtliches Fest in der Tierra caliente.



Ansicht von Vera Cruz.



Nächtliches Fest in der Tierra caliente.



Ansicht von Vera Cruz.



Nächtliches Fest in der Tierra caliente.

In seiner geographischen Verbreitung liegt etwas Räthselhaftes. Anderthalb hundert Jahre schlich oder kroch die Seuche wie eine Schlange an den Küsten des Atlantischen Meeres hin, vom 40. Grade nördlicher Breite bis an den Aequator, und auf dieser Strecke ist auch nicht ein einziger Hafen von ihr verschont geblieben. Selbst New-York und Philadelphia wurden in Zwischenräumen von ihr heimgesucht, während sie an den Küsten südlich vom Kap Hatteras, der großen Wetterscheide an der Küste von Nordkarolina, wo der Golfstrom entschieden nach Osten hin abbiegt, alljährlich erschien, namentlich zu Charleston in Südkarolina. Aber hier und in Georgien tritt sie seit dreißig Jahren nur in Zwischenräumen auf, während sich an ihrer regelmäßigen Erscheinung in den Häfen des Mexikanischen Golfs, der karaibischen See und in Westindien überhaupt, daran nichts merkbar geändert hat. Das Fieber verheerte auf dem südamerikanischen Festlande regelmäßig Guyana, aber am Aequator stand es wie gebannt still, und konnte die einem Meerbusen vergleichbare Mündung des Amazonenstromes nicht überschreiten. Im Süden desselben glaubte sich Jedermann sicher vor ihm. Brasilien galt für unantastbar, und das ganze ungeheure Gebiet des Amazonenstromes, die weit ausgedehnte Hyläa vom Ocean bis an den Fuß der Andes, war frei von der gräßlichen Plage.

Da plötzlich, im Jahre 1849, überspringt das gelbe Fieber den Amazonenstrom, verheert die Stadt Para, zieht landein, so weit Seeschiffe fahren, nämlich bis Barra an der Mündung des Rio Negro, und dringt auch an der Küste nach Süden hin immer weiter vor, bis es dann an der Mündung des La Plata, welche es noch heute nicht überschritten hat, feststeht.

Klima und Meeresströmungen sind für die Verbreitung von ganz entschiedener Wichtigkeit. Heimgesucht vom gelben Fieber werden zum Beispiel alle Küsten und Inseln, welche jener große atlantische Meereswirbel berührt, dessen Strömung aus dem Busen von Guinea, also vom äquatorialen Westafrika, von Osten nach Westen geht, am brasilianischen Kap Roque aufgefangen und durch dasselbe nach Nordwesten hinabgeleitet wird. Diese gewaltige Aequatorialströmung dringt nach Norden hin durch das karaibische Meer und zwischen Yucatan und Cuba hindurch in den Mexikanischen Meerbusen ein, wo sie unter dem Namen Golfstrom bekannt ist. Dieser geht um die Spitze von Florida herum, hält sich der Küste nahe bis zu dem oben erwähnten Kap Hatteras, wendet sich dann nach Nordosten hin und wird allmälig schwächer, je weiter er in seinem nordöstlichen Auslaufe zwischen Norwegen und Island und gegen Spitzbergen hin kommt.

Aber in der Mitte des Atlantischen Oceans biegt aus dem großen Strom eine Abtheilung nach Süden hin ab und sendet von der portugiesischen Küste her eine Abzweigung durch die Straße von Gibraltar in's Mittelländische Meer, während ein anderer nach Süden hin der afrikanischen Küste entlang zieht, sich in der Nähe des Aequators wieder mit seinem Ausgangspunkte vereinigt, und solchergestalt den großen nordatlantischen Wasserwirbel schließt, in dessen Mitte die schon von Christoph Columbus so schön geschilderten Seetang-Wiesen (das sogenannte Sargasso-Meer) sich befinden.

Nun steht fest, daß die von jenem Wirbel berührten Küsten vorzugsweise oft von dieser Krankheit gelitten haben. Viele Aerzte nehmen an, daß sie verschiffbar sei, daß sie sich von Land zu Land, von Hafen zu Hafen, von Mann zu Mann übertragen lasse. Aber in scharf bestimmte Grenzen ist sie nicht eingeschlossen, sondern überspringt dieselben häufig. Gegen alle Theorie, emancipirt sich das gelbe Fieber keineswegs selten; hartnäckig haftend an Fahrzeug und Bemannung, ist es schon bis in den Britischen Kanal und noch weiter hinaufgedrungen. Ja es giebt einen wohlbeachteten Fall, wo auf einem und demselben Schiffe die Seuche drei und siebenzig Breitegrade durchsegelt ist. Aber auch ihre geographische Länge ist angewachsen; denn das gelbe Fieber hat sich an der Westküste von Amerika, von Kalifornien bis nach Valparaiso in Chile, gezeigt, somit seine eigentliche Wiege, nämlich das nordatlantische Becken mit seinen eigenthümlichen Strömungsverhältnissen, übersprungen. Einzelne Erscheinungen sind früher schon auch in Ostindien beobachtet worden, in neuerer Zeit auch auf den Molukken, vorzugsweise auf Amboina und anderen Gewürzinseln.

Aus der Summe beobachteter und festgestellter Thatsachen ergiebt sich Folgendes:

Das gelbe Fieber folgt dem Menschengeschlecht auf seinen Zügen längs den oceanischen Küsten nach allen Richtungen hin bis zum 45. Grade nördlicher Breite, weniger weit geht es nach Süden hinab, wahrscheinlich weil dort Kontinente und Inseln nur spärlicher und die Menschen bis jetzt erst in dünneren Massen vorgedrungen sind.

Vielleicht wird es mit der wachsenden Menschenmenge auch nach Süden hin weitere Verbreitung gewinnen und die Volkskrankheit der heißfeuchten Küstensäume nach allen Richtungen hin werden.*) Uebrigens ist das gelbe Fieber schon im Britischen Kanal, in der Bucht von Quebec am St. Lorenzstrom, in Livorno, zu Los Passages im Busen von Biscaya, zu Barcelona und Marseille, in Oporto und in Lissabon aufgetreten. In Afrika werden die Gestade unter denselben Breiten heimgesucht wie in Amerika, und manche Forscher sind geneigt, den Meerbusen von Guinea, insbesondere die Buchten von Biafra und Benin, also die Region der Nigermündungen, als den eigentlichen, ursprünglichen Hauptheerd der Entstehung anzusehen.

So wie nordische, sanguinische Körper sich jenen Küsten nahen, blitzen auch Fiebererscheinungen in ihnen auf, nehmen die Krankheit fest in sich auf, schleppen sie mit sich zu fernen Gestaden und einsam liegenden Inseln, z. B. nach Ascension, das weitab von allen Küsten mitten im Atlantischen Ocean liegt, und nach den Eilanden des grünen Vorgebirges. Avé Lallemant nimmt an, daß das gelbe Fieber aus Brasilien nach Westamerika nicht über Chagres und Panama, sondern um das Kap Horn durch Schiffe getragen worden sei, namentlich nach Callao, respektive Lima. So weit in der heißen Zone, und selbst noch tief in die gemäßigte hinein, sich flache Küsten an Oceanen und Strömen erstrecken, die in lebhaftem Verkehr mit einander stehen, kann auch eben so schnell und lebhaft gelbes Fieber auftreten, wenn die Keime der Krankheit dorthin getragen

suchte drei ganz verschiedene Menschenracen heim. Es wäre nun die Aufgabe zu untersuchen, welche Einflüsse sich dadurch entwickelt haben, daß die Krankheit so verschieden angelegte Racen ergriff. Uebrigens muß doch bemerkt werden, daß man sie für nicht ansteckend hält. A.

*) Dr. Robert Avé Lallemant, das gelbe Fieber nach dessen geographischer Verbreitung, Ursachen, Verschleppbarkeit, Haupterscheinungen, Behandlung und anderen wissenschaftlichen Beziehungen; aus eigenen Beobachtungen und Erfahrungen dargestellt. Breslau 1857. Der Verfasser war viele Jahre lang Arzt und Direktor der Spitäler zu Rio de Janeiro. Das Buch ist sehr belehrend.

werden und unter ihnen günstigen Umständen sich entwickeln.

Die Erfahrung lehrt, daß die Krankheit gewöhnlich nicht vor der Mitte der heißen Zeit und oft erst gegen Ende derselben sich einstellt, und in den nächsten Monaten zunimmt, selbst wenn die Temperatur sinkt und die sogenannte kalte Jahreszeit eingetreten ist. In Neuorleans zum Beispiel sind gerade die Herbstmonate am gefährlichsten; in Rio de Janeiro fängt die kühlere Jahreszeit im April an, aber gerade in ihr steigt das gelbe Fieber zur vollen Höhe und findet im September und Oktober sein Ende, obwohl dann schon die Hitze sich wieder einstellt.

Besonders unter den neuen Ankömmlingen räumt das gelbe Fieber entsetzlich auf. Ganz allgemein und manchmal ganz ausschließlich werden solche Leute von ihm ergriffen, die erst vor Kurzem in den tropischen Gegenden angelangt und noch nicht akklimatisirt sind. Unter den europäischen Soldaten hat es von jeher fürchterliche Verwüstungen angerichtet. Vor etwa einhundert Jahren verloren die Engländer bei einer Belagerung von Havana im ersten Monate nach ihrer Landung dreitausend Matrosen und fünftausend Soldaten, also im Durchschnitt täglich ein vierteltausend Mann.

In Cayenne starben vor sechszig und etlichen Jahren sämmtliche zehntausend Ansiedler, welche man aus Frankreich dorthin geschafft hatte. Auf St. Domingo (Haïti) verloren die Engländer sechstausend Mann am Fieber, in Gefechten aber nur etwa zweihundert. Stets werden die neuen Ankömmlinge fortgerafft, während die Berichte hervorheben, daß die Eingeborenen wenig, manchmal auch gar nicht, von der Krankheit ergriffen wurden.

Wir erfahren über Nordamerika und England, daß die Franzosen in Mexiko ganz ungeheuere Verluste durch das gelbe Fieber erleiden; die Pariser Blätter dürfen die volle Wahrheit nicht sagen, sondern müssen sich mit schwachen Andeutungen begnügen.

Die Krankheit verhält sich zu Individuen verschiedener Volksthümlichkeiten auch sehr verschieden. Darüber hat Avé Lallemant im Hafen von Rio interessante Erfahrungen gemacht. „Je fremder, sagt er, Jemand dem brasilianischen Klima, und je näher er nach den Polen zu geboren ist, um so mehr und heftiger sei er einem Anfall ausgesetzt. Vor allen Dingen ist die Seuche für die Anwohner des Bottnischen Meerbusens, also des nördlichen Theiles der Ostsee, gefährlich, und diese sollten sich eigentlich gar nicht in Gelbfieberhäfen blicken lassen. Eben so gefährlich sind diese für Dänen und Norweger. „Wer von diesen einen solchen Hafen aufsucht, wird krank." Ihnen reihen sich die Bewohner der südlichen Ostseeküsten und jene von der Nordsee an. Unsere deutschen Seeleute alle, und nicht minder die Amerikaner der nördlichen Staaten, sind der Erkrankung gleich sehr ausgesetzt, aber bei diesen Leuten machen schon einige Breitengrade einen Unterschied. Schotten werden rascher und in gefährlicherer Form krank als Engländer. Schweden und Dänen erkranken in Rio regelmäßig eher als die Hamburger und Nordamerikaner. Je mehr gegen Süden zu der blonde, sanguinisch-lymphatische Menschenschlag dunkleren Racen den Platz räumt, desto weniger werden die von diesen letzteren abstammenden und aus den von ihnen bewohnten Ländern kommenden Menschen vom Fieber befallen, oder desto weniger stellt sich ihr Kranksein als scharf entwickelte Gelbfieberform heraus. Aber strenge Regeln lassen sich in dieser Beziehung nicht aufstellen. Wer sich im blühenden Lebensalter von fünfzehn bis dreißig Jahren befindet und auf keiner warmen Seeküste akklimatisirt ist, bekommt das gelbe Fieber, wenn er sich der Möglichkeit, dasselbe in sich aufzunehmen, aussetzt. Und wer es im ersten Jahre seines Aufenthalts in einem gelben Fiebernester nicht bekommen hat, kann es, bei der geringsten Unvorsichtigkeit, im zweiten oder dritten Jahre und noch viel später bekommen. Avé Lallemant sagt: „Wer jung, kräftig und kerngesund ist, hüte sich ernstlich! Wie manches Tausend von Maten habe ich, zu Land und auf See, im Sturme des gelben Fiebers wrack werden und viele untergehen sehen, hoffnungsvolle, lebenslustige, kräftige Nordlandsrecken, die mit Gesundheit, Muth und Frische in den Ocean hinausgeschifft waren. Je trotziger in diesen blonden Menschen das blaue Auge einherschaut, je strotzender ihnen die Jugendfrische auf den Wangen und der Muskel auf dem Körper liegt, je kräftiger sich das Blutleben in ihnen entwickelt hat, um so größer ist die Gefahr zu erkranken und zu sterben."

Der nordische Seemann kann auf dem tropischen Ocean vollkommen akklimatisirt sein, ist es darum noch nicht an der Küste. Junge Frauen, die guter Hoffnung sind, tragen besonders während der vier ersten Monate eine besondere Anlage zum gelben Fieber in sich; ganz dieselbe Empfänglichkeit findet im Wochenbett und auch in den ersten Wochen der Stillungszeit statt. Eine unbedeutende Reizung der Brust durch Wundsein der Warzen ist nicht selten Einleitung zu einem Gelbfieberanfall; bei Kindern stößt das Geschäft des Zahnens eng an das gelbe Fieber, das sich aber um ganz zarte Kinder nicht zu bekümmern scheint. Dr. Avé Lallemant hat beobachtet, daß Geburten unter heftiger Gelbfieberreaktion stattfanden, oder daß Frauen gleich nach der Entbindung und in Folge dieser letztern erkrankten und nach acht bis vier zehn Tagen citronengelb waren, daß sie aber das Kind ruhig fortstillten, während dieses ganz gesund blieb.

Es ist eine entsetzliche, verhängnißvolle Krankheit. Viele Aerzte behaupten, sie sei nicht ansteckend, und das mag wohl richtig sein. Aber in allen Gelbfieberländern steht beim Volke der Glaube fest, daß sie ansteckend sei, und daß sie in einem besondern Stoff, in einem präformirten Etwas bestehe, welches sich bis in ferne Gegenden fortpflanzen lasse, dort bei günstigen, vorherrschenden oder hinzugekommenen Bedingungen sich entwickeln und ganze Völkerschaften wie ein gährender Sauerteig durchdringen könne.

Vera Cruz, der Haupthafen an der mexikanischen Küste des Golfes, ist auch ein Hauptheerd des gelben Fiebers, das dort eine rechte Brutstätte findet. Allein auch die übrigen Plätze werden von demselben heimgesucht; es zeigt sich das ganze Jahr hindurch an der Küste sporadisch, aber gegen Ende Aprils, wenn die luftreinigenden Nordwinde zu wehen aufhören und die Hitze stärker wird, tritt es epidemisch auf; die Verheerungen dauern bis zum September und Oktober fort und sind dann gerade in diesen beiden Monaten am heftigsten. Die Indianer an der Küste bleiben zumeist verschont, wer aber aus dem gemäßigten und kalten Innern Mexikos an die Küste herabkommt, wird ebenso wohl ergriffen wie der Seemann.*)

*) Mühlenpfordt, Versuch einer getreuen Schilderung der Republik Mejico, Hannover 1844, Bd I, S. 351, sagt: „Ein für sichere Erkennung der Krankheit in ihrem ersten Stadio sehr wichtiges Symptom ist von Doktor Chabert 1830 entdeckt worden: eine blutrothe Linie, die sich im Zahnfleische dicht über den Zahnwurzeln zeigt. — Sehr gute Bemerkungen über die Verbreitung des gelben Fiebers giebt auch Mühry in zwei mit ungemeinem Fleiß gearbeiteten Werken: Klimatologische Untersuchungen rc., Göttingen und Heidelberg 1858, S. 250 und an

Die Stadt ist oftmals beschrieben worden, aber alle Reisenden stimmen überein, daß Vera Cruz ein im höchsten Grade trostloser Ort sei, und so gefährlich für Leib und Leben, daß jeder Europäer, welcher dorthin kommt, gleichsam Spießruthen läuft und keine Stunde lang seines Lebens sicher ist. Die Umgegend ist eine Sandwüste, in der an manchen Stellen sogar jede Spur eines Weges vom Winde verweht wird. Unser Landsmann Burckhardt, dem wir ein sehr werthvolles Werk über Mexiko verdanken, schildert sie als ein Abbild des Todes, welcher dem Europäer entgegenstarre. Nur im Süden der Stadt liegt ein kleines Gehölz; dann folgt wieder Sand, nachher kommen Moräste und stehende Sümpfe. Diese sind bewachsen mit Rhizophoren, Avicennien und anderen Sumpf- und Wasserpflanzen, angefüllt mit faulenden Thier- und Pflanzenstoffen, und hauchen verpestende Dünste aus. Erst wenn im Oktober die heftigen Nordwinde zu stürmen beginnen, werden diese Dünste vertrieben, und dann ist die Stadt nicht etwa gesund, aber doch weniger ungesund. Aber sobald gegen Ende März und im April diese Winde nicht mehr wehen, und die beginnende Hitze die Gährung jener vegetabilischen und thierischen Stoffe in den Sümpfen beschleunigt, dann sammeln die Dünste sich in der ruhigen Luft an und nun stellt das gelbe Fieber mit schwarzem Erbrechen sich ein. Ein Blick auf die Küste zeigt stets Trümmer gestrandeter Schiffe, und die wenigen Spuren von Grün entschädigen das Auge nicht für den Anblick der Wüste. Nur wenn bei hellem Wetter sich in heiterm Blau die Cordillerenkette mit dem schönen Spitzberge von Orizaba (Globus Nr. 22) und dem Koffer von Perote sich zeigt, athmet der Fremde in weniger gedrückter Stimmung ein wenig auf. Aber er möchte gern dort oben sein, und der Deutsche denkt unwillkürlich an die Verse unseres Schiller „Der Hauch der Grüfte steigt nicht empor in die freieren Lüfte."

Das gelbe Fieber ist eine Lebensgefahr; die Nordwinde sind eine lästige Plage. Sie rasen vom Oktober bis in den März, halten oft drei bis vier Tage, manchmal aber auch zehn bis zwölf Tage an. Aber gerade diese Jahreszeit wählen Schiffer und Reisende, um Vera Cruz zu besuchen oder von dort abzureisen, weil sie dann einigermaßen vor dem gelben Fieber sicher sind. Der Reisende muß oft lange warten, bevor ein Fahrzeug seine Anker lichten kann; es trifft sich indeß oft, daß dasselbe nahe vor dem Hafen von einem Nordsturm überrascht wird und wieder in die hohe See hinaus muß. Aber auch im Hafen selbst ist derselbe gefährlich und hat dort schon manches Schiff zertrümmert.

Zu beiden Plagen kommt noch ein sehr empfindlicher Uebelstand: das äußerst schlechte Trinkwasser. Man braucht allerdings nur wenige Fuß tief zu graben und findet dann Wasser, es hat aber einen morastigen Geschmack und ist kaum für das Vieh trinkbar. Mehr als einmal sind Versuche zur Anlage von Wasserleitungen gemacht worden; man wollte dasselbe aus dem Flusse Xamalapa bis zur Stadt führen, baute zu diesem Behuf auch Dämme, fing aber die Sache so ungeschickt und verkehrt an, daß man sie, nach Vergeudung großer Summen, wieder aufgeben mußte.



Picador.



Korbhändler.

Aber was zieht denn die Menschen nach Vera Cruz, was kann sie bewegen, an einem so lebensgefährlichen, unglückseligen Orte zu verweilen? Lediglich der Handel. Für den Verkehr zwischen der Küste und der Hauptstadt liegt Vera Cruz weniger ungünstig als die übrigen Hafenplätze am Golf, z. B. Tampico. Von ihm aus führt die große Straße in's Innere; es ist für eine weite Region Ausfuhr- und Einfuhrhafen und hatte in der spanischen Kolonialzeit ein förmliches Monopol für den Verkehr mit dem Mutterlande, wohin alljährlich eine Silberflotte abging.

Vera Cruz ist 1580 durch den Vicekönig Grafen de Monterey gegründet worden. Ferdinand Cortez hatte unweit der aztekischen Ortschaft Campoallan einen Ort zu bauen angefangen, welchen er aber schon nach ein paar Jahren wegen der ungesunden Lage aufgab, um eine andere Stelle zu wählen, auf der dann Villa antigua de Vera Cruz entstand. Aber auch hier wüthete das Küstenfieber in schreckenerregender Weise, man verließ auch jene Stelle und baute die heutige Stadt da, wo das Indianerdorf Chalchihuecan stand. Sie liegt hart am Meere, 19° 11′ 52″ N. Br., 98° 29′ W. L. v. P., gewährt einen zwar

vielen anderen Stellen, und: Die geographischen Verhältnisse der Krankheiten oder Grundzüge der Noso-Geographie; ebendaselbst 1856, S. 136 bis 145

nicht mannichfaltigen aber doch recht freundlichen Anblick und trägt den spanisch-amerikanischen Typus in den maurischen Häusern. Diese sind fast alle niedrig, haben flache Dächer, sind meistens weiß angestrichen und vor den Fenstern mit Gittern versehen. Das Pflaster ist gut. Von den Dächern, auf welchen von Einbruch der Dunkelheit an große Hunde Wacht halten, hat man eine freie Aussicht auf Rhede, Meer und Inseln, und in dem Miradór, dem kleinen bedeckten Pavillon, den man auf den meisten Dächern findet, versammeln sich die Hausbewohner, um frische Luft zu genießen.

Die niedrige aber breite Mauer hat Schießscharten und acht Bollwerke; alle Straßen durchschneiden einander in rechten Winkeln und werden sauber gehalten. Wer von werden. Der Platz hat auf zwei Seiten Portales, das heißt Bogengänge, unter welchen sich Kaufläden und Kaffeehäuser befinden. Er ist täglich mit Früchten und Fischen wohl versorgt; aus ziemlich beträchtlicher Umgegend kommen die Indianer herbei, die sich manchmal auch zu einem Stiergefecht einfinden; der Geschmack für diese barbarische Belustigung ist von den Spaniern auf die braunen Amerikaner übertragen worden. Der Picador, mit seinem phantastischen Anputz, welcher beim Stiergefecht eine große Rolle spielt, wird von ihnen angestaunt, und der bescheidene indianische Korbverkäufer bleibt stehen, um einen solchen Helden zu bewundern. Der Picador ist auch ein wichtiger Mann bei den Volksbelustigungen und macht in Medellin den Stutzer.



Der Marktplatz in Vera Cruz

der See her die Stadt zum erstenmal erblickt, hält sie für viel größer als sie ist; sie zieht sich lang hin, ist aber nur schmal; jedoch die vielen Thürme, Kuppeln und Dome geben ihr den Anschein, als ob sie eine große Stadt sei. Sie zählt aber nur etwa acht- bis zehntausend Einwohner.

Werfen wir einen Blick auf Stadt und Hafen und gehen wir zunächst auf den Hauptplatz, Plaza mayor. Man betritt ihn gleich vom Wasserthor aus, zwischen der östlichen, das Meer flankirenden Mauer und der ersten ihr gleichlaufenden Häuserreihe. Mehr Charakter zeigt der eigentliche Marktplatz, Plaza de Mercado, der ein großes, schönes Viereck in der Mitte der Stadt einnimmt. In der Nähe werden die Waaren gelandet; deshalb ist dieses Viereck auch der Sammelplatz für die Maulthiertreiber, durch welche die überseeischen Güter nach dem Innern gebracht

Da, wo die Sandwüste aufhört, zeigt sich überall die üppige Vegetation des heißen Tieflandes, der Tierra caliente, in voller Pracht. Etwa drei Leguas von Vera Cruz liegt am linken Ufer des Rio de Xamalapa der Flecken Medellin, welchen Cortez gegründet hat. Eigentlich ist er blos ein Dorf, das neben vielen indianischen Rohrhütten nur drei steinerne Häuser zählt. Dorthin reitet und fährt man oft aus dem öden Vera Cruz, um sich zu erheitern, und veranstaltet nächtliche Feste. Man hat dort die Wohlthat der Flußbäder und lebt ähnlich wie in europäischen Badeörtern; auch die Pest der Spielhöllen fehlt nicht. Aber vor Allem erfreut sich das Auge an dem üppigen Grün, denn die Waldungen sind prächtig mit ihren Mimosen, Drachenblutbäumen, Cassien, Cocos- und anderen Palmen, Storaxbäumen, Liriodendron, Carolineen und Riesenfarrn, die allesammt einen

gewaltigen Wuchs haben und von prächtig blühenden Schlingpflanzen durchflochten sind. In diese schattigen immergrünen Laubgewölbe flüchtet sich gern der Europäer, welcher in Vera Cruz dem Tode trotzt, um so schnell als möglich reich zu werden und das rasch Erworbene dann unter einem gesundern Himmelsstriche zu genießen. Auch deutsche Kaufleute sind in Vera Cruz, neben Engländern, Franzosen und Nordamerikanern. Diese Fremden bilden eine Art von geselliger Genossenschaft, deren Mitglieder zumeist nur unter sich verkehren und sich nach ihren Bedürfnissen einrichten. Mit den Mexikanern vermeiden sie gern jede Berührung, die nicht unbedingt nöthig ist. Die Fremden werden gehaßt; sie bilden aber die „Lichtpunkte in der Nacht der Barbarei". Wir wollen noch hinzufügen, daß Vera Cruz Laternen zur Straßenbeleuchtung hat, daß Aasgeier, Zopilotes, ungemein zahlreich sind, auf allen Dächern sitzen und die Gesundheitspolizei ausüben; daß man sich gegen die Stechmücken durch Moskitonetze, gegen gierige Flöhe und gegen die Zancudos, welche mit ihrem Rüssel sich in die Haut einsaugen und mit Blut anfüllen, bis sie eine Kugel bilden, gar nicht schützen kann, und daß endlich andere quälende Insekten keineswegs fehlen.

Der „Hafen" von Vera Cruz ist eigentlich gar kein Hafen, sondern eine sehr schlechte, äußerst unsichere Rhede; doch giebt es an der Golfküste Mexikos keine, die besser wäre. Er hat einen Mauerdamm, Molo, welcher etwa 200 Fuß in die See hinaus vortritt; an diesem legen Boote und kleine Küstenfahrzeuge an und dort ist immer ein reges Treiben. Die Rhede hat viele Klippen, Sandbänke und schlechten Ankergrund und bietet keinen Schutz gegen die Nordstürme. Die Küste bildet einen vorspringenden Bogen und zugleich mehrere Buchten. Oestlich, der Stadt gerade gegenüber, liegt die große Gallegabank, auf deren nordwestlicher Ecke das Fort San Juan de Ulua sich erhebt. Westlich liegen noch mehrere Bänke und das Einlaufen in den Hafen kann nur mit sehr großer Vorsicht bewerkstelligt werden.

Jene Festung oder Burg beherrscht Vera Cruz und liegt nur etwa achthundert Schritte von der Stadt. Der spanische Conquistador Juan de Grijalva landete am Johannistage 1518 auf der Sandinsel oder Bank Gallega, und gab ihr seinen und des Tagesheiligen Namen. Er fand Ueberbleibsel geopferter Menschen und fragte die Indianer, weshalb sie Menschen abgeschlachtet hätten. Sie entgegneten Acolhua und deuteten damit auf das Hochthal von Mexiko, wohl um zu sagen, daß dort oben bei ihren Beherrschern dasselbe Brauch sei. Die Spanier meinten aber, Acolhua sei Name der Insel und nannten diese Ulua. Trotz der starken Mauern und 360 Kanonen ist diese Burg, deren Erbauung 40 Millionen harte Piaster, also 60 Millionen unserer Thaler kostete, mehrmals eingenommen worden. Auch die Insel de los Sacrificios, welche auf der Rhede von Vera Cruz liegt, hat ihren Namen von Menschenopfern der Azteken.

Neue Mittheilungen über die Völker im Kaukasus.

Von **Theodor Lapinski.**

Dritter und letzter Artikel.

Nahrung und Mahlzeiten der Adighe. — Kleidung. — Beschäftigungen. — Charakter und Erziehung. — Die Lüge. — Der Karar. Freundschaftsbündniß. — Diebstahl. — Gute Nachbarschaft. —

Die Nahrung der Abasa ist besser und reichlicher als bei den Landleuten im größern Theile von Europa, und ihre Hauptwürze ist die gewissenhafte Reinlichkeit, mit der die Speisen bereitet werden. Brot wird wenig gebacken, und seine Stelle vertritt die beliebte Schwa-Pasta, eine dickgekochte Hirsegrütze, oder in deren Ermangelung eine Grütze von Welschkorn.

Um einen Begriff von einer abasischen Mahlzeit zu geben, will ich eine solche vollständig beschreiben, wie man sie in einem nur mittelmäßig wohlhabenden Hofe aufträgt. Ist die Essenszeit gekommen, so erscheint zuerst ein junger Mann oder ein Knabe mit einem Waschbecken und einem Kruge lauwarmen Wassers in der Gaststube, ein zweiter trägt Seife und Handtücher. Da man, wohlverstanden, nur den Löffel und das Messer, nicht aber die Gabel kennt, und die festeren Speisen mit den Fingern gegessen werden, so ist es nothwendig, sich die Hände zu waschen. Nachdem dies geschehen, werden die Speisen aufgetragen und zwar nach türkischer Sitte, mit dem Unterschiede, daß man nur Holzgeschirre*) sieht. Kleine runde Tischchen, höchstens einen Fuß hoch, werden vor die Gäste hingestellt, jede Speise auf einem andern Tische. Bei einem solchen Frühstück wurden folgende Speisen aufgetragen: Ein in einer Brühe von rothem Pfeffer eingemachter Truthahn, Käse-Nudeln, kleine Weizenkuchen, mit herrlichen, frisch aus dem Bienenkorbe genommenen Honigwaben, Fleischnudeln, in Pfeffersauce eingemachtes, kleingeschnittenes Hammelfleisch; wieder anders geformte Kuchen mit Honig; in Butter geschwitzte Käseschnittchen mit Brot; dann saurer Rahm mit Hirsegrütze. Das Mittagessen bestand aus einer sehr guten, stark mit Pfeffer gewürzten Suppe, aus Hammelfleisch (es wird immer der ganze Hammel aufgetragen), aus rothen Rüben und Sauerkraut, zuletzt Kuchen mit Honig. Bei jeder Speise, zu der Brot nöthig ist, vertritt dessen Stelle ein Kranz von Hirsegrütze, welcher rund um das Tischchen gelegt ist. Die Tische werden der Reihe nach auf- und fortgetragen; nach den vornehmeren Gästen ißt ihre Dienerschaft, oder nach den älteren die jungen; dann kommen die zufällig Anwesenden und Nachbarn, zuletzt die Sklaven; denn es ist Sitte,

*) Die Holzgeschirre, Schüsseln, Trinkbecher und Löffel werden von den Adighe mit vieler Kunstfertigkeit gemacht und mit allerlei bunten Malereien verziert. Die Schüsseln sind von verschiedener Größe, die Suppenschüsseln haben oft fabelhafte Dimensionen. Irdene Geschirre sind völlig unbekannt.

daß von den Speisen, welche zum Gaste getragen worden, nichts in die Küche zurückkommen darf. Nach dem Essen muß man sich die Hände wieder gut waschen. Bei reicheren Leuten werden oft zwanzig bis dreißig Gerichte aufgetragen, welche nur anders aussehen, im Grunde aber ziemlich dieselben sind.

Es ist natürlich, daß die Adighe zu Hause nur bei festlichen Gelegenheiten eine solche Menge von Speisen genießen; doch lebt man in der Regel gut. Dagegen ertragen sie auch eine Hungersnoth mit seltener Ausdauer, wenn sie derselben durch feindliche Ueberfälle, Viehseuchen und Heuschreckenzüge ausgesetzt werden. Diese drei Plagen haben seit Menschengedenken das Land fast kein Jahr in Ruhe gelassen. Im Adighe-Lande giebt es das herrlichste Wasser, und dies ist so zu sagen das einzige Getränk des Volkes. Doch wird in dem südlichen Theile ein starker Wein gezogen, auch Branntwein wird hier und da von Einzelnen gebrannt. Sonst bereiten sie zu ihren Festen den Schwett und einen starken Meth aus Honig.

Die **Kleidung** der Männer ist eben so einfach wie schön und bequem. Sie tragen einen bis über die Kniee hinabreichenden langen Rock von einheimischem, weißlich grauen oder braunen Tuche. Die Wohlhabenderen suchen ausländisches Tuch von heller Farbe zu bekommen. Der Rock ist ohne Unterfutter mit weiten langen Aermeln, welche die Hände bedecken, ohne Kragen, und bedeckt vorn einen Theil der Brust. Dieser Rock wird an der Taille immer mit einer Reihe kleiner Knöpfe zugemacht und mit einem schmalen Lederriemen um den Leib geschnürt. Auf jeder Seite der Brust sind die Behälter für 36 bis 40 Stück Patronen, welche, von Holz oder Knochen gedrechselt, in die bestimmten Oeffnungen gesteckt werden. Dieser **Patronenköcher**, welcher der Brust das Ansehen einer Orgel giebt, ist bei den Wohlhabenderen mit Silberstickereien reich verziert. Unter dem langen Rocke trägt man den etwas kürzern Kaftan von feinem Tuch, Seide oder Baumwollenstoff von heller Farbe. Der Kaftan ist gefüttert, mit aufstehendem Kragen, langen Aermeln, und vom Halse bis zur Mitte des Leibes zugeknöpft. Unter diesem Kaftan befindet sich ein zweiter von weißem Baumwollenstoff, eben so gemacht, nur etwas kürzer als der erste und gleichsam als Weste dienend. Breite, an den Knöcheln eng zusammenlaufende Pantalons von einheimischem oder fremdem Tuche (die rothen Pantalons sind besonders beliebt) vervollständigen die Kleidung. Die Kopfbedeckung besteht aus einer hohen, wohlgefütterten Schafspelzmütze, welche einen tüchtigen Säbelhieb aushalten kann, das Fußzeug aus Halbstiefeln von farbigem Saffianleder, welche ganz wie Socken genäht und an den Fuß angepaßt sind; über diese werden noch kleine Schuhe als Galoschen gezogen. Kleidung und Schuhzeug wird bei den Wohlhabenderen mit schmalen Silberborten eingefaßt. Gegen die Kälte hat der Adighe im Winter einen langen Schafspelz, der unter dem Oberrocke getragen wird. Gegen den Regen dienen die **Burka** und der **Baschlik**, eine Kapuze, die über die Mütze gezogen wird. Steigt der Adighe zu Pferde und entfernt er sich von Hause, so zieht er außerdem Gamaschen an, welche bis über die Kniee reichen. Die Bekleidung ist bei allen Männern im Kaukasus, mit Ausnahme der Kopfbedeckung, welche bei den Tataren und Georgiern eine andere ist, vollkommen gleich, und für dieses gebirgige, mit Wald und Gesträuch bewachsene Land, das keine Straße und keinen Weg hat und wo man nur zu Fuß oder zu Pferde reisen kann, sehr praktisch. Auch die russischen Linienkosaken am Terek haben dieselbe Tracht.

Die Kleidung der Weiber besteht in einem langen Ueberrocke, der fast bis an die Knöchel reicht, vorn offen, ohne Kragen und mit langen Aermeln. Unter diesem befindet sich ein langer Kaftan, der weit über die Kniee reicht, aber vom Halse bis zu den Füßen zugeknöpft und von einem oft sehr reich mit Gold und Silber gestickten breiten Gürtel umspannt wird. Die Pantalons sind breit und sehr lang. Die Beschuhung ist die nämliche wie bei den Männern. Sehr hübsch ist die Kopfbedeckung; sie besteht aus einer hohen Haube in Form eines Zuckerhutes, wie man sie auf den Portraits der Frauen im vierzehnten Jahrhundert sehen kann. Diese Hauben sind sehr reich gestickt und von der Spitze wallt ein langer, hinten fast bis zur Erde reichender Schleier. Die verheiratheten Frauen tragen niedrigere Hauben. Die Kleidungsstoffe sind meistens bunt und bei den Reicheren von Seide und Atlas. Im Hause gehen die Weiber sehr schlotterig herum, aber für festliche Gelegenheiten hat auch die Aermste ihre ordentliche Kleidung. Der Abasa kümmert sich sehr wenig um seine eigene Kleidung; aber er legt sich jegliche Entbehrung auf, um gute Waffen für sich und hübsche Kleider für seine Weiber und Töchter zu erhalten. Frauen und Mädchen flechten ihre Haare in lange Zöpfe und zeigen sich unverschleiert.

Die Männer beschäftigen sich hauptsächlich mit Ackerbau, Vieh-, Pferde- und Bienenzucht. Sie sind viel arbeitsamer als die anderen im Orient lebenden Nationen; da jedoch ihre Arbeit keinen großen Vortheil abwirft, und die Erzeugnisse des Bodens nur in geringer Quantität ausgeführt werden können, mithin Alles im Lande verbraucht werden muß, sind sie nachläßig geworden und arbeiten nur gerade so viel als ihre Bedürfnisse erfordern. Der Adighe ist von Natur tapfer, entschlossen, liebt aber kein unnützes Blutvergießen und ist nicht grausam. Ihm gefällt ein bewegtes Leben, doch bleibt er nicht gern lange von seinem Geburtsorte entfernt. Er liebt sein Land, seine Wälder und Berge über Alles; seine persönliche Freiheit betrachtet er als das höchste Gut; durch Güte und Ueberredung läßt er sich leiten wie ein Kind, selbst Strenge erträgt er, sträubt sich aber gegen jede Ungerechtigkeit.

Er ist eifersüchtig auf seinen Kriegsruhm, bewundert jedoch aufrichtig die Tapferkeit eines Andern, selbst seines Feindes. Abgeschnitten von dem Verkehr mit der übrigen Welt, sah er sich seit undenklichen Zeiten nur von Feinden, zuerst von den Türken und dann von den Russen, umringt, deswegen ist er Anfangs äußerst mißtrauisch gegen Fremde. Leichtsinnig, den ganzen Tag singend und springend, fast gefühllos, wenn seine Hütte niederbrennt, seine Habe zu Grunde geht und sein Körper zerhauen und zerschossen ist, hat er ein tiefes Gefühl der Liebe für seine Familie. Der Gehorsam gegen die Eltern, die Eintracht in der Ehe könnten manchem civilisirtern Volke zum Muster dienen.

Die Kinder werden sehr verständig erzogen. Nie wird ein Kind geschlagen oder auch nur hart angefahren. Die fast ungezügelte Freiheit der Frauen und Mädchen scheint lockere Sitten zu begünstigen; demungeachtet sind die Mädchen fast allgemein tugendhaft, weniger die verheiratheten Weiber. Die Eifersucht spielt keine große Rolle in den Sitten der Adighe. Einer der Hauptfehler dieses Volkes ist die Gewohnheit der **Lüge**. Nie kann man seinen Versprechungen trauen; je mehr Betheuerungen Einer macht; desto sicherer kann man sein, daß Falschheit im Spiele ist. Er spricht sehr viel, ist sehr freigebig mit Schmeicheleien und mit dem Antragen seiner Dienste, aber wenn es zur

*) Es ist gegen die Sitte, daß sich junge Leute mit älteren an einen Tisch setzen. Der Vater ißt nie an einem Tische mit seinem Sohne, auch nicht der ältere Bruder mit dem jüngern. Weiber und Mädchen essen abgesondert und nie in Gegenwart von Männern.

That kommt, leugnet er mit der größten Dreistigkeit. Lügner unter sich, sind sie es noch mehr gegen Fremde, und wer sich auf die Aussagen der Eingeborenen über das Land verläßt, wird arg zum Besten gehalten werden. Dies abscheuliche Laster der Lüge ist theilweise eine Folge des traurigen Zustandes des Landes; gezwungen von den Russen, die Lage ihres Landes und selbst ihre Gedanken geheim zu halten, übervortheilt und betrogen von den habgierigen lasischen Handelsleuten, den einzigen Fremden, mit denen er in Berührung kommt, ist der Adighe fast genöthigt, zur Lüge seine Zuflucht zu nehmen. Die mangelhaften Religionsbegriffe sind gleichfalls eine Ursache, daß diesem Uebel nicht entgegengewirkt wurde. Der Koran, der im Grunde die Lüge verdammt, wurde von ehrgeizigen Männern eingeführt, die kein Mittel scheuten, ihren Einfluß auszubreiten und zu befestigen, und diesem Laster noch mehr Vorschub leisteten.

Die alten Leute versicherten mich, daß in früheren Zeiten das Wort mehr galt als jetzt, und heute noch kann man bei den neubekehrten Muselmännern weit minder dem Schwur auf dem Koran, als dem Handschlag nach alter Sitte trauen. Will ein Fremder sich im Lande sicher fühlen, so ist es nothwendig, daß er sich in einem Stamm und in eine Familie aufnehmen läßt und dadurch gleichsam das Bürgerrecht erwirbt. Zu diesem Zwecke versammeln sich die Aeltesten des Stammes und der Familie; es wird der Karar*) gemacht, man giebt sich gegenseitig Wort und Handschlag, sich wie Brüder und Verwandte zu betrachten und in Allem und Jedem zu einander zu stehen. Auch in allen anderen Fällen ist es unerläßlich, den Karar zu machen; nur in diesem Falle kann man hoffen, daß der Adighe seiner Verpflichtung nachkommt. Eine unauflösliche Verbindung schließen zwei Freunde, wenn sie, nach gemachtem Karar, sich die kleinen Finger der rechten Hand anritzen und sich gegenseitig einige Tropfen Blut aussaugen. Ein solches Freundschaftsbündniß ist heiliger als die allernächste Blutsverwandtschaft, und ein Bruch desselben ist unerhört.

Die alten tscherkessischen Fürsten- und Ritterfamilien, die nur unter einander heirathen, suchen gern noch eine andere Verbindung mit den mächtiger als sie gewordenen Abasa zu schließen. Dieselbe besteht darin, daß der Tscherkesse seinen neugebornen Sohn irgend einer einflußreichen abasischen Familie zur Erziehung übergiebt und ihn mit den abasischen Kindern an einer und derselben Brust gesäugt werden läßt. Eine solche Milchbruder-Verwandtschaft wird in hohen Ehren gehalten. Wenn der Adighe den Karar gemacht, so ist es selten, daß er ihn bricht; allgemeine Verachtung und blutige Rache folgen der Treulosigkeit auf dem Fuße.

Der Diebstahl ist das zweite große Laster in diesem Lande, und eigenthümlich ist es, daß in den Gegenden, wo es wenige oder keine Tscherkessen giebt, auch der Diebstahl selten ist. Besonders häufig werden Sklavenkinder, Pferde und Ochsen gestohlen. Sobald in einem Hofe oder auf dem Weideplatze irgend ein Stück Vieh fehlt und der Diebstahl bemerkt wird, schießen die Hirten ihre Gewehre ab und lassen einen eigenthümlichen durchdringenden Schrei ertönen, den man sehr weit hören kann. Jeder Bewohner, der diesen Schrei vernimmt, wiederholt ihn, sein Gewehr oder seine Pistole abfeuernd. In einem Nu hört man weit und breit nur gellende Rufe und Flintenschüsse. Die ganze männliche Bevölkerung der Umgegend ist spornstreichs auf den Beinen und stürzt zu Fuß und zu Pferde, schießend und schreiend, hinaus, um alle Wege und Stege zu besetzen. Während die Einen die Ausgänge bewachen, durchsuchen die Anderen, von Hunden gefolgt, die Gebüsche und Waldungen. Hat sich der Dieb auf das gestohlene Pferd gesetzt und entflieht, oder sind ihrer Mehrere, so stürmt die wilde Jagd oft viele Stunden weit mit einem fürchterlichen Halloh dahin, und die Einwohner der durchjagten Gegenden sind alle auf den Beinen und suchen die Diebe zu fassen. Letztere schießen, wenn sie von den Verfolgern hart bedrängt sind, fliehend ihre Gewehre ab, werden sie jedoch erwischt, so hört ihr Widerstand gewöhnlich auf. Es ist selten, daß ein Dieb, der nicht mehrere Stunden Vorsprung oder Helfershelfer in dem Orte hat, wo er den Diebstahl beging, seinen Vorsatz ausführen kann; auch ist es schwer, den Diebstahl zu verheimlichen. Das gestohlene Vieh wird in der Regel gleich geschlachtet, die Haut abgezogen, in Riemen geschnitten und schnell verarbeitet, um jede Spur zu verwischen. Je weiter die Russen entfernt stehen, desto weniger Diebstähle werden verübt, je näher, desto mehr. Die Russen sind die besten Ankäufer der gestohlenen Kinder, Pferde und Rinder. Der Dieb ist sicher, seine Beute schnell und gut anzubringen, und ist er nicht gesehen worden, so kann er wieder zu den Seinen zurückkehren und neue Entwendungen verüben. Die Pschi und Work sind die gefürchtesten und renommirtesten Diebe im Lande. Der auf der That ertappte Dieb wird in der Regel bis auf das Hemd ausgezogen und nicht eher frei gelassen, bis er oder seine Familie ein Lösegeld bezahlen. Doch ist es gefährlich, den Dieb zu verwunden oder zu tödten, da in diesem Falle seine Familie das Blutgeld fordert. Die Versuche der Naibe, dem Diebstahle Schranken zu setzen, waren eine Zeit lang mit bestem Erfolge gekrönt, aber die später eingetretenen Zwistigkeiten hatten auch eine erschreckende Vermehrung der Diebstähle zu Folge. — Wie aber letztere leider an der Tagesordnung sind, so sind Raubanfälle oder Raubmorde unerhört. Nie kommt es vor, daß Diebe auch in den schlechtverwahrtesten Hof mit Gewalt einbrechen, oder daß ein einzelner Reisender auf dem Wege beraubt oder gar ermordet wird. Die Ursache ist die eigenthümliche, aber starke Organisation des gesellschaftlichen Verbandes in diesem Volke, wo Einer für den Andern, jeder Stamm, jede Familie für ihre Angehörigen, die Bewohner jeder Juneh-is für das auf ihrem Grunde verübte Verbrechen verantwortlich sind.

Die Nachbarn leben unter einander in einer Einigkeit, die den Landleuten in Europa zum Muster dienen könnte; die Feldarbeiten werden immer von mehreren Nachbarn gemeinschaftlich ausgeführt. Ist ein Hof durch Brand, Viehseuche oder Ueberfall des Feindes zu Grunde gerichtet, hat der Russe irgend Jemanden von der Familie gefangen genommen und der Loskauf ist nöthig, so helfen nicht nur die Nachbarn, sondern auch die im entferntesten Landestheile wohnenden Familienglieder, und wenn dies nicht ausreicht, ist der ganze Stamm verpflichtet, beizusteuern. Es ist also natürlich, daß es in diesem Lande ebenso wenig Arme wie Reiche giebt; Bettler sind unbekannt.

*) Karar bedeutet Kontrakt oder Uebereinkunft. Das Wort ist türkisch-tatarischen Ursprungs.

Ein Ausflug nach Tanger in Marokko.

Der Hafen von Tanger. — Physiognomie der Stadt. — Der Fremdenführer Hamed. — Marktleben. — In einem maurischen Hause. — Die Umgegend. — Karawanen. — Ein Wildschweinsjäger. — Eine jüdische Hochzeit. —

Von Gibraltar oder Algesiras aus gelangt man in wenigen Stunden nach der afrikanischen Küste hinüber und ist gleichsam im Sprung auf marokkanischem Boden. Der Sund, welcher zwischen den Säulen des Herkules strömt, hat eine geringe Breite; von Spaniens Gestaden erblickt man jene Marokkos und umgekehrt.

Sobald man im Hafen von Tanger (Tandschehr, Tandscha; die Römer nannten es Tingis) landet, sieht man sich in eine fremde Welt versetzt. Die Stadt liegt malerisch auf einem Hügel, östlich vom Kap Spartel, hat vielleicht zehntausend Einwohner, unter denen 2500 Juden, mehr als 1000 Neger, ein paar Hundert Berbern, die übrigen aber Mauren sind. Die europäischen Konsuln haben in der Stadt wohnliche Häuser, in der Umgegend reizende Gärten, aber gleich hinter der Stadt dehnt sich eine kleine Sandwüste aus. In Marokko, wo so ziemlich Alles sich im Verfall befindet, darf Tanger keine Ausnahme machen: die Mauern drohen dem Einsturz; die ziemlich gut erhaltenen Batterien können europäischen Kanonen keinen Widerstand leisten, und während des letzten Krieges mit Spanien ist der Beweis geliefert worden, daß auch die anderen marokkanischen Hafenbefestigungen nichts nützen.

In Tanger sieht man sich schon ganz nach Afrika hineinversetzt. Die Wohnungen der Mauren und Juden sind zumeist unansehnlich, aber die Straßen etwas weniger schmal und krumm als in anderen mohammedanischen Städten. Hat man sich die paar Moscheen, Synagogen und das christliche Franziskanerkloster betrachtet, so kennt man die Herrlichkeiten der Stadt.

Aber das Leben und Treiben auf Straßen und Plätzen gewährt dem Beobachter, der sich zum ersten Mal in diese neue Welt versetzt sieht, ein lebhaftes Interesse. Alles ist bunt, farbig, neu. Wenn man sich in dem Gasthause einer Schottin, welche Europäern Wohnung und Kost giebt, eingerichtet hat, geht man aus und hat an dem Mauren Hamed einen zuverlässigen Fremdenführer, der Alles kennt und Vieles erzählt. Durch den steten Verkehr mit Ungläubigen hat er viele mohammedanische Vorurtheile abgelegt und betrachtet einen Europäer beinah als Seinesgleichen. Zuerst führt er den Fremden nach dem Palaste des Pascha, von welchem aus man eine sehr hübsche Aussicht über die Stadt und über das Meer hin bis Gibraltar genießt. Dann geht man mit ihm nach dem Karawanserai, einem großen, mit Bogengängen umgebenen Viereck. Dort sind die fremden Kaufleute; man sieht Kameele in allen Stellungen, die eben angekommenen werden entlastet, anderen ladet man die Bürde auf. Von Tanger gehen häufig Karawanen nach Mekines und Mogador. Neben dem Karawanserai ist die maurische Herberge, in welcher die muselmännischen Kaufleute wohnen. Der Hofraum ist mit doppelten Arkaden umgeben, die übereinander liegen. Unter denen zu ebener Erde sind Waarenballen aufgespeichert, die Bögen im Obergeschoß bilden eine Galerie; auf jeden führt die Thür eines kleinen Zimmers hinaus. In diesen Gemächern, welche keine Fenster haben, wohnen die Kaufleute, und jeder muß sich selber seine Speisen bereiten. Hier wird gekocht und in einem andern Zimmer schon gegessen; Sklaven gehen ab und zu und besorgen Aufträge, und manche Neger treffen Vorkehrungen zur Abreise. Andere Bekenner des Islam sitzen einzeln oder in Gruppen im Hofraum umher und blasen mit voller Gemüthsruhe Tabakswolken vor sich hin und trinken Kaffee.

Der Marktplatz ist am Donnerstag vorzugsweise stark besucht, denn eine beträchtliche Menschenmenge strömt aus einer nicht zahlreichen Umgegend zusammen. Außerhalb des südlichen Thores liegt eine große Ebene: auf der einen Seite erheben sich die Stadtmauern und weiterhin liegt der hübsche Garten des schwedischen Konsulats, der einen Hain von Südfruchtbäumen bildet; auf der andern Seite steigen die Hügel empor, welche aber durch hohes Schilf und Ried und durch eine Strecke Sandwüste vom Marktplatze geschieden sind. Auf diesem ist ein lebhaftes, lärmendes Durcheinander. Ich sehe Feldarbeiter und Frauen vom Lande, welche den Ertrag ihrer Felder oder Gärten feilhalten; Neger gehen hin und her und verrichten, ähnlich wie im Karawanserai, allerlei Aufträge; Mauren kaufen Das oder Jenes und schreien dabei; Juden halten ihre lange Börse in der Hand und trennen sich ungern auch vom kleinsten Geldstücke. Da werden beladene Pferde und Esel herangetrieben, deren Führer sich um die Menschen gar nicht kümmern; wer gestoßen oder getreten wird, schreit und flucht. Am obern Ende des Marktes sah ich Zelte von allen möglichen Formen: hoch und spitz, viereckig und breit; manche bestehen aber auch aus weiter nichts als einem Stück Zeuges, das auf einer Stange oder einigen Pfählen befestigt ist; bei manchen ist der Stoff braun, bei anderen weiß oder gestreift; einige sind mit Waaren angefüllt, unter anderen wohnen Pilger, die jüngst aus Mekka kamen und sich hier ausruhen, um neugestärkt die weitere beschwerliche Reise nach Süden hin anzutreten. Ich sah auch eine Karawane abziehen, welcher stattliche Reiter das Geleit gaben.

Die Marktwaaren bestanden in Gemüse, Geflügel, Pferden, Eseln und allerlei Hausgeräthschaften; Sklaven waren gerade nicht am Verkaufsplatze. Die Frauen vom Lande hatten das Gesicht sehr sorgfältig verhüllt; maurische Stadtfrauen gehen gar nicht auf den Markt und die Einkäufe werden von den eifersüchtigen Männern besorgt. Der Fremde ist überrascht, wenn er sieht, auf wie mannichfaltige Weise der Burnus getragen und drapirt werden kann.

Die Marokkaner haben ihr Geld gewöhnlich im Gürtel; es sind kleine runde Stücke, Nrhani genannt, deren jedes fünfzehn Fluhs gilt. Der Fluh ist ein Heller, und drei derselben bilden einen Musura, der etwa so viel werth ist wie zwei Cuartos in Gibraltar.

Hamed kaufte einen Topf mit Butter ein, ging in eine ziemlich enge Gasse, klopfte an eine Thür und bat mich, ein wenig zu warten. Ich that als verstehe ich ihn nicht, und als die Thür geöffnet wurde, trat ich gleichzeitig mit ihm in's Haus. Da ich einmal drinnen war, machte er weiter keine Einwendungen und bemerkte nur: „Sagen Sie aber ja keinem Menschen etwas davon!"

Nun befand ich mich unter einer maurischen Familie. In einem engen Hof, auf einer hölzernen Galerie, saßen Hamed's Frau und seine beiden Töchter, Aïstra und Fatima. Madame trug ein blaues Kleid und einen rothen Turban; Aïstra war ein ganz hübsches Geschöpf und das weiße Kleid von Musselin stand ihr gut; an den Handgelenken hatte sie dicke silberne Ringe. Fatima trug auf dem Kopfe eine

spitze rothe Kappe, war nicht so reizend wie die ältere Schwester, gab mir aber nach dem Befehl ihres Vaters eine Hand. Das Haus enthielt drei lange Zimmer, die völlig von einander getrennt und mit türkischen Teppichen belegt waren. Im Ganzen war an dieser Wohnung nicht viel zu sehen und ich ging nach einer halben Stunde mit Hamed wieder fort, um einen Ritt außerhalb der Stadt zu machen.

Zwei Pferde waren bald herbeigeschafft und wir sprengten über Stock und Block und ritten durch einige Bäche. Der Weg war abscheulich, aber mein Führer meinte, die Berberrosse seien an denselben gewöhnt und möchten gute Wege gar nicht leiden. Hamed pries sein Heimathland als das herrlichste Paradies der Welt und fragte einmal über das andere: „Ist es hier nicht viel, viel schöner als in Spanien?"



Marokkaner begleiten eine Karawane.

Wir kamen auf einen Hügel, wo fünfzehn in Steinhaufen befestigte Stangen, an welchen weiße Lappen flatterten, den Eingang zu einem Dorfe bezeichneten. Dieses selbst sahen wir aber noch nicht, denn es lag hinter einer sandigen Anhöhe; als wir aber um diese herum geritten waren, gewahrten wir niedrige, mit Stroh gedeckte Hütten, fünfzehn an der Zahl. Alles war armselig und in hohem Grade schmutzig, und wir sprengten fürbaß.

Nach etwa einer Viertelstunde sahen wir zwei Karawanen, welche landein zogen; die Kameele gingen mit weitvorgestrecktem Halse in langer Reihe einzeln hinter einander. Der Anblick war für mich eigenthümlich und der vierstündige Ritt recht lohnend. Auf dem Rückwege begegneten mir viele Mauren, die vom Markte zurückkamen; mehrere Frauen trugen Kinder auf dem Rücken, hatten aber die Kleinen dermaßen eingewickelt, daß kaum etwas vom Gesicht hervorguckte.

Als ich wieder in Tanger einritt, war der Markt längst vorüber, ich fand aber die Straßen trotzdem sehr belebt, denn sie dienen gleichsam als Besuchszimmer. Man erzählt sich die Tagesneuigkeiten unter freiem Himmel. Der arabische Dialekt, welchen die Mauren in Tanger reden, kam mir sehr hart und rauh vor. Die Juden sind so geschäftseifrig wie überall; einen Handelsmann, der sich einmal an mich angeklammert hatte, konnte ich gar nicht wieder los werden; er brachte mir immer neue Sachen und ließ nicht nach, bis ich mich dazu verstand, mit ihm zu einem seiner Glaubensgenossen zu gehen. Bei diesen fand ich sehr schöne Töpferwaaren, die in Fez verfertigt werden. Die Farbengebung ist lebhaft, der Preis war gering, aber jedes einzelne Stück hatte da oder dort Fehler. Mein jüdischer Handelsmann versuchte mir zu beweisen, daß gerade darin der eigentliche Werth und die wahre Schönheit liege; ohne jene Mängel wären sie gar nicht arabisch! Die Araber wollen von den Juden nichts wissen; es ist der ewige Widerstreit zwischen Isaak und Ismael.

Die beiden Handelsleute führten mich in ein Theater, welches sein Dasein einigen reichen jüdischen Kaufleuten verdankte. Eine prächtige Schaubühne ist es nicht, sondern ein sehr einfaches Ding: es besteht nämlich aus einem mit Leinwand überspannten Hofraum, in welchem Bänke stehen. Die Galerien des Obergeschosses bildeten Logen und in diesen saßen, außer den Konsuln, auch ein Dutzend hübsche, sehr geputzte Jüdinnen. Mauren mit nackten Beinen richte-

ten alles Erforderliche auf der Bühne her und dann wurde ein spanisches Lustspiel aufgeführt, welchem Tänze folgten.

Am Freitag ruhen die Muselmänner und gehen in die Moscheen; in diese konnte ich nur von außen einen flüchtigen Blick werfen, weil der Eintritt keinem Ungläubigen erlaubt ist. Bei meinem Handelsmanne machte ich wieder einige Einkäufe; er zeigte mir den Juwelenschmuck einer wohlhabenden Braut, der wirklich sehr hübsch war. Aber die Ohrringe möchten doch für eine Europäerin zu schwer sein; sie gleichen Armspangen und sind mit goldenen Ketten versehen, welche man in's Haar einflicht. Die Maurinnen tragen auch Beinspangen.

Ich sah abermals äußerst hübsche Töpferwaaren von schönster antiker Form und etruskischer Färbung. Die Töpfer in Fez sind sehr geschickte Leute und liefern auch Arbeiten nach Zeichnungen.

Am Sonnabend hielten die Juden streng ihren Sabbath, und ich unterhielt mich in meiner Herberge mit einem jungen Engländer, welcher der Jagd wegen in's Land gekommen war. Als wir uns in ein Gespräch über marokkanische Verhältnisse vertieft hatten, trat ein alter Maure in's Zimmer, warf sich vor ihm platt zur Erde und küßte ihm die Hand. Das letztere that er auch mir. Ich wußte gar nicht, was das bedeuten sollte, aber die Sache klärte sich sogleich auf. Der Alte war Hauptmann der Wildschweinsjäger, wohnte etwa sechs Stunden von Tanger entfernt, in Midiah, hatte weit und breit Einfluß und eine Schaar von etwa sechszig Jägern stand unter seinem Befehl. Mein Engländer war sein Jagdfreund und er kam jetzt, um ihn abzuholen. Die Muselmänner dürfen zwar von den Wildschweinen keinen Bissen genießen, sind aber leidenschaftlich auf die Jagd gerade dieses Wildes erpicht. Diese marokkanischen Eber sind von den unseren verschieden, haben einen viel dickern Kopf und zwei nach oben gekrümmte Hauzähne. Der Engländer hatte ganz recht, daß er in's Land gekommen war; er fand Beute genug, namentlich Stachelschweine, ungeheuere Schwärme von Kaninchen, viele rothe Repphühner, Gazellen und Antilopen, die sich zähmen lassen, obgleich sie in wildem Zustande ungemein scheu sind. Auch der Strauß wird gezähmt, und es ist eine Belustigung der Negerknaben, auf diesem Vogel der Wüste zu reiten, als ob er ein Pferd wäre. Die Straußenjagd wird, beiläufig bemerkt, in Marokko auf eine eigenthümliche Weise betrieben. Zwanzig bis dreißig berittene Jäger vereinigen sich und zwingen den Strauß, der nicht fliegen kann, aber unglaublich rasch läuft, sich gegen den Wind zu bewegen. Das ermüdet ihn, der Wind schwellt ihm die Flügel an, die er beim Laufen gebraucht und öffnet. Er wendet sich um, sucht zwischen den Jägern hindurch zu kommen, wird aber durch deren Schüsse getödtet.

Die britische Königin Victoria hat einmal dem Sultan von Marokko drei sehr schöne Kanonen verehrt; ich sah diese Geschütze neben der Mauer liegen, von Gras überwachsen und verrostet. Wie kann auch ein Monarch, dessen Harem achthundert Frauen enthält und der unter so vielen weiblichen Köpfen Ordnung halten, so vielen Zungen Schweigen gebieten muß, sich um Kanonen bekümmern?

Meine jüdischen Bekannten gaben sich alle Mühe, mir die Zeit angenehm zu vertreiben. Die Israeliten in Tanger sprechen unter einander spanisch; die meisten stehen unter dem Schutz irgend eines Konsulats und sind dadurch gegen Mißhandlungen von Seiten der maurischen Behörden geschützt. So können sie freier athmen als ihre Glaubensgenossen in anderen marokkanischen Städten. Ich sah am Sonnabend viele aufgeputzte und reichgeschmückte Jüdinnen auf den Thürschwellen sitzen und hatte die angenehme Ueberraschung, zu einer Hochzeitsfeier eingeladen zu werden.

Mein Handelsmann führt mich ein und ich werde gastfreundlich aufgenommen. Schon vor der äußern Thür des Hauses stehen vier in grelle Farben gekleidete, mit allerlei Juwelen geschmückte Mädchen, alle jung und hübsch. Ich durchschreite den Hausgang, als ich aber auf die Schwelle des Hofraums trete, bin ich von einem feenhaften Anblick



Antilopen.

überrascht. Der von maurischen Bogengängen eingefaßte Hof ist angefüllt mit jüdischen Damen, die von Edelsteinen funkeln. Ihr Kopfputz ist reizend hübsch; er besteht aus zwei verschiedenfarbigen, gestreiften Tüchern; das eine bildet eine Art von Turban, das andere geht unter dem Kinn hindurch und fällt über die Schultern. Die Mieder sind mit Edelsteinen besetzt, die Röcke vom feinsten Stoff, und unter den Gesichtern viele bildschön. Die Männer saßen in einem besondern Zimmer bei Tische. Nach Einbruch

der Dunkelheit erschienen maurische Musikanten. Die Damen waren im großen Saale versammelt, und ich konnte ihren Putz mit Muße betrachten. Ein junges Mädchen ließ sich, nach vielem Bitten, zu einem Tanz herbei, der



Strauß.

aber unseren Begriffen von Tanz nicht entspricht, denn er bestand in einem langsamen, gravitätischen Einherschreiten. Die Tänzerin legte erst eine Hand auf die Hüfte, bewegte sie dann mit Lebhaftigkeit, nahm ein großes Tuch, drehte sich mehrmals um sich selbst, machte eine Verneigung und vorbei war der Tanz.

Die jüdischen Hochzeiten dauern manchmal einen halben Monat. Merkwürdig ist Folgendes: Die Braut wird im vollen Staat auf einen Tisch gestellt; auf dem Kopfe hat sie eine Art Mitra von vergoldeter Pappe. Nun muß sie mit geschlossenen Augen und unbeweglich so lange auf dem Tische stehen bleiben, bis alle Anwesende sich die Schöne recht mit Muße betrachtet und satt an ihr und ihrem Putze gesehen haben. Dann hebt man sie herunter und führt sie Abends bei Fackelschein durch mehrere Gassen der Stadt. Dabei darf sie aber die Augen nicht aufschlagen.

Die Wanderheuschrecke (Gryllus migratorius) und ihre Verwüstungen in Südostrußland während des vergangenen Sommers.

Mitgetheilt von **Dr. Alfred Brehm.**

Aus dem grauen Alterthume klingt es zu uns herüber, wie eine dichterische Sage von gewaltigen Heeren, welche durch die Luft dahinziehen, sich niederlassen und das blühende Land binnen wenigen Tagen in eine Einöde verwandeln. So heißt es schon im zweiten Buch Mosis:

„Und sie kamen über ganz Aegyptenland, und ließen sich nieder an allen Orten in Aegypten; so sehr viel, daß zuvor desgleichen nie gewesen ist, noch hinfort sein wird. Denn sie bedeckten das Land und verfinsterten es, und sie fraßen alles Kraut im Lande auf, und alle Früchte auf den Bäumen, die dem Hagel waren überblieben; und ließen nichts Grünes übrig an den Bäumen und am Kraut auf dem Felde, in ganz Aegyptenlande." Und später finden wir in der Bibel eine andere Beschreibung dieser Plage, welche sich vor sämmtlichen, die wir kennen, durch ihre herrliche Dichtung auszeichnet: „Ein finstrer Tag, ein dunkler Tag, ein wolliger Tag, ein nebeliger Tag, gleichwie sich die Morgenröthe ausbreitet über die Berge; nämlich ein groß und mächtig Volk, desgleichen vorhin nicht gewesen ist und hinfort nicht sein wird zu ewigen Zeiten für und für. Vor ihm her geht ein verzehrend Feuer, und nach ihm eine brennende Flamme. Das Land ist vor ihm wie ein Lustgarten, aber nach ihm wie eine wüste Einöde, und Niemand wird ihm entgehen. Sie sind gestaltet wie Rosse, und rennen wie die Reiter. Sie sprengen daher oben auf den Bergen, wie die Wagen rasseln, und wie eine Flamme lodert im Stroh, wie ein mächtiges Volk, das zum Streit gerüstet ist. Die Völker werden sich vor ihm entsetzen; Aller Angesichte sind so bleich wie die Töpfe. Sie werden laufen wie die Riesen, und die Mauern ersteigen wie die Krieger; ein jeglicher wird stracks vor sich daher ziehen, und sich nicht säumen. Keiner wird den andern irren, sondern ein jeglicher wird in seiner Ordnung daher fahren; und werden durch die Waffen brechen, und nicht verwundet werden. Sie werden in der Stadt umher reiten, auf der Mauer laufen, und in die Häuser steigen, und wie ein Dieb durch die Fenster hinein kommen. Vor ihm erzittert das Laub und bebet der Himmel, Sonne und Mond werden finster, und die Sterne verhalten ihren Schein."

Bei uns zu Lande ist es Keinem zu verdenken, wenn er die beiden angeführten Stellen entweder für ein Mährchen oder für ein der Wahrheit entbehrendes Phantasiebild nimmt. Nur Derjenige, welcher selbst Heuschreckenschwärme gesehen, welcher selbst von den Heuschrecken umschwärmt worden ist, dem sie die Sonne und den Himmel wirklich verdunkelten, der die Verwüstungen erschaut, welche sie hervorriefen, erkennt, daß beide Stellen der Bibel auf Wahrheit beruhen. Denn die ägyptische Plage ist noch nicht beendet; sie wiederholt sich von Zeit zu Zeit, wenn auch glücklicherweise nicht in unseren Gegenden.

Unsere Landwirthe mißgönnen dem zierlichen Reh die wenige Aesung, welche es bedarf, verfolgen selbst den Hasen und das Kaninchen, ihre Todfeinde; was würden wir von ihnen erfahren, kämen Heuschreckenschwärme über ihre Felder, um sie zu verwüsten!!

Der ganze Südosten unsers Erdtheils, ein großer Theil Asiens und Afrikas beherbergen Wanderheuschrecken. Sie gehören verschiedenen Arten an, sind sich jedoch in Gestalt und Wesen sehr ähnlich. Nur die ungeheure Zahl, in welcher sie auftreten, macht sie furchtbar; wäre unsere grüne Laubheuschrecke eben so häufig als sie, wir würden ähnlichen Grund zur Klage besitzen.

Die eigentliche Wanderheuschrecke ist von grünlich-bräunlicher Färbung, hat braungelb gefleckte Flügel, ziegelrothe Unterseite der Brust und ein einfach gekieltes, hinten stumpfeckiges Hautschild. Ihre Länge beträgt etwa anderthalb Zoll. Sie findet sich vereinzelt im südlichen und mittlern Europa überall, und kommt auch bei uns in Deutschland einzeln vor; ihre eigentliche Heimat liegt jedoch östlicher; denn, wie die Schaaren der Völker, so wandern auch die Heuschrecken von Sonnenaufgang dem Niedergang entgegen. Ihre Lebensgeschichte ähnelt der anderer Laubheuschrecken. Im Herbst werden die Eier gelegt, im Frühjahr schlüpfen sie aus. Günstiges Herbstwetter bringt im nächsten Frühjahr die Plage herbei, naßkaltes vernichtet den größten Theil der Eier. Das Leben der Thiere selbst läßt sich in zwei Hauptabschnitte theilen: in den der Entwickelung und den der Vollendung oder bezüglich Begattung und Vermehrung. Einem im vorigen Jahre der Akademie zu St. Petersburg übersandten Berichte, die Verheerungen der Wanderheuschrecken in Bessarabien betreffend, entnehmen wir hierüber Folgendes: „Die Entwickelung aus dem Ei begann in der Umgegend von Kischenew am 21. Mai, die erste Häutung am 7. Juni, die zweite 11 Tage später, die dritte wieder 11 Tage darnach; die vierte und vollkommene Entwickelung der in eine Flügelscheide spiralförmig eingeschlossenen Flügel vollendete sich am 10. Juli. Vom 18. Juni an wurde die Wanderung bemerkbar, nach der dritten Häutung allmälig stärker; sie erreichte jetzt bereits eine Schnelligkeit von 90 englischen Fuß in der Minute. Gerade nach der dritten Häutung ist die Heuschrecke am gefräßigsten und schont jetzt keine Pflanze, selbst Bäume und Sträucher werden von ihr benagt.

Das vollkommen entwickelte Kerbthier erhob sich am 11. Juli und richtete seinen Flug anfänglich nach dem Winde. Noch immer war die von ihm bewirkte Verheerung eine außerordentlich große. Am 7. September begann die Begattung, und nach ihr nahm die Gefräßigkeit bedeutend ab. Am 15. September sah man die ersten eierlegenden Weibchen. Jedes derselben legt seine 40 bis 50 Eier gemeinschaftlich in ein kleines, vermittelst seines Legestachels gebohrtes Loch in der Erde, dessen Tiefe ungefähr anderthalb Zoll beträgt. Von nun an minderten sich die furchtbaren Feinde; heftige Regengüsse brachten Tausenden den Tod, die anderen starben an Altersschwäche, und nach dem 24. Oktober sah man nur noch Leichen. Die Lebensdauer der Heuschrecke umfaßt demnach einen Zeitraum von beinahe 5 Monaten, aber diese 5 Monate sind auch hinreichend, ein blühendes Land in eine Einöde zu verwandeln. Schon von der zweiten Häutung an nähren sich die furchtbaren Thiere nur von Getreide und Baumblättern, und wo sie sich zeigen, verschwindet das Grün und an der Stelle der Blätter hängen die häßlichen Insekten an Baum und Strauch und Pflanze."

Es möge uns gestattet sein, bevor wir zur Schilderung der letzten Verheerungen übergehen, noch einige Worte über die Schwärme selbst zu sagen, welche wir theils den uns überlieferten Berichten entnehmen, theils nach eigner Anschauung wiedergeben. Die Wanderheuschrecken ziehen wegen ihrer großen Flügel sehr schnell dahin, sie machen ein sehr lautes Geräusch und sind deshalb von Weitem hörbar. Wenn sie fliegen, sieht es aus als ob eine Schneewolke dahergezogen käme und in großen Flocken herabfiele. Das Rauschen dieser sich nahenden Wolke wird mit dem eines Mühlrades verglichen. Die ganze Luft ist von den Thieren erfüllt und von ihnen verdunkelt. Sie fliegen blindlings gerade aus und in so dichten Massen, daß ein Schrotschuß mit einem Male Tausende zu Boden wirft, daß jeder Hieb einer Peitsche Dutzende niederstreckt. Was nicht fliegen kann, hüpft in großen Sprüngen hinter dem gräßlichen Heere drein. Flüsse werden manchmal meilenweit buch-

stäblich von ihnen bedeckt; auf den Feldern liegen sie in solchen Massen, daß man knietief in ihnen watet. Stürme werfen zuweilen Milliarden in das Meer, und Millionen und andere Millionen erleiden dabei ihren Untergang. Als die mailändische Regierung einmal einen Preis auf jeden Sack voll dieser Thiere setzte, wurden in wenigen Tagen 12,000 große Säcke mit Heuschrecken gefüllt. Eine einzige Nacht genügt, um einen Wald zu entblättern, ein Getreidefeld zu vernichten. Ein Schwarm, welcher 1747 in Siebenbürgen einfiel und dessen Nachkommen 1748 nach Deutschland kamen, zog durch durch einen der engen Gebirgspässe aus der Moldau herüber, vier Stunden lang, bei einer Breite von mehreren hundert Klaftern und einer Höhe von mindestens ebenso viel, so dicht gedrängt, daß man weder die Sonne noch Menschen zwischen ihnen auf 20 Schritte Entfernung sehen konnte. Nach dem Legen sterben die Heuschrecken, schwellen dann an, verfaulen und geben einen Gestank von sich wie Todtengeruch. In Italien soll einmal eine Pest entstanden sein, weil eine Menge von ihnen, welche der Wind in's Meer geworfen hatte, wieder an das Land getrieben wurde und dort verwes'te. Im Innern Afrikas, und zwar am Blauen Flusse, fiel es dem Schreiber dieser Zeilen von Weitem auf, daß über einem Walde in dichtem Gedränge sich Hunderte und Tausende von verschiedenen Raubvögeln umhertrieben. Beim Herankommen zeigte sich der Wald in ein eigenthümlich düster braunes Kleid gehüllt. Es war ein Urwald, so schön wie der Wasserreichthum der afrikanischen Tropen ihn nur in's Leben rufen kann. Prachtvolle Mimosen überwölbten ein dichtes, auf große Strecken hin vollkommen undurchdringliches Schlingwerk von Gebüsch und Schlingpflanzen, Tamarinden erhoben ihre bläulich grünen Kronen noch hoch über das Gewölbe der Mimosen; Reichthum und Fülle an Pflanzen jeder Art war hier zu finden — doch nein! — er war nur zu finden gewesen! Denn jetzt glich der Wald einem solchen, in dem das verzehrende Feuer gewüthet, den die Glut der Sonne verbrannt, den jahrelange Dürre vernichtet. Es sah aus als ob jeder Zweig mit verdorrten Blättern bedeckt wäre, aber die verdorrten Blätter waren nichts anderes als Heuschrecken! Sie hatten bereits alles Grün abgezehrt, sie hatten die Blätter bis auf die Stiele weggefressen und hingen nun noch an den Zweigen, um auch einen Theil der Rinde abzunagen. Schüttelte man einen Baum, so erhob sich eine Wolke, und in demselben Nu stürzten dann auch von oben, geflügelten Pfeilen vergleichbar, Dutzende von kleinen F a l k e n hernieder, fingen geschickt eines der häßlichen Kerbthiere, hielten es zierlich in den Fängen und verzehrten es fliegend, hierauf zum zweiten und dritten Male unter den Schwall stoßend und neue Beute erringend. Die Heuschrecken also waren die Anziehungspunkte für die gerade in der Winterherberge verweilenden Falken und für Tausende von anderen Vögeln, welche sich gegenwärtig ausschließlich von diesen Thieren nährten.

Nur sie, die überall vorhandenen, überall dem menschen- und thierfeindlichen Kerbthier entgegentretenden Vögel, sind im Stande, einigermaßen den Verheerungen der Heuschrecken zu steuern; sie zu bewältigen, vermögen sie nicht; — steht ihnen ja doch auch der Mensch mit all seinen Kräften machtlos gegenüber! Zu hunderterlei Mitteln hat man bereits gegriffen, um die furchtbaren Thiere zu vernichten; nur wenige haben sich erfolgreich bewiesen. Man hat selbst Kanonen gegen sie in Wirksamkeit gesetzt, das Feuer gegen sie zu Hülfe gerufen; es war immer umsonst, so lange nicht der Himmel selbst sich in's Mittel legte, und Wind und Wetter den Tod von Millionen in einer Nacht herbeiführten. Doch ist es immerhin der Erwähnung werth, welche Mittel der Mensch anwendet, um sich seiner entsetzlichen Feinde zu entledigen, um vor dem furchtbaren Gespenst des Hungers sich zu schützen; und deshalb wollen wir nunmehr unsern bessarabischen Berichterstatter reden lassen.

„Im Sommer des vorigen Jahres", sagt er, „kamen die Heuschrecken theils aus der Türkei, theils aus den Donaufürstenthümern, theils vom Kaukasus in furchterregenden Massen herangezogen, verbreiteten sich mit unglaublicher Schnelligkeit über ganz Neu-Rußland und Bessarabien und verwüsteten die in Folge des dürren Sommers ohnehin kümmerliche Getreide- und Heuernte fast gänzlich. Nachdem sie den Sommer über in Schaaren gleich schweren, gewitterdrohenden Wolken hin- und hergewogt waren, belegten sie mit ihren Eiern, in Bessarabien allein, einen Flächenraum von wenigstens 128,307 preußischen Morgen. Für das Chersonsche Gouvernement kann man diese Zahl, ohne viel von der Richtigkeit abzuweichen, verdoppeln und für das taurische Gouvernement nicht weniger in Anschlag bringen.

„So lange es die günstige Herbstwitterung erlaubte, wurde an vielen Orten in Bessarabien, ganz besonders aber im Chotinschen Kreise, die Vertilgung der Eier ausgeführt. Dies geschah durch schwaches Umpflügen des Bodens und dann durch Einsammeln und Verbrennen oder tiefes Vergraben der Eier. Nicht wenig haben auch die vielen Tausende von R a b e n, K r ä h e n und D o h l e n, denen die Heuschrecken zur leckern Nahrung dienten, zu ihrer Vertilgung beigetragen. Demungeachtet blieb noch genug zu thun übrig, daher setzte man im Frühling das Umpflügen der Erde und das Zerstören der Eier fort. An einigen Orten wurde noch das Festtreten des aufgepflügten Bodens durch hin und her beigetriebene Pferde und Ochsen hinzugefügt. Dies letztere Mittel erwies sich als eines der besten; denn je fester der Boden von den dazu gebrauchten Heerden getreten wurde, desto weniger kamen die Heuschrecken in der Folge zum Vorschein; dahingegen auf den blos aufgelockerten Räumen, ja selbst da, wo das mühevolle und langwierige Sammeln der Eier auf das Sorgfältigste bewerkstelligt wurde, entwickelten sich die jungen Heuschrecken noch immer in sehr großen Massen. Durch das Festtreten des Bodens wurden die nach dem Einsammeln zurückgebliebenen Eier entweder zerdrückt oder unfähig gemacht, sich weiter in der sie umgebenden harten Erdkruste auszubilden. Schade, daß dieses leicht auszuführende Vertilgungsmittel nur von Einigen in Anwendung gebracht wurde! Bis zum Schlusse des Mai war man in Bessarabien beinahe überall mit der Ausrottung der Eier beschäftigt. Im Chotinschen Kreise wurde vorzugsweise das mühsame Einsammeln der Eier ausgeführt. Um nur einigermaßen einen Begriff zu geben, welche fürchterliche Brut die Heuschrecke im vorigen Jahre der Erde überhaupt anvertraute, kann das folgende Beispiel dienen: Unweit Chotin brachte man auf einer Fläche von nur 7702 preußischen Morgen die ungeheure Masse von 4425 Berliner Scheffeln Heuschreckeneier zusammen.

Die Entwickelung der Heuschrecken aus dem Ei begann Ende Mai's und die Geburt ging rasch vorwärts. Jetzt stand eine weit schwerere Arbeit als das Eiervertilgen bevor, und man säumte auch nicht, wenigstens in Bessarabien, zu verschiedenen Mitteln seine Zuflucht zu nehmen, um die junge Brut möglichst in ihrem Entstehen zu vernichten. Unter den zu diesem Zwecke gebrauchten Werkzeugen bewährte sich die Steinwalze sehr vortheilhaft. Durch das Walzen des Bodens wurden die jungen Heuschrecken nach und nach bis auf die letzte zermalmt. Diese neue Vertilgungsart hat die vortrefflichsten Dienste, besonders auf dem ebenen Lande, geleistet. Nach den Steinwalzen kommen die aus Schlehdorn gefertigten Straucheggen, die von Pferden hin und her über die Heuschrecken geschleift wurden. Bei dieser Vertilgungsart haben sich die deutschen und bulgarischen Ansiedler ausgezeichnet; wo sie arbeiteten, entgingen nur wenige Heuschrecken dem Tode. Wohl nutzen sich die Straucheggen, bei fortwährendem Gebrauch, in fünf bis sechs Tagen ab, doch können sie auch, da der Schlehdorn häufig auf den Feldern vorkommt, schnell und billig wieder hergestellt werden, und sind dem sogenannten Fangapparat für Heuschrecken vorzuziehen. Das Zertreten der jungen Heuschrecken durch die hin und her getriebenen Pferde- und Ochsenheerden ging ebenfalls gut von statten, besonders des Morgens und des Abends, zu welcher Zeit sich die Heuschrecken in Haufen schaaren und weniger lebhaft als am Tage sind. Man trachtete überhaupt auf jede Art und Weise die Heuschrecken in der ersten Periode ihres Lebens, d. h. ehe

sie sich beflügeln, zu vernichten; was auch bei dem außerordentlichen Kraftaufwande in Bessarabien größtentheils gelang.

Schon war die mühevolle Arbeit ihrem Ende nahe, da erhielten wir die betrübende Nachricht, daß die Heuschrecken des Chersonschen Gouvernements in erschrecklichen Massen über den Dnjester setzen. Nachdem sie im Tiraspolschen Tausende von Morgen der herrlichsten Fluren total verwüstet, theilte sich die Heuschreckenbrut des Tiraspolschen Kreises am 28. Juni unweit der Kreisstadt in drei Partien: eine dieser Partien nahm ihre Richtung gerade nach dem Norden und überschritt am 30. Juni Tiraspol, die andere wendete sich nach Osten in's Innere des Chersonschen Gouvernements und die dritte hüpfte dem Dnjester zu und überschwamm denselben am 28. und 29. Juni 16 Werst (ungefähr 2¼ deutsche Meile) und in einer Schicht von 7 bis 8 Zoll Mächtigkeit.

Ohne merklich von dem Wasser gelitten zu haben, verbreiteten sie sich über die am rechten Ufer des Flusses gelegenen Niederungen, die hier aus Marschland bestehen, und auf weite Strecken den Ueberschwemmungen ausgesetzt, mit Schilf, Buschholz und Wald bewachsen und der vielen sehr ausgebreiteten Sümpfe wegen nur stellenweise zu passiren sind. Unter diesen Umständen war natürlich keine Möglichkeit vorhanden, diesen Feind vom Uebergang abzuhalten, ihm aber das Landeinwärtsschreiten zu verwehren, war noch Zeit. Daher traf man die schleunigsten Anordnungen, von nah und fern Leute zusammenzuziehen. Den mächtigen Feind kennend, eilten, mit dem Nothwendigsten versehen, Deutsche, Bulgaren, Juden, Groß- und Kleinrussen willig dem Wahlplatze zu, und in einer kurzen Zeit waren über 14,000 Mann! und mehrere Pferde- und Ochsenheerden an Ort und Stelle. Nun begann eine der merkwürdigsten, in den naturgeschichtlichen Büchern noch nicht verzeichneten Schlachten. Sie dauerte volle acht Tage! Die Bewegungen der Heuschrecken waren so rasch, daß sie in den ersten paar Tagen nach dem Uebergange die Niederungen völlig einnahmen und sich über einen Flächenraum von vier deutschen Geviertmeilen verbreiteten. Um sie von den angrenzenden Feldern abzuhalten, wurden längs denselben auf einer Strecke von 20 Werst tiefe Schutzgräben gezogen und mit Leuten besetzt, welche den Auftrag hatten, die in die Gräben hineinstürzenden Heuschrecken gleich zu tödten. Die übrigen Mannschaften arbeiteten, zu Hunderten und Tausenden vertheilt, an allen zugänglichen Orten und kämpften auf alle Weise gegen die aus Schilf und Gebüsch immer und immer in ungeheurer Menge hervordringenden Heuschrecken. Man grub Graben und Gruben, trieb sie mit Besen hinein und zerstampfte sie dort mit Handrammen. Wo es der mehr freie Raum erlaubte, wurden sie von Heerden zertreten oder vermittelst Straucheggen zermalmt. Auch an Streifwachen zu Pferde, deren Aufgabe es war, die Bewegungen der Heuschrecken zu beobachten und wo sie Versuche machten, über die Schutzlinie zu dringen, die Aufmerksamkeit der nächsten Mannschaft dahin zu lenken, fehlte es nicht; mit einem Wort: die Thätigkeit der Anordner und der Arbeiter war bewunderungswürdig. Und es ist ihnen gelungen, auf dem ungeheuern Raume annähernd bis auf drei Viertel der ganzen Heuschreckenmasse zu vertilgen. Am 8. Juli trat die Zeit ihrer letzten Häutung und folglich die völlige Entwickelung ihrer Flügel ein. Am 9. Juli erhoben sich die ersten Heuschreckenschaaren und zogen nach verschiedenen Richtungen. Da es vergebens war, länger gegen sie zu kämpfen, so wurden die Leute nach ihren Behausungen entlassen, um das schon größtentheils reife Getreide abzunehmen und somit das noch unversehrt gebliebene vor ihrer fernern Vernichtung zu retten.

Der Schaden, den die Heuschrecken in Bessarabien anrichteten, ist im Vergleiche zu dem des Chersonschen Gouvernements sehr gering zu schätzen. Im letztern Gouvernement, besonders in den Kreisen von Tiraspol, Ananjow und Lobrinez, haben die Heuschrecken den Grundbesitzern entweder Nichts, oder nur äußerst wenig zu ernten gelassen, wodurch Viele gänzlich zu Grunde gerichtet wurden. Uebrigens wäre der Schaden gewiß nicht so groß geworden, hätten die Landbewohner des Chersonschen Gouvernements nicht gesäumt, die Heuschreckenbrut im Keime zu ersticken! Natürlich sollten hierzu die Gutsbesitzer das Beispiel geben, doch leider geschah es nur von wenigen. Es gab sogar Fälle, daß manche Gutsbesitzer, um ihr Getreide zu retten, für hinreichend und der Ordnung gemäß hielten, die auf ihrem Grund ausgeheckte Brut, anstatt gleich zu tödten, auf das Land ihres Nachbars zu treiben. Aber dieses gewissenlose Verfahren nutzte zu Nichts — es kamen andere Schaaren und ihre Felder mußten das Loos der allgemeinen Verwüstung theilen.

Diese furchtbare Geißel ist nicht nur in unserer Umgebung erschienen, ihren Verheerungen war die ungeheure Landstrecke vom Kaukasus bis zu den Karpathen mehr oder weniger ausgesetzt. Nur selten haben die Heuschrecken solche weite Wanderungen unternommen, wie in diesem Jahre. Man sah sie in Gegenden, wo sie gänzlich unbekannt sind; sie erschienen im westlichen europäischen Rußland bis zum 51. und im östlichen bis zum 53. Breitengrade.

Die völlige Ausrottung dieses Kerbthiers ist kaum denkbar, und eine starke, bis zur Unschädlichkeit gebrachte Verminderung desselben ist nur in dem Falle möglich, wenn unsere Nachbarn in der Türkei und den Donaufürstenthümern ebenfalls Maßregeln treffen, der Vermehrung dieser Thiere Schranken zu setzen. So lange dies versäumt wird, bleiben unsere Mühe und Aufwand, den mächtigen Feind zu besiegen, vergebens, und um desto mehr, wenn außer der Sorglosigkeit der dortigen Einwohner auch noch die Witterungsverhältnisse sein Ueberhandnehmen begünstigen. Es ist bekannt, wie sehr sich dieses Insekt während der letzten Zeit in der Dobrudscha, der Walachei und Moldau vervielfältigt hat; dazu trug nicht wenig die trockene und warme Herbstwitterung in den Jahren 1858 und 1859 bei.

Die Begattung und das bald darauf folgende Eierlegen der Heuschrecken ereignet sich in der ersten Hälfte Septembers, und wenn um diese Zeit warmes und trockenes Wetter eintritt, so ist die Existenz ihrer künftigen Brut gesichert; dahingegen feuchtes und kühles Wetter während derselben Zeit wirkt auf die Heuschrecken ermattend, und in Folge dessen finden die obigen Lebensverrichtungen nur unvollkommen statt. Glücklicherweise war dies hier der Fall in diesem Jahre. — Der ganze September, außer den ersten vier Tagen, war naß und kühl, und die meisten Heuschrecken wurden hierdurch noch vor ihrem Eierlegen getödtet. Bei denen, welche es bis zum Eierlegen brachten, geschah dasselbe aus Entkräftung, nicht normal; — sie legten ihre Eier weder hinreichend tief in die Erde, noch in der gehörigen Anzahl. Demnach haben wir von der wenigstens in unserer Umgebung niedergelegten Brut im künftigen Jahre keinen bedeutenden Schaden zu erwarten, und die hoch im Norden gelegten Eier werden sehr wahrscheinlich von dem dort herrschenden, im Vergleiche zu dem hiesigen, weit strengerem Winter zerstört werden; denn ein Insekt, welches von der Natur mehr für die südlichen Gegenden geschaffen ist, und dessen Fortpflanzung nur unter den günstigsten Witterungsverhältnissen bis zum 48. Grade nördlicher Breite gedeihen kann, wird im höhern Norden sein Fortkommen schwerlich begründen können. Mehr wahrscheinlich ist die Voraussetzung, daß im künftigen Jahre, die Heuschrecke der Türkei und der Donaufürstenthümer in ihrer zweiten Lebensperiode zu uns herüberziehen und Schaden verursachen wird.*)

*) Ueber die Heuschreckenplage der Länder der Alten Welt, vorzugsweise Asiens, nach ihrer geographischen Verbreitung über die Heuschreckenstriche und die Züge der Wanderheuschrecke hat Karl Ritter, Asien Bd. IV., erste Abtheilung, S. 789 bis 815 viele Angaben zusammengestellt. Fast alle neueren Reisenden, welche Afrika besucht haben, wissen von der Heuschreckenplage zu erzählen, besonders auch Livingstone. Das Kerbthier wird von manchen Völkern in Asien wie in Afrika schon seit den Zeiten des Alterthums, geröstet oder gekocht, gern gegessen. Red.

Die freien Neger in Westindien.

Ein Buch, welches vor mehreren Monaten ein Agent der Abolitionisten, Namens Sewell, in England herausgegeben hat, zeigt wieder einmal, in wie gewissenloser Art diese Klasse sogenannter Menschenfreunde zu Werke geht. Da geachtete deutsche Blätter Auszüge aus diesem Werke bringen und in gutem Glauben, aber ohne Kritik, die Angaben Sewell's wiedergeben, so wollen wir uns einige Bemerkungen erlauben. Sewell verschweigt viele wichtige Thatsachen, andere stellt er in ein schiefes Licht, bei noch anderen sagt er nur die halbe Wahrheit und die praktische Erfahrung kümmert ihn nicht. Ueber vieles Wesentliche schlüpft er leicht hin und so kommt ein durchaus unrichtiges Bild zum Vorschein.

Den Erfahrungssatz, daß der Neger nur arbeite, wenn er gezwungen werde, nennt Sewell ein Vorurtheil. Aber der Satz wird überall bestätigt, namentlich in heißen Ländern. Dann und wann eine Verrichtung für Lohn thun, ist noch kein Arbeiten, ist keine regelmäßige Beschäftigung. Wo der Neger Land und Boden findet, auf welchem er sich eine Hütte aufschlagen kann, wo er durch seine Frau ein Stück Feldes nothdürftig urbar machen läßt und wo er Hühner und Schweine hält, dort ist er zwar ein „kleiner, freier Eigenthümer“ aber ein wenig produktiver Mensch, ein halber „Maroon“. Von geistiger und sittlicher Erhebung zeigt er keine Spur, er bildet ein rohes Proletariat, das mehr und mehr in afrikanische Barbarei zurückfällt und sich, zum Beispiel auf Jamaika und Haiti, sogar der Schlangenverehrung wieder zuwendet.

In Haiti haben alle Regierungen, so viel ihrer auch nach einander gefolgt sind, begriffen, daß der Staat ohne Zwangsarbeit überhaupt nicht bestehen könne. Der Landbauer muß Kaffee bauen und in diesem Produkt seine Abgaben bezahlen.

Wenn man Barbadoes und Antigua anführt und hervorhebt, daß dort der Schwarze arbeite, so ist diese Thatsache richtig, aber sie bildet eben eine Ausnahme. Als die Neger emancipirt wurden, war auf beiden kleinen Inseln aller Grund und Boden in festem Besitz. Dem freien Neger blieb eine sehr einfache Wahl: er mußte nach wie vor arbeiten oder verhungern. Manche begaben sich nach anderen Gegenden Westindiens, um dort ein Leben ohne Arbeit zu führen, die Masse aber blieb. Die Grundbesitzer traten ihm pachtweise ein Haus und ein Stück Feld ab, aber dafür muß er arbeiten, er bezahlt seinen Pachtzins mit Frohnarbeit und diese übt Zwang auf ihn. Barbadoes hat auf 166 englischen Quadratmeilen 136,000 Einwohner; und daraus erklärt sich Alles.

Wo dieser Zwang fehlt und freies Land in Hülle und Fülle vorhanden ist, zum Beispiel auf Trinidad und in Guyana, dort liefen die Neger sogleich von den Plantagen fort und wurden das, was Sewell als „freie Grundbesitzer“ bezeichnet. Sie thun nichts und lassen ihre Frauen ein Stück Feldes schlecht bestellen. Diejenigen, welche sich etwa noch herbeilassen mochten, auf den Pflanzungen zu arbeiten, wollten es doch nur einige Tage in der Woche thun und verlangten einen Taglohn von 3 bis 5 Dollars, dreimal Essen und Zuckerbranntwein so viel sie mochten. Darauf konnte sich kein Arbeitgeber einlassen; auf den Plantagen hängt Alles von Regelmäßigkeit der Arbeit ab, namentlich zur Erntezeit, und zur Regelmäßigkeit wollten sich die Schwarzen überhaupt nicht verstehen.

So kam es, daß Hunderte von Plantagen leer standen und die Eigenthümer sich aus Mangel an Arbeitskräften zu Grunde gerichtet sahen. Die, welche reich genug waren, Einwanderer (Kulis, Arbeiter) aus Indien und China kommen zu lassen, konnten sich halten. Ohne diese asiatische Einwanderung, für welche die westindischen Kolonien schon mehrere Millionen Pfund Sterling verausgabt haben, wären Guyana und die englischen Antillen völlig zur Barbarei einer Negerwildniß herabgesunken.

Die Abolitionisten sollten sich fragen: weshalb der Chinese und Indier von der Malabarküste arbeitet, sich auf der Plantage wohl befindet und Geld erspart, während der Neger sich der Arbeit entzieht? Aber die Beantwortung einer solchen Frage wäre zu unbequem. Sewell ist sogar dreist genug, das einzige schwache Auskunftsmittel, welches den Neger noch zur Arbeit anhält, das System der Erbpacht, also einer gewissen Abhängigkeit des Afrikaners vom Europäer, ein System, welches einigermaßen, wenn auch nur nothdürftig, der Verwilderung einen Riegel vorschiebt, für ein Unglück zu halten und zu behaupten, daß dasselbe „einen traurigen Einfluß“ übe! Man kann die Verirrung in der That nicht weiter treiben.

Im Indischen Ocean wiederholt sich genau dieselbe Erfahrung wie in Westindien. Als die Emancipirung auf Mauritius erfolgte, hörten die Neger auf zu arbeiten und machten sich zu „freien Grundbesitzern“; das heißt, ließen sich von der Feldarbeit ihrer Frauen füttern. Nichts von regelmäßiger Produktion. Die Pflanzer ließen von der Malabarküste Kulis kommen, deren nun mehr als 100,000 auf jener Insel leben, fleißige, nützliche Leute, die sich in guten Umständen befinden. Weshalb thut der freie Neger nicht, was der freie Indier thut und kann? Von diesen letzteren sind viele auch „freie Grundbesitzer“ geworden, arbeiten aber trotzdem auf den Pflanzungen, gelangen zu Wohlstand und bilden eine ruhige Menschenklasse. Weshalb verfahren die Neger anders?

Wenn auf Barbadoes in Westindien von 106,000 Acres volle 100,000 unter Anbau sind, so ist dies eben nur möglich durch den Frohndienst, welchen die Erbpacht dem Neger auferlegt. Dort muß er arbeiten. Aber selbst ein Mann wie Sewell kann nicht umhin, einzugestehen, daß Verbrechen gegen Eigenthum und Personen sehr häufig seien und nicht minder auch Attentate gegen die Keuschheit. Er verschweigt, daß die letzteren gegen weiße Frauen und Mädchen gerichtet sind, denn die Schwarzen zeigen sich nie spröde. Sewell wälzt die Schuld von diesen Verbrechen nicht auf die Anlage der Leute, sondern auf die „unvollkommene Erziehung der niederen Klassen“. Aber diese ist bei den Kulis gleichfalls vorhanden, und doch kommen jene Verbrechen in unendlich geringerer Zahl vor. Der Abolitionist verschweigt den ethnologischen Erfahrungssatz, daß bei den Negern, bei Massen wie bei Individuen, alle Selbstkontrole mangelt.

Von welcher Art Sewell's „Beweise“ sind, ergiebt sich aus Folgendem: Auf der Insel Sankt Vincent, sagt er, hätten seit der Emancipation die Freigelassenen Häuser (soll heißen Hütten) gebaut, in welchen 8209 Personen ein Unterkommen finden Als ob nicht auch der ganz Wilde sich eine Hütte zum Schutze gegen den Regen baue! (Die Insel hat ungefähr 27,000 Bewohner.) Er stellt es als einen Beweis von Gedeihen hin, daß zehntausend Acres von den „kleinen Leuten“ mit 1 bis 5 Acres Eigenthum unter Anbau gebracht seien. Woraus besteht aber ein solches Eigenthum? Aus einer Hütte, einer Anzahl von Bananen, welche die Frau pflanzt und deren Pflege keine Arbeit kostet, aus etwas Mais und Pfeilwurz. Die geringen Arbeiten, welche ein so überaus dürftiger Feldbau erfordert, liegen der Frau ob. Die Hühner laufen neben der Hütte umher und die Schweine gehen in den Busch. Der Neger selber thut nichts; zu dem Anbau von Pfeilwurz hält er eben seine Frau an; vom Erlös dieser leichtesten aller Erntearbeiten kauft er sich seine wenigen Kleider und Putzgegenstände; Tabak baut ihm die Frau auch. Natürlich gab es keine „Bettelarmen“, denn Land kann Jeder umsonst haben;

es giebt aber auch keine wohlhabenden arbeitsamen Neger, sondern ein Hüttenproletariat, das auf der allerniedrigsten Stufe vegetirt.

Auf Granada, einer der Windward-Inseln, hat „die sehr herabgekommene Zuckerausfuhr in neuester Zeit wieder zugenommen", sagt Sewell. Herabgekommen war sie, und das sagt er nicht, weil die Neger nicht arbeiteten; zugenommen hat sie erst, seitdem chinesische Arbeiter geholt wurden; und das verschweigt er auch. Die Pflanzer, meint er, hätten zu niedrige Löhne geboten, aber die Chinesen sind doch mit diesen Löhnen zufrieden; weshalb nicht auch der Neger? „Die Pflanzerpolitik", sagt der Abolitionist, „hat die Neger auf ihre eigenen kleinen Besitzungen verjagt."

Diese Abolitionisten sind gewissenlos in ihrem Fanatismus. Hört man sie, so sind die Schwarzen ein Inbegriff von Betriebsamkeit und die weißen Pflanzer gewissermaßen Ungeheuer.

Auch auf Tabago haben die „kleinen Grundbesitzer" sehr zugenommen. Wir wissen, was für Leute sie sind.

Auf Trinidad sollen, wie Sewell behauptet, die Pflanzer sehr unverständig gegen die freien Neger gewesen sein. Diese hätten dann für sich Kokospalmen gebaut, wozu es freilich gar keiner Arbeit bedarf. Die Zuckerausfuhr hat sich binnen zwanzig Jahren verdoppelt, aber nicht durch Neger — sondern durch chinesische Arbeit. Weshalb kann und will der Neger nicht für dieselben Lohnsätze arbeiten, wie der Chinese?

Und trotz alledem hat Sewell den Muth, zu behaupten: „die Beweise, daß der freie Neger arbeite, seien gegeben." Sie sind gegeben dort, wo irgend ein äußerer Zwang ihm das Arbeiten aufnöthigt, und sie fehlen überall, wo ein solcher Zwang nicht vorhanden ist.

Der Abolitionist bemerkt: daß in den vier Kolonien Guyana, Trinidad, Barbadoes und Antigua die gesammte Zuckerausfuhr vor der Emancipation 187 Millionen Pfund betragen habe und jetzt auf 267 Millionen Pfund gestiegen sei. Die Einfuhren beliefen sich auf 14½ Millionen Dollars gegen 8,840,000 vor der Emancipation, — „was unter freier Arbeit ein Mehr von von 5½ Million Dollars ausweist."

Diese Thatsachen und Ziffern sind richtig, aber sie gerade machen das ganze pseudo-philanthropische Schwindelgebäude und die ganze Scheinargumentation Sewell's zu Schanden.

Denn auf Trinidad und in Guyana arbeiten nicht die freien Neger, sondern die chinesischen Kulis, und ihrer Arbeit verdankt man die Zunahme in der Zuckerausfuhr.

Auf Barbadoes und Antigua, die relativ am stärksten unter sämmtlichen Antillen bevölkert sind, konnte das System der „freien Besitzer" — das heißt das Faullenzen im Wald oder auf dem Felde, und das Ueberwälzen der nothwendigsten Feldarbeiten für den täglichen Hausbedarf auf die Frauen, — nicht Platz greifen; hier blieb, wie wir schon sagten, keine Wahl, als regelmäßig arbeiten oder verhungern. Hier griff das Erbpachtssystem Platz, bei welchem der Neger seinen Zins in Arbeit zahlen muß. Dadurch entging die Insel dem Ruin, aber der Abolitionist Sewell behauptet trotzdem weiter oben, dieses System habe „traurigen Einfluß" gehabt.

Blühende oder gesunde wirthschaftliche Zustände sind nirgends unter den Negern da, wo sie sich unbedingt selbst bestimmen können und wo sie nicht durch irgend eine äußere Nöthigung zum Arbeiten sich gezwungen sehen.

Ein englischer Reisender wurde von einem stämmigen Neger in Panama angebettelt. Er fragte den Schwarzen, weshalb dieser nicht arbeite, da doch der Tagelohn einen Dollar betrage?

„Uff, buff", sagte der Neger, „zur Arbeit hat Gott Ochsen und Maulthiere geschaffen. Ich bin ein Mensch!"

Eine Wanderung vom Irtysch in Sibirien nach Königsberg am Pregel.

Erster Artikel.

Der Verbannungsort. — Flucht im Winter. — Ueber Tara und Ischim nach der Messe von Irbit. — Die Straßen von Irbit über den Ural nach dem europäischen Rußland. — Wanderungen im Schnee und Uebernachtung in den Wäldern. — Russische Arbeitsleute auf der Wanderung. — In Werchoturje. — Ueber den Kamm des werchoturischen Ural. — Sibirische Pilger. — Schlittenkarawanen und russische Fuhrleute. — In Solikamsk und Tscherdyn. — Die Tschetomskie. — Errettung vom Hungertode. — Ueber Roschel nach Weliki Uhtjug an der Dwina. —

Zu den merkwürdigsten Wanderungen, von welchen wir aus unseren Tagen Kunde haben, gehört ohne Zweifel jene des Polen Rufin Piotrowski*). Sie gewährt ein spannendes Interesse und enthält eine Fülle interessanter Mittheilungen, theils über das westliche Sibirien, theils über das nordöstliche Rußland und namentlich über die norduralischen Regionen. Wir erhalten einen Einblick in das russische Volksleben und Schilderungen desselben, die offenbar getreu sind; sie treten uns geradezu entgegen als ob sie gemalt wären, oder als Photographien.

Piotrowski wurde 1843 von den russischen Behörden als „politischer Verbrecher", wie so viele seiner Landsleute, zur Verbannung nach Sibirien verurtheilt, und von Kiew aus dorthin abgeführt. Wir können ihn auf seiner Hinreise, welche er sehr lebendig und anziehend schildert, nicht begleiten und folgen ihm auch nicht in der Darstellung specieller Verhältnisse über die „Unglücklichen", welche von Rußland aus nach dem weitesten Kerker der Welt, nach Sibirien, gebracht werden. Die Schärfe, mit welcher der verbannte Pole das Regierungssystem des Kaisers Nikolaus und seiner Werkzeuge beurtheilt, ist begreiflich; die Vorgänge, welche er in Betreff der Behandlung jener „Unglücklichen" schildert, wären schon gräßlich, wenn auch nur die nackten Thatsachen angeführt würden. Der Pole erzählt geradezu haarsträubende Dinge, die Gottlob der Vergangenheit angehören und sich hoffentlich nie wiederholen werden. Piotrowski macht den Eindruck eines wahrheitsliebenden Mannes und wir glauben nicht, daß er mit Wissen und Willen eine Unwahrheit sagt. Aber durch den Ingrimm in seiner Seele, der sich freilich erklären läßt, nimmt er manchmal sein eigenes Urtheil befangen, und das fan-

*) Meine Erlebnisse in Rußland und Sibirien während meines Aufenthalts daselbst, meine Gefangenschaft und Flucht. Von Rufin Piotrowski. Nach dem Polnischen von L. Königk. Posen, 1862. 2 Bde. Der Uebersetzer hat die Namen alle in polnischer Schreibart wiedergegeben, was in einem deutschen Buche ganz unpassend erscheint. Nicht viele bei uns wissen oder brauchen zu wissen, daß cz unserm tsch entspricht; wir sagen nicht Kijow, wie die Polen, sondern Kiew; und es ist eine polnische Koketterie, diese Stadt für polnisch auszugeben. Wir sagen auch nicht Archangielsk, sondern Archangel, nicht Irtysz, sondern Irtysch, nicht Nerczynsk, sondern Nertschinsk ꝛc. Folgerichtig hätte der Uebersetzer auch Krolewiec statt Königsberg sagen müssen!

guinische Temperament des Polen verläugnet sich nicht, sobald er auf sein Vaterland und die Politik zu sprechen kommt. Doch das nur beiläufig. Piotrowski ist ein Mann von Patriotismus und von unbeugsamer Energie; er besitzt also zwei Eigenschaften, die uns Achtung abzwingen. Ihm gelang, was vor ihm nur Wenigen geglückt ist: er entfloh mitten im Winter aus Sibirien und gelangte glücklich über die deutsch-russische Grenze.

In sausendem Galopp hatte man ihn von Kiew am Dnjepr, welches den Ausgangspunkt bildet, über Tula, Rjäsan, Nischni Nowgorod, Kasan, Perm, durch den Jekaterinburger Ural, über Tjumen und Jalutorowsk, wo er den Tobolfluß überschritt, nach Omsk am Irtysch gebracht. Von dort wurde er an die in der Nähe liegende Jekaterinsche Kolonie abgegeben. Wer einen Blick auf die Karte von Rußland wirft, sieht, wie groß die Entfernung zwischen den beiden äußersten Punkten ist. Sie betrug 4050 Werst oder etwa fünfhundert und acht und siebenzig deutsche Meilen. Diese Strecke wurde vom 28. oder 29. Juli bis zum 22. August Morgens 9 Uhr zurückgelegt. Piotrowski war also durchschnittlich in je 24 Stunden 176 Werst oder etwa 25 deutsche Meilen gefahren.

An Ort und Stelle nahm man in der Schmiede ihm die Ketten ab und nun erst konnte er auch die Stiefel ausziehen. Dann wurde er gleich beim Häuserbau beschäftigt, ohne daß man ihm auch nur einen einzigen Tag Erholung gönnte. Allmälig fand er sich in seine Lage, aber gleich als er einigermaßen wieder zu Kräften gekommen war, sann er über die Möglichkeit des Entfliehens nach. Im Winter von 1844 auf 1845 wurde der Drang nach Freiheit in ihm zu einer wahren Leidenschaft. Er war damals im Schreibzimmer einer Spiritusbrennerei beschäftigt und traf allerlei Vorkehrungen. Er ließ den Bart wachsen, nahm Landeskleidung an und that als ob er sich eingewöhnen wolle. Es fehlte in der Kolonie nicht an Leuten, die Stempel und Banknoten machen konnten; für einige Rubel verschaffte er sich einen Paß, der freilich nicht auf Stempelpapier geschrieben und nur für eine kurze Zeit ausgestellt war. Aber was nun weiter? Ringsum waren Wüsten, Steppen, Wälder und Moräste, die Behörden waren wachsam und konnten nach allen Richtungen hin Steckbriefe erlassen. Dazu kam noch ein Umstand. Die Sibiriaken und Tataren stellen wohl Brot und Salz für die Flüchtigen an's Fenster, erschießen aber auch wohl aus Raubsucht dann und wann einen „Unglücklichen“. Sie haben das Sprichwort: es sei vortheilhafter, einen solchen zu tödten, als ein Eichhörnchen; von diesem habe man nur das Fell, von jenem aber Kleider und Haut!

Gegen Ende des Juni 1845 versuchte Piotrowski in einer mondhellen Nacht über den Irtysch zu rudern, aber er wurde gestört. Auch ein zweiter Versuch zur Flucht stieß auf Hindernisse. Da packte ihn Verzweiflung; er dachte sogar einmal daran, mit Hülfe der Strafgefangenen die ganze Kolonie niederzubrennen und Alles zu vernichten.

Als das Jahr 1846 angebrochen war, beschloß er, im Winter seinen Plan auszuführen. Er wußte, daß alljährlich im Monat Februar zu Irbit im Gouvernement Perm ein großer Jahrmarkt abgehalten wird. Um diese Zeit sind die Straßen so belebt, daß eine Kontrole der Reisenden unmöglich ist. Piotrowski wollte versuchen, nach Irbit und von dort nach Archangel am Weißen Meere zu gelangen. Nachdem er alles Erforderliche vorbereitet hatte, setzte er eine ächt sibirische Perücke auf, das heißt ein Stück ungegerbten zottigen Ziegenfelles. In seinem Signalement war er als kahlköpfig bezeichnet. Sie ahmte die Menschenhaare so ziemlich nach und hielt warm.

Am zweiten Abend nach Fastnacht entfloh er. Er zog drei sibirische Hemden an, eine Weste von blauem Tuch, zwei Paar Unterbeinkleider, weite blaue Tuchhosen, einen mit Talg eingeriebenen kurzen Schafpelz, darüber noch einen großen Schafpelz, zwei Paar wollene Strümpfe, neue Stiefel und band einen Gürtel um den Leib. Auf die Perücke von Ziegenhaar stülpte er eine rothe Sammetmütze mit Pelzbesatz, wie der sibirische Bauer an Festtagen trägt. In einen Sack steckte er ein Paar feinere Stiefeln, Hemd, Beinkleinder und in eine Reisetasche Brot und einige Fische. An Geld besaß er 160 Rubel Papier. Das war seine ganze Ausrüstung für eine Winterreise in Sibirien, über das Uralgebirge und nach dem Eismeere!

Am 6. oder 8. Februar 1846 verließ er den Ort, an welchem er seit siebenzehn Monaten als Verbannter gelebt hatte. Die Kälte war furchtbar, der Schnee tief, der Mond leuchtete hell. Der Flüchtling ging über den mit Eis belegten Irtysch und eilte dem Städtchen Tara zu. Unterwegs nahm ihn ein Schlitten auf. In Tara ging er unter das Fenster des ersten besten Hauses und fragte laut: „Pferde da?“ — „Und wohin?“ — „Nach Irbit, zum Jahrmarkte. Wie viel willst Du für die Werst?“ Beide einigten sich über sechs Kopeken für die Werst, und nach wenigen Minuten war angespannt. Piotrowski gab sich für den Diener eines Kaufmanns aus Tomsk aus, der schon vorausgefahren sei und den er so rasch als möglich einholen wolle. Der Bauer verirrte sich während der Nacht im Schneegestöber und fand erst bei Tagesanbruch den rechten Weg. Auf einer Station unterwegs geht er in den Krug, um Geld zu wechseln und den Schlitten zu bezahlen. Eine Menge von Zechern war im Gastzimmer. Er nimmt aus seiner Brieftasche fünfzig Rubel und giebt dem Wirth eine Zehnrubelnote; aber plötzlich entsteht ein Gedränge und man reißt ihm die vierzig Rubel aus der Hand. Aber auch ein Paß und seine Reiseskizzen gingen bei dieser Gelegenheit verloren. Klage führen durfte er nicht; ihm lag Alles daran, nicht erkannt zu werden und so rasch als möglich weiter zu kommen.

Die große Straße nach Irbit war mit Schlittenkarawanen förmlich bedeckt. Der Flüchtling kam unangefochten durch Ischym, war am dritten Tage früh in Tjumen und Abends spät in Irbit. In dreimal 24 Stunden hatte er 143 deutsche Meilen, im Durchschnitt also zwei Meilen in der Stunde, zurückgelegt. So rasch reist man in Sibirien im Winter. Die Bauernpferde sind so rasch und so kräftig, daß Piotrowski nicht selten acht bis zehn Meilen fuhr, ohne daß auch nur einziges Mal angehalten wurde.

In der Gegend von Irbit nimmt das Land einen gebirgigen Charakter an; der Weg wird durch Schneeverwehungen an manchen Stellen so tief, daß Schlitten und Pferde darin versinken; es würde einen Fußwanderer schwer werden durchzukommen, wo der Sibirier mit rasender Schnelligkeit hindurchfährt.

Als der Flüchtling durch den Schlagbaum von Irbit fuhr, rief der wachthabende Soldat: „Halt, Halt!“ fügte aber leise hinzu: „Gieb 20 Kopeken und mache, daß Du fortkommst!“ So brauchte er seinen zweiten falschen Paß nicht zu zeigen. Der Fuhrmann brachte ihn in ein Wirthshaus, wo er ein ächt sibirisches Abendbrot genoß: Kohlsuppe und getrocknete Fische, Grütze mit Oel, Sauerkraut in Töpfen. Er saß mit einigen Fuhrleuten am Tische und vor dem Essen bekreuzigte er sich wie ein ächter Russe dreimal. Glücklicherweise traf er keine Leute aus Tara, wo er manche Bekannte hatte. Die Reise nach Irbit hatte 35 Rubel gekostet, 40 waren gestohlen worden, blieben also noch 85 Rubel Schein. Fahren konnte er nun nicht mehr; er mußte sich auf seine Füße verlassen. „Hätte ich einen gehörigen gedruckten Paß gehabt, so wäre Alles eine Kleinigkeit gewesen, aber der war fort, eben so wie meine Notaten. Aber dennoch war ich glücklich, den ersten Schritt zur Freiheit gethan zu haben. Vor Tagesanbruch stand ich auf, bekreuzte mich, wie es einem rechtgläubigen Russen zusteht, verneigte mich vor dem Heiligen und ging aus, angeblich um meinen Hausherrn zu suchen.“

Der berühmte Meßplatz Irbit liegt an der östlichen Abdachung des Ural auf einer Anhöhe, von der man nach Osten hin einen weiten Fernblick hat. Diese sibirische Stadt gehört in Be-

zug auf die Verwaltung zum Gouvernement Perm. Sie ist aus Holz gebaut, hat breite Straßen und geräumige Plätze. Piotrowski will wenigstens an zehntausend Schlitten dort gesehen haben; sie standen in Partien wie Soldaten aufgestellt, und die leeren einer auf dem andern in die Höhe gethürmt. „Es war ein gewaltiges Leben am Orte, ein enormer Waarenverkehr; beladene Schlitten kamen und gingen ohne Unterlaß."

Von Irbit nach Rußland führen zwei Hauptstraßen: die eine links über Jekaterinburg, den Ural, über Kungur nach dem mittlern und südlichen Rußland; die andere rechts gen Norden über Werchoturje, über den werchoturischen Ural nach Solikamsk, so recht in's nördliche Rußland hinein. Der Flüchtling wählte die letztere. Er kaufte in Irbit Brot und Salz, warf seinen Sack über die Schulter und band ihn vorn am Gürtel fest, um die Hände frei zu haben. Es war furchtbar kalt und der Schnee so hoch, daß er Dächer eingedrückt hatte. Doch Piotrowski möge selber erzählen.

Kaum hatte ich den Schlagbaum hinter mir, da änderte sich das Wetter. Dichter Schnee fiel. Glücklicherweise wehte kein Wind, aber von der Welt war nichts zu sehen, und der Gang im Schnee nicht leicht; aber ich konnte den Weg nicht verfehlen, da ich viele Schlitten traf und stets fragte. Rechtshin erstreckten sich die weiten Ebenen Sibiriens, durch einzelne Hügel und unbedeutende Wälder durchbrochen; links erhob sich in nicht sehr bedeutender Entfernung der mit kaum durchdringlichen Wäldern bedeckte Ural. In den Dörfern, die ich nicht vermeiden konnte, hielt ich mich nie auf, fragte dort auch Niemand nach dem Wege, sondern that als ob ich mit Oertlichkeit und Wegen ganz bekannt wäre. Ich aß mein gefrorenes Brot im Gehen oder setzte mich irgendwo seitab im Walde nieder, trank Wasser aus dem ersten besten Bache, wo man etwa ein Loch geschlagen hatte, um Pferde zu tränken, oder nahm Schnee in den Mund und ließ ihn langsam zergehen. Mußte ich durchaus in einem Dorfe nach dem Wege fragen, so that ich das am letzten Haus auf so geschickte Weise, daß man eben nichts merken konnte und stets glaubte, daß ich aus der Nähe sei, aber wegen des vielen Schnees mich nicht zurechtfinden könne.

So verging der erste Tag meiner Fußwanderung. Es war mir schwer geworden, in der dicken Bekleidung zu gehen; ich hatte den obern Pelz abnehmen und über die Schulter werfen müssen. Ich fühlte mich todtmüde, denn ich war schnell gegangen und der Schnee lag sehr tief. Mit Einbruch der Nacht ging ich in einen nahegelegenen Wald, grub mir eine Höhle in den Schnee und legte mich nach Art der Ostjaken hinein, um zu schlafen. Das hatte ich allerdings sehr nöthig; denn seitdem ich meine Flucht angetreten, hatte ich noch nicht geruht. Bald schlief ich ein. Obwohl es unter dem Schnee ungleich wärmer war als oberhalb desselben, so empfand ich doch bald eine unerträgliche Kälte, namentlich in den Füßen; auch wurde der Schnee vom Athmen und meiner natürlichen Wärme feucht. Der Frost während der Nacht war sehr streng und als ich erwachte, fühlte ich mich nicht gesund und sehr geschwächt. Aber noch vor Tagesanbruch stand ich auf, wanderte weiter und fühlte mich bald wohler. Gegen Mittag erhob sich ein heftiger Nordwind, kalt, trocken, eisig; er verwehte den Weg bald so, daß keine Spur zu finden war. Die Tannenzweige, welche als Merkzeichen in den Schnee gesteckt werden müssen, waren vom Schnee überdeckt und ich kam bald vom Wege ab. Zuweilen fiel ich bis an den Hals in den Schnee und war nicht ohne Besorgniß, ob ich nicht der Kälte oder dem Hunger zur Beute fallen würde, obwohl ich noch auf einige Tage mit Brot versehen war. Endlich, Abends, kam ich auf den richtigen Weg und an ein Dorf. Vor einem seitab liegenden Häuschen stand eine Frau und diese bat ich um ein Nachtlager, das sie gern bewilligte. Ich sagte, ich käme aus dem Tobolskischen und gehe auf Arbeit nach den Bobotolskischen Eisenwerken. Diese liegen weit nördlich von Werchoturje und aus den Gouvernements Perm und Tobolsk gehen viele Arbeiter dorthin. Meine Antwort konnte daher keinen Verdacht erregen. Aber nach einer halben Stunde kamen drei Bauern und fragten nach dem Passe. —

Nachdem Piotrowski am andern Morgen Brot gekauft hatte, ging er rasch fürbas und blieb in keinem Dorfe. „Ich übernachtete im Walde, war jedoch in der Auswahl der Stelle etwas vorsichtiger. Im dichten Walde lagert der Schnee niemals am Stamme dicker Tannen oder Fichten; dort bleibt vielmehr immer ein leerer Raum von einigen Zollen. In diesem Raume ließ ich mich hinunter, grub eine Höhle aus, trat den Schnee unten mit den Füßen, schlug ihn oben mit den Händen fest und so schlief ich ziemlich warm. Freilich wollte mir mein Gewölbe nicht immer gelingen, denn der Schnee war bei hartem Frost manchmal zu staubig, und dann blieb nichts anderes übrig, als, mit dem Rücken gegen den Baum gelehnt, sitzend zu schlafen. Wenn mir dann zu kalt wurde und ich Gefahr lief zu erfrieren, machte ich mich auf und wanderte weiter. Im Anfange hatte es allerdings für mich etwas Schauerliches, so ganz allein im Walde zu übernachten, allein ich gewöhnte mich bald so daran, daß ich eben so gern dort einkehrte, wie ich in einen Gasthof eingezogen wäre. Zuweilen brach mein Schneegewölbe ein, während ich schlief; dann wurde mir freilich wärmer, aber das Herauswühlen war unangenehm. Man kann sich wohl vorstellen, daß ich bei einer solchen Art zu reisen vor Hunger und Kälte und bei dem Mangel an jeder warmen Nahrung nicht selten in Lebensgefahr gerieth. Und was das Schlimmste war, gerade wenn ich recht durchfroren und hungrig war, stellte sich die größte Lust zu Schlafen ein: eine Einladung zu unvermeidlichem Tode. Das waren die Augenblicke, welche ich am meisten fürchtete. —

So verfloß ein Tag nach dem andern einförmig, als Piotrowski am östlichen Abhange des mittlern Ural hinwanderte. Er begegnete nur Fuhrleuten, die von Irbit kamen, und mit solchen Leuten zog er in Werchoturje ein. Etwas oberhalb der Stadt entspringt die Tura, welche unweit Tobolsk in den Tobol mündet. Der Name bedeutet, daß der Ort an dem Gipfel, der Quelle, der Tura liegt. Der Reisende ging eilig durch die Stadt und schlug sich sofort wieder auf steinigem Pfade in den Wald. In einem einsamen Wirthshause traf er sechs junge Russen, welche aus dem nördlichsten am Eismeere liegenden Kreise, jenem von Mezen, gekommen waren, um nach Sibirien zu gehen und dort Arbeit zu suchen. Alle waren Kurschmiede, hoch und schön gewachsen und von blühender Gesichtsfarbe.

Zwei Tagereisen jenseits Werchoturje schlug sich der Wanderer zur linken Seite hin, in den Ural hinein, dessen Kamm er bei rasender Kälte überschritt. „Wie viele Tage und Nächte ich auf diese Weise gegangen bin, das kann ich nicht mit Bestimmtheit sagen; ich weiß nur, daß ich meine Schritte beschleunigte, so viel meine Kräfte erlaubten. Ich ging fast ununterbrochen weiter, denn die Nächte waren sehr kalt. Ich lebte nur von Brot und Salz; in den Nachtlagern konnte ich mich nicht erwärmen, auch die Kleider weder wechseln noch trocknen, und so kamen meine Kräfte herunter." In einem Thale kam er an einem Schuppen vorüber, der zur Bequemlichkeit der Reisenden am Wege aufgebaut war; aber alle Vorräthe waren aufgezehrt, und so schleppte der einsame Mann sich weiter, bis er spät am Abend in ein Dorf kam, wo bereits Alles still und nur der knirschende Schnee unter den Fußtritten zu vernehmen war. Dort bekam er endlich wieder etwas Warmes zu essen, zum dritten Male, seitdem er Irbit verlassen, und zum zweiten Mal schlief er in einem Hause. Den Wirthsleuten sagte er, daß er nach Solikamsk wolle, um beim Salzsieden zu arbeiten, und jene erzählten ihm, daß jetzt manche Leute nach den Solowetzki'schen Klöstern gingen, welche nordwestlich von Archangel auf einer Insel im Eismeere liegen. Diesen Wink ließ Piotrowski sich nicht entgehen.

Dieser Ort hieß Pavda, zählte mehr als hundert Häuser, war aber jetzt verlassen und wie ausgestorben. „Ich ging nicht den Weg, auf welchem man mich nach einem Passe gefragt haben

würde, sondern wandte mich rechts in den Wald, wo ich freilich mit tiefem Schnee zu kämpfen hatte. Endlich kam ich auf einen Weg und ging muthig vorwärts. Den ganzen Tag sah ich keinen Menschen und kein Haus; erst gegen Abend kam ich an eine Waldschenke, wo ich mir ein Stück Brot kaufte und weiter ging. Die Nacht war ruhig, aber furchtbar kalt. Der Mond ging auf und um Mitternacht setzte ich mich unter einen Baum, um ein wenig zu ruhen, mich an dem wüsten Anblicke der seltsamen Natur zu erfreuen, an Gott, mein Geschick, mein Vaterland und meine Zukunft zu denken. In dieser Nacht bekam ich den Kamm des Ural in den Rücken und gegen Morgen stieg ich schon bergab; aber ich war so müde, daß ich etwas schlafen mußte, grub mich also in den Schnee ein und erwachte erst, als die Sonne schon hoch stand. Nachdem ich einmal gründlich irre gegangen war, übernachtete ich am dritten Tage in einer Waldschenke hinter dem Dorfe. Am folgenden Morgen hörte ich eine Glocke hinter mir und bog deshalb, wie gewöhnlich, in's Dickicht ein. Bald kamen Fuhrleute, die nach Solikamsk wollten, sieben Männer mit ungefähr dreißig einspännigen Schlitten. Wo ebener Weg ist, fahren alle neben einander, geht es aber durch einen Wald, hinter einander; denn gewöhnlich steht der Schnee an beiden Seiten so hoch, daß Pferd und Schlitten im Geleise verschwinden, und der Weg ist so schmal, daß man kaum answeichen kann. Auf waldlosen Ebenen, wo jede Spur verweht ist, wird die Reise noch beschwerlicher, denn man fährt eben auf's Gerathewohl und nicht selten stürzen Pferd und Schlitten in tiefe Löcher. Bei Ladungen von großem Umfange, z. B. Hanf, Flachs und Pelzwerk, stürzen auf seitwärts abschüssigen Wegen nicht selten Schlitten und Pferd hinab. Die russischen Fuhrleute sind übrigens eiserne Leute, kein Wetter, keine Beschwerde reibt sie auf und bei keiner Gefahr verzagen sie."

Mit solchen Muschiks ging der Pole nach Solikamsk. Die westliche Abdachung des Ural ist weniger steil als die östliche, aber auch ausgedehnter als diese. Schon von Irbit ab ist die Sprache des Volkes der russenisch-ukrainischen ähnlicher als der großrussischen, auch ähneln die Leute dort mehr den Anwohnern des Dnjepr als den Moskowitern. Vielleicht sind sie Nachkommen von Kosaken, die nach der pultawaer Schlacht in Menge nach Großrußland übersiedeln mußten. Die Häuser in den Dörfern sind aus rohen Baumstämmen gebaut und haben ein Vordach, dagegen die Kirchen überall massiv und gut ausgestattet. Die Wälder, lauter Nadelholz, sind „schön, dicht und unermeßlich." Im Sommer ist der Weg, obwohl eine Hauptstraße für Lasten, nicht fahrbar. Von Werchoturje an nach Norden hin hat der Wanderer keine Kartoffel mehr gesehen.

Der Flüchtling war nun wieder in Europa. Jenseit Solikamsk traf er auf einer unbewaldeten Ebene mit Pilgern zusammen, welche eine Wallfahrt nach den Solowetzkischen Klöstern unternahmen. Diesen schloß er sich an und gab sich auch für einen Pilger aus. Solche Bohomolzi werden höchstens von den Behörden nach einem Passe gefragt, denn im Volk ist der Glaube verbreitet, daß sie gute Menschen seien und kein Verbrechen verüben; deshalb stehen sie in ganz Rußland in großer Achtung. Man nimmt sie unentgeldlich auf und giebt ihnen Speise und Trank, auch wohl Geld, damit sie vor dem wunderthätigen Heiligen zum Besten des Gebers ein brennendes Licht aufstellen, was dann auch in der Regel mit großer Gewissenhaftigkeit geschieht. „Ich habe in der That gefunden, daß das ganze russische Volk, soweit ich Gelegenheit hatte, dasselbe kennen zu lernen, aufrichtig religiös ist, und daher eine höhere Grundlage für Entwickelung aller Tugenden des öffentlichen und Privatlebens besitzt; nur schade, daß diese Religiosität großentheils auf äußerlicher Erfüllung der kirchlichen Vorschriften beruht, daß Niemand ihre innere Kraft und Bedeutung versteht."

In Tscherdyn, das eigentlich vom Wege ablag, das aber der Reisende aufsuchte, kostete er zum ersten Male Bratzka, ein gegohrenes Getränk, das aus Hafermehl verfertigt wird; es schmeckt säuerlich und erwärmt den Magen. Es vertritt dort im hohen Norden die Stelle des im übrigen Rußland allgemein verbreiteten Kwas.

Von Tscherdyn, das schon jenseit des 60. Breitengrades und nördlich von dem Kamaflusse liegt, beginnt Flachland, das man der Wälder und Sümpfe wegen nur im Winter bereisen kann. Jetzt war der März gekommen; am Tage thaute es schon, denn die Sonne warf zuweilen freundliche Blicke herab, aber bei Nacht war der Frost noch streng. Der Wanderer gelangte an die Kama, deren Eis eine breite Straße bildete, und auf dieser ging er weiter. An den Ufern lagen hin und wieder Dörfer und einzelne Häuser. Dort wohnen schon Permiaken, Leute von finnischer Abstammung, sogenannte Tschekonslie. In jenen waldigen Gegenden, wo es wenig Brot giebt, erkennt man den Wohlstand an der Zahl gefüllter Kornsäcke, welche in einem Winkel des Zimmers unter dem Heiligenbilde stehen.

Tagelang hintereinander traf der Wanderer weder Menschen noch Schenke, noch Dorf, und bei dem wilden Schneetreiben blieb es rein dem Zufall überlassen, ob er den richtigen Weg treffen würde oder nicht. Seine Kräfte nahmen ab, denn er schonte sich nicht; die Füße begannen ihren Dienst zu versagen und der Hunger wurde quälend, der Magen fing an zu schmerzen. „Ich schleppte mich dennoch vorwärts, fand indessen keine Spur vom Wege; immer nur Wald, nichts wie Wald. Ich richtete mich nach der Sonne, nach dem Moos an den Bäumen; ich wollte weiter, aber mir wurde unwohl und Schwindel wandelte mich an. Dennoch raffte ich meine letzten Kräfte zusammen, stützte mich auf meinen Stock, Thränen traten mir in die Augen und ich bat Gott um Hülfe. Vergebens rang ich mit meiner Ohnmacht; heftig von Magenkrämpfen gequält, brach ich unter einem Baume zusammen. Mit dem Rücken lehnte ich mich gegen den Stamm, betete und fluchte, kurz ich war in einem Zustande der Verzweiflung und nahm Abschied von Vaterland und Freunden. Bald nachher peinigte mich ein betäubender Schlaf mit Brausen im Kopfe, und trotz meines innern Schmerzes war ich wie erstarrt. Wie lange ich in diesem Zustande gelegen, weiß ich nicht, denn ich war schon mit meiner ganzen Seele im Jenseits. Da vernahm ich plötzlich eine Stimme, schlug die Augen auf und sah einen vor mir stehenden Mann. Diese überraschende Erscheinung elektrisirte mich förmlich und goß neue Hoffnung in mein Herz.

„Was machst Du hier?" fragte der Unbekannte. —

„Ich bin verirrt." — „Von woher kommst Du?" — „Von Tscherdyn und will nach den Solowetzkischen Klöstern; aber im Schneetreiben bin ich verirrt und habe seit zwei Tagen nichts gegessen." — „Ich glaube gern, daß Du verirrt bist, denn das begegnet sogar uns, und wir sind doch hier bekannt. Bei solchem Wetter hättest Du nicht reisen sollen; aber hier trink einen Schluck Branntwein, der wird Dir gut thun!" —

Ich nahm einen kleinen Schluck, bekam aber ein heftiges Brennen im Magen. Dann gab mir mein Wohlthäter Brot und Fisch und wir aßen zusammen. Er war ein Jäger, der nach Hause zurückkehrte, und sagte mir unter anderm: Diese Wälder ziehen sich Gott weiß wie weit, ihre Breite mag wohl an die 150 Werst betragen. Es liegen wohl einige Dörfer darin, aber Du wirst auf keines treffen; Du mußt geradezu auf Kai losgehen (— nach Südwesten hin; der Ort liegt an der Kama —) das etwa 50 Werst von hier liegt; die große Straße, von der Du oben gekommen bist, liegt nicht weit ab, in der Nähe ist eine Schenke, geh' nur in jener Richtung."

Der Mann hatte den einsamen Flüchtling von Tode gerettet. Als dieser die Schenke erreicht hatte, war seine Freude grenzenlos; aber kaum konnte er die Bank erreichen und um warme Speise bitten. Dann schlief er volle vier und zwanzig Stunden, und als er erwachte, sprach sein Wirth: „Ich dachte schon, Du wärst gestorben!" Erst am dritten Tage, als er sich wieder vollkommen gesättigt und erquickt fühlte, ging er weiter, gelangte nach Kai, zog von dort mit Pilgern weiter, mußte aber, weil seine Füße

ihn schmerzten, hinter den Pilgern zurückbleiben. In jener Gegend kam die Ziegenhaarperücke ihm abhanden, ein unter seinen Verhältnissen großer Verlust. Uebrigens fing er nun an, auf Brandstellen, die er in den Wäldern fand, Nachts bei einem Feuer zu schlafen.

So ging seine Reise Tag und Nacht ununterbrochen fort; Wälder, Schnee und Eis, — weiter sah er kaum etwas. Zuweilen traf er auf kleine Dörfer, dann und wann auf einen Schlitten, der ihn auch wohl eine Strecke Weges mitnahm, und übernachtete, wie es eben kam, im Wald oder in einer Schenke. So kam er nach der Stadt Roschel am gleichnamigen Flusse, wo im Frühjahr viele Pilger zusammenströmen, um nach Aufbruch des Eises, auf den mit Getreide beladenen Schiffen über Ustjug nach Archangel hinabzufahren. Gern hätte auch Piotrowski dort bis zum Frühjahr gewartet, aber die Ungeduld ließ ihm keine Ruhe; er zog weiter.

Inzwischen war allmälig der Frühling herangekommen. Die Schneemassen fingen an zu thauen, die Wege wurden schlechter, das Reisen wurde erst immer beschwerlicher und dann in einem solchen Lande geradezu unmöglich. Naß fallender Schnee durchnäßte die Kleider bis auf die Haut, und bald nachher wurden sie durch den Frost wieder ganz steif.

So erreichte der Mann nach unbeschreiblich mühseligen Tagen Lalsk, das in einer weiten, morastigen Ebene liegt (— am Flusse Luza —). Dort war gerade Markt, man konnte aber nur Fische kaufen; das Nachtlager und Abendessen bei einem Müller waren gut, eben so das warme Frühstück vor der Abreise. Nun konnte er, nachdem auch seine Füße wieder heil geworden waren, schnell vorwärts, und im Monat April, gerade vor Beginn der Osterwoche, erblickte er von einer Anhöhe herab die noch mit Eis bedeckte Dwina, und am Ufer derselben die wichtige Stadt Weliki Ustjug. Nachdem er noch ein paar Stunden gegangen war, überschritt er das Eis des Stromes und ging in die Stadt, in deren kothigen Gassen er seit Werchoturje wieder die ersten Soldaten sah. Er hatte ja die Region europäischer „Civilisation" wieder erreicht, die für ihn manche Gefahren in sich barg. Aber er war nach und nach gegen Gefahren gleichgültig geworden. Vorerst konnte er nicht weiter reisen, denn die Wege waren durchaus unpraktikabel geworden. Das Beste wäre gewesen, in Ustjug zu warten, bis die Dwina eisfrei wurde, und dann auf ihr stromab bis Archangel zu fahren. Als er vor einem Kramladen Grütze kaufen wollte, gerieth er in's Gespräch mit einem Bohomoletz (Pilger), der nach den Solowetzkischen Klöstern wollte, wurde näher mit demselben bekannt und in eine Wallfahrerherberge geführt, wo er Unterkommen fand. Nachdem Piotrowski, der katholische Pole, einmal die Rolle eines Bohomoletz angenommen hatte, mußte er auch alle religiösen Obliegenheiten eines solchen erfüllen, alle Tage zum Frühgottesdienst gehen, sich russisch bekreuzen, die Vesper besuchen, ein brennendes Licht halten und dem Popen die Hand küssen. Vater Unser und Ave Maria konnte er auf russisch beten, aber das Credo war ihm unbekannt; zum Glück fragte kein Pope danach. Er verrichtete alle Ceremonien pünktlich, besuchte alle Kirchen, verbrachte die heilige Woche mit Gebet und Kniebeugungen, wußte aber die Beichte, deren Einzelnheiten ihm unbekannt waren, zu umgehen.

Wir wollen den Flüchtling in Weliki Ustjug verlassen und ihn in einem zweiten und letzten Artikel auf seiner Wasserfahrt nach Archangel und St. Petersburg begleiten.

Neapolitanische Charakterköpfe.

I.

Der Wasserträger Pasquale Volpe und Angelina Marucci vom Fischmarkte.

Unter einer Bevölkerung, die von der Civilisation, welche Allem einen gemeinsamen Stempel aufdrückt, nicht gänzlich durchdrungen und überzogen ist, treten auch Originale und Charakterköpfe hervor. Gerade diese letzteren, bei denen gewisse nationale Eigenthümlichkeiten und Licht- wie Schattenseiten gegipfelt sind, geben uns Winke über die Wesenheit des Volkes, dem sie angehören. Auf den ersten Blick gewähren sie oft beinahe den Anblick von Karikaturen, stellen sich aber bei genauerer Betrachtung als Vertreter der Gefühls-, Denkungs- und Handlungsweise des Volks heraus, dessen Gesammtpulsschlag gewissermaßen in ihnen concentrirt zu sein scheint.

Daß es in Neapel an solchen Charakterköpfen nicht fehlt, wird Jeder zugeben, der Gelegenheit hatte, die Neapolitaner näher zu beobachten. Das Studium dieser Charakterköpfe erscheint aber geradezu nothwendig, wenn man das neapolitanische Volk in seinem ganzen Wesen und Walten kennen lernen und richtig beurtheilen will. Das wird Jeder einräumen, der sich längere Zeit mit ethnographischen Studien beschäftigt hat. Ich will hier einige solcher Charakterfiguren unserer Tage schildern, welche sehr verschiedenen Ständen angehören, und hoffe damit in das neapolitanische Volksleben einige tiefere Blicke zu eröffnen. Von unten anfangend, will ich zunächst einen sogenannten Capo dei Popolani oder Häuptling des niedern Volkes in der Person des Signore Pasquale Volpe vorführen, der (ich will ihm damit nicht zu sehr schmeicheln) eine Ader des alten Masaniello in sich hat.

Pasquale Volpe ist seines Zeichens Wasserträger und besitzt unter allen seinen Standesgenossen einen Einfluß, der so magnetisch wirkt, daß ein Wink von ihm genügt, ein ganzes Volksquartier in Bewegung zu bringen. Seine äußere Erscheinung ist allerdings imposant. Eine hohe Gestalt, auf der ein Kopf mit fast regelmäßigen, klassischen Zügen sitzt, umwallt von schwarzem, lockigem Haar, über das die phrygische Mütze recht kühn und verwegen gestülpt ist, vor Allem aber ein schwarzes Augenpaar von seltenem Glanze und ungemein durchdringendem Blick, verleihen ihm ein Etwas, das unwillkürlich auch auf solche, die seine Beredtsamkeit nicht kennen, Eindruck hervorbringt. Diese Beredtsamkeit Pasquale Volpe's geht freilich für Jeden verloren, der des neapolitanischen Volksdialekts nicht mächtig ist. Wer diesen aber versteht, muß durch die Fülle der Phantasie und durch die groteske Ausdrucksweise dieses eigenthümlichen Mannes aus dem Volke überrascht sein.

Ich war einst zugegen, als er seinen Standesgenossen in kurzer, eindringlicher Rede auseinandersetzte, daß Garibaldi von Caprera nach Neapel zurückkehren müsse, wenn Ordnung im Lande werden solle, und erinnere mich daraus noch genau des folgenden Bruchstücks:

„Die Piemontesen", sagte er, „mögen sehr ehrliche Leute sein, das ist wahr. Ich sah noch keinen einzigen Piemontesen ein Taschentuch stehlen. Aber haben sie sich nicht bemüht, vor Capua die Ehre und den Ruhm der Südarmee und Garibaldi's zu stehlen? Warum ließen sie ihn damals nicht nach Rom gehen? Warum haben sie eine Armee nach Neapel geschickt, die sich täglich von unserm Brote satt ißt, aber die Briganten nicht daran zu ver-

hindern weiß, daß sie unsere Felder anzünden? Per Bacco! Ich sähe es lieber, daß die piemontesischen Soldaten unsere Hühner und Gänse stählen, wie weiland des Bourbonen Garde that, als daß sie uns das Brot vertheuern helfen. Hühner und Gänse essen die Signori, aber das Brot ist die Speise des Volks. Victor Emanuel ist gewiß ein König-Biedermann, aber seine Räthe sind so gewiß Schurken, wie der Krater des Vesuvs ein verdächtiges Bett ist. Wie käme es sonst, daß er Garibaldi in Verbannung weilen und die von ihm gegebenen Befehle nicht vollziehen läßt, da er es ihm doch, zum Dank für die beiden geschenkten Kronen, schuldig wäre? Warum wird der Mutter des Märtyrers Agesilao Milano die ihr von Garibaldi dekretirte Pension nicht ausgezahlt? Die Moderati sagen, weil Agesilao Ferdinand den Zweiten habe umbringen wollen und dieser ein Verwandter des Königs-Biedermanns gewesen sei. Santa Madonna! das ist wahr! Aber Franz der Zweite war doch sein Neffe und trotzdem hat er ihm nach Gaëta so viele Bomben und Kanonenkugeln geschickt, daß er, wenn er sich nicht in seine Kasematten verkrochen hätte, schwerlich mit guter Gesundheit davon gekommen wäre! Nun frage ich, war das nicht auch ein Attentat auf einen Verwandten des Königs? Und Cialdini, der Vollstrecker dieses Attentats, ist deshalb doch vom König-Biedermann zum Herzog von Gaëta ernannt worden! Va bene, die Welt ist rund und die Gerechtigkeit der großen Herren hat viele Gesichter. Aber den Garibaldi, ein Sohn des Volkes und kein Piemontese, den soll und muß uns der König-Biedermann wieder zurückgeben, sonst — nun, Ihr wißt ja, was ich sagen will. Viva Garibaldi!"

Die Geschichte Pasquale Volpe's ist einfach, aber charakteristisch. Er kam, wie der Volksausdruck sagt, als „un fanciullo della Madonna", d. h. als ein uneheliches Kind, zur Welt, ward von einem Wasserträger adoptirt und erbte nach dessen Tode die Kunden. Durch seine imponirende Gestalt und Beredtsamkeit kam er bald bei seinen Genossen in Ansehen und ward, als die Bewegung im Frühling 1848 ausbrach, ein „guter Patriot", dessen sich die Liberalen zur Aufwiegelung des Volkes mit Erfolg zu bedienen wußten. Während des Straßenkampfes vom 15. Mai 1848 stand er Anfangs mit seinen Leuten auf Seite der Barrikadenkämpfer. Während er eine Barrikade in einem Vico der Chiaja vertheidigte, rückte gegen dieselbe neben einer Kompagnie Garden auch ein von den Emissären des Königs gewonnener Haufe Lazzaroni an. Einer von diesen, der ein Compare (Gevatter) des Volpe war, erkannte ihn und rief ihm nach den ersten Schüssen zu: „Hört, Gevatter, warum schießt Ihr denn auf Eure Brüder, die Söhne des Volkes? Wißt Ihr nicht, daß der König blos die Signori (vornehmen Herren) züchtigen will, und uns, wenn wir ihm beistehen, drei Tage Erlaubniß zum Plündern gewährt hat!"

Das klang unserm „Helden" sonderbar in die Ohren, und er rief den Seinigen zu: „Haltet mit Schießen ein!" Dann stellte er sich auf die Barrikade und sagte zu seinen Leuten:

„Habt Ihr's gehört, der König will den Signori einen Daumen auf's Auge drücken? Da hat er eigentlich recht. Wollen die Signori die Freiheit für uns oder für sich? Ich glaube, sie würden uns Alle lieber beim Teufel sehen, ehe sie einen einzigen Grano aus ihrer Tasche verlören. Der König will unter ihnen aufräumen, und wenn wir ihm helfen, wird er unsere Dienste mit den Dukati der Signori bezahlen, die über uns die Nase rümpfen und uns Canaglia nennen, wenn wir ihnen keine Reverenzen machen. Also hat der König recht! Viva il Re!"

Und Pasquale Volpe ging zu den Truppen über und half die Liberalen besiegen und plündern. Das ist der „schwarze Fleck" in seinem Leben, über den er sich immer mit den Worten entschuldigt: „Mein Himmel, ich hatte so oft von der Straße aus an den Palästen hinauf gesehen; ich war so neugierig ein Mal einen Blick hinein zu werfen. Und dann — die Signori sind eben so wenig Freunde des Volkes wie die Piemontesen. Mit dem Garibaldi war das etwas ganz Anderes."

Während der langen Reaktionsperiode von 1849 bis 1860 ließ die Polizei in Neapel auch die niederen Klassen nicht mehr ungeschoren. Das war den Liberalen ganz recht; als sie sahen, daß das niedere Volk den Polizeidruck ebenfalls zu verspüren begann, machten sie sich an die sogenannten Capi dei popolani (Volkshäuptlinge), unter denen Volpe einer der ersten war, und suchten die Leute für die „Sache der Freiheit" zu gewinnen. Die Siege Garibaldi's erleichterten ihnen dies Belehrungswerk eben so sehr, wie der Zauber, welcher den Namen dieses ausgezeichneten Mannes im Volke umgab, und so ward Volpe mit seinen Leuten ein eifriger Anhänger des Diktators, den er mit leidenschaftlicher Ergebenheit als einen „neuen Messias" verehrt. Die Piemontesen aber sind ihm die verhaßten Stranieri (Fremdlinge), die er wie das gesammte niedere Volk Neapels in das Land wünscht, wo der Pfeffer wächst.

Als Seitenbild zu diesem Originale wollen wir uns eine Dame aus dem Volke, die bekannte Angelina Marucci, betrachten, welche in dem Fischerviertel, d. h. an der Mergellina und in der Strada Santa Lucia beim Volke in großem Ansehen steht. Sie selbst ist, mit Respekt zu vermelden, ein Fischweib. Von der Macht ihrer Zunge einen richtigen Begriff zu geben, dürfte äußerst schwer halten. Wie der Vesuv unerschöpflich an Lava, so ist Angelina reich an Ausdrücken des Lobes und Tadels, und selbst ein Demosthenes dürfte ihr gegenüber im Wortgefecht einen übeln Stand gehabt haben.

Angelina ist über die Blüthe der Jugend schon bedeutend hinaus. Ihre sehr fleischigen, von Pockennarben entstellten braunen Wangen sind wohl von mehr denn vierzig Frühlingen geküßt worden, und vierzig Frühlinge sind für Frauenblüthe in Neapel keine Kleinigkeit. Sie ist klein und dick und liebt es ganz besonders, sich in möglichst grelle Farben zu kleiden, die allerdings durch Staub und Abnutzung ein wenig gedämpft werden; denn Donna Angelina gehört nicht unter die Zeloten der Reinlichkeit und denkt darüber so fromm wie jener russische Mönch, der es geradezu für sündhaft hielt, das Haus und den Körper rein und säuberlich zu halten, da dies eine frevelntliche Anmaßung eines uns erst für den Himmel bestimmten Genusses sei. Sie versichert Jedem, der es hören will, daß sie in ihrer Jugend sehr schön gewesen sei, und lächelt dabei mit ihrem etwas breiten Munde so schelmisch bedeutsam, als wenn sie damit andeuten wolle, daß sie sich noch immer nicht aller Reize entledigt glaube.

Mehr jedoch als auf ihre Schönheit, ist sie auf den Einfluß stolz, den sie wirklich auf die Fischerbevölkerung ausübt. Wie sie dazu gelangt ist, vermag ich nicht zu sagen, denn sie ist schon lange im Besitz der Prärogative für die Sibylle dei Pescatori zu gelten. Vermuthlich dankt sie ihre Stellung und ihr Ansehen der demagogischen Eigenschaft ihrer Zunge. Da sie ungeheuer fromm ist und zu den eifrigsten Kirchenbesucherinnen Neapels zählt, so sehen die Herren Preti ihre Macht nicht mit unliebsamen Augen an und bedienten sich früher ihres guten Herzens nur zu oft, um der armen Fischerbevölkerung den letzten Grano für „kirchliche Zwecke" aus der Tasche zu locken. Es geschah dies immer auf die einfachste Weise von der Welt. Die Mönche brachten der guten Angelina ein kleines laternenartiges Glaskästchen, in dem ein Bild des heiligen Januarius (San Gennaro) steckte. Dies stellte sie auf ihrem in der Strada Santa Lucia auf offener Straße mit Fischen und Austern besetzten Ladentisch aus und forderte die Vorübergehenden auf, die Glasscheibe gegen Hinterlegung eines Grano zum Besten ihrer armen Seele und all ihrer Sünden zu küssen. Das wirkte immer und die Mönche standen sich gut dabei, denn Angelina würde jeden Vorübergehenden mit ihrer furchtbaren Zunge erdolcht haben, der sich geweigert hätte, das Kästchen zu küssen.

Als Garibaldi in Neapel einzog, schwärmte sie für ihn als den „neuen Messias des Volkes", wie ihn der Pater Gavazzi getauft hatte. Ja, sie hatte nicht eher Ruhe, bis sie im Palazzo Angri ihm vorgestellt worden war und ehrerbietig seine Hände geküßt

hatte. Garibaldi hatte einige freundliche Worte zu ihr gesprochen, durch welche sie so begeistert wurde, daß sie in ihrem Fischerquartier nicht müde wurde, Propaganda für ihn zu machen und gegen den Einfluß der Borbonici anzukämpfen, welche damals die Fischerbevölkerung erkaufen und zu einem Aufstand am 1. Oktober (gleichzeitig während der Schlacht am Volturno) bringen wollten.

Als der Diktator dann nach Caprera in's freiwillige Exil gegangen und Farini Statthalter von Neapel geworden war, rieth ein Spottvogel der Angelina, jenem, der ein großer Verehrer der Damen sei, gleichfalls ihre Aufwartung zu machen. In einer Anrede an die Fischer theilte Angelina diesen ihren Entschluß mit, den Signor Farini, der die rechte Hand des Königs-Biedermann sei, besuchen zu wollen und ihm ihr Anliegen vorzutragen. Sie warf sich in ihren grellsten Staat, ja verschmähte es sogar nicht, zur Feier des Tages die von ihr sonst streng gemiedene Seife in lebhafte Berührung mit ihren amazonenhaften Zügen zu bringen, und begab sich zum neuen Statthalter, wohl in der Hoffnung, von diesem mindestens umarmt und geküßt zu werden. Welche Täuschung sollte ihr werden! Nach zweistündigem Harren in einem Vorsaale der Foresteria fing sie an ungeduldig zu werden und einen der Livreebedienten über die lange Zögerung übel anzulassen. Darüber kam es zu einem heftigen Wortwechsel und Geräusch. Da tritt Herr Farini heraus, um sich nach der Ursache des Skandals zu erkundigen. Als er die zorngtühende Nymphe der Mergellina im vollen Ausbruch ihrer ganzen Redseligkeit auf sich loseilen sah, vergaß er die Rücksichten gegen die Damen, von denen er nur die jungen liebt, so sehr, daß er sie eine Caragna nannte und ohne Weiteres zum Tempel hinauswerfen ließ.

Die auf's Tiefste indignirte Demagogin kehrt ingrimmig unter ihre Anhänger zurück, reißt vor den Augen der Fischerbevölkerung von ihrem eigenen Hause die grünweißrothe Fahne mit dem Kreuz von Savoyen herunter und erklärt den bestürzten Leuten, daß der rechte Arm des Königs, d. h. Farini, ein Grobian erster Klasse sei und daß die Könige alle über einen Leisten geschlagen wären.

Kleine Nachrichten.

Vorsintfluthliche Menschen. Die Einpaarler, welche das Menschengeschlecht sechs bis sieben tausend Jahre auf Erden sein lassen, mit einem „Paradiese" und „Adam und Eva", sind schon längst mit den Geologen auf gespanntem Fuße, deren Epochen Millionen von Jahren zählen. Die Geologen bringen handgreifliche Beweise von voradamitischen Leuten. Am 4. Oktober machte zu Cambridge in der Sitzung der britischen Genossenschaft für Förderung der Wissenschaften ein Herr Boyd Dawkins Mittheitungen über die „Wookey Hole Hyena Den", eine Höhle, welche durch Zufall entdeckt wurde. Man fand sie völlig mit allerlei Schutt, Steinen und organischen Ueberresten angefüllt. Dawkins hat sie untersucht. Er fand Asche von Knochen, Knochen vom Rhinoceros tichorrinus, neben Geräthen aus Feuerstein, in ähnlicher Weise wie sie (von Perthes) bei Amiens und Abbeville und im südwestlichen England zu Tage gefördert worden sind; sie waren aber von roherer Arbeit und stammen vielleicht aus früherer Zeit als jene. Sie lagen unter Schichten von Manganhyperoxydhydrat und zerreiblichen Knochen; am Boden der Höhle fand er Ueberbleibsel von Hyänen. Er zog den Schluß: daß Menschen in sehr frühen, vielleicht in den frühesten Zeiten ihres Daseins, in dieser Höhle wohnten, wie ja auch noch jetzt Menschen in Höhlen wohnen. Sie bereiteten sich ihre Werkzeuge und Waffen aus Feuersteinen, die aus den Kreidedünen in Wiltshire kamen, und aus einem Hornstein, welchen man gegenwärtig in dem grünen Sande der Black Down Hills findet. Pfeilspitzen verfertigten sie aus Knochen. Sie kannten den Gebrauch des Feuers und des Bogens und konnten wilden Thieren Widerstand leisten. Vor diesen Menschen waren in jener Höhle Hyänen, und nach ihnen gleichfalls. Dawkins hat nahe an 1000 Knochen, 1015 Zähne und 156 Kinnbacken vom Löwen, Wolf, Fuchs, zwei Bären, Dachs, Höhlenhyäne, Stier, sechs Arten Hirsch, dem irischen Elenn, Pferd und zwei Arten Rhinoceros gesammelt. Eine der letzteren, Rhinoceros hemilochus, liefert den Beweis, daß die Höhle der vorglacialen Periode angehört, während die anderen organischen Ueberreste der nachglacialen Periode angehören.

Auch der belgische Paläontologist Malaise hat in einer Höhle bei Engihoul, Provinz Lüttich, Ueberreste fossiler Menschenknochen gefunden. Die Höhle enthält ein Bett von porösem, kieseligem Treibsand von zwei bis drei Fuß Dicke. Unter diesem befindet sich eine nicht zwei Zoll dicke Stalagmitenlage, und als er diese untersuchte, fand er, von derselben bedeckt, zwei Unterkiefer und drei Stücke von einem Schädel. In jedem Unterkiefer befinden sich die drei letzten Backenzähne, alle bis auf zwei sehr abgenutzt; einer ist verfault. Die Schädelstücke sind als Fragmente vom Hinterhaupt und von den Scheitelwandbeinen identificirt worden; eines der letztern ist sehr dick, nämlich 8 Millimeter. Eine sorgfältige Untersuchung ergab, daß diese Knochen in Bezug auf Farbe, Grad der Zersetzung und Lagerstätte nicht abwichen von anderen thierischen Ueberresten, welche mit und neben ihnen unter dem Stalagmit lagen. — So häufen sich die Thatsachen und Beweise für das Dasein der Menschen in früheren geologischen Epochen. Lartet hat fossile Menschenknochen beschrieben, an welchen er Spuren von Wunden fand, welche von einem schneidenden Werkzeuge herrührten, und in einem ägyptischen Hypogäum hat man einen Schädel gefunden, der alle charakteristischen Merkmale des Negerkopfes zeigt.

Mensch und Affe. In England streiten sich die Naturforscher tapfer über die eventuelle Verwandtschaft zwischen diesen beiden Thieren herum. Wir unsererseits denken dabei an den Ausspruch des alten römischen Dichters, der mit einem alliterirenden Wortspiele sagt, daß ein so häßliches Vieh den Menschen sehr ähnlich sei:

Simia quam similis turpissima bestia nobis;

machen uns aber darüber gar keine Sorge, denn in sehr vielen Dingen, und gerade in den hauptsächlichsten, ist der Affe doch kein Mensch. So denkt auch der Archäolog Gardner Wilkinson, welcher (im Athenäum vom 11. Oktober) den Nagel auf den Kopf trifft. Er äußert sich in folgender Weise.

Während die Naturforscher darüber aus sind, die Aehnlichkeiten oder die Verschiedenheiten zwischen dem Gehirn und dem Schädel des Menschen und des Gorilla nachzuweisen, gerathen einige Leute in Unruhe darüber, daß es den Affen wohl einfallen könnte, sich für die Urahnen des Menschengeschlechts auszugeben. Aber wir können uns darüber beruhigen. Welche Annäherung auch zwischen dem Schädel der Menschen und der Affen gefunden werden möge, so haben wir doch die Ueberzeugung, daß der Unterschied zwischen beiden, sei er auch noch so klein, vollkommen hinreicht, um einen Schlagbaum zwischen der gegenwärtigen Verwandtschaft beider Racen zu ziehen. Aehnlichkeit der äußern Form hat offenbar wenig zu schaffen mit der Aehnlichkeit der Intelligenz. Kopf und Gehirn der Hundearten sind jenen der Menschen durchaus unähnlich, und doch kann sich kein Tschimpanse, Gorilla oder irgend ein anderer Affe an Intelligenz mit dem Hunde messen. Man hat, wegen der Hand, des allgemeinen Aussehens und des anatomischen Baues, welchen der Affe aufweis't, die Aehnlichkeit desselben mit dem Menschen übertrieben. Aber weder die äußere Gestalt noch eine gewisse Uebereinstimmung des Gehirns hat den Affen befähigt, Eigenschaften zu zeigen, welche der menschlichen Vernunft ähnlich wären. Jene Aehnlichkeit darf uns aber nicht beunruhigen, wenn wir sehen, daß die Intelligenz des Hundes, dessen Gestalt und Schädel doch so weit von jenen des Menschen abweichen, der menschlichen Vernunft sich weit mehr annähert, als die Intelligenz des Affen. —

Eine „Beunruhigung“ über die Streitfrage ist wohl nur in England möglich.

Die Menschenracen. Wir finden in den Sitzungsberichten der britischen Genossenschaft, Abthl. f. Geogr. u. Ethnologie, einige kurze Mittheilungen über einen Vortrag des hochbejahrten Crawfurd, dem wir eine treffliche Geschichte des Indischen Archipelagus, ein malayisches Wörterbuch, eine Beschreibung seiner Reise nach Siam und manche andere werthvollen Sachen verdanken. Crawfurd ist ein ausgezeichneter Mann, der sich von vielen, in Großbritannien noch landläufigen, in Deutschland und Frankreich von der Wissenschaft längst beseitigten Vorurtheilen frei gemacht hat. Er trat gegen die Einpaareler, die sogenannten Adam- und Eva-Monogenisten, auf. Er zeigte in seinem Vortrage, daß die Menschenracen, wenn sie unvermischt bleiben, konstant bleiben, und daß Zeit und Klima keine wesentliche Veränderung an ihnen hervorbringen. So ist der Neger in der Neuen Welt gerade so geblieben, wie er in Afrika war und ist; der unvermischte Spanier in Amerika gleichfalls, so der Parsi in Indien. Das Klima hat keinen Einfluß auf die Farbe. Die Lappländer leben nördlicher und sind doch dunkler gefärbt als ihre südlichen Nachbarn, die blonden Norweger und Schweden; jenseits des nördlichen Polarkreises wohnen die bräunlichen Eskimos, deren Farbe an jene der Malayen unter dem Aequator erinnert. In Südafrika leben gelbe Hottentotten und Buschmänner unmittelbar neben tiefdunklen Racen und den schwarzen Negern. „Zwischen der Hautfarbe des afrikanischen Schwarzen und jener des weißen Europäers, zwischen einem Hindu und einem Chinesen, einem Australier und einem nordamerikanischen Indier ist ein eben so großer Unterschied, wie zwischen Wolf, Schakal und Fuchs. Die Argumente, welche man für die Einerleiheit des Menschengeschlechts aus anatomischen Gründen herleitet, würden gleichermaßen beweisen, daß zwischen Schweinen und Bären und den zur Familie Canis gehörenden Thieren kein Unterschied sei.“

Crawfurd fand sehr schwache Gegner. Sir Charles Nicholson behauptete unter Anderm: in Indien seien die Juden schwarz geworden. Er meinte wohl jene in Malabar; aber die deutsche Kritik hat längst sonnenklar nachgewiesen, daß diese malabarischen Juden gar keine Semiten sind, sondern eingeborene Malabaren. In China seien die Juden äußerlich ganz zu Chinesen geworden, und es wäre doch bekannt, daß die Juden nur unter sich selber Heirathen abschlössen. In Amerika zeige sich bei den Weißen eine Annäherung an die Physiognomie der Indianer; sie verlören den Bart und ihr Gesicht würde beilartig.

Solche Art zu argumentiren dürfte man in einer deutschen Naturforscherversammlung nicht zur Schau tragen.

Thierleben in der Meerestiefe. Das Thier- und Pflanzenleben im Ocean ist nicht etwa unordentlich durcheinander vertheilt, sondern die verschiedenen Arten wohnen in bestimmten Zonen, Gürteln, die bei der höchsten Flutmarke beginnen und abwärts bis in die größte Tiefe reichen, welche mit Hülfe des Senkbleies ergründet worden ist. Die europäischen Meere hat man in vier Gürtel getheilt; jeder derselben enthält seine eigenen typischen Organismen oder Gruppen von Organismen; doch sind auch einige Organismen allen, und andere nur zwei oder drei Gürteln oder Zonen gemeinsam. Die erste Zone liegt zwischen der höchsten und niedrigsten Flutmarke, die zweite vom niedrigsten Ebbestande bis zu 15 Faden Tiefe (der Faden hält 6 Fuß, eine Klafter); die dritte ist die sogenannte Korallenzone und reicht 30 Faden tiefer als die zweite, und die vierte oder tiefe Korallenzone umfaßt die übrige Tiefe.

Lange nahm man an, daß tiefer als 300 oder höchstens 550 Faden das Leben völlig erlösche oder doch nur sehr schwach sein könne; das thierische Dasein beschränke sich in der tiefen Korallenzone auf Tiefen, die an verschiedenen Oertlichkeiten nur wenig verschieden seien. Die Verhältnisse von Druck, Luft, Temperatur und Licht wären in großen Tiefen dem Thierleben hinderlich, und diese seien leblose Einöden. Neuere Forschungen haben diesen Irrthum beseitigt und das Athenäum vom 11. Oktober bringt dafür aus Wallich's neuesten Berichten allerlei Belege.

Wallich, welcher 1860 vom Schiffe Bulldog aus im Nordatlantischen Ocean Tiefmessungen vornahm, stellt fest, daß Thierleben sehr reichlich in weit größerer Meerestiefe vorhanden sei, als man seither annahm. Die Forschungen erstreckten sich bis in die neueste Zeit vorzugsweise auf europäische Seetheile in der Nähe der Küsten, nicht auf die „düsteren, unergründeten Tiefen des Oceans“. Nun sagt Wallich im Wesentlichen Folgendes:

Die natürlichen Bedingungen, welche in sehr beträchtlichen Tiefen vorwalten, sind zwar wesentlich verschieden von denen, die näher der Oberfläche zu als maßgebend erscheinen, aber sie sind nicht unverträglich mit dem Thierleben. Man hat früher dagegen Folgendes eingewandt: Die Erfahrung habe gelehrt, daß Wasser in einer Tiefe von 1000 Fuß auf den $^{1}/_{340}$sten Theil seiner eigenen Masse zusammengedrückt wird; bei beträchtlicheren Tiefen würde die Compression wohl noch stärker sein; dort würden auch Sand, Schlamm &c. zusammengedrückt und komprimirt werden. Darüber konnten allerdings nur wirkliche Peilungen Aufschluß geben.

James Roß bemerkt in seiner Reise nach den südlichen Polarmeeren (1839 bis 1843), der allgemeinen Annahme der Naturforscher entgegen, habe er keinen Zweifel, daß man auch in den allerbeträchtlichsten Tiefen Thierleben finden werde; denn auch der stärkste Druck in der größten Tiefe scheine diese Kreaturen nicht zu afficiren. Wir haben, sagt er, bisher keinen Punkt über 1000 Faden hinaus bestimmen können, aber aus dieser Tiefe sind, mit dem Schlamme zugleich, Muschelthiere zu Tage gefördert worden. Damit deutet er auf die Peilungen von John Roß im Jahre 1819. Gegen negative Schlüsse war also eine positive Erfahrung gegeben.

Aber man machte noch immer den „starken Druck“ geltend gegen submarines Leben in großen Tiefen; dann auch Mangel an Luft, Licht und Nahrung. Allerdings beträgt der Druck bei einer englischen Meile (1760 Yards) 2640 Pfund, gleich 160 Atmosphären, auf jeden Quadratzoll. Bei 4000 Faden, also etwa $4^{1}/_{2}$ Meile, beträgt er 750 Atmosphären, und bei einer Tiefe von 20 Miles würde Wasser, das von allen bekannten gemischten Stoffen am wenigsten kompressibel ist, auf ein Einundzwanzigstel seines ursprünglichen Volumens zusammengedrückt werden. Ein solcher Druck müßte ohne allen Zweifel solche Thiere zerstören, welche derart geeigenschaftet sind, daß sie unter einem Druck von nur wenigen Atmosphären leben können; aber solchen, welche vermöge ihres Baues die Fähigkeit besitzen, sich sehr verschiedenen Tiefen anzubequemen und das Princip progressiver Anpassung in sich haben, solchen Thieren würde dieser starke Druck nichts anhaben. Und wenn außerdem der Uebergang von einem Grade des Druckes zu einem andern nur allmälig und das Thier auch noch einfach organisirt ist, so mag es sehr verschiedene Grade des Druckes aushalten können. Selbst der Mensch kann eine Verminderung von fast der Hälfte des normalen Druckes aushalten, wenn sie allmälig und stufenweise stattfindet.

Läßt man diese Beweisführung als richtig gelten, so kann man begreifen, daß Wallich Seesterne (Ophiocomae) aus einer Tiefe von beinahe anderthalb Miles, 1260 Faden, herauszog. Als sie aus dem Wasser an's Licht kamen, waren sie nicht nur lebendig, sondern bewegten noch anderthalb Viertelstunden lang ihre Stacheln. Während man sie aus der Tiefe heraufzog, gewöhnten sie sich allmälig an den verminderten Druck, der von anderthalb Tonnen (3000 Pfund) auf den Quadratzoll sich bis zu 15 Pfund verminderte. Sie gingen durch jede Zwischenstufe und wären vielleicht noch länger am Leben geblieben, wenn man sie in ihrem natürlichen Element gelassen hätte. Aus dieser Thatsache zieht man nun die Folgerung, daß Kreaturen von ähnlichem Bau, bei hinreichend allmäliger Abstufung, jeden Druck aushalten können.

Nun erheben sich allerdings Zweifel, ob jene Seesterne wirklich aus einer Tiefe von 1260 Faden heraufgeholt worden sind; sie könnten ja aus einer geringern gekommen sein. Dem widerspricht Wallich ganz entschieden. Er bemerkt, daß er von den Seesternen, unmittelbar nachdem er sie am Bord hatte, einen genau untersuchte und in der Verdauungshöhle eine Anzahl frisch aussehender Globigerinae mehr oder weniger aufgebrochen fand, winzig kleine, gestaltlose gelbe Partikelchen, einige wenige hellgelbe Oelkügelchen und etliche Eierchen. In zwei anderen Seesternen, welche er nachher untersuchte, fand er auch solche Globigerinae. Bei demselben Fange, welcher jene Ausbeute ergab, und bei manchen anderen kamen auch kleine walzenförmige Röhren vor, die ganz aus sehr kleinen Globigerinen, Muscheln und noch winzigkleineren Kalkresten zusammengebaut waren. In den Röhren befanden sich einige Arten von Anneliden. Nun beweist das Vorhandensein von solchen Annelidenröhren allerdings nicht die Lebenskraft ihrer Insassen in jenem Augenblicke, noch jene der Foraminifera und der Schwämme, welche das Material zum Bau der Röhre hergeliefert haben. Aber wir wissen, daß alle Anneliden, die in Röhren wohnen, ganz wesentlich Geschöpfe sind, die nur auf dem festen Grunde leben, und daraus ergiebt sich mit Sicherheit, einmal, daß die Röhren auf dem Meeresgrunde gebaut werden, und sodann, daß Anneliden dort vorhanden sind, welche jene Röhren gebaut haben. Globigerinen schwimmen nicht umher und bilden keine Ablagerungen in seichtem Wasser. Man ist deshalb zu dem Schlusse berechtigt, daß jene Seesterne auf dem tiefen Meeresgrunde wohnen und sich dort ernähren.

Wallich brachte aus der Tiefe von 1260 Faden nicht weniger als dreizehn Seesterne herauf; ihr Durchmesser betrug von zwei bis fünf Zoll; sie hatten sich konvulsivisch an einen Theil der Loth-

leine angeklammert, welche unten an der Hauptleine befestigt war und lange genug auf dem Meeresgrunde gelegen hatte, um den Seesternen zum Anklammern Zeit zu lassen. —

Wir haben im Globus I, Seite 284, mitgetheilt, daß auch Torrel auf seiner Expedition nach Spitzbergen Tiefmessungen veranstaltete. Er ließ, vermittelst des sogenannten Mac Clintock-Apparates, aus einer Tiefe von 2800 Yards eine kompakte Masse Thons heraufholen; daran fand er verschiedene Seethiere, namentlich ein Polyparium, und an demselben einige Tunicata, eine zweiklappige Muschel, Anneliden und eine hellfarbige Crustacee.

Das Athenäum hebt diese Thatsache hervor und legt namentlich auf den Umstand Gewicht, daß die Crustacee hellfarbig gewesen sei. Es sei nun der Beweis geliefert, daß Organismen, welche eigentlich darauf angelegt sind, in seichtem Wasser zu leben, in großen submarinen Tiefen leben und sich akklimatisiren können. Auch die Seesterne, welche Wallich aus 1260 Faden Tiefe bekam, waren so glänzend gefärbt, als ob sie stets in gemäßigten Meereszonen und im seichtesten Wasser gelebt hätten, während, seltsam genug, Individuen derselben Species, die man in den westgrönländischen Föhrden aus einer Tiefe von 100 bis 200 Faden erhielt, dunkelfarbig waren.

Eine Walfischjagd bei den Orkaden. Man behauptet oft, daß die Zahl der Walfische beträchtlich abgenommen habe, seitdem sie in allen Meeren so eifrig verfolgt werden. Die Zahl der gewöhnlichen Walfische und jener, welche das Spermaceti liefern, mag allerdings etwas vermindert worden sein; daß aber immer noch Walthiere in sehr großer Menge vorhanden sind, leidet keinen Zweifel, denn die Beweise dafür sind vorhanden. Eben jetzt meldet ein Blatt, der Orkney Herald, daß sich bei der Insel Scapa an einem schönen Tage, Mitte Oktobers, ein Schwarm von „Bottle noses" habe blicken lassen. Die ganze Bevölkerung des Fleckens lief zusammen, um das merkwürdige Schauspiel zu beobachten. Der Schwarm zählte zwischen zwei- bis dreihundert Walthiere, und mehr als achtzig Ruder- und Segelboote stachen sofort in See, um sie auf den Strand zu treiben. Die Wale schwammen der Küste zu, die Boote fuhren ihnen in den Rücken, bildeten einen großen Halbmond und boten Alles auf, die Seeungethüme an die Küste zu jagen. Von einem Ende dieses Halbkreises bis zum andern schrien und riefen die Bootsleute unaufhörlich, um die Wale zu erschrecken; das Wetter war prächtig und ein frischer Wind wehte nach dem Lande hin. Man glaubte sich schon einer reichen Beute sicher. Der Strand von Scapa ist für eine solche Jagd ganz geeignet, und geriethen die Wale auf den Strand, so war sicher, daß kein einziger mit dem Leben davon kam. Sie waren der Küste schon ganz nahe, die Seeleute hatten ihre Harpunen und Lanzen zur Hand, viele waren schon bereit ins Wasser zu springen und das Gemetzel zu beginnen. Aber die Wale merkten Unrath, machten wie auf Befehl eine Schwenkung, drehten sich allesammt um, streckten ihre glänzenden Flossen und schwarzen Köpfe über das Wasser und schwammen rasch wieder nach der hohen See zu. Dann theilten sie sich in zwei Abtheilungen, durchbrachen tapfer und rasch die Bootlinie und dabei war der Ocean so bewegt, daß mehr als ein Fahrzeug in Gefahr kam, zu kentern. Der ganze Vorgang war in hohem Grad aufregend. Die Wale sammelten sich, nachdem sie dem Feind entgangen waren, zu einem großen Haufen und schwammen in „prachtvollem Style" weiter. Ihre großen Rückenflossen glitzerten in der Sonne und aus den Löchern des Kopfes spritzten sie Säulen von Gischt hoch in die Luft. Die Bootsleute wollten sie verfolgen und legten sich mit aller Gewalt an ihre Ruder, aber bald waren die Wale eine Meile weit voraus, und der Abend brach ein.

Zur Gesittung in Korsika. Auf dieser Insel ist noch Vieles, man weiß nicht, soll man sagen halbwild oder barbarisch. Jüngst fiel uns eine Arbeit von Clement in die Hände, in welcher amtliche Ziffern den Beleg zu diesem Ausspruche geben. Die französische Regierung hat sich namentlich unter König Ludwig Philipp Mühe gegeben, der Insel aufzuhelfen, und bis zum Jahre 1855 nahe an 20 Millionen Francs für Straßenbau verwandt, so daß vier Fünftel der 364 Gemeinden, welche die Insel zählt, Verbindungswege hatten. Aber die Dörfer liegen zumeist auf steilen Höhen, die Ebenen und das Flachland überhaupt hat man zum großen Theil verwildern und versumpfen lassen, und ein großer Theil ist mit Makis, Waldgestrüpp, überzogen. Der Moräste wegen ist das Niederland im Allgemeinen ungesund. Ein Drittel des Landes ist für Ackerbau nicht geeignet, aber auch 213,000 Hektaren (je 200 Quadratruthen) eignen sich für Weinrebe, Oelbaum, Kastanien etc., liegen aber völlig wüst. In den angebaueten Distrikten wird die Ernte von Arbeitern besorgt, die vom italienischen Festland, aus Lucca, nach der Insel kommen. Ein sachverständiger Landwirth, Moll, hat aus eigener Beobachtung sich überzeugt, daß in einem großen Theile der Insel auch der ärmste Bauer es verschmäht, das Land zu pflügen, zu besäen, Bäume zu pflanzen oder auch nur die Weinstöcke zu beschneiden; das Alles läßt er die Lucchesen verrichten, welche er dafür baar bezahlt. „Die Korsen wenden sich von aller Arbeit ab, bei welcher man sich bücken muß; aber weniger aus angeborener Trägheit oder aus eigentlichem Hang zum Nichtsthun, als aus Hochmuthsdünkel, aus übelverstandenem Stolze."

Die Volksmenge ist auf der Insel, die 159 Geviertmeilen Flächenraum hat, von 120,671 Seelen im Jahre 1741 auf 240,183 im Jahre 1856 angewachsen. Sie könnte aber, wie in den Römerzeiten, bequem eine Million Seelen ernähren. Das Klima ist in den nichtsumpfigen Gegenden prächtig, viel milder noch als das von Nizza, und die Moräste könnte man austrocknen. Wir haben neulich im Globus darauf hingewiesen, daß auf manchen Inseln des hinterindischen Archipelagus das Mark von ein paar Sagobäumen hinreicht, um vielen Menschen das ganze Jahr hindurch ihre Leibesnahrung zu verschaffen. Auf Korsika lebt eine Bauernfamilie von dem Ertrage, welchen ein paar Dutzend süße Kastanienbäume geben, und Milch und Fleisch hat sie von der Ziegenheerde, deren Unterhaltung nichts kostet, denn das Vieh wird in's Freie getrieben. Deshalb arbeitet der korsische Hirt nicht, oder höchstens, um sich eine Flinte zu verschaffen.

Erbfeindschaft zwischen Familien und Ortschaften, Blutrache, bildet noch immer eine wahre gesellschaftliche Pestbeule auf der Insel. Wenn folgende Ziffern nicht amtlich beglaubigt wären, so würde man sie kaum glauben. Der Präfekt von Ajaccio hat nachgewiesen, daß im Verlaufe der dreißig Jahre von 1821 bis 1851 die Zahl der Meuchelmorde viertausend dreihundert und neunzehn, sage 4319, betrug; durchschnittlich also in jedem Jahre etwa 150, oder alle 48 Stunden ein Mord. Kein Korse, der älter als zwölf oder vierzehn Jahre war, ging unbewaffnet; er trug auf dem Feld, auf dem Markt, in der Kirche selbst, ein paar Mordgewehre. Der Unfug war so arg geworden, daß die Regierung endlich, im Jahre 1853, zunächst auf fünf Jahre ein Gesetz erließ, demgemäß Niemand mit Waffen ausgehen durfte. Im Jahre 1852 waren 129 Individuen wegen Mordes verurtheilt worden, 1855 nur 42; die guten Folgen des Gesetzes traten also bald zu Tage. In dem letztgenannten Jahre kam auf der ganzen, gewerblich allerdings sehr tiefstehenden Insel kein einziger Bankerott vor, aber nicht weniger als 19,813 Individuen wurden polizeilich bestraft; Kindsmord, Fälschung, falsches Zeugniß, Falschmünzerei kamen gleichfalls nicht vor. In neuerer Zeit widmet die Regierung dem Volksunterrichte größere Sorgfalt; die Kirche und die zahlreiche Geistlichkeit, deren Beruf es gewesen wäre, sich darum zu bekümmern, haben ihn auf das Aergste vernachlässigt. Die gebildeteren Klassen sind ämtersüchtig.

Korsika, das alte Kyrnos, war im Alterthum eine Kornkammer und zählte, nach Plinius, dreiunddreißig blühende Städte. Es könnte fruchtbar sein wie Aegypten, hat herrliche Häfen, der Oelbaum gedeiht wunderbar. Aber heute findet man auf der ganzen Strecke von Calvi bis zum Golf von Porto, vom Gestade des Meeres bis zum Gebirge kein einziges Dorf, keinen urbar gemachten Acker, sondern nur Moräste, Wildniß und Gestrüppwälder!

Der schwarze König von Dahome ruht und rastet nicht; er schlachtet unermüdlich Menschen ab und veranstaltet unablässig, zum Jubel seiner Unterthanen, blutige Festopfer. Wir haben schon mehr als einmal diese Abscheulichkeiten, welchen ein religiöser Wahn zu Grunde liegt, geschildert, und es widersteht uns, noch einmal näher darauf einzugehen. Aber wir können doch nicht umhin, einige Züge mitzutheilen.

Der Befehlshaber des englischen Kreuzers Griffin, Kommandeur Perry, lag am 6. August vor Klein-Popo, einem Hafen vor der Küste von Dahome. Am Tage vorher erhielt er einen Brief von dem holländischen Kaufmann Euschart, der ein Handelshaus in Groß-Popo hat, und folgte dessen Einladung zum Besuche. Euschart ist als ein glaubwürdiger Mann bekannt und sein Bericht, welcher der englischen Regierung überschickt worden ist, enthält sicherlich die reine Wahrheit.

König Bahadung wollte einmal einen Holländer sehen. Als Euschart in Handelsgeschäften den zu Dahome gehörenden Hafenplatz Whaidah besuchte, überschickte ihm der Herrscher seinen Stab, das Symbol königlicher Befehle, und ließ ihn nach der Hauptstadt Abome entbieten. Die Kabosirs (Beamten) erklärten, sie würden ihn mit Gewalt dorthin bringen, wenn er nicht gutwillig gehe.

Am 26. Juni legte er sich in eine von sechs Negern getragene, von Soldaten geleitete Hängmatte, war am Abend des 28. in

Abome, bekam ein hübsches Haus zur Wohnung und wurde am 30. vom König empfangen, der ihm seine Freude darüber ausdrückte, daß er auch einmal einen Holländer sehe, und zwar gerade jetzt, da er sehr viele Leute zum Abschlachten bereit habe. Dann mußte Euschart viermal auf des Königs Gesundheit trinken, während die Kabosirs um ihn herumtanzten und Gewehre abfeuerten.

Am 1. Juli feierliche Audienz beim Könige, der von seiner weiblichen Leibwache, den vielbesprochenen Amazonen, umgeben war. Bahadung sprach portugiesisch.

Am 5. Juli. Man führte den Holländer auf den Marktplatz, auf welchem während der Nacht viele Leute abgeschlachtet worden waren. Euschart sah die Leiche eines Schwarzen aus Sierra Leone; dieser Mann war zuletzt Missionar zu Ischagga in Yoruba gewesen und wahrscheinlich während des letzten Vernichtungszuges, welchen Bahadung dorthin unternommen hatte, gefangen genommen worden. Man hatte ihn an einem Baume gekreuzigt. Der König saß auf einem Gerüst, hielt kriegerische Reden an das Volk, versprach, im November wieder einen Kriegszug gegen Abbeokuta zu unternehmen und ließ Kaurimuscheln, welche bekanntlich die Scheidemünze des Landes bilden, Baumwollenzeug und Rum vertheilen. Euschart sah ganze Reihen frischer Menschenköpfe aufgestellt; sie bluteten noch.

Vom 5. bis 10. Juli durfte der Holländer sein Haus nicht verlassen. Am 10. verspürte er ein Erdbeben; es war dasselbe, welches auch in der Hafenstadt Akkra Verwüstungen anrichtete. Der König ließ den Europäer auf den Markt holen, wo er, von den Amazonen umgeben, auf seinem Gerüste saß. Er äußerte, die Erdstöße seien seines Vaters Geist, welcher Klage darüber führe, daß die Bräuche (nämlich die Blutopfer) nicht in gehöriger Weise gemacht worden seien. Gleich darauf ließ er drei gefangene Ischagga-Häuptlinge vorführen und sprach: „Geht und berichtet meinem Vater, daß die Opfer von nun an besser als je sein sollen.“ Dann bekam jeder von ihnen eine Flasche Rum und eine Anzahl Kauris, wahrscheinlich als Reisegeld in die Ewigkeit, und nun schlug man ihnen die Köpfe ab. Nachher wurden vierundzwanzig Männer, die man derart in Körben befestigt hatte, daß nur die Köpfe zu sehen waren, dem Volke vorgeworfen und von diesem unter Tanz, Gesang und Geschrei todtgeschlagen. Wer so glücklich war, einen Kopf zu erbeuten, erhielt vom Könige zwanzig Silbergroschen Belohnung.

Am 11. Juli abermals großes Abschlachten.

Am 12. Juli wurden die Gerüste abgebrochen und das Volk belustigte sich den ganzen Tag über mit Singen, Tanzen und Schießen.

Nun wurden zehn Tage lang keine Menschen bei Sonnenlicht abgeschlachtet, wahrscheinlich aber bei Nacht.

Am 22. Juli führte man Herrn Euschart aus seiner Wohnung, um bei den Opfern im Palaste des verstorbenen Königs, der Ghezo hieß, anwesend zu sein. Wir wollen die Metzeleien nicht näher beschreiben; der König opferte dem Fetisch, und wenn Euschart sagt, daß die Zahl der versammelten Truppen wohl 50,000, einschließlich 10,000 Amazonen, betragen habe, so greift er mindestens um das Doppelte zu hoch. Nach diesem Opfertage durfte er wieder abreisen.

Sein Bericht enthält offenbar nur glaubwürdige Sachen; denn so ziemlich dasselbe ist auch von Forbes, Duncan und den katholischen Missionären berichtet worden, welche alle eine freundliche Aufnahme in dieser blutbefleckten, afrikanischen Charakterstadt gefunden haben.

Die Neger in Central-Amerika. Wir schilderten neulich (S. 17 bis 23) die Stellung der Schwarzen und Farbigen in Nordamerika, und theilten die Rede mit, welche Präsident Lincoln an eine Deputation dieser Leute gehalten hat. Er wollte sie zur Auswanderung nach Central-Amerika überreden; dort, sagte er, habe man gegen ihre Race nichts einzuwenden. Wir unsererseits wußten aber sehr wohl, daß man dort allerdings viel gegen dieselbe einzuwenden hat, und machten (S. 19) ein Fragezeichen. Lincoln hat inzwischen den von Schwindlern auf das Tapet gebrachten Auswanderungsplan wieder aufgeben müssen. Wir finden in einem Briefe aus Panama vom 28. September in der Augsburger Allgemeinen Zeitung Folgendes, und bitten die Leser, damit unsere Bemerkungen über die freien Neger in Westindien S. 84 zu vergleichen.

„Die Zeitungen aus Costarica, Nicaragua und Guatemala, welche uns der letzte Dampfer brachte, enthalten energische Proteste gegen die Negereinwanderung, welche Lincoln den centralamerikanischen Republiken als eine besondere Gabe des Nordens zugedacht hat. Man hat hier von der schwarzen Race schon mehr als genug und sträubt sich gegen das fatale Geschenk.“

„Der freie Neger ist in Central-Amerika roh, frech, sinnlich, träg und arbeitsscheu, obwohl er das heiße Küstenklima besser verträgt als jede andere Race. Alle übrigen Racen scheuen die Mischung mit der afrikanischen, denn sie bringt keinen Segen, und die Bastarde, welche sie mit Weißen und Indianern erzeugt, sind noch viel schlechter und lasterhafter als die Schwarzen von unvermischtem Blute.

„Wenn Costarica ausnahmsweise ein glückliches Land und, im Vergleich mit allen übrigen Republiken im spanischen Amerika, ein Musterstaat ist, so glauben gute Beobachter den Hauptgrund einzig und allein in der Reinerhaltung der weißen Race daselbst zu finden. Costarica hat, wie Chile, nur äußerst wenige Neger.“

Der Korrespondent der Allgemeinen Zeitung trifft den Nagel auf den Kopf und hat vollkommen Recht. Die verschiedenen großen Menschenracen haben ganz verschiedene Kulturwerthe, Anlagen und Begabungen.

Dieses sogenannte Racenproblem und die Stellung der dunkelfarbigen Menschen und der Mischlinge zur Civilisation und Kultur ist in unseren Tagen von ganz ungeheurer Bedeutung. Mit den platten Redensarten von der „Gleichheit aller Menschen“ kommt man nicht um einen Schritt weiter und erklärt rein gar nichts. Die Sache muß tiefer aufgefaßt werden, und die Thatsachen und Erfahrungen müssen, gegenüber der scheinphilanthropischen Floskel, zu ihrem Rechte kommen.

Wir werden im Globus eine Reihe von Beiträgen zur Erörterung dieser Frage geben, auf deren richtige Beantwortung, nicht blos für Amerika, ungemein viel ankommt.

Die neuesten Entdeckungen in Australien. In der jüngsten Zeit sind vier verschiedene neue Reisewege in den Karten von Australien verzeichnet worden. Jener von Burke und Wills liegt am weitesten nach Westen hin und fällt im Allgemeinen mit dem 141.° O. L. zusammen. Die Route Landsborough's liegt etwa einen halben Grad weiter nach Osten hin, jene Walker's noch mehr östlich; dann folgt Leichhardt's Route am Burdekin aufwärts, welche später Gregory in umgekehrter Richtung nahm. Diese Wege gehen von einem gemeinschaftlichen Punkt aus und liegen zwischen einer Linie, die man von der Spitze des Carpentariabusens einerseits nach Süden hin zieht, andererseits nach Südosten hin. Innerhalb derselben liegt die „Region der Entdeckungsreisen im Nordosten“. Die östliche Hälfte des großen Kontinents ist nun zum allergrößten Theil erforscht worden, doch bleibt immerhin noch manche Lücke auszufüllen. Aber von Landsborough's Reiselinie liegt nach Westen hin noch die andere Hälfte Australiens, etwa so groß wie ein Drittheil von Europa, und dort ist für Entdeckungsreisende noch ein großes Feld offen. Stuart durchzog den kleinen Theil, welcher zwischen Adelaide und dem Victoriaflusse liegt, aber westlich davon breitet sich eine unbekannte Welt aus, namentlich jene vom Spencergolf im Süden bis zum Exmouthgolf im Nordwesten. Die Australian and New Zealand Gazette bemerkt ganz richtig, daß es ganz eitel sei, über die Beschaffenheit dieser Region Muthmaßungen aufzustellen; möglicherweise könne sich aber herausstellen, daß Westaustralien im Norden nicht von einer dürren Wüstenei begrenzt werde, und das Gestadeland im Westen und Nordwesten einer eben so großen Entwickelung fähig sei, wie jenes auf der Ostseite. „Das Land mag wohl nicht so üppige Weideländereien darbieten, wie man sie in den hochkultivirten Gegenden Englands findet, und die Australier selbst heben hervor, daß die Gegenden, welche jetzt schon beweidet werden, allen Denen, welche an das saftige Grün englischer Wiesen gewöhnt sind, äußerst trocken und ausgedörrt erscheinen. Aber das Hornvieh gedeiht doch auf Strecken, auf denen, nach den Ansichten englischer Landwirthe, sich kein Thier ernähren könnte.“ —

Das ist richtig. Als Viehweide mag ein großer Theil des innern Australiens Nutzen haben können; aber zu einem Kulturlande können Gegenden, denen alle Gliederung fehlt und die doch immer halb und halb Wüsteneien bleiben müssen, nicht werden.

Die Kolonie Queensland im nordöstlichen Australien. Wir werden demnächst im Globus eine ausführliche Beschreibung dieser Region geben, welche schon jetzt eine nicht geringe Bedeutung gewonnen hat. Diese steigert sich rasch, und die letzten Nachrichten aus der Hauptstadt Brisbane, vom 15. August, geben abermals dafür Beweise.

Die europäische Einwanderung strömt rasch herbei. Binnen vier Wochen, im Juli, waren nahe an 2000 Köpfe eingetroffen, in Schiffen aus Liverpool, Hamburg, Glasgow und London. Dazu kamen noch etwa 500 aus anderen australischen Kolonien, und so erhielt Queensland im Laufe eines Monats einen beträchtlichen Zuwachs an kräftigen Leuten. Auf einem Liverpooler Schiffe

waren unterwegs 30 Leute am Typhus gestorben. Wir wollen beiläufig bemerken, daß die Engländer in Bezug auf zweckmäßige Ordnung und Sorgfalt für die Auswanderer noch lange nicht so weit sind, wie unsere Bremer und Hamburger.

Die Kaufleute in Brisbane und Ipswich haben angefangen, die Wolle, welche bis jetzt das Haupterzeugniß des Landes bildet, unmittelbar, nicht mehr über Sydney, nach Europa zu verschiffen. Die Kolonie ist auch reich an nutzbaren Hölzern und an Steinkohlen; sehr werthvoll zu mancherlei Gebrauch ist namentlich die Ceder- oder Moretonbay-Fichte, die wohl künftig im Schiffsbau eine Rolle spielen wird.

Die Queenslander sind Leute der „Ausdehnung“; sie haben von Brisbane an der Moretonbay, das etwa unter 33° S. Br. liegt, schon weiter nach Norden hin einige Niederlassungen gegründet, unter welchen Port Denison, 20° S. Br., die wichtigste ist. Sie blüht rasch empor, und von ihr aus sind Squatters weit umher in's Innere eingedrungen. An zwei neuen Flüssen, welche zwischen Port Denison und Rockingham entdeckt worden sind, will man auch neue Ansiedelungen gründen, und zwischen den beiden eben genannten Punkten wird eben jetzt eine regelmäßige Postverbindung hergestellt. Die Rockingham-Bay liegt zwei Grad nördlich von Port Denison.

Auch die eigentliche Nordküste wird nicht vernachlässigt. Der Gouverneur von Queensland, Sir George Bowen, wollte im August die nördlichste Spitze von Australien, Kap York, besuchen, um dort einen für Ansiedelungen geeigneten Punkt ausfindig zu machen. Auch sind bereits mehrere Partien, und zwar von Victoria aus, mit Rindvieh- und Schafheerden nach dem Carpentaria-Busen aufgebrochen; sie folgen den von Burke und Wills, Landsborough und Walker eingeschlagenen Routen und wollen sich auf Weideländereien unweit der Küste niederlassen. Auch aus Queensland ziehen Squatters mit Heerden dorthin, und es wird wohl nicht lange dauern, bis aus der neuen Kolonie Queensland zwei neue Kolonien im Norden herausgeschält werden.

Man streitet viel darüber hin und her, ob das Heranziehen chinesischer Arbeiter (Kulis) für Queensland zweckmäßig sei oder nicht. Die Racenabneigung spielt bekanntlich dabei eine große Rolle. Man ist „Pro- oder Anti-Kuli“. Gewiß bleibt, daß in jedem neuen Lande die Chinesen als rüstige Arbeiter werthvolle Dienste leisten.

Queensland eignet sich zum Baumwollenbau; gegenwärtig sind 450 Acres mit Baumwolle bestellt worden; die Ernte des Vorjahrs ergab von einem Versuchsfeld 200 Ballen, die nach Liverpool verschifft worden sind; allerdings ein kleiner Anfang, der aber wichtige Folgen haben kann.

Auch Gold fehlt der neuen Kolonie nicht. Man hat das edle Metall an den Peak Downs, bei Gladstone am Calliopeflusse und an manchen anderen Stellen gefunden, auch in der Nähe von Ipswich. Auch Spießglanz ist 90 Miles landeinwärts von dieser Stadt entdeckt worden.

Port Denison in Queensland. Diese Stadt ist im Jahre 1861 entstanden, und im Mai 1862 hatte sie schon ein ganz respektables Ansehen. Küstenschiffe aus Sydney und Rockhampton besuchten den Hafen, und die vermessenen, zum Verkauf ausgelegten Ländereien fanden willige Käufer, weil allwöchentlich Einwanderer kamen. Die Regierung ließ mehrere Gebäude aufführen; die Zahl der Läden zum Verkauf von Waaren betrug sechs, und die Postverbindung mit den Häfen der Ostküste war schon seit längerer Zeit in regelmäßigem Gange. Diese Stadt hat offenbar eine Zukunft, wie die Kolonie Queensland selbst. Port Denison besitzt einen schönen, sichern Hafen, liegt auf einem Hügel in einer bewaldeten Gegend und der Boden ist fruchtbar.

Die Baumwollennoth, in welche Europa durch den Unterjochungsplan der Nordunion gegen die südliche Konföderation, durch die heillosen Umtriebe der Abolitionisten und die gewissenlosen Stellenjäger der sogenannten republikanischen Partei gerathen ist, giebt doch auch den „Menschenfreunden“ in England zu denken. Von England aus ist der Brand in Nordamerika, welcher nun so gewaltige Verwüstungen anrichtet, in nicht geringem Maß angefacht worden. Man stellte sich philanthropisch hin in der Negerfrage, und nun müssen Hunderttausende von weißen Menschen hungern, während die Schwarzen in eine ärgere Klemme gerathen sind als je zuvor. Auf die Pseudophilanthropen paßt jetzt das Gleichniß vom Zauberlehrling: ihre Noth ist groß, und die Geister, welche sie riefen, werden sie jetzt nicht los.

Die Hauptmenge der Baumwolle kam bisher aus den nordamerikanischen Sklavenstaaten; weil sie durch Zwangsarbeit (im Durchschnitt acht Stunden am Tage) über regelmäßige Arbeit der Neger verfügten, konnten sie auch regelmäßig Baumwolle liefern. Auf diese Regelmäßigkeit war die gesammte Baumwollenindustrie gegründet; als jene aufhörte, kam die Störung. Noch hat Niemand den Nachweis geliefert, wie Regelmäßigkeit und Sicherheit im Bezuge der Baumwolle möglich sei, ohne Zwangsarbeit der Neger, oder wenn man vier Millionen Chinesen nach den heißen Gegenden Amerikas schafft. Diese Chinesen sind aber nicht da.

„Nun giebt man sich Mühe, aus allen Himmelsgegenden Baumwolle zusammenzukratzen, und bekommt doch nicht viel.“ So lasen wir in einem Handelsschreiben. Fast gleichzeitig fanden wir in der Times vom 3. Oktober einen Beleg zu diesem Ausspruche; dieselbe bringt amtliche Ziffern für jenes „Zusammenkratzen“ und vergleicht die Zufuhren, welche Großbritannien im ersten Halbjahre 1862 im Vergleich zu jenem von 1861 erhielt. Es bekam aus:

Schweden 234 Centner, (gegen 182 in 1861); Hamburg 468 (106); Holland 4047 (590); Belgien 3692 (14); Frankreich 45,590 (2680); Portugal 5036 (3059); Illyrien, Kroatien und Dalmatien 20,501 (7); aus der Türkei nebst Kleinasien 19,269 (181).

Aegypten 368,472 (205,915); von der ganzen Westküste Afrikas, auf welche man seit einem Menschenalter immer — aber stets vergebliche — Baumwollenhoffnungen gesetzt hat, 1260 Ctr. (584); vom Kap der Guten Hoffnung 1570 (212); Mauritius 17,688 (1032); Bombay 847,480 (656,691); Madras 145,571 (35,635); Bengalen 5086 (35); Ceylon 3290 (3181).

Westindien und Südamerika: Grenada 162 (41); St. Vincent 195 (11); Trinidad 299 (147); Demerara 2250 (1080); Hayti und Dominikanische Republik 1337 (1249); Neu-Granada 3797 (837); Peru 2252 (2009); Brasilien 103,232 (52,565).

Aus nachfolgenden Ländern war 1861 gar keine Baumwolle nach Großbritannien gekommen: jetzt lieferte Norwegen 85; Hannover 2; Spanien 531; Neapel 325; Malta 2137; Griechenland 823; aus Theilen der europäischen Türkei 174; Syrien und Palästina 1966; französisch Indien 442; China 143; Bahamainseln 17,490; Jamaica 507; St. Christoph 23; Britisch Honduras 9; Cuba 276; Puerto Rico 46; Meriko 6978; Venezuela 98 Centner.

Geringer als im entsprechenden Halbjahr 1861 waren die Zufuhren aus: Rußland kamen 4; Bremen 1005; St. Helena 819; Natal an der Südostküste Afrikas 14; Neusüdwales 1; Neu-Braunschweig 12,515; Neu-Schottland 278; holländisch Guyana 18; aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika **5,837,150 Centner,** und aus den argentinischen Ländern 81 Centner.

Für das Jahr vom 1. Juli 1862 bis dahin 1863 hat man folgenden, auf Muthmaßungen beruhenden, Voranschlag entworfen:

Indien 1,100,000 Ballen; Brasilien 150,000; Aegypten 200,000; Türkei 60,000; Griechenland 20,000; Italien 25,000; Amerika 50,000, und aus anderen Gegenden 25,000 Ballen. Das würde zusammen ausmachen 1,630,000 Ballen im Jahre oder 31,346 Ballen für jede Woche. Man sieht aber auf den ersten Blick, daß dieser Ueberschlag ganz oberflächlich ist.

England hat, wie obige Angaben zeigen, seine weit unter dem Bedarf bleibenden Zufuhren von Baumwolle, von denen es bei regelmäßigen Handelsverhältnissen während der letzten Jahre im Wochendurchschnitt mehr als 42,000 Ballen, je zu 4½ Centner, bedurfte, aus nicht weniger als sieben und fünfzig verschiedenen Ländern „zusammenkratzen“ müssen; und dazu kommt noch der Bedarf des europäischen Festlandes und der amerikanischen Nordunion!

Macao in China den Portugiesen definitiv abgetreten. Macao liegt unterhalb Kanton auf der Strominsel Hiang schan. Die Portugiesen erhielten 1537 von der chinesischen Regierung das Recht, sich dort niederzulassen; 1563 wurde ihnen dasselbe bestätigt, sie mußten aber seitdem einen Tribut von 500 Taels Silber zahlen. Die heutige Stadt wurde 1583 gegründet und bekam den hochtrabenden Namen Cidade de santo nome de Deos de Macao; bei den Chinesen heißt sie kürzer Ngao men. Diese hatten schon 1573 die Halbinsel des Eilands, welche den Portugiesen überlassen worden war, durch eine Mauer vom übrigen Land abgeschlossen und ließen das Thor von Soldaten bewachen. Im Jahre 1843 schloß der Gouverneur Ki ying von Kanton eine Uebereinkunft mit dem portugiesischen Gouverneur Pinto, demgemäß Macao eine portugiesische Besitzung sein sollte. Am 13. April 1844 erhielten die Portugiesen Erlaubniß, mit den damals geöffneten fünf Häfen zu handeln; auch wurde das Edikt von 1725 beseitigt, demgemäß nur 25 Macaoschiffe mit China handeln durften. In demselben Jahre wurde der Hafen für alle Völker eröffnet.

Nun melden die jüngsten Nachrichten aus Hong Kong vom 10. September, daß der Gouverneur Guimaraens einen Vertrag

abgeschlossen habe, demgemäß die Halbinsel Macao definitiv an die portugiesische Regierung abgetreten worden sei. Wir verstehen, nach dem was wir oben angeführt haben, nicht recht, was das heißen soll, da ja zu jenem Zwecke schon 1843 ein Vertrag abgeschlossen worden ist. Uebrigens setzt der neueste Bericht hinzu: „Obschon Macao seit den letzten zehn Jahren schon faktisch alle Privilegien eines unabhängigen Seehafens genoß, so war doch de jure das Verhältniß der Portugiesen zum Hofe von Peking nur das eines Pächters zum Lehnsherrn." Jedenfalls ist die Angelegenheit nun endlich geregelt worden.

Die italienische Expedition in Persien. Die amtliche Turiner Zeitung meldet, daß die Mitglieder derselben von den Einwohnern überall sehr freundlich aufgenommen werden und die Regierung ihnen nach Kräften Vorschub leiste. Am 13. August bestiegen die Professoren De Philippi, Lepona und Ferrata den Vulkan Demawend; ihre Barometermessungen ergeben für den Gipfel des Berges eine Höhe von 18,551 Fuß, also nicht etwa 20,000 Fuß, wie frühere Reisende annahmen.

Telegraphen in der Kapkolonie. Die Linie beginnt mitten in Kapstadt und wird geführt nach Caledon, Swellendam, Alival (Mossel Bai), George, Port Elizabeth und Witeneage.

Neue Dampfverbindung mit dem fernen Asien. Bisher hatte die englische Peninsular-Kompagnie ein Monopol für die Fahrten von Suez nach Indien und China, und von Seiten des Publikums sind manche Klagen gegen sie laut geworden. Gegenwärtig ist Frankreich als Mitbewerber aufgetreten, denn zwischen Marseille und Hong Kong ist eine regelmäßige Verbindung eingerichtet worden, an deren Postdampfer sich Linien von Point de Galle auf Ceylon nach Calkutta und von Hong Kong nach Schang hai anschließen. Der Gang der Dampfer, welche auf ihren Fahrten Aden, Point de Galle (richtiger Punta Galle), Singapore und Saigong in Cochinchina berühren, ist folgender: Abfahrt von Marseille am 19. jeden Monats, aus Suez 27., Ankunft in Aden 3., Singapore 20., Saigong 23., Hong Kong 28. — Rückfahrt: Hong Kong am 26. jeden Monats, in Saigong am 30., in Singapore 4, Point de Galle 11, Aden 21., Suez 27., Marseille am 5. — Man sieht, daß Frankreich es ernst nimmt mit seinen neuerworbenen Besitzungen im fernen Osten. Es sucht dort politischen Einfluß, denn sein Handel dorthin ist unbedeutend.

Ameisen auf Sankt Helena. Sie richten auf der Insel derartige Verheerungen an, daß sie zu einer fast unerträglichen Landplage geworden sind. In Jamestown haben sie jetzt Alles, was Holz an den Gebäuden ist, derart durchfressen, daß weiter nichts übrig bleibt, als einen großen Theil der Stadt niederzureißen und ganz neu zu bauen. Hausbesitzer und Miether sind in Verzweiflung. Die letzteren müssen unerhört hohen Zins geben und sind dann nicht einmal ihres Lebens sicher, weil sie jede Stunde den Einsturz der Wohnung befürchten müssen. Die Ameisen vermehren sich in schreckenerregender Menge und fressen Wäsche, Möbeln, Bücher, Papier, kurz Alles auf, was nicht von Stein oder Metall ist.

Der Bernsteinertrag in Ostpreußen. Man schreibt aus Memel, daß durch Baggerungen im Kurischen Haff bei Schwarzort, das etwa drei Meilen von dieser Stadt liegt, und aus den Gräbereien bei Proekuls Bernstein in großer Menge gewonnen werde. Der Handel hat dadurch einen großen Umfang erreicht. Die Sorte, welche bei den Ausbaggerungen gewonnen wird, ist heller als der gegrabene, aber die Stücke sind selten groß. Man findet den Bernstein in einer Tiefe von 18 bis 20 Fuß unter einer Schicht blauen Thons und umgeben von dem bekannten Seetang der Ostsee. Der Besitzer des Gutes Proekuls gewinnt durch die Bernsteingräbereien eine jährliche Pachtsumme von 1000 bis 1200 Thaler für jeden Morgen. Die Waare geht nach Danzig und besonders nach Leipzig und von dort vorzugsweise nach Wien und in die Türkei.

Die Staatseinnahme Schwedens ist für jedes Jahr der dreijährigen Budgetperiode, von 1863 bis 1866, auf je 33,647,358 Thaler veranschlagt worden, die Ausgabe auf 31,237,000 Thlr.

Volkszählung von Berlin. Nach der jüngsten Zählung zählte diese Stadt 547,571 Einwohner, davon 22,626 vom Militär. Im Jahre 1858 ergaben sich nur 458,637 Seelen.

Volksmenge von Mainz und Köln. Die Zunahme der Bevölkerung ist in Mainz sehr beträchtlich. Die eigentliche Stadt zählte 1858 erst 35,095 Köpfe, dagegen Ende Decembers 1861 schon 39,078, und mit Hinzurechnung der zur Stadt gehörenden Umgebung 40,772 Seelen. Die Gesammtzunahme war 4294. Dazu kommen 3604 Seelen in dem gegenüberliegenden Orte Castel. Mit dem Handel und der Handelsvermittelung sind in Mainz nahe an 1100 selbständige Etablissements beschäftigt und mit der Lederfabrikation und Lederverarbeitung 374 Unternehmungen. Das Leder, die Schuharbeiten und die Kunstschreinerarbeiten von Mainz sind weltberühmt.

Die Zahl der Bewohner Kölns ist von 114,183 im Jahre 1860 auf 113,081 am Ende des Jahres 1861 gefallen. Köln war 1815 eine Stadt im Verfall und hatte kaum 40,000 Einwohner. Aber 1828 war die Zahl schon auf 57,297 Köpfe gestiegen und sie nahm von da bis 1861 im Durchschnitt jährlich um 1690 Köpfe zu. Die dermalige Verminderung erklärt sich daraus, daß die Wohnungsmiethen eine übertriebene Höhe haben und deshalb viele Leute in benachbarten Ortschaften sich niederlassen. Dieselbe Erscheinung zeigt sich auch in anderen anwachsenden Städten, z. B. in Leipzig, wo die umliegenden Dörfer zu kleinen Städten emporgewachsen sind, welche wie ein Kranz den Hauptort umgeben.

Lübeck's Handel im Jahre 1861. Einfuhr 3,734,972 Centner im Werthe von 57,304,547 Mark Courant. Die Anzahl der eingelaufenen Schiffe betrug 1074 mit 85,978 Lasten. Von den Schiffen waren 311 Dampfer mit 40,440 Lasten.

Riesenbäume in Kalifornien. Wir haben jüngst wieder Mittheilungen über dieselben gebracht. Jetzt finden wir in amerikanischen Blättern eine Nachricht, die wir einfach wiedergeben, ohne uns ein Urtheil über ihre Richtigkeit zu erlauben. „Unweit vom Honey Lake am Abhange der Sierra Nevada liegt ein versteinerter Cederbaum, der am dicken Ende 40 Fuß im Durchmesser oder 130 Fuß im Umfange hat. Seine Länge beträgt 660 Fuß bis zu dem Punkte, wo er noch vier Fuß Durchmesser hält. Der übrige Theil dieses Baumriesen ist mit Sand bedeckt, und er ist noch nicht seiner ganzen Länge nach gemessen worden. Rechnet man, daß etwa 40 bis 50 Fuß unter dem Sande liegen, so ergiebt sich eine Länge von ungefähr 700 Fuß."

Eine mitteleuropäische Gradmessung. Zu einer solchen hat der preußische Generallieutenant Baeyer den Plan entworfen. Sie soll den Meridianbogen von Palermo bis Christiania umfassen; die unter und neben diesem Meridian in den einzelnen Ländern seither ausgeführten Dreiecksmessungen werden das Material bilden, mit welchem die Kommission zu arbeiten hat. Die hannoversche Regierung hat drei Mitglieder für dieselbe ernannt, unter diesen befindet sich auch Professor Riemann aus Göttingen.

Sicilianischer Schwefel. Die Produktion desselben liegt noch sehr im Argen, sowohl in Bezug auf die Föderung des rohen Schwefels, als auch auf das Schmelzen. Um das letztere zu bewirken, zündet man den Schwefel selbst an; man hat noch keine festgemauerten Schmelzöfen mit hermetischem Verschluß. Die Ausfuhr von Schwefel belief sich 1858 auf 3,171,956 Centner, 1861 auf 3,359,298 Centner. Zur Schwefelung der Weintraube verbraucht außerdem die Insel selber nicht weniger als 317,000 Zollcentner. Bei dem gegenwärtigen Preise entspricht eine Produktion von 2¼ Millionen Cantar, einem Geldwerth von etwa 5 Millionen preußischen Thalern.

Die Donaumündung. Man schreibt aus Galatz, daß der Wasserstand der Sulima im Allgemeinen recht gut sei, die kostspieligen Arbeiten haben also der Schifffahrt Nutzen gebracht. Auf den Argagnibänken ist aber nur 13 Fuß Wassertiefe, und deshalb müssen dort auch Schiffe von mittlerer Tragfähigkeit leichtern.

Die russische und die moldau-walachische Regierung haben gemeinschaftlich die Regelung und die Schiffbarmachung des Pruth in Angriff genommen. Der Fluß wird zu einem internationalen Strom erklärt. Er wird schon jetzt von Dampfern befahren.

Herausgegeben von Karl Andree in Leipzig. — Für die Redaktion verantwortlich: Herrmann J. Meyer in Hildburghausen. — Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen. — Druck von C. Grumbach in Leipzig

Streifzüge unter den Dayaks auf Borneo.*)

Erster Artikel.

Bedeutung Borneos. — Die Fülle tropischer Erzeugnisse. — Thierleben. — Der Orang utan. — Zwei Arten dieses Waldmenschen: Mias Pappan und Mias Rambi. — Lebensweise dieses Thieres. — Anekdoten und Jagdgeschichten. — Die Dayaks. — Die Landschaften der See-Dayaks. — Wohnungen. — Kleidung und Schmuck. — Stellung der Frauen. — Das Kopfabschneiden und der Seeraub. — Schifffahrt. —

Borneo ist die größte Insel im hinterindischen Archipelagus, eines der größten Eilande auf Erden, und sein Flächeninhalt kommt jenem von Deutschland mindestens gleich. Als die Portugiesen im Jahre 1511 zu jener Hafenstellung gelangten, fanden sie auf der Nordwestküste in Burni oder Bruni ein malayisches Sultanat, und übertrugen den Namen desselben, den sie in Bórneo verwandelten, auf die ganze Insel. Bei den Malayen heißt sie Tanah- (d. h. Land) oder Pulo- (d. h. Insel) Kalamantan. Seltsamer Weise haben die Europäer erst spät auf derselben sich festgesetzt; die Molukken, die Philippinen und Java nahmen vorzugsweise ihre Aufmerksamkeit in Anspruch. Die Holländer gründeten ihre erste Faktorei 1747, und zwar zu Banjarmassing an der Südostküste.



Befestigtes Dorf der Dayaks auf Borneo.

Es kann nicht fehlen, daß im Fortgange der Zeit diese schöne und fruchtbare Insel eine große Bedeutung gewinnt; sie hat eine üppige Fülle werthvoller Erzeugnisse, und seit Radscha James Brooke die Landschaft Saráwak an der Nordwestküste in Besitz genommen hat und Borneos Reichthum an Kohlen außer Zweifel steht, schenkt man ihr in

*) Narrative of events in Borneo and Celebes, down to the occupation of Labuan, from the Journals of James Brooke, by Captain Rodney Mundy. London 1848. 2 Voll. — Sarawak; its inhabitants and productions, etc. by Hugh Low. London 1848; ein reichhaltiges, ganz vortrefflich gearbeitetes Werk. — Life in the forests of the far East, by Spenser St. John. London 1862. 2 Voll. Dazu Ida Pfeiffers zweite Reise um die Erde und Schwaners Forschungsreise im südöstlichen Borneo.

Europa mehr Aufmerksamkeit als früher. Für die Völkerkunde ist gerade diese Insel von entschiedenem Interesse, denn wir finden bei den Eingeborenen, welche man mit dem allgemeinen Namen Dayaks zu bezeichnen pflegt, eine Menge von Eigenthümlichkeiten, durch welche sie sich von anderen Völkern wesentlich unterscheiden. In der neuen Zeit haben wir durch verschiedene Reisende eine Menge werthvoller Mittheilungen über diese Dayaks erhalten, und wir wollen versuchen, eine Schilderung ihres Lebens und Treibens zu entwerfen.

Die Bodengestaltung der Insel ist mannichfaltig. Sie wird von Gebirgen durchzogen, welche sich im Nordosten, im Kina Balu, d. h. der chinesischen Witwe, bis zu 13,700 Fuß aufgipfeln. Vom Gebirge herab strömen der Nordküste der Bruni, Redschang, Sarebas, Sakarran und Sarawak zu; an der Westküste münden der Sambas und der Pontianak, an der Südküste der Banjar, an der Südostküste der Koti und Passir. Sie alle sind mehr oder weniger schiffbar für Boote, und die Insel ist so reichlich bewässert, daß allein auf der nördlichen Küstenstrecke zwischen der Provinz Sarawak und der Stadt Bruni nahe an zwanzig Flüsse münden, welche lange Zeit den Seeräubern als Schlupfwinkel und Zufluchtsstätten gedient haben. Im Innern liegen Seen von nicht unbeträchtlichem Umfang, z. B. der Danau Malayu am obern Pontianak.

Schon früher (Globus I, 366) haben wir den landschaftlichen Charakter Borneos geschildert; hier wollen wir Einiges über die Landeserzeugnisse bemerken. Der Kohle haben wir schon erwähnt. Spießglanz findet man in mehreren Gegenden der Westküste, namentlich in Sarawak und am Sambas; Eisen ist in Menge über die ganze Insel verbreitet, Zinn fand man an den Grenzen von Sarawak und ebendaselbst auch Nickel. Auch Quecksilber hat man entdeckt, aber an Gold ist Borneo vorzugsweise reich, und die Diamanten, welche man in den Gebieten Sangau, Landak und Banjarmassing in großer Menge findet, stehen an Werth denen aus Indien und Brasilien gleich.*)

Das Klima ist für Europäer, welche sich nicht allzusehr der Sonne aussetzen, keineswegs ungesund und die Hitze in dieser äquatorialen Region nicht allzudrückend. Viele Gegenden sind vortrefflich für den Anbau des Zuckerrohrs geeignet, das bei den Dayaks ohne alle Pflege weit kräftiger wird als selbst auf Ceylon, wo man doch den Plantagen so große Sorgfalt angedeihen läßt. Bei Sarawak, wo die Chinesen dasselbe bauen, wird es achtzehn Fuß hoch. Muskatnüsse, Gewürznelken und Zimmt sind von Europäern in Gärten versuchsweise gepflanzt worden und trefflich gediehen; für europäische Gemüse ist das Klima zu heiß, doch kommen einige Arten Bohnen, Gurken, Endivien, Spargel und Paradiesäpfel leidlich im Flachlande fort; im Gebirge würde für sie bei entsprechender Höhenlage die geeignete Temperatur leicht zu ermitteln sein. Den Malayen ersetzt der Kohl der Nibong-Palme das Gemüse; er ist das Herz der noch nicht aufgebrochenen Blätter, sehr weiß und schmeckt wie Nuß; besser als die Kokosnuß, aber nicht so fein wie die Nuß von der Arecapalme (Pinang). Die Nibong wächst in außerordentlicher Menge an den Mündungen der Flüsse, und ihre runden Stämme, die etwa sechs Zoll im Durchmesser halten, werden als Pfähle beim Häuserbau benutzt, auch bereitet man Latten und Sparren aus denselben. Die zarten Sprossen des Bambus sind ein Lieblingsgemüse der Dayaks. Unter den verschiedenen Arten Bambus wird der Bulu Ayer oder Wasserbambus an Bergabhängen bis zu sechszig Fuß hoch; sechs andere Arten Bambus sind nicht minder nützlich und werden auf sehr verschiedene Weise verwandt. Das Hauptnahrungsmittel ist der Reis, daneben in manchen Gegenden der Sago; die Palme, welche ihn liefert, wächst in sumpfigem Boden und wird nicht über dreißig Fuß hoch. Aus der Frucht der Gomuti-Palme bereiten die Dayaks ein geistiges Getränk. Die Areca-Palme, deren Blüthe so prächtig duftet, liefert die Betelnuß, welche mit Kalk und Gambir in Sirihblätter gewickelt und von Malayen und Dayaks gekaut wird. Mit den Blättern der niedrigen Nipa-Palme, welche man in sogenannte Ataps zusammenbindet, deckt man die Häuser; der Mangrovebaum giebt gutes Brennholz. Zu diesen Bäumen kommt noch der Barus-Kampfer (Dryobalanops camphora, verschieden von dem japanischen Laurus camphora), der nur auf Sumatra und Borneo wächst. Man findet den Kampfer in festem Zustande in den Spalten des Holzes, und gewinnt ihn sehr leicht, indem man den Baum umhaut, in Blöcke theilt und diese mit Keilen zerspaltet. Dann nimmt man den weißen, durchsichtigen Kampfer heraus. Einige Bäume aus dem Geschlecht Dipterocarpus geben eine Nuß, aus der man ein fettes Oel preßt; es ist im europäischen Handel als vegetabilisches Wachs bekannt; man läßt das Oel erkalten und es wird dann so fest wie Spermaceti, dem es äußerlich gleicht. Auch Niato, das heißt Gatta Pertscha, fehlt nicht, eben so wenig Gummi Damar, Baumwolle, Pfeffer und Tabak.

An reißenden Thieren ist Borneo arm. Der Tiger, welcher auf der Halbinsel Malacca, auf Sumatra und Java mit Recht so sehr gefürchtet wird, fehlt gänzlich; statt seiner tritt eine Pantherart (Felix macrocelis) auf; auch sind mehrere wilde Katzenarten vorhanden. Der Elephant fehlt auch, das Rhinoceros soll (??) im Innern vorhanden sein, ist aber jedenfalls selten; der kleine malayische Bär (Ursus malayanus) kommt an der Westküste vor und ist im Innern sehr häufig. Er lebt von Pflanzenkost und liebt Honig, den er von den Bäumen herabholt. Wilde Schweine, Hirsche und Rehe sind in Menge vorhanden.

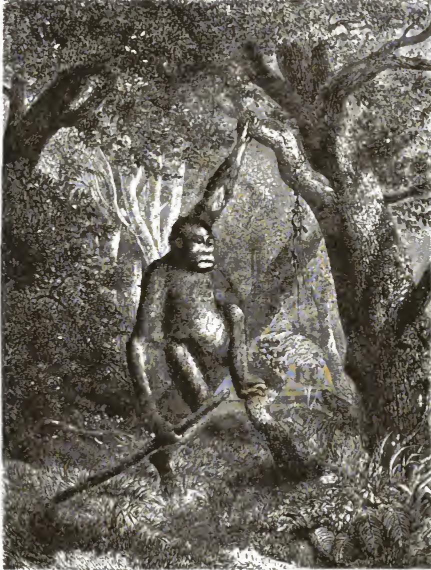
Die Nordwestküste von Borneo ist die eigentliche Heimath des Orang utan, der bis vor Kurzem für den größten und stärksten aller Affenarten galt, bis ihm nun der afrikanische Gorilla diesen Rang mit Erfolg streitig gemacht hat. Europäische Jäger, welche die Insel besuchen, brennen darauf, ein solches Thier zu erlegen, und in den Reisewerken über Borneo spielt er eine große Rolle.

Auch der vortreffliche Radscha von Sarawak, James Brooke, den unsere Leser kennen (Globus Nr. 11 u. 12), brannte darauf, einen solchen „Waldmenschen" zu erlegen und die Dayaks boten ihrem Freunde gern die Hand dazu. Sie hatten kurz vorher ein Affenkind aus den Armen der Mutter geschossen und diese verwundet. Die Alte ließ das Kleine vom Baume herabfallen, flocht, obwohl blutend, die Zweige zu einen Nest zusammen, setzte sich ruhig hinein und war nach ein paar Stunden todt. Sie blieb aber auch als Leiche im Nest, und es kostete Mühe sie herunterzuholen, denn der Baum war hoch und die Dayaks hatten große Mühe hinaufzuklettern.

Brooke sagt aus eigener Beobachtung, daß die Orang utan's träg und langsam in ihren Bewegungen seien; selbst wenn die Jäger schreien und ihre Gewehre abfeuern, bewegen sie sich aus den Zweigen eines Baumes nach jenen eines andern nicht rascher, und ein Mann, der unten im Waldgestrüpp geht, kann sehr wohl mit ihnen Schritt halten. Oft flohen sie nicht einmal; wenn sie ein paar

*) Der Sultan von Matan besitzt einen ungeschliffenen Diamant von 367 Karat; geschliffen würde derselbe 183½ Karat haben und, nach Crawfurd, 269,378 Pfund Sterling werth sein.

hundert Schritte weit fortgeklettert waren, hielten sie an und ließen die Verfolger ganz nahe heran kommen. Im Allgemeinen suchten sie die allerhöchsten Baumäste und blieben dort unbeweglich, wenn auch auf sie geschossen wurde, und die Gegenwart der Menschen schien sie nur wenig zu kümmern. Ich habe nur ein einziges Mal gesehen, daß ein Orang utan floh; es war ein junges Männchen, das aber auch sich nicht weit entfernte. Seine Bewegungen waren langsam und geschahen mit einer gewissen Ueberlegung, und dasselbe habe ich auch bei Jungen in der Gefangenschaft beobachtet. Jenes Männchen, ein junges **Rembi** (s. weiter unten), ließ, nachdem es verwundet worden war, ein grunzendes Gebell hören; bei Gezähmten vernimmt man es, wenn sie ängstlich und wüthend sind. Nie habe ich gesehen, daß ein Orang utan irgend einen Gegenstand auf seinen Verfolger herabwirft; die Eingeborenen behaupten das allerdings, ich fand aber, daß nur dürre oder faule Zweige von den Bäumen herabfielen, welche beim luftigen Gehen und Klettern des Thieres abbrachen. Im Ganzen sind diese Thiere träg und harmlos und man kann ihnen sehr leicht ankommen, aber ihre Lebenskraft ist ungemein zäh. Ich sah einen Rembi, der schon sechs Kugeln im Leibe hatte, aber erst die siebente, welche den Schädel zerschmetterte, gab ihm den Rest.



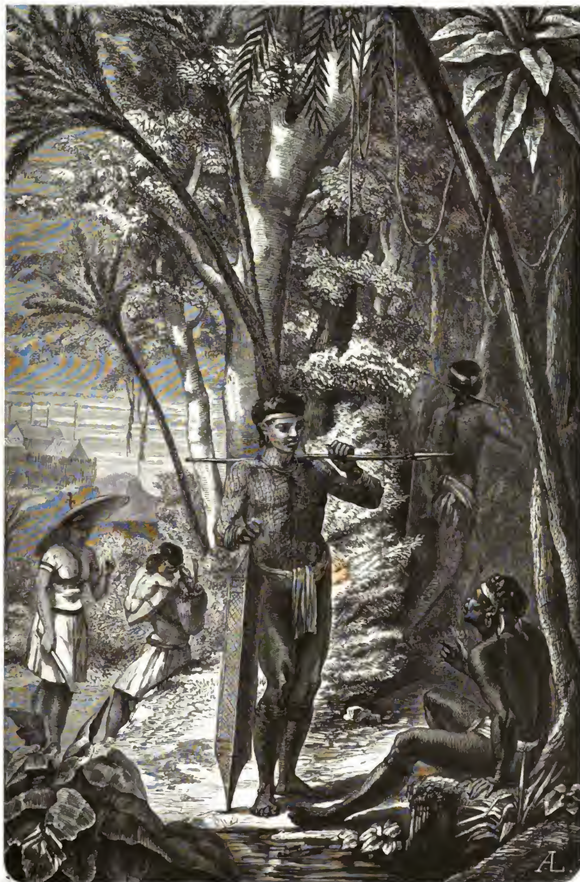
Orang-Utan auf Borneo.

Die größten **Mias pappan** (die zweite Art von Orang utan) habe ich nicht gesehen, glaube aber, daß Alles, was die Eingeborenen über die Wildheit und Grausamkeit derselben erzählen, stark übertrieben sei; wohl aber mag es dann und wann vorkommen, daß ein altes Männchen sich gegen einen Mann zur Wehr setzt. Ein malayischer Häuptling sagte mir, er wolle sich getrauen, auch den allergrößten Mias gefangen zu nehmen, und zwar auf folgende Weise: „Wenn wir ihn auf einem Baume sitzen sehen, dann gehen wir geräuschlos näher, hauen die Bäume ab und zuletzt den, auf welchem er sitzt, und dann fällt er mit zur Erde. Mit Schlingen, die wir an langen Stangen bereit halten, umwickeln wir ihn und fangen ihn ein." Das mag ganz richtig sein, geht aber nur an, wenn die Bäume nicht allzudick sind.

Beide **Mias-Arten**, sowohl der **Pappan** wie der



Dayakfrauen auf Borneo.



Dayaks auf Borneo.

Rembi, bauen sich Nester oder Behausungen auf den Bäumen aus zusammengeflochtenen Blättern und Zweigen, die einem Krähenneste ähneln. Die Eingeborenen suchen das Nest auf, schlagen an den Baum, auf welchem sich ein solches befindet, und der Orang utan giebt dann einen grunzenden Laut von sich. Bei Vollmond ist der Mias regsamer als sonst und schweift umher, aber bei Neumond zeigt er sich träg und bleibt gern in seinem Neste. Die Dayaks sagen, bei Neumond habe er Fieber, es ist aber sehr wahrscheinlich, daß er bei Vollmond die Weibchen aufsucht. Wenn die Früchte reif sind, also etwa im November, kommt er gern in die Nähe der menschlichen Wohnungen, im Uebrigen hält er sich meist im Innern der Wälder auf, und die Beschaffenheit seiner Zähne beweist deutlich, daß er auch von Früchten mit harter Schale sich nährt. Er soll auch die Rinde gewisser Bäume essen. Man findet die Thiere immer vereinzelt und nur dann und wann Männchen und Weibchen in Gesellschaft.

Alle Eingeborenen stimmen darin überein, daß es zwei besondere Arten von Orang utan's gebe, und daß bei der größern Art, dem Pappan, Mann, Frau und Kind durch Schwielen auf den Wangen sich von der andern Art, dem Rembi, unterscheiden. In manchen Gegenden findet man nur die eine oder andere Art allein. Brooke hatte im Jahre 1840 schon achtzehn Orang utan-Schädel gesammelt, zumeist vom Pappan, welcher vorzugsweise an den Flüssen unweit von der Meeresküste sich aufhält. Am Sadongflusse sind aber beide Arten häufig. Der Rembi ist die kleinere Art und hat keine Schwielen auf den Backen. —

Dies sind die Nachrichten Brooke's, sie weichen aber von jenen Hugh Low's in einigen Beziehungen ab. Mias ist die Benennung, welche die Dayaks, also die eigentlichen Eingeborenen der Insel, dem Waldmenschen, denn das ist die Bedeutung des malayischen Orang utan, beilegen. Daß es zwei Arten gebe, den Pappan und den Rembi, bestätigt auch Low, ebenso daß der erstere größer sei und sich durch die Schwielen von dem kleinern Rembi unterscheide. Auch hat jener eine stärkere Fülle langen rothen Haares. Obwohl beide Arten in manchen Gegenden zusammen gefunden werden, so vermischen sie sich doch nicht miteinander. Auch der Pappan wird nicht so groß, wie oftmals behauptet worden ist, und selten länger als fünf Fuß, vom Fußhacken bis zur Schädellänge gemessen; nimmt man aber noch die Länge des sehr großen Fußes hinzu, dann kommt allerdings mehr heraus. Die Mias springen nicht von Baum zu Baum, was doch andere lebhaftere Affen thun, sondern gehen immer sicher, indem sie mit den Händen die Stärke der Aeste und Zweige prüfen. Häuser oder Hütten bauen sie im Walde nicht, sondern leben wie andere Affen. Ueber die von Brooke erwähnten Nester sagt Low nichts. Dagegen erzählt er folgende hübsche Jagdgeschichte, welche ihm ein Malaye zum Besten gab und deren Wahrheit wir natürlich dahingestellt sein lassen.

Das Feld eines Dayaks wurde allnächtlich von einem Orang utan heimgesucht. Das verdroß aber den Mann und deshalb nahm er einen Speer und ging in einer mondhellen Nacht hinaus, um dem Mias aufzulauern. Der fand sich denn auch richtig ein, raufte Zuckerrohr aus, setzte sich dann auf einen umgefallenen Baumstamm und that sich mit der Süßigkeit eine rechte Güte. Während er es sich wohl schmecken ließ, kam der Dayak näher herangeschlichen und rannte dem Mias seinen Speer in den Leib. Aber er hatte auch ein Haumesser, weil er wohl wußte, daß ein verwundeter Mias sich zur Wehre setzt und seinen Gegner nicht schont. Diesmal hatte er aber die Waffe nicht nöthig; denn als der Mias sich umwandte, um zu sehen, wer ihn gestochen habe, fiel aus dem Baum ein Bär auf ihn hinab, ursprünglich wohl nur, um sich einen Theil der süßen Mahlzeit anzueignen. Der Mias, welcher den Dayak noch nicht gesehen hatte, hielt den Bären für seinen Feind und biß und kratzte ihn. Er grunzte und der Bär brummte, der Mann aber trat rasch zurück und ließ die beiden Kämpfer allein ihre Sache ausfechten. Als er am andern Morgen wieder hinging, lag der Bär todt im Felde, und der Mias, der auch eine Leiche war, nicht weit von ihm. Dies die Jagdgeschichte. Low fügt hinzu, daß er mehrere von den Mias verstümmelte Dayaks gesehen habe. Einigen waren zwei bis drei Finger abgebissen worden.

Auch Konsul Spenser St. John giebt manche Mittheilungen. Die größten Orang utan's, von denen er gehört hat, befanden sich am Batang Lupar. Ein Herr Crymble aus Sarawak erlegte einen, aber erst mit der achten Kugel, der wohlgemessen vom Kopf bis zur Sohle 5 Fuß 2 Zoll englisch lang war. „Kopf und Arme brachte er mit und wir maßen sie. Das Gesicht war 15 Zoll breit, die beiden schwieligen Auswüchse, welche zu beiden Seiten hervorstehen, mitgerechnet; Länge des Kopfes 14 Zoll; Umfang der Handwurzel 12 Zoll.“ Es war ein Pappas. Der vortreffliche Naturforscher Wallace hat keinen geschossen, der größer als 4 Fuß war. Er jagte aber am Flusse Sadong, wo nur die kleinere Art (der Rembi) vorkommt.

In Sarawak sind zahme Orang utan's nicht selten. Spenser St. John erzählt von einem halberwachsenen Weibchen, Betsy, das ein sehr sanftes zuthunliches Geschöpf war. Man hätte es frei umhergehen lassen können, aber dann würde es unter den Kohlpalmen allzugroßen Schaden angerichtet haben. Das Thier hatte einen großen Käfig, mochte aber nicht gern allein sein und folgte den Menschen, wo sich nur irgend Gelegenheit dazu bot. Bei Nacht oder kühlem Wind hüllte es sich sorgfältig in eine Decke oder einen Pelz und suchte die wärmste Stelle zum Lager aus. Als ein sehr junges Männchen, ein Affenknabe, eingefangen und zu ihr gebracht wurde, zeigte die Affenjungfrau eine große Freude und viel Sorgfalt für den jungen Mias, der aber, wie alle, die sehr jung eingefangen werden, bald starb.

In Bruni schenkte St. John einen jungen Mias einer Familie, die viele Kinder hatte. Diese ließen ihm einen Anzug verfertigen. An den Hosen hatte er keinen Gefallen und er konnte mit ihnen nicht zurecht kommen, aber bei feuchtem Wetter zog er sich selber den Rock an, ob verkehrt oder nicht verkehrt, darauf kam es ihm nicht an.

In der Gefangenschaft sterben die meisten Orang utan's daran, daß sie zu viel rohe Früchte genießen. Die obenerwähnte Betsy erhielt vorzugsweise gekochten Reis und lebte ein Jahr lang. —

Wir wollen uns die Dayaks näher betrachten, namentlich jene im nordwestlichen Theile der Insel, denn über diese haben wir ausgiebige Berichte. Man theilt sie in Land-Dayaks, die im Allgemeinen friedliche Leute sind und im Innern wohnen, und in See-Dayaks, welche an den unteren Stromläufen und an der Küste hausen. Beiden gelten abgeschnittene Menschenköpfe als Siegeszeichen; aber bei den Ersteren schneidet man nur überwundenen Feinden das Haupt ab, bei den See-Dayaks ist aber das „Kopfnehmen“ zu einer wilden Leidenschaft geworden, und sie veranstalten unaufhörlich Streifzüge lediglich zu dem Zwecke, Köpfe zu holen. Sehr oft stechen sie in See, um Fischer zu überfallen und zu tödten. Am meisten gefürchtet werden die See-Dayaks, welche die Region an den großen Flüssen Sarebas und Sakarran bewohnen, und besonders auch die Siboyoh (wie Low, oder Sibuyau, wie Spenser St. John schreibt) am Strome Lunda.

Die Landschaften der See-Dayaks sind an der Küste flach und nach dem Innern hin wellenförmig, fruchtbar, zum großen Theil mit Wald bestanden. Durch diesen führen von einem Dorfe zum andern schmale Pfade. Diese Dörfer liegen alle an Flüssen, damit das Volk, welches, man möchte sagen, aus geborenen Schiffern besteht, in jedem Augenblicke die Fahrzeuge in's Wasser bringen kann. Die Häuser sind überall nach einem und demselben Plane gebaut. Ist der Stamm klein, besteht er aus nur etwa fünfzig Familien, dann wohnen alle unter einem und demselben Dache; aber jede Abtheilung in einem solchen, wir können sagen kasernenartigen, Hause hat eine besondere Thür. Diese geht auf eine breite, in der ganzen Länge des Hauses überdeckten Galerie hinaus, deren Boden aus Latten von Bambus oder Nibong besteht. Solch eine Galerie bildet die Straße, den Verkehrsweg des Dorfes, und hat manchmal eine Länge von sechshundert Fuß. Alle Häuser stehen auf starken Pfählen, haben Holzwände, sind mit Blättern der Atappalme gedeckt und weit besser gebaut, auch im Innern viel reinlicher als manche malayische Wohnungen.

Außer der Thür, welche auf die Galerie hinausgeht, sind im Innern Pforten vorhanden, die mit der Wohnung der benachbarten Familie eine Verbindung herstellen, so daß ein Bewohner des Dorfes, wie auf der Galerie, so auch im Innern von einem Ende bis zum andern gelangen kann. Die Fenster sind häufig im Dach angebracht; man öffnet sie vermittelst eines Stabes, und wenn man sie herabläßt, bilden sie einen Theil des Daches. Dieses letztere ist so eingerichtet, daß man es bei Feuersgefahr binnen wenigen Minuten vom Hause hinab auf die Erde werfen kann.

Auf der immer sehr breiten Galerie werden von Männern und Frauen alle häuslichen Geschäfte verrichtet, und nicht selten sind sämmtliche Haus- oder Dorfbewohner auf derselben. Die Männer bereiten Jagd- oder Kriegswaffen oder Ackergeräthe, die Frauen enthülsen Reis, flechten Körbe oder Matten. Bei Anlage der Feuerheerde, deren sich in jedem großen Hause zwei befinden, wird große Vorsicht beobachtet. Tische und Stühle hat man nicht; man speis't vom platten Boden und trägt den Reis in einer Schüssel, oder in Ermangelung einer solchen, auf dem breiten, glatten Blatte einer Dillenia speciosa auf, ißt mit den Fingern und taucht dann und wann die Hand in einen kleinen Haufen Salz. Die Malayen sitzen beim Essen mit kreuzweis übereinander geschlagenen Beinen, die Dayaks auf drei Zoll hohen Holzklötzen. Schlüssel und Riegel hat man nicht, Diebstahl kommt kaum jemals vor, und die Thüren können von Außen gar nicht zugemacht werden. Wer andeuten will, daß er nicht zu Hause sei, oder ungestört bleiben wolle, stellt einen Mörser vor die Thür, und das genügt.

Schon früher haben wir (Globus I, S. 339) die Abbildung eines Dayak-Kriegers gegeben. Die Kleidung ist in jenem warmen Klima einfach, wie aus unserm gegenwärtigen Bilde hervorgeht. Der Mann trägt einen Tschawat, das heißt ein langes schmales Stück Baumwollenzeug, das mehrmals um den Leib gewunden wird, zwischen den Schenkeln hindurchgeht, und dessen am Rande verzierte Enden vorn und hinten bis in die Nähe der Kniee herabhängen. Bei den Land-Dayaks sind diese Enden oft von Baumrinde, sehen aus wie Schwänze und deshalb geht auch auf Borneo die Sage, daß im Innern der Insel geschwänzte Menschen vorhanden seien. Für gewöhnlich trägt der Dayak weiter nichts als den Tschawat, aber bei kühlem Wetter zieht er eine Jacke, Badschu Tilam, von grober, gewöhnlich braun gefärbter Baumwolle an. Diese Jacken und die Schurzumhüllungen der Frauen, Bedangs, werden am besten von den Dayaks am Sarebas und Sakarran verfertigt und bilden für diese einen Ausfuhrartikel. Den beliebtesten Schmuck der Männer bilden Ohrringe, manchmal sechs, acht, ja vierzehn, und bei jungen Stutzern auch achtzehn zumal in jedem Ohre, sodann Messingringe an Beinen und Armen; einen sehr geschätzten Halsschmuck bildet auch ein Halsband aus Menschenzähnen. Um den Kopf wird ein Tuch aus Baumwolle oder ein gelbgefärbtes Stück von der innern Rinde verschiedener Bäume geschlungen.

Der See-Dayak ist hellbraun und hat einen kräftigen Wuchs, aber groß wird er nicht. Dasselbe gilt von den Frauen, deren Hautfarbe im Allgemeinen weit lichter ist als jene der Männer. Sie tragen den Bedang, den obenerwähnten kurzen Umschlagerock von Baumwolle, der von den Hüften bis zu den Knien reicht und bei den Wohlhabenderen mit feinen Messingkettchen befestigt wird; die Arme sind mit sehr hübsch gearbeiteten silbernen Reifen geschmückt; sie reichen, sechs bis acht an der Zahl, vom Handgelenke bis zum Ellbogen. Bei den Frauen der Siboyoh fehlen auch silberne oder goldene Ohrringe nicht.

Jeder Stamm hat seinen besondern Häuptling, der sich zu Kriegszwecken einem gemeinschaftlichen Oberhäuptling, einem Orang Kaya, unterordnet, so weit das nöthig ist oder ihm eben beliebt. Bis zur Bildung eines Staatswesens sind die Dayaks nie vorgeschritten, höchstens bis zu einem Komplex von Gemeinden. Der Dorfhäuptling übt seine Macht je nach seinem persönlichen Ansehen und hat einen Beirath von Aeltesten. Jede einzelne Gemeinde ist in Betreff ihrer Angelegenheiten durchaus vollmächtig.

Die See-Dayaks haben von Sitten und Sprache der Malayen Manches angenommen, auch die Sklaverei, aber nicht die Polygamie; deswegen haben sie auch ein Familienleben, obwohl die Sitten weit lockerer sind als bei den Land-Dayaks. Uebrigens hegen sie eine ungemein große Zärtlichkeit für ihre Kinder, und je mehr eine Familie deren hat, um so stolzer ist sie. Ein merkwürdiger Brauch ist folgender: Der Vater oder die Mutter nimmt den Namen des erstgebornen Kindes an und setzt ein Pa oder ein Ma davor. Pa ist eine Verkürzung von Bapa, Vater. Ma eine solche von Ama, Mutter. So heißt Riguen, ein Häuptling der Land-Dayaks, nun Pa Jaguen, weil er seine älteste Tochter Jaguen genannt hat. Die Mädchen sind ebensowohl ein Gegenstand zärtlicher Fürsorge wie die Knaben, und die Frauen haben überhaupt eine günstige Stellung, weil sie sich nützlich machen und fleißig arbeiten. Sie kochen, helfen bei der Arbeit auf dem Felde, besorgen die Kinder, entfernen Unkraut, ernten den Reis ein, besorgen Hühner, Schweine und Ziegen, und flechten Matten und Körbe, worin sie sehr geschickt sind. Alle schweren Arbeiten verrichtet der Mann. Die Sklaven werden wie Mitglieder der Familie gehalten, in welcher sie leben.

Großen Werth legt der Dayak auf seine Waffen und der Schmied im Dorfe hat immer Beschäftigung; sein Haus steht, der Feuersgefahr wegen, allein; sein Blasebalg besteht aus zwei Stücken Bambus. Er verfertigt Parangs, Haumesser, und Pedangs, Schwerter, von mehreren Arten; das breite Ende ist immer da, wo sich bei unseren Schwertern die Spitze befindet, und der Griff ist schmal und viereckig. Aber dieses Schwert handhabt der Dayak mit derselben Gewandtheit wie seinen Speer, oder das Blasrohr, Sampitan, das acht bis zehn Fuß lang ist und aus welchem er vergiftete Pfeile schießt. Bogen und Pfeile sind auf Borneo nicht im Gebrauch. Eine große Rolle spielt dagegen der Schild. Er ist etwa anderthalb Ellen lang,

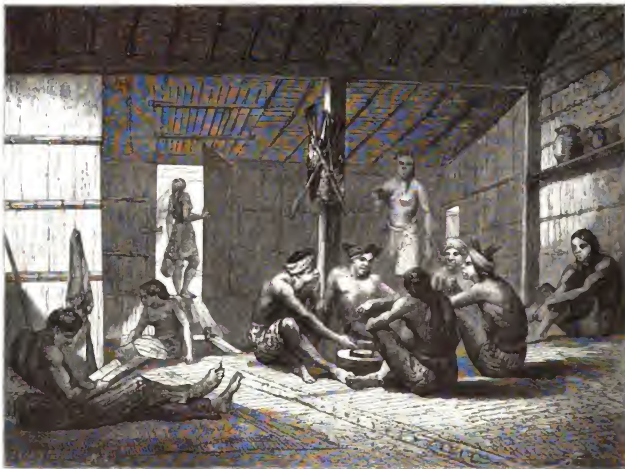
dreißig Zoll breit, geht auf der Außenseite convex, von leichtem Holz und läuft oben und unten in einem spitzen Winkel zu. Dieser Schild dient zur Abwehr der Wurfspieße, mit welchen gewöhnlich der Kampf eröffnet wird.

Die See-Dayaks sind kampflustig, führen häufige Kriege und diese sind weit blutiger als jene bei den Malayen oder Land-Dayaks. Manche Fehden schreiben sich noch von früheren Geschlechtern her, und daß sie sich so lange fortspinnen, hat einen ganz eigenthümlichen Grund. Sie wollen nämlich die Rechnung abgeschnittener Menschenköpfe in's Gleiche bringen.

Wir müssen auf diese grauenvolle Sitte, welche sonst weiter nirgends vorkommt, etwas näher eingehen, denn sie bildet ein Kennzeichen für die See-Dayaks.

tief in den Wald, wohin die Malayen nicht dringen konnten. Nun riefen diese die See-Dayaks zu Hülfe, und sie kamen, erhielten die Köpfe als Lohn und Beute, während die Malayen sich anderweit durch Raub entschädigten. Diese Raubzüge wiederholten, sich bis Brooke auf Borneo erschien und diesen Greuelthaten überall ein Ende machte, wo er Einfluß gewann.

Aber dort, wohin seine Gewalt nicht reicht, gehen die See-Dayaks noch immer auf Seeraub und Kopfholen aus. Allemal erhebt sich im Dorf ein großer Jubel, wenn das Flottengeschwader mit Beute, das heißt mit Menschenköpfen heimkehrt. Schon aus weiter Ferne schreien und jauchzen die Piraten; Männer, Weiber und Kinder stürzen aus dem Hause an das Stromufer und erwiedern das Geschrei. Die



Das Innere einer Dayak-Wohnung.

Die Leidenschaft, Menschenköpfe zu erbeuten, hat erst seit einigen Menschenaltern eine so große Ausdehnung gewonnen. An und für sich stammt sie gewiß aus früheren Zeiten, denn wir wissen aus älteren Reisebeschreibungen, daß die Idaans im nördlichen Borneo ihrer Gottheit Menschen opferten und ihr die Köpfe darbrachten. Deswegen sagen die Dayaks, welche man fragte, woher der abscheuliche Brauch stamme, er sei adat ninik, eine Sitte der Väter. Die malayischen Sultane tragen einen nicht geringen Theil der Schuld, daß derselbe nun so arg im Schwange geht. Die Dayaks im Innern (die sogenannten Berg-Dayaks) wurden von den Malayen unbarmherzig ausgeplündert; diese nahmen ihnen Frauen und Kinder weg, um dieselben in die Sklaverei zu verkaufen. Um sie einigermaßen zu sichern, führten die Land-Dayaks ihre Familien

Köpfe, in Blätter der Nipah-Palme sorgfältig eingewickelt, werden mit einer gewissen Feierlichkeit an's Land gebracht, und je stärker der Verwesungsgeruch ist, um so entzückter sind die Dayaks. Im Dorfe wird dann solch ein Kopf wie ein theurer Besitz betrachtet, wie ein Kleinod, das man mit allen denkbaren Liebesworten belegt. Wir haben das schon früher (Globus I, S. 367) geschildert. Nach dem Einzuge der Sieger wird ein Gastmahl veranstaltet, man hält Trinkgelage und führt festliche Tänze auf.

Wir sagten weiter oben, daß die verschiedenen Stämme es sich angelegen sein lassen, ihre gegenseitige Kopfabrechnung in's Gleiche zu bringen; sie wollen eine Bilanz haben. Man hält gleichsam Buch über Gewinn und Verlust und irrt sich nie. Als Hugh Low bei den Berg-Dayaks war, erzählte ihm ein Häuptling, er wage sich nicht in das Gebiet

eines andern Stammes, weil in der Großväter Zeiten die Leute jenes Dorfes vier Angehörige seines Dorfes erschlagen hätten. Nun habe sein Stamm drei Männer des andern getödtet und hätte jetzt noch einen Kopf zu Gute. Aber seit undenklicher Zeit herrsche Feindschaft herüber und hinüber, obwohl viele Jahre vergangen wären, ohne daß beide Theile zusammen kamen, es sei aber jeder Verkehr zwischen ihnen eingestellt.

Dann und wann wird aber die Abrechnung durch einen Friedensschluß beglichen und zwar in folgender Weise. Der Stamm, welcher sich mit abgeschnittenen Köpfen im Ueberschuß befindet, zahlt dem, welcher im Nachtheil ist, einen gewissen Betrag an Waaren aus. Ein Mannskopf wird dabei auf den Werth von 25 Dollars veranschlagt, ein Weibs- oder Kindskopf auf 15 bis 20 Dollars. Nach Abschluß der Rechnung halten beide Theile eine Gasterei, bei der es lustig hergeht, man tanzt mit einander und ist nun so lange gut Freund, bis wieder ein Zerwürfniß entsteht, und das dauert in der Regel nicht allzulange. Die See-Dayaks freilich können den Unterschied in der Rechnung auf solche Weise nicht ausgleichen, denn sie haben von anderen Stämmen eine so beträchtliche Anzahl von Köpfen im Voraus, daß sie bankerott würden, wenn sie die Schuld in Waaren bezahlen wollten.

Also wird in alter Weise fortgefahren und die Kopfsammlung ununterbrochen vermehrt. Fleisch und Haar bleibt am Schädel. Die Köpfe sind bei ihnen nicht, wie bei den Berg-Dayaks, Gesammteigenthum des Dorfes, sondern Privateigenthum des Helden, der sie erbeutet hat. Aber die Ehre des Stammes wird erhöht, wenn er das Siegeszeichen in's Dorf bringt. Der Held zieht das Gehirn aus der Höhle des Hinterkopfes heraus, trocknet den Kopf über einem qualmenden Feuer und bewahrt ihn sorgfältig. In manchen Häusern sieht man Körbe voll solcher geräucherter Menschenköpfe, und je mehr deren sind, um so stolzer ist die Familie. Diese Trophäen erben vom Vater auf den Sohn und bilden ein hochgeschätztes, sehr werthvolles Eigenthum.

Diese See-Dayaks sind verwegene Piraten, denen man nur schwer etwas anhaben kann, weil sie an der Küste mit ihren nicht tief im Wasser gehenden Booten so viele Schlupfwinkel in seichtem Wasser finden. Als Brooke nach Sarawak gekommen war und dem Seeraub steuern wollte, hatte er eine Piratenflotte der Dayaks zurückzuschlagen, die aus nicht weniger als neunzig Fahrzeugen bestand. Diese Flotten überfallen die Dörfer, welche überall zum Schutz mit einer Pfahlmauer umgeben sind. Auf den Pfaden, welche durch den dichten Wald führen, bringt man verdeckte Randschaus an, scharf zugespitzte Bambusstäbchen, welche den immer barfüßigen Feinden in's Fleisch dringen und gleichsam unsere Fußangeln ersetzen. Uebrigens unternehmen die See-Dayaks ihre Piratenzüge nur in der guten Jahreszeit, von April bis October; dann tritt der nasse Monsun ein und während dieser Zeit liegen die Boote auf dem Trocknen oder werden auseinandergenommen. Das letztere ist leicht geschehen, denn man braucht nur die aus Rattang bestehenden Verbände, mit welchen die Boote zusammengehalten werden, abzuschneiden.



Wohnhäuser der Dayaks.

Einst verfolgte ein spanischer Kreuzer eine Piratenflotte der Orang Tedong, welche an der Ostküste von Borneo

wohnen und viele Aehnlichkeit mit den See-Dayaks im Westen haben. Er trieb sie in eine Bucht, blockirte sie und glaubte sie fangen zu können. Aber was thaten die Orang Tedong? Sie schnitten die Rattangs ab und trugen die Bootplanken durch den Wald nach einer andern Bucht, setzten die Fahrzeuge wieder zusammen und ruderten gemächlich fort. Dem Spanier blieb lediglich das Nachsehen. Solche Boote können von dreißig bis zu neunzig Mann tragen, und die beiden Stämme der See-Dayaks am Sarebas und Sakarran können allein nahe an zweihundert mit je fünfzig Köpfen Bemannung in See schicken. Allerdings sind diese Fahrzeuge nicht dauerhaft gebaut, und vermögen keine Stürme in offener See auszuhalten. Aber sie segeln auch nur in der Nähe der Küsten, wo sie nicht weit von ruhigem Wasser entfernt sind. Kommt einmal ein Sturm, so springen alle Mann über Bord und halten sich am Schiffe so lange fest, bis er vorüber ist. Diese Dayaks sind geborene Schiffsleute und treffliche Schwimmer und können Hunger und Beschwerden ertragen. Es ist gar nicht selten, daß ein Mann achtzehn Stunden hinter einander am Ruder sitzt, welches er mit bewunderungswürdiger Regelmäßigkeit und großer Kraft führt. In ruhigem Wasser und bei günstigem Wetter legt solch ein Dayakboot wenigstens fünfviertel deutsche Meilen zurück, und wenn Alle sich recht anstrengen, auch wohl doppelt so viel.

Die Tanbangs oder scharf gebauten Sampanboote von Singapore, die im fernen Osten weit und breit berühmt sind, können es an Schnelligkeit mit den Bankongs der Dayaks gar nicht aufnehmen; mit diesen kann sich kein anderes Boot in der Welt messen. Uebrigens wollen wir bemerken, daß jeder Stamm eine besondere Art von Ruderschlag hat, an welchem man ihn erkennt. Die Mannschaft eines Bootes von Sarebas kann in dunkler Nacht sagen, ob ein Fahrzeug, von welchem man aus der Ferne etwas hört, ein Boot der Lundu, der Balau oder Malayen sei.

So sind die See-Dayaks, welchen unsere Landsmännin Ida Pfeiffer im Jahre 1852 einen Besuch abgestattet hat.

Der Vesuv seit dem Ausbruch im December 1861 und die Zerstörung von Torre del Greco.

Eine neue Phase in der Thätigkeit des Vesuvs. — Gase und Schlammvulkane. — Resina. — Besteigung des Berges. — Einsiedelei und Observatorium. — Beschwerliche Wanderung. — Am Krater. — Rundschau. — Die Ausbrüche. — Lavaströme. — Ein feuriger Wall und ein glühender Katarakt. — Vulkanische Bomben. Erd- und Seebeben. — Die Erscheinungen im December 1861. — Die Zerstörung von Torre del Greco. — Aschenregen. — Die Obliegenheiten des heiligen Januarius. — Allerlei Wunder und die hölzerne Madonna von Torre dell' Annunziata. —

Der Vesuv scheint in eine neue Phase seiner Thätigkeit getreten zu sein und seinen Charakter einigermaßen verändert zu haben. Seine Ausbrüche wiederholen sich weit häufiger als in früheren Zeiten, sind aber im Allgemeinen nicht mehr so heftig. Sie finden in niedrigeren Höhen statt, und Daubeny wies jüngst in einem Vortrage in der englischen Gelehrtenversammlung zu Cambridge darauf hin, daß jetzt aus den neuen Kratern auch Gase ausströmen, welche man bei früheren Eruptionen nicht bemerkte. Er erwähnt der Naphthadämpfe, des wasserstoffhaltigen Kohlenstoffes und der Sumpfgase. Der letzte Ausbruch, welchen wir vor etwa einem Jahre schilderten (Globus Nr. 9 und folgende), hat eine Erhebung der Küste zur Folge gehabt; sie liegt nun 3 Fuß 7 Zoll höher als vorher. Bei keinem frühern Ausbruch ist eine solche Erhebung beobachtet worden.

Das letzte Mal kamen auch Erscheinungen vor, die man sonst nur bei Schlammvulkanen findet; denn außer wasserstoffhaltigem Kohlenstoff und Naphtha stieß der Berg auch halbflüssigen Schlamm aus. Die Meinung Daubeny's, daß von nun an der Vesuv ein Schlammvulkan sein werde, ist vielleicht etwas zu gewagt. Als ächte Typen solcher Schlammvulkane gelten bekanntlich jener von Macaluba auf Sicilien und der von Taman am Asowschen Meere; von den eigentlichen Vulkanen muß man sie wohl unterscheiden. Beim Vesuv entstehen, der Meinung des genannten Geologen zufolge, jene Erscheinungen durch die Einwirkung vulkanischer Hitze auf die in der Nähe befindlichen Lager appenninischen Kalksteins, in welchen bituminöse Stoffe eingeschlossen sind; jene Gase könne man betrachten als sekundäre und zufällige Erzeugnisse vulkanischer Thätigkeit. Doch wir lassen diese Vermuthungen bei Seite und wollen sehen, wie es nun auf und am Vesuv seit dem letzten Ausbruch aussieht.

Zu den Männern, welche so glücklich waren, alle Ausbrüche des Vulkans seit 1839 zu beobachten, gehört Marc Monnier. In jenem Jahre erhob sich die Feuersäule zu einer ungeheuern Höhe. Im Jahre 1846 stand dieser Beobachter während eines entsetzlichen Sturmes auf dem Gipfel des Kegels, zwischen dem Krater und den Wolken, die einander eine gewaltige Schlacht lieferten, in welcher Wind und Feuer die beiderseitigen Waffen waren. Auch bei den Ausbrüchen von 1850, 1855, 1858 und 1861 war er zugegen und seine Aufzeichnungen und Erinnerungen tragen das Gepräge lebhafter Auffassung. —

Wer den Vesuv besteigen will, pflegt Nachmittags von Neapel nach Resina zu fahren, das am Fuße des Berges liegt. Dort wird er von einer Masse von Bummlern förmlich überfallen, jeder bietet seine Dienste an, man thut aber wohl, sich an einen amtlich bestallten Führer zu wenden, auf den man sich verlassen kann und der alles Erforderliche besorgt; er hält auch das zudringliche Gesindel ab. Eine Hauptsache ist, daß man sich mit dauerhafter Fußbekleidung versieht; daß diese manche Brandstellen bekommt, versteht sich von selbst.

Von Neapel aus gesehen hat der Vesuv zwei Gipfel oder Köpfe; jener zur Linken ist der Somma, der zur Rechten der Vulkan und zwischen beiden liegt ein Thalgrund, an dessen Eingang die Einsiedelei und das Observatorium auf einem Plateau stehen, von dem aus man einen herrlichen Rundblick hat. Früher gelangte man bis zur Einsiedelei auf einer von den prächtigen Straßen, deren König Ferdinand bei Neapel mehrere hat bauen lassen. Sie

reichen aber alle nur ein paar Meilen weit; sobald sie an oder in's Gebirge kommen, werden sie schmaler und hören bald völlig auf. Aber bis zur Einsiedelei konnte man gemächlich fahren; sie liegt etwa dritthalb Stunden von der Hauptstadt und führt durch die Rebengelände, welche den Lacrymä-Christi-Wein liefern. Er ist, wenn unverfälscht, ganz vortrefflich; desto abscheulicher ist das Fabrikat, welches unter jenem Namen in Neapel verfertigt wird. Oberhalb der Einsiedelei lagen Lavafelsen, und dort mußte man zu Fuße gehen. Der Lavastrom von 1858 hat jene schöne Kunststraße an zwei Orten durchbrochen und sie ist bis heute noch nicht wieder hergestellt worden. Man steigt deshalb in Resina zu Pferde. In der Einsiedelei bäckt ein Eremit Pfannkuchen mit Oel und verkauft fabricirten Lacrymä-Christi-Wein theuer genug.



Vesuv-Lava von 1861.

Interessant ist das Fremdenbuch, in welchem man die Namen Alexander von Humboldt und Goethe (7. Septbr. 1792) findet, und die Aussicht ist wunderbar schön. Man setzt sich unter einen schattengebenden Baum. Zu unseren Füßen liegt die mannigfach geschwungene Küste vom Kap Miseno bis Sorrent. Herrlich über alle Beschreibung ist der Anblick, wenn gegen Abend die Sonnenstrahlen auf die Insel Ischia fallen, und dann die Sonne wie eine Feuerkugel hinter den Höhen verschwindet, welche noch von ihr am Rande vergoldet werden. Monnier war zur Zeit des Ausbruchs von 1855 auf der Einsiedelei, als der Mond schien. Die eine Hälfte des Vesuv lag in tiefem Schatten, die andere erglänzte weiß; das Meer leuchtete, die Höhen von Sorrent waren an den Seiten wie mit schimmernder Bronce überzogen, vorn silberhell, und die Insel Capri gleich einer funkelnden Milchstraße. Weiterhin lagen im Halbdunkel Misenum, Ischia und das Meer hinter ihnen. In Neapel schimmerte der Leuchtthurm auf dem Molo; man gewahrte den matten Schein der Laternen, und aus den Bergen heraus blitzte und donnerte Jehova.

Von der Einsiedelei aufwärts muß man zu Fuße gehen oder auf einem Esel reiten. Man kommt am Observatorium vorüber, wo der Astronom de Gasparis ein paar Planeten entdeckt hat und jetzt sein Nachfolger, Luigi Palmieri, sich dem Studium vulkanischer Erscheinungen und der Erdbeben widmet. Wir gehen weiter, nachdem wir uns die verschiedenen physikalischen Werkzeuge betrachtet haben, hinein in das Thal, welches die beiden Gipfelhöhen scheidet. Nun beginnen die Beschwerlichkeiten, denn von Weg oder Pfad ist keine Spur vorhanden, wir finden nur Asche und Schlacken, und diese letzteren vergleicht man sehr richtig mit eisernen Schwämmen. Wir sehen weiterhin Steine, Erde, Eisen, Schwefel, Alaun, Glas, Erdpech, Salpeter, Terra cotta, Kupfer in seltsamer Mischung von allerlei Schmelz. Der Regen hat tiefe Risse und Auswaschungen gemacht, die Schlacken rollen unter unseren Füßen hinweg, wie die Steine beim Einsturz eines Hauses. Doch wir müssen vorwärts und kommen auch über die steinernen Schwämme hinaus. Aber nun wird es noch schlimmer, denn wir sind ganz in der Asche. Sie ist ein feiner röthlicher Sand, den man für Goldstaub halten könnte, aber man fällt bis zu den Knieen hinein in diese Massen, die man einen festen Teich nennen könnte. Wenn man mit beiden Beinen bis über die Kniee in dieser Asche steckt und sich mit den Händen weiter helfen muß, dann sinken auch diese bis an die Elbogen oder Schultern

ein. Indessen was hilft das Alles? Man muß fort und erreicht am Ende den Gipfel.

Dort oben ist es kalt; wir hüllen uns in unsern Mantel und gehen bis an den Rand des Kraters. Wir stehen vor einem qualmenden Schlunde, dessen Gestalt sich sehr oft ändert: in ihm liegt eine dicke Wolke, feucht und weiß. Bei Nordwind wird sie verjagt und man kann bis auf den Boden hinabsehen, der einer glühenden Schwefel- oder Eisengrube gleicht. gleich ist oft wiederholt worden, aber er bleibt immer wahr.

Aber wenn der Feuerberg wüthet und tobt, dann denkt man nicht an dieses Paradies. Man blickt nach dem Krater, welcher Flammen ausspeit oder Asche oder ungeheure Felsenmassen, oder rothen glühenden Schnee, wenn der Ausdruck erlaubt ist; er fällt in feurigen Flocken auf die Abhänge des Kegels herab, häuft sich dort an, ballt sich, stürzt in flammenden Lawinen hinab, überzieht den Boden, überdeckt die Häuser, verschlingt Städte und keine menschliche Gewalt vermag ihm Einhalt zu gebieten.



Erkaltete Lava.

Kühne Leute haben sich an Stricken herabgelassen, um diese Feueresse Vulkans ganz in der Nähe zu betrachten.

Von oben hat man eine noch viel weitere Rundschau als auf der Einsiedelei. Man überblickt drei Golfe, drei Inseln, eine große Menge von Vorgebirgen und Landspitzen, eine weite Meeresfläche, eine ausgedehnte Ebene, eine Hauptstadt, fünf kleinere Städte, unzählige Dörfer, viele Berghöhen, kahle oder bewaldete, grüne und graue, und im Januar sind sie weiß vom Schnee. Man blickt von einer Hölle aus auf ein irdisches Paradies herab. Dieser Ver-

Das Schauspiel ist gefährlich, wenn man ihm vom großen Krater aus zusieht. Aber seit zwölf Jahren kommen die Eruptionen nur selten aus diesem Schlunde. Denn von 1850 an haben sich Feuerquellen am Fuße des Kegels gebildet, in der Thalschlucht, welche, wie schon gesagt, die beiden Höhen von einander scheidet. Dort quillt die Lava zu Tage, wie Wasser der Flüsse, das unter den Gletschern

hervorkommt. Man kann dem feurigen Strom ohne Gefahr nahe kommen. In den Jahren 1855 und 1858 rollte er langsam die Schlucht hinab; wo er über Anhöhen hinwegfluthete, bildete er rothe Kaskaden geschmolzenen Metalles und glühenden Schlammes. Im Uebrigen war die Oberfläche dieses Stromes glatt. Dem konnte man gemächlich zuschauen und aus Neapel kamen viele Leute herauf wie zu einem Lustfeuerwerk und um anmuthige Schauer zu genießen. Aber Kenner behaupten, daß dergleichen eigentlich ein sehr „ordinäres Vergnügen" sei. Man müsse die Lava an sich herankommen lassen, wie das denn Manchen im Jahre 1855 zwischen Massa und San Sebastiano am Fuße des Vesuvs geschehen ist.

Hitze jagte sie auf und die Verzweiflung konnte dem Verderben nicht steuern.

Während dieses Ausbruches stand Monnier am westlichen Abhange des Vesuvs, oberhalb San Sebastiano. Der Führer erbot sich, ihn etwa hundert Fuß höher hinauf zu geleiten, und meinte: „Den Strom haben wir nun gesehen, jetzt können wir uns den Katarakt beschauen." Wir zündeten, sagt Monnier, Fackeln an; zwei junge Frauen, welche in unserer Gesellschaft sich befanden, stiegen mit uns einen steilen Pfad hinan, der fast senkrecht durch Buschwerk führte. Wir mußten uns an den Wurzelstämmen halten, um fortzukommen, und gelangten oben erst an eine Schlucht und dann auf Bohnenfelder. So drangen wir



Erhebung des Meeres.

Das war kein glühender Strom, sondern ein feuriger Wall in Bewegung, eine wandernde Gluthmauer von eintausend Fuß Breite und zwanzig Fuß Höhe. Sie rückte langsam vorwärts und vernichtete Alles, was ihr entgegenstand, verbrannte die Bäume, überdeckte die Häuser und drang mit unwiderstehlicher Gewalt vor. Und wenn es schien, als wolle sie sich feststellen, dann kam wieder eine Feuerwoge und fluthete über sie hinweg, rollte Felsen und Steinmassen mit sich, füllte Tiefen aus, ergoß sich über die Ebene und bedrohte die Dörfer am Fuße des Vulkans. Das war in der That ein furchtbares Schauspiel! Die Neugierigen konnten diesem Lavastrom ausweichen, aber die Dörfer nicht, und die Landleute schrieen herzzerreißend; sie waren, das Aergste befürchtend, in so wahnsinniger Verzweiflung, daß manche sich platt auf die Erde warfen, um sich von dem Feuerwall vernichten zu lassen; allein die

bis in die Nähe des Lavastromes, auf engem Pfade, wo ein Fehltritt verhängnißvoll werden mußte. Noch ging es eine Stunde Wegs weit, bis an einen Graben. Der eine Führer sagte: „Excellenz, dies ist Pharao's Graben, und Pharao war ein römischer Kaiser!" Man kann allerlei Neues bei einem Ausbruche des Vesuvins erfahren.

Nun befanden wir uns auf einer Hochebene; links unter uns floß der rothe Lavastrom; weiterhin stieg dicker Qualm empor; vor uns auf der andern Seite des Grabens floß der Katarakt. Es war mir, als sähe ich den Rheinfall bei Schaffhausen und eine Lawine zusammengenommen. Der Abhang des Vesuvs war in dieser Nacht roth von unten bis oben, einem ungeheuern Blitz vergleichbar. Glühende Felsenquader hüpfen und springen parallel auf und bersten auseinander. Ein uns unsichtbarer Krater wirft Feuerwellen aus und diese stürzen mindestens ein-

hundert Fuß tief herab. Der Strom wird immer breiter und ergreift mächtige Kastanienbäume, die in weißer Gluth emporflackern. Das Feuer spielt während dieser Schreckensnacht in allen Nüancen, wie Granaten oder Rubinen, wie rothe oder weiße Rosen, wie Purpur, wie der schwefelgelbe Blitz, wie Blut. Es reißt einen Hügel mit sich und stülpt das untere Ende zu oberst, dann fällt er, selber schon Gluth, in das gewaltige Feuermeer.

Im Jahre 1850 richtete der Vesuv seine Wuth nach den Wolken hin. Damals stieg eine Feuersäule bis zu sechstausend Fuß Höhe.

Die Ausbrüche kommen nur in seltenen Fällen unvermuthet; zumeist kündigt der Berg sie an und giebt Vorzeichen, und diese Warnungen werden beachtet. Die Brunnen geben kein Wasser und der Boden am Vesuv fängt zu beben an. Manchmal eröffnet allerdings der Krater sein Feuer, ohne vorher, so zu sagen, durch Kanonenschüsse anzudeuten, was er beabsichtigt, aber in solchen Fällen findet das „Bombenwerfen" nur oben auf dem Gipfel statt. Ein Lavastrom muß immer erst eine beträchtliche Wegstrecke zurücklegen, bevor er Ackerfelder und Häuser erreicht, und dringt so langsam vorwärts, daß Niemand von ihm überrascht wird. Bei den Ausbrüchen selbst ist also weniger Gefahr für das Leben als für die liegende Habe.

Erdbeben sind sehr häufig mit den Eruptionen verbunden; die Abhänge des Vesuvs werden erschüttert und diese Stöße reichen bis an's Meer. Sie haben blühende Städte in Trümmerhaufen verwandelt. —

Wir wollen nun vom Kegel hinabsteigen. Zum Klettern bedarf man wenigstens eine Stunde Zeit, zum Heruntergleiten kaum eine Viertelstunde. Man schwimmt auf einem Niagara von Aschenstaub in die Tiefe, indem man, den Oberleib nach hinten biegend, glitscht und immerzu glitscht. Unten befreit man das Schuhwerk von dem mineralogischen Kabinet, das sich während dieser Fahrt in demselben angesammelt hat, steigt zu Pferde und ist nach einer guten Stunde in Resina und Torre del Greco.

Dieses Torre del Greco war einst, bis in den December des Jahres 1861, die sauberste Stadt in der Provinz Neapel. Zwanzigtausend Einwohner lebten unbesorgt in der Nähe des Vulkans, welcher doch schon mehr als einmal ihre Vorfahren mit Untergang bedroht hatte. Erst 1737, am 21. April, war ein Lavastrom bis dorthin gedrungen, hatte die Mauer des Karmeliterklosters durchbrochen, war in die Sakristei und in das Refektorium eingekommen und hatte dann, nachdem er die Heerstraße überschritten, hart am Meeresgestade Halt gemacht.

Ein halbes Jahrhundert später fand ein fürchterlicher Ausbruch statt; es war im Jahre 1794. Der Lavastrom war fünfzehnhundert Fuß breit, vierzehn Fuß hoch, floß vierthalb italienische Meilen weit und drang sechshundert Fuß weit in's Meer hinein. Der englische Gesandte in Neapel, Sir William Hamilton, fuhr am dritten Tage des Ausbruches mit einer Barke in See, um die glühende Mauer genau zu betrachten. Dreihundert Fuß im Umkreis kochte und dampfte das durch die Lavagluth erhitzte Wasser und stieg an einem Punkte, wo zwei Lavaströme einander begegneten, gewaltig in die Höhe. Weit und breit starben die Fische und die Muschelthiere. Hamilton mußte in aller Eile an's Land rudern, weil in dem siedend heißen Wasser der Theer an der Barke schmolz und diese leck wurde.

Damals warf der Krater eine so ungeheure Menge von Asche aus, daß ein zehn Loth schwerer Ast an einem Feigenbaume vier und sechszig Loth Asche trug. Dergleichen Ascheneruptionen kommen manchmal zugleich mit den übrigen Ausbrüchen vor, und sind zuweilen noch schrecklicher als die anderen Arten. Die Stadt Pompeji wurde von einem Aschenregen begraben. Mehr als einmal ist Aschenstaub des Vesuvius bis nach Rom, einmal sogar bis nach Aegypten hinübergetrieben worden. Im December 1861 bedeckte er Neapel und die ganze Campagna.

Im Jahre 1794 floß die Lava bis nach Resina hinab und nahm dann die Richtung nach Torre del Greco, so plötzlich, daß die Einwohner kaum sich zu retten vermochten; fünfzehn alte und kranke Leute, die sich verspätet hatten, kamen um. Ein Mönch hatte große Noth mit sieben alten Nonnen, die platterdings ihr Kloster nicht verlassen wollten. Die älteste zählte neunzig Jahre, wärmte sich die Hände über der Lava, welche am Kloster vorüberfloß und fand das ganz hübsch. Man mußte diese Schwestern mit Gewalt fortschaffen; sie wollten nicht vom Platze weichen, weil sie keinen Dispens vom Papste hatten; sie fürchteten sich mehr vor der Höllenpein als vor dem Feuerstrome des Vesuvs. Als sie endlich fortgerissen wurden, ließen sie ihre Schmucksachen zurück und nahmen das Zuckerwerk mit. Ueberhaupt kamen manche merkwürdige Dinge vor; zum Beispiel ein Dieb drang in ein Haus, in welches schon die Lava hereinquoll, um ein Schwein zu stehlen.

Aber die Torresi, das heißt die Bewohner von Torre, bauten ihre Häuser wieder, als ob gar nichts vorgefallen sei; die erkaltete Lava diente als Fundament, die alten, vom Feuerstrom verschlungenen Häuser wurden als Kellerräume benutzt, und die Leute waren volle sieben und sechszig Jahre lang heiter und vergnügt.

Da erfolgte am 8. December 1861 ein gewaltiger Erdstoß und schreckte sie aus ihrer Sicherheit auf. Die Stöße waren von furchtbarem Getöse begleitet und etwa eine Miglie oberhalb der Stadt öffnete sich plötzlich an vier oder fünf Stellen der Boden. Steine und „Bomben" wurden aus den Eingeweiden des Vulkans in die Lüfte geschleudert, dieser spie zugleich Asche und Flammen aus, und blaue Blitze zuckten nach allen Richtungen hin. Jetzt sahen die Torresi, daß ihre Stadt rettungslos vom Untergange bedroht sei. Sie entflohen nach Resina und viele bis nach Neapel. Es war ein entsetzlicher Anblick, als zwanzig tausend Menschen in wildem Gewirr, schreiend und heulend, weinend und jammernd sich auf der Landstraße drängten, während der Feuerberg wüthete, und diese entsetzliche Flucht dauerte mehre Tage lang. Die Eisenbahnwägen waren in ununterbrochener Thätigkeit, konnten aber nur einen Theil der Menschen und ihrer Habe in Sicherheit bringen.

Der erste Stoß hatte die Stadt nur erschüttert, aber bald kamen andere und warfen Alles über den Haufen. Die alte Lava, welche, wie wir bemerkt haben, das Fundament für die Wohnungen bildete, barst auseinander, bekam weit auseinanderklaffende Risse und tiefe Spalten und dadurch wichen die Häuser aus dem Winkel. Von vielen blieb, wie unsere photographisch aufgenommene Abbildung zeigt, die eine Hälfte stehen, während die andere in den Abgrund versank. Auf dem Marktplatz entstand eine brunnenartige Vertiefung, welche alle früheren Lavaschichten derart durchbrach, daß das Pflaster aus der Römerzeit offen gelegt wurde. Nicht ein einziges Haus ist unbeschädigt geblieben, an vielen sind alle Vordermauern eingestürzt, so daß das Innere offen liegt, die Balkone hängen da und dort halb fest; nach der Katastrophe sah man in manchen Wohnungen noch unversehrte Gemälde hängen, und mitten auf und unter den Trümmern Blumen in Menge. Wochenlang mußten die Straßen abgesperrt bleiben, weil allstündlich Gemäuer einstürzte. Alles war öde und schweigsam, von dem einst so regen Leben in dieser der Vernichtung anheimgefallenen Stadt auch keine Spur mehr. Dann und wann

sah man einzelne Neugierige, welche keine Gefahr scheuten, einen Priester und arme Frauen, welche über das Unglück jammerten. Alle Einwohner sahen sich heimathlos, nur ein einziger Mensch war auf seinem Posten geblieben und wollte nicht wanken und weichen. Es war ein Obsthändler. Er erklärte mit stoischer Ruhe: „Hier wurde ich geboren und hier will ich auch sterben."

Oede und Grabesstille lagen nun über Torre del Greco. Bald aber kamen die Männer der Wissenschaft, um ihren Forschertrieb zu befriedigen. Die schon oben von uns erwähnten Ausströmungen von Gasen, die Mofetti, wie die Italiener sich ausdrücken, erregten ganz besonders ihre Aufmerksamkeit. Sie kamen auf der ganzen Küstenstrecke von Torre del Greco bis Resina zum Vorschein, eine sogar in der Kirche des letztgenannten Ortes, als diese eben gedrängt voll betender Menschen war. Sie mußten fliehen, um nicht erstickt zu werden, was näher bei Torre del Greco manchen Hunden, Katzen und selbst Kühen begegnete. In der ganzen Stadt herrschte ein unerträglicher böser Geruch, selbst die Eisenbahnzüge eilten so rasch als möglich weiter. Diese Gase waren gleichsam der Leichengeruch der todten Stadt.

Entsetzlich war auch der Aschenregen. Ungeheure Wirbel drangen nicht nur aus den neuen Oeffnungen hervor, sondern auch aus dem alten Krater. Die Asche lag über der Campagna und über dem Meere wie eine dichte Wolke. Es war so dunkel, daß die Bahnzüge langsamer gehen mußten; ein Dampfer, der von Palermo kam, hielt auf der Höhe von Capri still. Dünste und Asche haben übrigens an den Pflanzen nur geringen Schaden gethan. Nach dem Ausbruche von 1794 trug der Weinstock so reichlich, daß man nicht wußte, wo man die ungeheure Menge von Trauben lassen sollte. Die Abhänge des Vesuv sind überhaupt ungemein fruchtbar.

Bemerkenswerth war ein kleiner Lavastrom, der geradezu auf die Stadt hin geflossen ist, sich aber ein paar hundert Schritte vor derselben feststellte. Ein Arm desselben kam bis in die Nähe der Villa des Kardinals Riario Sforza, wagte aber nicht dieselbe anzutasten. Das Volk von Neapel, das überall Wunder sieht, glaubte auch hier an ein solches.

Die Lavaströme von 1861 waren übrigens nicht so gewaltig wie die oben beschriebenen. Der obere Krater, welcher lange Zeit ruhig gewesen war, warf, wie wir schon sagten, Asche aus und zeigte bei Nacht rothen Schein, etwa so wie wir ihn bei einer gewaltigen Feuersbrunst sehen, aber es waren nicht die vielen tausend Fuß hohen „Glutfederbüsche" die tausende von Fuß in die Luft reichten.

Der Ausbruch vom Jahre 70 nach Christus zerstörte, wie Jeder weiß, die Städte Herkulanum, Pompeji, Stabiä und viele Dörfer. Vor dieser Katastrophe ahnte Niemand, daß der Vesuv ein Vulkan sei. In den Zeiten des Kaisers Augustus war der Gipfel weit niedriger als jetzt, mit Reben bedeckt und oben ging eine Höhle mit zwei Oeffnungen hindurch. Vier und achtzig Gladiatoren des Spartacus flüchteten sich einst in dieselbe und entgingen dem sie verfolgenden Prätor Claudius.

Seit dem Jahre 1731 ist Torre del Greco sieben oder achtmal heimgesucht worden. Jetzt hat sich am Strande der Boden erhöht und das Meer ist zurückgewichen, wie einst bei Pozzuoli. Mit dieser Bodenerhebung begann das Werk der Zerstörung; sollte der Boden wieder sinken, dann bleibt sicherlich kein Stein auf dem andern. Die Behörden haben Recht, daß sie die Wiederherstellung von Torre del Greco nicht erlauben.

Merkwürdig war der Anblick des siedenden und zischenden Meeres; an manchen Stellen wallte es empor, als ob es durch ein submarines Feuer erhitzt worden sei. Einzelne heiße Meeresströme, die gewaltig anschwollen, drangen in die Straßen hinein; daß dieselben eine Kirche nicht zerstörten, ist ein „Wunder". Der Süditaliener wendet sich bei jedem Mißgeschick an die Heiligen, und der Katholik Monnier erzählt in Bezug darauf einige eigenthümliche Thatsachen. In Neapel glaubt das Volk steif und fest, daß diese Stadt vom



Ruinen von Torre del Greco. 8. December 1861.

Vulkan deshalb nicht angetastet werden könne, weil der heilige Januarius das nicht dulde. Eines Abends, so sagen und glauben die Leute, stand das Bild des Heiligen vor der Stadt nach der Richtung hin, in welcher der Vesuv liegt, mit gesenktem Haupt und ausgestreckter Hand, gleichsam als wolle er der Lava zurufen: Weiter darfst du nicht kommen. Die Lava kam dann auch nicht bis Neapel.

Seit jener Zeit hat die Statue des Heiligen jene Stellung bewahrt. Als 1779 ein Ausbruch stattfand, wurde sie aus ihrer Kirche geholt, bis auf die Magdalenenbrücke

gebracht und von einer großen Volksmenge umlagert. Ein Fremder, der in raschem Trabe von Portici gekommen war, wollte schnell hindurchfahren, aber das Volk hielt ihn an; er sollte aussteigen und vor dem Heiligen niederknieen. Der Fremde verstand aber den Volksdialekt nicht, und die frommen Leute wollten Hand an ihn legen. Da faßte er sich, griff in die Tasche, warf Silberstücke umher, und nun vergaß das Volk den Heiligen; der Fremde konnte weiter fahren.



Ruinen von Torre del Greco.

In der bourbonischen Zeit glaubte auch der Hof an den mächtigen Einfluß der Schutzheiligen. Bei Eruptionen ließ der König die Reliquien St. Januarii nach dem Fort St. Elmo bringen und dieses festlich beleuchten. Weil das im December 1861 nicht geschah, mußte Torre del Greco zu Grunde gehen. So folgert die neapolitanische Volkslogik.

Andere behaupten dagegen, Sankt Januarius beschütze lediglich und allein die Stadt Neapel, und deswegen haben die Bauern der Umgegend vor ihm nur sehr geringe Ehrfurcht und ziehen den heiligen Antonius vor, der überhaupt Schutzpatron gegen das Feuer ist. Im Jahre 1850 half aber auch der heilige Antonius nicht, und deshalb wandten sich die Bewohner des damals vom Vesuv bedrohten Ottajano an Papst Pius den Neunten, welcher sich gerade in Gaeta aufhielt. Der heilige Vater sagte ihnen, daß er nicht im Stande sei, Wunder zu thun, er wolle aber für sie beten. Aber in die Wirksamkeit von Gebeten setzen die Leute in jenem Lande kein großes Vertrauen, sie wollen Wunder haben und sehen. Deshalb wandten sich die Leute von Ottajano an die Korallenfischer von Torre dell' Annunziata, welche vor Zeiten einmal eine Madonnenstatue aus dem Meeresgrunde heraufzogen. Fischer aus anderen Ortschaften hatten sich vergebliche Mühe gegeben, dieselbe an's Tageslicht zu schaffen, aber die von Torre dell' Annunziata brachten das fertig und stellten diese Madonna in ihre Kirche. Jetzt wollten jene von Ottajano das hölzerne Bild

leihen und die Besitzer hatten auch nichts dagegen. Aber die Madonna wollte nicht fort, und die Ottajaner konnten nichts ausrichten. Sie blieb auf ihrer Stelle, als wäre sie angeschmiedet. Als aber die Leute von Annunziata selber Hand anlegten, ward sie sogleich gefügig und ließ sich von ihnen bis dicht an den Lavastrom tragen, der nun auch sofort stehen blieb. Nach Torre del Greco hat man 1861 das hölzerne Bild nicht getragen.

Eine Wanderung vom Irtysch in Sibirien nach Königsberg am Pregel.

Zweiter Artikel.

In Weliki Ustjug. — Handel der Stadt. — Der Dwinastrom. — Rückblick auf die Westseite des werchoturischen Ural. — Schifffahrt auf der Dwina. — Barken und Lootsen. — Fromme Bräuche. — Russische Volksgesänge. — Cholmogory. — Lomonossow und dessen Denkmal. — In Archangel. — Das Solowetzkische Pilgerhaus — Kirchengebräuche. — Die Solowetzkischen Klöster im Eismeere und deren Einrichtungen. — Von Archangel an der Küste des Eismeers und bis nach Onega. — Die Handelsstadt Wytegra. — Flußfahrt auf der Wytegra. — Der Swir, der Ladoga-See und -Kanal. — Der neue Kanal und Schlüsselburg. — Das russische Kanalsystem. — In St. Petersburg. — Von dort über die deutsche Grenze. —

Wir haben erzählt, unter welchen Beschwerden der Flüchtling Pietrowski von seinen Verbannungsorte in Sibirien (— der Jekaterinoslischen Kolonie, etwa zwei Meilen von Tara, das 47 Meilen nördlich von Omsk liegt —) über das Uralgebirge bis nach Weliki Ustjug im Gouvernement Wologda gekommen war. Diese Stadt ist ein wichtiger Punkt für den Handel, denn dort beginnt eine wichtige Wasserstraße. Der Jug vereinigt sich mit der Suchona und beide bilden die Dwina, welche mehrere Meilen unterhalb von Nordosten her die Wytschegda aufnimmt und durch diese beträchtlich vergrößert wird. Die Stadt ist auch ein Sammelpunkt für Landeserzeugnisse aus den Gubernien Wjätka, Perm, Wologda und einem Theile Sibiriens; dorther bringt man Getreide, Flachs, Hanf, Talg, rohe Häute, Theer, Schiffsbauholz, Mehl, Graupen und Pelzwerk, um auf dem Strome nach Archangel am Weißen Meere verschifft zu werden. Von dort, wo diese Waaren in den Welthandel gelangen, kommen dann vorzugsweise Fische, Kolonial- und mancherlei Fabrikwaaren in's Binnenland.

Weliki Ustjug hat viele reiche Kaufleute und noch mehr Bettler, mehr als zwanzig Kirchen und zwei wunderthätige Heilige. Der eine, St. Prokopius, hat einmal bei Lebzeiten einen furchtbaren Steinregen von der Stadt und Umgegend abgewandt, und ist nun Schutzpatron der Kaufleute, welche Waaren auf der Dwina verschiffen. Der zweite Heilige ist Johannes, genannt der Einfältige (Duratschok); er stellte sich sein ganzes Leben hindurch einfältig, nahm alle Beleidigungen ruhig hin und ermahnte, um heilig zu werden, das Volk zur Buße.

Die Kaufleute in einem weiten Umkreise von Weliki Ustjug beladen im Frühjahr eine Menge von Schiffen, die nach Archangel bestimmt sind. Während des Winters reisen ihre Agenten umher und miethen Arbeitsleute, welche sich für die Fahrt verdingen und rechtzeitig in Ustjug erscheinen, das als Sammelplatz gilt. Gegen den 6. Mai brach hier das Eis auf der Dwina; von den südlichen Strömen kamen dann Barken, aber die Wytschegda stand noch fest. Da sie aber in den nächsten Tage aufgehen mußte, so vermiethete der Flüchtling sich als Schiffsknecht, denn auf diese Art konnte er sicher bis Archangel kommen. Als Bürgschaft gab er seinen Paß. Das war am 9. Mai 1846.

Die von Pietrowski durchwanderte Gegend von Solikamsk auf der Westseite des Werchoturischen Ural bis Weliki Ustjug bildet eine große, mit Wäldern bedeckte Ebene. Dörfer liegen in weiter Entfernung von einander; Brüche und Sümpfe sind häufig. Um Tscherdyn und Solikamsk, also etwa unter 60° N. Br., gedeiht neben Gerste und Hafer auch noch Weizen (— wenn anders Pietrowski sich nicht irrt —) und weiter nach Norden hin auch schöner Hanf und vorzüglicher Flachs, den man am liebsten in solchen Boden säet, wo eben Birkenwaldung niedergebrannt worden ist. Waldbeeren, Fische, Milch und Fleisch hat das Volk im Ueberfluß und ist mit seiner Lage zufrieden. Viele Leute wandern Tausende von Werst weit, um sich Arbeit zu suchen; denn im Ganzen ist das Land rauh, und nur zu geringem Theil für den Ackerbau geeignet. Die Regierung hat Wege durch die Wälder hauen lassen und besondere Sorgfalt auf die Anlage von Kanälen verwandt. Dadurch ist der Handel bis zum Eismeere sehr gefördert worden und der Austausch von Erzeugnissen erscheint von großem Belang.

Der Flüchtling war nun Schiffsknecht auf einem jener Getreideschiffe, welche zu vielen Hunderten die Dwina befahren. Sie sind fast alle von einerlei Größe und Bauart, 30 Fuß lang, 25 breit, 10 hoch, und haben „weder Nase noch Schwanz", das heißt, sie sind vorn und hinten abgestumpft; das Ganze ist zusammengezimmert aus behauenen und behobelten Stämmen, die mit Moos und Theer kalfatert werden. In diesem Schiffskörper befindet sich ein zweiter, innerer, etwa anderhalb Fuß über dem erstern; er steht von den Wänden des äußern etwas ab, ist ganz dicht, mit Binsenmatten ausgelegt und bildet den Laderaum. Das Ganze ist mit Brettern und Schindeln gedeckt. Hinten am Boot ist eine ganze Tanne befestigt, deren kürzere Hälfte über dem Wasser liegt und als Steuerruder, Rul, dient; vorn befindet sich ein ähnliches, aber kleineres Ruder, Ponosna. Jenes wird von sechs bis sieben, dieses von vier oder fünf Leuten regiert. Je nach Größe der Barken und der Ladung werden dreißig bis vierzig Ruder angewandt, auf jeder Seite die Hälfte, und die Ruder bestehen aus jungen, an den Enden ruderartig abgeplatteten Tannen. Alle Arbeiter sind auf dem Dache.

Solch eine Barke ladet 28,000 Pud (gegen 40 Pfund) Getreide, gleicht einem schwimmenden Speicher und steht unter Leitung eines Rosnik, Lootsen, der Fahrwasser und Untiefen der Dwina genau kennt. Er hält sich in der Mitte des Schiffs, paßt auf und giebt den Ruderern Weisungen; ein Gospodarz ist Wirth oder Schaffner und hält Alles in Ordnung. Pietrowski war für das große Ruder bestimmt. Mit Tagesanbruch rief der Rosnik: „Setz dich und bete zu Gott!" Alle bekreuzten und verneigten sich. Am ersten Morgen warf jeder ein kupfernes Geldstück in die Dwina, gleichsam um die Gunst des Stromes zu erkaufen.*) Nachdem das geschehen, wurde das Tau gelöst und die Barke schwamm bei heiterm Himmel die Dwina hinab; aber bald bewölkte sich der Himmel, es begann zu schneien und das Schiff mußte dicht am Ufer vor Anker gehen. Das eisig kalte Unwetter hielt zwei

*) Das ist ein uralter Brauch, der auch in anderen Theilen Rußlands, nur in etwas abweichender Weise, vorkommt, z. B. bei den Borowitzkischen Stromschnellen in der Msta. Bevor ein Schiff über dieselben hinfährt, spricht die Mannschaft gemeinschaftlich ein Gebet, der Eigenthümer nimmt die Mütze ab, tritt dicht an den Vordertheil des Schiffes hinan, wirft etwas Brot und Salz in den Strom und spricht: „Mütterchen Msta, wir bringen dir Salz und Brot; sei gnädig gegen uns". A.

Tage an, dann trat Thauwetter und gleich nachher Glatteis ein; es war sehr gefährlich, auf dem abschüssigen Schiffsdache zu gehen. Erst am dritten Tage fuhr man weiter, und jedesmal, wenn die Barke wieder in Bewegung gesetzt wurde, wiederholte sich die Ceremonie mit der Kupfermünze. Das Wetter wurde gut, die Ruderer sangen und plauderten, nur bei gefährlichen Stellen dauerte die Arbeit anhaltend mehrere Stunden und sie war ganz außerordentlich anstrengend und ermüdend; die Schiffsknechte riefen dann einander „Lustig! munter!" zu und entwickelten, wie der Pole sagt, eine dämonische Kraft. Er lernte bald alle Handgriffe und wurde bei den Leuten beliebt.

„An hellen Tagen setzten die Ruderer sich in einen Kreis und sangen Lieder, ächt russisch, mit Nachdruck, Seele und Lust, und mit einem nur dieser Nation eigenen Accente. Manche Lieder hatten kriegerischen Inhalt, die meisten aber waren erotischer Natur, in allen herrschte große Gedanken- und Gefühlsarmuth. Die Wendungen und Einschnitte, Hebung und Senkung namentlich im Uebergange vom Solo zum Chor sind sehr eigenthümlich."

In finsteren Nächten oder an stürmischen Tagen lag die Barke vor Anker; bei gutem Wetter schwamm sie Tag und Nacht, gerieth aber, trotz aller Vorsicht, zwei Mal auf Untiefen und wurde nur mit großer Mühe wieder flott gemacht. Außer den größeren Fahrzeugen gehen auch viele kleinere, Karbassen, auf der Dwina; sie sind kahnartig gebaut, haben Mast und Segel und können bis zu 2000 Pud laden.

An den Ufern der Dwina liegen viele Dörfer, alle aus Holz gebaut und recht hübsch; die Kirchen sind massiv. Aus den Dörfern kommen Bettler in Kähnen und bitten um Brot. Unterwegs muß dem heiligen Nikolaus, dem besondern Schutzpatron der Russen und namentlich der Schiffer, ein Opfer gebracht werden. Die Bettler singen Lieder, indem sie den Schiffern glückliche Fahrt und Heimkehr wünschen. „Das russische Volk ist ungemein mitleidig und freigebig, und unbedenklich wird Jeder das letzte Stück Brot mit dem hungrigen Bettler theilen." Die Ufer sind zumeist mit Nadelholz bestanden.

Gegen Ende des Maimonats war das Schiff unterhalb der Mündung der Pinega bei Cholmogory (Kolmogorow), dem Geburtsorte des Geschichtsschreibers, Chemikers und Dichters Lomonossof, welcher in den Tagen der Kaiserin Elisabeth, seiner Gönnerin, gegen die Bärte der russischen Geistlichkeit eiferte und die wahrscheinlich sehr richtige Behauptung aufstellte, daß die Seelen in jener Welt jedenfalls keinen Bart trügen. Daraus folgerte er, daß die Popen, als Hüter der Seelen, keinen Bart tragen dürften, sonst — träten sie mit der christlichen Religion in Widerspruch. Cholmogory liegt beinahe unter dem 65. Grade nördlicher Breite, hat aber einen prächtigen Schlag Rindvieh, der sehr viel Milch giebt, jedoch in anderen Gegenden ausartet.

Die Nächte waren nun so hell, daß man ohne Kerzenlicht lesen und schreiben konnte. In einer solchen hellen Nacht erblickte der Flüchtling die Thürme von Archangel. Man warf, einem alten Brauche gemäß, den Küchenkasten mit Allem was darin war, in die Dwina, ging dann vor Anker und zerbrach sofort alle Ruder, denn auch das ist alte Sitte. Pietrowski erhielt nun seinen falschen Paß zurück nebst seinen 15 Rubeln Lohn und ging mit mehreren Bohomolzen (Pilgern) in das Solowetzkische Haus. In dieser Herberge der Wallfahrer wurde nach keinen Passe gefragt und der Fremde fand Unterkommen. Nachdem er seinen Reisesack dem Hausmeister anvertraut hatte, schlenderte er in der Stadt umher; seine Absicht war, im Hafen ein Schiff ausfindig zu machen, auf welchem er aus Rußland entfliehen könne.

So kam er auf einen schönen Rasenplatz, wo ein kolossales Standbild Lomonossow's sich erhebt; der Mann steht in dem russischen Klima mit entblößtem Haupte da und trägt eine römische Toga! Die linke Hand greift nach einer Harfe, welche ein geflügelter Engel ihm darreicht. Pietrowski stellte sich, als wisse er nicht, wem das Denkmal gelte, und fragte, wer das sei? Ein kluger Russe antwortete: „Nun, er war ein großer Zauberer, verstand in den Sternen zu lesen, Regen, Sturm und schönes Wetter zu machen und die Zukunft vorauszusagen. Dem Kleinen da bringt er seine Wissenschaft bei, er übergiebt ihm das Zauberinstrument." Das war eine Antwort!

Fünf Sechstel der Häuser in Archangel sind aus Holz gebaut, aber recht hübsch; die Straßen gerade, rein und erträglich gepflastert. Dagegen bietet die Vorstadt Solonbal, die auf einer morastigen Insel liegt, einen kläglichen Anblick dar. Im Hafen lagen einige zwanzig fremde Schiffe aus Hamburg, Holland, England, Schweden und Norwegen, aber aus Frankreich keins. Ein solches wäre dem Flüchtling am liebsten gewesen. Er ging den Hafen entlang, um französisch oder deutsch mit dem einen oder andern Schiffer unbemerkt zu sprechen, allein überall waren unwillkommene Zeugen und auf jedem Schiffe stand ein russischer Unteroffizier, der Tag und Nacht Wache hält und Keinen auf das Schiff läßt, der nicht zur Bemannung gehört. Außerdem stand noch eine Kette von Soldaten den Hafen entlang, und Niemand durfte ein Schiff verlassen oder dasselbe besteigen, bevor er sich nicht als zur Mannschaft gehörend ausgewiesen hatte. Hier war keine Hoffnung zum Entrinnen und Pietrowski ging sehr betrübt nach seiner Herberge zurück.

Das Solowetzkische Haus war mit Pilgern überfüllt und bot einen merkwürdigen Anblick dar. Weiber, Kinder und Männer lagen bunt durch einander und wie Heringe zusammengedrückt. Am andern Tage schiffte sich ein Theil dieser Bohomolzen nach den Klöstern ein, aber dafür kamen neue Schaaren angezogen, denn jede Barke, welche die Dwina herabkam, brachte mehr oder weniger Wallfahrer mit. Sie strömten sofort in die Kirche, ließen Gebete über ihren Häuptern hersagen oder sich die Evangelien auf den Kopf legen, ein dickes Buch in Folio von mehr als zwei Fuß Länge und verhältnißmäßiger Breite. Der Einband war von starkem Holze, mit schwarzem Leder überzogen, auf welchem die aus Silber gegossenen Figuren der zwölf Apostel befestigt waren. Dieses Buch war so schwer, daß der Pope dasselbe nur mit Mühe handhaben konnte. Wer das Evangelium über sich lesen läßt, verneigt sich so tief, daß der Pope ihm dasselbe auf den Kopf legen und dann bequem lesen kann. Oft tragen die Köpfe mehrerer Frommen gleichzeitig das Buch und so vertheilt sich die Last, aber das Volk meint, die Gebete seien dann nicht so wirksam. Man muß, sagt der Flüchtling, in der That Schädel und Genick eines Russen haben, um ein solches Gewicht ohne Schwanken eine volle Viertelstunde lang auszuhalten; „aber einem russischen Menschen ist nichts unmöglich." — „Ich hörte, wie ein Muschik (Bauer), welchem während der Procedur die Adern angeschwollen waren, beim Herausgehen aus der Kirche rief: Gelobt sei Gott, denn durch das Lesen ist mir der Schmerz, an welchem ich so lange gelitten, aus dem Kopfe weg!" — Natürlich läßt sich die Geistlichkeit, am Eismeere wie überall, gut bezahlen, und je mehr ein Frommer giebt, um so lauter und eifriger wird gebetet und gelesen.

Pietrowski ging wieder an den Hafen und warf sehnsüchtige Blicke auf die Schiffe. Das Herz wollte ihm springen; er war nur wenige Schritte von den Fahrzeugen entfernt, welche ihm Rettung und Freiheit gewähren konnten. Aber alle seine Versuche, mit Schiffskapitänen in Berührung zu kommen, scheiterten. Er mußte also einen andern Plan fassen; auf jeden Fall mußte er zunächst dem südlichen Gestade des Weißen Meeres entlang nach Onega wandern. Von dort konnte er entweder gerade nach Westen hin, durch die finnischen Sümpfe, nach Torneo vordringen, das an der Spitze des Bottnischen Meerbusens liegt, und dort über die Grenze nach Schweden gehen, oder er mußte eine Richtung gen Südwesten nach dem Finnischen Meerbusen hin einschlagen, um durch Livland und Kurland nach Preußen zu gelangen. Aber in jedem Falle mußte er zunächst nach Onega.

Von Archangel geht eine 200 deutsche Meilen lange Post-

straße nach St. Petersburg, und sie bildet den kürzesten Weg, aber diesen konnte der Flüchtling nicht wählen, weil ihm ein regelrechter Paß fehlte.

Archangel ist im Allgemeinen eine heitere, hübsche Stadt und der wichtigste Hafenplatz am Nördlichen Eismeer, in welchem während der Schifffahrtszeit ein sehr reger Verkehr herrscht. Auch ein paar Dampfer befahren die Dwina; die Zahl der Einwohner beträgt etwa zwanzigtausend. Die mehrfach erwähnten Solowetzkischen Klöster liegen etwa vierzig deutsche Meilen nordwestlich von Archangel auf drei Inseln im Weißen Meere. Sie gehörten früher der alten berühmten Republik Nowgorod, und wurden später von Einsiedlern aufgesucht; die heiligen Leute bauten dort Häuser und gaben sich der Andacht hin. Bald kamen viele fromme Pilger, die Heiligen thaten bei Lebzeiten und nach dem Tod allerlei Wunder und seit 1429 entstanden auf den Inseln mehrere Klöster, denen es an Gaben nicht fehlte; sie wurden reich. Das große Kloster auf der Hauptinsel Solowetzkoi ist von seltener Pracht und hat eine kolossale Ausdehnung. Man umgab es mit Festungswerken, weil dort viele Schätze niedergelegt wurden. Seit dem siebenzehnten Jahrhundert wallfahrten alljährlich viele tausend Pilger dorthin, die zum Theil sogar aus dem östlichen Sibirien kommen. Auf den Inseln gedeiht nur Kohl; alle anderen Lebensmittel muß man aus Archangel holen; doch halten die Mönche Kühe und Pferde. Dicht beim Kloster befindet sich ein klarer Süßwassersee, in welchem jeder Pilger sich baden muß, ehe er Kloster und Kirche betritt; auch muß er die Reisekleider ablegen. Eine solche Vorsicht ist allerdings bei russischen Pilgern doppelt und dreifach nöthig. Der solchergestalt gesäuberte Mensch findet Unterkommen in den geräumigen Herbergen neben dem Kloster. In den Sälen stehen lange Tische und Bänke; dort speisen und schlafen die Wallfahrer, aber die Geschlechter sind von einander getrennt. Jede Abtheilung wird von Mönchen überwacht, welche eine Art von Polizei ausüben. Drei Tage kann jeder Pilger unentgeltlich im Kloster leben; wer länger bleibt, muß dafür bezahlen. Während des Aufenthalts betet der Pilger, stellt Lichter auf, läßt das Evangelium auf seinem Kopfe lesen, beichtet, und muß für das Alles bezahlen, aber der Preis ist gering, weil die große Menge doch Profit bringt; auch wird viel in eine Büchse geworfen. Im Durchschnitt kommen jährlich an die dreißigtausend Bohomolzen nach der Solowetzkischen Insel. Sobald nur das Weiße Meer für Schiffe fahrbar wird, vom Anfang Juni, strömen sie von allen Seiten herbei; doch kommen die meisten über Archangel, wo sie Karbassen besteigen und wie Heringe zusammengedrängt werden. Die Mehrzahl wandelt, um die unbequeme mühselige Fahrt um das Kap Onega zu vermeiden, zu Fuß am Gestade des Weißen Meeres entlang, bis zu dem Punkte, welcher den Inseln gegenüber liegt; dort besteigen sie Karbassen, und diese legen den Weg von vierzig Werst in einem Tage zurück. Die Wallfahrten dauern nur bis Ende September, weil dann alle Schifffahrt aufhört. Die Nordstürme brechen herein und treiben gewaltige Eismassen aus dem Nordmeere nach Süden. Die Mönche werden allgemein gerühmt wegen ihrer Freundlichkeit, Sanftmuth, Güte und Milde. Vom September bis Juni sind sie von der ganzen übrigen Welt abgeschlossen. Wir wollen noch bemerken, daß die Solowetzkischen Festungswerke zuweilen politische Verurtheilte aufnehmen. Piotrowski erwähnt nach weit verbreiteten, aber sicherlich ungegründeten Annahmen, daß dort Großfürst Konstantin im Kerker geschmachtet habe. —

Der Flüchtling war drei Tage in Archangel. Am 2. Juni kaufte er Brot, nahm seine Habseligkeiten, setzte über die Dwina, genoß in einem Dorfe ein Bad und zog reine Kleider an. Das war sehr nöthig, nachdem er in der Pilgerherberge gewesen war. Dann ging er in ein Haus und bat für Geld um Milch. Man gab sie ihm. Während er trank, brachten drei Bäuerinnen das Gespräch auf kirchliche Gegenstände, und der Pole merkte bald, daß er sich in einer Familie von Altgläubigen, Starowerzen, befand. Sie machten ihm Vorwürfe, daß er sich nicht „christlich bekreuzige," und wenn er es nicht anders mache, einst in der Hölle braten werde. Sie machten ihm ihre Bekreuzigungsart vor; er hatte nichts dagegen, dieselbe anzunehmen, und nun gaben sie ihm Milch umsonst, so viel er nur trinken wollte. Zwischen den „rechtgläubigen" Russen und den „Altgläubigen" herrscht ein ungeheurer Haß.

Piotrowski wanderte durch Haidekraut, niedrigen Nadelwald und über einen schlechten Damm, welcher durch Sümpfe führte. Er übernachtete im Walde, doch konnte eigentlich von Nacht keine Rede sein; denn es war auch um Mitternacht fast tageshell. Dann kam er an's Meer; die schneeige Brandung prallte mit Getöse an die steinigen Ufer, und so wanderte der Einsame an dem wüsten Gestade bei wildem Wetter hin. Nur selten begegnete ihm ein Mensch; er erfuhr, daß eine Pilgerkarbasse im Sturme mit Mann und Maus verloren gegangen sei. Von nun an gab er sich für einen Pilger aus, welcher die Klöster schon besucht habe, und der jetzt nach Groß-Nowgorod und Kiew walle, um auch dort bei den Gebeinen der Heiligen seine Andacht zu verrichten. Tag und Nacht ging er fürbaß über Anhöhen, die mit Wäldern bestanden sind, durch ein armes elendes Land, in welchem auf sehr weiten Entfernungen kleine Dörfer zerstreut liegen. Aber das Volk war dort überall gesund, fröhlich und glücklich, denn alle Leute sind Kronbauern und haben keine Frohnden zu leisten.

Endlich kam er nach Onega, wo im Hafen einige fremde Schiffe lagen, um Bau- und Schneideholz zu laden. Hier entschloß sich Piotrowski, nach Petersburg zu gehen, kaufte Brot und wanderte weiter. Das Thal des Onegaflusses schildert er als sehr hübsch; auf dem rechten Ufer liegen viele nette Dörfer, auf den üppigen Wiesen weidet viel Hornvieh; Milch und Käse sind beispiellos billig. Ein pilgernder Greis, welcher ihm begegnete, beschrieb ihm den Weg, welchen er bis Kargopol zurückzulegen hatte; er hatte bis dahin etwa dreißig Meilen, erreichte jene Stadt und verließ dort die Onega. Nun waren gerade vier Monate verflossen, seitdem er den Kamm des Uralgebirges überschritten hatte. Die Gegend bis Wytegra erschien ihm dürftig; die Dörfer waren klein, aber ordentlich gebaut; weit und breit fand er zum Theil schon stark gelichtete Waldungen und viele Seen, an den Kanälen zwischen diesen und den Flüssen Häuser mit Gärten, hin und wieder auch schon Obstbäume und Gemüsebau. Diese Häuser liegen zumeist an Schleusen, welche von Soldaten beaufsichtigt werden.

In der Handelsstadt Wytegra fand er am Ufer viele Fahrzeuge und eine Menge von Bäckern, welche ihr Gebäck feilboten. Dort kam Piotrowski in's Gespräch mit einem Bauer, der ihm sagte. „Ich fahre nach Petersburg und wenn Du arbeiten willst, so kann ich Dich mitnehmen." Darauf ging der Flüchtling gern ein; ohnehin wurde ihm versprochen, daß er dann und wann warm zu essen erhalten solle. Darauf gingen Beide in eine Schänke, tranken Branntwein und beluden Abends den Kahn mit Mehlsäcken. Nachher wurde ein Zugpferd an Bord gebracht und das Schiff ging stromab auf dem Wytegraflusse; der Bauer führte das Steuer und sein siebenzehnjähriger Sohn half ihm. Bald nachher geht zur linken Seite ein Kanal ab; in diesen fuhr der Kahn ein und wurde von dem Pferde gezogen, welches der Knabe trieb. „Es ist wirklich unglaublich, welche Masse von Fahrzeugen hin und her verkehrt, und unter anderen begegneten wir einer Reihe von Flößen, die mindestens vier Werst (also über eine Wegstunde), lang waren." Gegen Sonnenaufgang kam das Schiffchen in den Onega-See, und auch dort lagen viele Fahrzeuge am Ufer. Hier nahm ein Dampfer dieses und noch fünf andere Fahrzeuge in's Schlepptau und fuhr in den See hinein. Dieser war bei dem herrlichen Wetter ruhig wie ein Spiegel. Gegen Abend fuhr das Schiff, welches jetzt mehrere Fahrgäste an Bord genommen hatte, in den Fluß Swir ein, der aus dem Onega kommt, diesen mit dem Ladoga-See verbindet, anfangs schmal aber reißend ist, dann aber breiter wird und an Schnelligkeit nachläßt. Unweit von seinem Abfluß aus dem Onega hat er er mehrere Stromschnellen, die aber theils natürliche, theils durch Kunst hergestellte Oeffnungen haben, so daß

auch die größten auf diesen Gewässern fahrenden Schiffe hindurch können.

Nicht fern von der Mündung des Swir in den Ladoga-See fuhr der Kahn in den Ladoga-Kanal ein, den kleinere Schiffe wählen müssen, weil der oft sehr unruhige, von Stürmen heimgesuchte See für sie viel zu gefährlich ist. Aus einem Dorfe kam eine Schaar von Zigeunerinnen mit Kindern, um zu betteln. „Ueberall fand ich dieselbe Natur dieses Volkes; unter allen Breiten, in Ungarn, Volhynien, der Ukraine, in Sibirien und hier, — dasselbe faule, schmutzige, bettlerische Dasein.“ An einigen Stellen nähert der Kanal sich dem See dermaßen, daß man das Anbranden des letztern deutlich hört. Inzwischen wechselten die Fahrgäste häufig, nur einige Frauen blieben; sie mußten beim Rudern behilflich sein, und Piotrowski erfuhr von einer, die aus Karelien war, allerlei, das ihm nachher nützlich wurde.

Beim Städtchen Neu-Ladoga wurde angehalten, und dann fuhr der Kahn durch eine Schleuse in den Neuen Kanal. Dieser war bis nach Schlüsselburg mit Fahrzeugen förmlich vollgestopft. Sie waren beladen mit Theer, Flachs, Hanf, Getreide, Mehl, Hornvieh, Geflügel, Holz und anderen Landeserzeugnissen, alle nach St. Petersburg bestimmt. „Ich war erstaunt über diesen kolossalen Handelsverkehr, und hätte ich dieses Leben nicht mit eigenen Augen gesehen, so würde ich nie einer Schilderung desselben geglaubt haben. Es war eine mühsame Arbeit, die Barke durch eine solche Masse hindurch zu bringen; man konnte kaum Augen und Hände genug haben*).

So kam der Flüchtling nach Schlüsselburg, das zu beiden Seiten des Kanals liegt, aber mit seinem nördlichen schon bis an die Newa reicht. Die Stadt ist hübsch und sauber, hat Baumgänge und gewährt einen freundlichen Anblick. Die Festung liegt, ganz von Wasser umgeben, da wo die Newa aus dem Ladoga-See heraustritt.

Abends fuhr der Kahn in die Newa ein, die zugleich breit, tief und rasch fließt, und am andern Morgen um acht Uhr war der aus Sibirien entronnene Pole im Hafen von St. Petersburg, am Newski-Prospekt. Das Becken war buchstäblich mit Fahrzeugen verschiedener Größe und Gattung zugedämmt. Was sollte der Flüchtling nun beginnen? Die alte Karelierin nahm ihn mit zu ihrer Tochter und so war er vorerst geborgen in einer für die ärmste Klasse von Arbeitern bestimmten Herberge; aber er konnte sich die prächtige, sehr öde Stadt gemächlich betrachten.

Der übrige Theil seiner Reise hat für uns kein besonderes Interesse. Uns kam es darauf an, ihn durch solche Regionen zu begleiten, welche nur selten von gebildeten Europäern besucht werden und das Interesse der Neuheit haben; doch wollen wir in aller Kürze die weiteren Erlebnisse dieses mit großer Ausdauer und Willensstärke begabten Mannes schildern, welchem ein Wagniß gelang, das so viele Andere vergeblich unternommen haben.

Piotrowski spielte auch jetzt noch die Rolle eines russischen Muschik, suchte aber Gelegenheit, auf einen Dampfer zu kommen. Ein Matrose aus Riga brachte ihn über alle Paßschwierigkeiten hinweg und glücklich an Bord. In der Hauptstadt Livlands hielt er sich nur kurze Zeit auf, ging über die Dünabrücke und nach Mitau in Kurland zu. Nachts schlief er in hohem Getreide, hielt sich in Mitau nicht auf und kam glücklich bis in die Nähe der Grenze. Die Jahreszeit war schön und die Kleidung eines russischen Bauern so gut wie ein Paß. Zwischen Grobingen und Polangen warf er seinen Pelz fort. Wo er mit Leuten in Verkehr kam, gab er sich für einen Aufkäufer von Schweinsborsten aus, und in einem einsamen Kruge vertauschte er seine bisherige Kleidung gegen eine andere, die annähernd europäisch war. Er hatte nun einen grauen Rock, blaue Tuchhosen und ein weißes Hemd. Jetzt blieb noch eine Schwierigkeit, aber diese war groß. Wie sollte er über die Grenze — und, wenn das gelang, ohne Paß in Preußen weiter kommen? Einem Kartel gemäß sollten und mußten Flüchtlinge ausgeliefert werden.

Durch einen Soldaten aus Poltawa erfuhr der Pole, wie es sich mit der Bewachung der Grenze verhielt. Auf je 1500 Schritt Entfernung stand ein Kosakenposten und ein Patrouilleur. Bei Nacht war gewiß nicht durchzukommen. In einer Grenzschänke zeigte man ihm gesprächsweise, wo die Scheidelinie lief; es war ein Graben und jenseits desselben ein Roggenfeld; dieses schon auf preußischem Boden. Vor diesem Graben waren noch zwei andere auf russischem Gebiete gezogen. Piotrowski ging fort, legte sich unbemerkt, zwanzig Schritte vom ersten Graben entfernt, in's Gras. Nach etwa zehn Minuten sprach er zu sich: „In Gottes Namen vorwärts, zum Leben oder zum Tode!“ Etwa 300 Schritte von ihm lag eine Kaserne, etwa 100 Schritte entfernt gingen zwei Schildwachen. Er rannte über die Gräben und war im Roggenfelde.

So war er gerettet und kam nach Memel. In Königsberg wurde er durch einen Zufall verhaftet und mußte sich nach langem Zögern und Ausreden zu erkennen geben. Von Berlin aus kam Befehl, ihn in Ketten nach Rußland auszuliefern, aber die menschlich denkenden Behörden sahen durch die Finger und ließen den Vielgeprüften entfliehen. Es waren deutsche Männer und Frauen, welche ihn gütig und liebevoll pflegten und ihn bis an die französische Grenze weiter beförderten.

*) Rußland hat bekanntlich ein sehr entwickeltes, großartiges Kanalsystem, welches dem Binnenverkehr ungemein förderlich ist. Die Stromwege im europäischen Rußland haben eine Ausdehnung von 27,000 Werst; auf diesen Strecken werden im Jahre durchschnittlich 400 Millionen Pud (zu 16,38 Kilogramm) verschiedene Güter und etwa fünf Millionen Baumstämme verschifft; zusammen im Geldwerthe von 150 bis 200 Millionen Rubel. Alljährlich werden bis zu zwölftausend Barken und Nachen gebaut, die einen Werth von ungefähr vier Millionen Rubel haben. Extraits des publications de la société impériale géographique de Russie. St. Petersbourg, 1859, p. 19. A.

Briefe über Polen.

Mitgetheilt von Dr. J. Caro.

III.

Leben und Treiben in den kleinen Städten.

Selten wird man in Polen die Empfindung los, daß man sich in einem Lande ohne Seeausgänge befindet. Die Fülle der Mittel zum Lebensgenuß, welche in Ländern mit entwickelten Meeresküsten sich immer einfindet, das Bewußtsein eines bequemen Zusammenhangs mit fernen Ländern, Erdtheilen, mit dem ganzen Erdball, erweitert unser Fühlen und Denken, und das Besondere findet sich rascher in dem Allgemeinen eingeordnet. Hier oben aber, wo ich jetzt stehe, da schlingt mich und Alles was mich umgiebt ein silbernes Band mit dem großen Ganzen zusammen, hier eben wird mir so frisch zu Muthe, als wäre ich nicht mehr in dem Lande, auf welchem der eiserne Fuß der Verkümmerung lastet.

Ich schaue herab auf die Weichsel. Heiliger Ganges, sagen

die Inder, heiliger Nil, die Aegypter; heiliger Peneus — ja heilig sind all' die großen Flüsse, die, gleichsam die Thränen eines Volkes, den Schweiß saurer Arbeit verklärt in der strömenden Flut auf ihrem Rücken hinabtragen zu dem Alles umschlingenden Vater Okeanos.

In der That war auch die Weichsel den alten Slaven heilig; aber sie war und ist ein tückischer Fluß; chamäleonartig wandelt sich ihr Bett; wo heute eine Untiefe gewesen, strebt morgen eine graugelbe Sandbank hervor, und selbst die gewandtesten Steuerleute führen oft den Kahn oder das Dampfboot auf den Sand. Am Ufer entlang ziehen sich sandige Hügel hin, die zuweilen so nahe an die Flußwand herantreten, daß diese Erdwand steil und senkrecht 40 bis 80 Fuß tief abfällt, und daß von unten aus gesehen die Kante in der Luft zu schweben scheint. Auf diesen natürlichen Wällen erhoben sich früher die Burgen der polnischen Ritter, welche kreisrund gebaut und mit Tranchéen von der Landseite umgeben waren. Von hier aus trieben sie ebenso lustig wie die Deutschen ihres Standes das Wegelagererhandwerk und daneben Flußpiraterie, und wenn die niederländischen Kaufleute aus Brügge und Gent mit ihren Tuchen und die Danziger Handelsherrn mit Schmuckwerk und Geräthen die Weichsel hinauf nach der alten Krönungsstadt Krakau zogen, mußten sie hier gar manchen unvermutheten Zoll entrichten. Noch viele Reste solcher Burgen sind erhalten, so z. B. von *Bobrownik*, wo im vierzehnten Jahrhundert die Herzöge von Dobryn und später zuweilen die polnischen Könige residirten.

Naturgemäß finden wir an der Weichsel die wichtigsten *Städte* gelegen. Ueber die größeren läßt sich wenig reden; sie sehen so aus, wie überall in Europa die größeren Städte. Eisenbahn und Verkehr nivelliren leicht die Physiognomien der umfangreicheren Plätze. Nur *Krakau* hat seinen eigenen scharf geprägten Charakter. Und welchen? Das läßt sich nicht so recht in Worte fassen. Helfen wir uns daher mit einem Bilde: nehmen wir den Charakter der Witwe, oder den eines alten Stammschlosses, in dem das Geschlecht der Erbauer ausgestorben ist. Spuren verfallener Pracht und Herrlichkeit, Denkmäler vergangener Größe, Trümmer von ehemals regsamem Leben drängen sich überall dem Fremden auf, und in den Straßen herrscht eine Oede und Stille, als ob die Klagen in den Lüften jeden Augenblick angestimmt werden sollten. Heiter und lustig ist nur das östreichische Militair, das übrigens so gutmüthig, wohlwollend und freundlich gegen den Polen und Bürger sich hält, daß es rühmlich erwähnt zu werden verdient. Dennoch aber, als ich ein Bataillon Soldaten mit klingendem Spiel und blitzendem Bajonetten durch die Straße aufmarschiren sah, fiel mir das Bibelwort ein: „Ei, wie bist Du zur Witwe geworden, Deine Feinde stolziren vor Dir."

Wenden wir uns aber zu den kleinen und Mittelstädten, welche hier wie sonst die unmittelbare Verkörperung gewisser Richtungen des Volksgeistes darstellen, so machen wir, wie bei den Dörfern, die Beobachtung einer zähen Beharrlichkeit in Form und Wesen. Die polnischen Städte sind zum größten Theil aus Dörfern entstanden, und in überwiegender Mehrzahl von *deutschen* Einwanderern angelegt. Im 13., 14. und 15. Jahrhundert kamen unaufhörlich Züge von Ansiedlern in's Land, die entweder als Ackerbauer oder als Handwerker sich niederließen. Bis nach Podlachien und bis in's westliche Lithauen sind in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts die Deutschen vorgedrungen, und in der Haupt- und Krönungsstadt *Krakau* selbst war die *deutsche Bevölkerung so zahlreich, daß unter den Syndikatsakten derselben alle Schriftstücke bis zum Jahre 1583 entweder deutsch oder lateinisch abgefaßt sind*; erst von der Zeit an kommen auch polnische vor.

Hierdurch ist aber auch die Natur dieser kleineren Städte bedingt; bis auf den heutigen Tag tragen die Städtebewohner die Zeichen deutschen Ursprungs, obwohl sie natürlich in Sprache und Gewohnheit stark polonisirt sind. Sieht man von den aus politischen Veranlassungen in allerneuster Zeit gegründeten Handelsassociationen des Adels (dómy socyalne, Kramhäuser, eigentlich Gesellschaftshäuser, in denen alle möglichen Waaren wohlfeil verkauft werden, um die deutschen und jüdischen Kaufleute zu Grunde zu richten) ab, so ist der *ganze Handel und Gewerbebetrieb in den Händen der Deutschen*, der deutschen Abkömmlinge oder der (gleichfalls *deutsch* redenden) *Juden*. Die Bewohnerschaft solcher kleinen und mittleren Städte besteht also aus sehr wenigen kleinen Ackerbürgern rein polnischer Nationalität, die sich nicht viel von den Bauern in ihrer Art und Lebensgewohnheit unterscheiden, aus Gewerbtreibenden deutscher Abkunft oder gar noch deutscher Zunge, und endlich aus Juden.

Alles, was in diesen kleinen Städten noch an socialem Zusammenhang, an Vergesellschaftung vorhanden ist, knüpft sich an diese deutschen Kolonisten. Das Zunftwesen wurde mit allen seinen Einrichtungen aus Deutschland eingeführt, und unter dem Schutze des deutschen (*Magdeburger*) *Stadtrechts* hat sich dasselbe bis auf die Gegenwart in den alten Formen erhalten. Mögen noch so viele polnische Namen in den Zunftrollen uns vorgeführt werden, mag man auch schon seit mehreren Jahrhunderten die Zunftbriefe in polnischer Sprache vorfinden, — sieht man scharf zu, *so giebt es absolut kein polnisches Handwerkerthum*, oder dieses ist wenigstens nur auf einen äußerst geringen Bruchtheil anzuschlagen. —

Das Leben dieser Gewerbtreibenden kreis't mit großer Einförmigkeit ab; sie kleiden sich nach den Moden der Zeit, wenn auch die Kostspieligkeit der Stoffe und der geringere Verkehr (wegen der Höhe der russischen Zölle) sie wohl ein volles Jahrzehnt hinter andere Länder zurücksetzt. Ihr Aufwand in Nahrung und Getränk ist im Ganzen mäßig, weit mäßiger noch als in Deutschland. Aber was sehr bemerkenswerth ist, *kein polnischer Kleinbürger geht spazieren*, direkt spazieren, um sich an frischer, freier Luft zu ergötzen. Sie hocken in müßigen Stunden gern auf Bänken vor den Häusern, oder auf den hervorspringenden Steinen des Fundaments, oder auf zufällig daliegenden Klötzen und Bretterhaufen und erzählen lange und weitschweifige Geschichten nach Art und Weise der Bauern.

Die ganze Woche hindurch ist's still und öde in dem Städtchen. Die *Häuser* enthalten meist nur ein Erdgeschoß und sind theils mit Stroh, theils mit Schindeln und nur selten mit Ziegeln gedeckt. Eigenthümlich sind die in der Quere zertheilten Hausthüren, die in Deutschland gesehen zu haben ich mich nicht erinnere.*) Die Hausflur läuft meist mit der Giebelwand entlang, so daß alle Gemächer auf einer Seite des Hauses liegen; selten sind es aber mehr als zwei oder drei. Die Häuser bilden in der Regel eine lange Straße, die auf den Marktplatz führt, und die sich auf der andern Seite des Marktes dann fortsetzt. Selten fehlt in der Mitte des Marktplatzes (*Rynek*, *Ring*) das Rathhaus (Ratusz) oder die Reste desselben. Bemerkenswerth sind aber noch die fast immer in einem großen Komplex in einiger Entfernung vom Städtchen liegenden Scheunen (stodoly) der kleinen Ackerbürger, die eine Art von Vorstadt zu bilden pflegen.

Zwei Mal in der Woche jedoch wird die einförmige Stille im Orte unterbrochen: erstens am Sonntag oder Feiertag und zweitens am Wochenmarkttage. Die Kirchenfeier der katholischen Bevölkerungen ist freilich überall etwas lebhaft angeregt, aber in den polnischen Städtchen wird sie meist zum tumultuösen Bachanal. Erstlich verknüpft sich damit eine wirkliche *Handelsmesse*, und die Kaufleute machen nie bessere Geschäfte, als am Sonntag; zweitens offenbart sich des polnischen Bauern ganze und nicht unbedeutende, wenn auch eigenthümliche Gemüthlichkeit am Sonntag in der *Stadtschenke*. Früh morgens ist er sittsam, geht reinlich angethan mit seinem blauen Palasch zur Kirche und singt mit

*) Sie kommen allerdings sehr häufig vor, namentlich in Niedersachsen, wo sie auch jetzt in den Häusern des Kleinbürgers nicht selten sind und erst allmälig verschwinden. R.

Energie die erstaunlich einförmigen polnischen Kirchenlieder so kräftig mit, als wolle er die Kehle für den Nachmittag dörren; und dauerte der Gottesdienst auch 6 bis 7 Stunden, er würde mit Inbrunst und Andacht anshalten; vom Schwung der Empfindungen wird er nicht eben sehr gereizt oder nervös afficirt. Hat er aber das letzte Vaterunser (pacierz) abgemurmelt, dann macht sich die Weltlichkeit in einem langgedehnten, wiehernden Jauchzen geltend; rasch — o nein — sehr langsam werden die Einkäufe besorgt, denn er feilscht stundenlang, und dann — hinein in die Schänke! Neues Jauchzen! Das erste Glas Branntwein (wódka, eigentlich „Wässerchen") rollt hinab, der Vorbote vieler. — Tausend Mal küßt er den Freund, die Frau und den Schenkwirth und den Kuß wäscht er mit Kornbranntwein wieder ab, bis der Abend hereinbricht, und taumelnd, jauchzend und singend (mit Unterlegung des Textes: da, da, da, da) kehrt er in's Dorf zurück.

Aehnlich geht es am Wochenmarktage her, nur ist statt der Kirche der Markt ein Sammelplatz der städtischen und Landbevölkerung; ein wirklich hübsches, buntes Genrebild entfaltet sich da. Schon früh am Morgen rücken die vierspännigen Fornalis (die Wirthschaftswagen der Edelleute) mit Getreide beladen ein, die Zweispänner der Bauern folgen nach und bringen Geflügel, Eier, Butter, Gemüse und dergleichen zur Stadt. Alle fahren mitten auf den Markte auf; ringsum aber haben auf langen Schnüren die Kaufleute Nesseltücher, mit bunten Farben bedruckt, aufgehängt, und auf der Erde ihre Lager von Kattunresten, Bijouterien und den klassischen Knipsen (ein Messer, das aus einem Stück rund gedrehten, gelben Holzes und einer dreieckigen eisernen Klinge besteht) aufgeschlagen. Zwischen den Wagen drängen sich nun Juden, Händler und Bürger hindurch und betasten Alles, kaufen Manches und reden Vieles. Alles lärmt. Der Bauer schreit mit seinem gewohnten Stentor, die Frau kreischt mit irgend einer feilschenden Jüdin um die Wette. Dazwischen schnattern die gefesselten Gänse ihre Angst und Noth in die Lüfte, die Pferde wiehern und lungernde Knaben üben sich, das Jauchzen des Bauern nachzuahmen. Das geht dann so fort, bis die Schänke von ihren friedlichen Mauern die letzten Akkorde des wilden Juchhe wiederklingen läßt und schließlich der Abend hereinbricht.

Der kleinbürgerliche Städter zählt seine Einnahme und nagelt eine falsche Kupfermünze, die sich eingeschlichen, auf den Ladentisch oder an die Fensterpfosten.

Wie verschieden ist doch dieses übrigens auch nur verhältnißmäßig sehr geringfügige Bürgerthum gegen unser deutsches! Niemals ein aktiver Staatsfaktor gewesen, ist ihm die Fähigkeit, in allgemeinen höheren Zwecken sich zu versuchen und zu bewähren, allmälig entzogen, es verlor die Zeugungskraft des Lebens und verschrumpfte in einförmiger Gewohnheit und ebenmäßig sich wiederholenden Lebensäußerungen. Keine Schöpfungen des Geistes verdanken ihm ihr Entstehen, keine Entdeckung oder Erfindung, in seinen Beziehungen und Verhältnissen gemacht, hat wandelnd auf seine Gewohnheiten eingewirkt. Was den Slawen im Allgemeinen nachgesagt wird, daß sie kein organisatorisches Talent besitzen, das geht auch den Bürgerstand an, der noch dazu nicht einmal autochthon ist, sondern erst aus deutschen Elementen sich kümmerlich rekrutirt hat. So lange in jenen Kolonisten und Einwanderern noch die Erinnerung und Tradition des heimischen Vaterlandes wirkte, traten sie kulturspendend auf und brachten bestimmte Gestaltungen eigener Art zu Wege. Je mehr sie aber von deutscher Sprache, Sitte, Lebensart und von germanischem Blute sich entfernten, und je konsequenter eine unglückselige, unhaltbare Staatsverfassung sie aus dem pulsirenden Leben und der geschichtlichen Entwickelung ausschloß, desto mehr verkümmerte ihr innerstes Wesen, ihr Blick wurde kurz, ihr Wirkungskreis enger und beschränkter, und die ganze Intensivität des Strebens hatte keine andere Richtung mehr, als auf das roh Materielle.

Einen Punkt aber giebt es, in welchem sich alle Stände in Polen in gleicher Weise in Wärme und Anhänglichkeit berühren, d. i. der Katholizismus. Es hat kaum eine Nation in Europa vor der Reformation gegeben, welche treuer und hingebungsvoller dem Papstthum unterworfen gewesen wäre als Polen. Mit Stolz rühmen die Landeschronisten allezeit ihre unmittelbare Abhängigkeit vom päpstlichen Stuhl. Als aber die Reformation hereinkam, nahm sie dennoch so sehr die Herzen ein, daß bei weitem der größte Theil der Landesinsassen sich auf's bestimmteste gegen die ältere Kirche aussprach, und man schätzt die dem Protestantismus im 16. Jahrhundert anhängliche Partei auf fünf Sechstel der gesammten Bevölkerung. Nirgends aber hat wiederum die Restauration einen so gründlichen Erfolg gehabt, als in Polen, mehr als selbst in Böhmen. Außer einigen Kalvinisten und einem ganz geringen, kaum der Erwähnung würdigen Bruchtheil, der dem lutherischen Bekenntniß angehört, sind alle Polen streng und bigott katholisch. Die Skeptik und Negation, seltsamerweise sehr energisch in allen übrigen idealen Richtungen bei ihnen ausgebildet, hat keinen Platz gewonnen der katholischen Religion gegenüber. Freilich forderte bei ihnen zu allen Zeiten, mit Ausnahme eben des 16. Jahrhunderts, das politische System eine ganz besondere Schonung derselben. Da aber die Geistlichkeit zum allergrößten Theil aus dem Adel sich rekrutirt, so gewinnt der Letztere auch hierdurch einen ungemessenen und — wer will es leugnen — schädlichen Einfluß. Der Adel bestimmt also nicht blos das Handeln, sondern selbst das Denken der übrigen Bevölkerung, und Proudhon hat Recht: „Polen hat der Welt noch immer nichts zu bieten, als seine Aristokratie und seinen Katholizismus."

Für uns Deutsche ist eine Thatsache dabei von besonderm Interesse, die nämlich, daß das Streben und Ringen der edelsten Männer wie fast der gesammten deutschen Nation im 16. und 17. Jahrhundert, aus dem Lutherthum eine nationale Kirche zu machen, Konfession und Nationalität zu einem integrirenden Begriff und Kriterium des Deutschen zu machen, hier zu einer Art Wirklichkeit geworden ist. Im Allgemeinen heißt hier deutsch so viel als protestantisch und polnisch so viel als katholisch; der Protestantismus wird schlechthin bezeichnet als „der deutsche Glaube" (Niemniecka wiara). Und wie viel Abneigung auch schon bei den Polen aus politischen und ethnographischen Rücksichten gegen Deutsche vorhanden ist, sie wird durch diesen Umstand doch noch wesentlich gesteigert. Wir Deutsche haben viele Feinde, aber nirgends werden unsere Vorzüge so wenig gewürdigt als in Polen, für welches Deutschland doch so viel gethan hat. Daß die Bauern sich erzählen, der Teufel habe Luther an die Wittenberger Brücke genagelt, wo er noch hänge, das mag noch hingehen, weil es mit der religiösen Bigotterie in Zusammenhang steht, aber daß man ein Sprichwort gemacht hat: „Für Geld schlägt der Deutsche seinen Vater todt", ist doch eine Verkennung und Verleumdung der edelsten Seite des deutschen Charakters. Wenn übrigens der flüchtige Reisende von der tiefgehenden Abneigung gegen Deutsche wenig merkt, so ist es auf Rechnung der wirklich nicht genug zu rühmenden und hervorzuhebenden Gastlichkeit der Polen zu setzen.

Die Handelsverhältnisse von Schanghai.

Mitgetheilt von J. J. Egli in St. Gallen.

Die günstige Lage und die Handelsbedeutung der Stadt Schanghai. — Das Stromsystem des Yang tse kiang. — Handelsbewegung auf demselben und auf dem Kaiserkanal. — Die europäischen Handelshäuser. — Geld- und Münzverhältnisse. — Der Pikul. — Speditionsgeschäfte. — Handelsbewegung. — Seide. Deren Behandlung und Ausfuhr. — Der Thee. — Silbereinfuhren. — Opium — Europäische Importe. — Die Ansiedelung der Kaufleute aus dem Abendlande — Dampfschifffahrt.

Es war im Frühjahre 1859, daß eine schweizerische Expedition nach den ostasiatischen Handelsplätzen unter Segel ging. Sie hatte die Aufgabe, Absatzquellen für die schweizerische, zunächst die neuenburgische, Industrie auszumitteln. Der Vorstand derselben, Herr Dr. R. Lindau, benutzte einen längern Aufenthalt in Schanghai zu sorgfältiger Sammlung und Sichtung aller diesen Hauptplatz betreffenden, irgend zugängigen Materialien und theilte diese dem kaufmännischen Direktorium von St. Gallen in einem „Handelsberichte" mit. Die genannte Behörde, um Industrie und Handel des engern und weitern Vaterlandes vielfach verdient, ließ den Bericht auf Kosten der kaufmännischen Korporation drucken und verbreiten; sie war dabei geleitet von der richtigen Ueberzeugung, daß solchergestalt dem Handelsstande ein wesentlicher Dienst geleistet werde. Dieser Bericht enthält in der That einen wahren Schatz zuverlässiger Beobachtungen und Erkundigungen, und das Licht, welches er auf die Verkehrsverhältnisse von Schanghai wirft, wird ohne Zweifel auch in weiteren Kreisen willkommen sein. Im Folgenden ist Dasjenige, was darin von allgemeinerm Interesse ist, herausgehoben und mit Notizen aus anderweitigen Quellen zu einem Gesammtbilde gestaltet.

Schanghai steht unter allen chinesischen Hafenplätzen, welche die Neuzeit dem europäischen und nordamerikanischen Handel geöffnet hat, obenan in Bedeutung. Die Lage in dem chinesischen Niederlande, einem fruchtbaren und dicht bevölkerten Landstriche, sowie das ungeheure Wassernetz, welches den Platz mit fast allen Provinzen des Reichs in Verbindung setzt, bürgt dafür, daß Schanghai — bei geordneten Zuständen wenigstens — einen außerordentlich regen Verkehr entwickeln wird. Unweit von Schanghai mündet Chinas machtvollster Strom, der Yang tse kiang, welcher, in den wenig bekannten Hochlanden des Innern beginnend, schon oberhalb Sü tschen mit Dampfern befahren werden könnte und weiterhin Tschung king berührt, das Depot für den ganzen Handel des Westens, die größte und blühendste Stadt dieser Provinzen, den Handelshafen, den das nördliche Szü tschüan als Stapelplatz für seine Seide, sein Wachs und andere Produkte benutzt. Unterhalb Kuei tschen (bis I tschang) sind Stromschnellen hinderlich, dann aber weitet sich die Landschaft. Es kommt bei Yo tschen der Abfluß des Thungthing-Sees, in dessen Gebiete Kantons große Handelsstraße über den Meilingpaß einmündet, bei Han keu, wo der Strom schon eine englische Meile breit ist, der ansehnliche Han und endlich, bei Kieu kiang, der Abfluß des Poyang-Sees.

Fast bis hierher steigen die Gezeiten des Oceans; hier beginnt die oceanische Strecke des Stromlaufs, auf welche der Chinese das Sprichwort bezieht: „Grenzenlos ist das Meer, grundlos der Kiang." Das Aufsteigen von Ebbe und Flut, die vielen Inseln und Arme, die gewaltige Breite des Wasserspiegels, die ununterbrochene Kultur der Uferseiten, der Anbau unzähliger Ortschaften, stark besuchter Marktorte und großer Städte, Nan king, die antike, berühmte Residenz, in der Mitte, der ununterbrochene Zug segelnder Schiffe und zahlreicher Flotten mit Waaren aller Art, für den Süden bestimmt, beladen; die langen Folgen der Holzflöße aus fernem, gebirgigen Westen, wie aneinandergereihte, große Inseln daher schwimmend; die unzähligen Reisbarken, aus dem reichern Süden für die Nord-Residenz bestimmt, das Leben und Weben in der bevölkerten Mitte des großen Weltreiches — Alles dieses, vereinigt, giebt dem Riesenstrom eine so imposante Bedeutung, daß die Reisenden einstimmig nur von dem Majestätischen seiner Erscheinung auf diesem Gebiete sprechen.

Da nun, wo der „große Fluß" seine Wasser in den Ocean wälzt, erhebt sich die Metropole des chinesisch-abendländischen Handels — nicht am Meere, nicht einmal am Yangtse selbst, sondern am Ufer des schiffbaren Nebenflusses Hwampu, der sich, zwölf Kilometer nördlicher, bei der kleinen Stadt Wu sung in den Yangtse ergießt.*) Hat man von diesem Hauptstrom aus unter einem Fort und verschiedenen Batterien den Hwampu passirt und die letzte scharfe Biegung des Flusses erreicht, so wird es uns klar, daß wir in den Bereich des chinesisch-occidentalen Verkehrs gelangt sind. Da ist der Fluß mit amerikanischen und europäischen Schiffen bedeckt, und zu unserer Rechten, am linken Hwampu-Ufer, erheben sich die Ansiedelungen der „Fremden", zunächst diejenigen des „amerikanischen Gebiets", weiterhin die des „englischen" und „französischen Gebiets", und dann erst, kaum sichtbar hinter dem Walde von Dschunken, das chinesische Schanghai selbst. Dort koncentrirt sich nämlich der Verkehr von Chinesen mit Chinesen, und dieser ist weit umfangreicher, als der Handel Chinas mit dem Abendlande. Es mögen hier jährlich 2500 See-Dschunken und mindestens doppelt so viele Fluß-Dschunken ankommen. Die ersteren berechnen sich durchschnittlich auf 200, die letzteren auf 30 bis 100 Tonnen Ladungsfähigkeit. Die großen Dschunken kommen fast alle aus dem Norden und bringen die Produkte der nördlichen Provinzen des Reichs, um mit Thee, Seide, Zucker, europäischen Importen ꝛc. zurückzukehren. Der Seeverkehr, welchen die Chinesen zu Schanghai nach den Südprovinzen des Reichs und nach den indischen Gewässern unterhalten, fällt mehr und mehr den europäischen und amerikanischen Schiffen zu, da dieselben, insbesondere die deutschen, in jeder Beziehung mehr Sicherheit gewähren. Was die Fluß-Dschunken betrifft, so sind dieselben hauptsächlich vom Getreidetransport in Anspruch genommen. Das Kiang-su, die Provinz, in welcher Schanghai liegt, liefert den Reiskammern von Peking jährlich circa 1 Million Pikuls. Ein Pikul ist ungefähr = 60 Kilogramm = 120 Zollpfund; demnach beträgt die Reiszufuhr, welche die Nord-Residenz dem Kiang-su verdankt, weit über 1,000,000 Centner per Jahr.

Diese Verbindung im Innern des Reichs ist ermöglicht durch ein Kanalsystem von ganz außerordentlicher Verbreitung. Von diesem System bildet der „große" oder „Kaiserkanal" nur den mächtigen Stamm, zu welchem alle anderen Adern wie Aeste und Zweige sich verhalten. In Europa würde dieser Stamm die Ostsee mit dem Adriatischen, selbst mit dem Schwarzen Meere verknüpfen. Die Länge des künstlichen Stroms**) beträgt nämlich nahe an 250 Meilen; denn er verbindet Hang tschen (eigentlich Ning po) mit Peking. Nur in einem Lande von so gleichförmigem Niveau wie hier war es möglich, einen solchen Riesenkanal ohne eine einzige Unterbrechung zu Stande zu bringen. Er ist von allen europäischen Kanälen sehr verschieden, weil er sich nach der Natur des Landes verschieden gestaltet, sich oft windet, verschiedene

*) Man sehe die schönen Specialbilder in Petermann's „Geographischen Mittheilungen", Jahrgang 1860, Tafel 11, sowie Jahrgang 1861, Tafel 5.

**) Die Chinesen nennen ihn unter anderm auch Yu ho, d. h. den Kaiserfluß.

Breite, bald von 200, bald von 1000 Fuß und fast nie stillstehendes Wasser hat. Sein Gefälle beträgt öfter 2 bis 3 Fuß auf eine englische Meile. Bald ist er tief in Berge eingeschnitten, bald führt er auf riesigen Aquädukten über Felder, über Moräste und Seen weg. Seine zahllosen Schleusen, Brücken, die Kultur an seinen Ufern, die unzählige Menge von Städten, die ihm entlang, oft tiefer als sein Bette, liegen, wie die lombardischen am Po hin, und die beständig auf ihm hin- und hersegelnden Flotten von Transportschiffen, die zahllosen schwimmenden Dörfer und Fischervölker, die auf und an ihm, auf seinen Zu- und Ableiter, hausen, setzen uns in Erstaunen. Der größte Einfluß dieses Kanals besteht darin, daß er nicht nur alle einzelnen Niederlands-Provinzen unter sich, sondern auch ganz Süd-China mit Nord-China in den lebhaftesten Verkehr setzt. Nur durch ihn ist es möglich geworden, das kornarme Pe tscheli und Peking mit dem Reisüberfluß des Deltalandes zu versehen. Die Unsicherheit der Küstenschifffahrt, die Untiefen, Sandbänke und Strömungen der „gelben See“, der schlechte Bau der chinesischen Dschunken zur Meeresfahrt, die geringe Kenntniß der chinesischen Schiffer im Gebrauch der Magnetnadel, ihre Furcht vor dem freien Ocean, seinen Winden und Seeräubern, alles zusammen hat den Proviant-Transport der Küste entlang unsicher gemacht und oft Hungersnoth in Nord-China veranlaßt. Daher das Bestreben der Herrscher, die binnenländische Schifffahrt zu vervollkommnen. Man rechnet, daß gewöhnlich 10,000 Getreideschiffe, jedes à 20 Mann, auf dem Kanale beschäftigt sind.

Das Kiang-su nun, in welchem die beiden Riesen-Wasserstraßen, die natürliche des Jangtse oder des Oceans, und die künstliche des Kaiser-Kanals, sich scheiden, ist eine ungemein große und reiche Provinz des chinesischen Kaiserthums. Der Distrikt von Schanghai bildet mit noch 7 anderen erst eines der zwölf Departements, welche das Kiang-su enthält. Sowohl was Areal- und Einwohnermenge als natürliche und künstliche Hülfsquellen betrifft, läßt die Provinz sich den ersten europäischen Staaten zur Seite stellen. Sie nährt eine Bevölkerung von 40 Millionen Seelen und findet auf Erden nicht leicht ihres Gleichen an Reichthum des Bodens, an fleißigem Anbau, wie an Fluß- und Kanallinien, die eine sichere und wohlfeile Verbindung vermitteln. Thee bringt das Kiang-su nicht hervor (er kommt aus der südlichen Provinz Tsche Kiang); aber Seide, Baumwolle und Reis producirt es in enormer Menge, und so außerordentlich erweitert sich die Produktionsfähigkeit, daß trotz all' den schweren Erschütterungen, die das Rebellentreiben*) seit Jahren gebracht, die Ausfuhr der Stapelartikel niemals unterbrochen wurde und — summarisch betrachtet — von Jahr zu Jahr zugenommen hat. Suchau, die Hauptstadt der Provinz, ein wichtiger Handelsplatz Chinas, eine Stadt von der Seelenzahl wie Paris, ist im ganzen Lande sprichwörtlich durch ihren Reichthum, und eben ihr Seehafen ist Schanghai.

Wie die meisten anderen chinesischen Städte, gilt Schanghai als eine schmutzige und häßliche Ortschaft. Ob wohl die Gasbeleuchtung, von welcher unlängst diese Zeitschrift berichtete**), auch in die chinesischen Quartiere dringen oder nur den „abendländischen Gebieten“ zu Gute kommen werde? Im Innern der engen, dunkeln, unfreundlichen Häuser findet man in keiner Hinsicht den Komfort, an den man in Europa, selbst bei den nicht reichen Ständen, gewöhnt ist. Die chinesische Familie legt im Allgemeinen geringen Werth auf die innere Ausstattung ihrer Wohnung, und wenn auch bei reichen Leuten schöne und theure Geräthe, insbesondere auch alte, gute Porzellan- und Broncesachen, nicht selten sind, so vermißt der Europäer jene Verwendung wollener und baumwollener Stoffe, welche in Gestalt von Teppichen, Decken, Gardinen, Vorhängen u. s. f. seinen Haushalt zieren. Freilich derjenige Abendländer, der sich dort zu Lande ein Hauswesen gründet, stattet sich dasselbe mit bedeutenden Kosten möglichst nach europäischem Geschmacke aus; er gesellt

*) Siehe Globus 1862, II. S. 191.

**) Siehe hierüber Globus 1862, II. S. 27, 76 und 105.

seinen direkt importirten abendländischen Möbeln auch Bambusrohr-Sessel, Canton-Möbel aus Bast und andere orientalische Geräthe zu, wie sie dem wärmern Klima entsprechen*). Auch in der Kleidung folgen die in Schanghai angesiedelten Europäer und Amerikaner dem Gebrauche des Occidents und befriedigen ihren diesfälligen Bedarf durch direkten Bezug. Dieser Umstand trägt dazu bei, daß das Leben der Abendländer sehr theuer ist. Ein kleines Handlungshaus mit einem Kommis muß jährlich auf 4 bis 5,000 Taels, also, da 1 Tael = 2 Thlr. preuß. = 8 Frcs., auf circa 32 bis 40,000 Frcs. Haushaltungs- und Geschäfts-Unkosten rechnen. Ein achtbares deutsches Haus, das mit der größten Oekonomie verwaltet wird und in dem, außer dem Prinzipal, vier Kommis und ein Seiden-Inspector beschäftigt werden, mag jährlich etwa 16,000 Taels ausgeben. In einzelnen großen englischen und amerikanischen Firmen aber dürften sich diese Unkosten auf das Doppelte und höher, auf mehr als 300,000 Frcs. belaufen. Dieser Umstand trägt jedenfalls viel dazu bei, daß das Schanghaier Geschäft, obgleich es fortwährend an Bedeutung gewonnen hat, doch fast ausschließlich in den Händen der großen und reichen Handelshäuser geblieben ist. Kaufleute zweiten und dritten Ranges werden in Spekulationen getrieben, in welchen sie, wenn ihnen das Glück nicht günstig, unrettbar untergehen.

Die unter den abendländischen Kaufleuten zu Schanghai kursirende Goldmünze ist der mexikanische Dollar. Alle Ein- und Verkäufe werden jedoch in Schanghaier Silber-Taels gemacht und alle kaufmännischen Abrechnungen werden in Taels gegeben. Der Kurs des Tael ist jedoch ziemlichen Schwankungen unterworfen. Der Schanghaier Tael darf nicht mit dem Regierungs-Tael verwechselt werden; der Werth des letztern steht mehr als 10% höher, so sind 100 Regierungs-Taels = $111\frac{1}{2}$—$111\frac{7}{10}$ Schanghaier Taels. Der Regierungs-Tael ist diejenige Geldeinheit, in der alle Abrechnungen mit der chinesischen Regierung gemacht, also auch z. B. die Zölle bezahlt werden. Nominell ist

1 Tael	=	10 Mace,
1 Mace	=	10 Canderin,
1 Canderin	=	10 Cash,

so daß 1000 Cash auf 1 Tael gehen sollten. In Wirklichkeit jedoch gilt ein Schanghaier Tael = 1400 bis 1500 Cash, ein Canderin also 14 bis 15 Cash. Münzen für die vorgenannten Geldwerthe, Silberstücke zum anerkannten, kursirenden Werthe von 1 Tael, 1 Mace, 1 Canderin, existiren nicht, sondern nur der aus Eisen und Kupfer verfertigte Cash. Bezahlungen werden, wenn nicht in Dollars, in Silberblöcken verschiedenen Gewichts, am häufigsten von 50 Taels, gemacht. Diese Ingots haben gewöhnlich eine bestimmte Form, einem chinesischen Frauenschuh nicht unähnlich, und heißen deswegen Silber- oder Tael-Schuhe. Auch Goldbarren von 160 bis 165 Taels dienen bisweilen als Zahlmittel. Die Feinheit eines Gold- oder Silber-Ingots wird in Hundertsteln angegeben und die Theile Touches genannt: Ein Block von 95 Touches besteht demnach aus $\frac{95}{100}$ Edelmetall und $\frac{5}{100}$ Zusatz.

Der Werth des Silbers ist seit längerer Zeit mehr und mehr gesunken in Folge des starken Imports an diesem Metall, hat sich aber in neuester Zeit wieder gehoben, theils in Folge der Silberausfuhr nach Japan, theils wegen der Kriegsunruhen, da, angesichts der nahenden Gefahr, das Silber einen gesuchten Artikel abgab, um schwerer zu rettende Gegenstände, Cash und Waaren, dagegen auszuwechseln.

Der Pikul, die oben angegebene Gewichtseinheit, theilt sich in 100 Katties à 16 Taels à 10 Mace à 10 Canderin à 10 Cash. Demnach hat ein Pikul 1,600,000 Cash oder Thien. Insbesondere

*) Schanghais Klima kennt übrigens die Kälte auch. Kann die Sommerhitze bis 38, selbst 40° C. steigen, so bringt der Winter die Quecksilbersäule wohl auch auf 8° unter den Gefrierpunkt, und aus mehrjährigen Beobachtungen ergiebt sich, daß die Mitteltemperatur des Januars + 5° beträgt.

halten sich die Fremden an den Pikul und nicht an die verschiedenen Gewichte, welche bei dem Verkehr unter Chinesen oft sonst noch in Anwendung kommen. Auch findet auf verschiedenen Plätzen und für verschiedene Artikel der Pikul selbst ungleichen Werth.

Die fremden Kaufleute halten sich an die englischen Längen- und Kapacitätsmaße und rechnen somit nach Yards, Inches und Gallons.

Im Anfange der Zeit, wo sich der Schanghaier Hafen der fremden Kaufmannswelt öffnete, war es nicht möglich, eine ordentliche Einsicht in Natur und Ausdehnung des dortigen Geschäfts zu erlangen. Glaubwürdige Notizen hierüber stammen erst aus den letzten Jahren, seitdem die chinesische Regierung sich entschlossen hat, die Verwaltung des Steuerwesens europäischen Beamten anzuvertrauen. Die Zölle, durch Verträge der Westmächte mit China festgesetzt, werden nämlich von englischen Beamten, die im Dienste der chinesischen Regierung stehen, erhoben. Bevor wir zu speciellerer Erörterung des Schanghaier Geschäfts übergehen, muß noch bemerkt werden, daß Schanghai auch angefangen hat, bedeutende Speditionsgeschäfte zu machen. Es werden alljährlich sehr bedeutende Quantitäten von Waaren, die auf englischen und amerikanischen Schiffen importirt wurden, auf eben solchen weiter expedirt, 1859 z. B. für mehr als 23 Millionen Francs. Unter diesen Artikeln nehmen europäische Baumwollstoffe (für Japan) und japanische Seide (für Europa) den ersten Platz ein. In der That wird Schanghais Bedeutung als Speditionsplatz sich heben in dem Maße, wie der abendländisch-japanische Handel an Umfang gewinnen wird.

Es belief sich der Umsatz in Schanghai:

1857 auf etwa 613 Mill. Frcs.
1858 „ „ 632 „ „
1859 „ „ 700 „ „

Bei der Ausfuhr spielen Seide und Thee*), bei der Einfuhr Opium, (Baumwoll-)Manufakturen und Silber eine hervorragende Rolle und zwar in dem Grade, daß diese fünf Artikel

1858 mit etwa 531 Mill. Frcs.
1859 „ „ 589 „ „

in der oben angegebenen Summe auftreten.

Von Schanghai ist an Seide (in Ballen) exportirt worden:

	Total.	Davon nach Europa.
1849/50	15,237	13,162
1850/51	17,243	15,325
1851/52	20,631	20,333
1852/53	28,076	24,803
1853/54	58,319	55,185
1854/55	53,965	53,965
1855/56	57,463	56,275
1856/57	92,160	90,523
1857/58	67,391	65,520
1858/59	85,970	83,330
1859/60	67,874	66,320

Die größten Quantitäten Seide gehen nach England. Von den 83,330 Ballen, die 1858/59 nach Europa spedirt wurden, hat empfangen:

London . . . 73,030 Ballen.
Marseille . . 10,300 „

Von den 73,030 Ballen wurden freilich nur 39,730 in England selbst konsumirt; die übrigen 33,300 Ballen bezog der europäische Kontinent aus London.

Die Seidenzucht ist über alle milderen Theile Chinas verbreitet. Die besten Sorten kommen jedoch aus den Provinzen Kiang-si und Tsche-kiang**). Die Produktion geschieht noch ganz auf ursprüngliche Weise, in dem Sinne, daß es weder große Etablissements für Züchterei noch für Spinnerei giebt. Jeder Bauer spinnt seine Kokons selbst, und da er nur ein kleines Quantum abzuspinnen hat, so bringt er seine Arbeit innerhalb der Frist zu Stande, welche zwischen der Einpuppung und dem Ausschlüpfen des Falters liegt. Darum hat man nicht nöthig, die Puppe zu tödten. Das ist aber auch der Grund, weshalb die Ernte eines nicht ergiebigen Jahres gewöhnlich besser ausfällt als diejenige, welche nach einer außergewöhnlich reichen Kokonsernte auf den Markt kommt. Im letztern Falle mußte man, um die Arbeit rechtzeitig zu beendigen, gröbere Seide spinnen als gewöhnlich. Seitdem jedoch auch Kokons exportirt werden, hat die Tödtung der Puppen auch Eingang gefunden; sie muß aber durch trockene Hitze geschehen, und die Kokons müssen, bevor man sie verpackt, auf das Maximum der Trockenheit reducirt werden, sonst verderben sie unterwegs. Die Qualität der Kokons ist eine sehr gute, und bei guter Behandlung übertrifft die Seide unsere Sorten an Weichheit und Glanz; immerhin läßt sie noch zu wünschen übrig, offenbar in Folge einer unvollkommenen Bearbeitung der Kokons. Es werden deshalb auch Versuche gemacht, Spinnereien nach europäischem Fuße einzurichten. Das weiter unten genannte große englische Haus hat ein Geschäft dieser Art dicht bei Schanghai eröffnet.

Bis vor Kurzem war der Aufkauf von Seide ausschließlich in den Händen der chinesischen Kaufleute. Der Seidenbauer brachte seine Waare auf den nächsten Markt und veräußerte sie dort an einen chinesischen Kaufmann, der seine Waare nach Schanghai sandte. Seit jedoch die Taipings in die Seidendistrikte eingerückt sind, blieben viele Sendungen der chinesischen Kaufleute aus, und die Abendländer fingen an selbst die Marktplätze aufzusuchen. Dieses Verfahren ist nun freilich mit allerlei Unannehmlichkeiten und selbst mit Gefahren verbunden, hat aber im Allgemeinen glückliche Resultate gegeben. Man darf annehmen, daß, wenn dieser Gebrauch allgemein wäre, die Seide etwa 10 Taels pr. Ballen billiger nach Schanghai geliefert werde könnte als bisher. Die ungesetzlichen Taxen, „Squeezes“, welche die Mandarinen zu erheben pflegen, würden nämlich beseitigt werden, wenn die Waare auf dem Landtransport von Europäern oder Amerikanern begleitet wäre.

Von Schanghai aus ist an Thee (in Pfunden) exportirt worden:

	Total.	Davon nach England.	Nach Amerika.
1849/50	22,363,370	13,867,497	5,623,708
1850/51	36,722,540	21,687,816	11,068,540
1851/52	57,675,000	31,225,000	18,000,000
1852/53	69,431,000	38,664,100	22,900,300
1853/54	50,343,817	29,856,188	16,702,400
1854/55	80,221,215	50,014,095	23,738,881
1855/56	59,299,966	33,211,854	20,939,979
1856/57	40,914,390	21,401,751	17,268,125
1857/58	51,317,003	29,627,910	17,941,109
1858/59	39,135,939	19,980,382	19,488,041
1589/60	53,463,771	31,621,204	18,299,388

Aus dieser Zusammenstellung ergiebt sich,

a) daß bei weitem die größte Quantität des von Schanghai verschifften Thees nach England geht;
b) daß Schanghai in den letzten Jahren weniger Thee ausgeführt hat als in der Periode von 1856.

Der letztere Umstand könnte um so mehr auffallen, weil man weiß, daß der Bedarf Englands und Nordamerikas fortwährend zugenommen hat;*) er erklärt sich aber aus dem Umstande, daß der

*) Bolletino delle strade ferrate Italiane, dell' Industria e del commercio, 1861, Nr. 95.

**) Der Reis erscheint nicht auf dem Exportmarkte von Schanghai, da seine Ausfuhr — wie diejenige der Erbsen und anderer Hülsenfrüchte — prohibirt ist.

*) Vor wenigen Jahren noch bewegte sich die Thee-Einfuhr Großbritanniens unter 80 Mill. Pfd. (s. Egli, Neue Handelsgeographie); hingegen 1861 betrug sie über 92 Mill. Pfd. (s. Globus II, S. 64).

später eröffnete Hafen von Fuchau immer wichtiger für den Thee-Export geworden ist.

Der schwarze Thee kommt unter den Benennungen Congo, Souchong, Pekoe ꝛc. in den Handel und geht hauptsächlich nach England; der grüne, als Young Hyson, Hyson, Hyson Skin ꝛc., stärker nach den Vereinigten Staaten. Die Theestaude wird fast in allen Provinzen südlich vom Hoang-ho kultivirt, an sonnigen Halden gezogen, muß bewässert werden und giebt eine dreimalige Ernte. Als Hauptsitze der Theekultur gelten die Südost-Provinzen: Fo kien, Tsche kiang, Kanton ꝛc. Die Gesammt-Produktion wird auf 500 Millionen Pfund geschätzt und der größte Theil davon im Lande selbst konsumirt, da der Thee das tägliche Getränk der Bewohner bildet.

Der ungeheure Import von Silber, der in wenigen Jahren Hunderte von Millionen Francs betrug (1859 z. B. mehr als 80 Mill.), zeigt genugsam an, daß die westlichen Nationen, den Chinesen gegenüber, vorzugsweise als Käufer sich verhalten. Dieser Uebelstand, der mit der Zeit einen bedenklichen Einfluß auf den europäischen Markt ausüben mußte, beruht wohl nicht allein darauf, daß die in Schanghai etablirten Kaufleuten es vortheilhafter finden, sich mehr um Einkauf von Thee und Seide, als um Verkauf europäischer Importe zu bekümmern; ein Hauptgrund liegt offenbar in der geringen Nachfrage nach abendländischen Manufakturen. Und so sonderbar es scheinen mag, daß China, ein Land von der zehnfachen Einwohnerzahl Deutschlands, so wenig europäisches Fabrikat konsumirt, so erklärt sich dies wohl hauptsächlich aus dem Umstande, daß diese Artikel noch immer nicht in's Innere Chinas gelangen können, ohne von den Mandarinen mit „Squeezes“ belegt zu werden. Dadurch werden die Manufakturen so theuer, daß sie nicht mehr mit den chinesischen Baumwollstoffen konkurriren können.

Vorläufig bildet noch immer Opium den wichtigsten Importartikel. Derselbe kommt dem größern Theile nach von Bombay (Malwa), eine geringere Menge von Calcutta (Bengalen) Türkischer ist nicht verkäuflich. Im abgelaufenen Decennium sind in Schanghai verkauft worden:

1850	über	19,000	Kisten.
1851	„	22,000	„
1852	„	27,000	„
1853	gegen	21,000	„
1854	über	25,000	„
1855	gegen	29,000	„
1856	„	34,000	„
1857	„	32,000	„
1858	über	33,000	„
1859	gegen	33,000	„

Diejenigen Manufakturen, welche für den Import am meisten Bedeutung haben, sind etwa folgende:

a) Baumwollen-Zeuge: Long Cloth (graue und weiße Shirtings), Grey Drills, T. Cloth, Dyed Cottons (white spotted Shirtings, dyed spotted Shirtings, white Brocades, dyed Brocades), Fancy Cottons (Damask und Chintzes), Printed Cottons (namentlich auch Schnupftücher).

b) Wollen-Zeuge: Spanish Stripes, Medium Cloth, Habit Cloth, Long Ells (engl. und holländ.), Lastings, wollene Decken, Flanells.

Unter den abendländischen Nationen, welche im Schanghaier Geschäft repräsentirt sind, stehen die Engländer obenan. In ihren Händen hauptsächlich befindet sich der dortige Verkehr. Gleich bedeutend als Fabrikanten der in Schanghai begehrten Manufakturen, als Lieferer des ostindischen Opiums, wie als Konsumenten von Thee und Seide, verfügen sie durch ihre Bank-Institutionen und durch das Monopol der regelmäßigen Dampfschifffahrts-Verbindung mit Europa über Mittel, welche alle anderen Nationen des Westens auf sie anweisen. Die Amerikaner exportiren ziemlich bedeutende Mengen von Thee und Seide und liefern einige der in Schanghai begehrten Baumwollenstoffe, ganz besonders Grey Drills, billiger als England, allein ihre Kaufleute müssen sich in New-York englische Kredite verschaffen, um ihre Einkäufe von chinesischen Exporten, die durch den Import eigener Stoffe nur theilweise gedeckt werden, zu realisiren. Die Deutschen sind, da ihr Mutterland als Fabrikant sowohl wie als Konsument für China von geringer Bedeutung ist, in vielen Beziehungen als Engländer zu betrachten und machen ihre großen Seiden- und Theegeschäfte ganz wie diese. Frankreich kauft zwar viel Seide, konsumirt aber wenig Thee, fabricirt gar keine Manufakturen für den chinesischen Markt und kann kein Opium auf denselben werfen; aber die Rolle, welche der französische Kaufmannsstand in Schanghai spielt, steht noch weit unter dem, was dieses Verhältniß erwarten ließe. So findet man in Schanghai gar kein bedeutendes französisches Haus, das mit den englischen Häusern dritten oder vierten Ranges rivalisiren könnte, während es doch sehr bedeutende amerikanische Firmen giebt. Die in Frankreich konsumirte Seide wird von London bezogen oder durch feste Bestellung durch Schanghaier Kommissionshäuser nach Marseille expedirt. Uebrigens ist der Franzose im Allgemeinen, was kaufmännischen Unternehmungsgeist und kaufmännischen Bildung anbetrifft, so wenig auf der Höhe der amerikanischen, englischen oder hamburgischen Kaufleute, daß man annimmt, die Gründung französischer Banken in China, sowie die Errichtung einer regelmäßigen Dampferverbindung Schanghai-Marseille könnte nur mit Verlusten für die Unternehmer enden. Kaum wird Frankreich je auf längere Zeit einen direkten bedeutenden Handel mit China unterhalten.

Unter den abendländischen Firmen in Schanghai stehen obenan:

Jardine, Mathesen und Comp., das erste der englischen Häuser.

Russel und Comp., das erste der amerikanischen Häuser.

W. Pustau und Comp., das erste der deutschen Häuser.

Diese Firmen haben Etablissements in Schanghai, Kanton, Hongkong und Japan. Die Oriental Bank Corporation hat eine Succursale in Schanghai, und außerdem findet man mehrere andere große englische um indische Bank-Institutionen. Es giebt nämlich in Schanghai auch einige sehr reiche indische Häuser, und diese haben einen großen Theil des Opiumgeschäfts in Händen.

Zu Ende 1859 belief sich die Bevölkerung des „Settlements“ von Schanghai auf 569 Einwohner, von denen

auf England und Indien	353,
„ Amerika	125,
„ Deutschland . . .	29

u. s. f. kommen.

Die Dampfschiff-Verbindung zwischen Schanghai und dem Westen bildet ein Monopol der Peninsular and Oriental Steam Navigation Company. Die Passagierpreise von Schanghai westwärts sind bedeutend höher als von Westen nach Schanghai. Es kostet ein Billet erster Klasse

von England nach Schanghai 150 Pfd. St.
von Schanghai nach England 233 Pfd. St.

Die Fahrzeit von Schanghai nach London dauert im Mittel etwa 50 Tage (per Segelschiff 120 bis 140 Tage, bei einer Taxe von 90 Pfd. St.) Die Gesellschaft besorgt auch den Postdienst zwischen China und Europa und läßt monatlich zweimal Schiffe über Hongkong, Singapore, Pinang, Point de Galle, Aden, Suez, Alexandrien, Malta (und Gibraltar) nach Marseille und Southampton abgehen. Ein Brief von ½ Unze kostet nach England

von Southampton . .	6 Pence,
„ Marseille . . .	9 „
„ Triest	1 Sh.

Zur Statistik des wirthschaftlichen Aufschwungs in den conföderirten Staaten Nordamerikas.

Die nachfolgenden Ziffern geben den unwiderlegbaren Beweis, daß die Sklavenstaaten weit mehr Erzeugnisse des Ackerbaues liefern als die Staaten, welche keine Sklaven halten. Sie liefern relativ mehr Pferde und positiv mehr Schweine und Mais. Selbst wenn man zwei Hauptprodukte des Südens, Baumwolle und Tabak, nicht mitrechnet, stellt sich heraus, daß der Süden in Bezug auf Agrikultur reicher ist als der Norden. Die Zahlen, welche wir nachstehend mittheilen, sind den amtlichen Census-berichten entnommen und beziehen sich auf das Jahr 1860.

Die Volksmenge der damaligen Union stellte sich auf 31,151,016 Seelen. Davon kommen auf die

Freien Staaten	18,907,753	Seelen.
Sklavenstaaten: freie Einwohner	8,292,782	„
„ Sklaven	3,950,511	„

Der steuerpflichtige Werth des Grundeigenthums und der fahrenden Habe betrug in den

Freien Staaten	6,541,027,619	Dollars
Sklavenstaaten	5,465,808,957	„
Land unter Anbau in den 34 Staaten	162,804,521	Acres.
Davon kommen auf die freien Staaten	88,118,466	„
„ „ „ „ Sklavenstaaten	74,623,055	„
Geldwerth der Farmen, Ackergeräthe, Maschinen 2c. in den freien Staaten	4,209,062,835	Dollars.
Sklavenstaaten	2,675,476,321	„
Zusammen	6,884,539,156	Dollars.
Pferde, Esel und Maulthiere	7,206,475	„
Davon in den freien Staaten	3,669,239	„
„ „ „ Sklavenstaaten	3,537,236	„

	in den freien Staaten	in den Sklavenstaaten
Milchkühe	5,235,254.	3,428,011.
Arbeitsochsen	1,011,868.	1,176,286.
Anderes Hornvieh	6,412,200.	8,187,125.
Schafe	15,367,312.	7,064,116.
Schweine	11,816,629.	20,651,182.
Zusammen:	39,873,263.	40,506,720.
Werth des Viehstandes	574,525,612.	524,336,743.
Weizen, Bushels	120,170,315.	50,005,712.
Roggen, „	16,897,379.	4,067,667.
Mais „	392,756,465.	434,938,063.
Hafer „	138,864,580.	33,224,515.
Reis, Pfund	4,139.	187,140,173.
Tabak, „	58,734,028.	370,630,723.
Baumwolle, Ballen zu 400 Pfd.	6.	5,196,938.
Kartoffeln, Hülsenfrüchte 2c., Bushels	103,494,753.	63,229,982.
Wolle, Pfund	45,247,012.	14,685,316.
Gerste und Buchweizen, Bushels	31,598,149.	1,666,516.
Ertrag d. Obst- u. Gemüsegärten, Doll.	26,894,014.	8,103,216.
Wein, Gallonen	1,427,516.	423,303.
Butter, Pfund	368,646,282.	91,026,370.
Käse, „	104,531,095.	1,257,557.
Heu, Tonnen	17,215,952.	1,857,554.
Klee- und Grassaamen, Tonnen	1,503,050.	325,667.
Hanf, Tonnen	40,800.	63,680.
Zuckerrohr, Hogsheads zu 1000 Pfd.	283.	301,922.
Zucker-Syrup, Gallonen	66.	16,337,014.
Syrup von Sorghum	4,717,125.	2,458,917.
Syrup von Zuckerahorn	1,474,155.	470,144.
Ahornzucker, Pfund	37,186,065.	1,677,533.
Hopfen, Pfund	10,982,296.	27,537.
Flachs, „	2,045,630.	1,733,213.
Leinsaat, Bushels	513,227.	98,553.
Seidenkokons, Pfund	5,350.	1,211.
Wachs und Honig, „	10,987,926.	15,382,905.
Home made Manufactures, Werth Doll.	5,699,727.	18,526,734.
Geschlachtetes Vieh, Geldwerth Doll.	105,669,980.	106,362,075.

Schon durch diese amtlichen Ziffern ergiebt sich, daß der Süden nicht etwa „im Verfall" ist; in den Thätigkeitskreisen, welche sich für sein Klima eignen, ist er nicht zurückgeblieben. Hätte der Norden nicht sechs Millionen Köpfe Zuwachs durch Einwanderer und deren Kinder, und zwar im Verlaufe von wenig mehr als einem Menschenalter, erhalten, so wäre der Süden ihm ganz entschieden sehr weit voraus. Auch ist so viel klar, daß dieser Norden von dem Süden während des jetzigen Krieges, in welchem er von der Minderzahl sich hat immer auf's Haupt schlagen lassen, längst besiegt und bezwungen worden wäre, wenn ihm nicht Ausländer seine Schlachten geschlagen hätten; mindestens dreimalhunderttausend Irländer und, leider, Deutsche haben ihr Blut für die Yankees vergossen, und werden dafür „verdammte Dutchmen und Söldlinge" genannt, von denselben Yankees, welche ohne diese „Mietblinge" längst zu Paaren getrieben worden wären.

Das Gewebe von Irrthümern und planmäßigen Unwahrheiten, welches von fanatischen Anhängern der Abolitionisten und deren Söldlingen in der europäischen und namentlich auch in der deutschen Presse so bemerkbar ist, wird durch die nackten aber sehr beredtsamen Zahlen zerrissen, der Schleier wird gelüftet und die Wahrheit kommt zum Vorschein. Wir werden gelegentlich die gegenseitige Stellung des Nordens und Südens eingehend erörtern.

Neue Nachrichten aus Madagaskar.

Die wunderlichen Dinge auf dieser Insel nehmen ihren Fortgang und wir dürfen sie nicht aus den Augen verlieren. Der Pariser Moniteur hat einen Brief vom 25. August aus der Hauptstadt Tananarive (Antananarivo), demgemäß Kommandant Dupré, Vorstand der französischen Mission, dort angekommen ist. Er war am 15. Juli von der Hafenstadt Tamatave an der Ostküste aufgebrochen und wurde in Matassoa von Würdenträgern des Königs begrüßt. Sie kamen in Staatskleidern, mit Musik und einer Abtheilung königlicher Gardesoldaten, um den Kommandanten im Namen ihres Herrschers willkommen zu heißen.

Am 27. Juli befand sich Dupré in Andraisoun, das nur eine Stunde Wegs von der Hauptstadt entfernt liegt. Dort begrüßten ihn abermals Boten von Seiten des Königs und der Königin; auch Laborde fand sich ein. Dieser war einst Ceremonieumeister bei der alten Königin Ranovalo gewesen und hatte sich in die von uns (Globus Nr. 19) geschilderte Verschwörung eingelassen; er war nahe daran, als undankbarer Verräther hingerichtet zu werden, aber die alte Dame begnadigte den Hochverräther. Die französischen Abenteurer spielen überhaupt unter der neuen Aera auf Madagaskar eine wichtige Rolle. Jener Laborde ist jetzt französischer Generalkonsul auf Madagaskar. Mit ihm traf Dupré Abrede über den feierlichen Einzug der „Ambassade".

Diese wurde am 28. Juli von der Gardemusik des Königs abgeholt, als sie die Stadt betrat, mit einundzwanzig Kanonenschüssen begrüßt, und zog vor Laborde's Haus. Als sie vor dem Palaste vorüberkam, rief sie: „Es lebe der König Radama! Es lebe die Königin Rabuda!" Der König sandte sofort landesübliche Geschenke, namentlich Ochsen, Geflügel, Eier und Reis.

Am 31. Juli fand der feierliche Empfang statt. Abgesandte des Königs geleiteten den Kommandanten zum „Silberpalaste". Im großen Saale saßen Ihre Majestäten, umgeben vom gesammten Hofgesinde. Beide drückten Herrn Dupré die Hand und er dankte für den wohlwollenden Empfang, welcher ihm, als dem Stellvertreter des Kaisers aller Franzosen, zu Theil geworden sei. Laborde machte den Dolmetscher und „die Worte wurden von der ganzen Versammlung durch häufige Zeichen wärmster Zustimmung begleitet." Nachher stellte Dupré die Mitglieder der Mission Ihren Majestäten vor.

Radama ließ Erfrischungen reichen und nun trank man auf die Gesundheit Napoleon's und Eugenie's, Radama's und Rabuda's, auf das Gedeihen von Madagaskar und seiner Beziehungen zu Frankreich. Ein paar Tage später machte der Kommandant dem König eine zweite „Visite", und dieser sprach den Wunsch aus, nebst seiner Gemahlin beim Bankett zur Feier des Napoleonstages, 15. August, zugegen zu sein und dem katholischen Gottesdienste beizuwohnen.

Inzwischen kam auch eine englische Gesandtschaft an und hielt am 7. August ihren Einzug in der Hauptstadt.

Am „Napoleonstage" wurde eine Salve von einundzwanzig Kanonenschüssen abgefeuert und zu Ehren des „Kaiserfestes" die französische Flagge aufgezogen. Der königliche Zug erschien mit allem Pomp vor Laborde's Wohnung, Dupré reichte der Königin den Arm, hob sie aus dem Tragsessel und geleitete sie in die Kirche, wo beide Majestäten durch den Gottesdienst tief ergriffen waren. Nachher begaben sie sich nach dem Landhause Laborde's, wo das Bankett stattfand.

Bei demselben war auch General Johnston, Vorstand der englischen Gesandtschaft, zugegen. Bevor Radama Platz nahm, brachte er die Gesundheit der französischen Majestäten aus und vergaß auch den Kronprinzen nicht; „er sprach aus, wie glücklich er sich fühle, daß er auf solche Weise das Fest des Kaisers der Franzosen mitfeiern könne." Lauter Jubel und wieder einundzwanzig Kanonenschüsse. Nun dankt Dupré und bringt einen Trinkspruch auf die Majestäten von Madagaskar; nachher bringt er auch die Gesundheit der Königin Victoria und des Prinzen von Wales aus. General Johnston seinerseits toastet gleichfalls und zollt einen „gerechten Tribut von Lobeserhebungen" (so sagt der Moniteur) dem Kaiser und Frankreich. „Der König schien tief bewegt, die Königin desgleichen, über die Worte, welche der General gesprochen hatte. Denn sie waren ein Ausdruck der loyalsten und vollsten Hochachtung." Dann folgt allgemeine Heiterkeit beim Bankett.

Das Ganze war eine Komödie, in welcher Halbbarbaren mitspielten und zusahen. Denn England wünscht die Franzosen von Madagaskar weg, und diese möchten jene dorthin schaffen, wo der Pfeffer wächst. Zugleich trat aber auch ein früherer, jetzt in hoher Gnade stehender Hochverräther gegen Ranovalo, Lambert, auf die Bühne. Er langte am 24. August an und sollte am 25. vom König empfangen werden, der ihn nach Paris als seinen Gesandten geschickt hatte. Natürlich durfte er bei der Königskrönung nicht fehlen, die am 25. September mit großem Pomp stattfinden sollte.

Was in dem Vorstehenden Thatsächliches enthalten ist, haben wir dem Artikel des Moniteur entlehnt; aus anderen Quellen wollen wir hinzufügen, daß König Radama in der Lust, seine schwarzen und braunen Unterthanen zu europäisiren, doch zu weit gegangen ist. Er hatte ein Gebot erlassen, demzufolge alle Malgaschen europäische Kleidung tragen sollten! Wer es nicht thun würde, sollte eine Strafe zahlen. Der Befehl stellte sich indessen als so unpraktisch heraus, daß Radama ihn zwar noch nicht völlig widerrufen hat, was allerdings am besten wäre, sondern ihn stark modificirte. Er scheint zu wähnen, daß der Rock zur Civilisation beitrage.

In unserer Schilderung des Idealisten Radama bemerkten wir neulich (S. 46), daß von dem englischen Missionar Ellis noch keine Berichte aus Madagaskar eingelaufen seien. Jetzt eben finden wir einen solchen in der Oktobernummer des „Journal des Missions evangéliques." Wir bitten unsere Leser, den wesentlichen Inhalt dieser Mittheilungen, welche wir nachstehend geben, mit den Darstellungen des katholischen Missionärs Pater Jouven (S. 46 folg.) zu vergleichen; man wird sehen, daß der idealistische König nach zwei Seiten hin balancirt. Die Folge wird zeigen, wie lange er das Gleichgewicht halten kann, ohne sich entschieden auf die eine oder andere Seite zu neigen. Jetzt wird er von rivalisirenden Einflüssen hin- und hergeschoben.

Ellis war am 31. Mai von der Hafenstadt Tamatave nach dem Innern aufgebrochen und am 15. Juni in Antananarivo eingetroffen. Zehn Stunden weit waren ihm Schaaren eingeborener Christen entgegengekommen; an der Spitze gingen ihre braunen Pastoren. Am andern Tage erhielt er Briefe von seinem alten Freunde dem König, und von dessen Premierminister. Der Erstere bat ihn, gleich nach dem Eintreffen im Palaste zu erscheinen. Als er in die Hauptstadt einzog, bestand sein Gefolge aus ein paar hundert Leuten, und vor seiner Wohnung stand schon eine zahlreiche Christenmenge, die ihm ein Willkommen entgegenrief.

Am andern Tage wurde er von beiden Majestäten und dem Hofadel empfangen. Radama begrüßte den alten Freund mit Wärme und dankte für die Freundschaft, welche man ihm von Seiten Englands und der Londoner Bibelgesellschaft erweise, welche letztere sich so preiswürdige Mühe für Ausbreitung des Christenthums und der Erziehung gebe. Manche Würdenträger, sagt Ellis, scheinen eifrige Christen zu sein; eine ganze Woche lang war seine Wohnung mit solchen angefüllt, die sehr betrübt waren, daß der Missionar nicht auch eine Ladung Bibeln mitgebracht habe.

Eine solche ist ihm jedoch nachgeschickt worden. Manche „Kongregationen" hatten gar kein Exemplar; nur wenn ein Pastor aus der Hauptstadt die Landgemeinden besuchte, hörten sie Gottes Wort aus der Schrift, „aber ihr Glaube ist einfach und schriftgemäß geblieben; sie sind den Grundwahrheiten des Evangeliums treu ergeben und haben denselben keine Visionen oder *irrige* Ansichten beigemengt." Das zielt auf die katholischen Sendboten.

Ellis besuchte die Kirchen, „einfache ländliche Tempel." In jener von Analakeli fand er etwa fünfzehnhundert Personen versammelt, und in der von Amparimbe eben so viel. Er las Stücke aus der Bibel vor und betete in der Sprache der Howas. Der König und die hohen Würdenträger ließen ihn oft zu sich kommen, „und seit einer Woche bin ich alle Tage von drei bis fünf Uhr beim Könige und *lese mit ihm Englisch aus einer großen Bibel in Quarto*, welche 1821 die londoner Bibelgesellschaft dem König Radama dem Ersten geschenkt hat. Eine Anzahl von Beamten, von denen einige sich zum Christenthum bekannt haben, sind dabei zugegen, und nachdem wir gelesen haben, besprechen wir die Gegenstände." Ellis hielt also regelrechte *Bibelstunden*, worüber Pater Jouven nicht gerade erbaut sein wird. An jedem Morgen unterrichtet Ellis zwölf Knaben aus angesehenen Familien im Englischen; diese Zöglinge, welche einst Statthalter der Provinzen werden sollen, gehen gewöhnlich auch mit in die königliche Betstunde und singen geistliche Lieder mit. Der königliche Minister Ra Haniraka hat einen exegetischen Vortrag über 1. Timotheus I, Vers 15 gehalten. „Denn das ist je gewißlich wahr und ein theuer werthes Wort, daß Jesus Christus gekommen ist in die Welt, die Sünder selig zu machen, unter welchen ich der vornehmste bin."

Nicht alle, welche sich Christen nennen, seien bekehrt, meint Ellis, aber es gebe doch tausende von Bekennern im Lande. Der König hat dem englischen Missionar den Platz zum Bau einer Kirche eingeräumt. „Hier befinden sich eine Anzahl von römisch-katholischen Priestern, auch graue Nonnen sind da, und ich höre, daß von beiden noch mehrere kommen sollen; doch ist die Zahl der Eingeborenen, welche ihren Gottesdienst besuchen, nur gering. Die Christen hier haben eine tiefe Anhänglichkeit an die *Bibel*, welche während der langen Jahre der Verfolgung ihr einziger Trost und Freund war, und erwarten mit Sehnsucht, daß mehr protestantische Missionare kommen." Ellis meint, vor allen Dingen sei es nöthig, vier Kirchen zu bauen. Die Londoner Bibelgesellschaft hat vorerst Missionare unter Leitung des Reverend *Toy* nach Madagaskar geschickt; am 15. Juli waren sie auf der Insel Mauritius angekommen. Die sechs Sendboten wollten bei der Krönung Radama's zugegen sein und ihm bei dieser Gelegenheit eine große schöne Bibel überreichen, in welche Königin Victoria eigenhändig einige Worte geschrieben hat.

Ohne Zweifel wird demnächst der Pariser Moniteur eine pomphafte Schilderung der Krönung Radama's bringen.

Kleine Nachrichten.

Civilisation in Irland. Der katholische Erzbischof von Cashel in Irland, Dr. Leahy, zu dessen Sprengel auch die Grafschaft Tipperary gehört, hat in den ersten Tagen des Novembermonats einen merkwürdigen Hirtenbrief erlassen, welcher in das *irisch-keltische Leben und Treiben* einen tiefen Eindruck gewährt. Es handelt sich um eine *Erbfehde*.

Vor vielen Jahren war Viehmarkt bei der Stadt Tipperary, und auf demselben wurde ein hübscher junger *Bulle* zum Verkauf ausgeboten. Ein Mann behauptete, dieser Bulle sei *drei Jahre* alt, während ein anderer steif und fest versicherte, er zähle *vier Jahre*. Darüber kam es zwischen Beiden zu einem Streite, in welchen sich andere Leute einmischten. Denn „wo es was giebt", ist der Sohn der Smaragdinsel „immer dabei". Es kam zu Schlägen und Blut wurde vergossen. Dann zogen die Kämpfer vom Marktplatze fort, nahmen aber ihren Ingrimm mit nach Hause. Die Schlägereien haben sich wiederholt wo nur irgend eine Gelegenheit sich darbot, auf Messen und Märkten, bei Hochzeiten und Leichenbegängnissen, und das geht nun schon fort, so lange die ältesten Leute denken können. In diesen Kämpfen der beiden einander bis auf den Tod hassenden Parteien, welche sich selber als „*vier Jahr alt*" und „*drei Jahre alt*" bezeichnen, sind unzählige Menschen ermordet, getödtet oder zu Krüppeln geschlagen worden; weder Warnungen noch Strafen haben gefruchtet, und jetzt eben geht der Unfug lustiger und ärger als je zuvor im Schwange. Die Weltgeistlichkeit hat nichts dagegen ausrichten können und der Erzbischof hat nun die *Redemptoristen* kommen lassen, die mit drastischer Beredtsamkeit Missionspredigten halten und die wilden Iren in ihren Häusern ermahnen sollen; denn so grimmig und wüthend sind diese gegeneinander, daß sie selbst in der Kirche weder Ruhe noch Frieden halten.

Beide Parteien sind vollblütige keltische Iren und eifrige Katholiken. Den Mittelpunkt bildet die kleine Stadt Emly. Dort steht eine Familie der andern gegenüber und in den umliegenden Dörfern ist dasselbe der Fall. Sie lauern einander bei Tage oder bei nächtlicher Weile auf; nicht selten fallen sechs oder zehn Männer über einen Einzelnen her und schlagen ihn zu Boden; jene von der andern Partei machen es aber nicht besser. Alle dürsten nach Blut.

Der Erzbischof entwirft in seinem Hirtenbrief eine ergreifende Schilderung, und erzählt, von welchen herzbrechenden Auftritten in Familien er so oftmals Zeuge gewesen sei. Er hebt hervor, wie schändlich es sei, die Knüttel, welche ohnehin schwer genug seien, noch mit Blei auszugießen, um damit einem Menschen den Schädel zu zerschmettern, was leider allzuhäufig vorkomme.

„Einst war ich auf dem Kirchhofe bei einem Begräbnisse. Neben der frischgegrabenen Grube lagen Menschengebeine umher. Da erkannte eine Frau den Schädel ihres Bruders, der vor Jahren von der feindlichen Faktion todtgeschlagen worden war. Sie ergriff den Schädel krampfhaft und wie im Wahnsinn, küßte ihn und schrie: Ja, das ist sein Schädel, meines Bruders Schädel; an dem Zeichen da erkenne ich ihn; dorthin bekam er den Schlag. — Und so war es. O über den in der Hölle geborenen Frevelgeist der Parteiwuth! Wie vieler Menschen Leben ist ihm schon zum Opfer gefallen. Wie viele Seelen habt ihr nicht schon in die Hölle befördert, wohin sie, mit Sünden beladen, gegangen sind! Nicht blos die Leiber habt ihr todtgeschlagen, sondern auch die Seelen".

Der würdige Erzbischof entwirft dann eine Statistik der Todtschläge und Verstümmelungen seit dem 9. Juli 1856 und zählt alle einzelnen Fälle tabellenartig auf. Denis Quinlan, ein vier Jahre alter Knabe, ist auf einem Markte todtgeschlagen worden, John Fitzgerald in Emly, als er in seiner Hausthür stand, John Kenna, der zu keiner Partei gehörte, in Nodus, Michael Hays auf einem Jahrmarkt, und so geht die Aufzählung mit Datum und Jahr in langer Reihe fort. Am 12. Juli 1860 wurden die Leute entsetzlich geschlagen auf dem Jahrmarkte zu Ballybrood, denn es entstand ein Gefecht zwischen den Muleahys und Conollys aus Caherline und den Smalls von Kilteely auf der einen Seite und den Lundons und Conways von Kilteely auf der andern Seite.

Am allerärgsten sind die Raufereien, wenn die Leute eben in der Kirche gewesen sind, der Messe beigewohnt oder eine Predigt angehört haben. Sie schlagen die Ermahnungen sofort in den Wind, fallen gleich vor der Kirchthür über einander her und prügeln auf einander los, bis die Knochen krachen und brechen und die Hunde das Blut lecken.

Civilisation im illyrischen Dreieck. Im Süden wie im Norden des Balkangebirges gehen wunderliche Dinge vor, welche uns jedoch keineswegs überraschen. In Bulgarien wollen die slawischen Landeseingeborenen sich nicht länger von der griechisch-orthodoxen Geistlichkeit ausbeuten lassen; es ist ein nationaler Gegensatz vorhanden, denn die Popen sind zumeist Gräken, sogenannte Neugriechen und, wie wir unter Anderm aus *Fallmerayer's* Schilderungen wissen, über alle Begriffe habgierig. Seit ein paar

Jahren haben es nun viele Tausende bulgarischer Leute für zweckmäßig erachtet, zum Katholizismus überzutreten. Darob großer Zorn unter den geistlichen Gräken, denen solchergestalt schöne Einkünfte verloren gingen. Nun schreibt man der Allgemeinen Zeitung aus Konstantinopel, daß kein geringerer Mann als der Erzbischof von Adrianopel, ein Gräke, ein Exempel zu geben trachtete. Er drang in ein abtrünniges Dorf, stürmte in die jetzt katholische Kirche und machte sich darüber her, die auf dem Altar stehenden Gefäße des römischen Kultus auf den Boden zu schleudern.

Die slawischen Bauern haben wohl schwerlich ein Buch gelesen, das wir einmal mit großem Vergnügen durchblättert haben; wir meinen H. Valenii Geistliches Kühl- und Löschwasser zur Stillung des Feuereifers. Bremen 1667. Aber den Feuereifer der Gräken haben jene handfesten Bulgaren trotzdem gestillt. Sie legten ihre Fäuste an den Prälaten, rissen ihm sein erzbischöfliches Gewand herunter, traten seinen Ornat mit Füßen und prügelten ihn entsetzlich durch. Das war „Kühl- und Löschwasser".

Se. Majestät Sultan Abdül Asis gefällt sich gleichfalls in wundersamen Dingen. Die abendländische Civilisation ist bruchstückweise selbst in die Harems von Stambul gedrungen, zu großem Verdruß des Padischah, welcher nicht dulden will, daß türkische Frauen und Mädchen sich neumodisch kleiden. Er hat ein ächt türkisches Mittel ausfindig gemacht, um ihnen die europäischen Liebhabereien auszutreiben: er läßt sie nämlich durch eine weibliche geheime Polizei überwachen. Jüngst gingen vier mohammedanische Damen, vorschriftsmäßig, aber nicht undurchsichtig genug vermummt, im europäischen Quartier Pera, einer Vorstadt Konstantinopels, spazieren. Da rauscht hinter ihnen her eine verhüllte Alte in unheimlicher Absicht. Die Mädchen flüchten in den Laden eines Kaufmanns und drücken sich in eine Ecke, aber die Alte folgt ihnen auf den Fersen, ergreift die Erste bei ihren koranwidrigen Locken, zieht schweigend eine Scheere aus der Tasche, und weg sind die schönen Haare! Den anderen Dreien geschah dasselbe. Die Alte, ein weiblicher Gendarm, gehört zu der Schaar, welche auf kokette, nicht vorschriftsmäßig gekleidete Damen zu vigiliren hat. Das Ungethüm dringt auf Befehl des Kaisers in alle Harems, exekutirt stehenden Fußes Gemahlin und Töchter und denuncirt Gatten oder Väter.

Also geschehen im Jahre von Erschaffung der Welt nach der Jüden Rechnung 5622, Anno Domini 1862.

Die „Malaien" der Kapstadt. In den trefflichen Briefen eines Mitgliedes der preußischen Expedition nach China und Japan (welche den Commandeur des preußischen Schiffes „Elbe", Lieutenant Reinhold Werner, zum Verfasser haben), finden wir folgende Schilderung der „Malaien" der Kapstadt, welche wir mittheilen, weil sie eine Ausnahme von der Regel zeigt, daß nämlich Mischlinge in sittlicher und leiblicher Beziehung weit hinter reinen Racen zurückstehen. Aber Ausnahmen bestätigen eben die Regel. Unter den 40,000 Einwohnern der Kapstadt haben nur 4 bis 5000 unvermischtes europäisches Blut. Die übrigen Bewohner bezeichnet man mit dem Namen Afrikaner, und sie begreifen alle Mischlinge von Europäern mit Negern, Hottentotten, Kaffern und sonstigen Farbigen. Unter letzteren zeichnen sich noch die sogenannten Malaien aus. Dies sind die Abkömmlinge von malaiischen Sklaven, welche die Holländer früher, als sie noch das Kap besaßen, von ihren ostindischen Besitzungen einführten. Als die Engländer das Kap eroberten, wurden die Malaien frei und sie bilden jetzt die niedere Bürgerklasse. Der Name Malaie ist jedoch fast das Einzige, was von ihrer ursprünglichen Nationalität übrig geblieben ist. Sie sind durch Vermischung mit Kaffern und Hottentotten ein ganz anderer Menschenschlag geworden, ein ausgezeichneter sowohl in physischer als moralischer Beziehung, und zeigen sich, was jedenfalls Beachtung verdient, den Hottentotten und Kaffern weit überlegen. Sie erinnern sehr an die spanischen und französischen Basken, besitzen durchgängig eine schlanke Figur, einen kräftigen Körperbau und angenehme Gesichtszüge. Außerdem sind sie arbeitsam und penibel reinlich: Eigenschaften, die unter Völkern, deren Heimath die Tropen sind, sehr selten angetroffen werden. Mit ihrer Nationalität haben sie auch ihre Sprache verloren, aber merkwürdiger Weise sprechen sie nicht englisch, sondern, wie überhaupt fünf Sechstel sämmtlicher Koloniebewohner, holländisch. Das Kap ist seit 50 Jahren englisch, aber bis jetzt haben die Engländer es nicht dahin bringen können, ihre Sprache auch nur zur officiellen zu machen. Sie sind noch immer gezwungen, ihre Gesetze, Bekanntmachungen &c. in Holländisch zu erlassen, weil außerhalb der Kapstadt und Simonstown kein Kolonist außer den geborenen Engländern englisch versteht. Kirchen, Schulen, Zeitungen, alles ist holländisch, und der englische Beamte oder Kaufmann muß diese Sprache lernen, wenn er am Kap fortkommen will. Hier sind zwei zähe Volkscharaktere zusammengetroffen, aber die Holländer sind die Zäheren. Sie werden nie englisch werden, und wie die Transvaal-Republik und die Freestates sich losgerissen, kann es nicht lange dauern, daß auch die östlichen Theile der Kolonie sich als selbständige Republik abtrennen werden.

Die kaukasischen Provinzen Rußlands sind wirthschaftlich noch wenig entwickelt, und die russische Regierung wird zu einem ganz neuen Systeme sich verstehen müssen, wenn diese schönen Länder sich heben sollen. Das wichtigste Erzeugniß für die Ausfuhr ist Seide, wovon jährlich im Durchschnitt 30,000 Pud zum Export kommen und zumeist nach Moskau gehen. Den Mittelpunkt für die Seidenetablissements bildet die Stadt Nukha, und dort wohnen auch französische und italienische Kaufleute. Nicht unwichtig war seither auch das persische Insektenpulver, von welchem alljährlich aus Tiflis vier- bis fünftausend Pud ausgeführt wurden, zumeist nach Wien; aber in neuerer Zeit hat die Nachfrage fast ganz aufgehört. Herrliche Nußbaum-Maseren werden von den Kunstschreinern in Europa sehr gesucht; auch deutsche Holzhändler kommen schon in die kaukasischen Wälder und kaufen dort. Der Transithandel von Tiflis könnte sehr bedeutend sein; aber noch immer sind die Fahrwege schlecht und unsicher, und schlechte Transportmittel nebst den strengen, unzweckmäßigen Zollgesetzen wirken abschreckend. So hilft es wenig, daß die Odessaer Dampfergesellschaft Fahrten zwischen Konstantinopel und Bathum, in der Ostecke des Schwarzen Meeres, eingerichtet hat. In jedem Monate schafft sie zweimal, Samsun und Trapezunt anlaufend, Waaren und Fahrgäste bis zur russischen Grenze bei Bathum; von dort bringt ein kleiner Dampfer die Ladungen bis in die Mündung des Rion (Phasis). Trotz dieser günstigen Verhältnisse will sich doch, eben der oben erwähnten Mängel wegen, der Durchfuhrhandel nach Persien nicht über Tiflis lenken. Alle Karawanen aus und nach Persien gehen immer noch lieber über Erzerum als über Tiflis nach dem Schwarzen Meere, obwohl die Unsicherheit der Straßen im Innern des türkischen Armeniens derart zugenommen hat, daß Plünderungen und Raubanfälle auf die Karawanen auf dieser Straße an der Tagesordnung sind. — Die deutsche Kolonisation im Tifliser Gouvernement besteht aus fünf oder sechs württembergischen Ansiedelungen, wovon drei im Kreise Elisabethpol, die übrigen in der Nähe von Tiflis liegen; die größeren enthalten 60 bis 80, die kleineren 20 bis 30 Familien. In der einen Kolonie bei Tiflis, welche nun ein Stadtviertel bildet, siedeln sich allmälig die übrigen Deutschen an, welche in der Stadt als Handwerker oder Arbeiter Lebensunterhalt suchen.

Ausgrabungen in Pompeji. Wir haben in dem Aufsatz über den Vesuv erwähnt, daß Pompeji während des Ausbruches vom Jahre 79 durch einen Aschenregen verschüttet worden sei. Diese Asche läßt sich mit verhältnißmäßig geringer Mühe hinwegräumen, und deshalb ist es gelungen, von der alten Stadt ganze Straßen offen zu legen. Die Einwohner haben Zeit gefunden, dem Verderben zu entfliehen und sich selber zu retten, während sie von ihrer Habe fast Alles zurücklassen mußten. Deshalb findet man nur wenige Gerippe. Aber am 11. Oktober dieses Jahres hat man bei den Ausgrabungen wieder einen solchen Fund gemacht. Als die Arbeiter den Schutt in einem Hause hinwegräumten, das offenbar armen Leuten gehört hat, riefen sie plötzlich laut auf. Sie waren in einem kleinen innern Gemach auf Menschenknochen gestoßen. Die Aufseher kamen herbei und ließen mit großer Behutsamkeit weiter arbeiten. Ein Augenzeuge meldet dem Londoner Athenäum (vom 1. November), daß man in der That die äußerste Vorsicht anwandte. So kamen in einer Ecke des Zimmers fünf Gerippe zum Vorschein, vier von Frauen und eins von einem Kinde. Sie hatten in Verzweiflung die Arme übereinander geschlagen; bei dem einen Skelett war der Mund weit geöffnet; er hatte noch einen tiefen Athemzug machen wollen, dann hatte die Asche ihn erstickt. Das Kind saß im innersten Winkel, wohin wohl die Sorgfalt der Mutter es gesetzt hatte, um es womöglich vor dem Sturm der Asche zu schützen, der aber überall hindrang. Die armen Weiber waren von Vätern, Gatten, Brüdern, von Jedermann verlassen worden, sie selbst aber haben nicht entfliehen können. An den fleischlosen Knochen hingen bronzene Armbänder; neben dem einen Gerippe lag was einst eine Geldbörse gewesen war; sie hatte zwanzig römische Silbermünzen und zwei Kupfermünzen enthalten. Der Stoff der Börse war zu Zunder geworden, aber man konnte doch das Gewebe noch erkennen, in welchem die arme Familie ihre Sparpfennige aufbewahrt hatte. Auch sah man in der Asche manche Spuren von Kleidung, welche die Leute auf dem Leibe trugen, als das Unglück über sie hereinbrach: der Druck des Gewebes und selbst die Falten der Kleider ließen sich in der Asche ganz deutlich erkennen. Nicht minder deutlich waren die Spuren von einem Bette; man fand die Gerippe dritthalb Fuß über der Flur des Zimmers, konnte die Umrisse der Bettstelle deutlich erkennen, ebenso die Löcher, in welchen die Pfosten gestanden

haben. Da wo Gelenke oder Hespen gewesen sind, fand man Stücke von Eisen, das aus den letzten Tagen von Pompeji bis auf unsere Zeiten gekommen ist!

Das Telegraphennetz des deutsch-österreichischen Telegraphenvereins am 1. Jan. 1862 und dessen Entwickelung. Der deutsch-österreichische Telegraphenverein besteht aus Oesterreich, Preußen, Bayern, Sachsen, Hannover, Niederlande, Württemberg, Mecklenburg, Baden. Das Telegraphennetz dieses Vereins zählte am 1. Jan. 1862 im Ganzen 627 Vereinsstationen, wovon Oesterreich 209, Preußen 143, Bayern 39, Sachsen 27, Hannover 31, Niederlande 59, Württemberg 40, Mecklenburg 14, Baden 65 hatte. Am 1. Jan. 1856 hatte der Verein nur 234 Vereinsstationen, und hat derselbe also die Zahl seiner Stationen im Verlaufe von sechs Jahren um 393 oder um 168 Procent vermehrt. Im letztabgelaufenen Jahre 1861 allein sind 87 neue Vereinsstationen errichtet, dagegen aber auch fünf wieder aufgehoben worden, so daß die Vermehrung netto 82 Vereinsstationen betrug. Von den neu eröffneten kommen auf Oesterreich 24, Preußen 24, Bayern 1, Hannover 1, Niederlande 5, Württemberg 11, Mecklenburg 1, Baden 20. Gehen wir zu der Länge der Linien über, so betrug dieselbe am 1. Jan. d. J. 4125³/₁₀ geographische Meilen, wovon Oesterreich 1782,3, Preußen 1143,1, Bayern 274,8, Sachsen 137,9, Hannover 204,5, Niederlande 219,0, Württemberg 133,6, Mecklenburg 53,1, Baden 177 geographische Meilen Vereinstelegraphenlinien hatte. Am 1. Jan. 1856 betrug die Gesammtlänge der Vereinslinien nur 2317,7 geographische Meilen, und wurde also dieselbe im Verlaufe von sechs Jahren um 1807,6 geographische Meilen oder um 78 Proc. vermehrt. Im letztabgelaufenen Jahre 1861 allein betrug die Verlängerung der Gesammtvereinslinie 261,3 geographische Meilen. Untersuchen wir noch die Länge der Linie, welche durchschnittlich auf eine Vereinsstation kommt, so ergiebt sich, daß am 1. Jan. d. J. 6,58 geographische Meilen an Vereinslinien auf eine Vereinsstation kamen; am 1. Jan. 1856 waren 9,9 geographische Meilen auf eine Vereinsstation gekommen. Es hat sich, also in diesen sechs Jahren, während welchen die Länge der Linien und die Zahl der Vereinsstationen vermehrt wurden, das Verhältniß der Linienlänge zur Zahl der Vereinsstationen allmälig vermindert, was eine ganz natürliche Erscheinung ist, indem neue Stationen nicht nur in Folge der Anfügung neuer Linien an bereits bestehende, sondern auch durch Einschaltung in bereits bestehende Linien errichtet wurden.

Betriebsergebnisse des deutsch-österreichischen Postvereins im Jahre 1861. Der deutsch-österreichische Postverein zeigt nach der so eben ausgegebenen officiellen Nachweisung im Jahre 1861 folgende Betriebsresultate, und dabei haben sich die ebenfalls nachstehend angeführten Zu- und Abnahmen im Vergleiche mit den Beträgen des Jahres 1860 ergeben. Die Gesammtsumme der Briefe aller Art, einschließlich der Briefe mit Waarenproben und der Kreuzbandsendungen, und einschließlich der Transitbriefe, hat 321,615,104 Stück im Jahre 1861 betragen. Im Jahre 1860 betrug die Zahl dieser Briefe nach den officiellen Angaben aber 347,750,000 Stück, es hätte somit bei den Briefen im Jahre 1861 im Vergleich mit dem Jahre 1860 eine in der betreffenden Aufstellung leider nicht näher erklärte Abnahme von 26,134,896 Stück stattgefunden. Wir können in Betreff derselben nur bemerken, daß Oesterreich, dessen Antheil an oben angegebener Gesammtsteuer im Jahre 1861 im Ganzen 105,586,544 Stück, also etwa 33 Procent betrug, im Jahre 1860 eine Briefmenge von 109,457,568 Stück nach diesen Nachweisen hatte, somit im Jahre 1861 eine Abnahme der Briefe von 3 Procent erfuhr, während die Abnahme der Gesammtmenge der Briefe des ganzen Postvereins nach obigen Ziffern 7½ Procent betrug, so daß die Hauptursache dieser nicht unbedeutenden Abnahme vorzugsweise bei den nichtösterreichischen Staaten des Vereins zu suchen wäre, wenn anders nicht vielleicht die ganze Abnahmeberechnung nur auf einer in den beiden Jahren in verschiedener Weise gemachten statistischen Aufnahme beruht. Zeitungen: Die Gesammtsumme der im Jahre 1861 im Postverein versendeten Zeitungen hat 182,158,646 Stück betragen. Im Jahre 1860 wurden an Zeitungen 157,663,207 Stück versendet, die Zeitungsversendungen haben also im Jahre 1861 im Vergleich mit denen von 1860 um 24,495,439 Stück zugenommen. Die Personenbeförderung durch die Posten des Vereins umfaßte im Jahr 1861 im Ganzen 5,371,514 Personen, im Jahre 1860 nur 5,236,808 Personen, also ein Mehr im Jahre 1861 von 134,706 Personen, wobei zu bemerken, daß die Personenbeförderung durch die Post eine Verkehrsweise ist, von der sich mit der Zunahme der Eisenbahnen eher eine Verminderung als eine Vermehrung erwarten läßt. Ordinäre Pakete: Die Gewichtsumme der im Jahre 1861 durch die Post versendeten ordinären Pakete hat 207,448,382 Pfund betragen, im Jahre 1860 blos 197,817,950 Pfund, somit wurden im Jahre 1861 um 9,630,432 Pfund mehr Pakete dieser Gattung befördert als im Jahre 1860. Geld- und Werthsendungen: Der Werth dieser Sendungen im Jahre 1861 hat in süddeutschem Münzfuße 1,286,535,374 fl. betragen, im Jahre 1860 aber 1,096,870,334 fl., also im Jahre 1861 um 189,665,040 fl. mehr. Nachnahmesendungen: Diese Sendungen haben im Jahre 1861 im gesammten Gebiete des Postvereins einen Werth von 4,964,665 fl. gehabt, im Jahre 1860 einen solchen von 5,099,243 fl., sie haben also im Jahre 1861 um 134,578 fl. abgenommen. Die baaren Einzahlungen, eine bekanntlich dem englischen Institute der Money-orders zum Theil entsprechende Einrichtung, haben im Jahre 1861 zusammen 487,435 fl. betragen, im Jahre 1860 blos 432,365 fl., also im Jahre 1864 eine Zunahme von 55,070 fl. gegen das Jahr 1860.

Der österreichische Bergbau auf Steinkohlen betrug in den Jahren 1823 bis 1827 durchschnittlich nur 2,832,860, 1843 bis 1847 durchschnittlich 12,660,249, 1854 bereits 33,178,536 Centner an Schwarz- und Braunkohlen, wornach sich im Laufe eines Zeitraumes von etwa 30 Jahren eine bedeutende Zunahme der österreichischen Kohlenproduction herausstellt, welche Zunahme auch in der folgenden Zeit anhielt; es wurden nämlich gefördert: 1856 22,903,223 Ctr. Schwarz- und 18,760,269 Ctr. Braunkohlen, 1860 34,789,103 Ctr. Schwarz- und 27,780,476 Ctr. Braunkohlen, 1861 endlich 40,506,461 Ctr. Schwarz- und 30,793,665 Ctr. Braunkohlen, so daß also in den 5 letzten Jahren die Produktion von Braunkohlen eine Steigerung von 64, und die von Schwarzkohlen sogar von fast 77 Procent erfuhr. Aber dieser bedeutende Aufschwung des österreichischen Kohlenbergbaues ist weniger ein Zeichen von der Blüthe desselben, als vielmehr von der Verwahrlosung, in welcher sich dieser Zweig der bergmännischen Production vor noch nicht langer Zeit befunden hat und sich theilweise noch befindet. Während nämlich von der jährlichen Produktion von Steinkohlen auf einen Kopf der Bevölkerung in Großbritannien 5010, in Belgien 3590, in Preußen 1550, in Sachsen 1430, in den Vereinigten Staaten 960, in Frankreich 410 Zollpfund entfallen, erreicht dieser Betrag in Oesterreich nur eine Höhe von 180 Zollpfund, 410 in den westlichen, 45 in den östlichen Kronländern, und übertrifft in dieser Hinsicht nur das kohlenarme Bayern mit 110, und das uncultivirte Rußland mit 2 Pfund, indem alle anderen Staaten sich nur mit kaum nennenswerthen Beträgen an der Steinkohleproduktion betheiligen.

Bergwerksertrag im sächsischen Erzgebirge. Das Totalausbringen der Freiberger Gruben betrug im Jahre 1861 die Summe von 1,523,467 Thalern, die höchste, welche geschichtlich zu erweisen ist; dadurch ersteigt das Ausbringen des letzten Jahrzehnts die Höhe von 13,361,132 Thalern. Die Zahl der anfahrenden Mannschaften betrug in dem genannten Jahre 7992, dazu 899 Tagelöhner.

Mehr Quecksilber in Kalifornien. Dieses Land hat in den Gruben von Neu-Almaden ergiebige Quellen dieses werthvollen Erzeugnisses; jetzt lesen wir, daß auch in der Nähe von San Francisco eine sehr ergiebige Quecksilberader entdeckt worden sei. Arbeiter, welche Röhren für die Spring-Valley Wassergesellschaft legen wollten, fanden diesen großartigen Schatz ganz zufällig.

Die Rübenzuckerfabrikation im deutschen Zollverein. Die vom Centralbureau des Zollvereins ausgearbeitete neueste Uebersicht der in dem Betriebsjahre vom 1. September 1861 bis Ende August 1862 zur Runkelrüben-Zuckerfabrikation verwendeten rohen Rüben ist nicht ohne Interesse. Es sind nämlich in diesem Jahre im Zollverein von 247 Fabriken 31,692,394 Ctr. 46 Pfd. Runkelrüben versteuert worden, während in dem vorhergehenden Betriebsjahre von 247 Fabriken nur 29,354,031 Ctr. 60 Pfd. zur Versteuerung kamen. Die Zahl der Fabriken ist also unverändert geblieben, aber sie haben im letzten Betriebsjahre 2,338,362 Ctr. 86 Pfd. mehr verarbeitet als im vorjährigen. In dem Betriebsjahre 1857 bis 1858 haben 249 Fabriken 28,915,133 Ctr. 89 Pfd. in dem Betriebsjahre 1858 bis 1859 haben 257 Fabriken 36,668,557 Ctr. 11 Pfd., in dem Betriebsjahre 1859 bis 1860 haben 256 Fabriken 34,339,317 Ctr. 17 Pfd. rohe Runkelrüben verarbeitet. Am 1. September 1858 trat die erhöhte Steuer von 7½ Ngr für den Centner rohe Rüben in Kraft, und vom 1. September 1861 an wurde von ausgeführtem Rübenzucker eine der Rübenzuckersteuer entsprechende Rückvergütung gewährt. Aus den angeführten Zahlen ergiebt sich nun, daß die eingeführte höhere Steuer bei einem Uebermaße der Produktion nachtheilig auf den Betrieb der Fabriken einwirkte, daß aber seit der bewilligten Rückvergütung sich wieder die Produktion zu heben beginnt, und daß durch die Rückvergütung ein nachtheiliger Einfluß auf die inländische Fabrikation

in Folge der gleichzeitig eingetretenen Herabsetzung der Zölle von ausländischem Zucker glücklich vermieden ist. Von den 31,692,394 Ctr. 46 Pfd. Runkelrüben des Betriebsjahres 1861 bis 1862 mit einem Brutto-Steuerbetrag von nahe an 8 Millionen Thaler, fallen allein auf Preußen 28,480,887 Ctr., mit einem Steuerbetrag von über 7 Millionen Thaler. Das Uebrige vertheilt sich auf Bayern, Sachsen, Hannover, Württemberg, Baden, Thüringen und Braunschweig. In beiden Hessen, Oldenburg, Nassau und Frankfurt a. M. sind Rübenzuckerfabriken nicht vorhanden.

Rübenzucker in Frankreich. Während der „Rübenkampagne" vom Herbst 1861 bis Ende des August 1862 waren überhaupt 346 Fabriken im Betrieb, welche 146,414,880 Kilogramme Zucker erzeugten.

Zur Statistik der Einwanderung in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Daß das Yankee-Land der Einwanderung seinen wirthschaftlichen Aufschwung verdankt, weiß Jedermann. Ohne diese würde, wie wir an einer andern Stelle hervorgehoben haben, der großprahlerische Norden längst dem Süden, der, wenigstens aus Deutschland, eine verhältnißmäßig geringe Einwanderung erhalten hat, unterlegen sein. Mit vollständiger Genauigkeit läßt sich die Ziffer der Eingewanderten nicht ermitteln, aber die nachstehenden Zahlen, welche in Hunt's Merchants Magazine mitgetheilt wurden, sind so zuverlässig wie möglich.

Von 1790 bis 1862 wanderten ein 6,295,991 Köpfe. Davon in den Jahren

		Durchschnittlich im Jahre
1790 bis 1819	120,000	6,000
1810 „ 1820	114,000	11,400
1820 „ 1830	203,979	20,397
1830 „ 1840	778,500	77,850
1840 „ 1850	1,512,850	154,285
1850 „ 1860	3,320,366	332,036
1860 „ 1862	215,296	107,648

In dem zwölfjährigen Zeitraume von 1850 bis 1862 sind mehr Menschen eingewandert als in den vorhergehenden sechzig Jahren. Die Ziffern für die letzten zehn Jahre sind interessant. Es wanderten ein 1851: 168,828. — 1852: 397,318. — 1853: 400,982. — 1854: 160,471. — 1855: 230,476. — 1856: 221,496. — 1857: 271,558. — 1858: 144,906. — 1859: 155,509. — 1860: 103,621, und 1861: 112,675 Köpfe.

Man hat berechnet, daß im Durchschnitt jeder Einwanderer an Geld und anderer Habe einen Werth von 90 bis 100 preußischen Thalern mit nach Nordamerika bringt.

Englands Bevölkerung 1861. Der neulich erschienene erste Band über die letzte Volkszählung von England giebt die Bevölkerung von England und Wales, von Man und den Kanalinseln, die heimische Armee und Flotte mitgerechnet, auf 20,209,671 Personen an. Die Bevölkerung von Schottland dazu genommen, hatte Großbritannien am Censustage 23,271,965 Personen. Wenn nach vollendeter Revision die Bevölkerung Irlands hinzugezählt wird, dürfte die Seelenzahl des ganzen vereinigten Königreichs über 29,000,000 Seelen betragen. In England und Wales allein macht der Zuwachs seit 1851 2,138,615 Personen, obgleich in dieser Zeitfrist 2,250,000, darunter über 600,000 Engländer, ausgewandert sind. In der Censusnacht befanden sich 62,430 Personen an Bord von Fahrzeugen auf Flüssen, in Häfen und Buchten u. s. w.; im Londoner Bezirke allein waren 8084 Personen auf dem Wasser. Ferner waren in England und Wales 124,962 Personen in Armenarbeitshäusern, 13,456 in Spitälern, 20,207 in Irrenhäusern, 26,395 in Gefängnissen und Besserungsanstalten, 23,598 in Waisenhäusern, 80,839 — Soldaten und Soldaten Familien — in Kasernen.

Volksmenge von London. Die Stadt London mit ihrem Weichbild enthält nach dem vorjährigen Census in 191 Pfarreien eine Bevölkerung von 2,803,989 Seelen und bedeckt einen Flächenraum von 77,997 englischen Morgen (acres), wovon 2778 unter Wasser liegen, d. h. auf die Themse treffen. An dieser riesigen Metropole haben drei Grafschaften Theil, nämlich Middlesex mit 2,030,814, Surrey mit 579,748, und Kent auf der Ostseite mit 193,427 Einwohnern. Seit der Volkszählung von 1851 hat sich der Middlesexer Theil der Seelenzahl um 16, der von Surrey um 20, der kleinste Kenter um nicht weniger als 44 Procent vermehrt, die ganze Stadtbevölkerung aber um 18,7 Procent oder um 441,753 Seelen, was so viel ist als die ganze Bevölkerung von Manchester und Liverpool zusammen. In dem Jahrzehnt 1851 bis 1860 heiratheten in London 528,306 Paare, wurden 864,563 Kinder geboren, und starben 610,473 Personen. Unter den 194 Pfarreien sind acht mit weniger als je 100, hingegen sechs mit mehr als 100,000 Pfarrkindern. Obgleich in den zehn Jahren das Durchschnittsverhältniß der geborenen weiblichen zu den männlichen Kindern 96,18 zu 100 war, stellt sich doch das Uebergewicht der weiblichen zur männlichen Stadtbevölkerung auf 111,40 : 100, als Folge der größern Sterblichkeit unter dem männlichen Geschlecht und der Auswanderung. Daß ein solches Stadtungeheuer nur mittelst großer moralischer und socialer Uebelstände möglich ist, liegt auf der Hand.

Bevölkerung von Wien. Seit der letzten Volkszählung, das ist seit 31. Oktober 1857, ist die Bevölkerung von Wien von 478,220 auf 525,500 Personen gestiegen. Mit Inbegriff des Militärs und der als Reisende zu betrachtenden Ausländer kann diese Ziffer mit 560,000 als innerhalb der Linien Wiens wohnenden Personen angesetzt werden. Mit Hinzurechnung der Bevölkerung außerhalb der Linien kann die Zahl der Bewohner im Weichbilde der Stadt Wien in runder Ziffer mit 700,000 berechnet werden.

Hamburger Handel. Der wachsende Aufschwung desselben ergiebt sich aus folgenden amtlichen Ziffern über Gewicht und Werth der Einfuhr:

	Gewicht.		Werth.	
1854	29,854,015	Centner	530,668,030	Mark Banko.
1857	36,803,571	„	688,849,300	„ „
1858	32,200,550	„	502,206,800	„ „
1859	33,652,039	„	571,180,850	„ „
1860	37,822,469	„	609,905,710	„ „
1861	38,939,631	„	612,682,000	„ „

Hamburg ist bekanntlich der wichtigste und bedeutendste Handelsplatz des europäischen Festlandes, und in unserm Erdtheile sind ihm überhaupt nur zwei Hafenplätze voraus: London und Liverpool.

Eisenbahnen in Italien. Die von der vormaligen toskanischen Regierung genehmigten mittelitalienischen Bahnen sind durch die piemontesische Regierung ausgedehnt und die verschiedenen kleinen Gesellschaften zu einer großen Kompagnie vereinigt worden, welcher eine Interessengarantie zugesprochen worden ist. Das Eisenbahnnetz dieser großen Gesellschaft, die Strade ferrate Livornesi, besteht aus der Bahn von Livorno nach Pisa; von hier geht die Bahn in zwei Armen auf beiden Ufern des Arno nach Florenz; von Florenz über Arezzo nach Foligno, von wo die Straße nach Ancona und nach Rom weiter führt. Hier sind noch Lücken, mit deren Ausfüllung man eifrig beschäftigt ist. Von Pisa nach Genua zu ist die Strecke bis Massa-Carrara vollendet; weiterhin bis zum Hafen La Spezzia sollen die Arbeiten noch im Jahre 1862 vollendet werden; die Bahn von Livorno nach Civita vecchia soll in zwei Jahren vollendet sein. Dann hat die Gesellschaft etwa 200 deutsche Meilen Bahn. Die Appenninenbahn von Bologna nach Pistoja bietet große Schwierigkeiten und macht einen langen Tunnel nöthig. Die Provinzialbahn von Siena, welche bei Empoli in die Livorneser Bahn mündet, hat einen Zweig gegen Rom zu gebaut, einen andern nach Grossetto.

Die Staatsschuld Frankreichs. Der Abgeordnete Latour Dumoulin hat ein Werk veröffentlicht unter dem Titel: „Vergleichung des französischen und des englischen Budgets." Nach diesem Buch beträgt die französische Staatsschuld dermalen an Kapital 10 Milliarden 486 Mill. 10,864 Fr., und an Interessen müssen gezahlt werden 327 Mill. 628,311 Fr. Die schwebende Schuld beläuft sich auf 685 Mill. 839,048 Fr.

Die großen canadischen Seen. Die Vereinigten Staaten haben eine Vermessung derselben veranstaltet, welche folgendes Ergebniß geliefert hat:

	Länge.	Breite.	Qu.-M.	Durchschnitt. Tiefe. Fuß.
Obere See	315	163	32,000	988
Michigan-See	360	108	20,000	900
Huron-See	200	160	30,000	400
Erie-See	250	90	6,000	260
Ontario-See	180	68	8,000	500

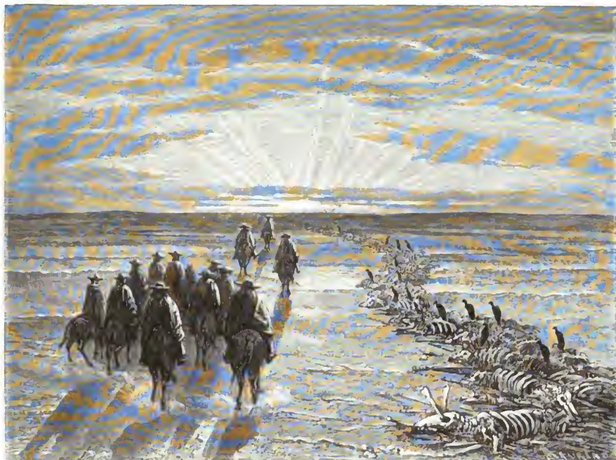
Man sieht, daß es sich hier um runde Ziffern handelt.

Herausgegeben von Karl Andree in Leipzig. — Für die Redaktion verantwortlich: Herrmann J. Meyer in Hildburghausen. —
Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen. — Druck von C. Grumbach in Leipzig

Eine Wanderung von Islay durch die peruanische Wüste. Die Gräber und Mumien der Aymaras.

Das peruaniiche Küstenland. — Von Islay nach Arequipa. — Die Lomas und die Bucht. — Befeuchtende Garuas. — Eine Schänke in der Wüste. — Schädelstätte der Aymaras. — Fischguano. — Die Pampa von Islay. — Gerippe als Wegweiser. — Turteltauben.— Das Thal von Arequipa nnd der Vulkan Misti. — Das behexte Dorf Sachaca. — Yanahuara. — Von Arequipa durch die Pampilla.— In einer altperuanischen Grabkammer. — Die alten Bewohner des Landes; Aymaras. — Todtenbestattung und Mumien.

Der größte Theil des peruanischen Küstenlandes bietet einen nackten, unerfreulichen Anblick dar. Das Gestade selbst ist kahl, die Häfen liegen in baumloser Gegend; gleich hinter ihnen steigt das Land empor, und dieses ist auf weiten Strecken eine öde Wüstenei.



Ritt in den Pampas.

Wir wollen uns in dieselbe hineinwagen, denn sie bietet manches sehr Interessante dar, zu unserm Ausgangspunkte die Stadt Islay und zum Führer einen vortrefflichen Beobachter nehmen, welcher in den Jahren 1848 bis 1860 einen großen Theil Südamerikas durchstreift hat. Wir meinen den Naturforscher Paul Marcoy.

Islay liegt unter 17° 1' südlicher Breite, 74½° westlicher Länge von Paris, hat ein Zollhaus und bildet den Seehafen für die wichtige Stadt Arequipa, welche wir in einer spätern Nummer schildern werden. Die Bucht hat eine unregelmäßige Gestalt und etwa eine starke Wegstunde im Umfang. Unser Bild zeigt ihre Gestaltung. Gleich vom Gestade steigt eine Doppelreihe von Lomas, Hügeln, empor, die sich amphitheatralisch erheben, eine gelbliche Färbung zeigen und einen beengenden Eindruck machen. Bis etwa zum dritten Theil ihrer Höhe sind sie mit einer natürlichen Mauer von Trachytgestein bekleidet, welche dem Herabstürzen des Sandes wehrt. Diese Felsen sind durch den Wellenschlag des Meeres glatt polirt. Im Hintergrunde der Bucht liegt ein thurmartiger Felsen, welcher durch Balken, Bretter und Stricke mit dem Festlande verbunden ist; er

dient als Hafendamm und Anlände, und das Zollhaus, eine ganz armselige Bretterbude, nimmt einen Theil dieses Gerüstes ein. Von dort geht man zehn Minuten bis zum Dorf Islay, das am Abhang eines Hügels, etwa sechsthalbhundert Fuß über dem Meeresspiegel liegt.

Von Islay aus hat man einen weiten Blick auf die trostlose Gegend. Von Norden nach Süden erblickt das Auge nur Sanddünen, steilabfallende Ufermassen, flache Strecken, Streifen von Salpeter und Seesalz, kalkige Ablagerungen, kleine, mit Guano bedeckte Eilande, Felsen von allen möglichen Gestalten und mit sehr verschiedener Färbung. Die Luft ist wunderbar rein und klar, das Licht ungemein intensiv, Meer und Himmel sind ewig blau; es ist als ob aller Schatten fehle. Dieser ganze Glanz hat etwas Peinigendes und wird auf die Länge geradezu unerträglich.

Aus der Ferne gesehen hat die Bucht von Islay die Gestalt eines Halbmondes mit scharfen, zurückgebogenen Spitzen; überblickt man sie aber vom Kap Cavallos, also von Norden her, oder vom Süden aus, wo die Ilo-Felsen sich erheben, dann gleicht sie genau dem Riesenleibe eines halb vom Wasser bedeckten Fisches. Tausende und abertausende von Seevögeln, namentlich Pelikane und Fregattvögel, schwärmen über dieser Bai umher.

Alljährlich legen etwa vierzig bis fünfzig Schiffe aus Europa oder Nordamerika in Islay an und bringen zeitweilig etwas Leben in den sonst todten Ort. Im October stellen sich Nebel ein, die sogenannten Garuas, und geben einige Feuchtigkeit. Dadurch wird es möglich, daß Gräser und Blumen wachsen, kleine Bäche Wasser bekommen und Vögel und Insekten sichtbar werden. Das Alles ist neun Monate im Jahre nicht vorhanden.

Marcoy verließ das öde Dorf gern; er wollte nach Arequipa. Um Mittag standen die Mozos (Diener) mit den Maulthieren bereit. Die Sonne brannte auf dem glühenden Sand, jedes Glimmerstückchen erglänzte wie ein Spiegel. Bald lagen die drei Reihen mit Rohr gedeckter Bretterhütten, aus welchen Islay besteht, weit hinter den Reisenden, und er kam an eine Kirche, welche nur selten benutzt wird und ziemlich im Verfall ist. Der Weg war fußhoch mit trachytischer Asche bedeckt, in welcher es von Millionen Flöhen wimmelt. Die Schlucht führt den Namen Quebrada von Islay, und die Temperatur war wie der Hauch aus einem glühenden Ofen, und der Ritt durch diese Hölle dauerte zwei volle Stunden! Niemand sprach ein Wort, Jeder mußte Aschenstaub einschlucken.

Endlich kam ein erfrischender Luftzug von der See herauf, die Quebrada lag hinter den Reisenden und sie erreichten Olivar, einen Punkt, welcher die Quebrada von der Pampa, das Thal von der Hochebene, die Region der Asche von jener des Sandes scheidet. Nun endlich traten Pflanzen auf, zum Beispiel ein blattloses Heliotrop, das wie Vanille duftet, verkrüppelte Oelbäume und einige Gräser, aber Alles war mit Staub überdeckt.

Der Weg führte im Zickzack immer noch bergauf bis zu einer kleinen Hochebene. Auf dieser stand, wenn der Name nicht zu stolz erscheint, eine Hütte, das heißt über einigen Stangen hingen zerfetzte Matten. Unter diesem Schutzdache saßen und standen einige mit Lumpen behängte Frauen und Kinder in Adam's Naturkleidung. Auf einer Art von Bank lagen geröstete Fische und Cocha yuyu, das heißt Süßigkeit des Meeres, nämlich ein Seekraut; spanischer Pfeffer fehlte natürlich nicht. Jene Hütte war nämlich ein Speisehaus, und die Maulthiertreiber ließen sich jene Gerichte trefflich munden, und spülten dieselben, sammt dem darauf befindlichen Staube, mit Maisbier, Chicha (sprich Tschitscha) hinab. Es ist Landesbrauch, bei dieser Schänke den Maulthieren einige Rast zu gönnen.



Die Bucht von Islay.

Jene Schänke liegt 1700 Metres, also schon mehr als 5000 Fuß, über dem Ocean, und man hat von dieser Höhe eine weite Ausschau. Vom Rande der Hochebene bis zum Wasserspiegel hatte Alles einen gleichmäßig grauen Anstrich, durch den sich viele unregelmäßige okerbraune Adern zogen. Die unzähligen Hügel, welche sich gleich Höckern erheben, glichen, von oben herab gesehen, den Erdaufschwellungen, wie sie in der Nähe von Vulkanen überhaupt häufig vorkommen. Von Norden gen Süden zog sich die Linie der Lomas oder salzigen Hügel, welche an dem ganzen Gestade vom 23. bis zum 10. Grade hinlaufen. Höhen und Abhänge zeigten streckenweis eine gelbliche Färbung, welche sich gleich nach den ersten Sommernebeln in heiteres

Grün verwandelt. Dann bilden sich Nachts feuchte Dünste, welche erst gegen elf Uhr Morgens verschwinden. Regen sind in dieser Region unbekannt. Bei der ungemein klaren Luft konnte man alle Einzelnheiten der Bodengestaltung auch aus einer so beträchtlichen Höhe herab erkennen. Marcoy sah nach Süden hin einen schwarzen Streifen zwischen dem Azurblau des Himmels und jenem des Meeres; es waren die Colosspitze und die Felsen von Tambo; etwas näher lagen der Strand von Mejillones und jener von Cocotea und über ihnen die Bänke von Conchylien. Guano und die mit Huacas, Gräbern, gleichsam durchlöcherten Hügel, in denen viele tausende von Mumien beigesetzt worden sind.

Für den Reisenden knüpften sich an diese verschiedenen Punkte manche Erinnerungen. Er hatte jene Gegenden wochenlang durchstreift und zwar in Gesellschaft mit Llipis-Indianern aus der Wüste Atacama, und hatte sich mit ihnen von Seetang und Wassermelonen genährt, denn andere genießbare Sachen konnte er nicht haben. Von den Dünen herab sah er, wie ein amerikanischer Kauffahrer, die Susquehannah, trocknet hat. Im Fortgange der Zeit sind nun Ablagerungen von Fischbestandtheilen angehäuft, die eine halbe Meile breit und drei bis vier Fuß mächtig liegen. Sand, Muscheln und Adern von Seesalz, welche man zwischen denselben findet, beweisen, daß das Meer dort wirksam war, bevor das gegenwärtige Gestade sich bildete.

Nach allen Richtungen hin sah Marcoy Krater, die mit Asche, Bimstein und Schlacken bedeckt sind. An diesen alten Vulkanen sind frühere Reisende (Frezier 1713, Humboldt und Bonpland 1804, d'Orbigny 1836) vorüber gekommen, ohne sie zu bemerken. Nach Osten hin lag eine sandige Gegend mit vielen runden, dicken Bergen, die nach Westen abfallen. Sie versperrten den Gesichtskreis wie ein Schlagbaum. Diese „Cerros" sind in geognostischer Beziehung merkwürdig; an ihrer Basis wachsen verkrüppelte Oelbäume und Feigen.

Eine unbeschreiblich gedrückte Stimmung bemächtigt sich des Menschen, wenn er diese nackte Gegend überblickt; sie ist geradezu entsetzlich.



Schädelstätte der Aymaras.

scheiterte. Mitten im Triebsand und einem kegelförmigen Eilande vergleichbar, erhebt sich der Hügel der Aymaras und dessen Schädelstätte, die älter ist als die spanische Eroberung; sie hatte dem Naturforscher reiche Ausbeute an indianischen Schädeln gegeben. Noch weiter nach Südosten hin liegt der Triebsand des Arenal mit seinen Lagern von Fischguano, von dem man früher nichts wußte, und auf welchen Marcoy zuerst die Aufmerksamkeit hingelenkt hat.

Man sollte eigentlich Huano, nicht Guano, schreiben, weil die Quechuasprache kein g kennt.

Schon während der Regierungszeit der ersten Inkas hatte man beobachtet, daß alljährlich zu bestimmten Zeiten Fische in ungeheurer Menge auf den Strand treiben. Die Bewohner der Gestade von Atica, das etwa dreißig spanische Meilen von Islay liegt, und jene von Malla und Chilca, unter dem 14.° S. Br., düngten ihre Aecker mit solchen Fischen, denn sie hatten keinen Vogelguano, dessen sich die Indianer in der Gegend von Islay bedienten. Gegenwärtig ist der letztere allgemein und wird auch im Gebirge benutzt. Die Millionen von Fischen werden jetzt nicht mehr verwandt und verpesten die Luft, bis die Sonne sie getrocknet hat.

Von der Schenke zogen die Reisenden auf die Pampa von Islay, ein Sandmeer von 20 Leguas Breite und 60 Leguas Länge. Die theils beweglichen, theils unbeweglichen Wellen erinnern an die Wogen des Oceans und ein Ritt ist hier nicht ohne Gefahr. Denn durch die heftigen Winde kommt mancherlei Wechsel und Veränderung in dieses Sandmeer; es bilden sich Dünen, neue Vertiefungen, Schichten, die wieder zusammenstürzen und an einer andern Stelle abermals zusammengetrieben werden. Durch diesen beweglichen Sand findet aber der Pilot der Wüste doch seinen Weg; bei Tage richtet er sich nach der Sonne und Nachts leuchten ihm die Gestirne. Es giebt aber noch einen andern, ganz untrüglichen Wegweiser. Das sind die Gerippe der Thiere, welche vor Erschöpfung auf der Pampa fielen. Nach diesen Merkzeichen kann die Karawane sich richten, und dasselbe wird allemal mit Freude begrüßt; freilich nur von den Reisenden, nicht von den Maulthiertreibern, denn diese denken zunächst an den Verlust, welchen sie erlitten haben.

Ein alter Arriero (Maulthiertreiber), welcher den Karawanenzug eröffnete, rief: „Da sind die Knochen!" und wies nach Süden hin.

„Der Mann hatte recht; in beträchtlicher Entfernung lag ein weißer Streif, der etwa einer Salpeterader glich, welche man in jenen Gegenden keineswegs selten findet. Wir ritten an denselben vorüber. Die Knochen lagen in kleinen Haufen auf einer langen Linie, die so weit sich hinzog, wie unser Blick reichte; sie waren je nach Länge der Zeit, welche sie dort gelegen hatten, mehr oder weniger weiß. Aus der Art und Weise, wie sie geordnet waren, konnte man abnehmen, daß hier Menschen geschäftig waren; die Arrieros behaupteten freilich, daß Alles ein Werk des Windes sei. Marcoy zeigte ihnen jedoch einige Maulthierköpfe, in deren Ohrhöhlen Beinknochen gesteckt worden waren. Die Arrieros lachten."

Weiterhin lagen Gerippe aus neuerer Zeit; man bemerkte an ihnen noch schwärzliches Fleisch und vertrocknete Haut und einige Skelette waren noch mit dem ganzen Felle bedeckt. Unter ihr, die einen Ton wie ein Trommelfell von sich gab, wenn man darauf schlug, und aufgespannt war wie ein Regenschirm, saßen Urubus, jene Geier, welche man auch als Gallinazos bezeichnet. Nachdem sie den Pferden oder Maulthieren das Fleisch ausgefressen haben, wohnen sie unter dem schützenden Dache, aber sobald eine Karawane vorüberzieht, kommen sie aus diesen düsteren Höhlen hervor, starren vor sich hin, bleiben ruhig auf den Skeletten sitzen oder gehen wieder in ihre Löcher.

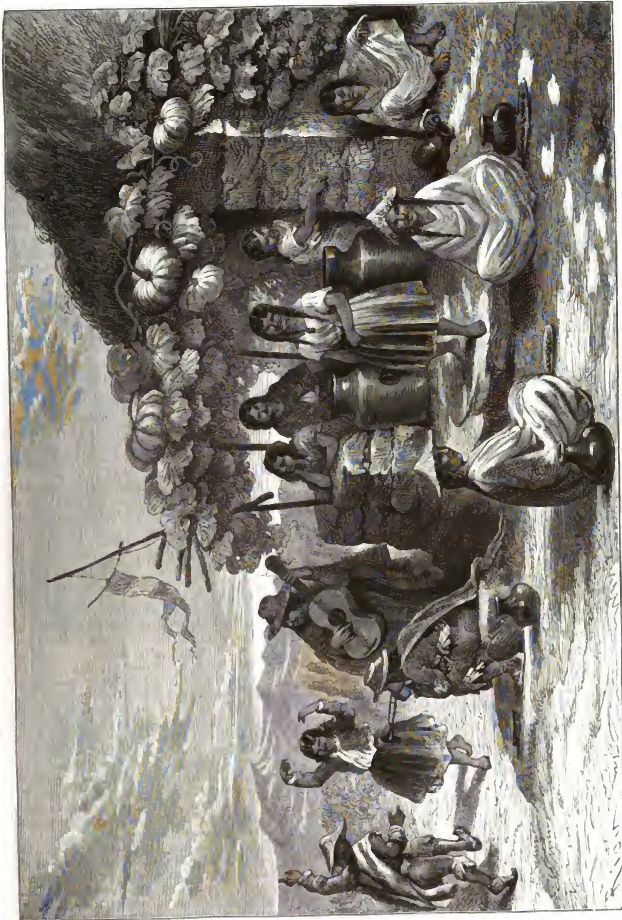
Nach einem glühheißen Tage ging endlich die Sonne unter und nun strich ein Luftzug von der Cordillera herab über die Pampa. Anfangs schlürft man ihn mit Wonne ein und er kühlt gelind ab, jedoch schon nach einer Stunde wird er schneidend kalt, und man hüllt sich dichter in den Mantel. Aber die Unannehmlichkeiten und Beschwerden sind für diesen Tag bald vorüber; der Zugsführer macht auf eine dunkle Masse aufmerksam und die Maulthiere gehen im schnellerm Tritt, denn sie erkennen das Tampu, die Herberge, das Karawanserai der Pampa, wo Nachtruhe gehalten wird.

Solch ein Tampu, oder wie gegenwärtig die Quechua-Indianer sich ausdrücken, Tambo, besteht aus einem sehr langen, niedrigen Holzgebäude, das in mehrere Abtheilungen geschieden und mit einem hölzernen Dache bedeckt ist. In dem aus bloßer Erde bestehenden Fußboden wimmelt es von Millionen mikroskropischer Flöhe, welche den Reisenden entsetzlich quälen und allen Schlaf verjagen. Dieses Tampu liegt 3917 Fuß über dem Meere. Marcoy hatte von elf Uhr Mittags bis zehn Uhr Abends zwölf kleine Leguas zurückgelegt, war aber völlig abgemattet durch Hitze, salzige Luft und zurückgeworfenen Sonnenglanz; zu der gerötheten Nase kamen aufgesprungene Lippen und der Puls schlug fieberhaft. Das Abendessen war armselig, die Beleuchtung, welche die in einen Flaschenhals gesteckte Talgkerze lieferte, nicht minder, aber die Zeche ganz ungeheuer. Das Talglicht wurde mit 4 Piastern berechnet, ein Eimer mit Trinkwasser kostete 2 Piaster, eine Suppe mit Hühnerfleisch achthalb Piaster, zusammen etwa 50 Francs! Aber Einwendungen waren vergeblich; es mußte gezahlt werden.



Das Dorf Cachaca in Peru.

In der Morgendämmerung zog Marcoy weiter und hatte bald nachher einen prächtigen Anblick, denn vor ihm lag die Kette des Andes und eine Zone von Cerros, welche nach Osten hin die Pampa begrenzen. Der Boden war dürr; in diesem Erdreich gedeihen nur einige Cacteen, hin und wieder sieht man graue Eidechsen, aber Turteltauben sind in ungeheurer Menge vorhanden und neben Flöhen, Läusen und Ratten eine wahre Landesplage, weil sie in den angebauten Gegenden große Verwüstungen in den Getreidefeldern anrichten. Sie fallen durch ihr ewiges melancholisches Rucksen dem Ohre lästig und nisten in allen möglichen Winkeln; man findet sie in der vulkanischen Asche der Gestaderegion, im Quarzsand, in den Felsen der Sierra, auf



Dorfschänke zwischen Tacora und Arequipa in Peru.

den Bäumen in den heißen Thälern und sogar in den Gedichten und Gesängen der Eingeborenen, bei welcher dieser Vogel Urpilla Chay, geliebte Turteltaube, heißt und mit den schönen Weibern verglichen wird.

Nun war der Reisende in der Region der Cerros, welche sich in einer Länge von sieben bis acht Graden hindehnt, aber nur etwa eine Legua breit ist. Als sie nach zwei Stunden überschritten war, sah Marcoy das Thal von Arequipa zu seinen Füßen liegen, eine Senke von etwa 500 Fuß Tiefe, 15 Leguas lang und 2 Leguas breit. In dieser grünen Gegend liegen Dörfer, einzelne Meierhöfe und Lusthäuser zerstreut, und zwei Flüsse schlängeln sich hindurch. Nach Osten hin steigt die westliche Abdachung der Andes auf, welche mit Schnee bedeckt sind. Zwei an das Hauptgebirge gleichsam angeschweißte Vorsprünge dienen jenen als Widerlagen, zur Rechten hin der Pichu Pichu, der wie eine Säge ausgezackt ist, nach der Linken hin der Chachani, welcher wie eine Mauer sich erhebt. Zwischen beiden ragt majestätisch der an Form vollendet schöne Kegel des Misti empor, einer der herrlichsten Vulkane in der ganzen Welt. Er überragt Thal und Stadt. Neuere Geographen verwechseln ihn mit dem Huayna Putina, den sie Guaga Putina nennen und in eine Verzweigung der westlichen Andes versetzen. Aber dieser Vulkan erhebt sich in der Hauptkette, im Moquehuathale, oberhalb des Dorfes Omate, 29 Leguas südöstlich von Arequipa. Hier liegt also entschieden ein Irrthum vor. Der Misti hat an seiner Basis 13 Leguas Umfang, 15,223 Fuß Meereshöhe, sein Gipfel überragt den Punkt, wo das oben erwähnte Tampu liegt, um 11,306 Fuß und den Marktplatz von Arequipa um 8595 Fuß.

Marcoy ritt weiter und gelangte nach Sachaca, einem Dorfe, das aus etwa anderthalb Dutzend Indianerhäusern besteht, die in einer Trachytschlucht liegen. An diesen Ort knüpfen sich allerlei Gespenstergeschichten, denn in Mondnächten halten dort alle Zauberer, Brujas und Duendas einen Hexensabbath. Die Bauern haben sich alle Mühe gegeben, dieses böse Gezücht zu vertreiben; sie ließen Beschwörer kommen, stellten auch Kreuze und geweihte Zweige vor ihre Thüren; aber die Zauberer und Hexen kochten beim Holze der Kreuze ihre Speisen und machten aus den Zweigen Besen, und deshalb steht Sachaca nach wie vor in unheimlichem Rufe, und um Mitternacht wird sich dort kein Mensch außerhalb des Hauses sehen lassen, er müßte denn über den Durst getrunken haben, was übrigens gar nicht selten vorkommt.

Von Sachaca aus hat man einen guten Weg, reitet durch eine Kulturlandschaft und erreicht nach anderthalb Stunden Yanahuara. Die Felder tragen Mais, Klee, Kartoffeln; man kommt an Schänken vorüber, welche als Wahrzeichen große, mit der peruanischen Flagge geschmückte Kürbisse heraushängen haben. Sepiabraune Indianer mit langherabhängendem, straffem Haar sitzen vor den Thüren, zechen und hören den Tönen einer dreisaitigen Zither zu. Bald nachher zog der Reisende in Arequipa ein, wo wir ihn für jetzt verlassen, um ihn über diese Stadt hinaus auf dem Wege nach Lampa zu begleiten.

Im Norden der Stadt Arequipa dehnt sich eine Wüste aus, welche man als Pampilla, kleine Ebene, bezeichnet. Ein Reiter legt den Weg in einer guten halben Stunde zurück, wandert dann im Zickzack die Höhe hinan, kommt an das Tampu Cangallo, 10,554 Fuß über dem Meer; noch 3046 Fuß höher liegt El Alto de los Huesos, eine Anhäufung von Pferdeknochen, und nachher erreicht man Apo, den ersten Halteplatz in der Sierra Nevada, der westlichen Andeskette. Man kann sich nun für einen Hyperboräer halten; Marcoy fand im Juli, also mitten im peruanischen Winter, in Apo 12 bis 14 Grad unter Null. Die Station ist weiter nichts als eine armselige Hütte, und man hat dort keinen andern Brennstoff als Taquia, nämlich getrockneten Llamamist. Von Apo geht es immer bergauf. Der Reisende litt viel durch Soroche, das heißt durch die Wirkungen welche die sehr dünne Luft auf den Körper hervorbringt, sah viele Condore hoch in den Lüften schweben und gelangte nach Huallata, einer in ewigem Schnee liegenden, vom Wetter gepeitschten Station, die einen öden, grauenhaften Eindruck macht. Marcoy kam nun zum sechsten Mal nach Huallata, ließ die dort nach Cusco abzweigende Straße zur Linken und ritt gerade nach Osten hin, über eine Hochebene, die Pampa de los Confites, und von dort aus überschritt er den Paß, welcher durch die westlichen Andes führt. Man kann den Uebergang in jeder Jahreszeit wagen, aber am besten im April, wo noch kein Schnee fällt, und im September wo er schon wieder geschmolzen ist. Ohne Gefahren ist freilich die Reise niemals, die Pfade sind häufig schmal und führen an Abgründen hin, und oft hat man weit und breit keinen Zufluchtsort, wenn man von Stürmen überrascht wird. Dann muß man so rasch als möglich reiten, trotz Regen oder Schnee, Blitz und Donner, und sich dicht in den Poncho hüllen. Graupeln, Schneeflocken und dicke Regentropfen wechseln mit einander ab, oft kann man nicht drei Schritte weit sehen, die Landschaft ist wie mit einem ungeheuren Bahrtuche belegt.

Solch ein Unwetter erlebte Marcoy. Plötzlich rief sein Maulthiertreiber: „Gott sei gelobt!" Die Reisenden waren vor einem eigenthümlichen Gebäude und stiegen ab. Die Thür war offen, aber so niedrig, daß man fast hineinkriechen mußte. Die Maulthiere blieben draußen im Schnee und stellten sich unter den Wind; aber die Menschen hatten doch nun ein Obdach.

Dieses Haus bestand aus gewaltigen Steinblöcken und war mit einer großen Steinplatte, einem Monolithen, überdacht. Als Fenster diente eine etwa in Mannshöhe angebrachte Oeffnung. Diese Behausung, eine altperuanische Grabkammer, war nicht über acht Fuß hoch und hielt etwa zehn Fuß im Quadrat. Das Gemäuer lief nach oben hin etwas verjüngt zu, war sehr dick und mag schon manches Jahrhundert den gewaltigen Stürmen getrotzt haben. Der Maulthiertreiber sagte: „Nun sind wir in einem Grabe der heidnischen Aymaras."

Marcoy stellt Betrachtungen über die geschichtlichen Wandelungen an, von welchem Peru heimgesucht worden ist. Als die Inkas, die Söhne der Sonne, sich im Perulande festsetzten, waren die Aymaras, eine zahlreiche Volksgruppe, im Besitze des ganzen Gebiets vom Lampa an bis zum Desaguadero; dasselbe begriff, unter der Benennung Collao, die Region der Punas, d. h. kalten Hochebenen im Osten der westlichen Andes. Dieser Landstrich hat eine Länge von etwa 90 Leguas und eine mittlere Breite von 30 Leguas. An manchen Punkten findet man noch jetzt Tempel und Paläste, theils leidlich erhalten, theils mehr oder weniger in Trümmern. Die Bauart zeugt von einer keineswegs niedrigen Civilisationsstufe, und die Aymaras selbst behaupten, daß diese Denkmäler von einem Volke herrühren, das früher als sie im Lande war und von welchem sie abzustammen glauben.

In Folge der Eroberung des Landes durch die Inkas entstand eine große Verschiebung der Völkerschaften, welche in den Andes wohnten, und die Aymaras verloren ihre Selbständigkeit. Schon unter dem zweiten peruanischen Kaiser, Sinchi Roca, hatten sie die Condesuyos (cunti, West; suyu Richtung) von Cusco verlassen und waren

weiter gen Westen gezogen, um sich dem Joche der Inkas zu entziehen. Aber der dritte Inka, Lloque Yupanqui, trug seine Waffen in jene Gegend des Collao, dessen Mittelpunkt der berühmte Titicaca-See bildet, unterjochte die südlichen Aymaras und ließ die westlichen in Ruhe. Indeß sein Nachfolger, Mayta Capac, griff sie an, unterwarf die Aymaras vom Tiahuanacu in Hoch-Peru, und bezwang auch jene am Flamingo-See (Parihuana cocha). Auch die folgenden Kaiser setzten die Eroberungen fort, und viele Aymaras, welche sich nicht unterwerfen wollten, zogen sich bis in das Gestadeland am Ocean zurück. Einige Reste derselben blieben am Eingange der westlichen Thäler sitzen, und dort sind noch Nachkömmlinge von ihnen übrig. Die von Marcoy entdeckte Schädelstätte der Aymaras, welche unser Bild zeigt (S. 131), liegt vier Leguas südöstlich von Islay, mitten in dem Striche trachytischer Asche, welche sich Breitengrade. Man denke sich ein Ei so, daß die eine Spitze das Gesicht bildet, und man hat die künstliche Schädelform der Aymaras.

Auch ihre Art und Weise, die Todten zu begraben, war eigenthümlich, und man findet dieselbe bei keinem andern südamerikanischen Volke. Ihre Tschulpas (Chulpas) Grabstätten, hatten die Gestalt einer zwanzig bis dreißig Fuß hohen, abgestumpften Pyramide; eine solche wurde aus ungebrannten Backsteinen, Tapias, aufgebaut. Aber nicht selten waren diese Grabkammern auch einfacher, in kyklopischer Art aufgeführt, wie die weiter oben geschilderten. Manchmal gab man ihnen auch eine Obeliskengestalt, 24 bis 30 Fuß hoch; diese Obelisken waren von bloßem Lehm und hatten ein geneigtes Dach.

Solch eine Grabkammer, gleichviel von welcher Bauart sie sein mochte, war für etwa ein Dutzend Leichen be-



Aymara-Mumie.

von diesem Hafenplatze bis zum Eingange des Tambothales, dem obenerwähnten Arenal, erstreckt; andere Aymaras waren bis an's Meer vorgedrungen und vermischten sich dort mit den von Fischen sich nährenden Völkern zwischen dem 14. und 24.° S. Br. Diese Ichthyophagen sind die Quelleas, Moquehuas, Llilpis und Changos (Changos). Als im funfzehnten Jahrhundert Inca Capac Yupanqui Kriegszüge bis nach Chile hin unternahm, verschwanden die Aymaras im Gestadelande, denn sie wurden zumeist ausgerottet, und nur jene, welche sich unterworfen hatten, behielten in der Sierra, der Gebirgslandschaft, einen Theil ihres frühern Gebiets. Man zählt jetzt in den Grenzgegenden von Bolivia und Peru ein paarmal hunderttausend Aymaras.

Die alten Aymaras gaben ihrem Schädel eine oblonge oder obovale Gestalt; diese Eigenthümlichkeit findet man bei allen Skeletten zwischen dem sechszehnten und achtzehnten stimmt. Man balsamirte sie mit Chenopodium ambrosioides ein, das in den Thälern wächst, umhüllte sie mit ihren Kleidern oder mit einem Sacke, der aus Totora gewirkt war und für das Gesicht eine Oeffnung hatte. Die Leichen, Mumien, saßen im Kreise, berührten sich mit den Füßen, gleichsam wie Radfelgen. Neben jedem Todten standen oder lagen Maiskolben, ein Topf mit Chicha (Maisbier), ein Napf und ein Löffel; dem Manne gab man auch eine Schleuder und Keule, Jagd- und Fischgeräthe sammt einer Schnur wollener Fäden mit; neben eine Frau stellte man ein aus Jaravastengeln geflochtenes Körbchen, Flocken von Llamawolle, Weberschiffchen und Stricknadeln von den schwarzen langen Dornen des Cactus quisco.

Sobald eine solche Grabkammer die bestimmte Anzahl von Mumien hatte, wurde die Thür vermauert, aber das Fenster blieb offen, so daß an jedem Morgen ein Sonnenstrahl hineinfiel. Solche Chulpas sind noch vorhanden.

aber nun leer und entweiht, denn man hat die Insassen nach Europa in die Museen geschafft.

In den Hügeln von Cocotea, Tamba und Mejillones, in der Umgegend von Iquique, im Morro von Arica findet man an vielen Stellen Huacas, d. h. Gräber, der Changos, Aymaras und Quechuas aus den Zeiten vor der spanischen Eroberung, und neben den Leichen befinden sich ähnliche Gegenstände, wie die oben erwähnten. Man kann auf den ersten Blick erkennen, welchem Volke die Mumien angehören; sowohl die Bauart der Huacas wie die Lage oder Stellung der Leichen giebt in dieser Beziehung sichere Fingerzeige.

Die Huacas der Chongos sind bis zu acht Fuß tief und der Todte liegt auf dem Rücken.

Jene der Aymaras sind kreisrunde Vertiefungen; in diesen sitzt der Todte und ist in einen wollenen Mantel, in eine Matte oder einen Binsensack eingewickelt.

Die Huacas der Quechuas sind kaum vier Fuß tief, bilden ein Ellipsoid und sind im Innern mit kleinen flachen Steinen ausgekleidet. Die Leiche sitzt darin, wie das Kind im Mutterleibe, das heißt die Kniee sind bis zum Kinn hinaufgebogen, die Elbogen ruhen auf den Schenkeln und die geschlossenen Hände in den Augenhöhlen.

Marcoy hat eine große Menge solcher Huacas untersucht und in den meisten Maiskolben und Chicha gefunden. Die Maiskörner waren dunkel mahagonybraun geworden, hatten aber ihren Glanz bewahrt. Die Ueberbleibsel von Maisbier (Chicha) in den Cantaros von Terra cotta, welche hermetisch verschlossen waren, glichen an Farbe und Konsistenz dem Syrup.

Streifzüge unter den Dayaks auf Borneo.

Zweiter Artikel.

Ida Pfeiffer's Wanderungen im nordwestlichen Borneo. — Stromfahrt auf dem Batang Lupar. — Der Bunot-See und dessen Baumstämme. — Der Kapuas-Strom. — Audienz beim malayischen Sultan von Sintang. — In Pontianak. — Die Opiumraucher im chinesischen Stadtviertel. — Bei den See-Dayaks am Sakarran. — Die geräucherten Menschenköpfe. — Allerlei Abenteuer der Reisenden. — Die Berg-Dayaks und ihre Dörfer. — Die Pangabs. — Befestigungen. — Luftige Brücken. — Schwaner's Reise im Südosten von Borneo. — Die Stadt Banjarmassing. — Auf dem Kahayan-Strom. — Biadschus und ihre Art zu jagen. — Eine bezauberte Stätte. — Thierfabel. — Götzenbilder und Balais in den Dörfern. — Die Ot-Danoms. — Menschenopfer und Leichenfeierlichkeiten. — Der Hund in hohen Ehren. —

Zu den interessantesten Reisen, die jemals in Borneo gemacht worden sind, gehört jene, welche unsere Landsmännin Ida Pfeiffer aus Wien im Jahre 1852 unternommen hat. Sie wanderte im nordwestlichen Theile der Insel nach Sakarran, ging nach Süden hin über das Centralgebirge, kam an einen großen Binnensee, schiffte sich auf dem Flusse Kapuas ein, kam auf demselben nach der Stadt Sintang und weiter stromab nach Pontianak am Meere. Sie erzählt auch diesen Streifzug mit derselben schlichten Unbefangenheit, welche uns in ihren Schriften so anmuthen. Sie fürchtet sich nicht, tappt, wenn wir so sagen dürfen, überall dreist zu und stellt sehr oft ungemein verständige Betrachtungen an. Sie hatte viel gesehen und nach Möglichkeit Vorurtheile abgestreift; deshalb legte sie wenig Werth auf landläufige Redensarten, und dem Civilisationsdünkel, in welchen unsere Europäer sich verrannt haben, versetzt sie manchen treffenden Schlag. Diese Frau verstand das Individuelle und unter verschiedenen Umständen Berechtigte weit besser aufzufassen als viele männliche Reisende. Wir wollen die muthige Wienerin auf einem ihrer Züge begleiten.

Ende Januars 1852 brach sie von Sarawak auf, wo der vortreffliche Radscha Brooke ihr in jeder Beziehung förderlich war. Er gab ihr zwölf Malayen und Dayaks als Bedeckung, und mit diesen ging sie auf abscheulichen Wegen durch enge Thäler, über Gießbäche, durch Sümpfe und Moräste und watete nicht selten bis an die Kniee im Schlamm. Aber durch die herrliche Aussicht von den Anhöhen herab hielt sie sich reichlich entschädigt. Dann und wann fand sie Lichtungen im Walde; dort bauten die Dayaks Reis, Mais, Zuckerrohr und Ubi, „eine Art von süßer Kartoffel".*) Einigemal führte der Weg durch oder vielmehr über die Häuser der Dayaks; alle mußten vermittelst einer Leiter auf das Dach hinauf und an der andern Seite wieder hinunter steigen. Denn die Eingeborenen in manchen Gegenden lichten den Wald bei ihren Wohnungen nicht, um den Zugang desto schwieriger zu machen und gegen feindliche Ueberfälle mehr gesichert zu sein. Die ganz schmalen Pfade können im Nothfalle leicht verrammelt werden.

Am dritten Tage kam sie nach Beng Kallang Bunot, wo sie einen kleinen Nachen bestieg und den Batang Lupar stroman fuhr; an manchen Stellen war er so schmal und die Baumzweige hingen so weit über den Fluß, daß sie nur mit Mühe vorwärts kam; kein Sonnenstrahl drang durch die üppige Laubfülle; das Wasser war schwarz wie Tinte. Der Batang Lupar kommt aus dem Bunot-See, welcher etwa vier Meilen Durchmesser hat. Er erschien der Reisenden sehr merkwürdig, denn er war mit Baumstämmen angefüllt, die nicht wurzellos und zerstreut umherlagen, sondern dicht neben einander standen und zwar so, als ob sie in den Boden eingerammt worden wären; nur hatten sie weder Zweige noch Wipfel und das Ganze sah aus wie eine von Menschenhänden angelegte Pfahlbefestigung. Ein breiter natürlicher Kanal führte hindurch zu einem andern See, dem Taoman, der doppelt so groß war wie der Bunot und spiegelklares Wasser hatte.

*) So sagt Ida Pfeiffer. Ubi ist das malayische Wort für Yam; die See-Dayaks nennen diese Frucht Abuk. So steht es in Brereton's Vokabularium, das Spenser St. John im zweiten Bande S. 392 ff. mittheilt. A.

Aus dem Taoman-See kam sie in den Strom **Kapuas**, der etwa eine halbe englische Meile breit war; er hat aber, gleich den übrigen Flüssen der Insel, auf weiten Strecken keine genau bezeichneten Ufer, tritt häufig aus und überschwemmt große Waldstrecken. Am 1. Februar langte Ida Pfeiffer in **Sintang** an und hatte die eigentlichen Gefahren der Reise überstanden, denn diejenigen Dayaks, welche stromabwärts bis zur Küste wohnen, stehen unter der Herrschaft malayischer Häuptlinge, und an den Sultan von Sintang hatte die Reisende ein Empfehlungsschreiben von James Brooke.

Sie lobt die unabhängigen Dayaks als gute zurückhaltende Menschen; sie konnte alle ihre Sachen offen liegen lassen, ohne daß etwas abhanden kam, und nie hatte sie sich über Zudringlichkeit zu beschweren. Das häusliche Leben fand sie patriarchalisch. Der freie Dayak baut Reis, Mais, etwas Tabak, manchmal auch Zuckerrohr und Ubi, gewinnt Fett aus der Kawanfrucht, sammelt in den Wäldern Damarharz, das ihm als Beleuchtungsstoff dient, und hat Sago, Rattang und oft auch Kokosnüsse. Einen Theil dieser Erzeugnisse vertauscht er gegen Zinn, Glasperlen, Salz und rothes Tuch. Die Frauen werden, wie wir schon früher bemerkten, von den Männern gut behandelt.

In Sintang fand Frau Pfeiffer eine gute Aufnahme. Der **Sultan**, ein Malaye, ließ sie in einer mit zwanzig Ruderern bemannten Barke abholen, und als sie vor dem hölzernen Palast ankam, spielten die Musikanten und Kanonen wurden abgefeuert. Ihre Audienz schildert sie höchst ergötzlich. Vom Ufer des Kapuas bis zum Palast war der etwa zweihundert Schritt weite Weg mit Matten belegt. Das Einführungsschreiben von Brooke hatte sie in zwei seidene Taschentücher gewickelt und ein Diener trug es hinter ihr her. Der Sultan kam ihr halbwegs entgegen, um ihr seine Aufmerksamkeit zu bezeigen, sie sah ihm aber die Verlegenheit an, denn er wußte offenbar nicht, wie er sich einer Europäerin gegenüber benehmen sollte. Er streckte ihr mit komischer Grazie die Fingerspitze entgegen, was nach mohammedanischen Begriffen schon eine große Kühnheit war. Sie ihrerseits legte ihre Fingerspitzen auf die seinigen, und so tänzelten beide, der malayische Sultan und die muthige Wienerin, bis zum Diwan, der etwa eine Elle höher war als der übrige Fußboden. Ein mit einem farbigen Tuche bedeckter Tisch, ein Stuhl und, in Ermangelung eines zweiten, eine Kiste standen da. Der Sultan und Ida nahmen am Tische Platz, die Minister und Würdenträger setzten sich der Wand entlang auf die platte Erde. Draußen war ein Volksgedränge, denn die Leute hatten noch nie eine Europäerin gesehen.

Das Empfehlungsschreiben wurde auf einer silbernen Tasse herbeigebracht; der Träger rutschte auf den Knieen bis dicht an den Sultan hinan und küßte ihm die Hand. Der erste Minister mußte den Brief öffnen und lesen. Nachher wurden Erfrischungen gereicht; für den Sultan brachte man einen Teller, für die Europäerin ein ganzes Gedeck. Allen im Saale Anwesenden wurde etwas gereicht, Thee ohne Zucker und allerlei Früchte und Leckereien.

Dieser freundliche Sultan führte die Fremde auch in seine **Frauengemächer**. Er ist ein rechter Despot, denn er hat jedem Unterthan verboten, mehr als eine Frau zu nehmen und das Recht der Vielweiberei sich allein vorbehalten. So schreibt Frau Pfeiffer; uns will jedoch diese Angabe unwahrscheinlich bedünken.

Der Sultan hatte noch nie eine Europäerin gesehen, und sich deshalb am Abend vorher bei dem Diener, welchen die Reisende aus Sarawak mitgebracht hatte, genau erkundigt, wie Radscha Brooke Damen zu empfangen pflege. Tisch und Stuhl hatte der Sultan in aller Eile während der Nacht verfertigen lassen und das Geschirr, welches er auftragen ließ, gehörte der Frau Pfeiffer; der Sultan hatte es vom Diener geborgt. Am andern Tag in aller Frühe erwiederte er den Besuch; er hatte unserer Landsmännin ein Sampang, das heißt ein kurzes Boot, zur Verfügung gestellt, auf welchem sie dann nach Pontianak hinab fuhr. Bei dem eben erwähnten Besuche brachte der Sultan seinen Vater und mehrere Verwandte von mütterlicher Seite mit; sie benahmen sich aber sehr zudringlich und neugierig. Sie mußte vor diesen Malayen Alles hüten und bergen; der Vater des Sultans eignete sich sogar den Reisesack an und fragte, wozu man Seife, Kamm und Zahnbürste gebrauche. Als sie ihm, chinesisch radebrechend, das gesagt hatte, betrachtete er die Sachen als sein Eigenthum. „Ich nahm ihm



Opiumraucher in Pontianak.

aber Alles ohne Ceremonie wieder ab und gab ihm ein paar kleine Bilder und andere Kleinigkeiten."

Nach einer Stromfahrt von vierthalb Tagen kam sie wohlbehalten in Pontianak an. Der dortige Sultan steht durchaus unter holländischem Einflusse. Sie macht der niederländischen Regierung einen schweren Vorwurf daraus, daß dieselbe dem grundverderblichen Opiumrauchen Vorschub leistet, weil der Opiumverkauf ihr große Summen abwirft.

Eines Abends ging sie in den chinesischen Stadttheil, und wagte sich dreist in die sechs kleinen öffentlichen Säle, wo Opium geraucht wird. Sie war Zeuge eines widerwärtigen Schauspiels. Die Raucher saßen oder lagen auf Matten; neben ihnen standen kleine Lampen zum Anzünden der Pfeifen. Auffallend war die Gewandtheit und Sicherheit, mit welcher auch solche Raucher, die kaum noch ihrer Sinne mächtig waren, die Oeffnung der Pfeife an die Flamme der Lampe brachten. Ein Raucher steht vom Boden auf; er ist ganz betäubt und lallt die Worte vor sich hin; er möchte sich gern nach Hause schleppen, fällt aber draußen vor der Schwelle nieder. Ein anderer lag bewußtlos auf der Matte; andere saßen mit hohlen Wangen und tief eingefallenen Augen da, trüb vor sich hinstarrend; wieder andere waren ausgelassen heiter und schwatzten und lachten, bis sie niedersanken, um dann in himmlischen Träumen zu schwelgen. Selbst Frauen rauchten Opium!

* * *

Als Ida Pfeiffer den oben geschilderten Ausflug von Sarawak nach Pontianak unternahm, war sie schon einigermaßen mit dem Nordwesten Borneos bekannt; denn vorher hatte sie das gefährliche Wagstück unternommen, jene Dayaks zu besuchen, welche am Sakarran, einem Zuflusse des Batang Lupar, wohnen. Diese gehören, wie wir schon weiter oben nachgewiesen haben, zu den See-Dayaks. Die Männer legen den höchsten Werth auf einen Halsschmuck, der aus einer Schnur aufgereihter Menschenzähne besteht; die Frauen haben viel weniger Schmuck und Putz als die Männer, und nicht einmal Ohrringe, aber zur Entschädigung eine große Anzahl schwerer Ringe aus Zinn oder Blei, manchmal bis zu zwanzig Pfund Schwere, am Leibe.

Ueberall fand sie bei den Stämmen am Sakarran Menschenköpfe in Menge, theils frisch, theils schon alt und mumienartig eingetrocknet. Diese waren förmlich geräuchert worden und so schwarz wie Kohle; das Fleisch war halb vertrocknet, aber die Haut unversehrt, der Mund weit offen, so daß man die Zähne sah. Auf dem Schädel saß noch das dichte Haar. Es machte den Dayaks viel Vergnügen, die Köpfe aus den Netzen oder Körben, in welchen sie diese Siegeszeichen aufbewahren, herauszunehmen und der Fremden zu zeigen.

Die Köpfe werden mit großer Geschicklichkeit scharf und mit großer Schnelligkeit vom Rumpf herabgeschnitten. Wenn ein Dayak solch einen Kopf in die Hand nahm, spie er ihn an, die Kinder schlugen ihn und spuckten auf die Erde. „Mich überlief ein Schauder. Aber ich mußte mir doch sagen, daß wir Europäer nicht nur nicht über diesen von uns verachteten Wilden stehen, sondern weit weniger werth sind als sie. Ist nicht unsere Geschichte auf jeder Seite mit Schandthaten, Mord und Verrath beschrieben? Man denke an die Religionskriege in Deutschland und Frankreich, an die Eroberung Amerikas, an die Inquisition! In unseren Tagen sind wir äußerlich mehr polirt und civilisirt, aber darum doch nicht minder grausam. Berühmte Leute in Europa schmücken zwar nicht, wie die barbarischen Dayaks, eine armselige Hütte mit Menschenköpfen auf, aber sie könnten mit den Opfern ihres Ehrgeizes die Prunksäle ihrer Paläste anfüllen. Ich bin erstaunt darüber, daß wir Europäer die Dreistigkeit haben, über die armen Wilden so streng zu urtheilen, die doch weder Erziehung genießen, noch eine Religion haben, welche ihnen Sanftmuth, Milde und Abscheu vor Blutvergießen einschärft." Frau Pfeiffer hätte noch hinzufügen können, daß bei den Dayaks das Kopfabschneiden mit einem religiösen Wahn in Verbindung steht. Daß auch der Aberglaube dabei eine Rolle spielt, wird von ihr ausdrücklich hervorgehoben. Wenn ein Rajah krank wird, oder eine Reise zu einem andern Stamme unternimmt, dann thut sein Stamm das Gelübde, einen Menschenkopf zu opfern, falls der Herrscher wieder gesund wird oder wohlbehalten heimkehrt. Wenn er stirbt, wird gleichfalls ein Kopf geopfert. Dasselbe ist der Fall beim Abschluß von Friedensverträgen, doch tritt jetzt bei manchen Stämmen an die Stelle des Menschen ein Schwein.

Am 22. Januar hatte Frau Pfeiffer sich auf dem Lupar eingeschifft, um auf diesem Strom bis an den Fuß der Sekamil-Bergkette zu gelangen und dann diese zu überschreiten. Unterwegs sprach sie am liebsten gerade bei solchen Stämmen vor, welche für die wildesten und grausamsten gelten, aber sie fürchtete sich nicht, ging in die Häuser, um dort zu übernachten, schüttelte Männern und Frauen die Hand, setzte sich mitten unter sie, nahm die Kinder auf den Schooß und ging in den Wald, um Insekten zu fangen. Anfangs machten sich die Dayaks darüber lustig, denn vom Sammeln für ein Naturalienkabinet haben sie natürlich keinen Begriff; als ihnen aber die Europäerin sagte, daß sie solche Thiere nöthig habe, um aus denselben Arzneien zu bereiten, gingen sie ihr hülfreich an die Hand. Wenn sie Abends in die Hütte zurückkam, fand sie Matten für sich ausgebreitet; die Dayaks hatten von ihren Sachen nichts angerührt, und als sie aß, gingen sie abseit, um sie nicht zu stören. „Ich hatte gar keine Furcht, obwohl weit und breit keine Hülfe für mich gewesen wäre, und obwohl ich mich mitten unter Liebhabern von Menschenköpfen befand. Aber ich wußte, daß Radscha Brooke's Name auch bis hierher gedrungen war."

Am nächsten Mittage rastete sie bei einem andern Stamme, dessen Krieger erst vor zwei Tagen mit einem Menschenkopfe zurückgekehrt waren; diese Trophäe hing, nebst anderen, die aber schon getrocknet waren, über dem Heerde, neben welchem man der Fremden einen Ehrenplatz angewiesen hatte. Diesen durfte sie auf keinen Fall ausschlagen, so entsetzlich unangenehm ihr auch die ganze Sache war. Sie erzählt, wie die schon getrockneten, über ihr aufgehängten Köpfe bei jedem Luftzug aneinanderschlugen und wie der üble Geruch von dem jüngstabgeschnittenen ihr Qual und Uebelkeit verursachte. Dazu kamen die aufgeregten Männer, welche im Hause noch hin- und hergingen, als schon das Feuer ausgelöscht war. Da verging ihr, wie sie sagt, alle Lust zum Schlafen, und wir glauben ihr das eben so gern, wie die Versicherung, daß sie Fieberanwandlungen bekam. Es war ihr unmöglich, länger liegen zu bleiben, und aufzustehen wagte sie nicht; sie nahm also eine sitzende Stellung an, und verfiel erst spät gegen Morgen in Schlummer.

Auffallend war ihr, daß die Flüsse in Borneo zumeist sehr dunkelgefärbtes Wasser haben. Das rührt nicht von der Menge von Blättern her, welche hineinfallen, denn sie fand später auf der Insel Ceram Flüsse unter ähnlichen Verhältnissen wie auf Borneo, und doch waren jene klar wie Krystall.

Am 26. Januar befand sie sich am Fuße der Bergkette, welche sie überschreiten wollte. Aber sie erfuhr, daß eben damals zwei Stämme mit einander in Fehde waren, und man versicherte sie, daß sie nicht mit heiler Haut hindurchkommen werde. Sie müsse umkehren. Das wollte sie jedoch unter keiner Bedingung; sie war entschlossen, vorwärts zu gehen, und hoffte darauf, daß Radscha Brooke's Flagge ihr unter den wilden Barbaren ein schützender Talisman sein werde. Sie zog die Flagge auf und ruderte weiter. Bald nachher drang Kriegsgeheul und der Schall von Gongs und Trommeln in ihr Ohr: das Boot bog um einen Vorsprung und nun hatte die weiße Frau einen Anblick, der auch unverzagten Männern hätte Furcht einjagen können. Auf einer Anhöhe unweit vom Ufer standen an die hundert Dayaks, mit Schild und Parang (Haumesser) bewaffnet, erhoben ein entsetzliches Geschrei und machten drohende Geberden.

Frau Pfeiffer zitterte, aber an einen Rückzug war nicht mehr zu denken; nur muthiges Auftreten konnte Rettung bringen. Vor dem Hügel lag mitten im Fluß eine Sandbank. Der malayische Koch, welchen ein Beamter des Radscha Brooke ihr zur Begleitung mitgegeben hatte, ging nun auf diese Sandbank und begann mit dem Dayak-Häuptling ein Gespräch. Nach einer kleinen Weile kamen die Wilden vom Hügel herab; viele stiegen in ihre Nachen, andere schwammen, und binnen wenigen Minuten war das Boot von ihnen völlig umzingelt. Ida Pfeiffer glaubte, ihre letzte Stunde sei gekommen, und es war für sie keine unangenehme Ueberraschung, als der Koch ihr zurief, das Ganze bedeute eine freundliche Begrüßung. Gleichzeitig schwenkten die Dayaks ein kleines weißes Tuch. Die Flagge des Radscha Brooke hatte sich wirklich als Talisman bewährt. Die Wilden fügten der Reisenden nicht nur kein Leid zu, sondern erwiesen ihr die größte Freundlichkeit. Sie mußte an's Ufer kommen, man begegnete ihr mit Auszeichnung und sie war gerührt von der Verehrung, welche diese Barbaren gegen Radscha Brooke zeigten. Die Reisende bringt diesem großen Manne wohlverdiente Huldigungen dar und spendet ihm in reichem Maaße das gebührende Lob. Bei jenen Dayaks waren die Frauen noch weit dienstfertiger als die Männer und setzten ihr Speise in Hülle und Fülle vor, namentlich Kuchen von verschiedener Art. „Mehrere Männer trugen am Halse einen kleinen Korb, der dazu bestimmt ist, als Behälter für einen Menschenkopf zu dienen. Er besteht aus sehr feinem Flechtwerk und ist mit Muscheln und Menschenhaaren verziert. Diesen letztern darf der Dayak als Schmuck nur dann tragen, wenn er schon einen Menschenkopf abgeschnitten hat. Er vertritt also gleichsam jene „Auszeichnung", welche das civilisirte Europa etwa als „Ordensdekoration" bezeichnet.

* * *

Die Berg-Dayaks in jenem Lande sind, wie wir schon bemerkten, wesentlich friedliche Leute und eben deshalb sind sie stets in Gefahr, von den Malayen oder den See-Dayaks überfallen zu werden. Sie legten deshalb ihre Dörfer an solchen Stellen an, wo die Oertlichkeit der Vertheidigung günstig ist. Manche haben auch den Feinden, wenn diese keine Feuerwaffen besaßen, mit Erfolg Gegenwehr geleistet.

Die Häuser haben zwar eine ähnliche Einrichtung wie jene der See-Dayaks, aber die Dörfer selbst haben im Bergland eine andere Anlage als jene in der Fläche. Hugh Low, welcher viele derselben gesehen hat, bemerkt, daß eine Häuserreihe selten mehr als sechs bis zehn Wohnungen unter einem und demselben Dache habe, und solche Reihen liegen nach allen Richtungen hin zerstreut, obwohl der Vertheidigung halber jede einzelne der andern so nahe steht, wie die Beschaffenheit des Bodens erlaubt. Die Häuser stehen auf Pfählen und sind im Allgemeinen nicht so groß und bequem wie jene im Flachlande. In allen Wohnorten der Land-Dayaks findet man ein Haus von achteckiger Gestalt mit einem spitz zulaufenden Dache, das allemal in einiger Entfernung von anderen Häusern liegt und keine Galerie hat; man gelangt in das Innere von unten herauf vermittelst einer Fallthür. In größeren Dörfern sind gewöhnlich mehrere solcher Pangahs. Sie sind alle sehr geräumig und werden von den Knaben und unverheiratheten jungen Männern aufgeführt; denn wenn diese das Alter der Mannbarkeit erreicht haben, dürfen sie nicht mehr in den übrigen Häusern des Dorfes wohnen.

Das Pangah ist das größte und beste Haus in der Gemeinde, und wird deshalb Fremden, welche den Stamm besuchen, zur Wohnung angewiesen; auch halten dort die Aeltesten ihre Versammlungen und besprechen alle öffentlichen Angelegenheiten. Im Pangah hängt auch eine große Trommel; sie besteht aus einer über einen hohlen Baumstumpf gespannten Thierhaut, und man giebt mit ihr bei drohender Gefahr das Lärmzeichen. In diesem Hause schlafen Nachts die jungen Leute auf Matten, die am Tage bei Seite geschafft werden; an den Querbalken, auf welchem der Fußboden ruht, hängen die Köpfe, welche der Stamm seit Generationen erbeutet hat, aber die Zahl dieser Siegeszeichen ist nicht bedeutend, und selbst bei großen Gemeinden geringer als in mancher einzelnen Familie bei den See-Dayaks.

Die Dörfer haben Fruchtgärten, in denen namentlich Durian gezogen wird, der, frisch vom Baume gepflückt, herrlich schmeckt und duftet, während er schon nach zwei Tagen einen üblen Geruch annimmt. Die Berg-Dayaks ziehen ihn allem Andern vor. Alle Obstsorten des Archipelagus liefern, auch an der Straße von Malakka, zwei Ernten im Jahre, aber auf Borneo drei, manchmal auch vier unmittelbar hintereinander und in reichlicher Fülle. Aber dann sind sie erschöpft und geben zwei bis drei Jahre lang gar keinen Ertrag; aber dann andere Bäume, die sich schon ausgeruht haben; so entsteht nie eine Verlegenheit.

Die Befestigung der Dörfer besteht hauptsächlich aus starkem Pfahlwerk von Bambusstämmen oder auch von hartem Holze. Diese senkrechten Pfähle werden durchflochten mit Bambus, dessen Spitzen in allen Richtungen auf der Außenseite hervorstehen und wie spanische Reiter den Angreifenden entgegenstarren. Solch ein Pagar oder Pfahlzaun ist etwa sechs Fuß hoch, schützt das Dorf an allen zugängigen Stellen und hat nur zwei Eingänge, die aber so geschlossen werden können, daß sie völlig einen Bestandtheil der Pfahlreihe bilden.

Das Hügelland wird nach allen Richtungen hin von eigenthümlichen Pfaden durchzogen. Diese führen über Anhöhen und durch Moräste, weil der Dayak seine Wege gern in möglichst gerader Richtung anlegt. Sie werden gebildet aus Baumstämmen, die zwei Fuß über dem Boden auf untergelegten Stützen ruhen, und gewöhnlich nur etwa drei Zoll im Durchmesser halten. Die Rinde wird abgeschält, damit der nackte Fuß nicht abgleite. Man legt mehrere solcher Stämme der Länge nach neben einander und nimmt an manchen Stellen auch wohl Bambus.

Eigenthümlich sind auch die luftigen Brücken. Da, wo ein Fluß oder Gießbach im Wege liegt, sucht der Dayak an einer passenden Stelle zwei einander gerade gegenüber liegende Bäume aus, deren Zweige weit über das Wasser

hinaushängen. Solche benutzt er für seine Hängebrücke von Bambus und befestigt diese an die starken Aeste vermittelst langer Rattangs (Rotangs).

Der Brückenpfad besteht nur aus einem starken Bambusstamme, an welchem man auf der einen Seite eine Art von Geländer befestigt, das aber mehr scheinbaren als wirklichen Halt verleiht. Der Pfad fällt an beiden Enden des Brückenstammes in sehr scharfem Winkel ab, und für einen Europäer ist der Gang über eine solche „Brücke" nichts weniger als angenehm, denn sie schwankt nicht nur auf und ab unter den Tritten, sondern wird nicht selten auch vom Winde hin und her bewegt. Aber der Dayak schreitet, mit einer schweren Last auf dem Kopfe, sicher darüber hinweg, ohne auch nur das Geländer zu berühren; indeß trägt er einen Stab in der Hand, mit dessen Hülfe er wie mit einer Balancirstange das Gleichgewicht hält. Manchmal sind diese Brücken in einer Höhe von sechszig Fuß über schäumende Gießbäche und Felsabgründe hinweggespannt, aber der Dayak hat starke Nerven und ist ganz unbekümmert, sicher wie ein Seiltänzer. Sein nackter Fuß leistet ihm fast dieselben Dienste wie die Hand, mit ihm kann er greifen und seine Zehen sind so gelenkig wie Finger. Mit besohlten Schuhen kann man freilich auf solchen Dayak-Wegen nichts ausrichten; der Europäer muß eine passendere Fußbekleidung wählen.*)

* * *

Wir wenden uns von der Nordwestküste nach einer ganz entgegengesetzten Region, nach dem Südosten von Borneo, über welchen wir von einem deutschen Reisenden, Dr. C. A. L. M. Schwaner aus Mannheim, interessante Nachrichten erhalten haben. Er durchwanderte jene Gegend in den Jahren 1843 bis 1847 und war der erste Europäer, welcher die Strecke zwischen Banjarmassing bis Pontianak auf dem Landwege zurücklegte. Im Jahre 1848 ging er nach Batavia, arbeitete dort seine Reisebemerkungen aus, erhielt von der niederländischen Kolonialregierung abermals den Auftrag, den Südosten Borneos weiter zu durchforschen, starb aber in Batavia am 30. März 1850. Er war im Jahre 1817 geboren. Sein Werk erschien in holländischer Sprache zu Amsterdam 1854 in zwei Bänden.

Auf den südöstlichen Theil der Insel macht die holländische Regierung Anspruch und rechnet denselben unter ihre Besitzungen. Ihr Einfluß ist aber nur sehr bedingt und, wie die blutigen Aufstände in den letzten Jahren bewiesen haben, sehr unsicher. Selbst in der wichtigen Stadt Banjarmassing, wo die Holländer die stärkste Besatzung hatten, waren sie mit Vernichtung bedroht.

Den bedeutendsten Strom bildet der Douson, Banjas, Banjar oder Barito, denn er führt alle diese verschiedenen Namen. Seine Nebenflüsse strömen, wie er selber, von Norden gen Süden und bilden in ihrem untern Laufe mit ihm ein labyrinthisch verschlungenes Geäder. Das Land wird auf einem Umkreise von mehr als hundert Wegstunden periodisch überschwemmt und bildet eigentlich nur einen ungeheuern, in Morästen stehenden Urwald. Die stets umherschweifenden Eingeborenen haben kaum andere Verbindungswege als die Stromläufe.

Die Stadt Banjarmassing liegt am Banjar; ihre Häuser stehen auf Pfählen, weil alltäglich die Fluth die Umgegend unter Wasser setzt. Zwischen den einzelnen Wohnungen bilden Bretterstege die Straße; aber viele Wohngebäude stehen jedes auf einem Floß, Rakti, und die dem Wasser zugekehrte Seite bildet dann den Waarenladen, und am Markttage ist der Fluß mit kleinen Nachen bedeckt, deren Eigenthümer allerlei Waaren ausbieten. Die Bevölkerung ist in unablässiger Bewegung auf dem Wasser, denn feste Straßen hat sie, wie schon gesagt, gar nicht; deshalb fehlen auch Pferde und Wagen, und nicht mit Unrecht hat man Banjarmassing eine schwimmende Stadt genannt. Wir können beiläufig bemerken, daß ganz dasselbe von Bruni an der Nordwestküste gesagt werden kann.

Wir wollen unsern Landsmann auf einigen seiner Ausflüge begleiten. Er verließ die Stadt Palingkau am 31. Oktober 1847; ein malayischer Tomonggong (Häuptling) hatte sich ihm angeschlossen. Seine beiden Boote waren mit zwanzig Dayaks aus Pulu Petak bemannt, und so fuhr er den Fluß Murung hinab bis an die Mündung des Trussan, welche jenen Strom mit dem Kahayan verbindet. An diesem letztern Flusse traf er einige Biadschu-Familien, welche Jagd auf wilde Büffel machten. Sie hatten mit Baumstämmen und Gestrüpp einen großen Platz umzäunt und dabei einige ziemlich weite Oeffnungen gelassen. Inmitten des größern Raumes war ein kleiner Platz umzäunt, in welchem gezähmte und abgerichtete Büffel sich befanden. Zu diesen kamen die wilden, wenn sie aber durch die in jener engern Einzäunung gelassene Oeffnung dringen wollten, fielen sie in eine Grube. Flugs eilten die Biadschus herbei, banden die Thiere mit Rattangs, zogen ihnen einen Ring durch die Nase und bändigten sie. Diese Jäger hatten auf solche Weise im Laufe eines Jahres mehr als sechszig Büffel gefangen.

Nun fuhr Schwaner in den Kahayan hinein und am Tjulang Pamali vorüber. Das ist eine bezauberte Stätte, wo böse Geister hausen; deshalb wird kein Eingeborner dort Holz fällen oder Früchte pflücken; wer das wage, verliert, wie man glaubt, seinen Verstand. Dergleichen vom Aberglauben geheiligte Stellen giebt es auch an anderen Flüssen und im innern Lande. Hier kann man sie an den häufig dort wachsenden Nibongpalmen erkennen, die sonst nur an der Meeresküste und in deren Nähe wachsen.

Der Kahayan macht in seinem obern Laufe sehr viele Krümmungen. Eine derselben heißt Rantau Gadscha Mundor, die Krümmung des Elephanten, welcher umkehrte. Diese Benennung ist auffallend, weil das Thier auf Borneo nicht vorkommt und den meisten Bewohnern unbekannt ist. Vielleicht rührt sie aus früheren Zeiten her, in denen Hinduhäuptlinge einen Theil Borneos im Besitze hatten und sich im Kriege der Elephanten bedienten.

An jene Krümmung knüpft sich eine Thiersage. Vor langen, langen Jahren kam ein Elephant den Kahayan aufwärts, um die Thiere im Lande zu bekämpfen. Um ihnen Schreck einzujagen und zu zeigen, wie gewaltig er sei, schickte er einen Boten heraus, welcher einen seiner Elephantenzähne zum Zeichen der Herausforderung überbringen mußte. Darob erschraken alle Thiere ganz entsetzlich und wollten sich dem Elephanten unterwerfen. Da trat aber das Stachelschwein auf und gab der Sache eine andere Wendung. Nehmt, sprach es, die Herausforderung an und schickt dem Feind eine meiner Stacheln, damit er sehe, was für Haare wir haben. So geschah es; der Elephant ließ sich überlisten und zog ab. —

Weiter aufwärts fand Schwaner viele bewohnte aber auch verlassene Kampongs (Dörfer). Auch bei den letzteren sieht man gewöhnlich noch viele Götzenbilder und Kokospalmen, welche beide zeigen, daß an solchen Stellen einst eine zahlreiche Bevölkerung wohnte. Dann und wann trifft man Balais, d. h. Häuser, in welchen die Gemeinde des

*) Unsere Abbildung der Bambusbrücke ist jener nachgebildet, welche sich in Low's Werke, Seite 286, findet.



Brücke aus Bambus auf Borneo.

Kampongs ihre Berathungen hält und, wenn Reisende anlangen *), ihre Feste feiert. Sie sind einfach, aber größer als die Privathäuser, und gewöhnlich liegt die Dorfschmiede in der Nähe. Diese Balais entsprächen demnach etwa den weiter oben erwähnten Pangahs der Berg-Dayaks.

Manche Kampongs haben Festungswerke, daß heißt, sie sind mit dreißig Fuß hohen Pfählen aus Eichenholz umgeben. Auf diesen stecken hohe Stangen, welche man an der Spitze mit Figuren geschmückt hat, die einen Kalao (Rhinocerosvogel) vorstellen. Einige dieser hölzernen Vögel halten in ihren Füßen Menschenköpfe. Im Innern der Umpfählung stehen allemal viele Götzenbilder.

Am obern Kahayan hausen die Ot-Danoms. Sie haben ihren Namen von der Lage des Landes, welches sie bewohnen, denn danom ist Wasser und ot heißt oben, aufwärts. Sie gleichen in ihrer äußern Erscheinung den übrigen Dayaks des östlichen Theiles von Borneo, und beschäftigen sich vorzugsweise mit Reisbau und Goldwaschen. Das letztere ist einträglich genug, denn der Staub liefert so viel von dem edeln Metalle, daß sie damit alle Gegenstände, deren sie bedürfen, bezahlen können. Uebrigens geht kein Ot-Danom des Handels wegen über seine Landesgrenze hinaus, und das hat er auch nicht nöthig, weil Handelsleute aus Pulo Petak ihm die Waaren bringen.

Die Sitten und Gebräuche der Ot-Danoms stimmen im Wesentlichen mit jenen der Biadschus überein und beide sind wohl von einem und demselben Stamme; auch hat die Sprache so große Aehnlichkeit, daß sie einander recht gut verstehen. Bilians, eine Art von Bayaderen, welche weiter stromabwärts in allen Kampongs vorhanden sind, findet man nicht bei den Ot Danoms, wohl aber haben die Frauen und Töchter reicher Leute eine eigenthümliche Aufgabe. Sie müssen Kranke heilen, indem sie die bösen Geister beschwören und austreiben, die Seelen der Verstorbenen dorthin führen, wo die Vorfahren sich aufhalten, und von den Göttern Glück und Reichthum erbitten. Aber Mädchen oder Frau ist nur dann zu einer solchen Art von Priesterschaft befähigt, wenn die Seele eines Sangsangs, was wir etwa mit Engel wiedergeben können, ihr in den Leib gefahren ist. So lange ein solcher in ihr verweilt, muß sie



Ot-Danoms auf Borneo vor einem Götzenbilde.

sich von ihrer Familie fern halten. Die Seele eines Abgeschiedenen wird sogleich von vielen Sangsang in die andere Welt geleitet, während die Bilians, oder sagen wir hier Priesterinnen, Gesänge anstimmen; sie muß über eine Brücke gehen, die dicht am Sterbehause beginnt und im Aufenthaltsorte der Seligen endigt.

Die Leiche wird in's Freie gebracht; man entfernt das Fleisch von den Knochen, verbrennt diese, sammelt die Asche in eine Urne und stellt diese in das Sandong, Haus der Todten. Beim Leichenhause werden Büffel, Schweine und Menschen geopfert und die Köpfe dieser Geschlachteten im Sandong aufgehängt. Der Ot-Danomhäuptling Tundan, mit welchem Schwaner verkehrte, hatte seiner verstorbenen Frau acht vollständige Anzüge und alle Schmucksachen auf die Bahre gelegt und unmittelbar nach ihrem Tod einen

*) Man nennt ein solches Gebäude deshalb auch Balai tomoi, das heißt Haus der Reisenden.

Sklaven geopfert; als die Leiche aus dem Hause gebracht wurde, ließ er wieder drei abschlachten, und als die Knochen verbrannt wurden, mußten noch acht Sklaven, sechszig Schweine und zwei Büffel auf Scheiterhaufen ihr Leben lassen.

Die Ot-Danoms tättowiren sich am ganzen Körper, mit Ausnahme des Gesichts. Früher war die Tättowirung einfach, seitdem aber die Bilians (Priesterinnen) kund gemacht haben, wie die Sangsangs sich tättowiren, will jeder Ot-Danom seine Haut wie diese Engel schmücken. Der Speer ist als Waffe erst in neueren Zeiten bei ihnen eingeführt worden, und auch jetzt noch legen sie großen Werth auf das Blasrohr, aus welchem sie vergiftete Pfeile schießen.

Wir schließen unsere Bemerkungen über Borneo mit der Erwähnung einer eigenthümlichen Anschauung bei den Ot Danoms. Sie halten nämlich den Hund bei dessen Lebzeiten und nach dem Tod in hohen Ehren; ihrer Meinung nach ist er mit einer ähnlichen Seele begabt, wie der Mensch, und er stammt von Patti Palangkaing, dem Könige der Thiere, ab. Dieser führte einmal in einer Thierversammlung den Vorsitz, war aber so ärmlich gekleidet, daß alle Anwesenden ihn auslachten. Darob ergrimmte er, stürzte mitten in seine Unterthanen hinein und biß wild um sich; da entflohen alle, aber nachher setzten sie ihn ab. Seitdem hegt er unversöhnlichen Haß gegen die Rebellen und macht unablässig Jagd auf sie. Dieser Haß ging auf seine Nachkommen über, und gerade deshalb werden diese, die Hunde, von den Ot-Danoms hochgehalten. Der Hausherr wickelt die Leiche eines Hundes in Zeug ein, und legt auf und in die Grube, welche immer dicht bei der Hütte gegraben wird, Salz und Reis. Die Götter bringen die Hundeseele in das Hunde-Paradies. Auf dem Grabe des treuen Dieners wird ein Pfahl aufgepflanzt und an diesem hängen die Köpfe von Ebern und Hirschen, bei deren Erlegung der Hund behülflich gewesen ist.

Bilder aus dem chinesischen Leben, nach dem Roman King-ping-mei.

Mitgetheilt von **Georg von der Gabelentz.**

Die Chinesen lieben es eben so sehr wie wir, ihre Sitten in Romanen zu spiegeln; ihre Literatur ist an derartigen Büchern sehr reich und von uns Europäern in dieser Richtung noch lange nicht genug durchforscht. Unsere Reisenden mögen schildern so viel sie wollen: so tief werden sie uns nie einweihen in die Geheimnisse des chinesischen Lebens, wie ein eingeborener Romanschreiber; denn nie werden sie uns lehren, chinesische Verhältnisse mit chinesischen Augen zu betrachten.

Ein berühmter Roman von kolossalem Umfange liegt mir im Originale vor: Der Kin ping mei. Schon längst würde er sich Bahn nach dem Westen gebrochen haben, hätten ihm nicht die ästh- und sonstigen ethischen Vorurtheile der fremden Barbaren im Wege gestanden. Auch ich muß mich nur auf sehr diskrete Auszüge beschränken, welche ich in lesbarem Deutsch mittheile. Sie führen uns in ein Stück innern und häuslichen Lebens der Chinesen hinein, und zeigen uns, in welcher Weise die Söhne des Blumenreiches der Mitte Romane schreiben, und welcherlei Lektüre die gebildeten Stände zu ihrer Unterhaltung lieben.

Es ist nöthig, den Leser mit dem Terrain bekannt zu machen, bevor er in Einzelheiten eingeführt wird.

Der Held des Stückes ist der Spezereihändler Si men king. Ein verzogenes Kind so lange er Kind war, wird er ein leichtsinniger Mann, sobald er in die Jahre tritt, wo der Mensch zu merken pflegt, wie schön der Leichtsinn ist; Gesundheit, Schönheit und Verstand, die goldenen Eigenschaften des Körpers und des Geistes, sind in vollem Maße sein, und an der silbernen Eigenschaft, die man in der Tasche trägt, fehlt es ihm erst recht nicht. Die „guten Freunde" kommen also ganz von selbst. Der Verfasser moralisirt:

„Wenn sie den Becher ergreifen und Wein trinken, sind sie Ein Herz und Eine Seele. Warum sind sie wohl so zärtlich wie Brüder? — Wenn von der ebenen Erde sich plötzlich Wind oder Welle erhebt, dann erst kann man das Herz des Freundes erkennen."

Der Ehestand, in den er tritt, die Gardinenpredigten einer klugen Gattin ändern an der Lebensweise und dem Umgange des gezöpften Roués gar nichts; im Gegentheil, bald soll die lockere Clique zwischen Si men king und seinen neuen Freunden in einen Bund auf Leben und Tod umgeschmiedet werden. Wie dies bewerkstelligt wurde, mag der Roman wörtlich erzählen.

1. Der Bruderbund.

Um ihrem Bündniß die religiöse Weihe zu geben, versammeln sich die Freunde in einem Tempel der Tao-sse.*) Mit Scherzen vertreiben sie sich die Zeit, während der Priester die Vorbereitungen zum Opfer trifft; schließlich erzählt einer, Namens Jng pe tsio, folgende Anekdote: „Ein Tiger hatte einen Mann mit den Zähnen gepackt. Der Sohn wollte den Vater befreien, zog das Schwert und tödtete das Ungeheuer; da rief jener noch aus dem Rachen des Tigers heraus: Sohn, haue nicht überflüssiger Weise zu, du verdirbst sonst das schöne Fell!"

Noch lachten alle laut auf, da kam der Priester U, der mit seinen Vorkehrungen fertig war, und sprach: „Meine Herrn, wollen Sie nun die Papiere anbrennen?" Er holte einen Zettel hervor, der auf einer Seite gelb war, und sprach: „Soweit hätte ich die Urkunde abgefaßt; wen von Ihnen soll ich aber zuerst nennen, und wen dann? Wenn Sie sich über die Reihenfolge vereinigt haben, will ich die geehrten Namen aufschreiben."

„Jedenfalls," riefen Alle wie aus einem Munde, „gebührt Herrn Si men king der Vorrang."

„Nein", sprach Jener, „das Alter muß entscheiden! Jng pe tsio ist älter als ich; schreiben Sie den zuerst."

Jng pe tsio steckte die Zunge heraus: „Ach," sprach er, „laßt nicht mich unbedeutenden Menschen das Glück vorwegnehmen! Heutzutage geht es nach Reichthum und Ansehen; wer fragt nach dem Alter? Uebrigens bin ich nicht einmal der Aelteste hier, und wenn ich es wäre, würden mir doch immer noch zwei Dinge im Wege stehen: Erstens kann ich mich an Tugend durchaus nicht mit

---

*) Bekanntlich herrschen in China drei Religionen, die des Buddha, die des Confucius und jene des Tao-sse, von denen die erste im Volk, die zweite unter den Gebildeten am meisten verbreitet, die dritte, die am meisten abergläubige ist.

Herrn Si men king messen. Zweitens nennt man mich immer „den kleinen Ing“; wäre ich der Aelteste, so müßte ich doch „der große Ing“ heißen. Wenn nun zwei Leute kämen und der Eine riefe: Kleiner Ing! und der Andere: Großer Ing! — wem sollte ich da antworten?“

Si men king lachte: „Wie kann nur ein Mensch, der so wie Du schwätzt bis die Eingeweide platzen, so viel boshafte Worte machen!“ Schließlich mußte er doch dem Zureden der Freunde nachgeben und die erste Stelle übernehmen, auf ihn folgte Ing pe tsio und so fort.

Als der Priester U die Urkunde fertig hatte, zündete er Räucherstäbchen und Wachs an, ließ Alle nach der Reihe sich aufstellen, öffnete das Schriftstück und las mit lauter Stimme:

„Im Reiche Sung, der Provinz Schan tung, dem zu Tung-ping-fu gehörigen Distrikte Thing-ho haben die aufrichtigen Männer Si men king, Ing pe tsio, Siei hi tai, Hua tse hiü, Sun tian hua, Tschu schi nian, Yün ti scheo, U tian na, Tschang schi tsiei und Pe lai kuan am heutigen Tage, unter Waschen der Hände und Verbrennen von Weihrauch, den himmlischen Rathschluß begehrt. Nachsinnend überlege ich, daß die rechte Linie des Pfirsichgartens schwierig ist, daß der Sinn Aller Wunderbares begehrt und ohne Furcht sein Muster nachzuahmen strebt. Die Freundschaft des Kuan tschung und des Pao schu war innig, und unser Herz will sie wiederholen und ihren Sinn nachahmen. Da überdieß zwischen den vier Meeren*) Alle Brüdern gleich sind, warum sollten nicht Männer aus verschiedenen Familien wie Fleisch und Knochen verbunden werden? So haben sie denn einen günstigen Tag des Jahres Tscheng ho gewählt**), ein Schwein und ein Schaf als Opferthiere, auch Räucherstäbe und Papier geopfert, sich gereinigt, ihre Andacht verrichtet und mit aufrichtigem Sinn zu dem obersten Herrn des Himmels, zu dem den Tag übernehmenden Geist mit fünf Gesichtern, Kung tsao, zum Schutzgeiste des Distriktes, Tscheng hoang, und zu allen wandelnden Geistern gebetet, daß sie alle den frommen Duft dieses Opfers annehmen und prüfen möchten, und hat Si men king geschworen: wenn wir auch nicht an einem Tage geboren sind, so wünschen wir doch an einem Tage zu sterben. Diesen Schwur wollen wir dauernd und wahr machen und Lust und Freude theilen, in Unglück und Kummer uns beistehen, stets wie zu Anfang Freunde bleiben, wenn wir reich und angesehen sind; der Zeit, wo wir arm und elend waren, eingedenk bleiben und ewig einander vertrauen. Unsere Freundschaft sei wie die auf- und niedergehenden Sonne und Mond, unsere Liebe hoch wie der Himmel und tief wie die Erde. Nach diesem Schwure wollen wir einträchtig sein, ohne je uns zu entzweien. Auch bitten wir die Geister, daß sie Allen ein langes Leben, Aller Häusern ein grenzenloses Glück verleihen, denn alle Anwesenden vertrauen der Gnade und dem Schutze der Geister. — Dieser Schwur wurde an dem und dem Tage des und des Monats des Jahres Tscheng ho niedergeschrieben.“

Nachdem der Priester U solches verlesen und Alle, um den Geistern ihre Ehrfurcht zu bezeigen, sich nach der Reihe acht Mal vor ihnen verneigt, dann sich von ihnen verabschiedet und Papiergeld verbrannt hatten, wurden die Opfergeräthe wieder in Verwahrung gebracht. Bald darauf rief U seine Leute, ließ das Schwein und das Schaf schlachten, Hühner, Fische, Früchte u. s. w. anrichten und alles auf zwei großen Schüsseln und Schalen auf zwei Tafeln aufstellen. Erst nahm Si men king, dann die Anderen nach der Reihe Platz; der Priester saß als Tischgenosse zur Seite. Der Wein machte mehrere Male die Runde, man trieb allerhand Kurzweil und besprach gründlich die Vorzüge des gemeinsamen Zechens.

Der Schriftsteller begeistert sich hier zu folgendem Verse:

„Die Sonne, die sie aus dem Reiche Fu sang aufsteigen gesehen, geht bald hinter den Bergen unter. Nachdem sie sich betrunken, gehen sie auf ihre Diener gestützt nach Haus, und hinter den Gipfeln der Bäume leuchtet der junge Mond hervor.“

2. Ein Besuch.

Si men king mußte früher als die Anderen das Gelag verlassen, weil ihm plötzlich das Erkranken seiner zweiten Frau gemeldet wurde. Einige Tage darauf tritt Ing pe tsio mit lachender Miene ein. Si men king begrüßt ihn und nöthigt ihn zum Sitzen.

„Wie befindet sich meine Schwägerin?“ fragt der Gast.

„Dem äußern Ansehen nach ist noch keine Besserung eingetreten,“ lautete die Antwort; „ich weiß nicht wie sie genesen soll. — Haben Sie etwas gegessen, oder noch nicht?“

Da es sich nicht geschickt hätte, wenn der Angeredete verneinend geantwortet hätte, sagt er: „Rathen Sie einmal.“

„Sie haben wohl gegessen?“

Ing pe tsio verdeckt seinen Mund: „Da haben Sie es nicht errathen,“ sagt er.

Si men king lacht: „Sonderbarer Hund, wenn Du nicht gegessen hast, so sage es doch gleich! Was sollen die Komplimente?“ Er ruft seine Diener und befiehlt ihnen: „Richtet Reis an und bringt ihn herein. Ich will mit meinem Bruder zusammen essen.“

3. Ein chinesischer Herkules.

Bald gehen die beiden Freunde zusammen aus, um einen seltenen Aufzug anzusehen: Ein fürchterlicher Tiger, der lange die Gegend unsicher gemacht hatte, war durch den mächtigen Faustschlag eines Mannes erlegt worden. Jubelnd geleitet das Volk seinen Wohlthäter durch die Stadt. Der Held war U s u n g. Ihm sind folgende Verse gewidmet*).

„Sein großer Körper war stark und kräftig, über sieben Fuß hoch, sein breites Gesicht wohlgebildet und viereckig (!), er mochte vier- oder fünfundzwanzig Jahr alt sein. Die Augen waren groß und weit geöffnet; wenn man sie von fern sah, schienen sie zwei glänzende Sterne. Wenn man die beiden festgeschlossenen Fäuste sah, glichen sie eisernen Keulen. Wenn er den Fuß erhob, sank den Tigern und Leoparden auf dem hohen Gebirge der Muth; wenn er die Faust sinken ließ, wagte kein Bär in den tiefen Schluchten den Sprung. Auf dem Kopfe trug er eine viereckige Mütze, auf die oben eine doppelte silberne Blume gestickt war. Seine Kleidung war ein blutbefleckter Koller, über den ein Stück rothes Zeug geworfen war.“

4. Eine Kokette.

Tschang ta ho war ein Mann von zehn Tausend Tael Vermögen, besaß ein Haus von über hundert Zimmern und war, obschon über sechzig Jahre, doch noch kinderlos. Da seine Frau ein sehr strenges Scepter führte, so war im Hause auch nicht Ein hübsches Mädchen. Der Mann schlug oft an die Brust und seufzte: „Schon so lange verheirathet und noch kinderlos! Was nützt mir mein unermeßlicher Reichthum?“ Die Frau sprach: „Wenn das ist, so will ich einen Unterhändler aufsuchen und zwei Mädchen kaufen, denen ich früh und Abends Musikunterricht geben lasse. Was meinst Du?“ Der Gatte dankte erfreut für ein solches Anerbieten.

Die Frau hielt Wort und nach wenigen Tagen waren zwei Mädchen Namens Pan kin lian und Pe iü lian in Tschang ta ho's Hause. „Pan kin lian war die sechste Tochter des am südlichen Thore wohnenden Schneiders Pan. Da sie von klein auf schön von Gestalt, auch ihre Füße eingeschnürt und klein waren, so hatte

*) D. i. auf Erden.

**) Es ist Sitte bei den Chinesen, für jede einigermaßen einflußreiche Unternehmung einen günstigen Tag zu wählen. Ihre Kalender sind darauf eingerichtet, ähnlich wie unsere älteren, mit ihrem „gut Aderlassen“ u. s. w.

*) Die chinesischen Romanschreiber lieben es, ihren Erzählungen selbst gemachte Verse einzuflechten, als wären es Stellen aus irgend einem bekannten Gedichte.

man sie Kin lian*) genannt. Nach dem Tode ihres Vaters wurde es der Mutter schwer, sich zu ernähren; deshalb verkaufte sie das neunjährige Mädchen in das Haus des Mandarinen Wang tschao siuan, wo sie musiciren und singen, bei Gelegenheit auch schreiben lernte. Von Haus aus klug und geschickt, lernte sie schon im zwölften und dreizehnten Jahre die Augen braun malen, die Augen schmücken, sich weiß und roth schminken und alle Künste einer Musikantin. Sie verstand Bücher und wußte die Schriftzeichen. Das Haupt angemessen frisirt, den Körper in ein knapp anliegendes Kleid gehüllt, sich zierend und kokettirend, wußte sie sich ein Ansehen zu geben. Als sie funfzehn Jahr alt geworden war, starb Wang tschao siuan, und die Wittwe jagte sie scheltend fort und verkaufte sie für dreißig Tael Silber an Tschang ta ho.

Sie war zugleich mit Pe iü lian in dessen Haus gekommen und Beide mußten hier musiciren und singen lernen. Pan kin lian lernte ohne Mühe die Cither, ihre Gefährtin die Harfe spielen Beide schliefen in einem Zimmer. Frau Jü schi liebte anfangs Beide sehr und beschenkte sie mit goldnem und silbernem Kopfputze. Später starb Pe iü lian, und Pan kin lian blieb allein übrig; sie hatte bis zu ihrem achtzehnten Jahre sehr zugenommen; ihr Gesicht glich einer Pfirsichblüthe, ihre Augenbrauen waren so schön, wie der wachsende Mond. Auch hätte sie Tschang ta ho gern zu seiner Geliebten gemacht, er fürchtete sich nur vor der Eifersucht seiner Alten."

Die Alte wird doch eifersüchtig.

„Sie mißhandelte das Mädchen auf hunderterlei Art, bis Tschang ta ho, der sah, wie unerträglich dieser ihre Lage wurde, sich mit schwerem Herzen entschloß, ihr ein Abschiedsgeschenk zu machen und sie dann an einen rechtschaffenen Mann zu verheirathen. Seine Diener empfahlen ihm Usung's Bruder, den Pastetenbäcker U-da, der im Hause zur Miethe wohnte, und Tschang ta ho, dem nichts erwünschter war, als die Person den ganzen Tag unter Augen zu haben, ergriff die Gelegenheit mit Freuden und gab sie dem U-da umsonst, ohne sich auch nur einen Heller von ihm bezahlen zu lassen."

Bald darauf starb der alte Sünder, und die Wittwe hatte nichts eiliger zu thun, als ihre Rivalin aus dem Hause zu jagen; — den Mann natürlich mit. Ueber Letztern berichtet der Roman:

„Da die Leute seine Schwäche und zwerghafte Gestalt sahen, so gaben sie ihm Spitznamen, wie „der anderthalbzöllige Nagel," oder „die Ulmenrinde". Die Namen waren nicht übel gewählt, denn sein ganzer Körper war runzelig und häßlich, Kopf und Gesicht schmal und klein."

„Pan kin lian hatte, nachdem sie den U-da geheirathet, seine Schwäche und Unbedeutendheit erkannt, verabscheute ihn und lebte mit ihm in beständigem Zanke. Des Tschang ta ho überdrüssig klagte sie: Sind denn alle Männer in der Welt alle geworden? — Sie trinken nur immer Wein, und wo es zu eilen gilt, sind sie wie angenagelt und bewegen sich nicht! In welchem Leben**) habe ich nur gesündigt, daß ich in dieses Pech hineingefallen bin? Ach, Jammer ohne Ende!"

So oft sie allein war, sang sie das Lied „Schan po yang":

„Ich denke an die vergangenen Zeiten, — mein Schicksal ist verfehlt! Ich habe dich für einen Mann gehalten, — mich selbst rühme ich nicht; wie kann der Rabe mit dem Phönix verglichen werden? Ich bin wie das reine Gold, begraben im Schoße der Erde. — Jener ist nur ein Stück Messing: kann das mit meiner Goldfarbe verglichen werden? Da er nur ein Stück gemeines Gestein ist, durch welches Glück umschlingt er meinen schneeweißen Edelsteinnacken? Wie die Glückseligkeitsblume, die auf dem Misthaufen wächst, bin ich mit ihm durch das Schicksal gepaart. Wie freudlos ist es in meinem Innern! Hört mich! ich bin ein goldener Mauerziegel: wie bin ich mit dem Erdbewurfe zusammengekommen?"

„Wer dies liest, der höre: Jedes Weib heutzutage, wenn sie nur einigermaßen hübsch und klug und geschickt ist, will nur einen guten Mann haben. Wenn einer wie U-da ist, mag er noch so viel gute Eigenschaften haben, — immer wird er Anlaß zu Ekel und Ueberdruß geben. Von Alters her haben schöne Leute selten ein tugendhaftes und verständiges Paar abgegeben, eben so wenig, wie Gold kaufende und verkaufende Leute zusammenpassen."

„U-da ging täglich aus, um seine Pasteten umherzutragen, und kam erst Abends zurück. Pan kin lian stand, wenn der Mann außen war, den ganzen Tag unter dem Thürvorhange*), biß Melonenkerne auf, steckte ihre kleinen Füßchen geflissentlich hervor und lockte so leichtsinnige Menschen an. Täglich gab es deren, die an ihrer Thür unbesonnene Reden führten, scherzten und sangen. Sie sprachen: Wie ist so ein gutes Stück Hammelfleisch einem Hunde in's Maul gefallen? und dergleichen Scherze mehr. So konnte denn U-da nicht länger in der braunen Steingasse wohnen bleiben, er mußte sich mit seiner Frau über einen Wohnungswechsel berathen. Die Frau sprach: „Wenn Du unwissender, dummer, erbärmlicher Mensch Dich bei Jemand einmiethest, wo wenige und kleine Zimmer sind, so werden gewiß niederträchtige Menschen kommen und Dich angreifen. Sammle doch lieber ein paar Tael Silbers und miethe dann einige Zimmer in einem anständigen Hause; das macht doch einen bessern Eindruck und Du wirst die Neckereien der Leute los!" „Wo soll ich aber," meinte U-da, „das Geld hernehmen, um ein solches Haus zu miethen?" Pan kin lian spuckte aus: „Dummes Vieh!" rief sie „Du bist ein Mann, aber ein tölpelhafter! Wirst Du nie aufhören, wie ein altes Weib mich zur Verzweiflung zu bringen? Wenn Du kein Geld hast, so verkaufe doch meine Haarnadeln; das hält nicht schwer, und wir werden sie bald wieder ersetzen können."

5. Die Höflichkeit.

Eines Tages begegnet U-da seinem herkulischen Bruder. Beide sind herzlich über das Wiedersehen erfreut und Usung muß dem Bruder in seine Wohnung folgen. Dort angekommen setzen sie sich auf den Söller. Dann rief U-da die Pan kin lian, um sie dem Usung vorzustellen: „Der neulich auf dem Kiang-kang Gebirge den Tiger erschlagen hat, ist dieser, Dein Schwager. Jetzt ist aber mein leiblicher Bruder Polizeipräfekt."

Pan kin lian verneigte sich und sprach: „Möge Ihnen alles Glück zu Theil werden."

Usung verneigte sich dankend und wollte sich niederwerfen; aber die Schwägerin hielt ihn zurück: „Halten Sie an! Ich geringe Frau müßte befürchten, ihrem Glücke im Wege zu stehen."**)

„Schwägerin," bat Usung, „nehmen Sie die gebührende Ehrbezeugung an!" Beide begrüßten sich nochmals gegenseitig. —

Schon jetzt stellt Pan kin lian insgeheim Vergleiche zwischen den beiden Brüdern an und natürlich trägt dabei U-da nicht den Sieg davon. Bald fragt sie: „Wie alt sind Sie?"

„Ich habe," antwortet Usung, „unverdienter Weise mein achtundzwanzigstes Jahr erreicht."

Uns erscheint die Frage ebenso tadellos, wie die Antwort komisch. Der Chinese sieht in ersterer nichts Unpassendes, in letzterer eine ihm sehr geläufige Phrase der Bescheidenheit. Auch zieht die junge Frau ganz unbefangen den Schluß: „Da sind Sie ja drei Jahr älter als ich."

In dem Lande, „wo Alles verkehrt ist", lieben es nämlich die

*) D. i. goldene Wasserlilie, die poetische Bezeichnung für die eingeschnürten Füßchen der Damen.

**) Bezieht sich auf die Seelenwanderung.

*) D. h. in der Hausthür, welche durch eine Art Marquise oder Rouleau geschützt ist.

**) Nämlich: wenn ich duldete, daß Sie sich so vor mir erniedrigen.

Damen mehr, sich ein höheres Alter zu geben, als umgekehrt. Je älter, desto respektabler, denken sie.

Der Leser hat geahnt, daß Usung schon jetzt in Pan kin lian's weitumfassenden Herzen einen großen Raum einnimmt. Der Schriftsteller zeichnet das Verhältniß zwischen der nicht mehr ganz jugendlichen, aber um so verliebteren Schwägerin und dem frischen aber kühlen Schwager in einem hübschen Bilde:

„Die verwellte Blume folgt freiwillig dem fließenden Wasser: aber das fließende Wasser kümmert sich nicht um die verwellte Blume." —

Neapolitanische Charakterköpfe.*)

II.

Der charakterlose Witzbold Filomeno Alessandroni. — Salvatore Morelli, der Volksdichter und Idealist — Der Republikaner Nicotera. — Lorenzo Zaccaro als Reformator der Kirche. —

Nachdem wir zwei Leute aus dem eigentlichen Volke in ihren Eigenthümlichkeiten betrachtet haben, wollen wir jetzt einen neapolitanischen Gelehrten, der in der That ein wahres Universalgenie ist, nämlich *Filomeno Alessandroni*, den launigen Redakteur des Witzblattes „*Arlechino*", in Augenschein nehmen. Schon sein Aeußeres deutet auf eine ungewöhnliche Persönlichkeit hin. Er ist von mittler Größe, doch lenkt seine interessante Physiognomie sofort die Aufmerksamkeit eines Jeden auf ihn. Mit einem stechenden, durchdringenden Blicke, den selbst ein Unbefangener kaum zu ertragen vermag, vereint sich in seinen Zügen ein Ausdruck von unverwüstlicher Laune, der sich nicht schildern läßt. Gleichwohl schimmert dazwischen wieder ein so gutes Theil Verschmitztheit hindurch, daß man kein großer Physiognomiker zu sein braucht, um zu errathen, daß seine überaus spitze Feder immer nur der *siegenden* Partei gehört.

Signor Filomeno Alessandroni schreibt gegen Verschwiegenheit und Geld für die Blätter aller Parteien und läßt oft die Feder nicht trocken werden, um eine Meinung, die er eben noch mit kühnster Sophistik in dem einen Blatte vertheidigt, im nächsten Augenblicke mit der ganzen Lauge seines kostbaren Witzes in einem für ein gegnerisches Blatt geschriebenen Artikel als Blödsinn darzustellen. Seine Weltanschauung ist die des vollendeten Cynikers, dabei aber äußert sie sich in so liebenswürdig naiver Weise, daß man ihm gegenüber seiner grenzenlosen Gesinnungslosigkeit kaum zürnen mag, wenn er sich mit den Worten entschuldigt: „*Was wollt Ihr? Das Stachelschwein hilft sich durch seine Stacheln fort*, ich friste mein Leben durch meine *Feder*. *Mir ist die ganze Welt viel zu klein*, als daß ich mich über irgend etwas Anderes ärgern könnte, als wenn mich hungert, während dumme Esel Champagner trinken."

Für gewöhnlich geht Alessandroni mit den Mazzinisten um und schreibt ihnen die bissigsten Leitartikel. Seine Freundschaft zu den Mazzinisten hindert ihn jedoch nicht, nebenbei der gute Rathgeber des Polizeipräfekten von Neapel zu sein, denn diese Rathschläge tragen ja Geld ein, und Geld, sagt Filomeno, braucht man, wenn uns die Welt nicht, statt mit Beot, mit Fußtritten regaliren soll. Leider braucht aber Filomeno sehr viel Geld, denn er ist den Nymphen der schönen Gotistadt von ganzer Seele ergeben, und diese Nymphen geben ihrer Sprödigkeit nur gegen den Sirenenklang der Piaster den Abschied. Außerdem hat er offenbar zu seinem Unglück in der Jugend den Horaz zu sehr studirt und das „nunc est bibendum" des römischen Dichters zu gut auswendig gelernt, um es je wieder vergessen zu können. Aber man muß ihn sehen, wenn er nach des Tages Last und Mühe, nachdem er seine tapfere Feder in allen Lagern der Politik spazieren geführt, in einer Cantina (Weinkeller) dem Bacchus opfert. Dann ist er ganz er selbst, und sein seltenes Genie, dem die Götter keine Zuthat, mit einziger Ausnahme der Gewissenhaftigkeit, verweigerten, glänzt dann in den seltensten Farben und gefällt sich in den wunderbarsten Sprüngen des Humors. Um ihn her schallt beständig unauslöschliches, homerisches Gelächter, neben ihm leert sich wie durch Zauber Flasche auf Flasche, sein Mund bleibt nicht still, immer wieder zuckt ein neuer Witz hervor und dabei schreibt er gemüthlich von Zeit zu Zeit eine Stelle für seinen Arlechino oder entwirft für denselben mit gewandter Hand irgend eine jener Karrikaturen, die nur aus dem Hexengebräu der Phantasie eines so seltsamen Genies hervorwuchern können. Plötzlich aber wird er hinausgerufen. Ein Theaterdiener bittet ihn, zu dieser oder jener Sängerin nach dem San Carlo-Theater zu folgen, und wenige Augenblicke nachher schreibt er in der Garderobe einer Bühnenprinzessin unter ihren Umarmungen die Recension über die heutige Vorstellung, welche er gar nicht gesehen, und die doch Alle wieder morgen als ein Muster geistvollen Styls und tiefer Beobachtungsgabe rühmen werden.

Daß Filomeno auch *Improvisator* ist, versteht sich ganz von selbst. Und wie improvisirt er! Vers auf Vers fließt wie ein lustiges Fatamorganabild aus seiner Seele, ohne daß er sich auch nur zu besinnen brauchte. Aber plötzlich im schönsten, lyrischen Schwunge gefällt es seinem Capriccio, aus dem reinen Himmel der Idee in den tiefsten Schmutz Neapels herabzufallen und Zoten zu versificiren, gegen die ähnliche Leistungen antiker Dichter kindisch-unschuldige Versuche sind. — Bei Tage geht er nie ohne eine tüchtige Reitpeitsche aus, mit der er jedem Lazzarone, der nicht flink auf sein Kommando springt, sofort regalirt. Er hat noch nie für die Besorgung eines Billet-doux einen Geano bezahlt. Seine gefürchtete Reitpeitsche überwindet alle Subtilitäten der gemeinen Neapolitaner gegen unbezahlte Dienstleistungen.

Aber wie ihn die Kleinen fürchten, so fürchten ihn auch die Großen, welche er mit den Großthaten seiner Feder im Arlechino traktirt. Filomeno Alessandroni könnte ein großer Mann sein, wenn er menschliche Größe nicht für einen Wechsel hielte, der erst nach Lebensabschluß ausgeglichen wird. Er könnte reich sein, wenn er es nicht bequemer fände, Andere Geld bewachen zu lassen, das er durch die Waffe seiner Feder, wenn er es braucht, in die Hand bekommen kann. Er könnte geachtet sein, wenn er es nicht vorzöge, der ganzen Welt seine Verachtung dadurch zu beweisen, daß er sich vor ihr just, wenn es ihm gefällt, in den Schmutz wälzt. Filomeno Alessandroni schrieb schon unter den Bourbonen an seinem Arlechino, und die Polizei der Bourbonen war lange nicht klug genug, um ihm auf den Pelz kommen zu können; dafür hat sie seine Moral vergiftet. Filomeno ist der wahre Typus des durch und durch begabten aber verderbten neapolitanischen Volkes, welches der Despotismus (— aber dieser nicht allein —) zum physischen wie moralischen Proletarier gemacht hat. Das Einzige, was

*) Siehe Seite 89.

Alessandroni sich aus den Zeiten höherer Menschenwürde gerettet hat, ist die treue Liebe zu seiner armen Mutter und Schwester, welche er durch seine Feder ernährt. Wer ihn je lachen und Witze sprudeln sah, wer je seine geistvollen Aufsätze und Diatriben las und dann sein Leben und Treiben, das eigentlich ein selbstbewußtes Schlammbad ist, betrachtet, kann sich nicht enthalten, ihn mit den schönen Ruinen seiner Heimath zu vergleichen, aus denen trotz alles Moders und aller Verwesung immer wieder frischer Epheu und frische duftende Blumen hervorsprossen. Was hätte aus ihm in anderen Verhältnissen und anderer Zeit Alles werden können!

Im Alterthum wäre er sicher eine Art von Alcibiades gewesen. Oft, wenn ich Abends neben ihm saß, kam ich unwillkürlich auf den Gedanken der Seelenwanderung oder glaubte mich in eine jener lustigen athenischen Gesellschaften versetzt, wo der leichtsinnige Liebling des Perikles mit seinem Geist und seiner Laune Fangball spielte.

Wir würden das neapolitanische Schriftstellerthum nicht anschaulich darstellen, wenn wir unserm Alcibiades Filomeno nicht einen andern Charakterkopf in dem bekannten Dichter und Schriftsteller **Salvatore Morelli** entgegenstellten, der, so weit dies unter dem lächelnden Himmel Neapels eben möglich ist, das larmoyante Fach vertritt.

Salvatore Morelli ist von kleiner, untersetzter Gestalt, mit einer Physiognomie, die unwillkürlich an die Formation der Spitzmaus erinnert. Aus seinen klaren Augen schaut ein gutmüthiger, gemüthlicher Geist, zeitweis jedoch auch ein maßloser Hochmuth heraus. Er schätzt Philosophie und Poesie als die beiden höchsten Genien, welche das Leben der Sterblichen erleuchten, sich selbst hält er für den auserlesenen Erdensohn, bei dem sie beide schon an der Wiege, wie weiland die glückbringenden Feen des nordischen Märchens, Pathe gestanden. Er ist der bescheidenen Ansicht, daß er allein der Mann sei, alle Probleme der Zukunft zu lösen, wenn seine undankbaren Mitbürger seinen Geist durch die ihm gebührende Ruhmesspende zum höchsten Fluge begeistern werden. Um des ihm nöthigen Quantums Ruhms theilhaftig zu werden, hat er seine bedeutende Begabung bisher auf alle möglichen Arbeiten zersplittert, die ihm aber, eben weil er zu vielerlei treibt, nicht das Ansehen verschafft haben, das er unfehlbar erreicht haben dürfe, wenn er mit seinen Geisteskräften mehr Maß zu halten und sie in einem bestimmten Fache zu concentriren wüßte.

Aber nicht blos seine Fähigkeiten hat er in jeder möglichen Weise strapazirt, um das Phantom des Ruhms mit beiden Händen zu ergreifen. Auch sein nicht unbedeutendes Vermögen hat er an diese trostlose Hetzjagd verwandt und nunmehr fast gänzlich aufgezehrt. Es dürfte sich schwer berechnen lassen, wie viele hundert Ducati er sonst immer während eines Monats daran spendirte, um seinen Namen in den Blättern genannt zu sehen. Das von ihm geschriebene moralphilosophische Werk „La Donna e la Scienza“ (Die Frau und die Wissenschaft) hat ihm allein durch Druck, Reklamen und Anzeigen nahezu an 2000 Ducati gekostet. Leider ist es zu gelehrt geschrieben, um populär zu werden, was es wirklich verdiente. In diesem ganz schätzbaren Werke will er nachweisen, daß **die Zukunft der Menschheit in den Händen der Frauen liege**, da dieselben den Bürger zur Welt bringen und auf ihn den ersten und für das ganze Leben wichtigsten Einfluß üben. Den Gedanken zu diesem Werke faßte er während seiner traurigen zwölfjährigen Gefangenschaft als politischer Verbrecher in den furchtbaren Kerkern von Ischia. Denn Salvatore Morelli ist, seine Ruhmesnarrheit ausgenommen, ein Ehrenmann und politischer Märtyrer, der in seinem 35. Jahre schon graue Haare hat, — eine Folge seiner Kerkerleiden. Er ist nun einer der eifrigsten Mazzinisten und hat sich in jüngster Zeit darauf gelegt, das Volk durch politische Lieder zu erziehen. Einige seiner Volkslieder sind in der That nicht ohne Schwung und Werth, allein gerade diese letzte Manie, Volksdichter zu werden, hat seinem Vermögen den Gnadenstoß gegeben. Er ließ nämlich, sobald er irgend ein neues Lied gedichtet, dasselbe sofort komponiren und griff dann jeden Lazzarone, den er erwischte, auf der Straße auf, lud ihn zu sich, traktirte ihn und bezahlte ihm Geld, damit er sein Lied auswendig lerne und singe. Diese Taktik hat ihn jetzt geradezu in große Dürftigkeit gebracht. Gleichwohl aber ist er nicht zu bewegen gewesen, irgend eines der ihm mehrere Male vom Turiner Ministerium angebotenen Aemter anzunehmen, weil er sich zu sehr in sein politisches Märtyrerthum verliebt hat und lieber hungern als diesem entsagen will. Eines seiner besten Volkslieder beginnt mit dem Verse:

Figliuoli non piangete,
Se scarso cibo avete;
Il cuor di Garibaldi
Avrà di Voi pietà!

(Ihr Niedrigen und Kleinen
Mögt nicht vor Hunger weinen:
Das Herz des Garibaldi
Erbarmt sich Euer bald!)

In Bezug darauf fragte ihn eines Tages ein reaktionäres Blatt, wann denn das Herz Garibaldi's sich Seiner erbarmen werde, daß er am Abend jeden Tages wisse, ob er morgen etwas zu leben finden werde?

Die Sucht, zu glänzen und nach mehr auszusehen, als man wirklich repräsentirt, ist überhaupt ein Nationalfehler der Neapolitaner, und Leute, welche sich dies Aussehen ganz besonders gaben, werden vom Volkswitz mit dem Spottnamen **Don Cicillo** beehrt. Der Don Cicillo ist eigentlich der arme Edelmann, der sich womöglich mit einem Herzogstitel brüstet, aber kaum täglich 5 Grani Rente zu verzehren hat. Aber auch der Bürger, welcher mit denselben geringen Einkommen es unter seiner Würde hält, sich Geld zu erarbeiten, der immer mit wohlfrisirtem Haar, wohlgewichstem Bart, weißem Hemdkragen (oft ohne Hemd, nicht selten sogar von Papier), nie fehlenden Glanzhandschuhen, Stegreifen und Glanzstiefeln geht, die Reitpeitsche trägt, ohne je ein Pferd bestiegen zu haben, nicht zu Mittag ißt, aber den ganzen Tag in den Kaffeehäusern herumlungert, trägt den Spottnamen **Don Cicillo**.

Sehen wir uns dagegen jetzt einen wahrhaften Edelmann in der Person des berühmten Barons **Nicotera** an, der im Jahre 1856 unter dem unglücklichen Rosalino Pisacane mit einem Häuflein verwegener Patrioten einen Einfall in Kalabrien machte, dort die Gefängnisse der politischen Gefangenen öffnete, in der Nähe von Potenza jedoch von einer allzugroßen Uebermacht königlicher Truppen, nach heldenmüthiger Vertheidigung, geschlagen, verwundet und gefangen wurde. Baron Nicotera, der den Titel vor seinem Namen aus republikanischem Stolz weggestrichen hat und sich ganz einfach Bürger Nicotera nennen läßt, ist mit der Tochter des durch seine Leiden um der Sache der Freiheit willen berühmt gewordenen Barons Poerio vermählt, die ihn in seiner gefährlichen Laufbahn als treue und tapfere Genossin begleitet. Obwohl nicht zu groß, ist er doch schlank gewachsen und trägt einen antiken Kopf mit Vollbart und dem Ausdruck entschiedener Energie, wie er auf den Körper jedes Spartaners gepaßt haben würde. Gleich den Helden des Alterthums ist er bereit, sein ganzes Leben der Sache seines Volkes, welches er mit südlicher Glut liebt, zu opfern. Er hat lange Jahre im Kerker geschmachtet und in einem sicilianischen Gefängnisse selbst die Tortur erduldet. Mit Schwert und Feder kämpft er nun unausgesetzt für sein geliebtes Vaterland, seit er durch Garibaldi 1860 befreit worden. Er ist der gefürchtetste Republikaner in ganz Italien, ein Todfeind des Turiner Ministeriums, das ihn jetzt, nachdem es ihm gelungen, den General Pallavicino in der Affaire bei Aspromonte zu entgehen, mit rastloser Emsigkeit verfolgen läßt. Sein einziger Ehrgeiz ist, seiner Partei zum Siege zu verhelfen. Baron Nicotera ist das Bild des neapolitanischen Volkes, wie es sich erheben wird, wenn es die Flecken langer Knechtschaft abgewaschen und unter dem Lichte der Freiheit und gesunder Erziehung sich wiedergeboren haben wird. Ja, ich glaube nicht zu

viel zu sagen, daß Nicotera, der ebenso kühn und tapfer wie Garibaldi selbst ist, einst nach dem Tode dieses ersten Helden Italiens, wenn es nöthig sein dürfte, dessen Mission mit dem Schwerte wieder aufnehmen und glücklich zu Ende führen wird.*)

Ich glaube, diese Galerie neapolitanischer Charakterköpfe, deren ich noch viele aufzeichnen könnte, für jetzt nicht würdiger beschließen zu können, als indem ich noch einen Blick auf den Reformator Italiens, den unermüdlichen Bekämpfer des weltlichen Papstthums, Lorenzo Zaccaro, werfe. Lorenzo Zaccaro, der Gründer und Präsident des Vereins für gegenseitige Unterstützung des liberalen italienischen Klerus, ist 1815 in San Lorenzo Bellissi, einem kleinen Orte Calabriens, geboren. Wie Luther, so rühmt auch er sich aus dem Volke zu stammen. Von seiner Familie zum Priester bestimmt, trat er frühzeitig in ein Seminar, that sich bald durch seine Geistesgaben hervor und ward schon in seinem dreiundzwanzigsten Jahre Priester und Professor am Seminar zu Cassano, wo er sich bald einen bedeutenden Ruf als Kanzelredner erwarb. Die Polizei fand jedoch seine Predigten und Schulvorträge zu liberal und untersagte ihm Beides. Aus seiner Thätigkeit herausgerissen, ging er nach Neapel, wo er sich ausschließlich mit philosophischen Studien beschäftigte und mehrere philosophische Arbeiten veröffentlichte; durch diese erwarb er sich einen geachteten Namen.

Im Jahre 1848 schloß er sich mit ganzer Seele der Bewegung an und redigirte damals zwei politisch-religiöse Blätter, den „Amico del Popolo“ und die „Religione e Libertà“, die beide sich durch ihre ebenso liberale als maßvolle Sprache auszeichneten und seinen politischen Takt, durch seine seltene Vorhersicht in die Zukunft, offenbarten. Im Jahre 1850 machte ihm die bourbonische Regierung einen Prozeß, er entging ihr jedoch, indem er sich in die Abtei von Monte-Cassino flüchtete. Als 1853 das über ihm schwebende Gewitter sich etwas verzogen hatte, verließ er die Abtei und begab sich als Rektor des Seminars nach Bojano in der Provinz Molise. Allein bald ward er wegen seiner liberalen Gesinnung von dort vertrieben, und so ging er wieder nach Neapel, wo er sich ganz in seine Studien begrub, bis er 1857 verhaftet und, obwohl unschuldig, in den Prozeß Agesilao Milano's verwickelt wurde. Zwei Jahre lang schmachtete er in den furchtbaren Gefängnissen der Concordia, deren Pforten sich ihm erst wieder öffneten, als Franz II. am 28. Juni 1860 die Konstitution, welche Garibaldi's Siege in Sicilien ihm abgerungen, erließ. Mitten unter den Stürmen der Revolution von 1860 bereitete Lorenzo Zaccaro sein größtes Werk vor. Lange schon hatte er sich mit dem Gedanken einer „Reformation der katholischen Kirche getragen, welche den Katholicismus mit der menschlichen Vernunft aussöhnen und unter der Reinheit des ursprünglichen Christenthums alle Sekten der vielgespaltenen Christenheit wieder vereinen möge.“ Zu Anfang Januars 1861 gelang es ihm, die bekannte Associazione di mutuo soccorso del Clero liberale italiano zu gründen und gleichzeitig ein religiös-politisches Blatt, welches die Idee der neuen Reformation verficht, unter dem Namen La Colonna di Fuoco (Die Feuersäule) in's Leben zu rufen.

Dieser Verein hat sich seitdem durch Zweigvereine über ganz Italien ausgedehnt und bereitet die Gründung einer „Italienischen Nationalkirche“ vor. Lorenzo Zaccaro arbeitet unermüdlich für die reine Lehre und für sein Vaterland, während er sich seinen Lebensunterhalt dadurch gewinnt, daß er eine von ihm gegründete Lehranstalt, in welcher er Philosophie und Aesthetik vorträgt, als Direktor verwaltet.

Die Gestalt Zaccaro's ist mittelgroß, seine Haltung sehr würdevoll, sein nahezu klassisches Profil wird durch den freundlich-ernsten Ausdruck seiner Züge und den geistvollen Blick seiner großen Augen angenehm belebt. Sein Vortrag ist voll südlicher Lebendigkeit und doch immer voll Maß. Er spricht weniger schnell als klar und deutlich und immer voll Eindruck auf seine Zuhörer. Lorenzo Zaccaro wird, wie seine Anhänger glauben, in Italien das vollenden, was Arnaldo di Brescia, Savanarola und Giordano Bruno vor ihm ruhmvoll begonnen haben.

Eduard Rüffer.

*) Es darf übrigens nicht außer Acht bleiben, daß zwischen dem Despotismus, welcher ein Volk knechtet, und dem geknechteten Volk eine Wechselwirkung vorhanden ist. Bei den Süditalienern ist offenbar das anthropologisch-ethnische Element wesentlich in Anschlag zu bringen; die Blutmischung dort war seit vielen Jahrhunderten nicht derart, einen straffen Volkscharakter aufkommen zu lassen. Gewiß wird es ein Glück sein, wenn Neapel weder bourbonischer noch piemontesischer Zwangsherrschaft unterliegt, und die letztere ist jetzt ärger als die erstere je gewesen; wir glauben aber, daß man die Hoffnungen in Betreff einer nachhaltigen sittlichen Entwickelung des Volkes in Süditalien nicht allzuhoch spannen dürfe. Red.

Leben und Treiben auf dem Marktplatz in Rio Grande do Sul, Süd-Brasilien.

Rio Grande do Sul, 10. August 1862.

Unser Marktplatz bildet, wie in allen Städten Südamerikas, nach alter portugiesischer und spanischer Sitte ein im Viereck aufgeführtes niedriges Gebäude, das äußerlich mit Luken und inwendig mit Verandas versehen ist. Dasselbe liegt am Hafen und bildet den Hintergrund des Municipalplatzes, der öffentlichen Promenade gegenüber. Auf der Nordseite dieses Platzes steht das großartige Zollgebäude mit seinem mächtigen Thore, durch welches Waaren im Werthe von manchen hunderttausend Dollars geschafft werden.

Wenn man vom Zollamte hinunterschreitet nach dem Gestade, wo Schiffe aller Nationen ankern, kommt man an der Börse vorüber, einem nicht großen, aber hübsch ausgeführten Gebäude. Hieran reiht sich, in kleiner Entfernung, das Marktgebäude. Ueber das niedrige Dach heben sich stolz die Masten einer Menge von Kauffarteischiffen empor. Die andere Seite des Marktgebäudes, nach dem Platze zu, wird abgeschlossen vom Gebäude der Municipal-Kammern, das ebenfalls in hübschem und solidem Styl gebaut ist. Gegenüber dem Zollgebäude liegen die Magazine für den Kriegsbedarf; an diese reiht sich das palastähnliche Haus des Vice-Präsidenten der Provinz, jetzt Obristlieutenant Porfirio Ferreira Nunes. Die Vorderseite des Platzes bildet die stattliche Häuserreihe der Rua da Praia. Von hier führt die öffentliche, mit Bäumen eingefaßte und mit gußeisernen Bänken versehene Promenade hinab auf einen mit Sandsteinen geflasterten und mit Sitzen versehenen breiten Wege zum Marktgebäude.

Dieses bildet, wie schon gesagt, ein Quadrat und hat inmitten jeder Seite desselben einen großen Eingang. Im Innern finden wir einen großen viereckigen, mit Bäumen beschatteten und in der Mitte mit einer Cisterne versehenen Platz, der auf allen vier Seiten von Kolonnaden umgeben ist. In diesen sind viele Fleischbuden, aus welchen das Volk sein Hauptnahrungsmittel, das Fleisch, holt. Zwischen den Pfeilern stehen Bäcker und Schweineschlächter und halten die Produkte ihrer Industrie feil.

Das eigentliche rege und charakteristische Leben und Treiben auf dem Markte bewegt sich auf dem freien Platze in der Mitte. Folge mir der geneigte Leser des Globus einmal am Morgen, etwa

um 7 Uhr, dorthin, um unter dem Drängen der Menschen aller Klassen und aller Nationen sich dieses Marktgewühl anzusehen.

Um die Gemüse- und Früchteläufer herum drängt sich eine lebhafte Menge; hier die Negerin mit ihrem grellfarbigen Kleide und bunten Turban; dort die gelbliche Mulattin, welche Kleidung und Mienen ihrer Herrschaft nachahmt; sodann der Neger mit seinen mächtigen Armen, schwellenden Lippen, herrlichen Zähnen und wolligem Haar. Trotz seines schmutzigen Hemdes und rother wollener Zipfelmütze macht er der hübschen Mulattin des Hauses den Hof und trägt ihr den Korb mit den Einkäufen. Außer diesen Typen, welche dem Süden eigen sind, sehen wir sodann den deutschen Schiffsjungen mit blauem Hemd und flachsenem Haar, den englischen Seemann mit seiner suffisanten Miene, den brasilianischen Marine-Matrosen in seiner hübschen Uniform, und endlich hie und da ein germanisches blondgelocktes Köpfchen, welches dem Dienstmädchen irgend eines deutschen Hauses angehört. Alles kauft, Alles schreit, Alles schwirrt durcheinander; aber Alles wird übertönt von den kreischenden Stimmen und seltsamen Gutturallauten der „Neger von Nation", das heißt der aus Afrika importirten. Diese thierischen Schreie sind unerträglich und machen es dem Fremden schwer, in diesem Gewirr und Geschwirr auszuhalten. Da sitzen sie zwischen ihren Gemüsen, diese Quitandeiras (Negerinnen), den bunten Shawl um den Kopf gewunden, geschmückt mit Armbändern und Halsketten von Glasperlen in allen Farben, in einer Kokosschale die eingenommenen großen Kupferstücke sammelnd, und unaufhörlich mit gellendem Schreien in allen Tönen der Skala ihre Waare anpreisend. Diese Ausrufungen werden nur durch eine andere Thätigkeit der Kinnladen unterbrochen, denn mit gieriger Hast wird inzwischen der Pirao (Brei von Mandioca-Mehl) mit den Fingern dem Munde zugeführt. Die Kinder, kleine schwarze Kreaturen, spielen um die Mutter herum. Andere haben ihre Säuglinge mit dem Shawl auf dem Rücken festgebunden, und während sie verkaufen oder essen, nimmt das kleine Wesen seine natürliche Nahrung in dieser scheinbar unnatürlichen Lage über die Schulter hinweg zu sich. Neben der Negerin sehen wir den Gemüsebauer, einen Sohn der nahe gelegenen Inseln, der die Produkte derselben zu Markte bringt.

Wenn wir nun unsere Aufmerksamkeit den zum Verkaufe gebotenen Gegenstände zuwenden, so fallen uns zuerst in's Auge die großen Haufen riesenhafter Zwiebeln, die im Sandboden Rio Grandes (dieser „Königin des Meersandes", wie Avé Lallemant sagt) vortrefflich gedeihen. Neben ihnen sehen wir Berge von Kürbissen, Abobaras und Mugangos genannt, die vom Brasilianer geschätzt werden. Große Haufen Wassermelonen thürmen sich auf, während daneben große Körbe mit Weintrauben zum Kauf einladen. Wir sehen Massen von Früchten aller Art, neben den europäischen Aepfeln und Birnen die Bananen, die herrlichen Königs- und die kleinen Bergamot-Orangen, die wohlschmeckenden Goiavas, die aromatischen Araças, die gelbe Quitte (Marmello), die große Kokosnuß, den hiesigen kleinen, aber wohlschmeckenden Pfirsich, die duftende Pitanga, die Frucht des Pinheiro, die kleine Goavirovas, und viele andere Arten schöner, wohlschmeckender Früchte, die wild im Walde wachsen und nur die Mühe des Pflückens und Sammelns verursachen. An anderen Orten des Marktes finden wir, nebst allen europäischen Gemüsen, das Senfkraut, die vielfachen spanischen Pfefferarten, unzählige Kohlarten, Quinbombos, Batatas, Chuchûs, Mais, Zuckerrohr, Mandioca-Wurzeln und viele andere Artikel.

Gehen wir nun zum südlichen Thore des Marktgebäudes hinaus, so gelangen wir auf der einen Seite zum Holzmarkt, auf der andern zu den Fischständen, die an jedem Tage, reichlich mit den silberschuppigen Bewohnern des Meeres versorgt sind. Eine große Menge wohlschmeckender Fischarten, von der drei Fuß langen Baia und der nicht minder großen Miragnaga, oder dem großen und flachen Linguado bis zum kleinen widerwärtigen Bagel, dem Lieblingsfische der Neger, und zum silberschimmernden, kleinen und wohlschmeckenden Königsfische, dessen Oberkiefer in einem langen Stachel endet, — sie alle werden hier feilgeboten; dazu kommen große Haufen von kleinen Seekrabben, häßliche Meerkrebse und viele andere Thierarten aus dem Wasserreiche.

Auf der andern Seite sitzen auf den Steinbänken, die den Weg zur Promenade einschließen, die Milchverkäufer, welche auch mit Butter, Käse, Eiern, Hühnern, Schweinen, Ferkeln, zahmen und wilden Enten, Gänsen und Schnepfen, Maçaricos und dergleichen mehr handeln. Wir finden außerdem die rosenfarbige Löffelgans, die große Pato arminho und andere beflügelte Bewohner der Lagoa dos patos, welche von den unzähligen Vögelarten, die sie beleben, ihren Namen hat.*)

Der Leser des Globus wird sich nach dieser Beschreibung doch kein vollständiges Bild eines brasilianischen Marktes entwerfen können. Die Lebhaftigkeit der Käufer und Verkäufer, das Drängen sehr verschiedener Menschenracen, das Geschrei und die für den Fremden unerträgliche Ausdünstung der Neger, das Alles wirkt betäubend und man zieht sich gern nach den Kolonnaden zurück, um von dort den Blick über die wimmelnde und feilschende Menge schweifen zu lassen. Aber an den Fleischbuden ist nicht minder Leben und Bewegung. Der brasilianische Fleischerknecht wetzt sein ungeheures Messer und zerlegt mit demselben die großen Viertel der Rio Grandenser Ochsen und Kühe, von denen alltäglich auf dem Markte 30 bis 40 Stück ausgehauen werden, denn Fleisch ist ein sehr billiges und Allen zugängiges Nahrungsmittel, und das Pfund kostet nur einen Groschen, also nach Maßstab des Geldwerthes in Deutschland ungefähr drei Pfennige. Das Drängen und Feilschen ist bei diesem Artikel doppelt lebhaft; dazwischen ziehen die Bäckerläden und die Spelunken, wo man wässerigen Kaffee, Zuckerrohrbranntwein und andere hitzige Getränke ausschenkt, die Massen an sich. Seitwärts von diesem Getreibe bilden sich andere Gruppen; man sieht den gemeinen und schmutzigen Portugiesen in Unterhandlung mit dem englischen oder deutschen Kaufmanne, der in stolzer Ruhe seine Havanacigarre raucht und im Geiste seine Spekulationen durchdenkt. Dort unterhält sich eine Gruppe von Geschäftsleuten über den Preis des Viehes, über den Export der Häute und den Zustand der Börse; unweit davon stehen brasilianische Soldaten, Polizeileute durchschreiten den Markt, eine Schaar fröhlicher Knaben theilt eine riesige Traube von gelben Bananen; weiterhin kauft der ehrliche deutsche Handwerker die ihm auch hier unentbehrlichen Kartoffeln, welche er in einem Tuche nach Hause trägt. Dort zanken sich Seeleute, hier schimpfen sich Neger und durch diese Gruppen schreitet stolz der elegante vornehme Brasilianer mit seiner feinen Wäsche, seinem Chile-Strohhute, die unvermeidliche Strohcigarette oder die schwerere Cigarre im Munde, eine schöne Begleiterin am Arme führend. Diese zeigt schon in früher Morgenstunde eine reizende Pariser Toilette (denn man treibt hier den unsinnigsten Luxus), schleift Sammt und Seide durch den Staub des Marktes, läßt ihre Brillanten und goldenen Schmucksachen blitzen und mehr noch ihre schönen tiefschwarzen Augen, die, von langen seidenen Wimpern beschattet, unter dem kleinen Garibaldi- oder Tudor-Hütchen gar anziehend hervorschauen. Mit Vergnügen folgt man dem hübschen Paare mit den Augen, bis das Gedränge der Geschäftigen den müßigen Zuschauer wieder mit fortzieht.

Anders ist das Schauspiel, welches der Markt während der Saison der Früchte am Abend darbietet. Dann sind der große Platz und die Promenaden von Negern gesäubert, die Laternen schimmern in den Zelten der Fruchthändler, welche die herrlichen, duftenden Früchte des Südens, schönstens geordnet, zum Genuß darbieten. Die elegante Welt promenirt, kauft Früchte und verzehrt dieselben auf den Bänken, welche den Weg entlang stehen. Ein gutes Orchester spielt ausgezeichnete Musikstücke, und man überläßt sich mit Wonne den kühlen Erholungsstunden, welche die

*) Lagoa dos patos heißt Enten-See; Strandlagune der Enten. A.

unvergleichlichen Nächte des Südens darbieten. Den Reiz der südlichen Sommernacht genügend zu schildern vermag eine Feder nicht.

Wenn in majestätischer Stille das Dunkel sich auf die Meeresfläche senkt und das reine, von keinem Wölkchen getrübte Sternenzelt, an dem das Kreuz des Südens in wunderbarem Glanze strahlt, sich ausspannt über Rio Grande; wenn die silberne Sichel des Mondes sich im Meere wiederspiegelt, auf dessen bewegter, glänzender Fläche die Masten der Schiffe riesige Schatten werfen, wenn die laue und fächelnde Luft die balsamischen Düfte der Orangenblüthen von der gegenüberliegenden Insel herüberführt, dann überkommt uns eine wunderbare Stimmung. Man genießt allabendlich von neuem und immer mit gleichem Wonnegefühl und empfänglichem Gemüthe den zauberischen, großartigen Eindruck und überläßt sich in erhöhtem Gefühl doppelt gern der feinen und angenehmen Geselligkeit, welche bei den Klängen der Musik die Bekannten unter dem glänzenden Sternenzelt vereinigt.

Karl von Koseritz.

Die Seychelles-Inseln und der Salomonsbaum.

Als wir jüngst den zweiten Band der „Reisen im östlichen Afrika" lasen, welchen Lyons Mc. Leod 1860 zu London herausgegeben hat, fanden wir in demselben auch einige Bemerkungen über die Inselung der Seychelles-Eilande, denen wir einige Angaben entlehnen, um eine Erzählung über die Meer-Kokosnuß daran zu knüpfen, welche in der Geschichte der Erdkunde zu mehr als einer romantischen Seefahrt Veranlassung gegeben hat. An diese Nuß hat sich Jahrhunderte lang der Wunderglaube geknüpft, der Ruhm dieser Frucht war über das ganze Morgen- und Abendland verbreitet, und heute — ist sie so gut wie vergessen!

Die Seychellen, neunundzwanzig Eilande, bilden eine Inselung im westlichen Theile des Indischen Oceans und sind in politischer Beziehung vom Gouverneur der britischen Insel Mauritius abhängig. Sie liegen zwischen 3° 33' und 5° 35' S. Breite, 55° 15' und 56° 10' Ö. Länge, 915 engliche Seemeilen nördlich von Mauritius, 550 nordöstlich von Madagaskar, 1500 von der Westküste Indiens. Sie wurden im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts von den Portugiesen entdeckt, wahrscheinlich von dem Geschwader, welches unter Ferdinand Suarez 1506 in einem Orkan an die Küste von San Lourenzo, dem heutigen Madagaskar, verschlagen wurde. Sie bezeichneten die Gruppe als die Sieben Brüder, nach sieben kleinen Inseln, die bei Mahé liegen.

Nach Telfair, von welchem Lyons Mc. Leod ausführliche Mittheilungen erhalten hat, sind alle Seychellen gebirgig, gut bewaldet und nicht wasserarm. Im Jahre 1742 wurden sie vom Kapitän Lazare Picault besucht, welchen Mahé de Labourdonnaye, Gouverneur der französischen Besitzungen in Indien, dorthin geschickt hatte. Dieser nahm von ihnen Besitz, nannte sie die Labourdonnaye-Inseln und gab der größten die Benennung Mahé. Späterhin erhielten sie nach dem Marineminister Hérault de Seychelles ihren heutigen Namen.

Diese 27 Inseln heißen: Mahé, Sainte Anne, Aux Cerfs, Anonyme, Sud-Est, Longue, Moyenne, Ronde, Therese, La Conception, Silhouette, du Nord, Praslin, Ladigue, Curieuse, noch eine Ronde, Aride, Felicité, les deux Soeurs (zwei Eilande), Marianne, Aux Recifs, Les Mamelles, Cousin, Cousine, Aux Frégates, Aux Vaches Marines, Denis, von allen die am weitesten nach Norden liegende, und Plate, die südlichste. Alle liegen auf Sand und Korallen. Das Klima ist ungeachtet der äquatorialen Lage mild und gilt für gesund, denn da Sümpfe fehlen, ist auch keine Malaria vorhanden; epidemische Krankheiten und endemische Fieber kommen nicht vor.

Auch reichen die Orkane, von welchen Mauritius und Réunion oftmals so schwer heimgesucht werden, nicht bis zu den Seychellen, denn diese Winde gehen nicht über den 10. Grad südlicher Breite hinaus. Auch jene, welche über das Nordende von Madagaskar hinwegbrausen und an den Küsten von Mosambik Verwüstungen anrichten, kommen nicht bis zu diesem Archipelagus. Die Temperatur ist sehr gleichmäßig und hält sich zwischen 80 bis 84° F.; die Extreme liegen zwischen 70 bis 74° bei Nacht in der kühlen, und von 84 bis manchmal zu 92° F. in der heißen Regenzeit. Vom Mai bis Oktober weht der Südost-Monsun, vom November bis April der Südwest-Monsun, welcher Regen, Hitze und Gewitter bringt. Es ist ein großer Vorzug dieser Inseln, daß sie auch einen ganz ausgezeichneten Hafen besitzen, in welchem auch beim heftigsten Sturm eine ganze Flotte sicher vor Anker liegen kann.

Die Seychellen waren auch den Arabern bekannt, erhielten aber erst nach 1742 Ansiedler. Einige Franzosen aus Bourbon und Isle de France (jetzt Réunion und Mauritius) ließen sich auf Mahé nieder. Im Jahre 1794 nahm ein englisches Geschwader diese Inseln, welche 1814 förmlich an Großbritannien abgetreten wurden. Die größte Insel ist, wie schon bemerkt, Mahé, 17 Miles lang, 4 breit und bis zu 2000 Fuß hoch, fruchtbar, gut bewässert und malerisch. An der Ostseite liegt eine prächtige Bucht, 4 Miles tief, 3½ Miles breit, von einigen kleinen Inseln eingeschlossen, auf deren Außenseite Korallenbänke liegen. Diese haben aber offene Durchfahrten, vermittelst welcher man in den sichern Hafen gelangt, der für mehrere hundert Schiffe Raum und trefflichen Ankergrund hat und hinter welchem noch ein kleineres Hafenbecken liegt. Die Engländer, welche eine leidige und lästige Virtuosität darin besitzen, geographische Verwirrung anzurichten und die Erde und den Ocean mit Wellingtons, Victorias, Alberts &c. überschwemmen, haben auch diesen Hafen Port Victoria genannt; so heißt auch die an demselben liegende Stadt.

Die Erzeugnisse der Inseln können unter Umständen von Bedeutung werden; Baumwolle, Zuckerrohr, ausgezeichneter Tabak und Reis gedeihen vortrefflich; und groß ist der Reichthum nutzbarer Hölzer, namentlich auch zum Schiffsbau; der Schiffsbohrwurm (Teredo navalis) kann denselben nichts anhaben. Andere Erzeugnisse sind Mais, Manioc, Kaffee, Cacao, Gewürznellen, Zimmt; Ananas, Brodfrucht, Tamarinde, Mango, Bananen, Guavas, Citronen, Orangen, Yams, Bataten; Rindvieh, Geflügel, Fische und Austern; dazu kommen noch Schildkröten bis zu anderthalb Centner Schwere, und die grüne Art wird nicht selten zwei bis drei Centner schwer. Die erste Art, welche einen „Habichtsschnabel" hat (hawkbilled turtle), wird auf den Inseln Caret genannt. Die grüne aber Tortue. — So weit Lyons Mc. Leod.

Aber alle diese Erzeugnisse, so werthvoll sie sein mögen, sind nicht so berühmt wie die Coco do Mar, Lodoicea Sechellarum, Doppel-Kokosnuß, Cocos Maldiviens, Rumph', Nux medica des Clusius. Wir finden eine Beschreibung des Baumes, welchen Georg Forster in einem Anhange zu seiner Uebersetzung von Rochon's Reise nach Madagaskar, Berlin 1792, S. 143 mitgetheilt hat. Der Baum, so heißt es dort, wird 40 bis 50 Fuß hoch (— nach Mc. Leod S. 224 von 50 bis 120 Fuß, 12 bis 15 Zoll Durchmesser

faßt bis zum Gipfel —), seine Krone besteht aus 10 bis 12 gefiederten Palmblättern und die Gestalt dieses schönen Baumes läßt sich mit einem großen Fächer vergleichen. Jedes große Palmblatt steht auf einem sechs Fuß langen Blattstiele, der am Rand ausgeschweift ist. Unter den Achseln der Blätter kommt ein Büschel hervor, dessen Zweige an ihren Enden die weiblichen Blüthen tragen. Der reifende Fruchtknoten verwandelt sich in eine kugelförmige Frucht, die acht bis zehn Zoll im Durchmesser hat. Die äußere Schale ist dick und faserig, wie an der gewöhnlichen Kokosnuß, und die *Gestalt der Nuß* hat etwas Sonderbares. Sie besteht nämlich aus zwei länglich nierenförmigen, an einer Seite etwas platten, an der andern convexen Hälften, welche in der Mitte an einander gewachsen sind. Im Innern ist sie mit einem milchigen, aber bitter und widerlich schmeckenden Saft angefüllt.

Nach Lyons Mc. Leod haben die Blätter, den Stengel mit gerechnet, welcher stark genug ist, einen Mann zu tragen, zwanzig bis dreißig Fuß Länge. Der Baum trägt erst nach dem zwanzigsten Jahre Frucht und braucht 130 Jahre, bevor er seine völlige Entwickelung erreicht. Insgemein ist die Frucht doppelt, manchmal aber auch dreifach. Sie bleibt etwa drei Jahre am Baume hängen; wenn sie reif ist, fällt sie ab und kann nicht genossen werden, während sie jung einen kühlen, erfrischenden Saft giebt. Die herabgefallene Nuß, vorausgesetzt, daß sie schattig liegt, keimt schon nach einigen Monaten und bildet eine neue Pflanze. Die Krone bezeichnet man als Kohl, und sie wird gegessen wie jene der ächten Kohlpalme.

Diese Doppel-Kokosnuß kommt lediglich und allein auf den drei Inseln Praslin, Curieuse und Ronde, sonst nirgends vor; nur dort trägt sie Früchte. —

Diese waren lange Zeit mit dem Dunkel des Geheimnisses umhüllt, man wußte wohl, daß sie aus dem *Morgenlande* kamen aber ihre eigentliche Heimath blieb unbekannt. Der ferne Orient war im Mittelalter und noch lange nachher die Region der Wunder. Aus ihr kamen, auf langem und weitem Wege, Diamanten und Edelsteine, Gewürze und feine Gewebe, und die Sage war ununterbrochen geschäftig, neue Wunder zu melden. Der Vogel Phönix und der Vogel Rock, das Diamantenthal, die Magnetinsel und dergleichen mehr haben lange die Einbildungskraft im Abendlande beschäftigt.

Hochgeschätzt war auch eine *seltene* Nuß, der man eine ganz wunderbare Heilkraft zuschrieb. So kostbar erachtete man sie, daß sie bei den indischen Kaufleuten, durch welche sie in den Handel kam, als *Tavantschere*, Schatz, bezeichnet wurde. Die Mohammedaner brachten sie mit dem weisen König der Juden in Verbindung, nannten sie *Salomonsnuß* und mit diesem Namen wurde die Frucht auch von den Christen bezeichnet. Sie galt für ein unfehlbares Mittel gegen jede Art von Gift, und wurde deshalb in Europa, namentlich im sechszehnten Jahrhundert, als an den Höfen die Giftmischerei nicht zu den Seltenheiten gehörte, eifrig gesucht. Sie galt außerdem für ein Universalmittel. Wenn man ein Stück von dem harten Nußkern mit Wasser in einem Gefäß aus Porphyr zerrieb und, je nach Beschaffenheit der Krankheit oder nach der Anweisung des Arztes, mit rothem oder weißem Korallenpulver, Ebenholz oder Hirschhorn vermengte, dann wurden alle kranke Säfte aus dem Körper vertrieben. Es galt schon für stärkend und heilkräftig wenn man aus der polirten, aus der Nuß bereiteten Schale reines Wasser trank, und man gab dem Besitzer gern einen hohen Preis für die Erlaubniß, solches Wasser zu genießen. Fürsten ließen solche Trinkgeschirre mit Gold und Edelsteinen verzieren; die Nuß selber galt für antiskorbutisch und wirksam gegen eine gewisse böse Krankheit, welche nach der Entdeckung Amerikas in Europa und Asien weit um sich griff. Man bezahlte eine Nuß mit zwei- bis dreitausend Thalern und glaubte auch dann noch einen guten Kauf gemacht zu haben.

Wuchs sie doch auf einem Baume, von welchem nur *ein einziges Exemplar* auf Erden vorhanden sei! So sagten die indischen Kaufleute. Die Wurzeln dieses Baumes standen im indischen Ocean, nicht weit von Java, irgendwo zwischen den zehntausend Eilanden des östlichen Archipelagus, wo das Meer so tief war, daß man auch mit der längsten Senkleine keinen Grund fand. Aus dieser Tiefe wuchs aber der Salomonsbaum empor bis an's Tageslicht. Auf seinem höchsten Gezweig horstete ein Greif, der allabendlich eine der vielen Inseln besuchte und ein Rhinoceros oder einen Elephanten verspeiste. Und wenn ein Schiff das Unglück hatte, in die Nähe jenes Baumes zu kommen, dann lag es stille, war festgebannt und der Greif fraß alle Matrosen auf, täglich einen. Die reifen Nüsse fielen von den Zweigen in's Meer und wurden von Wind und Wellen in anderen Gegenden an's Land getrieben oder von Seeleuten aufgefischt.

Gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts umschiffte Vasco da Gama die Südspitze von Afrika und eröffnete dem Handel nach Indien eine neue Bahn. Die Portugiesen hatten das „Vorgebirge der Stürme" (Cabo tormentoso) nicht gefürchtet und ließen sich auch nicht durch den Vogel Greif schrecken. Muthig suchten sie nach dem Horste des gefräßigen Unthiers, konnten aber trotz aller Bemühungen denselben nicht auffinden. Aber Salomonsnüsse erhielten sie im fernen Orient auf dem Wege des Handels, und machten daran in Europa großen Profit, denn die Preise blieben hoch. Hatte doch ein indischer König für eine einzige Nuß ein ganzes Schiff sammt der Ladung gefordert und auch erhalten! Der deutsche Kaiser Rudolf der Zweite bot viertausend Gulden für eine Nuß, bekam sie aber nicht, denn sein Gebot galt für zu gering. Aus allen Theilen Europas reis'ten Kranke nach Venedig, Lissabon oder Antwerpen, um Wasser aus ganzen oder zerstückelten Nußschalen zu trinken. Wie viel Betrug mag dabei mituntergelaufen sein!

Nach den Portugiesen drangen auch die Holländer und Engländer in den Indischen Ocean, suchten gleich jenen die Wundernuß, waren aber nicht glücklicher. Aber wenn sie keine sichere Kunde über den Baum mitbrachten, so erzählten sie doch neue Wunder. Sie hätten, sagten sie, auf dem Meeresgrunde ganze Wälder des Baumes gesehen; das Meer sei an solchen Stellen ruhig, spiegelhell und durchsichtig. Ueber den Wellen hatte freilich Niemand den Baum bemerkt, aber so viel stellte sich nach und nach als sicher heraus, daß man die Wundernuß bald im freien Wasser des Indischen Oceans, bald an der Küste von Malabar gefunden hatte; aber am allerhäufigsten traf man sie am Gestade der *Malediven*, welche südwestlich von der Südspitze Indiens, dem Kap Comorin, eine lange Flur von mehreren tausend kleinen Inseln zwischen 1° südl. Breite bis 9° N. Br. bilden. Sie wurde deshalb von den Botanikern als Cocos maldivicus bezeichnet. Garcias ab Horto, der um 1533 schrieb, vermuthete ganz richtig, daß dieser Baum in einem damals noch unbekannten Lande wachse, aus welchem die Nüsse durch Wind und Meeresströmungen nach andern Gegenden getrieben würden.

Dagegen meinten andere Schriftsteller, die Nuß sei ein Produkt des Meeres, noch andere meinten, sie wachse auf irgend einer der vielen maldivischen Inseln. Das war geradezu ein Unglück für die Bewohner dieser letzteren, denn der Schatz reizte die Raubsucht. Ein Herrscher in Bengalen rüstete 1607 eine Flotte aus, landete auf den Malediven, mordete, plünderte und fuhr mit einer reichen Beute heim, unter der sich aber der Salomonsbaum *nicht* befand. Und doch war der Zug unternommen worden, um gerade diesen Schatz zu holen. Dieser Raubzug ist aber für die Erdkunde von großer Erheblichkeit geworden. Der indische Fürst befreite einen französischen Seefahrer aus Laval in der Mayenne in Frankreich, Namens *Pyrard*, der vor sechs Jahren bei den Malediven Schiffbruch gelitten hatte. Er schrieb ein Werk, in welchem er nachwies, daß die Nuß auf jenen Inseln nicht wachse, sondern dort nur angeschwemmt werde; sie werde als Eigenthum des Königs betrachtet, und wenn man eine Nuß finde, werde sie unter großen Feierlichkeiten dem Könige gebracht. Auf Verheimlichung

einer Nuß oder auch nur eines Stücks derselben war Todesstrafe gesetzt.

Nun wußten die Naturforscher des siebenzehnten Jahrhunderts allerdings, daß die Coco do Mar nicht auf den Malediven wuchs, allein woher sie kam, das blieb ihnen nach wie vor ein Räthsel. Aber ein Vaterland mußte sie doch haben! Allerlei sinnreiche Kombinationen wurden auf's Tapet gebracht. Die große indische Halbinsel, so sagte man, habe sich wahrscheinlich einst bis zu den Malediven erstreckt, aber in Folge einer „gewaltigen Zuckung der Natur" seien die Landstrecken, durch welche jene Eilande einst mit dem Kap Comorin zusammengehangen, unter den Wasserspiegel des Oceans hinabgesunken. Der Baum, von welchem die Salomonsnuß komme, wachse fort auf dem Meeresgrunde. Die reife Nuß falle ab und erhebe sich, da sie leichter als das Wasser sei, an die Oberfläche, während Früchte, die auf der Erde wachsen, zu Boden fallen. Glaubte doch selbst der große Rumphius, dessen Herbarium amboinense von großem wissenschaftlichem Werth ist, „daß die Kalapa laut*) (wie die Malayen jene Nuß nennen), kein Erzeugniß der Erde sei; sie falle zufällig in's Meer und verhärte dort; der Baum selbst sei dem menschlichen Auge bisher verborgen geblieben. „Die Nuß ist ein Mirakel der Natur, die größte Merkwürdigkeit, welche das Meer birgt."

Aber jenes „Mirakel" erhielt endlich eine sehr natürliche Aufklärung. Allmälig kamen die Aerzte zu der Ansicht, daß es mit den Heilkräften der Salomonsnuß nicht viel zu bedeuten habe; man untersuchte nämlich die Frucht chemisch. Aber als Seltenheit behielt sie immer noch einen hohen Werth, und in Indien und China, wo man immer noch an ihre Heilkräfte glaubte, wurde sie nach wie vor theuer bezahlt. Man gab immer noch dreihundert Thaler für eine kleine, tausend Thaler für eine größere Nuß, und jene, die einen Fuß im Durchmesser hielten, fanden für dreitausend Thaler willige Käufer.

Plötzlich lief im Jahre 1770 ein französischer Kauffahrer in Calcutta ein und bot, zum Erstaunen aller Leute, eine ganze Ladung Salomonsnüsse zum Verkauf aus. Er ließ sie zu Hunderten auf's Verdeck werfen, und nun war es mit der Seltenheit und den sehr hohen Preisen vorbei. Aber das Geheimniß, von woher diese Nüsse gekommen waren, behielt er anfangs für sich, vertraute es aber nachher einem englischen Kaufmannshause an, das noch in demselben Jahre eine Ladung Nüsse nach Bombay brachte.

Mit der Entdeckung verhielt es sich in folgender Weise. Der schon früher erwähnte Mahé de Labourdonnaye hatte 1743 einen Seeoffizier, Picault, von Isle de France nach den Seychellen geschickt, um diese Inselgruppe näher zu erforschen. Dieser entdeckte einige früher nicht bekannte Eilande, deren eines er als Palmeninsel bezeichnete, weil auf ihr eine große Menge prächtiger Palmen standen. Weiter bemerkte er nichts. Eine neue Expedition ging 1768 nach den Seychellen; Befehlshaber war Kapitän Duchemin, der einen Hydrographen, Barré, mitgenommen hatte. Dieser fand, daß die Palmen auf der eben bezeichneten Insel als Frucht die Coco do Mar, Salomonsnuß, trugen, sprach aber darüber nur mit dem Kapitän. Im Jahre 1770 gingen sie dann wieder nach der Palmeninsel und schafften jene Ladung Nüsse nach Calcutta. Die Insel bezeichneten sie mit dem Namen Praslin, welchen sie behalten hat.

Wir haben schon gesagt, daß die Lodoicea Seychellarum ein prächtiger Baum ist. Die zwanzig Fuß langen Blätter werden bis zu zehn Fuß breit. Alljährlich bildet sich in der Mitte des Gipfels ein neues Blatt, das wie ein Fächer geschlossen und von einer Art dunigen Ueberzuges geschützt ist und sich senkrecht bis zu zehn Fuß Höhe emporhebt, ehe es sich öffnet und anmuthig biegend nach unten hinüberhängt. Vom Baume fällt alljährlich ein Blatt, das älteste, ab und läßt einen Ring oder eine Narbe zurück; an diesen Narben kann man das Alter des Baumes genau erkennen. Einige Palmen sind vierhundert Jahre alt und noch immer kräftig.

Die männlichen und weiblichen Blüthen wachsen auf verschiedenen Bäumen. Etwa im dreißigsten Jahre setzt die weibliche eine große Fruchttraube an, die aus fünf bis sechs Nüssen besteht, und jede derselben ist von einer äußern Hülle, etwa wie bei der Kokos, umschlossen. Die Nuß selbst hat etwa einen Fuß Länge, ist länglichrund und an einem Ende abgeplattet. Die Traubenbüschel wiegen mehr als einen halben Centner. Die großen Blätter werden beim Häuserbau nützlich verwandt, namentlich zum Dachdecken, aus der Nuß bereitet man allerlei Haus- und Schmuckgeräth. Aus hundert Blättern kann man bequem ein ganzes Haus bauen.

Diese Palme auf den Seychellen ist ein sehr schöner und sehr nützlicher Baum, aber der Wunderglaube, welcher sich früher an ihn knüpfte, ist für immer dahin.

*) Kalapa: the coconut palm, a coconut, Cocos nucifera. Kalapa laut: the Seychelle or sea coconut, Lodoicea sechellarum. Siehe Grammar and dictionary of the Malay Language, with a preliminary dissertation, by John Crawfurd. London 1852. Vol. II. p. 72. La-ut ist bekanntlich das malayische Wort für Meer, Ocean. A.

Eine Gazellenjagd in Persien.

Die Araber haben das Vergnügen, welches die Jagd gewährt, oftmals in Versen verherrlicht. „Sie verscheucht alle Sorgen aus dem Gemüthe, kräftigt den Geist, erfreut das Herz und macht den Leib gesund. Sie bildet gute Reiter; der Jäger muß sich rasch in den Sattel schwingen und fest auf dem Rosse sitzen; mit diesem sprengt er über Felsen und Abgründe, über Sand und Strauch. Der Jäger ist ein muthiger Mann."

Dem Europäer gewährt es keine geringe Lust, mit den Persern auf die Jagd zu gehen; Alles an ihr ist eigenthümlich, man glaubt sich in's volle Mittelalter versetzt. Ein Reisender schildert solch eine Pürsch, die er im persischen Kurdistan, in der Ebene von Weramin, mitmachte.

Der Falke spielt dabei eine Hauptrolle, er ist der Hasen und Gazellen gefährlichster Feind. Auf den sandigen, vielfach welligen und eingefurchten Ebenen sind beide Thiere häufig; sie nähren sich von dem spärlichen Gesträuch und namentlich vom Thymian, der in großer Menge wächst. Sobald ein Hase in Sicht kommt, schießen die Windhunde wie Pfeile hinter ihm her, und der Falke wird losgelassen. Anfangs kreist er hoch in den Lüften, dann fällt er wie ein Blitz auf den Hasen herab und packt ihn am Halse. Manchmal ist aber Meister Lampe so kräftig, daß er den Falken eine Strecke weit mit sich fort schleift. Aber dieser läßt nicht gern los, und bald sind die Windhunde zur Stelle. In diesem Fall ist der Hase natürlich verloren; aber nicht immer glückt dem Falken der Stoß, und wenn das der Fall ist, wird er übellaunig und verliert die Lust; dann müssen die Hunde allein das Beste thun; aber dadurch wird die Jagd mühsam, und manchmal kommt der Hase mit heiler Haut davon.

Wir hatten, so erzählt ein europäischer Jäger, uns nicht zu beklagen; der Morgen war gut ausgefallen, und nun wollten wir



Gazellenjagd in Persien.

frühstücken. Unser Tisch — die sandige Wüste! Teppiche wurden ausgebreitet und die Köche machten sich an's Werk. Bald knisterte ein Feuer, welches sie mit dem dürren Gesträuch unterhielten, und über demselben staken am Spieße große Stücken Hammelfleisches, die im Voraus hergerichtet waren und jetzt am Feuer reichlich mit Salz und Pfeffer beschüttet wurden. Auch ein Paar Hasen wurden geopfert; das Vordertheil bekamen die Hunde, die ja eben so gut für Ungläubige gelten, wie wir Europäer; wir nahmen das Hintertheil und den Rücken.

Das Kebab, denn so nennen die Perser das Hammelfleisch, welches sie am Spieße braten, war sehr zart und von ganz vortrefflichem Geschmacke. Der schon am Abend vorher gekochte Reis wurde aufgewärmt, und an klarem Wasser hatten wir keinen Mangel. Pferde, Hunde, Falken und Menschen wurden gespeist und getränkt; über uns lachte ein heiterer Himmel und nirgends war ein Schatten, außer dem, welchen wir selbst warfen.

An einem andern Tage hatten wir Gazellenjagd. Mit Sonnenaufgang waren wir Alle auf den Beinen. Der Falke und die Hunde, welche ihr Meisterstück machen sollten, hatten am Tage vorher fasten müssen. Zwei persische Nomaden (Ilivats) führten den Zug als Späher und sahen die wilden Thiere schon, wenn unsere europäischen, weniger geübten Augen noch nichts erblickten. Wenn sie einen gelben Fleck am fernen Horizont bemerkten, sprachen sie: „Seht dort, eine Gazelle!" Und allemal hatten die Nomaden Recht. Auch das Gehör ist bei diesen Söhnen der Wüste wunderbar scharf und fein.

Sobald die Jäger Gazellen erblicken, schleichen sie mit Vorsicht näher, um zu sehen, wie viel Thiere beisammen sind und nach welcher Richtung hin sie beim Aesen gehen. Die Art und Weise, Jagd auf sie zu machen, wird durch die Bodenbeschaffenheit bedingt und bestimmt. Bei der Renn- und Hetzjagd verfährt man in folgender Weise: Man bringt Hunde und Falken den Gazellen so nahe als möglich und die Reiter halten sich dicht neben einander. Die Gazellen bemerken aber bald, daß in ihrer Nähe etwas Außergewöhnliches vorgeht, schauen mit ihren großen, klaren Augen nach der Richtung hin, in welcher sie Unrath wittern, spitzen die Ohren und schnobern mit der Nase. Sobald sie dann wissen, daß man ihnen nachstellt, rennen sie fort wie der Wind und gewinnen manchmal einen so weiten Vorsprung, daß man sie nicht einholen kann. Aber der Falke durchschneidet die Lüfte, die Windhunde rasen über den Sand, welchen sie kaum streifen, die Jäger sprengen hinterher in verschiedenen Richtungen. Die Hunde gewinnen in der Regel anfangs einen Vorsprung, aber das dauert nicht lange; sie bleiben zurück, und dann lassen die Jäger eine zweite Meute los, welche sie auf den Pferden lose oder in Körben mit sich genommen haben. Nun aber ist der Falke über den Gazellen, er wählt sich ein Opfer aus dem Rudel und die Hunde folgen ihm. Plötzlich schießt er hernieder auf den Kopf des Thieres und benimmt ihm durch den Schlag seiner Flügel das Augenlicht. Die Gazelle springt auf oder zur Seite, aber sie ist ihrer Bewegung nicht mehr mächtig; ihre Bemühungen, sich des Feindes zu entledigen, sind vergeblich, er krallt sich mit den Fängen immer tiefer ein, und während er sein Opfer an Hals, Augen und Kopf peinigt, sind auch die Hunde herbeigekommen, packen die Gazelle an den Hinterläufen und machen dem armen Thiere das Garaus.

Aber die Gazelle ist gerettet, wenn der Falke seine Schuldigkeit nicht thut und obendrein keine zweite Hundemeute in Vorrath ist. Dann hat die erste nur vergebliche Arbeit und muß zurückgerufen werden.

Der Falke wird darauf abgerichtet, seinen Angriff gegen die Augen zu richten. Zu diesem Behuf nimmt der Falkenmeister eine mit Stroh ausgestopfte Gazellenhaut und steckt Fleisch in die Augenhöhlen. Sobald er dann dem hungrigen Raubvogel die Haube abnimmt, stürzt dieser auf den Kopf der Strohpuppe los und frißt das Fleisch.

Man betreibt aber die Gazellenjagd auch noch auf andere Weise. Die Schützen bilden auf dem Anstand einen weiten Halbkreis, in dessen Mitte die Gazellen sich befinden. Sie verbergen sich, so gut es eben gehen will, hinter dem Gesträuch, legen sich platt auf den Bauch und verhalten sich ganz still. Eine andere Abtheilung beschreibt inzwischen ganz langsam die andere Hälfte des Kreises. Die Gazellen merken lange gar nichts, sobald sie aber den Feind wittern, suchen sie zu entrinnen.

Diese persische Gazelle gleicht der Antilope und sieht im Bau einem Reh ähnlich. Hals, Rücken und die Außenseite der Beine sind hellbraun, Bauch und Hintergestell schön weiß, der mit schwarzen, spitzen Hörnern bewehrte Kopf ist grau und braun, das Auge mit einem weißen Ring eingefaßt.

Die Jäger schießen in das Rudel hinein; ein verwundetes Thier ist allemal verloren und wird von den Hunden überholt. Zuweilen benutzt man auch Kameele bei der Gazellenjagd. Das große Thier ist der flüchtigen Gazelle bekannt und sie fürchtet sich nicht vor demselben. Der Jäger, welcher eine Falle gestellt hat, sucht nun, auf dem Kameele reitend, jene in dieselbe zu treiben. In der Nähe liegen ohnedies andere Jäger auf dem Anstand und passen auf.

Uebrigens ist auf manchen persischen Wüstenflächen der Sand so fein und leicht, daß er beim geringsten Windzug in die Luft getrieben wird, und dann ist keine Jagd möglich.

Der Zobel am Amurstrom.

Der Zobel hat für das Amurland, wie für die nordischen Wildnisse Asiens überhaupt, lange die Rolle des goldenen Vließes gespielt. Das Jagen nach diesem Thiere trug wesentlich zur Entdeckung und Eroberung des Landes bei. Den ersten kühnen Freibeutern, welche vor mehr als zweihundert Jahren das Amurland betraten und in blutigen Kämpfen mit den Eingeborenen und mit den Chinesen sich bis an die Mündung des Stromes Bahn brachen, hat das Zobelfell als ein nicht geringer Lohn ihrer Mühen und Gefahren vorgeschwebt.

Als wir neulich Dr. Leopold von Schrenck's „Reisen und Forschungen im Amurlande in den Jahren 1854 bis 1856", St. Petersburg 1858, lasen, fanden wir im ersten Bande eine sehr eingehende Darstellung über den Zobel, welcher wir die folgenden Angaben auszugsweise entlehnen.

Die russischen Freibeuter drangen in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts in Sibirien immer weiter nach Osten vor, erpreßten von den Landesbewohnern reichen Tribut an Zobeln und schickten die Felle nach Jakutsk und Moskau. Pojarkow, der 1644 in der Nähe der Amurmündung überwinterte, brachte von den Giljaken, welche an der Küste des Festlandes und dem westlichen Gestade der Insel Sachalin wohnen, 12 Zimmer Zobel und 16 Zobelpelze mit; und später sammelten Stepanof und Puschtschin eine Tributkasse von 120 Zimmern Zobel ein. Aber diese erzwungene Abgabe ging nicht regelmäßig ein, weil die Kriege

zwischen Chinesen und Russen hindernd einwirkten; auch mußten sich die Letzteren, in Folge des Nertschinsker Vertrages von 1689, ganz vom Amurstrome zurückziehen.

Schrenck traf den Zobel in dem von ihm bereis'ten Theile der Mandschurei und überall spielt er bei den Eingeborenen eine große Rolle, denn er ist das wichtigste ihrer jagdbaren Pelzthiere; er bildet die Einheit in der relativen Werthschätzung aller Pelzwerke, ist die gangbarste Münze im Tauschhandel jener Völker und ein unentbehrlicher Faktor ihres Wohlstandes. Am rechten Ufer des Argun (einem der beiden Hauptquellströme des Amur), hat er an Menge schon sehr abgenommen, wie überhaupt am obern Amur, und statt seiner richten die Jäger nun ihr Hauptaugenmerk auf das Eichhörnchen. Dieses hat um so stärker zugenommen, je mehr sich sein Hauptfeind, der Zobel, verminderte, und jetzt bildet es in dem Maße den Hauptertrag der Jagden, daß man diese überhaupt schlechtweg als Bjelkowjo, d. h. Eichhörnchen-Jagden, bezeichnet. Der Zobel kommt wahrscheinlich auch an den linken Zuflüssen des Sungari vor; in den waldreichen Gegenden am obern Usuri ist er nicht selten und die Chinesen erhoben dort von den Jagdnomaden Tribut in Zobelfellen. Schrenck traf dort einen chinesischen Beamten, welcher mit solchen und anderen Pelzwerken reich beladen war. Der Zobel kommt in jener Region nach Süden hin bis zum 44.° N. Br. vor, und wahrscheinlich setzt erst das Verschwinden aller Nadelholzwaldung auch im Gebirge seiner Verbreitung nach Süden hin eine Grenze. Denn für die letztere ist Waldung, namentlich von Nadelholz ein nothwendiges Element. Da wo sie verschwindet und wo am untern Laufe des Ussuri die Ufer eben und wiesenartig sind, findet man ihn nur im Gebirge, und dasselbe ist am Amur der Fall.

Deshalb legte die chinesische Regierung stets Werth auf den Besitz der nördlich vom Amur gelegenen waldreichen Gebirge, denn sie waren „reiches Zobelland“. Unterhalb des Ussuri, wo der Amurstrom sich nach Norden wendet und bis an seine Mündung ein gebirgiges und waldreiches Gelände durchströmt, nähert sich der Zobel mit der Nadelholzwaldung mehr und mehr den unmittelbaren Ufern des Stroms, welche er an der Mündung des Goriefluſſes erreicht; von dort beobachtete Schrenck ihn bis an die Meeresküste in großer Zahl.

Während der Jahre 1854 bis 1856, in welche Schrenck's Wanderungen durch jene Region fallen, flossen den Handelsleuten aus Irkutsk und von der russisch-amerikanischen Handelsgesellschaft vom untern Amur her viele tausende von Zobelfellen zu.

Dieses Pelzthier hat sich aber auch über die anliegenden Inseln verbreitet, z. B. auf den Schantarischen Eilanden, auf Sachalin, wo es noch häufiger ist als auf dem Kontinente, bis an das Südende vorkommt und im Handel der Japaner von Bedeutung ist. Vielleicht und wahrscheinlich liegt an jenem Südende der genannten Insel seine Aequatorialgrenze.

Der Zobel hat keine gleichmäßige Farbe; er bietet eine Reihe von Schattierungen dar, von einer beinahe schwarzen bis zu einer hellbraunen, röthlichen und gelblichen. Bei der Beurtheilung des Handelswerthes kommen diese Verschiedenheiten sehr in Betracht. Je dunkler das Fell, um so theurer, je heller, um so wohlfeiler ist es. Ein geübter Zobelkenner kann beim ersten Blick auf ein Fell die Gegend Sibiriens oder den Fluß bezeichnen, von welchem das Thier herrührt. Im Amurlande gilt als Regel, daß der Zobel, je weiter nach Ost und Süd, also je mehr er sich von dem Innern nach der Meeresküste und von den nordischen Wildnissen Sibiriens nach den gemäßigteren Gegenden hin entfernt, auch desto mehr an Güte abnimmt, denn das Haar verliert an Schwärze und Dichtigkeit. In Sibirien jagt man die besten Zobel an der Olekma und dem Aldan, und jene am obern Amur stehen den sehr geschätzten Nertschinskischen Zobeln nur wenig nach. Das gilt namentlich von jenen in der Umgend von Albasin. Die Eingeborenen (die Mangunen und Giljaken) unterscheiden nach der Güte des Felles den Zobel vom linken und jenen vom rechten Amurufer. Auf der Insel Sachalin kommt er meist so hell vor, daß er kaum dem schwarzen Thiere aus dem Innern Sibiriens ähnelt. Schrenck erkennt in ihm eine interessante Mittelform zwischen dem asiatischen und dem nordamerikanischen Zobel, welche die größte Aehnlichkeit mit dem letztern hat, nur ist er mehr graubraun, jener amerikanische dagegen mehr röthlich-braun.

Vom Innern Sibiriens aus nach Westen hin zeigt sich eine Abnahme in der Güte der Zobelfelle, und auch nach Osten hin ist in manchen Strichen dasselbe der Fall. Jene auf Kamtschatka sind heller, dagegen werden die von den Küsten des ochotskischen Meeres mit für die besten gerechnet. Aber die allerbesten Zobel, welche es überhaupt giebt, sind, wie schon bemerkt, jene an der Olekma. Von dort findet eine Abnahme der Schwärze nach Westen über den Fluß Witim, nach Osten über den Aldan, und dann auch nach Norden und Süden statt. Mit dieser Erscheinung stehen Schrenck's Beobachtungen im Amurlande im Einklange.

„Wir sehen“, sagt er, „die Linien wachsender, schönerer und kräftigerer Entwickelung des Zobels, gleich Radien nach einem Mittelpunkte, nämlich der Gegend an der Olekma, zusammentreffen. Dort im Innern Ostasiens müssen wir daher auch die ursprüngliche Heimath, den Mittel- und Ausgangspunkt der Verbreitung des Zobels annehmen. Wir sehen diesen Punkt innerhalb des sibirischen Kontinents, in einem ausgesprochen kontinentalen Klima, mit den excessivsten Winterfrösten, in der Nähe der Kältepole und dabei in einer gebiegigen, mit hoher nordischer Nadelwaldung bestandenen Regionen liegen. In der Vereinigung dieser verschiedenen Momente müssen wir deshalb auch die der Entwickelung dieses Thieres günstigen Bedingungen erblicken, und in deren theilweiser, allmäliger, größerer oder geringerer Abnahme von jenem Punkt aus, den Grund seines allmäligen Verkümmerns und die Erklärung für die Grenzen seiner Verbreitung suchen.“

Pallas meinte, daß namentlich die Schwärze des Felles von der Art der Waldung abhänge, welche der Zobel bewohnt; die besten sollen in Tannenwäldern, weniger dunkle in Pappel- und Weidengehölzen, die hellsten endlich in Lärchen- und Cedernwaldungen und Gestrüppen vorkommen. Mit diesen Bemerkungen stimmen auch Schrenck's Beobachtungen überein. Die Insel Sachalin, wo der schlechteste Zobel vorkommt, ist zugleich das Cederland des Amurstromes. Aber der Charakter der Waldung darf doch nicht als alleiniges leitendes Moment angesehen werden. Das Bestimmende für die Verbreitung und kräftigste Entwickelung des Zobels liegt vielmehr in dem Zusammentreffen mehrerer Momente.

Kleine Nachrichten.

Der australische Kontinent zum dritten Male durchwandert. Burke und Landsborough haben in M'Kinlay einen Nachfolger erhalten. Dieser Reisende war von den Außenbezirken Südaustraliens nach Norden hin bis zum Carpentariabusen und von dort nach Port Denison in Queensland gegangen. Am 18. September war Kapitän Adams mit der Brigg Fortune in Sydney aus Port Denison angekommen und brachte Kunde, daß M'Kinlay glücklich eingetroffen sei, und zwar in der ersten Hälfte des Julimonats. —

In Melbourne wird eine Eisenbahn nach dem Golfe von Carpentaria projektirt. Ein Bericht sagt: „Vielen erscheint der Vorschlag als Wahnsinn, es sollte mich aber gar nicht wundern, wenn binnen vier und zehn Jahren die Sache gethan wäre. Die ganze Gegend im Osten der von Landsborough durchwanderten Linie wird bald von Ansiedlern in Besitz genommen sein, und man wird dann für erleichterten Transport sorgen müssen. Eine Bahn mit Plattschienen (Tramway) bis nach Carpentaria, und ein elektrischer Telegraph zur Verbindung mit Europa wird nicht allzulange auf sich warten lassen."

Uebrigens haben sich im Laufe dieses Jahres wieder die bekannten scharfen meteorologischen Gegensätze in Australien empfindlich bemerkbar gemacht. Vom nördlichen Queensland bis zum Kap Howe (Südost-Australien) herrschte entsetzliche Dürre, welche den ganzen Osten heimsuchte, während nach Westen hin, in Victoria und Süd-Australien, Regen in ungeheurer Menge fiel.

Aufstand der Neger in St. Vincent. Da wo keine indischen und chinesischen Arbeiter auf den Antillen beim Plantagenbau thätig sind, haben die weißen Leute mit den Negern große Noth und müssen sich nicht selten übertriebenen Forderungen fügen. Die Neger wollen nicht arbeiten, falls sie nicht außer dem Taglohn auch Rum, Zucker und dergleichen mehr erhalten. Auf einzelnen Pflanzungen der westindischen Insel St. Vincent ist nun die Rumvergütung ihnen entzogen worden, weil sie schädlich wirkte. Sofort stellten die Neger alle Arbeit ein. Dazu hätten sie ein Recht gehabt; aber sie gingen weiter, rotteten sich zusammen und mißhandelten nicht nur den Aufseher der Pflanzung, sondern auch die Polizei, welche herbeikam, um Ruhe zu stiften. Dann bewaffneten sich mehrere hundert Männer und Frauen mit Messern, Flinten und Knütteln, bliesen auf ächt afrikanische Art Lärm vermittelst großer Seemuscheln, legten Feuer an die Zuckerfelder, steckten Häuser in Brand und stürmten wie Rasende auf der Insel umher. Von Mount Bentinck zogen sie aus, verwüsteten was sie unterwegs fanden, schlugen auf alle Weiße ein, Weiber und Kinder nicht ausgenommen, und zogen im Oktober gegen die Stadt Kingstown.

Die Negerunruhen wurden so gefährlich, daß der Gouverneur Musgrave den Kriegszustand verkündete und in aller Eile 150 Freiwillige aufrief, welche sofort mit einigen Kanonen ausrückten. Die Ruhestörer hatten mit dem schwarzen Pöbel in der Stadt Einverständnisse angeknüpft und mit ihnen verabredet, Kingstown erst auszuplündern und dann in Brand zu stecken. Am 2. Oktober ritten die Freiwilligen unter Major van Heyningen den Meuterern entgegen, die, etwa 800 Köpfe stark, unweit der Stadt lagen. Nachdem sie einige Gegenwehr geleistet hatten, stoben sie aus einander und flüchteten in die Wälder. Diese Niederlage kam gerade recht; denn als sich die Nachricht von derselben verbreitete, wurden ein paar tausend andere Neger stutzig. Diese hatten sich nämlich in einem andern Theile der Insel zusammengerottet und zogen eben gegen Georgetown, um diese Stadt zu plündern und einzuäschern. Die Dinge waren aber doch noch sehr ängstlich; da kam zum Glück ein Kriegsschiff von dem benachbarten Barbadoes mit einer Abtheilung Soldaten, welche sofort landeten, Streifzüge machten und etwa zweihundert Neger gefangen nahmen.

Nun kam die Beichte, und es stellte sich heraus, daß die Rumfrage nur ein Vorwand gewesen war. Unter den Negern der Insel hatte sich seit längerer Zeit eine Verschwörung gebildet, die einen durchaus kommunistischen Zweck hatte. Die Neger, so lautet der Bericht, wollten sämmtliche Plantagen auf St. Vincent sich aneignen und alle Weißen und Mulatten ermorden; vor allen Dingen hatten sie aber schon die weißen Frauen im voraus unter sich vertheilt: die Rädelsführer hatten die schönsten für sich ausgesucht.

Die alte Klage, daß es am Ende den Weißen gar nicht mehr möglich sei, neben den freien Negern in Westindien zu leben, wird jetzt abermals erhoben. Es muß aber auch bemerkt werden, daß die Neger den Mulatten eben so feind sind, wie den Weißen, und daß sie es auch auf deren Ausrottung absehen. Die Geschichte von Haiti, welche sich so wesentlich um einen Kampf zwischen Negern und Mulatten dreht, zeigt gleichfalls, wie tief Haß und Abneigung zwischen den schwarzen und gelben Leuten, den urwüchsig barbarischen Afrikanern ungemischten Blutes und den Mischlingen, ist.

So lange England diese westindischen Inseln im Besitz hat, kann ein allgemeiner Ausbruch der Negerbarbarei durch Waffengewalt verhindert werden; aber man denke einmal, was kommen müßte, wenn dieser Schutz der Bayonnette fehlte! Es wäre gewiß zweckmäßig, wenn jeder Abolitionist von Profession auf irgend einer der Antillen ein halbes Dutzend Lehrjahre unter freien Negern zu verleben hätte. Vielleicht kämen dann wenigstens Einige zum Nachdenken; Alle gewiß nicht, denn Fanatiker und Doktrinäre beharren bei ihrer Formel. Sie können nie Unrecht haben; ihnen gegenüber hat nur die ganze Welt Unrecht, und in den Thatsachen liegt für solche Doktrinäre kein Beweis und keine Logik.

Deportirte in West-Australien. In der Novembersitzung der Londoner geographischen Gesellschaft sprach Gouverneur Kennedy über West-Australien; nach dieser Kolonie werden auch jetzt noch Verbrecher deportirt, und man hat aus England etwa 7000 dorthin gesandt. Diese Diebe, sagte der Gouverneur, sind ehrliche Menschen geworden. Der Procentsatz von Verbrechen ist in West-Australien geringer als irgendwo in den britischen Besitzungen, denn die Leute werden zur Arbeit angehalten, und haben stets Arbeit vollauf. So lange auf je einen Verbrecher zwei freie Einwanderer in die Kolonie kommen, habe diese gar nichts gegen die Aufnahme der ersteren einzuwenden. —

Wir unsererseits meinen, daß Gouverneur Kennedy ganz recht habe. Es ist viel zweckmäßiger, Verbrecher in neue Länder zu bringen, wo sie vollauf zu arbeiten haben, von ihrem lasterhaften Umgange getrennt und alten bösen Gewohnheiten und Versuchungen entrückt sind, als sie in Europa erst in Gefängnisse zu sperren und nach „abgesessener" Strafe wieder frei zu lassen, um unter zehn Malen neun Mal rückfällig zu werden und eine Pestbeule der Gesellschaft zu bleiben. Aber unsere moderne Philanthropie, die freilich oft in einem wunderlichen Labyrinth umhertaumelt, hat sich gegen die Deportation erklärt.

Deutsche Kolonien in Brasilien. Ueber die deutschen Niederlassungen in der Provinz Santa Catharina giebt das zu Rio de Janeiro erscheinende Journal do Commercio einige Mittheilungen aus dem Berichte des Präsidenten der Provinz.

Die Kolonisten, sagte er, leben im Allgemeinen zufrieden, haben aber mit mehr oder weniger Schwierigkeiten zu kämpfen, und die Entwickelung geht langsam. Die im März 1851 gegründete Kolonie Donna Francisca zählte 1854 erst 1194 Seelen, jetzt 919 Familien, zusammen mit 3050 Köpfen. Sie hat große Pflanzungen von Mandioca, Mais, Bohnen, Reis, Zuckerrohr und Tabak, auch manche industrielle Unternehmungen, z. B. 42 Mandiocamehl-Fabriken, 20 Zuckerfabriken, 5 Mais- und Reismühlen. Zwei Kolonisten haben eine Art Seidenraupe entdeckt, dieselbe anderthalb Jahre lang beobachtet und versprechen sich große Vortheile von ihr. Auf der Kolonie Sta. Isabel befinden sich 681 Personen; in der 1860 gegründeten Niederlassung Brusque 727; die Kolonie Blumenau zählt etwa 1500 Seelen.

Vom Juni 1860 bis März 1862 sind in der Provinz Sta. Catharina 1224 Personen eingewandert. Der Staat hat für die Kolonisation in dieser Provinz von 1855 bis 1861 verausgabt 506,950 Milreis, etwa 362,000 Thaler nach deutschem Gelde.

Civilisation auf Sicilien. Wir erwähnten jüngst der ungeheuren Menge von Mordthaten auf der Insel Korsika. Jetzt wird unterm 18. November aus Palermo auf Sicilien geschrieben: „Ueberall auf der Insel herrscht Furcht und Verbitterung, Schrecken und Verheerung, Kampf und Mord. Man kann die Zustände in den drei Worten zusammenfassen: Elend, Blut und Thränen. Allenthalb Raub, Mord, Diebstahl; in allen Zweigen der Staatsverwaltung herrscht Bestechung, statt der Freiheit Belagerungszustand. Vom 1. Januar bis zum 25. Oktober 1862 wurden im Bereiche des Palermitaner Gerichtsbezirkes 6745 Verbrechen begangen; davon waren Bluttbaten 743, qualificirte Diebstähle 1099, verschiedene Verbrechen 931, Gewaltthätigkeiten 3134, Gesetzesübertretungen 838! In weniger als fünf Monaten also 743 Bluttbaten; aber dabei sind die unzähligen Körperverletzungen,

welche unter der allgemeinen Bezeichnung „Gewaltthätigkeiten" begriffen sind, nicht mitgerechnet.

Aus Hinterindien. Siam und die Franzosen. Wir haben wiederholt darauf hingewiesen, daß Frankreich großen Werth darauf legt, sich in Hinterindien eine Machtstellung zu verschaffen. Darin liegt der Grund zu dem Kriege, welchen es gegen den König von Annam vom Zaune brach. Es erzwang einen Frieden, welcher ihm das östliche, bisher dem Kaiser von Annam unterworfene Kambodscha, das Deltaland des Mekong, verschaffte. Die Hauptstadt der neuen Besitzung ist Saigong. Der westliche Theil von Kambodscha bildet eine Provinz des Königreichs Siam, aber auch auf diesen haben es, den jüngsten Nachrichten zufolge, die Franzosen abgesehen. Sie trachten dahin, den ganzen Lauf des großen und schönen Mekong, welcher aus dem südwestlichen China herabströmt, von sich abhängig zu machen, während Engländer zu Rangubn in Barma den, bis auf Weiteres noch phantastischen, Plan entworfen haben, von dieser Stadt aus eine Eisenbahn nach jenem südwestlichen China (der Provinz Yün nan) zu bauen. Die Provinz Kambodscha, in soweit sie nördlich von dem an die Franzosen abgetretenen Theile liegt und siamesisch ist, befindet sich in einem Zustande der Rebellion; ein Nachkomme der früheren Könige will das Land wieder unabhängig machen. Nun behaupten die Franzosen, siamesische Truppen hätten bei Verfolgung der Aufständischen sich einer Gebietsverletzung schuldig gemacht. Das ist aber lediglich ein Vorwand, denn eine auch nur annähernd festbestimmte Grenzscheide ist in jenen Gegenden gar nicht gezogen worden. Aber der französische Admiral Bonnard hat schon mit dem siamesischen Hof angebunden, indem er Klage über Gebietsverletzung führte. Auch kündigte er an, daß er einige bewaffnete Fahrzeuge stromauf geschickt habe und auf einen freundlichen Empfang derselben rechne.

Barma ist im Verfall; indem die Engländer diesem Staate das Mündungsgebiet des Irawaddy und die Seeküste wegnahmen, unterbanden sie ihm die Lebensadern. Barmanische Streifschaaren, „Banditen", machen Einfälle in's britische Gebiet und haben auch einige Engländer ermordet. Nun ist Oberst Phayre, aus dessen von Yule geschilderter Gesandtschaftsreise nach Amerapura wir im Globus Mittheilungen gegeben haben, nach der gegenwärtigen Hauptstadt Mandalay abgegangen, um vom Kaiser Genugthuung zu fordern und endlich einen bündigen Vertrag zu erpressen, gegen welchen der barmanische Kaiser bis jetzt sich mit Hartnäckigkeit gesträubt hat. Die Engländer in Rangubn meinen, daß ein Krieg unausbleiblich sei und ein Schreiben von dort äußert: „Die Barmanen glauben, daß wir ihr ganzes Land einverleiben wollen, und es erleidet auch keinen Zweifel, daß wir uns nicht ewig mit unseren Grenzwäldern begnügen können. Die goldene Halbinsel gewinnt mit jedem Jahre größere Wichtigkeit; auf der einen Seite haben die Engländer, auf der anderen die Franzosen festen Fuß gefaßt."

Die Holländer im Indischen Archipelagus. Streit über Sumatra. Die Briten beneiden den Holländern die schönen Besitzungen in der ostindischen Eilandsflur, und diese erblicken in jenen lästige Eindringlinge und unwillkommene Nachbarn. Nun ist ein Zank über Sumatra entstanden. Die obere Hälfte dieser Insel bildet die Ostgrenze einer der wichtigsten Fahrbahnen im Ocean, nämlich der Malakkastraße, in und an welcher die Engländer drei wichtige Punkte inne haben: Singapore, Malakka und Pulo Pinang. Die Nordspitze steht unter einem unabhängigen malayischen Fürsten, dem Könige von Aschin (Achren), in dessen Lande der vortreffliche Pfeffer wächst, welcher von Pulo Pinang in den Handel kommt. Während der napoleonischen Kriege hatten die Engländer sämmtliche holländische Besitzungen des Archipelagus besetzt, gaben nach dem Frieden, insbesondere 1824, dieselben wieder zurück, behielten aber Malakka, Ceylon und das Vorgebirge der Guten Hoffnung. In dem Vertrage von 1824 war die Fortdauer der Selbständigkeit aller bis dahin unabhängigen Staaten auf Sumatra festgestellt und ausgemacht worden, daß dem Handel der Engländer wie der Holländer mit jenen Staaten kein Hinderniß in den Weg gelegt werden solle. Nun beklagen sich die Engländer darüber, daß Holland auf Sumatra rücksichtslos annektirt und den Handel von Pulo Pinang geschädigt habe. Schon 1841 remonstrirten sie dagegen; aber vor etwa fünf Jahren nahmen die Holländer das Fürstenthum Siak, das so ziemlich Malakka gegenüber liegt, in Besitz, und jetzt beanspruchen sie die Oberherrlichkeit über alle Pfefferhäfen von Siak nach Norden hin bis Aschin; auch in Langkat haben sie bereits ihre Flagge aufgezogen. Die malayischen Fürsten haben sich mit Beschwerden an die Engländer gewandt, diese haben ein Kriegsschiff nach Langkat geschickt, und von London aus hat man eine scharfe diplomatische Note nach dem Haag gesendet.

Wir wollen hier bemerken, daß auf der Südostküste von Borneo, in Banjarmassing, welches unsere Leser aus der vorigen Nummer kennen, wieder in Aufstand ausgebrochen ist, welcher den Holländern viel zu schaffen macht.

Ostindiens Staats-Einnahmen und Ausgaben. Für das Jahr 1863 sind die ersteren auf 42,971,200 Pfund Sterling, die letzteren auf 36,329,400 veranschlagt worden. Die Vertheilung findet in folgender Weise statt:

Provinzen.	Einnahme.	Ausgabe.	
Bengalen . . .	12,820,746	5,258,001	Pfd. St.
Nordwest-Provinz	5,502,000	2,251,932	„ „
Audh	1,160,900	763,900	„ „
Pendschab . . .	2,843,200	1,136,515	„ „
Bombay und Scinde	7,121,862	3,378,948	„ „
Berar	355,400	103,800	„ „
Central-Provinzen	725,300	620,600	„ „
Madras	6,395,891	3,275,665	„ „
Straits Settlements	153,800	120,390	„ „
Barma	733,000	529,031	„ „
Haiderabad . . .	11,700	9,110	„ „

Unter den Straits Settlements versteht man die englischen Niederlassungen an der Straße von Malakka, z. B. die Insel Pulo Pinang und die Stadt Malakka. Auch Singapore gehört dazu. Haiderabad ist eine „Residentschaft."

Wir wollen hier bemerken, daß die Engländer jetzt angefangen haben, in Indien Dampfpflüge einzuführen, in Tschessore und Radschschaji sind dergleichen in Thätigkeit. — Die Mündungen des Hughly, an welchen bekanntlich Calcutta liegt, sind in jüngster Zeit noch gefährlicher für die Schifffahrt geworden als früher. Berichte vom Ende Oktobers melden, daß binnen einem halben Jahre nicht weniger als sechs große Dreimaster auf den Untiefen gescheitert seien.

Gold in Neu-Seeland. Der Reichthum der Goldgruben unterliegt eben so wenig einem Zweifel wie die Nachhaltigkeit. Im August wurde in der Provinz Otago wieder ein sehr ergiebiges Goldfeld aufgefunden. Zwei Männer kamen nach dem Hafenplatze Dunedin und legten in der dortigen Bank 87 Pfund Gold nieder, sagten aber nicht, wo sie dasselbe gewonnen hatten, bis die Regierung ihnen 2000 Pfund Sterling versprach, wenn sie ein Goldfeld nachweisen könnten, dessen Ausbeute sich binnen drei Monaten auf 16,000 Pfd. St. belaufen würde. Nun gaben sie als Fundstätte den obern Lauf des Clutha- oder Molineux-Flusses an, 180 Miles von Dunedin, aber jene Gegend ist wegen Mangels an Straßen oder auch nur Pfaden sehr schwer zugängig. Trotzdem brachen Leute dorthin auf und zahlten 180 Pfund Sterling Fracht für jede Tonne, also für 20 Centner ungefähr 1200 Thaler nach unserm Gelde! In Dunedin erhält jeder Handwerker 20 Schillinge, also 6 Thaler 20 Neugroschen, Tagelohn. Als die Nachricht von dem neuen Fund in Melbourne, Australien, bekannt wurde, ging gleich ein ganzes Geschwader von Schiffen nach Neu-Seeland ab; eines z. B. mit 800, ein, anderes mit mehr als 900 Fahrgästen; binnen acht Tagen waren über 5000 eingeschifft. Sie wollten theils nach Otago, theils nach Coromandel in der Provinz Auckland.

Kalifornisches Silber. Wir haben dann und wann erwähnt, daß am Ostabhange der Sierra Nevada Silbergruben entdeckt und in Bearbeitung genommen worden seien. Jetzt lesen wir Näheres darüber in einer Mittheilung des jüngern Herrn von Richthofen, welcher die preußische Expedition nach Ostasien mitmachte und sich im September zu Virginia City, im Territorium Nevada befand.

Herr von Richthofen bemerkt, daß aus Kalifornien nach diesem neuen Gebiete schon sechs Straßen über die sechstausend Fuß hohen Pässe der Sierra Nevada führen. Man schaffte mit ungeheuren Kosten Dampfmaschinen und Alles, was zum Grubenbetriebe gehört, über das Gebirge nach dem neuen Silberlande, und dort wurde binnen zwei Jahren eine so großartige Betriebsamkeit hervorgerufen, wie man sie in vielen alten Bergwerksdistrikten vergeblich sucht.

Im Jahre 1860 war die Silberausfuhr noch ganz unbedeutend, 1861 stieg sie schon auf drei Millionen Dollars, wird 1862 sich auf mehr als fünf und im Jahre 1863 schon auf zehn Millionen belaufen, oder, wie Herr von R. meint, sogar übersteigen. „Denn, sagt er, die wichtigsten Erzlagerstätten ergeben noch gar nichts, weil die erforderlichen Verbindungsstraßen zum Transport von Maschinen noch nicht vollendet sind. Aber unter

den in Betrieb stehenden Gruben fördert allein eine Kompagnie, die Ophir-Kompagnie, welche 200 Fuß eines Silberganges besitzt, aus diesem kleinen Stück monatlich Silber und Gold im Werthe von 250,000 Dollars, und wird es in weiteren zwei Monaten auf 400,000 Dollars monatlicher Förderung bringen."

Virginia City, das Emporium der neuen Silberregion, liegt in einem wüsten Gebirge und fern von jeder Kommunikation. Vor drei Jahren wohnten an dieser Stelle nur wenige Indianer, jetzt hat die Stadt 5000 Einwohner und täglich erhält sie Zukömmlinge. In der nächsten Umgebung ist ein Dutzend kleiner Städte aus dem Boden gewachsen. Große Züge von Auswanderern aus den östlichen Staaten kommen auf dem beschwerlichen Landwege durch die Wüste des Großen Salzsees aus Utah täglich durch das Nevada-Territorium und ziehen weiter nach Kalifornien.

Die Silberregion bildet einen Theil des großen Binnenbeckens, in welchem mehrere fruchtbare Thäler liegen. Aus der wüsten Fläche ragen einzelne kahle Gebirgszüge auf und in diesen sind die Erzgänge.

Schwamm-Fischerei im Adriatischen Meere. Von den zahlreichen Arten mögen hier blos jene Hornschwämme näher hervorgehoben werden, welche wegen ihrer ausgebreiteten Verwendung und Brauchbarkeit ein allgemeines Interesse haben. Im Adriatischen Meere kommen zwei Arten von Schwämmen vor, die Spongia adriatica und S. quarnerensis, welche von Fiume an bis zur albanesischen Küste von dalmatinischen Fischern gesammelt und als gute Badeschwämme in den Handel gebracht werden. Die genannten Schwämme zeichnen sich vor den anderen Hornschwämmen aus durch die Leichtigkeit, mit der sie ausgewaschen und von dem schwarzen Ueberzuge befreit werden können. Der dalmatinische Schwamm wird vom Quarnero an bis zu den Jonischen Inseln in sehr wechselnden Tiefen von 2 bis 20 Faden gefunden. Er scheint vorzüglich die Küste der zahllosen Inselchen und Scoglien zu lieben, weniger die geschlossenen Häfen. Die Schwammfischerei als Gewerbe wird ausschließlich von den männlichen Bewohnern der kleinen Insel Crapano, unterhalb Sebenico, ausgeübt. Zu je zwei in einem offenen starken Boote gehen sie im Frühjahr auf den Fang aus, der ein sehr mühsamer ist. Der eine Mann dirigirt das Boot, es langsam vorwärts treibend, während der andere, nur mit einem Fuße im Boote sich haltend, mit dem andern balancirend, den ganzen Körper über den Vorderrand des Fahrzeugs hinausbiegt und mit scharfen, der Wasseroberfläche soweit wie möglich genäherten Augen nach den Schwämmen am Meeresboden späht. Kräuselt ein leichter Wind das Wasser, so wird es durch etwas Oel geglättet. Der Fischer hält eine vierzinkige, mit langem schwanken Stiele versehene Gabel, mit der er, wenn er möglichst lothrecht über dem Schwamm ist, ihn loslöst. Reicht die eine Gabel nicht aus, so greift er hinter sich und holt eine zweite, die er mit großer Behendigkeit an die erste bindet. Die Schwämme werden ganz frisch geknetet und ausgedrückt. Der Ertrag der dalmatinischen Schwammfischerei hat sich in den letzten Jahren bei sehr theurer Waare auf etwa 10,000 Gulden belaufen. Da nach den bisherigen Beobachtungen eine künstliche Fortpflanzung und Vermehrung der Schwämme ganz wohl möglich ist, so weist Dr. Oskar Schmidt wiederholt darauf hin, wie sehr es im staatsökonomischen Interesse wäre, in dieser Beziehung an der dalmatischen Küste Versuche zu machen. Die Triester Handelskammer ist darauf eingegangen und es werden diese Versuche im kommenden Frühjahre unter der Leitung des Herrn Prof. Schmidt unternommen werden, dessen Werk über die Spongien des Adriatischen Meeres sehr werthvoll ist. Oskar Schmidt war früher Professor in Jena, jetzt lehrt er an der Universität in Graz.

Das Steinöl in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Wir haben mehrfach darauf hingewiesen, welche Bedeutung das in so reichlicher Fülle aus der Erde hervorquellende Steinöl für Nordamerika gewinnen müsse. Unsere Annahmen finden durch die Mittheilungen in den Börsenartikeln der Neu-Yorker Blätter volle Bestätigung.

Aus den Häfen der Nord-Union wurden in neun Monaten, vom 1. Januar bis 30. September 1861, ausgeführt nur 368,982 Gallonen Steinöl; in demselben Zeitraum 1862 war aber die Ausfuhr schon auf 6,294,819 Gallonen gestiegen. Dazu kommt noch der Verbrauch im Lande selbst, der einen immer größern Umfang annimmt.

Die Erläuterungsschriften, welche den Zahlen des achten Census von 1860 beigegeben sind, enthalten ausführliche Nachweisungen über dieses wichtige Erzeugniß; wir entnehmen denselben auszugsweise das Folgende:

Petroleum, Stein- oder mineralisches Oel war schon den Alten bekannt und wurde von ihnen vielfach benutzt. Schon Herodot erwähnt dasselbe. In seinem flüssigen Zustande findet man es zum Beispiel an den Küsten des Kaspischen Meeres (Baku), in Parma (Globus II. 303) und in Italien, und nannte es Naphtha. Die festeren Elemente derselben Substanz sind vorherrschend im Asphalt und Bitumen; man findet dasselbe in Menge auf der Insel Trinidad, wo ein ganzer Asphaltsee vorhanden ist, und im Todten Meere.

In Nordamerika wurde den weißen Bewohnern das Steinöl in der Mitte des vorigen Jahrhunderts bekannt, und zwar durch die Seneca-Indianer. Diese fanden es im Oil Creek, einem Bache, welcher in dem pennsylvanischen County Venango in den Alleghanyfluß mündet; sodann auch unweit von den Quellen des Geneseeflusses im Staate Neu-York. Damals nannte man es Seneca- oder Genesee-Oel. Die Indianer verwandten dasselbe bei ihren religiösen Feierlichkeiten und als Mittel gegen Wunden. Die Quelle am Oelbache wurde vor etwa vierzig Jahren gefaßt; der Eigenthümer schöpfte das Oel ab und hatte eine reichliche Einnahme. Es ist ermittelt worden, daß vor mehr als hundert Jahren die Franzosen, welche damals im Besitze des Mississippithales waren, manche Nachgrabungen auf Oel veranstaltet haben.

Bis zum Jahre 1845 scheint man nicht gewußt zu haben, daß es in großer Menge vorhanden sei. Als man damals in der Nähe von Tarentum, 35 Miles oberhalb Pittsburgh am Alleghanyflusse, auf Salz bohrte, traf man eine Oelquelle. Sofort bildete sich in Neu-York eine Gesellschaft zur Reinigung desselben, aber die Ergebnisse fielen nicht befriedigend aus und die Sache ruhte eine Zeit lang.

Sie wurde indessen von unternehmenden Leuten bald wieder aufgenommen. Kaufleute aus Neu-Haven in Connecticut ließen seit 1857 am Oelbache bohren, erreichten im August 1859 eine Tiefe von 71 Fuß und trafen auf eine Quelle, welche täglich etwa 400 Gallonen lieferte. Dadurch wurde die Nacheiferung angestachelt; noch vor Ende des Jahres 1860 waren nahe an zweitausend Bohrversuche, zum Theil mit großem Erfolg, gemacht worden, denn schon damals ergaben 74 größere Quellen, bei denen man Pumpen anwandte, einen täglichen Durchschnittsertrag von 1165 Fässern (zu 20 Gallonen) rohen Oels, was einen Werth von etwa 10,000 Dollars repräsentirt. Nun bohrte man auch bis 500 und 600 Fuß Tiefe, und dadurch wurde der Ausfluß von Steinöl so bedeutend, daß von einer einzigen Quelle täglich 3000, von weniger ergiebigen 15 bis 20 Faß gewonnen wurden.

Die Menge des aus der pennsylvanischen Oelregion auf der Sunbury- und Erie-Bahn beförderten Oels betrug 1859 nur 325 Faß, im Jahre 1861 schon 134,927. Seitdem hat die Förderung des Steinöls reißend schnell zugenommen, denn im Ganzen sind 1861 versandt worden nahe an 500,000 Faß. Der gegenwärtige Wochenertrag wird auf 250 bis 300,000 Faß angenommen. Ein zu Oil City in Pennsylvanien erscheinendes Blatt bemerkte: „Wir hören, daß die Zahl der jetzt fließenden Quellen 75 beträgt, der früher fließenden und gepumpten Quellen sind 62, die Zahl der gebohrten und in Angriff genommenen 358, insgesammt 495. Der Betrag des versandten Oels wird zu einer Million Faß angenommen. Die Zahl der Raffinerien beträgt 25; die Produktion ist im Zunehmen. Man bezahlt das Faß rohen Oels an den Quellen mit einem halben Dollar."

An gereinigtem Steinöl sind aus Philadelphia, Neu-York, Boston, Baltimore und San Francisco vom 1. Januar bis 1. April 1862 exportirt worden 2,312,032 Gallonen im Werthe von 633,949 Dollars. Die Zufuhren von Kohlenöl und Petroleumöl in Cincinnati betrugen in demselben Zeitraume 519,960 Gallonen.

Telegraph zwischen Smyrna und Syra. Am 15. November ist die Legung eines neuen unterseeischen Telegraphenkabels zwischen Smyrna und Syra glücklich von Statten gegangen und daher die telegraphische Verbindung zwischen Deutschland und Griechenland über Smyrna und Konstantinopel wiederhergestellt. Die Legung wurde durch einen dem englischen Hause Newal und Comp. gehörigen Dampfer bewerkstelligt.

Telegraph durch die Mongolei nach Schanghai. Die englische Telegraphen-Gesellschaft hat die Absicht, eine Telegraphenlinie zwischen Kjachta und Peking zu errichten, und wie das Gerücht sagt, hat man Aussicht, daß die Arbeiten zum 1. September 1863 beendigt sein werden. Diese Linie wird mit der sibirischen in Verbindung gebracht und alsdann können die Telegramme aus Schanghai in einigen Stunden nach London gelangen.

Ein direktes Telegramm zwischen Neu-York und San Francisco. Am 6. November sandte die vereinigte Presse, ein Verein der verschiedenen Zeitungsredaktionen, zum ersten Mal ihre

Telegramme direkt nach San Francisco. Es war Nachmittags fünf Uhr. Die Antwort war datirt. Nachmittags zwei und ein halb Uhr und traf in Neu-York zwischen sechs und sieben Uhr Abends ein. Die Länge der Telegraphenlinien beträgt 3500 Miles; der Zeitunterschied zwischen beiden Städten 3 Stunden 14 Minuten. Die Neu-Yorker Tagesblätter werden von nun an die Tagesneuigkeiten gleichzeitig mit den Zeitungen San Franciscos bringen!

Das Eisenbahn-Netz Italiens. In der vorigen Nummer gaben wir Mittheilungen über einen Theil desselben. Das gesammte italienische Bahnnetz, in seiner Vollendung gedacht, zeichnet sich, der geographischen Lage der Halbinsel gemäß, gleichsam von selbst.

Zwei lange Schienenwege laufen den Meeren entlang.

Die eine Linie von der Straße von Messina an über Neapel, Civita Vecchia, Livorno, La Spezzia, Genua nach Nizza.

Die andere geht vom Absatze des Stiefels am Adriatischen Meere hinauf nach Ancona, von da nach Bologna und in's Po-thal, wo sie mit dem nördlichen Netze in Verbindung tritt.

In diesem nördlichen Netze sind vier Linien zu unterscheiden:

1. Parma, Piacenza, Alessandria, Turin, Mont Cenis nach Lyon in Frankreich.

2. Piacenza, Mailand, Sesto calende, Simplon nach der Schweiz.

3. Modena, Mantua, Verona, nach Tyrol.

4. Bologna, Venedig, nach Triest in Deutschland.

Außerdem werden die beiden langen Linien noch hin und wieder durch Querlinien verbunden. Von Florenz nach Bologna ist der Schienenweg fertig; Rom soll mit beiden Meeren in Verbindung gebracht werden; in Apulien und Kalabrien soll, bei günstigeren Verhältnissen, ein Schienennetz gezogen werden, welches jenem im Norden entspricht.

Im Oktober 1862 war das ganze System in 7 Gruppen getheilt:

	im Gebrauch.	im Bau.	Genehmigt.
1. Nördliche	913	327	—
2. Po-Thal, piemontesisch	536	211	123
„ venetianisch .	475	—	—
3. Tyrrhenische Centralbahn	389	612	—
4. Römische Centralbahn, inclus. päpstliche . . .	217	81	—
5. Neapolitan. Südbahn .	56	370	690
6. Kalabrien und Sicilien	—	40	—
7. Insel Sardinien . . .	—	—	388

Es waren demnach im Gebrauch 2975 Kilometer, im Bau 1927, koncessionirt 1201 Kilometer. Projektirt hat man 1227 Kilometer, wovon 897 K. auf die calabrisch-sicilianische Gruppe kommen sollen, 200 auf die nördliche, 19 auf die Insel Sardinien zc.

Das vollendete System würde 7330 Kilometer für ganz Italien umfassen.

Schiffsverkehr in den Häfen des Zollvereins. In den (preußischen, hannoverischen und oldenburgischen) Seehäfen des deutschen Zollvereins liefen im Jahre 1861 ein: Segelschiffe 17,764, darunter 11,917 beladen, von 583,782 Lasten und mit 80,057 Mann, Dampfschiffe 1882, darunter 1513 beladen, von 209,905 Lasten und mit 26,815 Mann; dagegen liefen aus: Segelschiffe 17,410, darunter 12,736 beladen, von 788,663 Lasten und mit 88,344 Mann, Dampfschiffe 1889, darunter 1618 beladen, mit 224,233 Lasten und mit 26,506 Mann.

Die Mündung der Rhone. Ein Ausschuß von Sachverständigen ist in Folge eingehender Untersuchungen zu der Ueberzeugung gelangt, daß es nicht möglich sei, dieselbe für große Seeschiffe fahrbar zu machen. Als Ersatz wird jedoch ein 4 Kilometer langer, 6 Meter tiefer Schiffskanal von Arles nach der Bucht von Foz in Angriff genommen werden.

Kanal durch die Landenge von Korinth. Wie der „Moniteur" meldet, hat sich in Korinth eine Gesellschaft gebildet, um die Durchstechung des Isthmus von Korinth zu unternehmen. Die Breite dieses Kanals soll 34 Metres, seine Tiefe 6 Metres betragen. Seine Ausdehnung würde 6 Kilometer nicht überschreiten. Für die von Marseille und dem Mittelmeere nach dem Piräeus gehenden Fahrzeuge würde die Entfernung um 90 Meilen abgekürzt; für die aus dem Adriatischen Meere kommenden Schiffe wäre die Zeitersparniß noch beträchtlicher.

Der brasilianische Hafen Bahia ist einer der wichtigsten des transatlantischen Kaiserreichs, namentlich für die Ausfuhr von Zucker und Tabak. Wir haben Angaben über das Finanzjahr 1859/60. Der Werth der Gesammteinfuhr belief sich auf 16,226,744 Milreis, also 1,757,897 Pfund Sterling. Im Jahre 1861 liefen 275 fremde Schiffe mit 80,301 Tonnen Gehalt ein. Davon waren aus Deutschland: von Bremen 15, Hamburg 9, Hannover 4, Mecklenburg 1, Preußen auch nur 1, zusammen dreißig, alle unter ihren Partikularflaggen, die nirgends viel bedeuten wollen. Aber der armselige Partikularismus der verschiedenen Regierungen ist schuld, daß wir, in Seeschifffahrt und Seehandel die dritte Nation in der Welt, unsere schwarzrothgoldene deutsche Flagge noch nicht auf dem Ocean sehen, während doch die Deutschen, welche über See wohnen, von jeder Partikularflagge mit Recht nicht viel wissen wollen, so lange nicht die deutsche über ihnen weht. Bremen bezog in dem brasilianischen Finanzjahre, das vom 30. September bis 1. Oktober läuft, 26,383, Hamburg 17,061 Ballen Tabak.

Der Handel Belgiens. Der gesammte Ein- und Ausfuhrhandel dieses Landes stellte sich im Jahre 1861 auf den Werth von 1,870,700,000 Francs. In dieser Ziffer ist der Werth der sämmtlichen zum innern Verbrauche, zur direkten Durchführung und zur Lagerung in den Entrepots eingeführten Waaren mit zusammen 964,9 Millionen Francs mit inbegriffen. Der Generalhandel bei der Ausfuhr (belgischer und fremder Waaren zusammen), betrug 845,8 Millionen; die ausländischen, zum belgischen Consum eingeführten Waaren und die ausgeführten belgischen Erzeugnisse repräsentirten einen Werth von 1010,4 Millionen; der Gesammtwerth der ausländischen, zum innern Verbrauch abgefertigten Waaren betrug 556,8 Millionen, jener der exportirten belgischen Produkte auf 453,6 Millionen Francs. Von der gesammten Ein- und Ausfuhr sind 64,7 Procent zu Lande oder auf Flußschiffen, 35,3 Procent zur See befördert worden. Unter den Einfuhrartikeln finden wir 263,823,183 Kilogramm Getreide aller Art; Dungstoffe 51,517,217 Kilogramm, Oelkuchen 16,917,394 Kilogramm. Ausgeführt wurden unter anderm 3,379,051 Tonnen Steinkohlen, 14,641,118 roher Zink, Getreide 24,915,469 Kilogramm, Papier für 6,190,000 Francs. Eisenerz 156,127,762 Kilogramm; rohe, behauene und gesägte Steine 251,389,118 Kilogramm. Die Seetransporte werden vermittelt durch 4099 eingelaufene und 4095 ausgelaufene Schiffe, zusammen 8194 Fahrzeuge, deren gesammte Tragfähigkeit 1,561,551 Tonnen, die wirkliche Ladung 1,063,540 Tonnen und die Bemannung 88,264 Köpfe betrug. Seit 1856 ist der Antheil der belgischen Flagge an der Schifffahrtsbewegung des Landes eine immer geringere geworden. Die belgische Rhederei zählte 1857 noch 142 Segel- und 4 Dampfschiffe, 1861 respektive nur 103 und 8, zusammen 111, wovon auf Antwerpen 64 Schiffe mit 22,622 Tonnen kommen, auf Ostende 30 mit 5889 Tonnen. Die übrigen vertheilen sich auf die Häfen Brügge, Gent, Löwen, Brüssel und Nieuport, welche durch Kanäle mit dem Meer in Verbindung stehen.

Volksmenge im preußischen Staate. Die „Zeitschrift des königlich preußischen statistischen Bureaus" enthält in übersichtlicher Zusammenstellung das definitive Resultat der Volkszählung im preußischen Staate am 3. December 1861. Nach demselben besteht die Gesammtbevölkerung, Civil und Militär zusammen, aus 18,491,220 Seelen. Dieselben vertheilen sich auf 1000 Städte mit einer Gesammteinwohnerzahl von 5,625,852, und auf 332 Kreise des platten Landes zusammen mit 12,865,368 Bewohnern. Die Zahl der Stadt- und Landkreise beträgt 345. Die Militär-Bevölkerung, welche in vorstehenden Zahlen mit enthalten ist, beträgt, inclusive der in Mainz, Luxemburg, Rastatt und Frankfurt a. M. liegenden 14,720 Mann, zusammen 268,372 Mann, von denen auf die Städte 263,711, auf das platte Land 4661 kommen.

Am meisten bevölkert erscheint die Provinz Schlesien; dieselbe zählt 3,390,695 Seelen. Nächst Schlesien sind die Rheinlande am bevölkertsten: 3,215,894 Seelen. Die Provinz Preußen wird von 2,866,866 Seelen bewohnt. Die Provinz Brandenburg hat 2,467,559, von denen auf die Stadt Berlin 547,571 kommen. Die Provinz Sachsen hat 1,976,417 Seelen. Westphalen 1,618,865. Die Provinz Posen 1,485,550. Die am wenigsten bevölkerte Provinz ist Pommern, mit 1,389,739 Seelen. Die Bevölkerung der Hohenzollernschen Lande beträgt 64,675, die des Jahdegebietes 950 Seelen.

Die preußischen Wollmärkte. Auf den 14 preußischen Wollmärkten wurden im Jahre 1862 211,659 Centner Wolle verkauft, nämlich 5,953 Centner extrafeine, 63,472 Centner feine, 128,193 Centner mittlere, 14,011 Centner ordinäre. Die bedeutendsten Märkte sind: Berlin mit 110,810, Breslau mit

59,000, Posen mit 20,939, Stettin mit 17,811, Landsberg an der Warthe mit 14,000 Centner Wolle. Den Hauptumsatz von extrafeiner Wolle hatte Breslau, von allen anderen Sorten Berlin.

Ausfuhr von Seidenwaaren in Lyon. Dieselbe betrug im Jahre 1861, Bänder eingeschlossen, 333,310,000 Francs; ein starker Ausfall gegen 1860, denn damals betrug sie für 454,731,485 Francs (121,421,485 Francs weniger). Der Durchschnittsexport stellt sich für die fünf Jahre vor 1862 auf 420,116,080 Francs im Jahre. Jener Ausfall ist hauptsächlich eine Folge des Krieges in Nordamerika.

Baumwolle in Afrika. In England reitet man alltäglich auf diesem Steckenpferde, umgeht aber die Hauptsache. Daß in Afrika, sowohl im Norden wie im Süden des Aequators, große Landstrecken sich für den Anbau dieser Pflanze eignen, und daß die Neger Baumwolle für ihren Bedarf bauen, das ist eine weltbekannte Sache, und wir brauchen dafür weder Baikie's noch Livingstone's oder Anderer Angaben. Nun tritt ein Herr Baxter Langley auf und macht abermals Hoffnungen über große Baumwollenzufuhren aus Afrika und beruft sich, unglücklich genug, auf die Beobachtungen, welche man am Zambesi gemacht habe. Er weis't aber nicht nach, wie man es anfangen wolle, die Schwarzen zum regelmäßigen Anbau der Baumwolle zu vermögen, wie diese entkörnt werden soll, und wo sichere und zuverlässige Transportmittel sind; auch ist er außer Stand, eine nur annähernd sichere Schätzung über den Ertrag in den verschiedenen Regionen zu geben. Seit zwanzig Jahren immer dasselbe Lied ohne irgend welchen Erfolg.

Aus der Kap-Kolonie. Die Regierung derselben will im nächsten Jahre eine Telegraphenleitung bis Natal anlegen, und man zweifelt nicht, daß die gesetzgebende Versammlung die erforderlichen Mittel bewilligen werde. Denn das Kap-Parlament ist freigebig, wenn es sich um Gelder für Verkehrsmittel handelt, und notirt deshalb während seiner diesjährigen Sitzung mehr als eine Million Pfund Sterling für die Eisenbahn von Port Elisabeth nach Grahamstown, welche allerdings eine sehr fruchtbare Gegend erschließen wird.

In den westlichen Theilen der Kap-Kolonie waltet noch immer ganz entschieden das holländische Element vor, und dieses will, so weit irgend möglich, das englische Element von sich fern halten. Beide sind einander nicht sympathisch. Diese Holländer wollen lieber schwarze Arbeiter, welche sich allerdings für das Klima besser eignen.

Britisch-Cafraria (die Region zwischen dem großen Kei und dem Keiskamma, südlich von den Amatolabergen und seit 1836 respektive 1847 Provinz) hebt sich rasch, und die Hauptstadt King-Williams-Town erhält ununterbrochen Zuwachs an Bevölkerung.

Der Oranje-Freistaat, welchen die holländischen, der englischen Herrschaft abgeneigten Bauern westlich von Natal und dem Lande der Basutukaffern gegründet haben, erhielt jüngst einen beträchtlichen Gebietszuwachs, indem die Gebrüder Kok, Häuptlinge der Griquas, dem Präsidenten Prätorius ihr sehr ausgedehntes Gebiet für 50,000 Gulden abtraten. Die Griquas sind Mestizen, stammen von holländischen Vorvätern und Hottentottenmüttern ab und wohnen an den Flüssen Oranje und Vaal.

Zweifelhafter Ausgang der Expedition des Lieutenant Krusenstern in das Nördliche Eismeer. Aus Archangel wird geschrieben: In diesem Jahre wurde durch den Kapitän ersten Ranges Krusenstern unter Mitwirkung der Regierung eine Expedition in das Nördliche Eismeer zur Erforschung des Weges nach der Mündung des Jenissei ausgerüstet. Am 1. August liefen zu diesem Zwecke aus der Mündung des Flusses Kuja (Kreis Mesen) zwei Fahrzeuge aus: der Schooner „Jermak" unter dem Kommando des Lieutenant Krusenstern und eine Yacht unter Leitung des Unteroffiziers Korotki, beide mit drei Matrosen und dem Mesenschen Bürger Rogatschew bemannt.

Am 13. September kehrte die Yacht nach dem Dorfe Kuja zurück und der Unteroffizier Korotki erklärte, daß die Expedition glücklich durch die Jugorische Meerenge in das Karische Meer gekommen sei; am 16. August habe er (Korotki) gesehen, daß der Schooner von dichten Eismassen umgeben gewesen sei, so daß die Yacht zwei Werst von demselben habe entfernt bleiben müssen. Zugleich sei ein dichter Nebel gefallen, der sich erst am dritten Tage zerstreut habe, und da sei nichts mehr von dem Schooner zu sehen gewesen und er (Korotki) habe nicht mehr gewußt, welchen Weg er verfolgen solle. Mittlerweile seien große Eismassen herbeigekommen, welche die kleine Yacht mehrmals ganz umschlossen, so daß einmal zwei Bretter von dem Bord abgebrochen wurden. Da habe er in der Befürchtung, ganz vom Eise eingeschlossen zu werden und zu Grunde zu gehen, beschlossen, seinen Weg nicht mehr fortzusetzen, und er sei nach der Jugorischen Straße zurückgekehrt, um daselbst die Rückkehr des Schooners „Jermak" zu erwarten. Er habe daselbst zwei Wochen zugebracht, einige Male mit Rennthieren das Ufer der Meerenge bis zur Mündung der Kara befahren, um etwas von dem Schooner zu erfahren, er habe aber nur gesehen, wie die Eismassen in immer größerer Menge herangekommen seien. Auch Nachfragen bei den Samojeden haben kein besseres Resultat ergeben. Er habe darauf dem samojedischen Aeltesten das Vorgefallene mitgetheilt, und um seine Mitwirkung gebeten, falls der Schooner sich blicken lassen sollte. Zuletzt sei er nach dem Dorfe Kuja zurückgekehrt.

Von dem Schooner „Jermak" sind bis jetzt noch keine weiteren Nachrichten eingetroffen. —

Vorstehenden Bericht haben wir der uns freundlich übermittelten deutschen St. Petersburger Zeitung vom 27. November entlehnt.

Geographische Schnitzer. Wenn ein gelehrter französischer Volkswirth den Getreidehafen Danzig an das Schwarze Meer verlegt, so lächeln wir in Deutschland, wundern uns aber nicht darüber; auch begegnen solche Irrthümer den Engländern nicht allzuselten. In Deutschland sollte es eigentlich nicht stattfinden, daß in großen Zeitungen auffallende geographische Schnitzer derbster Art vorkommen. Jüngst theilte die Kreuzzeitung eine poetische Zuschrift der Maori an die britische Königin Victoria mit, und bemerkte ganz unbefangen, daß diese Maori in Süd-Afrika wohnen. Sie sind aber bekanntlich Neuseeländer. — In der Augsburger Allgemeinen Zeitung, die doch sonst aufmerksam genug ist, stand neulich eine Korrespondenz aus Hongkong in China, in welcher der Briefsteller erwähnt, daß in der Gegend von Tien tsin Baumwolle geerntet worden sei; diese müsse aber wohl von einer besondern Art sein, da bekanntlich Tien tsin mit St. Petersburg so ziemlich unter demselben Breitegrade läge. — Ein Blick auf die Karte hätte aber sofort gezeigt, daß jene chinesische Hafenstadt südlicher als Peking und mehr als zwanzig Grade südlicher als St. Petersburg liegt. Das wäre, abgesehen von den Längengraden, ungefähr ein Abstand wie von den Quellen des Mississippi bis zum Mexikanischen Meerbusen, oder von St. Petersburg nach Konstantinopel.

Mehrere deutsche Blätter melden unter der Ueberschrift: Schneefall in Arabien, aus Medeah Folgendes: „Ein Ereigniß, das, so lange die Araber sich erinnern, nicht gesehen worden ist, hat hier stattgefunden. Wir haben augenblicklich meterhohen Schnee. Gestern waren die Bäume noch mit Laub bedeckt, und heute brechen ihre Zweige unter dem Gewichte der Schneemassen."

Medeah liegt, wie in allen kleinen Schulgeographien zu lesen ist, in Algerien! Man merkt es doch auch in Deutschland sehr, daß zwar auf den Universitäten Katheder für Hebräisch und Sanskrit und allerlei sonstige Sachen vorhanden sind, aber nur auf zweien oder dreien Lehrstühle für Länderkunde und Ethnologie. Auch auf den meisten Gymnasien werden diese Fundamentalwissenschaften, die gerade in unserer Zeit ausgedehnten Verkehrs nöthiger sind als so viele andere, in geradezu kläglicher Weise vernachlässigt, während man die Schüler mit lateinischen und griechischen Versen quält, als sollten sie alle dermaleinst Konrektoren werden. In der Welt und unter den Völkern wissen dann die Kenner des alcäischen Metrums und des Jonicus a minori freilich nicht Bescheid. Sie können einen griechischen Accent richtig setzen, aber Medeah versetzen sie nach Arabien. Neulich fragten wir fünf „studirte" Männer von verschiedenem Beruf, wo Nantes läge? Alle antworteten: in Frankreich. Keiner wußte, daß es an der Loire liegt, und als sie lasen, daß von St. Nazaire überseeische Dampfer abfahren, wußten sie auch nicht ein Jota von dieser Stadt. Aber griechische Metra und Accente kannten sie, und lateinisch radebrechen konnten sie auch!

Uebrigens begegnen den englischen Zeitungen noch mehr geographische Menschlichkeiten als unseren deutschen; so machte jüngst die Times Krakau zu einer russischen Stadt.

Eine in Leipzig erscheinende Zeitung meldete neulich unter der Ueberschrift: „chinesischer Brauch bei uns nachgeahmt", daß in einer deutschen Stadt ein Mann durch Bauchaufschlitzen Selbstmord begangen habe.

Bekanntlich ist das aber kein chinesischer, sondern ein japanischer Brauch.

Herausgegeben von Karl Andree in Leipzig. — Für die Redaktion verantwortlich: Herrmann J. Meyer in Hildburghausen. — Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen. — Druck von C. Grumbach in Leipzig

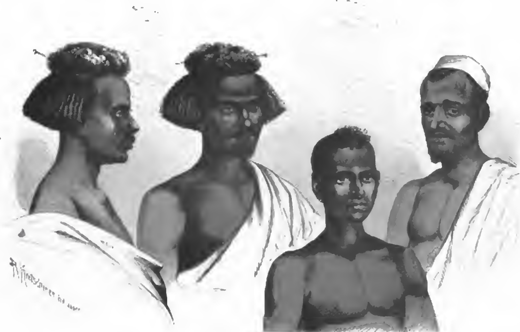
Vierzehn Tage in Mensa.

Mitgetheilt von Dr. A. E. Brehm.

Erster Artikel.

Die afrikanische Wüste und der Regen. — Massana, der Hafenplatz am Rothen Meere. — Die Samchara und ihr Charakter. — Pflanzenwuchs. — Die Schora. — Tropischer Charakter. — Das Alpenthal von Mensa. — Thierleben. — Die Bogosländer. — Ihre klimatischen Verhältnisse, Thierleben und Vegetation. — Grabhügel. — Das Dorf Mensa. —

Die große Wüste, welche den ganzen Norden Afrikas einnimmt und über den Arabischen Meerbusen hinweg bis tief in das Innere von Asien sich fortsetzt, geht nach Süden hinab allgemach in die Steppe über. Eine Grenze zwischen beiden Gebieten wird durch die Regen bedingt, welche ein- oder zweimal im Jahre das Land befruchten; — wo sie ihre belebende Kraft äußern können, muß selbst der Sand der Wüste sich derselben unterordnen: die Wüste hört da,



Charakterköpfe der Mensa.

wo es regnet, auf, Wüste zu sein. Aber die Grenze zwischen beiden Gebieten ist keine scharf bestimmte, sondern eine vielfach wechselnde. Sie hängt wesentlich von der Beschaffenheit des Landes ab. Nur in ebenen Gegenden ist sie eine ziemlich regelmäßige; in gebirgigen ändern sich alle gewohnten Verhältnisse. Selbst die Wüstengebirge sind keineswegs überall so öde und arm, wie die sandigen Ebenen, sondern da, wo sie in bedeutenderen Höhen emporsteigen, verhältnißmäßig sehr reich an Pflanzen, und umgekehrt sind die niederen Berge, welche innerhalb des Regengürtels liegen, ungleich ärmer als die Ebene oder gar als die eine und die andere Niederung. Diese Verschiedenheit der Höhe und Tiefe kann sich nirgends schärfer aussprechen als in den Gegenden, welche im Westen des südlichen Rothen Meeres liegen.

Wenn man, von dem Hafenplatze Massana aus, dem Innern des Landes zuwandert, stößt man nach kurzer Reise an einen hohen Gebirgswall, welcher sich viele Meilen weit von Norden nach Süden hin erstreckt, in ziemlich gleicher Richtung mit der Küste des vorhin genannten Meerbusens. Dieser Gebirgswall ist das Vorgebirge des afrikanischen Alpenlandes, welches eine eigene Welt für sich bildet und die Schönheiten des Gebirges mit der Pracht der Tropen in sich vereinigt. Es sollte eigentlich ringsum von Steppen umgeben sein — denn es liegt vollständig im Gebiete der Regen — allein Dies ist nicht der Fall. Gerade da, wo man meinen möchte, daß das Wasser seinen ewigen Kreislauf ununterbrochen

ausführen könne, an der Küste des Rothen Meeres nämlich, zeigt sich dem Auge des kundigen Reisenden ein im höchsten Grad überraschendes Gebiet.

Die „Samchara", wie der Araber den schmalen Streifen nennt, welcher östlich des Gebirges und zwischen diesem und dem Meere verläuft, ist nämlich trotz aller Regen noch nicht zur Steppe geworden, sondern eher als Wüste anzusehen, obgleich sie, streng genommen, als ein Mittelglied zwischen dieser und der Wüste betrachtet werden muß. Auf große Strecken hin erinnert sie noch durchaus an die Wüste, nur in wenigen Thälern ähnelt sie der Steppe, und blos da, wo das Wasser so recht eigentlich waltet, beweis't sie, daß sie innerhalb des Regengürtels liegt. Aber nicht die Lage macht die Samchara zu Dem, was sie ist, sondern ihre Beschaffenheit. Sie ist nichts Anderes, als eine Fortsetzung des Gebirgsstockes selbst, obgleich sie, die Ebene, nur von wenigen und niederen Hügeln unterbrochen wird: sie ist gewissermaßen das Schlackenfeld am Fuße eines gewaltigen Vulkans.



Danakil aus der Samchara.

Ganz Abyssinien zeigt so recht eigentlich, wie es entstand, und heute noch bricht das Feuer, welches die Gebirge in die Wolken schob, auf dieser oder jener Spitze der Berge durch. In der Samchara freilich ist es erloschen, aber seine Wirkung noch recht wohl zu erkennen. Eine Menge von Hügeln, zum guten Theil aus Lava bestehend, wechselt hier mit schmäleren oder breiteren Thälern ab und bildet ein Wirrsal von Niederungen, welche, dem Faden eines Netzes vergleichbar, zwischen den Hügeln und Bergen verlaufen. So niedrig diese Hügel auch sind, so schroff erheben sie sich, und deshalb verliert auf ihnen das Wasser seine Bedeutung: denn so schnell wie es gekommen, rauscht es wieder zur Tiefe hernieder, und nur in der Mitte des Thales gewinnt es Zeit, das Erdreich zu tränken und ihm die Feuchtigkeit zu gewähren, welche zum Gedeihen der unter einer scheitelrecht strahlenden Sonne so wasserbedürftigen Pflanzen unerläßlich ist. Hier nun macht sich auch gleich ein reiches Leben bemerklich. An den schwarzen Bergen klettern die Mimosen, so zu sagen, mühselig empor; an den schroffen Wänden finden sie kaum Nahrung genug, zu bestehen, und können sich deshalb höchstens zu dürftigen Gesträuchen entwickeln: in der Niederung recken und dehnen sie sich, erheben sich, gesättigt vom Wasser, zu gewaltigen Bäumen, nehmen andere Pflanzen zwischen sich auf, gewähren den Schlinggewächsen gastliche Aufnahme, spenden Gräsern und anderen niederen Pflanzen den zu ihrem Gedeihen nöthigen Schatten und bilden mit ihnen insgesammt einen Wald, welcher durch seine Dichtigkeit Das ersetzt, was ihm an Ausdehnung abgeht.

In diesen Thalniederungen allein zeigt sich die Pracht der Tropen. Wohl sieht man vom Meer aus ein frischgrünes, üppiges Band, welches die Küste besäumt; aber man würde sich täuschen, wenn man glauben wollte, daß jenes Grün von der Fülle der Tropen spräche. Die Schora ist es, welche hart am Meeresstrande schmale, jedoch fast undurchdringliche Dickichte bildet, und die Armuth der hinter ihr liegenden Ebene auf Stellen hin zu verdecken weiß; aber diese Schora ist als ein Kind des reichen Meeres anzusehen, ist kein Landbaum: — wie die Mangrove oder die Kokospalme, gedeiht sie nur im Brakwasser und verschwindet mit der Flutmarke. Man betritt eine Wüste,

wenn man sie hinter sich läßt; man sieht eine Ebene vor sich, in welcher der nackte Boden lebendigere Farben zeigt, als die Pflanzenwelt. Das Dunkelschwarz der Hügel, das lebendige Roth, das Braun und Gelb mancher Berge dazwischen, die sandfarbene Ebene erscheinen viel farbenkräftiger als die dürftigen Mimosen, deren frisches Grün nur in unmittelbarer Nähe erkenntlich, von fern betrachtet aber als ein farbloses Grau wahrnehmbar wird. In wenigen breiten Niederungen, immer blos in solchen, welche wenigstens zeitweilig von Wasser durchströmt werden, heben sich die dunkelgrünen Euphorbienbüsche lebendig von dem gelben Sande ab; außerhalb der Regenbetten nehmen selbst die Gräser eine sonderbar bleigraue Färbung an, eine Färbung, auf welcher nur ein einziger Schimmer des lebendigen Grüns zu liegen scheint. Anders ist es in jenen tieferen Thälern zwischen den dunklen Bergen. Hier mischt sich die Tamariske und der Christusdorn unter die Mimosen; Balsamsträuche, Asklepiasbüsche und Salsoleen, Stapelien, Capparis, Ricinus und Staticeen treten zu den genannten, und der Cissus klettert überall an Bäumen und Sträuchern empor und senkt seine vierseitigen Ranken zu reichen Gewinden hernieder.

Hier vergißt man vollständig, daß man noch in der Samchara sich befindet; man träumt sich in die eigentlichen Tropen hinein und möchte beinahe glauben, daß das nahe Gebirge, welches in der prachtvollen Beleuchtung der Gleicherländer einen zauberhaften Anblick gewährt, diesem nur den Duft der Ferne verdanke. Allein man irrt. So reich auch die Samchara an den wenigen Stellen der eigentlichen Wüste gegenüber erscheint, so arm ist sie im Vergleich zu dem Gebirge. Dieses Gebirge versteht es, alle Sinne zu berauschen: denn ohne Unterlaß rollt es neue Zauberbilder vor der trunkenen Seele auf; dieses Gebirge zeigt sich so recht eigentlich als Das, was es ist: als ein Kleinod ganz Afrikas. Sein Reichthum ist geradezu bewältigend, selbst für den Forscher, welcher solchen Reichthum geizend aufspeichert in Mappen und Kisten, welcher immer nach Neuem hascht und hier immerdar Neues findet. —

Am 9. März 1862 verließ ich in den Nachmittagsstunden mit meinem neugewonnenen Freunde, dem Baron Van Arkel d'Ablaing, das im Gebüsche der Parkinsonien versteckte Dörfchen Umkullu und ritt in nordwestlicher Richtung dem Gebirge zu. Ich war von Seiner Hoheit dem Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha beauftragt, die günstigst gelegenen Jagdgründe dieser Gegend auszukundschaften und mancherlei für den Aufenthalt des Herzogs und seiner Begleiter vorzubereiten.

Alle mit dem Lande vertrauten Europäer, welche ich in Massaua getroffen hatte, waren einstimmig der Ansicht, daß die Hochebene von Mensa für unsere Zwecke der geeignetste Ort sein werde, und so beschloß ich denn, zunächst diesen Theil des Gebirges zu besuchen.

Wir ritten in nordwestlicher Richtung durch die Samchara, einem tiefen Gebirgsthal, dem „Chor" von Mensa zu, welcher von hier aus den einzigen gangbaren Weg in's Gebirge bildete. Anfangs zogen wir auf gebahnter Straße dahin; erst fernab vom Dorfe theilte sich der Weg in mehrere Pfade, von denen der eine weiter im Thale nach Eilet, der zweite nach Assuhs und der dritte endlich nach den nördlicher gelegenen Theilen der Samchara und nach Mensa führte.

Im Anfange war die Gegend, welche wir durchritten, sehr öde und arm; wir befanden uns in einer Wüste mit mehr als wüstenhafter Pflanzenwelt. Einige günstige Stellen hatte man zu Feldern umgewandelt und die Durrah nahte sich eben der Reife. Sie bewies, wie arm doch die Samchara gegen die weiter im Innern Afrikas gelegenen Steppen ist; denn sie war verkrüppelt, zum Theil gar nicht zur Blüte gekommen, vor der Reife schon abgestorben. Die sandigen Berge ringsum glichen noch ganz denen der Wüste. Sie bestanden zumeist aus einem sehr grobkörnigen Kies und zeigten, diesem entsprechend, überall nur sanfte Formen. Wir erkletterten die erste Reihe und zogen uns nun auf dem gemachsam sich senkenden Wege in das erste Thal hernieder, einem Brunnen zu, welcher Dessiet genannt wird. Er liegt in einem Regenstrome, welcher die



Ein Somal.

Samchara in vielfachen Windungen durchschneidet, nach dem Gebirge zu sich verzweigt und nördlich von Umkullu im Meere mündet. Nur unmittelbar nach den tropischen Regengüssen enthält er Wasser; die übrige Zeit des Jahres ist er überall trocken, bietet aber Dem, welcher nachgräbt, schon in geringer Tiefe ein wenn auch schmutziges, so doch süßes Wasser, welches beständig in der Tiefe des Flußbettes dahinsickert.

Dieser Regenstrom ist der erste Ort, welcher das thierische Leben der Samchara zuerst bemerklich werden läßt. Schon hier begegnet der Jäger in dem dichtern Gebüsch den kleinen, niedlichen Zwergantilopen, welche nebst

einem Frankolinhuhn so recht eigentlich als Kinder des Buschwaldes bezeichnet werden müssen. Schon hier kann man den Jagdleopard und den Wüstenluchs auffinden; der Schakal und die gefleckte Hyäne sind regelmäßige Erscheinungen, die Gazelle ist gemein und die Sömmerrings-Antilope wenigstens keine Seltenheit. Eine Menge der mir wohlbekannten tropischen Vögel erinnerte mich vielfach an das Thierleben des tiefern Innern Afrikas; ich glaubte erst hier mich wieder in den Tropen dieses Erdtheils zu befinden. Auch der Mensch mit seinem Treiben brachte mir alte, liebe Bilder vor die Seele, welche gleichsam jetzt erst lebendig wurden. Eine weidende Kameelherde von bette, welches seines Brunnens halber hier Amba genannt wird, in gleicher Richtung wie Tesset durch die Samchara verläuft, von jenem Chor durch größere Tiefe sich unterscheidend. Der dritte Tag führte uns durch eine weite Ebene, welche wegen des Salzgehaltes im Boden blos niedere, haidenartige, aber prächtig blau blühende Kräuter und erst in der Mitte einen förmlichen Steppenwald zeigte. Diese Ebene ist der bevorzugte Aufenthalt des Straußes und der stolzen Oryxantilope, mit der ich wenige Tage später zum ersten Male Bekanntschaft machte. Der Regenstrom selbst ist vielfach belebt von denselben Thieren, welche man bei Tesset sieht, aber noch einem ganzen Heere anderer.



Einwohner von Mensa (Jüngling, Mädchen und Frau).

einigen hundert Stücken, welche die Mimosenzweige trotz der nadelscharfen Blätter herunterfraß wie Heu, erinnerte mich an ähnliche Herden, welche ich früher in Kordofahn gesehen, und das muntere Volk der Ziegen, welches unweit des Brunnens sich gelagert hatte, mit dem braunen lanzenbewehrten Hirten, an manchen längstvergangenen Tag, den ich in den Steppenländern verlebt hatte.

Die folgende Tagereise bot nichts Besonderes dar. Die Gegend blieb so ziemlich dieselbe, nur daß anstatt der lebhaft roth gefärbten Sandhügel solche traten, welche ihren vulkanischen Ursprung nicht verläugnen konnten. Wir rasteten schon bei guter Zeit an einem zweiten Regenstrom- welche hier munter sich umhertreiben. Hier begegneten wir schon den ersten Rinderherden der Mensa. Die Leute waren jetzt von ihrem Gebirge herabgekommen, um durch ihr Vieh die Weide der Samchara ausnutzen zu lassen.

Mit Dunkelwerden erreichten wir eine Mineralquelle, welche am Fuße des eigentlichen Gebirges entspringt, überstiegen am Morgen des dreizehnten einen der auslaufenden Hügel und kamen nach kurzem Ritte hinab in den Chor von Mensa, ein tropisches Alpenthal, prangend in Schönheit und geradezu schwelgend in einem Reichthume, den man wohl erschauen, nicht aber beschreiben kann.

Man befindet sich hier wirklich in einer andern Welt.

Vegetationsbilder aus dem Mensa Gebirge

Der Forscher fühlt sich arm trotz seines Wissens; denn zuviel Neues bestürmt alle Sinne auf einmal. Flora's milde Hand hat ihren Schmuck über alle Gehänge, über alle Steilungen, über alle Felsenwände gelegt und ein Leben hervorgerufen von unendlicher Pracht, welches neuem Leben Unterhalt gewährt und Fülle und Lebensfreude. Mir wird der erste Eindruck, welchen dieses Thal auf mich machte, unvergeßlich bleiben. Noch hatte die hereinbrechende Zeit der Dürre die Zauberei der allbelebenden Regengüsse nicht verwüsten können. Im frischen Grün prangten die Gehänge des Thales bis hoch zu den Bergen hinauf; alle Bäume standen im Blätterschmuck, und viele von ihnen waren eben mit den köstlichsten Blüthen bedeckt und leuchteten, wie in den grünen Teppich eingestickte Blumen, von den Bergwänden herunter. Gesicht, Geruch und Gehör schwelgten zu gleicher Zeit. Der Farbenreichthum, welcher in der südlichen Beleuchtung so recht eigentlich sich geltend machte, blendete das Auge; der Wohlduft, welcher von den blühenden Pflanzen ausging, erfüllte das ganze Thal und erfrischte alle Sinne. Und dazwischen klang und sang es aus allen Büschen hervor, von allen Gehängen herunter. Wie grüßend tönte der Flötenruf des äthiopischen Würgers zu uns herab, drei Töne so metallreich und dabei so mild, wie ein sterbliches Wesen sie nur hervorrufen kann. Kleine Sänger erprobten ihre Kehlen, prachtvoll gefiederte Tauben girrten und rucksten, Nashornvögel gaben ihre mehr sonderbare als anmuthige Musik zum Besten, und dazwischen hinein kreischten und grunzten und bellten die Affen, welche in langen Reihen oben auf den Felsgesimsen saßen.

Dieses Thal war es, welches uns das Gebirge erschloß, denn bis in sein eigentliches Herz hinein wurde es unser Weg, führte es uns weiter, und deshalb verdient es wohl noch einer kurzen Beschreibung.

Die Bogosländer gipfeln sich in mehreren Spitzen unweit des Dorfes Mensa. Man gewahrt diese Felszacken schon am Meere, wie arabische Schiffer versichern, fast von der jenseitigen Küste aus. Sie erheben sich mehr als 8000 Fuß über dem Spiegel des Arabischen Meerbusens. Nach Süden hin hängen sie mit den Gebirgen von Hamasseen zusammen, nach den drei übrigen Seiten fallen sie ab oder setzen sich wenigstens nur als andere Gebirgszüge fort. Mehrere sehr tiefe Gebirgsthäler laufen von der höchsten Höhe strahlenförmig nach den letztgenannten drei Seiten aus; einige von ihnen münden in der Samchara, die anderen vereinigen sich mit dem Thale, welches der Ain-Saba bildet. Dieses, der Chor Labka und der Chor Mensa, sind die längsten Thäler des ganzen Gebiets; nur sie sind lang und reich genug, einen dürftigen Wasserfaden zu unterhalten, welcher im Grunde des Thales dahinrieselt, bald über der Erde, bald unter derselben sich verlierend. Auch diese Bächlein besitzen die Eigenthümlichkeit aller afrikanischen Wasseradern, dazu aber den Charakter der Gebirgsbäche. Zeitweilig nur fließen sie: die Zeit der Dürre drückt sie gleichsam unter die Oberfläche herab.

Wenn aber der Frühling einzieht im Gebirge mit Donnern und Rauschen, wenn die gewaltigen Güsse herniederstürzen, welche in Afrika die Gleicherländer erst zu den Tropen stempeln, dann schwellen sie plötzlich hoch auf, wälzen gewaltige Blöcke und Steine mit sich fort in rasender Flucht, entwurzeln die Bäume, welche sich nahe ihrem Ufer ansiedelten, reißen Alles mit sich hinweg, bilden wildschäumende Wasserfälle und stürmen als Ströme in die Ebene hinaus. Aber sie schwinden so schnell wieder wie sie gekommen, und nur die Verwüstung, welche sie hinterließen, die Flutmarke, welche sie an den Felsen zeichneten, spricht von der Höhe, zu der sie emporstiegen. Bald nach dem letzten Regen schwindet das Wässerchen im Grunde zu einem dürftigen Fädchen zusammen, und je weiter die Dürre vorrückt, um so seltener zeigt es sich über der Oberfläche der Erde. Dann muß der Mensch im Flußbette schon tiefe Löcher eingraben, wenn er das seinen Heerden und sich selbst nöthige Wasser erobern will.

Und die Bogosländer sind noch glücklich im Vergleich zu anderen Ländern Afrikas. Die klimatischen Verhältnisse in ihnen sind ganz eigenthümlicher Art. Dieser Theil des Gebirges hat zwei ganz bestimmt ausgesprochene Regenzeiten. Die erstere fällt, wie in den meisten afrikanischen Ländern nördlich des Gleichers, in die Monate unsers Hochsommers, die zweite in die unsers Vorfrühlings. In den ersten Tagen meines Aufenthaltes im Gebirge hatten wir täglich Regen, und gerade auf der Hochebene von Mensa verdrängte ein Gewitter das andere. Von drei verschiedenen Seiten her kamen die dunkelschwarzen Wolken gezogen, entluden sich in der Höhe des Gebirges, zogen weiter und der Himmel war wieder klar wie zuvor; nur in den tieferen Thälern noch braute der Nebel. Gewöhnlich regnete es einmal am Tage, nicht selten aber auch zwei- und dreimal und mehrmals tagelang hintereinander; — eine für Afrika seltene Erscheinung. Die Regen nun sind es, welche wesentlich dazu beitragen, diesem Gebiete seine Schönheit zu verleihen und bezüglich zu erhalten.

Das Gebirge selbst besteht aus einem sehr grobkörnigen Granit, welcher jedoch nur an den höchsten Spitzen durchbricht, und aus Thon- und Glimmerschiefer, der sich wie ein Mantel um den innern Granitkern gelegt hat. In den tieferen Thälern finden sich steile Wände; dieselben sind jedoch fast überall zugänglich und würden es noch viel leichter sein, wenn nicht die Pflanzenwelt selbst dies verhinderte. Alle Wände sind grün bis oben hinauf, und wo nur ein Plätzchen sich fand, da hat die Pflanzenwelt sicher Fuß gefaßt. In keinem Theile Afrikas weiter fand ich eine so ausgedehnte Wurzelung als in den Thälern des Gebirges von Mensa. Bäume, welche hoch oben auf den Felsenplatten keimten, holten sich aus dem Grunde den nothwendigen Lebenssaft herauf.

Ein Korn, vom Winde hergetrieben, hatte gekeimt und einen Strauch, ein Bäumchen gebildet, welches bald nicht mehr Nahrung genug da oben fand und nun seine Wurzeln aussendete, solche sich zu suchen. Tiefer und tiefer senkten sich dieselbe an der Felswand hernieder, nur schwach sich an sie heftend. Weiter und weiter drang die Wurzel vorwärts, endlich erreichte sie den feuchten Grund des Thales, und hier erst fand sie ihr Ziel. Gewaltigen Tauen vergleichbar, hängen die starken Wurzeln an den Felswänden herab oder sie verflechten sich zu einem Netz, welches ganze Stellen der Wand überzieht und überall Schößlinge treibt, welche nach und nach zu neuen Bäumen werden.

Die Armuth an Dammerde bestimmt das Gepräge der hiesigen Pflanzenwelt. Große, gewaltige Bäume giebt es nur im Grunde des Thales, nahe dem Bächlein, an oder in dessen Bette. Die Wände sind zwar üppig begrünt, aber doch nur von kleinen, zwerg- aber nicht krüppelhaften Bäumen bestanden. An den Wänden wuchert namentlich die Akazie empor, und nur an den günstigsten Stellen treten andere Bäume zwischen sie herein; im Thalgrunde dagegen erheben sich die prächtigen Tamarinden mit ihren blaugrünlich schimmernden Kronen; die Kigelien mit dem herrlichen Laubgewölbe, aus welchem die gewaltigen, gurkenartigen, an langen Stielen aufgehängten Früchte hervorschimmern, der Baobab oder die Adansonie, die Mimosen, welche hier zu hohen, schönen Bäumen geworden sind, ein unserer Ulme täuschend ähnlicher, mir unbekannter Baum und

viele andere, über das sie umlagernde Dickicht der Sträucher und aus den Lauben und Gewölben, welche die Schlingpflanzen bilden. Blumen aller Art, Gräser, Cacteen und Euphorbien, schmarotzende Loranthen und andere Pflanzen ohne Zahl bemächtigen sich des von den Bäumen selbst nicht in Besitz genommenen Erdreichs und verleihen den Wänden auf große Strecken hin schmückende Farben.

Je höher man im Thale aufwärts steigt, um so kräftiger und reicher erscheint die Pflanzenwelt. Von etwa 4000 Fuß über dem Meer an tritt die Sykomore, bald darauf der Oelbaum und mit ihm die prächtige Kronleuchtereuphorbie auf. Erstere bildet hier und da einen Wald oder Hain für sich; aber auch wenn dies nicht der Fall, verleiht sie dem Gebirge ein besonderes Gepräge. Sie ist hier größer und gewaltiger als in dem wasserreichen Nilthal, sie giebt einer ganzen Welt von Schlingpflanzen Obdach und Nahrung. Einzelne dieser Bäume erscheinen gewissermaßen nur als Träger der Schlinggewächse, welche einen förmlichen Mantel um sie geschlagen und einen großen Theil ihrer Krone geradezu erstickt haben; ich erinnere mich namentlich des einen Baumes, welcher seine dürren Aeste wie entsagend hier und da durch das dicke Gelaube einer Winde streckte, die ihn so dicht umhüllte, daß man nur eine einzige, ununterbrochene, von ihr gebildete Blätterwand vor sich sah. An der obern Grenze der Sykomoren kommen die Kronleuchtereuphorbien zur Herrschaft. Es sind Cacteen, welche zu Bäumen geworden sind, aber zu Bäumen, deren Regelmäßigkeit, deren wunderbarer Bau Jedermann zur Verwunderung hinreißen muß. Sie heben sich licht ab von dem dunklen Gelände und verleihen der Landschaft einen prächtigen Schmuck. Auch die Oelbäume tragen wesentlich dazu bei, diesem Gürtel einen gewissen Charakter zu verleihen. Wie Jedermann weiß, welcher Oelpflanzungen sah, gehören diese Sinnbilder des Friedens zu den langweiligsten Pflanzen, welche es geben kann; hier oben aber, inmitten des großartigsten Reichthums der Pflanzenwelt, kommen sie nie so zur Herrschaft, daß ihr Anblick unangenehm werden könnte, und vervollständigen dafür die so mannichfaltigen Schattirungen des Gelaubes. Ihr ungewisses Graugrün sticht prächtig ab von den auf große große Strecken hin durch die blühende Aloë rothgelb erscheinenden Wänden, von den Blättern und Blüten mancher Schlingpflanzen oder von dem dunklen Gelaube anderer Bäume.

Einem Laien in der Pflanzenkunde, wie ich es bin, ist es unmöglich, auf den Reichthum und die Pracht der Pflanzenwelt weiter einzugehen; in dem Vorstehenden ist übrigens auch das Gepräge des Gebirges in seinen Hauptzügen gezeichnet. —

Bald nach unserer Ankunft im Thale schallte uns hoch von oben herab ein sonderbarer Ruf entgegen. Er rührte von Thieren her, welche ich auch hier zum ersten Male kennen lernte, von den Hamadriaspavianen nämlich, welche in ungeheuren Schaaren diese Gebirge bewohnen, und so gut als ausschließlich auf Felsen leben. Wie auf dem Kamme des Gebirges liegende Felsblöcke sahen die großen, graubemäntelten Thiere aus, welche jene wie Gebell klingenden Laute von sich gegeben hatten, und erst als wir näher kamen, wurde es unter ihnen lebendig. Grunzend, quiekend, kreischend, schreiend und bellend, kurz einen Lärm hervorrufend, als ob ein Rudel Wildschweine durch das Dickicht bräche, bewegten sich die Affen von einer Seite des Berges zu der andern, und als wir um eine Thalbiegung kamen, sahen wir an einer senkrechten Wand des Berges hier auf schmalen Gesimsen eine ununterbrochene Reihe von mindestens 120 Stück Pavianen wie eine Guirlande an den Felsen angehängt. Unsere Schüsse scheuchten sie in eine wilde Flucht: — doch ich habe von den Affen an einem andern Orte schon genugsam geredet. — (S. 168).

Von nun an fehlte es uns, den Thierfreunden, nie mehr an Unterhaltung. Das Thal von Mensa wußte überall etwas Neues zu bieten und verstand es, die Aufmerksamkeit hundertfach zu fesseln. Aber auch jeder andere Reisende würde von ihm zufriedengestellt werden. Ich brauche mich bei den landschaftlichen Schönheiten des Chor von Mensa nicht aufzuhalten, der freundliche Leser, welcher sich ein Alpenthal in die Tropenwelt gerückt denkt, vermag dieses sich vorzustellen, und unsere schöne Abbildung zeigt die Pflanzenwelt, welche das Gepräge der Landschaft bestimmt, ungleich treuer, als ich sie beschreiben könnte. Dafür muß ich erwähnen, daß der Weg im Thale, für Kameele wenigstens, ein außerordentlich schwieriger war.

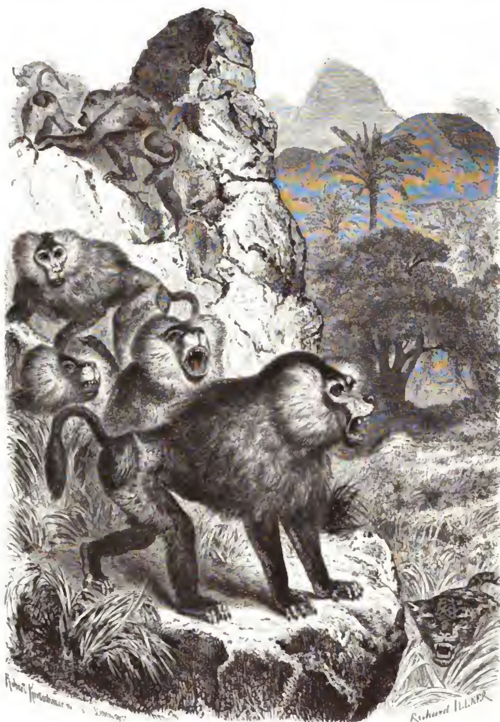
Die Maulthiere kletterten leicht an den verschiedenen Felsabsätzen empor, welche den Weg unterbrachen, oder schritten ohne Besinnen wiederholt durch das Bächlein hindurch, welches die Mitte des Thales einnahm; den Kameelen aber verursachten alle diese Uebergänge das größte Unbehagen und Angst und Sorgen ohne Maß und Ziel. Sie waren es auch, welche die Reise unnöthig aufhielten. Mit dem Maulthier ist man im Stande, den ganzen Chor in einem Tage zu durchreiten, mit Kameelen aber braucht man mindestens drei Tage, auch wenn die Thiere nur mit dem halben Gewichte, welches sie tragen können, belastet werden. Sie geberden sich an jeder nur einigermaßen ungünstigen Stelle geradezu wie verzweifelt, schreien laut auf, weigern sich vorwärts zu gehen, lassen sich weder durch gute Worte, noch durch Schlagen und Schelten bedeuten, und ärgern den Reisenden fast ebenso wie den Treiber. Man darf froh sein, wenn man mit ihnen während des ganzen langen Tages eine Strecke überwindet, welche der schnell und federnd dahingehende Abyssinier in drei bis vier Stunden zurücklegt. Die Unbrauchbarkeit der Kameele ist wohl auch der Hauptgrund, daß die Mensa andere Thiere zum Lasttragen gewöhnt haben, ihre Ochsen nämlich, auf welche ich weiter unten zurückkommen werde.

Der Chor von Mensa gehört so recht eigentlich zum Besitzthum der Bewohnerschaft des auf der Hochebene gelegenen Dorfes. Ungefähr in der Mitte seiner Länge breitet er sich zu einem von ziemlich hohen Bergen umgebenen Kessel aus, in dessen Grunde man Felder angelegt hat. Diese Stelle heißt Laba. An der einen Bergeswand erheben sich blendendweiß erscheinende runde Kegel: sie bilden Merksteine von dem Wechsel und Wandel des Lebens der Gebirgsbewohner; denn sie sind nichts Anderes als die Grabstätten Derer, welche hier unten ihre Laufbahn beschlossen.

Diese Grabhügel sind Abyssinien ganz eigenthümlich, in den übrigen Theilen Afrikas findet man sie nicht. In weitem Kreise um das Grab herum schichtet man eine andere senkrechte Ringmauer auf; den von ihr umschlossenen Raum füllt man mit großen und kleinen Steinen aus, schichtet diese in einem Haufen hoch auf und überlegt sie endlich mit blendenden Quarzstücken, welche man von weit und breit her zusammenträgt. Die tropische Erzeugungsfähigkeit sorgt bald für grüne Umrankung und Umlaubung, und dann heben sich diese Gräber um so heller von dem dunkeln Hintergrunde ab. Die Gräber selbst sind ein eigenthümlicher Beweis einer Gefühlstiefe, welche man sonst bei den Mensa wahrlich nicht vermuthet; sie sind den Wohnungen der Lebenden gegenüber stattliche Gebäude zu nennen, sie zeigen, wie sehr auch diese rohen Gebirgsvölker Afrikas ihre Todten verehren. Der Lebendige begnügt sich mit einer erbärm-

lichen Hütte aus Reisern, über dem Leichnam des Gestorbenen erhebt sich ein Gebäude' —

In dem obern Theile des Thales von Mensa wird der Weg steiniger und schwieriger zu begehen. Hier und da windet er sich schon im Zickzack an den Bergwänden empor. Das Thal selbst ist auf große Strecken hin ein Wirrsal von Felsblöcken, zwischen denen sich große Bäume erheben und zum förmlichen Walde einen. Der Weg selbst dankt nur den auf- und niederkletternden Rinderherden seine Entstehung. Diese sind es, welche ihn austreten; der Mensch giebt sich keine Mühe, den Rindern nachzuhelfen. Wie die Steine herabrollten vom Gebirge, bleiben sie liegen; man überläßt es den Thieren, sich zwischen ihnen einen Pfad zu wählen, so gut oder so schlecht sie können. Alle im Gebirge geborenen Rinder sind an solche Pfade gewöhnt, und die Menschen klettern, leicht wie sie, an den Wänden hinauf und hernieder. Wirklich halsbrechende Pfade giebt es in diesem Theile des Gebirges nicht, doch muß man immer vorsichtig



Mantel-Pavian.



Hochebene von Mensa.

reiten, zumal da, wo der Weg auf Strecken hin über glatte Felsblöcke hinwegführt, und wiederholt wird man genöthigt abzusteigen und das widerstrebende Maulthier am Zügel nachzuführen. Wie entsetzlich solche Wege den Kameelen werden, vermag sich nur Der auszumalen, welcher diese edlen Geschöpfe in unangenehmen Lagen ihres Lebens beobachtet hat.

Der letzte Theil des Weges kommt nur zuweilen in den Chor herab. Er zieht sich an den Bergwänden hin, weil das enge Felsenthal den hier wohnenden Menschen unüberwindliche Hindernisse in den Weg legt. Nahe bei Mensa breitet es sich mehr und mehr aus, steigt aber noch fortwährend bedeutend. Indem man um einen vorspringenden Berg sich windet, gelangt man zu einer sanft geneigten des südlichen Gehänges bedecken und nur der Aloe und anderm niedern Gestrüpp Raum lassen; der andere Theil, welcher durch die ganze Breite der Hochebene von jenem getrennt ist, wird durch einen von Norden her vorspringenden Berg verdeckt.

Das Dorf Mensa liegt ungefähr 5000 Fuß über dem Meere, jedenfalls nicht niedriger; denn die Kolqualeuphorbie, welche nach Ansicht vieler Botaniker unter 5000 Fuß über dem Meere nicht vorkommt, zieht sich von Mensa aus allseitig noch tief in die Thäler hinab. Zwischen beiden Dörfern breitet sich eine freie, nur in der Mitte von einem seichten Regenbette durchzogene Ebene aus, auf welcher man außer niederm Gestrüpp und einigen hohen Sykomoren weder Baum- noch Graswuchs bemerken kann; denn blos



Die Gräber der Mensa

Ebene, welche an der tiefsten Stelle von hohen Sykomoren und einem schier undurchdringlichen Buschwalde bedeckt ist. Unter diesen Sykomoren begegnet man den ersten Dorfbewohnern; denn in dem Schatten dieser Bäume kommt das Wässerchen zu Tage, welchem man bisher entgegenging. Von hier aus hat man nur noch wenige Minuten bis zu einem Felsenwalle zu gehen, welcher quer durch das Thal sich hindurchzieht; ihn übersteigt man, und vor sich hat man die breite Hochebene, auf welcher das Dorf liegt. (Siehe die Abbildung). Einige Gräber ganz im Vordergrunde, aber ohne jene kegelförmigen Quarzhaufen auf ihnen, sind die ersten Gebäude, welche man gewahrt; vom Dorfe selbst sieht man noch Nichts. Der eine südliche Theil liegt hinter mächtigen Steinblöcken versteckt, welche eine große Strecke während der großen Regenzeit wird diese Ebene zum Feld umgewandelt. Die unmittelbare Umgebung des Dorfes ist überhaupt öde und arm, und auch in den Bergen ist das Holz in der nächsten Nähe des Dorfes abgehauen oder wenigstens sehr gelichtet; die Berge selbst sind ohnehin gerade hier sehr pflanzenarm. Nichtsdestoweniger besitzt die Landschaft ihre großen Schönheiten. Allseitig schließen hohe Berge die Hochebene ein; mehrere von ihnen recken kühn gezackte Gipfel stolz in die Wolken, und die diesen Gipfeln eigenthümliche lichtrothe Färbung des Granits sticht lebendig ab von dem Dunkel der tieferen Bergwände, von den mit üppigem Pflanzenwuchs erfüllten Schluchten und von den mit dem Dufte der Ferne überhauchten Gebirgen weiter hinten. Mitten aus der Hochebene erhebt sich zudem ein

einzeln stehender, gewaltiger Felsblock von sonderbarer Bildung, welcher gar wesentlich dazu beiträgt, die landschaftlichen Reize dieser Ebene zu erhöhen.

Unser Führer, ein deutscher Kaufmann aus Massaua, geleitete uns in eine der Hütten, deren Besitzerin, ein uraltes Mütterchen, er von früherher kannte. Dort brachten wir unser weniges Gepäck unter, und diese Hütte betrachteten wir als unsere Wohnung für die nächsten Tage. Mensa gefiel mir so ausnehmend, daß ich beschloß, hier für die herzogliche Jagdgesellschaft Hütten erbauen zu lassen, so gut oder richtiger so schlecht dies den guten Leuten von Mensa möglich war. Ein Laienbruder, welcher zu der in Abyssinien thätigen Mission gehörte, Pater Filippini, leistete uns wesentliche Dienste. Er war nicht nur mit den Sitten und Gebräuchen der Mensaleute vollkommen bekannt, sondern auch in dem edlen Waidwerk wohlerfahren, und somit ganz geeignet, uns in jeder Hinsicht nützlich zu sein.

Unser erster Aufenthalt währte nur wenige Tage, kaum lange genug, um die nothwendigsten Vorbereitungen für den spätern Aufenthalt zu treffen, und nur der Güte des Paters verdankten wir es, daß wir überhaupt in wenigen Tagen diese Prüfungsreise als beendet ansehen konnten.

Wir zogen auf demselben Wege, den wir gekommen, wiederum nach Umkullu zurück, benutzten die uns bis zur Ankunft des Herzogs übrig bleibende Zeit zu verschiedenen Jagden, und traten dann gewissermaßen als Führer der Jagdgesellschaft zum zweiten Male die Reise nach den Bergen an.

Es ist durchaus nicht meine Absicht, hier eine Reisebeschreibung zu geben; ich will vielmehr versuchen, das, was ich über Land und Leute beobachten konnte, zusammenzustellen. Deshalb brauche ich nur zu erwähnen, daß wir nach fünftägiger Reise Anfangs April zum zweiten Male in Mensa eintrafen und nunmehr unsere Jagden und Arbeiten eigentlich begannen. Die erwähnten Strohhäuser für die Jagdgesellschaft waren inzwischen Dank der Güte unseres Freundes Filippini fertig geworden, und somit fanden wir die erwünschte Unterkunft in unmittelbarer Nähe des Dorfes und hatten dabei den Vortheil, manchen Unannehmlichkeiten zu entgehen, welche solcher Aufenthalt stets im Gefolge zu haben pflegt. Belästigt wurden wir freilich immer noch genug; aber gerade diese Belästigungen dienten dazu, uns Land und Leute in gewisser Hinsicht kennen zu lehren.

Schilderungen aus Venedig.

Erster Artikel.

Die ersten Eindrücke. — Markusplatz und Piazzetta. — Mondscheinnächte. — Gondelfahrten. — Kanäle, Paläste, Ruinen. — Lorbeer und Cypresse. — Wird dem Verfall abzuhelfen sein? — Ein Stegreifdichter auf dem slavonischen Uferstaden. — Die Granitsäulen an der Piazetta. — Der Uhrthurm. — Eine Rundschau vom Campanile herab. — Das Malerische und Schöne einer unregelmäßigen Architektur gegenüber dem modernen Kasernenstyl. — Die Markuskirche. — Die Kunstschätze. — Eine Fahrt in der Kühle. — Der kleine Kanal Bernardo. — Die Treppe im Malteserhof. —

Wer zum ersten Male die Lagunenstadt betritt, wird zum Schwärmer. Mag er auch sonst von kaltem Gemüthe, ein Mann der ruhigen Prosa des Verstandes sein, so ausgedörrt wie nur möglich, — in Venedig packt ihn eine poetische Anwandlung, neue Eindrücke durchbeben ihn, er staunt, bewundert und weiß sich anfangs gar nicht zurecht zu finden. Ist er aber ein klassisch gebildeter Mann, kennt er die Geschichte und hat er Verständniß für die Kunst, dann überwältigt ihn ein ganz eigenes Traumleben, das nur allmälig schwindet. Man hat so manche Schilderungen über die vormalige Königin der Adria gelesen, die Abbildungen ihrer Kunstwerke gesehen, und doch kommt Einem Alles neu vor, die Ueberraschungen wollen kein Ende nehmen, der Zauber haftet lange. Venedig ist gleichsam die Eingangspforte zu Italien, aber schon dort spürt man den verlockenden Hang und Drang nach dem Süden, welcher von je die Menschen aus dem Norden ergriff und sie packte wie Sirenengesang.

Ich habe Briefe vor mir liegen, die ich im September 1853 in die Heimath schrieb und seit jener Zeit nicht wieder in den Händen hatte. Sie rufen alte Erinnerungen wach und schildern die frischen Eindrücke während der ersten Tage meines Aufenthalts. Venedig überwältigt auch Leute, die schon viele Städte Europas gesehen haben. Bruchstücke aus den Briefen, abgerissene Stellen, welche die Stimmung kennzeichnen, mögen hier eine Stelle finden.

— — Es ist Pracht und Herrlichkeit bei allem Verfall, bei allem italienischen Schmutz, monumentale historische Größe. Ueber dem Ganzen liegt die stille Weihe einer Elegie; die Größe ist längst verschwunden, aber Alles gemahnt daran, daß sie einst gewaltig war.

Ich lebe sprungweise in Empfindungen, in Anregungen aus einer Feenwelt. Da wohne ich am Großen Kanal, den ich auf eine weite Strecke hin überblicke. Mir gegenüber liegen die Kirche San Giorgio Maggiore, das Zollhaus und die prächtige Kirche Santa Maria della Salute, welche sich gestern Nacht im Mondschein wunderbar magisch mit ihrer prächtigen Kuppel vom blauen Himmel abhob.

Auf dem Kanal ein ununterbrochenes Hingleiten von Gondeln. Eben fährt eine vorüber, in welcher zwei Kapuziner sitzen; eine andere begegnet ihnen, die auch einen Ordensbruder trägt. Sie halten still. Die Mönche scherzen, lachen, gestikuliren; ehe sie sich trennen, reichen sie einander die Tabaksdose und rufen einander noch dies und jenes zu, so weit die Stimme reicht. Diese Mönche haben offenbar eine sehr behagliche Lebens- und Weltverdauung; sauber sind sie gerade nicht, aber mir doch lieber als geleckte Mucker mit gescheiteltem Haar, schwarzem Frack und weißer Halsbinde.

Aber wie kann ich nur in Venedig an solche trübselige Augenverdreher denken; es ist wirklich Schade, denn solche Figuren verderben alle Poesie.

— Der Lloyddampfer Roma brachte uns von Triest in sechsthalb Stunden hierher. Die Adria war nicht un-

ruhig und nicht tückisch; nie habe ich eine glattere Seefahrt gehabt. Allmälig tauchte die Stadt aus den Lagunen auf; vor dem Dogenpalaste rasselten die Ankerketten, die Roma stand still, Gondeln und Barken umschwärmten sie. Der Himmel war heiter, das Wetter wie an einem schönen Junitag im Rheingau.

— Der erste Gang war nach dem Markusplatze, und wir blieben dort bis Mitternacht; es bannte uns fest; das süße Nichtsthun der Italiener kam auch über uns; wir schlenderten umher wie neapolitanische Lazzaroni, im Sonnenschein und im Mondlicht.

Und wie sahen wir gleich am ersten Abend diesen unvergleichlichen Markusplatz! Gegen neun Uhr ging hinter dem Campanile, dem freistehenden Glockenthurme, der volle



Vor dem Dogenpalast.

Mond auf, versilberte die Kuppeln der Markuskirche und den ganzen Platz, der abgeschlossen ist wie ein Saal. Wir gehen auf den kleinen Platz, die Piazzetta, um dem Gewühl zu entrinnen, und dort bescheint der Mond den Dogenpalast und seine volle Scheibe spiegelt sich und flimmert im Kanal. Magisches Licht ist ausgegossen über diese steinernen Monumente. Diese Ruhe that uns wohl. Wir gingen auf die Brücke, welche zum Molo dei Schiavoni führt, und sahen im Halbdunkel die Seufzerbrücke. Dann schlenderten wir wieder auf den Markusplatz, erfrischten uns mit Eis und traten nach elf Uhr unsere Rückwanderung an. Der erste Tag in Venedig war wunderschön, voll ungetrübten Genusses, von heiliger, reiner Weihe, ungestörter Wonne und von zauberhaftem Eindruck auf das Gemüth.

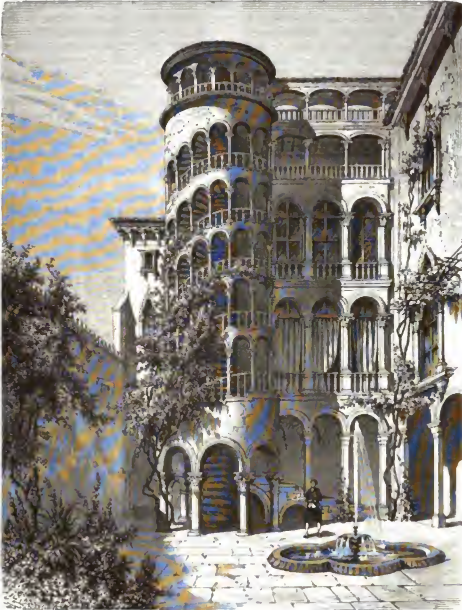
— Aus jedem Stein und jeder Säule quillt gleichsam ein Stück Geschichte heraus. Alles ist mir neu, aber wenig ist mir fremd.

Als wir heimkamen, hatten wir noch einen entzückenden Genuß. Ich sagte schon, daß unserer Wohnung gegenüber die Salute-Kirche liegt. Der Mond versilberte den breiten Kanal und die Kirche mit ihren Marmorkuppeln. Es war ein prächtiger Anblick! Als ich mich eben niedergelegt hatte, stimmte ein Gondolier am Traghetto (der Fähre), an welcher unser Haus steht, einen leisen Gesang an, bei dessen Tönen ich einschlief.

— — Ich begreife, weshalb so viel von venetianischen Mondschein-Nächten erzählt und geschrieben wird. Ich habe sie so wunderschön erlebt, wie nur die kühnste Einbildungskraft sie wünschen oder ersinnen mag. Es macht einen bewältigenden Eindruck, wenn man sieht, wie die Scheibe hinter der Hauptkuppel der Markuskirche steht und den Knopf versilbert wie mit einer Gloriole, einem milden Diadem. Dann rückte sie weiter hinter den Campanile und fiel auf den von Gasflammen blinkenden Platz, welchen eine bunte Menschenmenge füllte. An zehn Stellen hörte ich Guitarrenklang, Geigenspiel, Gesang, und jeder „Künstler" fand willige Hörer aus allen Klassen und Ständen. Ich nahm Platz vor dem deutschen Kaffeehause. Neben mir stand eine Gruppe von „Griechen", aber sie hatten slawische Gesichter oder große Albanesernasen, hinter ihnen bärtige Italiener mit rothen Kappen, die Arbeitsjacke nachlässig, und eben deshalb malerisch, über die Schulter geworfen. Jeder Bänkelsänger hatte ein aufmerksames Publikum, das gleichsam mitspielt und ein sehr lebhaftes Geberdenspiel zeigt.

Der Markusplatz ist Abends wie ein Feensaal; die Gassen westlich von ihm, gleichen schmalen, engen Korridoren, sie sind ein von Lichtmassen flimmernder Bazar.

— Ich fahre dreimal an jedem Tage, früh am Morgen, Nachmittags, wenn Alles still und öde ist, und am Abend, auf den Kanälen, um zu verschiedenen Stunden auch verschiedene Eindrücke in mich aufzunehmen. Wie viel Pracht und Größe ist hier gewesen! Aber nun trägt Alles den ohnehin macht, dann erreichen sie allerdings ihren Zweck. Die Namen so vieler Paläste erinnern an große Familien, deren heutige Träger jedoch für sich keinen Ruhm in Anspruch zu nehmen haben. Venedigs Größe erwuchs auf der Grundlage des Handels; die Edelleute waren zugleich Krieger und Kaufleute; heute sind sie weder das Eine noch das Andere, und Oesterreich thut doch alles Mögliche, um den Verkehr zu heben. Warum ist Triest so rührig und



Scala antica.

Stempel des Verfalles an sich; die alten Venetianer sind dahin, die heutigen Nobili ohne Energie und deshalb sind sie verkommen. Palast liegt neben Palast, aber wie viele sind halbe Ruinen! Wahrhaftig, mir liegt nichts so fern, als ein System Metternich's zu loben; wir Deutschen wissen ja am Besten, wie abscheulich es war. Aber es durfte doch die Venetianer nicht hindern, Glasscheiben in die leeren Fenster zu setzen oder herabhängende Läden wenigstens festzunageln. Wollen die Nobili durch den Verfall den romantischen und elegischen Eindruck erhöhen, welchen Venedig weshalb Venedig nicht? Mein Gondolier klagte mir, daß er manchen Tag keinen Centesimo verdiene. Ich sagte ihm, in Triest erhalte der Arbeiter drei Centesimi Tagelohn; weshalb nicht ein paar hundert spärlich erwerbende Gondoliere hinübergingen, um zu erwerben und zu sparen; es würden noch Barkenführer im Ueberfluß in Venedig bleiben. Der Mann entgegnete, es würde sich keiner entschließen, aus Venedig fortzugehen.

— — Ich glaube, es war Goethe, der einmal sagte: Man sollte eigentlich nur in Italien leben, nur in Italien

sollten Menschen wohnen. Aber es bleibt doch gut, daß dem nicht so ist, daß wir außer diesem „Schooßkinde der Natur" auch unsern kräftigen, dauerbaren Norden haben. Ich bin empfänglich für all das Schöne hier, aber ich danke doch dem Himmel, daß ich ein Deutscher bin. Für Viele ist dieses Italien eine wundervolle, verlockende Sirene; sie umwickelt und umschlingt den ganzen Menschen, auch den innern; Gesang, Wein, Weiber, blauer Himmel, milde Lüfte, das farbige, bunte Leben — Alles bestrickt so verführerisch. Ich kann mich lebhaft in die Seelenstimmung eines Kleinstädters versetzen, der von alle dem zum ersten Male berührt wird; empfängt doch auch der Viel- und Weitgereis'te so ganz eigenthümliche Eindrücke! Das ist Alles so leicht, wiegt sich gleichsam hin und her, und das Nichtsthun und Hindämmern hat manchen Reiz. Es wird Einem so wohl dabei.

Die Lorbeeren und Cypressen in den kleinen Gärten der Paläste erscheinen wie Symbole der Trauer über den Verfall, über welchen die Bewohner der „Meereskönigin" sich selber anzuklagen haben. Die heutigen Venetianer sind, ich habe es schon gesagt, ohne Spannkraft. Es fragt sich, ob ihre Stadt auch dann wieder emporblühen werde, wenn einst die Eisenbahn aus Tirol und aus Deutschland überhaupt bis hierher führt. Die Bahn, welche Oesterreich durch die Lagunen gebaut hat, gereicht ihm zur Ehre und ist ein Werk, der alten Römer würdig. Der Welthandel hat eine andere Richtung genommen, seine Hauptaxe ist atlantisch; Weltstapelplatz wird Venedig nie wieder, aber durch die Dampfschifffahrt kann es sich wieder heben, wenn die Venetianer fleißig und unternehmend werden. Ihr Schicksal liegt in ihrer Hand. Mir sagte ein Nobile: „Wir sind wie eine trauernde Wittwe." Ich entgegnete: „Da müssen Sie einen starken Mann heirathen!" — „Aber wen denn?" — „Den Fleiß, den Unternehmungsgeist; geben Sie der Vergangenheit den Abschied und erkennen Sie die Bedürfnisse der Gegenwart." — Der Mann sah mich groß an. Solch ein deutscher Rath kam ihm gewiß seltsam vor.

Aber freilich, bei dem Hindämmern erwirbt man nicht die Mittel, die Paläste der Vorfahren anständig zu erhalten. Einer der schönsten gehört der Taglioni, ein anderer den Vestris, und so trinken nun Tänzer Champagnerwein in den Sälen, in welchen einst Dandolo oder Mocenigo oder Giustiniani bei Cyperwein an der Tafel saßen.

Für den Reisenden hat aber gerade dieses Bild des Verfalls einen eigenthümlichen Reiz. Diese Denkmäler mahnen gerade durch ihre Trümmerhaftigkeit an die Vergänglichkeit der Dinge, und unwillkürlich ziehen elegische Gefühle durch unsere Brust. Und das ist die rechte Stimmung, wenn man durch Venedig fährt, namentlich in den ersten Nachmittagsstunden, wenn Alles still ist und Siesta gehalten wird. Dann hört man nur das Plätschern der Ruder und zuweilen auch ein Glockengeläut. Um diese Zeit ist Venedig wie im Halbschlafe; man führt selber ein Traum- und Dämmerleben.

— — Die Stegreifdichter, so sagt man mir, werden seltener in Italien. Ich habe einen aus der alten Schule Abends an der Riva dei Schiavoni gehört, da er aber im venetianischen Dialekt sang, nicht viel von seinen Worten verstanden. Groß wird der Verlust nicht gewesen sein, aber interessant waren die lebendige Ausdrucksweise, das heftige Spiel der Geberden, die Armbewegung, die Abstufung im Tone. Der Eindruck wird vervollständigt durch das, was zum Improvisator gehört, ich meine die Staffage eines italienischen Publikums, das mit Spannung dem Vortrage folgt und gleichsam mitspielt. Die Gruppen nahmen sich eigenthümlich aus bei Mondschein und Gasflamme; sie standen vor einem Kaffeehause, das vorzugsweise von Leuten aus der Levante besucht wird. Ich sah Gondoliere mit Kappen und Schärpen theils von rother, theils von grüner Farbe; Griechen mit dem rothen Fes, Albanesen in ihren sackweiten, bis auf die Kniee herabfallenden Fustanellen, Türken mit Turban und Pelzrock, dalmatinische Matrosen in hellbrauner grober Wollkleidung, und unter diesen fand ich einige Prachtexemplare von wahren Banditengesichtern. Daneben Damen von der leichtfertigen Gattung, von denen manche sich durch schwarze Tracht und Trauerflor interessant zu machen suchen; in einiger Entfernung Geigentöne und Guitarrenklang, und diese Scenen auf dem glatten Pflaster am Meeresufer, bei Mond- und Sternenschein, der sich im Meere wiederspiegelt, — das Alles zusammen macht einen ganz eigenthümlichen Eindruck auf den Menschen aus dem Norden. —

Eine der vortrefflichsten Schilderungen Venedigs hat Adalbert von Beaumont geliefert. Auch er fand die ersten Eindrücke „feenhaft", die Paläste schienen ihm wie für Neptun, Venus und deren Hofstaat geschaffen. Der Zufall hat zeigen wollen, wie das Schöne und Malerische eine vollendete Vereinigung hervorbringen können. Aus Allem haucht und duftet Poesie hervor, wie aus Blumen der Wohlgeruch. Venedig ist gleichsam eine Königin der Künste zwischen Himmel und Wasser und verdankt der Erde nichts. Ich wollte, sagt Beaumont, ein paar Monate in Venedig bleiben und verweilte dort drei Jahre. Venedig ist Königin des Meeres, wie Kairo eine „Königin der Nächte".

Ich fuhr von der Eisenbahn auf dem schwimmenden Omnibus der ganzen Länge des in Schlangenwindung durch Venedig ziehenden Großen Kanals bis an die Piazzetta. Dort stieg ich aus. Wenige Schritte von der Marmortreppe ragen die beiden Granitsäulen empor, welche der Doge Michieli aus dem Morgenlande hergebracht hat. Der Lombarde Niccolo Barattieri errichtete sie an der Stelle, welche sie noch einnehmen, im Jahre 1150. Auf der einen steht der geflügelte Löwe des heiligen Markus, auf der andern der heilige Theodor mit dem Strahlenkranz auf dem Haupt und dem Krokodil unter den Füßen. Zwischen diesen Säulen durften in früheren Zeiten nur Edelleute hindurchgehen; aber dieses Vorrecht ist längst beseitigt.

Wir sind nun auf der Piazzetta. Zur Rechten streckt sich die Riva dei Schiavoni lang am Kanale hin; links liegt die Zecca, das Münzgebäude, ein Werk Sansovino's. Gegenüber sehen wir den Dogenpalast, mit seinem röthlichen Marmorgemäuer und den offenen Bogengängen. Weiterhin St. Markus, die „unsterbliche Basilika", die so reich ist an herrlichen Mosaiken und schimmerndem Golde. Und ihr gegenüber steht der Campanile, der riesige Glockenthurm, der aber seine Umgebungen nicht im Mindesten drückt. Im Hintergrunde des Platzes gewahrt man den Uhrthurm, der eigentlich weniger Thurm ist, sondern eher Mittelstück eines großen Hauses. Sein Untergeschoß bildet zugleich den Eingang oder das offene Thor zur Merceria, der Kaufmannsstraße, die man als Bazar bezeichnen kann; die Südseite bildet den östlichen Schluß der alten Prokuratien, welche ein Viereck des Markusplatzes einschließen. Das große Zifferblatt zeigt die 24 Stunden der alten italienischen Tagesrechnung. Die Vorderseite des vierten Stockes ist mit dem Löwen geschmückt; auf der flachen Thurmdecke stehen zwei große Mohren aus Erz und schlagen auf der gewaltigen, zwischen ihnen hängenden Glocke die Stunden an. Von dort oben hat man die schönste Aussicht auf den Markusplatz und die Piazzetta. Rechts der Platz mit den römisch-griechischen Hallen der Prokuratien und des Atriums, links die orientalische Hauptseite der Markuskirche; weiterhin die

luftige Spitzbogenreihe des Dogenpalastes und seine freie, kühne Ecke; vorn die Piazzetta in ihrer Längenausdehnung; zwischen den beiden oben erwähnten Säulen hindurch, über die Gondeln und die Lagunen hinweg, die Kirche auf Giorgio Maggiore.

Aber wir besteigen den **Campanile** ohne Anstrengung; ein Pferd könnte hinaufgehen, so bequem kommt man hinauf. Dieser Glockenthurm steht da wie ein steinerner Mast des großen Marmorschiffes Venedig, das in dieser ruhigen Lagune liegt. Von dort herab gewinnen wir einen Blick über das wunderbare Ensemble von Palästen, Wasser, Himmel und Bergen, Schiffen, Barken und Menschen. Vom Markusplatze gehen die Menschenwogen aus und strömen dorthin zurück; er ist das Herz, in welchem alle Adern dieser wunderbaren Stadt zusammenlaufen. Man übersieht den ganzen **Canal grande**, welcher die Stadt in zwei große Hälften scheidet; durch die berühmte **Rialtobrücke** stehen sie mit einander in Verbindung. Den Horizont bildet das Meer. Unter uns liegen Hunderte von Palästen und unzählige Kirchen.

Dieses Venedig, das sich aus dem Wogen emporhebt, hat vierthalbhundert Brücken und ein paar tausend Gassen und Gäßchen. Der Fremde hat Mühe, sich in diesen Irrgewinden zurecht zu finden. In seinen glänzenden Tagen zählte Venedig mehr als zweimalhunderttausend Einwohner; jetzt nicht viel über die Hälfte. Denn, wie gesagt, es ist im Verfall, aber es bleibt doch immer die Stadt der Dogen; es ist nicht mehr reich, seine Bewohner bethätigen kein frisches Leben, aber es ist schön und fesselnd.

Vom Campanile aus halten wir eine Rundschau. Wir sehen einen Gürtel von Felsen und Sand. Da ist zuerst der Lido, dann gewahren wir Malamocco, Palestrina, die Murazzi und weiterhin dicht am Festlande Chioggia. Zwischen diesen Punkten läuft ein gewaltiger Damm; diese Inseln bilden die Schutzwehr für Venedig sowohl gegen die Meereswogen, wie gegen feindliche Schiffe. Nur drei wohlbefestigte Fahrstraßen führen zum Hafen, der im Uebrigen geschlossen ist wie ein See. Weiterhin, vorgeschobenen Wachtposten vergleichbar, sehen wir die Insel San Lazzaro, wo die Armenier ihr Kloster haben, San Cervolo und andere Inseln.

Zu unseren Füßen breitet sich der Markusplatz aus. Die Mannichfaltigkeit des Baustyls dort, wie auf so vielen anderen Punkten der Stadt, ist **ganz geeignet, unseren neumodischen Baumeistern die Ueberzeugung aufzudringen, daß ihr unglückseliges System absoluter Regelmäßigkeit geradezu die Kunst todtschlägt.** Hier steht kaum etwas in regelrechtem Winkel, kein Monument gleicht dem andern, und doch welchen Eindruck macht das Ganze! Man vergleiche damit unsern neumodischen Kasernenstyl, der geradezu abscheulich ist. Der Uhrthurm steht in den alten Prokuratien, mit deren Baustyl er nicht die geringste Uebereinstimmung hat; der kleine Löwenhof unterbricht den Winkel des Platzes; der Dom ist byzantinisch, aber seine Säulen, Kuppeln, Kapitäle und Farben sind ganz und gar mannichfaltig. Wie viele alte Tempel Griechenlands und Asiens haben die Stoffe hergeben müssen zu diesem Gebäude, das doch eine so ergreifende und so



Markuskirche.

malerische Wirkung auf den Beschauer macht! An den Fuß des Campanile lehnt sich, wie der Zwerg an einen Riesen, die Logietta, eine kleine Kirche im Renaissancestyl, von rosenrothem Marmor und Erz, fein und kokett, ein wahres Bijou. Dann macht der Markusplatz eine Biegung und wir sind auf der Piazzetta. Venedig ist einem Museum von Kostbarkeiten vergleichbar.

Hier fehlt alles Das, was unsere Architekten als Einheit im Plan, als Symmetrie bezeichnen, und doch bildet dieses



Der kleine Bernardo-Kanal.

Ganze mit dem Baustyl aus ganz verschiedenen Zeiten und Ländern eine wundervolle, architektonische Gesammtheit. Wer möchte wohl den Markusplatz „regelmäßig" haben, im Sinne des Kartenhaus- und Kasernenstyls, der kaum etwas Anderes als gerade Linien und gräßliche Langweile kennt?

Gottlob, die Markuskirche ist gründlich unregelmäßig. Wir finden an der Vorderseite Säulen von asiatischem Porphyr und afrikanischem Marmor in sehr verschiedenen Farben, Gestalten und Größen. Sie erinnern an die Eroberung von Konstantinopel, Athen, Ephesus und andere Städte der Levante. Sie erzählen uns beredt ein Stück venetianischer Geschichte aus den Tagen des Glanzes, und für den Kunstforscher ist Venedig eine heilige Stadt, und eine Pilgerfahrt zu ihr bringt reichlichen Lohn.

Als der Doge Pietro Orseolo die Basilika bauen lassen wollte, verschrieb er aus dem Oriente Künstler und Arbeiter. Jedes Fahrzeug der venetianischen Flotte, das aus dem Mittelmeere heimfuhr, mußte Steine zum Bau des Heiligthums herbeischaffen. Diese Kirche sollte noch stattlicher werden, als jene der heiligen Sophia in Konstantinopel. Der Eine brachte aus Korinth, der Andere aus Rhodus, der Dritte aus einer andern Stadt Marmorsäulen und Kapitäler; Schnitzwerke aus Elfenbein, Mosaiken, Lampen, Reliquienschreine, Schmuck und allerlei Kirchengeräth kam aus allen Himmelsgegenden. Im zehnten und elften Jahrhundert erhoben sich die Mauern, Gewölbe und Säulen. Nun umgiebt ein gewölbter Gang von 128 Bogen die Kirche, welche 220 Fuß

lang ist und einen Umfang von 950 Fuß hat. Die St. Markus-Kathedrale ist in der That eine kosmopolitische Zusammenhäufung und gekrönt mit Kuppeln, welche vielmehr an jene von Kairo, Damaskus und Ispahan, als an die platteren von Byzanz erinnern.

Die Republik hat viele Kriege geführt, manche Bündnisse und Verträge geschlossen, und dabei immer ihr Venedig bedacht. Der Löwe des heiligen Markus hat ein Schwert in der Tatze und sich immer sehr gern den Löwenantheil gesichert; er nahm, was er bekommen konnte, von griechischen, römischen oder mohammedanischen Kunstwerken. Viele erwarb Venedig auch auf friedlichem Wege durch den Handel. Eine Thür aus der Sophienkirche bildet noch jetzt das rechte Eingangsthor zur St. Markus-Kathedrale; auch die Palla d'oro am Hauptaltar gehörte einer byzantinischen Kirche an; Säulen von Serpentinstein 2c. kamen vom Tempel aus Jerusalem, aus Sidon, Tyrus, Ptolemais, kurz, die ganze Levante steuerte freiwillig oder gezwungen bei. Ganz außerordentliche Beiträge lieferte Konstantinopel nach der Eroberung durch die Franken und Venetianer im Jahre 1204. Die letzteren hatten nicht weniger als fünfhundert Galeeren ausgerüstet. Der große Doge Dandolo befehligte ein Heer von vierzigtausend Mann, und die Blüte der europäischen Ritterschaft machte den Zug mit. Er selbst pflanzte das Banner des heiligen Markus in Konstantinopel auf. Während der Plünderung dieser Stadt wurden allerdings manche kostbare Schätze der Kunst zerstört, aber man rettete doch Vieles, und Manches davon kam der Markuskirche zu Gute und ist bis auf unsere Tage gekommen. Gegenwärtig läßt die österreichische Regierung bedeutende Ausbesserungen in derselben vornehmen; sie waren dringend nöthig geworden.

Doch wir verlassen die Kirche, gehen auf die Piazzetta und steigen in ein offenes Boot, eine Barke. Es ist spät am Nachmittage, die Luft nicht mehr drückend heiß, und Hunderte von Leuten fahren spazieren, fresco, wie man es nennt; man will Kühle einathmen, nachdem die Siesta vorüber ist. Nun herrscht Leben und Regsamkeit auf dem Kanal, und ein schöner Herbstabend steht in Aussicht; auch scheint der Mond, der, es muß wiederholt werden, in Venedig eine so große Rolle spielt. Wer die Stadt nicht bei Mondschein gesehen hat, entbehrt einen wahren Hochgenuß. Die Lichtwirkung ist oft magisch. Hier fällt ein heller Streifen durch eine enge Gasse oder unter einer Brücke hindurch und versilbert das Wasser; dort liegt der Schein auf einem Balkon und die Fenster glitzern; eine Kirche ist wie mit Licht übergossen und neben ihr liegt Dunkel in den engen Gassen, in welche kein Strahl fällt. Die Fenstersäulen und Verzierungen an manchen Palästen treten fast in Tageshelle hervor, und die arabischen Paläste, wie Cà d'oro, Loredan und Michieli, nehmen sich wunderbar prächtig aus. Der Gondelführer erzählt, und die Chronik hat es auch behauptet, daß ein Michieli bei der Belagerung von Tyrus nicht weniger als elfhundert Sarazenen mit eigener Hand den Kopf vom Rumpfe säbelte. Der Gondolier glaubt steif und fest an diese Heldenthat. Da sind die Palazzi Pisani, Tiepolo, Manfrini und so manche andere, welche durch ihre imposante Masse wirken; sie liegen im Halbdunkel, Bergen vergleichbar.

Wir lassen den Gondolier in Nebenkanäle ablenken, und gelangen zum Kanal Bernardo neben dem Campo San Paulo; er hat Licht genug und unser Bild stellt ihn ganz genau dar. Weiterhin kommen wir vor das große Fenicetheater, dann unter die Paterniansbrücke und landen an der Straße della Vida oder delle Locande. Nun sind wir an dem Ziele, welches wir uns für heute vorgesteckt hatten, nämlich bei dem Corte del Maltese, dem Malteserhof. Er ist berühmt wegen seiner herrlichen Treppe, der sogenannten Scala antica. Sie gehört zum Palaste der Patrizierfamilie Minelli und wird mit Recht für ein wahres Prachtwerk gehalten. Man werfe einen Blick auf unsere Abbildung. Wie leicht und malerisch erscheint der Bau; ein Rundbogen, luftig und schmuck anzuschauen, ist neben und über dem andern, das Ganze thurmartig. Die Treppe ist im Style des fünfzehnten Jahrhunderts aufgeführt, wie man sagt, von einem der berühmten Baumeister Lombardi, welcher eine Art von Nachbildung des schiefen Thurms von Pisa dem Palast anschließen wollte. Aber sie unterscheidet sich von diesem dadurch, daß die Basis der Bogen, welche die Säulen tragen, nicht horizontal liegt, sondern, wie die Bogen selbst, mit Treppenstufen allmälig aufsteigt. Das Ganze ist aus istrischem Marmor aufgeführt und zugleich stark und zierlich. Den Mittelpunkt der Spirale bildet eine aus achtzig runden Schichten bestehende Säule; diese runden Schichten sind aber nichts weiter als das innere Ende jeder Stufe, deren äußeres Ende auf den Bogen und Säulen ruht. Der Thurm hat sieben Stockwerke; das erste wird von sieben Säulen getragen, die fünf anderen haben deren acht und das oberste hat vierzehn, zusammen sechszig Säulen und einhundert und zwölf Stufen, die eine Länge von etwa sieben Fuß haben. Die Höhe des Ganzen beträgt zwei und zwanzig und einen halben Meter. Treppe und Palast stehen in jedem Stockwerke vermittelst Galerien im Renaissancestyl in Verbindung.

Aus Bayard Taylor's Reise in Lappland.

Erster Artikel.

In Muoniovara. — Ein finnisches Dampfbad. — Einübung im Schlittenfahren mit Rennthieren. — Finnische Charakterköpfe und allerlei Typen. — Fahrt über schneebedeckte Einöden. — Kälte und Nordlicht. — In Palajoli und Suonlajärvi. — Lippajärvi. — Die Wasserscheide. — Lappländische Wohnungen. — Ankunft in Kautokeino. —

Unser lieber nordamerikanischer Freund Bayard Taylor ist in der That ein „Weltfahrer"; er hat, gleich weiland Ida Pfeiffer oder dem in dieser Beziehung nicht minder zähen Friedrich Gerstäcker, die „Laufkrankheit".

Binnen anderthalb Jahrzehnten hat Taylor ungeheure Räume durchmessen, und vieler Menschen Länder gesehen und Sitten erkundet. Als junger Mann war er Einer der ersten, welche den Zug über die weiten Prairien wagten und in das damals neue Gold-

land Kalifornien vordrangen. Von diesem lieferte er eine treffliche Beschreibung. Ein paar Jahre später finden wir ihn auf dem Ocean; er besucht die Lieu kieu (Lutschu-)Inseln, die Häfen Chinas und Japan. In diesem letztern befreite er einen amerikanischen Steuermann, den strammen Braisted, welcher seitdem von Taylor unzertrennlich und gleichsam dessen Schatten ist; denn er begleitet ihn überall hin. Taylor machte in Ostafrika eine Fahrt auf dem Nil bis über Chartum hinaus, er hat Bäder genommen in Alexandria wie in der heiligen Ganga Stromfluten, im Rhein, im Hudson, im Mississippi, unter allen Klimaten. Am liebsten verweilte er immer in Deutschland, welchem er einen nicht geringen Theil seiner gediegenen Bildung verdankt. Auch fließt mancher deutsche Blutstropfen in den Adern dieses Reisenden, der besonders das grüne, idyllische Thüringen liebt. Er spricht unsere Sprache so geläufig wie wir selber, und hat eine Eigenschaft, welche bei den Yankees sonst nicht zu finden ist, — Gemüth und Gemüthlichkeit.

Vor einigen Jahren überraschte uns unser Freund mit einem Werke, das einen Theil seiner Reisen im Norden schildert. Es führt den Titel: Northern Travel. Summer and Winter Pictures of Sweden, Lapland and Norway. Ein reiner Zufall trägt die Schuld, daß wir damals das Werk nur flüchtig durchblätterten, und ebenso wollte ein Zufall, daß wir jüngst dasselbe näher betrachteten. Einige Mittheilungen werden den Lesern des Globus gewiß willkommen sein.

Bayard Taylor hat einen klaren Blick und eine ebenso feine als scharfe Beobachtungsgabe. Ein Mann, der so viel gesehen wie er, lernt den Kern von der Schale unterscheiden. Dabei erzählt er anspruchslos und anmuthig, er ist zugleich unterhaltend und belehrend. Wir wollen ihm auf einigen Streifzügen durch Lappland folgen, welche er in den ersten Monaten des Jahres 1857 unternahm.

* * *

In Munievara trat uns ein hübscher, schlanker Mann entgegen, den wir an der ganz grauen Kleidung sogleich als reisenden Engländer erkannten. Es war der englische Naturforscher Wolley; er freute sich, von uns in seiner Muttersprache angeredet zu werden, und verschaffte uns sogleich in dem Hause eines norwegischen Zimmermanns eine Wohnung, in der wir uns gegen die grimmige Kälte sehr wohl geborgen fühlten.

Man kann sich kaum eine unwirthlichere Gegend denken, als jene, in der wir uns hier befanden; so weit unser Auge in dem dämmerigen Zwielicht reichte, sahen wir nichts als weiße Hügel und verkrüppelte Fichten, dazwischen die zerstreuten schwarzen Hütten des Orts und hie und da wohl einen neben Rennthieren schweigend hinziehenden Menschen.

Das Haus des Zimmermanns war aus behauenen Fichtenbalken aufgeführt, die Ritzen waren dicht mit Moos verstopft und ein eiserner Ofen in unserm Zimmer verbreitete eine angenehme Wärme. Betten und Hausgeräthe waren im besten Zustande und selbst ein kleiner Teppich fehlte nicht. Der Zimmermann, Herr Knoblock, sprach etwas deutsch; seine hübsche blühende Tochter, ein blondes Nordlandmädchen, brachte uns, nach schwedischer Sitte, früh den Kaffee, als wir noch im Bette lagen. Lappland erschien uns fast als ein Sybaris, gegenüber dem, was wir erwartet hatten.

Auf den Rath des Herrn Wolley machten wir uns mit einem finnischen Dampfbade bekannt. Das Badehaus war nur klein, aus Holz aufgeführt und ohne Fenster. Ein finnisches Dienstmädchen setzte es für uns in Stand und führte uns hinein. Ein heißer Dampf, fast wie im Innern orientalischer Bäder, schlug uns entgegen. In der Mitte stand ein Pfeiler von erhitzten Steinen, auf denen abgebrochene Birkenreiser einen angenehmen Geruch verbreiteten, und ein großer Zuber mit Wasser. Auf dem Fußboden lag Stroh und unter dem Dache zog sich ein mit weichem Heu bedecktes Gerüst hin, auf dem man dem vollen Dampfstrom ausgesetzt war. Einige Bänke und Stühle für die Kleider vervollständigten die Einrichtung.

Das Bademädchen trat ein und Herr Wolley begann sich zu entkleiden, indem er uns bemerkte, daß das Mädchen uns reiben und durchkneten werde. Es ist dies nur als Zeichen der reinen Sitten der hiesigen Bevölkerung aufzunehmen, bei der man eine falsche Scham nicht kennt. Die ärmeren Familien gehen hier in ihre Badezimmer zusammen, und Vater, Mutter und Kinder reiben sich gegenseitig den Rücken. Wir legten uns nun entkleidet auf das mit Heu bedeckte Gerüst; das Mädchen goß Wasser auf die heißen Steine, welches verdunstete und uns in einen starken Schweiß versetzte. Dann peitschte sie uns ziemlich stark mit Birkenruthen vom Kopfe bis zu den Füßen. Als wir genug gerieben und halb zerkocht waren, stiegen wir herab, wurden mit Seife abgewaschen und mit heißem Wasser übergossen. Die Finnen gehen während des Bades noch oft in's Freie hinaus und wälzen sich zur Erfrischung im Schnee umher. Ich wagte es, nackt hinauszutreten und einen Augenblick die kalte Luft auf meine erhitzte Haut wirken zu lassen, obwohl das Thermometer auf Null (nach Fahrenheit) stand.

Wir beschlossen auf den Rath des Herrn Wolley, uns im Fahren mit Rennthieren zu üben. Denn über die Gebirge, welche zwischen uns und unserm nächsten Ziel, Kantokeino in Norwegen, lagen, kommt man nur mit Rennthieren fort. Ich zog den landesüblichen „Poesk“ aus Rennthierfell und meine russischen Pelzstiefeln an und setzte mich in den „Pulk“. Diese Pulks lassen sich am besten mit einem Kahne vergleichen; sie sind vorne zugeschärft, hinten viereckig, ungefähr fünf Fuß lang, einen Fuß tief und anderthalb Fuß breit. Man sitzt darin aufrecht und streckt die Füße vor sich hin. Das Geschirr des Rennthieres besteht nur aus einem ledernen Riemen, der um den Hals gelegt wird, von welchem aus ein Seil, unter dem Bauche durch, bis zur Spitze des Pulks geht. Der einfache Zügel ist am linken Horne des Thieres befestigt und geht über den Rücken hinüber zur rechten Hand des Kutschirenden.

Ich setzte mich in den Pulk und erwartete das Zeichen zur Abfahrt. Mein Rennthier war stark und saus'te mit mir wie der Wind den schneeigen Hügel hinab. Der Athem verging mir, der Pulk schlenderte von der einen Seite zur andern und in der nächsten Minute lag ich draußen im Schnee. Das Rennthier, welches mit dem Zügel an meinem Arme befestigt war, stand still und glotzte mich dumm an. Ich begann den Versuch von neuem, obgleich mir das Gesicht von dem unfreiwilligen Schneebad, mit einer starken Eiskruste überzogen war. Doch war der Erfolg der nämliche, und als ich endlich wieder etwas zu mir kam und hinter mich blickte, sah ich den starken Körper Braisted's wie einen Schneemann erscheinen; er hatte sich eben von seinem dritten Umwerfen erhoben. Zuletzt bekam ich einige Uebung im Fahren mit dem Rennthierpulk: ich konnte das Gleichgewicht halten und schoß in dem grauen arktischen Zwielichte geräuschlos über den Schnee hin. So bekam ich den ersten ordentlichen Begriff vom arktischen Reisen und dachte an Mügge's „Afraja“ und Alles, was sich an die Poesie des Nordens knüpfte.

Meine freie Zeit benutzte ich, um einige typische Finnen und Lappen zu zeichnen, und Herr Wolley war mir behilflich, charakteristische Leute zum Sitzen zu bewegen. Ein alter Finne, Namens Niemi, versprach zu kommen, wurde dann aber mißtrauisch und wir mußten wiederholt nach ihm schicken. „Ich kenne die Reisenden,“ sagte er, „sie sammeln die Schädel der Leute und nehmen sie mit heim. Sie sind meist so reich, daß sie alle Richter bestechen; wer weiß, ob sie nicht auch meinen Schädel wollen?“ Endlich entschloß er sich doch nach vielem Zureden, sich zeichnen zu lassen. Er war dreiundsiebenzig Jahre alt, sah aber wie ein angehender Sechziger aus; das Haar war stark und schwarz, das Gesicht geröthet. Die buschigen Augenbrauen waren rabenschwarz, die Augen groß und tiefliegend, die Nase dick und hervorragend und die Winkel des großen Mundes herabgezogen, was ihm einen

melancholischen Ausdruck gab. Er hielt ganz still während ich ihn zeichnete, und das wohlgetroffene Bild erkannte sofort Jeder. Als ich fertig war, gab ich ihm ein Geldstück. Er war sehr erfreut darüber und sagte zu dem Zimmermann Knoblock: „Sie sind nicht alle gleich schlecht, diese Reisenden; vielleicht sammeln sie auch keine Schädel."

Bald nachdem er gegangen war, kam ein altes Lappenweib, Elsa, in ihrem Rennthierpulk angefahren. Sie war in ihrer vollständigen Landeskleidung: einem blauen Rocke mit weiten, scharlachroth verbrämten Aermeln und trug eine sonderbare birnförmig gestaltete Mütze. Sie setzte sich auf ein Fell nieder und drehte Rennthiersehnen, die sie mit der flachen Hand rollte, während ich sie zeichnete. Da es dunkel wurde, war ich genöthigt, bei Kerzenlicht zu zeichnen, und als ich die Kerze näher hielt um ihre Gesichtszüge besser zu erkennen, rief sie aus: „Sieh mich an, o Menschensohn!" Sie behauptete, daß ich überirdische Kräfte besäße, da ich so weit hergekommen sei und ein Bild von ihr auf Papier machen könne. Als ich ihr einen Reichsthaler gab, war sie hocherfreut und sagte: „Was! ich habe Kaffee und Tabak bekommen und erhalte nun noch baares Geld! Tausend Dank, o Menschensohn!"

Nachdem wir uns einige Tage in Muoniovara aufgehalten hatten, kamen sieben Rennthiere an, welche wir gemiethet hatten, um uns weiter nach Norden zu führen; wir hatten uns mit „Poesks" aus Rennthierfell versehen, so wie sie die Lappen tragen. Unsere Handschuhe waren gleichfalls aus Rennthierfell, und um den Hals hatten wir Boas aus Eichhörnchenpelz.



Fischerhütten in Lappland.

Am 15. Januar 1857 brachen wir von Muoniovara auf. Da wir das unfruchtbare, rauhe Tafelland durchreisen mußten, welches die Wasserscheide zwischen dem Bottnischen Busen und dem Nordischen Meere bildet, so hatten wir uns auf drei Tage mit Nahrung versehen. Als Dolmetscher begleitete uns der Sohn des Zimmermanns. Unsere Fahrt ging vor Sonnenaufgang durch das herrlich beleuchtete Thal des Muonio; der Schnee erschien überall in bleicher, safrangelber Farbe, die Wälder auf den Hügeln leuchteten wie Opale und die entfernte Bergkette von Palastuntre glühte in rosigem Lichte mit sapphirblauen Schatten. Diese nordischen Beleuchtungen machen einen so erhabenen Eindruck, daß keine Feder, kein Pinsel hinreicht, sie genügend zu beschreiben. Bei Muonioniska fuhren wir über den bis zum Boden ausgefrorenen Strom auf das russische Ufer hinüber. Der Weg war gut, doch mein Rennthier faul und wollte nicht recht vorwärts, so daß ich häufig aussteigen und es durchpeitschen mußte. Ich vertauschte es daher bald mit einem andern, das zwar kleiner war, aber feuriger ausgriff. Unser Führer war ein hübscher blauäugiger Finne, mit weißem, rothgefärbten Gesicht. Er hieß Isaak, ward aber meist nur „langer Isaak", Pitka Isaak, genannt. Wir hatten alle Ursache, mit ihm zufrieden zu sein; unser kleiner Dolmetscher war uns aber beinahe unbezahlbar.

Die Kälte ward während unserer Fahrt immer empfindlicher und das Quecksilber sank bis 33 Grad unter Null (Fahrenheit). Ich mußte das ganze Gesicht bis auf die Augen in der Boa verstecken und die Füße und Zehen fortwährend bewegen, damit sie nicht erfrören. Die Nacht war still, nichts belebte die einförmige Gegend; überall, wo sich der Blick hinwandte, traf er auf Schnee, Oede und Tod. Für alle diese Unbequemlichkeiten entschädigte uns ein herrliches Nordlicht, das gerade im Norden vor uns stand und seinen Schein auf unsern schneeigen Pfad warf. Aus einem großen Bogen schossen gelbe Strahlen in das Firmament hinein, die aber gleich wieder zurückzuckten, wie der Hammer Thors auch nach geschehenem Wurfe wieder in die Hand zurückkehrt.

In Palajoki kamen wir hungrig und halb erfroren an, doch war auch dort unsere Aufnahme nicht die beste; denn in dem Zimmer, das man uns anwies, fanden wir eine zolldicke Eiskruste auf den Fensterscheiben und der Wind pfiff durch die Ritzen des Balkenwerks. Unsere Lebensmittel waren steinhart gefroren, das Fleisch hatte sich in rothen finnländischen Granit und das Brod in Glimmerschiefer verwandelt. Die Wirthin begann sogleich diese Sachen aufzuthauen, während ich bei dem Schein einer Kienholzfackel das Bild eines schwarzhaarigen, olivenbraunen, dicknasigen und dicklippigen Burschen zeichnete, der sich Erik Johann Sombasi nannte. Als wir unsere aufgethauten Speisen verzehrt hatten, bereitete uns die Wirthin in einer Ecke des Gemachs ein Lager aus Rennthierfellen und die ganze Einwohnerschaft des Hauses blieb neugierig bei uns stehen, um unserm Entkleiden beizuwohnen, was wir denn auch sofort, ohne uns Zwang anzuthun, in ächt finnischer Weise vollbrachten.

Als wir am Morgen weiter fuhren, schneite und stürmte es heftig; die Landschaft blieb im Ganzen dieselbe und als wir auf dem Palajok, einem Nebenflusse des Muonio, hinfuhren, war die Temperatur der Luft beinahe warm zu nennen, nämlich 8 Grad unter Null (Fahrenheit)! In dem kleinen Flecken Suontajärvi fütterten wir unsere Rennthiere. Wir traten in eine Hütte, in welcher wir ein junges hübsches Weib mit einem Säugling fanden. Das Feuer am Heerde war erloschen und der Wind strich durch die Fugen des Gebäudes. Der lange Isaak und das Weib begrüßten sich, indem sie, nach finnischer Weise, den rechten Arm einer dem andern um den Leib legten, denn der Händedruck gilt nur als ein Zeichen des Dankes für eine erwiesene Gunst.

Der Weg führte uns Nachmittags durch eine Wildniß, die mit Seen bedeckt war, und über schneebedeckte Marschen, auf denen hier und da verkrüppelte Birken standen. Als der Weg unter dem Schnee gänzlich verschwand, wußten ihn die Rennthiere selbst mit erstaunlicher Leichtigkeit wieder aufzufinden, so daß wir uns in dieser Beziehung fest auf sie verlassen konnten. Ich hatte wieder mein Rennthier gewechselt und ein sehr wildes, kräftiges Exemplar vor meinem Pulk; sobald ich es in Trab setzte, rannte es über Braisted's Pulk hin, warf mich dann selbst um und verursachte in unserer Karavane noch allerlei Störung und Unfug, so daß ich das Fahren mit Rennthieren herzlich satt bekam.

Vor uns lag der elende Weiler Lippajärvi, an der westlichen Seite des kahlen Lippivaragebirges, dem höchsten Punkte Lapplands in dieser Gegend (über 1900 Fuß Meereshöhe). Selten habe ich ein so armseliges, gottverlassenes Dorf wie dieses gesehen. Einige wenige schwarze Hütten und eine endlose Schneewüste — das war Alles. Nachdem wir in einer Art von Stationshaus etwas genossen und ausgeruht hatten, fuhren wir um Mitternacht weiter. Ein dicker Nebel bedeckte die Gegend und wir konnten nur wenig vom Pfad erkennen. Alles lag in einer Todtenstille und nur das Knirschen der Pulks auf dem Schnee war zu vernehmen; so glichen wir einer Geisterkarawane. Daß uns wir

meine Führer den Weg fanden, war mir unbegreiflich, denn nirgends war ein hervorragender Gegenstand zu erblicken, der als Landmarke dienen konnte. Wir befanden uns nun auf der Wasserscheide zwischen dem Bottnischen Busen und dem Nordischen Meere, etwa 1400 Fuß Meereshöhe; die Birken waren zu kleinen Sträuchern zusammengeschrumpft.

Unangenehm ward ich durch die Nachricht überrascht, daß in dieser Wildniß unsere Führer den Weg verloren hatten. Bald fuhren wir nun in dieser, bald in jener Richtung, doch ohne Resultat. Fort ging die wilde Jagd über kahle Felsenmassen, Birkendickichte und ungeheure Schneehügel. Auf dem unebnen Boden ward mein Pulk hin und her geworfen und ich mit ihm, so arg wie es mir nur einmal im Leben erging, als ich nämlich in einem Kutter über die Korallenriffe von Lu-Tschu fuhr.

so wie die Männer in Poesks gekleidet, unterhielten auf den Steinen in der Mitte des Zeltes ein Feuer; doch war die innere Luft gerade so kalt, wie die draußen. Das verbrannte Birkenholz gab einen so starken Qualm von sich, daß wir nach einer halben Stunde kaum noch sehen und athmen konnten. Die Frauenzimmer schienen dadurch nicht belästigt zu werden, doch bemerkte ich, daß sie sehr entzündete Augen hatten. Nach einiger Zeit traten noch zwei starke junge Mädchen, von etwa 17 Jahren, und ein zweijähriges Kind ein; letzteres trug auch schon eine vollständige Rennthierkleidung. Alle zeigten sich friedlich und zuvorkommend gegen uns, doch war an eine Unterhaltung nicht zu denken. Diese Frauenzimmer fand ich nicht so klein und häßlich, wie man sich die Lappen gewöhnlich vorstellt. Die Grundfarbe ihres Gesichts war lohbraun, doch waren ihre Wangen geröthet und die Augen dunkel-



Ein Lagerdorf in Lappland

Nachdem wir ziemlich lange Zeit umhergeirrt waren, schlug Hundegebell an unser Ohr. Wir folgten dem willkommenen Klang, erreichten einen steilen Bergrücken, auf dem uns eine ganze Meute Hunde empfing, und sahen im Hintergrund, den schwarzen Kegel eines Lappenzeltes. Der lange Isaak weckte die Bewohner, und Kindergeschrei bewies uns bald, daß hier Leben und Liebe wohne. Wir erhielten einen Führer. Während dieser mit meinen Leuten unterhandelte, schritt ich, fortwährend von den wolfartigen Hunden angebellt, mitten in das Dorf hinein. In allen diesen kegelförmigen Hütten ward es lebendig, die Leute zündeten Späne an und aus der obern Öffnung der Kegelhütten drang der Lichtschein hervor, so daß es plötzlich uns vorkam, als befänden wir uns inmitten einer Gruppe feuerspeiender Berge.

Die Lappen gestatteten uns bereitwillig bei ihnen einzutreten. Wir lüfteten die Vorhangthür aus Rennthierfell und stolperten über einige Hunde in das Innere der Hütte. Zwei Frauen, gerade

graublau. Ihre Sprache klang angenehm. Abgesehen von all dem Bitterbösen, was mich umgab, fühlte ich mich doch sehr unbehaglich; denn auf der einen Seite ward ich fast gebraten, während mich auf der andern fror; dazu schmerzten mir Augen und Lunge von dem starken Rauch. Als die Weiber einige Hunde fortgejagt hatten und ich mich niederlegen konnte, ward meine Lage etwas erträglicher. Wie aber eine ganze Familie und eine große Menge Hunde in diesen, nur acht Fuß im Durchmesser haltenden Zelten unterkommen kann, ist mir heute noch ein Räthsel.

Als unser neuer Führer mit seinen Rennthieren bereit war, ging es im Nebel über Stock und Stein vorwärts. Nachdem wir wiederum zwei Stunden weidlich durchgerüttelt waren, erklärte auch der Lappe, den Weg verloren zu haben. Er bat uns, auf ihn zu warten, indem er vorausgehen und den Weg suchen wolle. Nach einer peinvollen Viertelstunde hörten wir ihn endlich in ziemlicher Entfernung schreien; wir folgten seiner Stimme und er brachte

uns nun nach Eitajärvi in Norwegen. Wir hatten fast zwanzig Stunden gefastet und konnten kaum erwarten, bis unser Brot aufgethaut und der Kaffee gekocht war. Am Nachmittage fuhren wir auf einem zugefrorenen Strome nördlich weiter. Um fünf Uhr erreichten wir Siepe, ein aus etwa sechs Hütten bestehendes Dorf, das zwei norwegische Meilen von unserm Reiseziele Kautokeino entfernt liegt. Der lange Isaak wollte hier übernachten, doch wir widersetzten uns. Die größte Hütte war schmutzig und mit einem unangenehmen Geruch erfüllt. In einem Winkel lagen zwei von Wölfen zerrissene Rennthierkälber. Wir rauchten unsere Pfeifen, während unsere Rennthiere ihr Moos verzehrten; ein starker, blondhaariger Lappe diente uns als Führer nach Kautokeino Nach drei Stunden erblickten wir Licht, das uns die hölzernen Hütten von Kautokeino anzeigte. Seit wir Lippajärvi verlassen, hatten wir 60 englische Meilen, 13 bis 14 deutsche, zurückgelegt, durch Schnee und Wildnisse, ohne die Rennthiere gewechselt zu haben.

Wir waren nun in Kautokeino.

Das Vordringen Rußlands nach Inner-Asien.

(Aus Karl Andree's Geographie des Welthandels).

Unter den kleinen Nachrichten dieser Nummer des Globus findet der Leser eine kurze Notiz, die anscheinend von geringer Bedeutung sein könnte. Die russische Regierung hat eine Poststraße von einem Punkt am Ural nach dem Jaxartes eröffnet, also nach den alten Transoxiana, wo die nordische Macht nun schon längst festen Fuß gewonnen hat und Nachbarin der Chanate Ost-Turkistans geworden ist. Der Jaxartes ist schon von russischen Dampfern bis in das Gebiet von Chokand hinauf befahren worden, und das Vordringen nach Innerasien erfährt seit Jahren keine Unterbrechung.

Die Handelsbeziehungen Rußlands zu jenen Regionen habe ich in meiner Geographie des Welthandels, in der eben ausgegebenen Lieferung, welche den Karawanenverkehr in Asien darstellt, eingehend erörtert, und ich entlehne ihr die folgenden Bemerkungen, aus welchen hervorgeht, daß die Notiz über Eröffnung jener Poststraße von Belang ist. Das Vordringen der Russen in Ostasien wird gelegentlich im Globus eingehend geschildert werden.

„Wir können Semipalatinsk als die mittlere Einbruchstation nach dem innern Asien bezeichnen, denn von ihr aus ziehen die Karawanen recht in das Herz dieses Kontinentes; die östliche ist Kiachta, südlich vom Baikalsee; die westliche, nach Europa hin, Orenburg in der Uralregion. Als die russische Macht gegen Südosten hin immer weiter vordrang und mit den Völkern Turans in lebhaftere Berührung kam, entstand das Bedürfniß, zunächst die Grenze gegen Einfälle der Kirgisen und der Turkestaner zu sichern, sodann auch für den Verkehr Mittelpunkte zu schaffen. Deshalb zog man in weitem Bogen eine Militärlinie von Gurjew an der Mündung des Ural- oder Jaik-Flusses in das Kaspische Meer bis an den Altaï, und baute eine Menge von Burgen, die allmälig immer weiter nach Süden hin vorgeschoben wurden, um namentlich die Kirgisen und Turkomanen im Zaume zu halten. Die Besatzung bilden Kosacken, ein muthiges, unternehmendes, auch zum Handelsbetrieb aufgelegtes Geschlecht, das auf einer Strecke von mehr als drittbalb hundert deutschen Meilen diese asiatische Grenze bewacht. Man baute aber auch Städte, Häfen im Steppenoceane, damit die Schiffe der Wüste, welche diesen „trockenen Ocean" durchfurchen, sicher einlaufen könnten, und unter diesen Steppenhäfen ist das in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gegründete Orenburg bei weitem der wichtigste Platz. Er liegt am Nordsaum der kaspisch-uralischen Steppe, westlich vom Gebirge Ural und dem gleichnamigen Flusse, und zog bald Karawanen aus Chiwa und Buchara an.

Mit einer ganz bewunderuswürdigen Zähigkeit verfolgt man von Seiten Rußlands den Plan, immer weiter nach Innerasien vorzudringen und den Handel desselben zu kontroliren. Diese Ausdauer, begünstigt durch die Schwäche der chinesischen Regierung, wird von glänzendem Erfolge begleitet. Die russische Grenze ist bis nach Korea hin vorgerückt worden; die Kalkas-Mongolen haben sich unterworfen und im Westen sind nun die Kirgisen durchaus abhängig. Rußland ist bis an das Himmelsgebirge (Thian schan, Mustag) vorgerückt und die ganze Dsungarei liegt vor ihm offen.

Sievers war schon 1793 bis zum Tarbagataigebirge vorgedrungen; Pulimskej kam 1811 als Handelsdolmetscher bis nach Kuldscha und Tschugutschak, den beiden bedeutendsten Städten der Dsungarei; der Kaufmann Buleninof ging 1821 von Semipalatinsk nach Kaschgar. Im Jahre 1831 gründeten die Russen den Ort Ayagus oder Serginpol, an dem Flusse Ayagus, welcher von Osten her in den Balkasch-See fließt. So gewannen sie festen Fuß und nun unterwarf sich ihnen ein Theil der großen Kirgisenhorde Der Astronom Fedoroff gelangte an die Mündung der Lepsa in den Balkasch-See, besuchte das Westufer des Dsaisan-Sees, und in den Jahren 1840 bis 1842 drangen Schrenk und Karelin bis in die gebirgigen Theile der Dsungarei. Der Erstere überschritt auch den Alatau und die chinesische Grenze und gelangte bis Tschugutschack.

Die Russen besetzten dann den fruchtbaren Theil der Dsungarei, welcher als Land der sieben Ströme bezeichnet wird, und bauten 1846 am Fuße des dsungarischen Alatau die Stadt Kopal am obern Kisil Agadsch. Seitdem entstand ein lebhafter Handelsverkehr über die chinesische Grenze hinüber mit Kuldscha und Tschugutschack, aber er war anfangs Schleichhandel, weil die chinesischen Behörden den regelrechten Verkehr unter allerlei Vorwänden verboten hatten. Die Russen traten jedoch fest auf; Oberst Kowalesky unternahm 1851 eine Expedition nach Kuldscha und erzwang die Erlaubniß zur Anlage russischer Faktoreien in beiden Städten. Auch schloß er einen Handelsvertrag am 6. August 1851; es ist aber für die russische Politik bezeichnend, daß derselbe erst im März 1861 amtlich bekannt gemacht wurde. Bald nach Kowalesky's Expedition nahm General Hasford, Gouverneur von Westsibirien, das ganze Land zwischen dem Fluß Ili und dem Alatau im Besitz, 1854, und gründete am Fuße dieses Gebirges in dem fruchtbaren Almatythale die befestigte Ortschaft Wernoie. Dann unterwarf sich abermals ein Sultan der großen Kirgisenhorde; die Russen mischten sich in die Streitigkeiten der verschiedenen Stämme und das neue, in Besitz genommene Land bildet nun die Provinz Semipalatinsk. Sie drangen bis an das Himmelsgebirge vor; durch die Reisen Semenof's, 1857, und Welichanofs wurden diese neuen Regionen genauer bekannt. Der Letztere wanderte kühn bis nach Kaschgar. Ein ausgezeichneter Sinologe, Sacharof, welcher längere Zeit der russischen geistlichen Mission in Peking beigegeben war, ist zum Konsul in

Kuldscha ernannt worden. Weniukof und Golubef erforschten 1859 die Region am Jssi kul. So hat sich Rußland als Keil bis tief nach Innerasien hineingedrängt. In Kaschgar errichtete es eine Faktorei. Wernoie (43° 15' N. 76° 59' 30" O. von Greenwich) liegt fast im Mittelpunkte von Asien und ist mit der Stadt Kopal durch Kosackendörfer verbunden. — Le pays des sept rivières et la contrée transilienne, par C. de Sabir, im pariser Bulletin de la société de Géographie. 1861. II. 335 ff. Eine Karte vom russisch-chinesischen Grenzgebiet am Balkasch-See und Jssi kul enthalten die Mittheilungen aus J. Perthes geographischer Anstalt, vom Jahre 1858.

Dem Czar ist demnach nun auch ein Theil der Dsungarei unterworfen, und russische Reisende sind schon bis Kaschgar vorgedrungen. Die Erfolge im unabhängigen Turkistan sind nicht minder belangreich. Rußland ist durch die Herrschaft über die Wolgamündungen, über das Kaspische Meer und über den Aral-See darauf hingewiesen, auf Persien und die große Bucharei einen vorwiegenden Einfluß zu üben. In den Aral-See fallen der Oxus und der Jaxartes, die zugleich Alpen-, Steppen- und Wüstenströme sind. Ihnen entlang oder über sie hinweg laufen die großen Handelswege zu den verschiedenen Stapelplätzen; deshalb haben die asiatischen Großmächte zu allen Zeiten hohen Werth auf den Besitz dieser Regionen gelegt.

Rußland versuchte schon 1717 in Chiwa, dem Oasenland am untern Oxus, festen Fuß zu gewinnen; im Jahre 1731 bemühte es sich einen direkten Handel mit Buchara zu eröffnen, und baute die Stadt Orenburg, welche sofort den Karawanenverkehr von Chiwa und Buchara an sich zog, während jener von Kaschgar, über Taschkend, sich nach dem 1734 erbauten Troitzk wandte. Rußland trat in engere Beziehung zu den Kirgisen, ließ den obern Lauf des Irtysch befahren, und legte der Grenze entlang eine Anzahl von Militärposten an, welche zugleich Stationen für den Handel sind, und diesem Schutz gewähren. Sie reichen von der Mündung des Uralflusses nach Osten hin bis Omsk in Sibirien und weiter bis nach Ust Kamenogorsk. Auch an der Mündung des Jaxartes, welchen, wie bemerkt, Dampfer während der letzten Jahre versuchsweise bis in die Nähe von Chokand befahren haben, und auf den Inseln im Aral-See sind Festungen gebaut worden. Die russische Grenze ist von Attock, dem wichtigen Uebergangspunkt am Indus, nur noch dreihundert Wegstunden entfernt. Rußland kontrolirt den gesammten Handel, welchen Turkistan mit dem Norden treibt; es ist nun zum großen Theil Herr des innerasiatischen Verkehrs. Alle Waaren, welche Inner-Asien vom Norden her bezieht, müssen nothwendig durch russisches Gebiet gehen. Der Czar hat viele turkomanische Häuptlinge durch Geschenke sich geneigt gemacht; die Chane der Kirgisen haben ihm Treue gelobt, und seit 1854 ist das Chanat Chiwa im Grunde ein Vasallenstaat Rußlands geworden. Beim Chan residirt ein russischer Gesandter, die chiwenzischen Reiterschaaren werden, vertragsmäßig, von russischen Oberoffizieren befehligt. Rußland hat in der Stadt Urgendsch Kasernen gebaut, und der Chan erhält alljährlich zehntausend Tomans in Geld von seinem Freund und Verbündeten in St. Petersburg. Auch mit dem Chan von Buchara ist ein Freundschaftsvertrag geschlossen worden.

Rußland hat an der Ostseite des Kaspischen Sees, auf der Halbinsel Mangyschlak, etwas südlich vom Kap Karagan, die Festung Nowo Petrowsk gebaut; sie liegt nur 80 deutsche Meilen vom Aral-See entfernt, und die zwischen beiden Punkten umherziehenden Turkomanenstämme sind durch Jahresspenden in russisches Interesse gezogen worden. Nowo Petrowsk steht in direktem Karawanenverkehr mit Chiwa; die Kameele werden hart am Hafen entladen, und von diesem beträgt die Entfernung nach Astrachan, wohin Dampfer gehen, nur 40 deutsche Meilen. Iwanin, welcher 1846 die Halbinsel Mangyschlak näher erforschte, bemerkt: „Es steht zu hoffen, daß der Handel des mittlern Asiens, Afghanistans und des östlichen Persiens seinen natürlichen Weg über Chiwa, Neu Petrowsk, Astrachan und auf der Wolga nach Nischni Nowgorod geben werde." (Druckschriften der russischen geographischen Gesellschaft. Weimar 1849. S. 605.

Diese Annahme kann sich in vollem Umfange verwirklichen, sobald Rußland die Wolgabahn vollendet, welche von großartiger Bedeutung für den Verkehr werden muß. Ich will hier gleich darauf hinweisen, daß die Engländer ihr durch eine Euphratbahn ein Paroli bieten wollen. In Astrachan ist freilich noch immer kein Aufschwung zu bemerken, und die dortigen Kaufleute scheinen von der Wichtigkeit, welche diese Stadt durch ihre Weltlage haben könnte und ohne Zweifel einst gewinnen wird, kaum eine Ahnung zu haben. In der Russischen Revue, von Wilhelm Wolfsohn, Leipzig 1862, Heft 1, S. 97 ff. wird das in einem Aufsatz über Astrachan als Handelsstadt ausdrücklich hervorgehoben.

Ein scharfblickender Kaufmann, Pitschugin (Nordische Biene, 6. April 1848), jubelte, als Rußland endlich am Aral-See festen Fuß gewonnen hatte. Im Jahre 1841 führten die Russen den ersten Krapp aus Buchara und Chiwa ein, 1847 holte die Aralische Handelsgesellschaft davon schon 20,000 Pud, und auf ihren Antrieb wurde der Anbau dieses Färbestoffes beträchtlich ausgedehnt. Auch Indigo kommt über Buchara und Taschkend. Pitschugin ruft aus: „Auf dem Amu können wir bis vor die Thore von Afghanistan gelangen; dort liegt das reiche Feld des Handels, wohin die russischen Kaufleute in Zukunft streben müssen. Dazu bedarf es weiter nichts, als daß wir uns rühren; dort ist uns nicht nur der Indigo zur Hand, sondern sein Heimatland selbst, Indien. Schon jetzt ist die halbe Arbeit gethan; ich habe unternehmende Genossen gefunden, und unsere Waarentransporte gehen nun in großem Maaßstabe nicht nur nach Chiwa, Buchara und Taschkend, sondern auch nach Chokand, und von dort wollen wir Transporte nach Samarkand und Kaschgar senden. Die Engländer sparen kein Geld, und dringen mit ihrer gewöhnlichen Rührigkeit nach Mittelasien vor; wir finden auf jenen Märkten viele englische Waaren, namentlich Zitze. Unsere Handelsagenten berichten mir, daß sie sich bemühen, über Kaschgar nach China vorzudringen; auch haben sie direkte Pläne auf Buchara. Wenn der Handel Englands über so ungeheure Land- und Meeresstrecken dringt, was hindert uns, die wir doch viel näher sind, in die Nachbarschaft Indiens zu gelangen?"

Als Murawieff von seiner Reise nach Chiwa, 1819, zurück kam, schrieb er, daß man den Waarenzug aus Hochasien und selbst aus Indien über Chiwa und Astrachan lenken, und so einen Handelszug vom Indus und Amu Darja (Oxus) nach Rußland herstellen könne. „Sobald wir Herren von Chiwa sind, werden andere Staaten ohne Weiteres von uns abhängig: wir wandeln dann Chiwa in eine Schildwacht um, welche den Verkehr gegen die Steppenvölker schützt." Nach 1854 ist diese Hoffnung zur Wahrheit geworden.

Seit Katharina der Zweiten ist Rußland auch in den kaukasischen Regionen unablässig vorgedrungen; es erwarb durch glückliche Kriege und Verträge von 1774 bis 1829 die Krim, den Kaukasus, die ganze Ostküste des schwarzen Meeres, Mingrelien, Imerethi, Guriel, Georgien, Persisch-Armenien mit Eriwan, die Araxesgrenze, und im Süden derselben einen Theil von Mogan und Talysch.

Eine Abrundung finden diese Eroberungen erst, wenn auch Türkisch-Armenien und die kleinasiatische Südküste des Schwarzen Meeres, westlich bis zum Kisil-Irmak oder vielmehr bis und mit Sinope, in russischem Besitze sich befinden.

Rußlands Handelspolitik in Asien war von Anfang an weitsehend und klug berechnet; seine Machtentfaltung ist großartig, und großartig sind auch seine Erfolge.

Der Streit über den Gorilla und Du Chaillu.

Derselbe hat bekanntlich in England viele Leute in Bewegung gesetzt und wir haben über die Phasen desselben im Globus mehrmals Notizen gegeben. So lebhaft war die Theilnahme, daß einige Männer sich entschlossen, nach dem äquatorialen Afrika an den Gabunstrom zu reisen, um sich mit eigenen Augen zu überzeugen, was in Du Chaillu's Darstellung Wahrheit und was Dichtung sei. Winwood Reede und ein „berühmter indischer Jäger, der alte Schekarry," schifften nach dem Gabun, wo sie im Frühjahr 1862 ankamen. Nach fünf Monaten gab Reede ein Urtheil ab, datirt Loanda (portugiesische Hafenstadt in Südwestafrika) vom 7. September; es ist im Athenäum vom 22. November gedruckt und besagt im Wesentlichen Folgendes: —

Ich bin, nach fünfmonatlichem Verweilen im Lande, in der Lage, zu behaupten, daß Herr Du Chaillu weder Leoparden, noch Büffel oder Löwen geschossen hat; — daß der Gorilla nicht auf seine Brust einpaukt, als wäre sie eine Trommel; — daß der Kulukamba nicht den Schrei Kulu oder einen derartigen Ruf vernehmen läßt; — daß ein junger Gorilla in der Gefangenschaft nicht wild sich benimmt, — und daß Herr Du Chaillu, welcher behauptet, am 1. Juni 1859 in Camma arg vom Fieber heimgesucht worden zu sein, sich am Gabun und zwar im besten Wohlsein aufhielt.

Mongilomba, der gar kein eingeborener Jäger ist, und den ich drei Monate als meinen Koch und Gehülfen bei naturwissenschaftlichen Sammlungen in meinem Dienste gehabt habe, dupirte Herrn R. B. Walker, als er diesem gegenüber behauptete, Herr Du Chaillu habe zwei Gorillas getödtet.

Die nachfolgenden Thatsachen über den Gorilla habe ich erkundet bei den Balengi am Muni, bei den Schekany und Fan's am Gabun, bei den Kommi Bakélé ꝛc. am Fernando Vaz: an diesen Strömen habe ich, jedoch ohne Erfolg, Jagd auf die Gorillas gemacht, habe nur Leute ausgeforscht, die wirklich Jäger waren, und lege nur Gewicht auf Dinge, die mir auch anderweit bestätigt wurden.

Das Ergebniß stellt sich folgendermaßen heraus. Nur in den dichtesten Wäldern hält sich der Gorilla auf; er nährt sich ausschließlich von Pflanzenstoffen, und da, wo eine gewisse Art Gras wächst, darf man sicher annehmen, daß er sich in der Nähe befinde. Mittags und Abends kommt er in die Pflanzungen der Dörfer, um Bananen zu essen. Gelegentlich läßt er einen wilden Schrei hören, der bei Zornesausbrüchen zu einer Art von Gebell wird. Etia hat mir diesen Ruf vorgemacht. Bei Tage geht der Gorilla, wie ich selber bezeugen kann, denn ich bin ihm stundenweit auf seinen Spuren nachgekrochen, auf allen Vieren, und manchmal steigt er auf die Bäume. Bei Nacht wählt er sich einen großen Baum aus, um auf demselben zu schlafen. Er ist ungemein vorsichtig und scharf von Geruch. Das trächtige Weib baut sich (gerade wie das des Kulukamba und Tschimpanse) ein Nest, welches nach der Geburt verlassen wird. Ich habe mehrere solcher Nester gesehen; sie sind Lager von trockenen Stecken und kleinen, von den Bäumen abgerissenen Zweigen.

Was die Wildheit des Gorilla anbelangt, so wird er auf seinen Feind losgehen, wenn dieser ihn verwundet oder verfehlt hat. Diesen Angriff macht er auf allen Vieren, aber die Eingeborenen, die selber flink wie Affen sind, weichen ihm gewöhnlich aus. Etia, dessen linke Hand sehr verstümmelt war, sagte mir, daß der Gorilla ihm sein Handgelenk mit dem Hinterfuße packte und seine Hand, als wäre sie ein Bananenbüschel, nach dem Munde zu führte.

Zweierlei steht fest: man fürchtet den Gorilla weniger als den Leoparden, und die Geschichte von dem Manne, der in Camma von einem Gorilla getödtet worden sein soll, ist vollständig erfunden. Man erzählt wohl von einem solchen Vorfall, aber seit Menschengedenken hat ein solcher sich nicht ereignet.

Die Angabe, daß der Gorilla eine Stellung nehme, als ob er boxen wolle, und auf seine Brust poche, als wäre sie eine Trommel, rührt von Quengueza her, ist aber einstimmig in Abrede gestellt worden von allen Jägern, vom Muni im Norden bis zum Fernando Vaz im Süden. So gab ein alter Wilder in einem obscuren afrikanischen Dorf eine Lüge zum Besten, welche dann die Runde durch ganz Europa gemacht hat.

Das Apingi-Land, die Ultima Thule von Du Chaillu's Erforschung, liegt vom Gumbi (Ngumbi) nur vier Tagereisen (zu Fuß) entfernt, in südlicher Richtung. Aber am Rembo hat er eine längere Wanderung gemacht.

Seine Schilderung der Fan's (Ba fanh), welche er mit Herrn Mackay aus Korisko besuchte, ist sehr gut. Als ich den Gabun bis zu dessen Stromschnellen in der Sierra del Cristal befuhr, kam ich eine Strecke weit in ihr Land hinein. Ich fand in ihnen friedliche, gastfreie Menschen; aber sie sind unbestreitbar Kannibalen; das hat mir einer von ihnen selber zugestanden. Selbst den Bericht über ihren Hang, menschliche Leichen zu fressen, fand ich wenigstens in Einem Falle bestätigt, und zwar durch eine Aussage, deren Glaubwürdigkeit ich nicht in Zweifel ziehen kann.

Du Chaillu's Buch ist ein seltsames Gemisch von Wahrheit und Dichtung; es wurde verfaßt nach Du Chaillu's Notizen von einem in der literarischen Welt Neu-Yorks wohlbekannten Manne. Was Herrn Du Chaillu anbetrifft, so verlangt von mir die Gerechtigkeit, zu bekennen, daß ich aus denselben Quellen, aus welchen ich Beweise für seine falschen Behauptungen erhielt, auch erfuhr, er sei ein vortrefflicher Schütze, habe großen Muth und Ausdauer, manche Entbehrungen und vielerlei Mißgeschick erduldet, wovon er nichts erzählt. Sein Charakter als Kaufmann sei ungerechter Weise angefochten worden; seine Leistungen für die Naturwissenschaften seien von großem Belang, und während seines Aufenthalts in Afrika hat er sich die Achtung sowohl der Eingeborenen wie auch der Missionare erworben. Es möge mir gestattet sein, mein Bedauern auszusprechen, daß er aus thöriger Eitelkeit oder, weil er sich übel berathen ließ, falsche Blumen in den Lorbeer gewunden hat, welchen er im Uebrigen so wohl und mit großen Anstrengungen erworben. —

Das ist die Ansicht Winwood Reede's, und sie hat vielleicht Einiges richtige getroffen. Aus Du Chaillu's Buche gaben wir, Globus I, S. 43 bis 52, einen größern Auszug, welcher ausführliche Mittheilungen über den Gorilla und die Fan-Kannibalen enthält. Wir verweisen den Leser auf jenen Bericht.

Wir hatten zu jener Zeit schon eine Abbildung eines Abenteuers, welches Du Chaillu in den Urwäldern am Gabun erlebt hat, legten sie jedoch zurück, weil sie uns gar zu sehr an ein Sensationsbild im Geschmacke der Yankees gemahnte. Der äquatoriale afrikanische Wald ist übrigens als Vegetationsbild recht gut, und deswegen möge das Bild jetzt veröffentlicht werden. Abenteuer mit Schlangen gehören nicht zu den Seltenheiten, aber wir möchten doch nicht behaupten, daß das Dargestellte photographische Genauigkeit habe.

Du Chaillu hat übrigens, wie wir eben finden, auf Reede's Bericht, in der Times, eine öffentliche Antwort ertheilt:

„Was wollen, schreibt er, fünf Monate bedeuten, wenn es sich darum handelt, die ungeheuren von mir durchwanderten Strecken zu erforschen, Flüsse hinanzufahren, über Gebirge zu steigen, mit vielen Stämmen genau bekannt zu werden, ihre verschiedenen Mundarten zu lernen, manchen lieben Tag mit ihnen zu palavern ꝛc.? Wie mag ein Mann, der so wenige Erfahrungen hat, auch nur wagen, Widerspruch zu erheben gegen das, was

ich erlebte! Wir erfahren nicht, ob Herr Reede je zuvor in einem tropischen Klima, namentlich in West-Afrika, gewesen sei; ob und wie lange er das Fieber gehabt oder durch welch ein Wunder er von demselben verschont geblieben. Wir haben keinen einzigen Beweis dafür, daß er als Jäger so tüchtig sei, um über andere Jäger ein Urtheil zu fällen. Wie kann und darf er nun aber in Abrede stellen, was ich wirklich gehört, gethan und erlebt habe?

Herr Reede sagt, daß er selber Jagd auf den Gorilla gemacht habe; „stets ohne Erfolg", und ich will ihm sagen weshalb. Die alten afrikanischen Jäger nehmen einen Mann in die Gegenden, wo der Gorilla haust, nur dann mit, wenn er Nervenstärke und Geschick bethätigt; Herr Reede war nicht lange genug bei diesen Leuten, um ihnen die Ueberzeugung beizubringen, ob er diese Eigenschaften besitze. Er vernahm, daß ich ein guter Schütze sei und die Zuneigung der Eingeborenen erworben habe 2c. Nun, daraus erklärt sich wohl mein Erfolg, während Herr R. stundenlang und vergeblich hinter den Gorillas „herkroch".



Du Chaillu in einem Urwald im äquatorialen Westafrika.

Er behauptet nicht, daß er jemals einen Gorilla gesehen, bemängelt aber meine Schilderung des Thieres und seiner Gewohnheiten. Ich will in Bezug darauf nur bemerken, wie viele Gelegenheit zum Beobachten ich gehabt habe, und überlasse die Bestätigung meiner Angaben der Zukunft. Mongilomba, der „gar kein eingeborner Jäger sei", wird in meinem Buche nur zweimal erwähnt und ich habe ihn gar nicht für einen Jäger ausgegeben; er war ein vierzehnjähriger Knabe, der mich auf einer Strecke Weges begleitete und zwar zu demselben Zwecke, für welchen Herr Reede ihn bei sich hatte; dieser hatte ihm freilich keine Gorillahäute zum Aufbewahren anzuvertrauen. Aber wenn auch Mongilomba zugegen gewesen wäre, als ich Gorillas schoß, so sollte es mich dennoch gar nicht Wunder nehmen, wenn er oder irgend ein anderer Afrikaner an seiner Stelle Angaben gemacht hätte, wie sie der ihn Ausfragende eben haben wollte, namentlich da er nicht besorgte, daß er mir wieder unter die Augen kommen würde, und für Rum und Tabak eine große Liebhaberei hat. Nie ist Mongilomba auf der Jagd bei mir gewesen; er hatte nur mein Depot zu bewachen, von welchem ich manchmal hundert Miles entfernt war; seine Aussage hat demnach nicht den geringsten Werth.

Reede's Angabe, daß ich am Gabun mich aufgehalten, während ich an meinem Buche geschrieben, ich hätte mich gerade zu jener Zeit am Kamma aufgehalten, gründet sich auf eine Notiz in meinem Buche, welche ich in den späteren Auflagen verbessert habe; sie beruhte auf einer flüchtig niedergeschriebenen Stelle.

Ich habe einundzwanzig Gerippe und Felle vom Gorilla nach Europa gebracht, wo man dergleichen noch nicht hatte. Man behauptete, ich hätte sie von den Eingeborenen gekauft, und von diesen würde man noch mehrere bekommen können. Nun will jedes Museum und jeder Schausteller dergleichen gern kaufen, aber seit 18 Monaten ist noch keine einzige Gorillhaut aus Afrika herüber gebracht worden. Wie kommt es denn, daß ich allein vollständige Exemplare erhielt und noch dazu in solcher Menge, und daß inzwischen Niemand einen Gorilla gekauft, geschossen oder auch nur gesehen hat? Nicht einmal Herr Reede mit seinem Jäger, der „fünf Monate im Lande" gewesen! —

So Du Chaillu. Er bietet dann seinen Gegnern eine Wette an. Sie sollen 2000 Pfund Sterling in einer Bank niederlegen, er werde 1000 Pfund Sterling dagegen deponiren; „dann will ich nach dem Gorillalande gehen, und wenn ich nicht binnen zwei Jahren (denn ich setze diese lange Zeit wegen des Fiebers oder anderer Möglichkeitsfälle) ein halbes Dutzend Gorillas schieße und deren Gerippe und Felle (diese präservirt mit einem Mittel, welches die Herren mir einzuhändigen haben) liefern, dann will ich meiner eintausend Pfund Sterling verlustig gehen. Andrerseits nehme ich die 2000 Pfund als Ersatz für meine Kosten in Anspruch, und es soll mich sehr freuen, wenn der unerschrockenste meiner Gegner das Wagniß in meiner Gesellschaft mitmachen will."

Der Gorillatödter erklärt zum Schlusse, daß er weiter nichts auf die gegen ihn gerichteten Angriffe zu erwiedern habe. —

Wir wollen hier gleich eine Notiz über die Fan anschließen. In der Sitzung der Londoner geographischen Gesellschaft vom 18. November wurde eine Mittheilung Burton's über diesen Volksstamm verlesen. Der unermüdliche Forscher (er ist Konsul auf Fernando Po), war einen Tag, am 13. April 1862, in dem Handelsdorfe Mavvan gewesen, in Begleitung eines Herrn Tippit von der Baraka-Fakterei. Burton schildert den über alle Beschreibung entsetzlichen Lärm in jenem Dorfe und die Fans. Sie seien, sagt er, sanft von Ansehen und hätten kein krauses Haar, wie doch sonst die übrigen Küstenneger. Auch Burton bestätigt ihren Kannibalismus, will aber wissen, daß nur die im Krieg Erschlagenen verzehrt würden, und diese nur von den Männern und insgeheim; „auch habe man nie ein Glied von einem Menschen in den Dörfern gesehen." —

Da Burton nur einen einzigen Tag bei den Fans war, so kann seine Aussage gegenüber Denen, welche der vortreffliche Wilson in seinem Buch über Westafrika giebt, und dem Zeugnisse Reade's, in vorliegendem Fall auch jenem Du Chaillu's gegenüber, unserer Meinung nach nicht in's Gewicht fallen, außer in dem, was zur Bestätigung der Aussagen jener drei Männer dient.

Enthüllungen über den südafrikanischen Reisenden David Livingstone.

Wir haben wahrlich eine große Achtung vor dem Muthe, der Zähigkeit und Ausdauer dieses Mannes. Er hat der Wissenschaft ein großes, früher unbekanntes Gebiet erschlossen; ihm zuerst von allen Europäern gelang es, Afrika im Süden des Erdgleichers in der ganzen Breite des Festlandes zu durchwandern, und auf dieser Reise von den Mündungen des Sambesi im Osten bis nach San Paulo de Loanda im Westen hat Livingstone, von neun und zwanzig tödtlichen Fieberanfällen beimgesucht, einem mörderischen Klima Trotz geboten. Noch mehr. Alle Beschwerden und Entbehrungen hinderten ihn nicht, auch später seine Entdeckungsreisen fortzusetzen; er war an der Mündung des Rufuma, und hat vom Sambesi aus den Nyassa-See erreicht, über welchen er werthvolle, wenn auch jetzt noch unvollständige Nachrichten gab. Also alle Achtung vor dem Muthe dieses Mannes.

Aber er hat auf der andern Seite auch große Mängel. Offenbar fehlt es ihm an Menschenkenntniß und klarer, ruhiger Erwägung. Sein Urtheilsvermögen ist nicht eben stark, und deshalb hat er sich und Alle, die ihm glaubten, sehr oft getäuscht. Die Makololo, von welchen er sehr große Erwartungen rege machte, haben sich nachträglich als Wilde von gewöhnlichem Schlage gezeigt; auch sie sind Barbaren, an denen die Civilisationsbestrebungen bankerott werden. Und Livingstone war gewiß nicht der Mann, ihnen „Gesittung" beizubringen, und daß sie ihn mehr als einmal gründlich zum Besten gehabt haben, geht aus seinem größern Reisewerke deutlich genug hervor. Auch waren die Mittel, welche der reisende Missionar anwandte, die Barbaren für sein puritanisches Christenthum zu gewinnen, oft von seltsamer und verschrobener Art.

Er selber erzählt das ganz naiv, ohne auch nur eine Ahnung zu haben, welche Mißgriffe er beging. Auf seinem Zuge durch Afrika kam er nach Schinte's Stadt (12° 37′ 35″ S. Br., 22° 17′ Ö. L.). Dort wohnt das schwarze Volk der Balonda, und der Häuptling Schinte nahm den weißen Mann sehr zuvorkommend auf. Auf welche Weise suchte nun der Missionar dem Wilden und dessen Leuten einen Begriff von europäischer Civilisation und Neigung zum Christenthum beizubringen? Livingstone führte eine Laterna magica bei sich, und zeigte ihm zuerst den Abraham, wie er bereit ist, seinen Sohn Isaak als Opfer abzuschlachten, um seinem Jehova gefällig zu sein. Darin lag, einfach gesagt, eine wahre Barbarei, denn der alte Patriarch mit grauem Barte, der sein Messer aufhebt, um seinen eigenen Knaben zu schlachten und dadurch, wie er meinte, seinem Gotte wohlgefällig zu werden, und der in der Laterna magica ungeheure Dimensionen annahm, erschreckte die Neger und erinnerte sie sofort an Menschenopfer. Livingstone erzählt nun recht ausführlich, wie die Schwarzen sich vor den Gestalten, welche lebensgroß erschienen, gefürchtet hätten, als sie das lange Messer sahen, mit welchem Isaak hingemordet werden sollte. Die Balondamänner hätten gemeint, so behauptet der Missionär, jener Mensch mit dem Messer gleiche doch mehr einem Gott, als die Figuren aus Holz und Thon, welche bei den Balonda verehrt werden! Dann erzählte ihnen Livingstone: jener Messermann sei der Erste seines Stammes, welchem Gott die Bibel gegeben habe, und unter den Kindern des Messermannes sei der Heiland jung geworden!

Aber die armen Negerfrauen — Livingstone erzählt es selber, ohne auch nur zu ahnen, daß er einen Mißgriff gemacht oder eine Barbarei sich zu Schulden kommen ließ — vernahmen das Alles mit Staunen und Schrecken. Dann ließ er sie in die Laterna magica schauen, und Abraham schien das Messer nicht gegen seinen Knaben, sondern, in Folge optischer Wirkung, gegen die armen schwarzen Weiber zu zücken. Entsetzt schrieen sie: „Mutter, Mutter!" rannten fort, stürzten und durch einander und waren fortan nicht zu bewegen, näher zu kommen! (Livingstone, Journal, von S. 273 an; er erzählt dort ausführlich seine Erlebnisse in Schinte's Stadt.)

Ein Mann, der solche Mißgriffe macht, hat kein gesundes Urtheil. Livingstone bethätigt aber diesen Mangel auch, wenn er auf das Steckenpferd der Engländer: afrikanische Baumwolle, kommt. Er füttert seine britischen Landsleute unablässig mit Baumwollen- und, was nicht fehlen darf, wenn es sich um ein zahlendes englisches Publikum handelt, mit Missions-Hoffnungen, und das thut er schon seit langer Zeit. Daß er es auf Täuschung Anderer abgesehen habe, glauben wir nicht, aber daß er sich selber und Andere seither immer getäuscht hat, unterliegt keinem Zweifel. Noch im Anfange des Jahres 1862 schrieb er vom Sambesi aus: „Sobald wir einen Dampfer auf dem Nyassa-See haben, dann gewinnen wir Zugang zu einem Gebiete von 300,000 Quadratmeilen, das Baumwolle erzeugt, und dann werden wir auch, durch Entwickelung eines ehelichen Handelszweiges, dem Sklavenhandel die Wurzel abschneiden." (Globus II, S. 381.)

Wir unsererseits haben, wie aufmerksame Leser wissen, mehrmals mit Entschiedenheit hervorgehoben, daß Livingstone sich irre. Nun kommt aus Afrika selbst die Bestätigung, daß er im Irrthum gewesen. Das „Baumwollenparadies" ist in der von Livingstone geschilderten Art nicht vorhanden. Nicht minder hat er sich getäuscht über den angeblich friedlichen Sinn der Schwarzen in der Gegend am Nyassa-See und am Flusse Schire, und über die Gesundheitsverhältnisse jener Region; gerade die Punkte, welche er als gesund schilderte, haben sich als mörderisch erwiesen.

Vor wenigen Monaten brachten wir im Globus (II, Nr. 24, S. 380 ff.) einen Aufsatz: „Livingstone auf dem Nyassa-See; Missionen und Baumwolle", und theilten einen Brief Livingstone's an Heinrich Barth mit; wir vervollständigten die

darin enthaltenen Nachrichten durch Mittheilungen, welche in den Blättern der Kapstadt veröffentlicht wurden, und durch die ein eigenthümliches Streiflicht auf Livingstone fällt. Wir müssen die Leser bitten, jenen Aufsatz einmal wieder anzusehen; das Folgende wird ihnen dann im Ganzen wie im Einzelnen besser verständlich sein. Wir heben hervor, daß die „friedlichen" Ajawas den Geistlichen Proctor und andere Missionäre ermordet hatten, daß Bischof Mackenzie und dessen Gehülfe Burrup dem Fieber erlagen, daß das ganze Land weit und breit in Verwirrung war, daß Livingstone sich in Waffenkampf mit den Schwarzen einließ, aber den Bischof tadelte, daß dieser ein Gleiches gethan. Inzwischen haben wir später (Globus III, S. 32) gemeldet, daß auch Livingstone's Frau dem afrikanischen Fieber erlegen sei.

Jetzt finden alle die hier erwähnten Dinge eine Erläuterung, welche einen Einblick in die Wirren jener Gegend und über Livingstone's Verfahren giebt; wir erhalten Nachrichten, über die er selber nur sehr mangelhaft nach Europa geschrieben hat. Er selber ist Presbyterianer; die Missionäre, welche am Nyassa eine Station gründen wollten, sind oder waren Anhänger der anglikanischen Hochkirche aus Cambridge und Oxford, von wo aus sie auch ihre Geldmittel erhalten. Livingstone scheint mit ihnen nicht auf dem besten Fuße gestanden zu haben.

Nun liegt ein ausführliches Schreiben des Missionars H. Rowley an Herrn Glover, einen Geistlichen in Kapstadt, vor, in welchem berichtet wird, weshalb und unter welchen Umständen die anglikanischen Missionäre sich von Magemera nach Chibisa's Dorfe, das am Schire-Flusse liegt, zurückzogen. Wir werden aus dem langen Schreiben, welches wir in der Times vom 26. November finden, hier alles Wesentliche mittheilen. —

Bozinja (Chibisa's Village, am rechten Ufer des Schire), 7. Mai 1862. Sie werden schon erfahren haben, lieber Herr Glover, daß wir während unserer ersten Reise nach dem Gebirgslande dieser Gegend, welche wir unter Dr. Livingstone's Führung unternahmen, mit einigen Sklavenhändlern zusammentrafen und deren Sklaven befreiten, und daß, während wir ihnen die Sklaven abnahmen, ein verzweifeltes Gefecht mit einer Abtheilung Ajawa stattfand. Diese waren in das Gebiet der Mangandscha (— das zu beiden Seiten des Schire liegt —) eingedrungen, zerstörten dort Dörfer, mordeten Leute und machten Gefangene. Die Mangandscha hatten so große Furcht vor den Ajawa, daß die Gegend südlich von Zomba ganz menschenleer war; die Leute flüchteten zu Hunderten. Livingstone wollte denselben Vertrauen einflößen und rieth uns, Magomera zum Ort unserer Niederlassung zu wählen. Das geschah, sofort aber wurden wir von Seiten einer Menge von Mangandscha-Häuptlingen behelligt, welche in uns drangen, auch gegen andere Abtheilungen der Ajawa zu marschiren, welche eben so große Verwüstungen anrichteten, als jene, welche auf Livingstone's Befehl angegriffen worden waren. Ich sage mit Absicht „auf Livingstone's Befehl (direction, Anleitung) angegriffen", weil er, wie ich glaube, uns wegen dessen tadelt, was wir später thaten. Und doch war dieses nur eine Erfüllung seines Programms, eine unvermeidliche Folge seines Rathes und seiner eigenen Handlungen.

Von dem Augenblicke, da Livingstone anfing, die Sklaven zu befreien, war sein ganzes Verfahren das des Angreifens. Er machte förmlich Jagd auf Sklavenhändler nach allen Richtungen hin, und wenn er hörte, daß die Ajawa Gefangene gemacht hatten, um sie an die Sklavenhändler zu verkaufen, dann zog er mit Vorbedacht aus, um sie aufzusuchen und ihnen, nöthigenfalls mit offenbarer Gewalt, die Gefangenen abzunehmen.

Als er mit ihnen zusammentraf, fand er sie allerdings weit stärker, als er vermuthet, und würde sich wohl zurückgezogen haben, wenn sie nicht zuerst Feuer auf ihn gegeben hätten. Hätte er aber den Rückzug angetreten, so würde er es aus Klugheit, nicht aus Princip, gethan haben; denn als er umherzog, um jene Leute aufzusuchen, drangen seine Begleiter in alle Dörfer, wo sie jene vermutheten, feuerten ihre Flinten ab und machten jede Art von kriegerischen Demonstrationen. Die Worte, welche er vor seinem Weggange von Magomera zu den dort versammelten Häuptlingen sprach, enthielten nichts von einer rein defensiven Politik, welche er jetzt, glaube ich, für sich in Anspruch nimmt. Von sich und uns redend sprach er (— zu den Wilden —): Ihr habt uns bisher nur als kämpfende Männer gesehen, aber wir wünschen nicht, daß ihr uns in solchem Charakter kennen sollt. Meine Brüder, welche zu Magomera bleiben werden (— die anglikanischen Missionäre —), wünschen euch über den großen Gott zu belehren, der unser Aller guter Vater ist. Sie werden aus Magomera eine feste Burg machen, in welcher Alle, die sich fürchten, eine Zuflucht finden können. Ich glaube nicht, daß die Ajawa euch wieder beunruhigen; nachdem wir ihnen eine Lektion gegeben, werden sie sich wohl ruhig verhalten; sollten sie es aber wieder so machen wie bisher, dann werde ich bald wieder hier sein und wir müssen wieder einmal bei ihnen nachsehen.

Wir, so fährt Rowley fort, wurden zu dem Glauben verleitet, daß die Ajawa muthwilligerweise und in böswilliger Absicht ihr eigenes Land verlassen hätten, daß ihr einziges Trachten dahin gehe, Sklaven zu fangen, um diese an die portugiesischen Händler zu verkaufen, von denen sie angeblich aufgestachelt worden seien, und daß sie bei alledem mit teufelischer Grausamkeit zu Werke gingen. In der Hauptsache war das auch ganz richtig, aber mit Ausnahme einer wichtigen Angabe, der nämlich, daß sie ihr eigenes Land aus freien Stücken muthwillig verlassen hätten. Wir kamen erst nach einiger Zeit dahinter, wie es sich mit dieser Sache verhielt; da wir aber die eigentlichen Thatsachen nicht kannten und über andere Fakta uns nicht minder in Urkunde befanden, so glaubten wir, wir seien im Rechte und hätten nur eine Handlung der Gerechtigkeit geübt, gleich passend für Laien wie für Geistliche, indem wir den Mangandscha Beistand leisteten. Diese hatten uns freundlich aufgenommen, gingen auf die Bedingungen ein, welche wir ihnen stellten, wollten den Sklavenhandel in ihrem Lande ausrotten, und so thaten wir, was wir konnten, mit Waffengewalt, um sie von jener Bande grausamer Menschen zu befreien. Wir glaubten daß, wenn dieses Letztere erreicht wäre, die Mangandscha Selbstvertrauen und Unabhängigkeit wieder gewinnen würden, daß Frieden zurückkehre und die Mission festen Fuß im Lande gewinnen könnte.

Mit solchen Ideen und Gefühlen führten wir die Mangandscha (— in den Kampf —) gegen die Ajawa, bei Chirombo und Chikela. Aber unsere Annahmen verwirklichten sich nicht. Wir erfuhren nämlich bald, daß der Krieg zwischen den Mangandscha und den Ajawa weit mehr vom Charakter einer Stammesfehde an sich hatte, als wir geglaubt, und daß jene Ajawa, welche sich im Lande (— der Mangandscha —) befanden, durch die Gewalt unwiderstehlicher Verhältnisse gezwungen worden waren, ihre eigene Heimath zu verlassen; wir überzeugten uns ferner, daß sehr viele von ihnen friedlich lebten und daß sie weiter keine Schuld hatten, als da zu wohnen, wo sie sich befanden.

Bis zu dem Tage, an welchem wir Magomera verließen, hatten wir unablässig Besuche von Häuptlingen aus allen Richtungen. Sie alle drangen in uns, gegen die Ajawa zu marschiren, und alle ohne Ausnahme erklärten, daß die Ajawa sich der Grausamkeiten schuldig gemacht, wegen deren wir gegen sie gezogen waren. Aber sie sagten die Wahrheit nicht; wir konnten für keine einzige Aussage einen Beweis beigebracht erhalten. Es versteht sich von selbst, daß wir es abschlugen, abermals in den Krieg zu ziehen. Da nun die Ajawa vor uns eben so große Furcht zu haben schienen, wie die Mangandscha vor ihnen (— den Ajawa —), so hofften wir, daß unsere Anwesenheit im Lande zum Frieden beitragen werde. Und das würde auch wohl so gekommen sein ohne das Betragen, welches sich die Mangandscha

während der letztverflossenen fünf Monate erlaubten. Sie sind unfähig, sich im Kriege zu vertheidigen, aber trotzdem befolgen sie doch in Friedenszeiten eine Politik aufreizender Herausforderung. Wir ermittelten, daß sie während der Regenzeit manche Ajawa, welche in vereinzelten Dörfern lebten, gefangen wegschleppten oder ermordeten, und daß sie, unter Mißbrauch unseres Namens, noch andere Missethaten verübt hatten. Ein solches Verfahren hatte jene Folgen, die nicht ausbleiben konnten; nun ist Krieg überall im Lande und die Mangandscha zittern und beben.

Die unmittelbare Ursache des Krieges ist folgende: Unweit von Magomera wohnte ein Ajawahäuptling, Namens Kempama. Er war mit einer Anzahl seiner Landsleute seit drei Jahren im Lande, bestellte den Acker, und benahm sich, was selbst die Mangandscha nicht in Abrede stellten, friedlich. Nur ein gewisser Barwi, Mangandschahäuptling, welchem ursprünglich das Land gehörte, sprach gegen ihn, und ging uns wiederholt an, jenen Kempama zu vertreiben. Dazu gaben wir uns jedoch nicht her und bewiesen ihm, daß seine Anschuldigungen gegen Kempama falsch seien. Barwi ist ein verdorbener Mensch; er that alles, um Kempama zu reizen; vielleicht dachte er, daß, wenn eine Fehde zum Ausbruch käme, wir ihm helfen würden, trotzdem wir ihm jede Aussicht auf dergleichen benommen hatten. Endlich wurde Kempama's Bruder durch einen der Leute Barwi's ermordet. Als Rache dafür verbrannte Kempama das Dorf des Mörders. Von da an lagen uns die Mangandscha Tag und Nacht in den Ohren, wir möchten in den Krieg ziehen, aber wir wiesen sie immer zurück.

Die Ajawa verfahren mit mehr Bedacht als die Mangandscha, und nach jener That Kempama's ergriffen sie alle gleich die Offensive. Barwi, Mongazi und einige andere Häuptlinge zogen gegen Kempama, der sie auf's Haupt schlug, Barwi's Dorf und noch sechs andere Dörfer verbrannte, welche eine Stunde bis anderthalb Stunden Wegs um Magomera herum lagen, er machte viele Gefangene und erklärte, da einmal von Seiten der Mangandscha der Krieg angefangen worden sei, so solle auch Krieg sein.

In unserer Nachbarschaft, zwischen uns und den Ajawa, lagen keine Dörfer. Die Ajawa bekamen fortwährend Zuzug von ihren Landsleuten und von verrätherischen Mangandscha. Barwi's eigner Bruder half daran, jenen zu verderben. Unter den Ajawa ist viel Clanschaft. Wir gingen nicht gegen alle, aber alle, mit wenigen Ausnahmen, betrachteten uns als ihre Feinde. Nun erwogen wir, was wir zu thun hätten, und dreierlei Wege konnten eingeschlagen werden. Erstens: wir konnten ohne Weiteres einen Angriff gegen die Ajawa unternehmen. Zweitens: wir konnten in Magomera abwarten, bis man uns angriff. Drittens: wir konnten Magomera verlassen und uns in einer friedlichern Gegend niederlassen.

Wir hatten bereits den Entschluß gefaßt, die Ajawa nicht wieder anzugreifen; mit gutem Gewissen hätten wir das auch nicht gekonnt, nachdem wir nun wußten, wie es sich mit ihnen und mit den Mangandscha wirklich verhielt. In Magomera wollten wir um so weniger bleiben, da wir erfuhren, daß die Ajawa uns angreifen wollten, wenn sie die dazu erforderlichen Verstärkungen erhalten hätten. So beschlossen wir denn unsern Abzug, und nun sind wir hier mit allen unseren Leuten und eifrig darüber aus, Hütten zu bauen. Wir sind hier fern von jenen Völkern, in einer angenehmen und, ich hoffe, auch gesunden Lage, auf Sandsteinboden, fünfzig Fuß über dem Strome (— dem Schire —). Mit Gottes Beistand können wir dann wohl im Fortgange der Zeit wieder in's Bergland vordringen. Von Magomera hätten wir übrigens doch fortziehen müssen, denn es ist ein Pestloch; nur durch Gottes Gnade sind wir dem Schicksal entgangen, welches den Missionären in Linyanti (— wohin sie auf Livingstone's Antrieb gegangen waren —) zu Theil wurden. Wir haben mehr als fünfzig unserer Leute durch Dyssenterie, Geschwüre und Mangel an Nahrung verloren, denn während der letzten drei Monate hatten wir als Heimsuchungen zugleich Krieg, Hungersnoth und Pestilenz. Unser eigenes Befinden war aus Mangel an Mehl und anderer geeigneter Nahrung ganz erbärmlich. Ich meinerseits bin zweimal durch Dyssenterie dem Tode nahe gewesen, befinde mich aber jetzt wieder ganz wohl. Meine Brüder (— die übrigen Missionäre —) litten wiederholt am Fieber und Diarrhöe. Wir mußten zwei Drittel der mitgebrachten Vorräthe in der Bega, dem Proviantschiffe, zu Johanna zurücklassen, denn der Pionier (— Livingstone's Dampfer —) war nicht geeignet, sie aufzunehmen. Dadurch litten wir viel.

Das Bergland ist nicht, in dem Sinne wie man immer von ihm behauptet hat, geeignet zur Produktion der Baumwolle, und selbst wenn es dazu geeignet wäre, würde es nicht rentiren, von dort Baumwolle auszuführen; schon die Transportkosten allein würden viel zu hoch sein.

Livingstone war im Irrthum, als er behauptete, daß nur dreißig Miles Landtransport zwischen dem schiffbaren Theile des Ruo und dem Schirwa lägen. Man kann keinen Punkt des Sees vom Schire oder vom Ruo aus erreichen, ohne einen Weg von 100 Miles über sehr schwieriges Gelände zu machen, und Wagentransport ist dort ganz unmöglich.

Livingstone ließ sich durch eine Luftspiegelung täuschen und war gar nicht am See, als er obige Behauptung folgern zu können glaubte. —

So lautet der Brief Rowley's, der auf uns den Eindruck der Wahrhaftigkeit macht. Ein Blatt in der Kapstadt, der Cape Argus, bemerkt, daß Livingstone die Missionäre wegen des Conflikts verdeckt tadle; er schrieb „daß der Kampf mit den Ajawa sie in eine falsche Lage gebracht habe; auch tadle er sie, daß sie Magomera verlassen hätten, um eine fernere Collision zu vermeiden.“ Livingstone schrieb an Sir Thomas Maclear unterm 21. Juni 1862: „Ich bedaure, daß die Missionäre zurückgegangen sind, aber unter den obwaltenden Umständen war das vielleicht wohlgethan. Ihnen fehlte ein energisches Haupt. Herr Proctor ist ein guter verständiger Mann mit gehöriger Festigkeit, aber der Kampf mit den Ajawa brachte sie alle in eine falsche Lage. Ich glaube aber, daß sie dabei Recht thaten, und es ist von großer Wichtigkeit, daß ihr Gewissen alles billigt, was sie thaten.“

Gegenüber den Thatsachen, welche Rowley anführt, sind das nichtssagende Redensarten; man sieht, daß Livingstone, um deutsch zu reden, um den Brei herumgeht.

Wir unsererseits wollen keinen Stein auf den muthigen Entdecker werfen, aber daß sein Verfahren, gelind ausgedrückt, oft eben so unverständig war, wie seine Urtheile und Rathschläge, das liegt klar genug vor. Er steckt in ähnlichen Täuschungen wie viele andere Missionäre, und giebt der ruhigen Prosa des gesunden Menschenverstandes nicht allemal das ihr gebührende Recht. Die Thatsachen reden.

Livingstone veranlaßte die gläubigen Gemüther in England, Missionäre nach Südafrika in Gegenden zu senden, wo angeblich gesunde Punkte seien. Diese bethörten Leute sind weggestorben wie die Fliegen.

Er stellte eine Bekehrung von Barbaren in Aussicht, die nichts von Bekehrung wissen wollten.

Er stellte Schwarze als friedliche Menschen dar, welche sich dann als blutgierige, wilde Barbaren erwiesen.

Er zeigte den Engländern ein Baumwollenparadies von 300,000 Quadratmeilen, und dasselbe ist ein Nebelbild.

Höchst unklugerweise mischte er sich in die Stammesstreitigkeiten der Barbaren. Indem er gewaltsam Sklaven befreien wollte, vergoß er Blut, und beging, wir können keinen andern Ausdruck anwenden, eine pseudophilanthropische Donquixoterie, durch welche er, wie die Thatsachen beweisen, den Hauptzweck, die Sache der Mission zu fördern, nicht blos gefährdete, sondern vereitelte. Gewiß wäre es ein Segen, wenn dem abscheulichen

Sklavenhandel und Sklavenraub eine Ende gemacht würde. Aber Livingstone kennt genug von Afrika, um zu wissen, daß er am allerwenigsten jenen Gräueln steuern könnte, und daß gar nichts damit genützt war, wenn er ein paar hundert Sklaven aus der Gewalt der Ajawa befreite. Diese Leute, Ajawas wie Mangandschas, werden ihn gar nicht verstanden oder begriffen haben. Will Livingstone einen Kreuzzug gegen ganz Afrika unternehmen? Soweit Afrika schwarz ist, finden wir Sklaverei und Sklavenraub überall. Ausrotten kann man die eine oder andere erst, wenn der europäische Einfluß überwiegend geworden ist; was man früher thut, ist verlorene Mühe. Kraftstücke, wie Livingstone gegen die Ajawa zum Besten gab, mögen in der Londoner Exeterhalle bei Leuten gelten, die viel auf Phrasen geben und wenig auf Thatsachen, Naturgesetze oder gesunden Menschenverstand, aber was dergleichen in der Praxis für Folgen hat, ergiebt sich aus Rowley's Briefe. Es ist nun abzuwarten, was Livingstone gegen denselben wird einwenden können.

*) Wir finden, nachdem das Obige schon gesetzt war, in der Times vom 28. November von einem „Mitgliede des Generalcomité" ein Schreiben, welches Herrn Livingstone in Bezug auf das Verfahren gegen die Ajawa in Schutz nimmt, aber zugiebt, daß die erste Kollision mit den Negern „unter Livingstone's Auspicien" stattgefunden habe. Wir gehen auf die Kontroverse nicht weiter ein, da ohne Zweifel Livingstone selber gelegentlich auf Rowley's Brief erläuternd eingehen muß, alsdann kommen wir auf den Gegenstand zurück. A.

Die Arbeiten an dem Kanal auf der Landenge von Suez.

Unsere Leser wissen, daß wir dem großen Werk einen gedeihlichen Fortgang und ein glückliches Ende wünschen, denn jeder neue Verbindungsweg, welcher im Interesse des Verkehrs eröffnet wird, ist ein Vortheil für die Welt. Namentlich würde es ein für große Seeschiffe fahrbarer Kanal sein, welcher das Mittelmeer und den Indischen Ocean mit einander in Verbindung brächte. Wir gehören nicht im Mindesten zu den Gegnern des Suezkanals, aber das ruhmredige Aufpuffen, welches seit nun sechs Jahren kein Ende nehmen will, hat uns vom Anfang an höchlich mißfallen. Auch haben wir schon im Jahre 1856 unseren Bedenken Ausdruck gegeben und sie motivirt; einige derselben stellten wir im Globus (Nr. 2.) zusammen. Noch heute finden wir auch nicht den geringsten Anlaß, nur ein einziges Bedenken oder einen Zweifel an der planmäßigen Ausführung des Werks, an der Möglichkeit einer Vollendung, wie sie von den Franzosen projektirt ist, fallen zu lassen.

Eben jetzt ruft man von Paris aus wieder einmal Triumph. Wir haben das Journal de l'Isthme de Suez regelmäßig gelesen und folgten den Erörterungen dieses Blattes. Nun äußert dasselbe in seiner Nr. 153: „Kein verständiger Mensch kann jetzt noch die Ausführbarkeit des Kanals bezweifeln von dem Tag an, da er zwischen Port Said (am Mittelmeer) und Timsah hergestellt ist. Auf diesem Theile der Linie ist früher noch nie ein Kanal gegraben worden; diese Strecke war die einzige, in deren Betreff man noch Bedenklichkeiten erheben konnte. Von Timsah nach Suez war schon in früheren Jahrhunderten zu vier verschiedenen Malen ein Kanal gegraben (— und eben so oft wieder aufgegeben! —). Nun aber können wir ohne Furcht behaupten, daß das Problem materiell und souverän gelöst ist, weil nun die Verbindung vom Meer aus bis Timsah reicht. Weiter hinaus bleibt nur noch das zu thun übrig, was schon die Alten mit ungleich geringeren Hilfsmitteln fertig gebracht haben."

Wir sehen in diesen Aeußerungen lediglich Redensarten, die auf keinen „verständigen Menschen" Eindruck machen werden. Inzwischen ist die vielbesprochene Schwelle El Gier durchbrochen worden, das Wasser des Mittelmeeres kommt bis Timsah. Der Durchbruch ist aber nur ein provisorischer Graben, 12 Metres, etwa 10 Fuß, breit und 2.1 Meter tief. Der Kanal selbst soll aber 56 Metres Breite und 8 Metres Wassertiefe haben. Die ganze Länge des Suezkanals beträgt ungefähr 150 Kilometres; der provisorische Durchstich ist 68 K. lang. Auf der übrigen Strecke führen 48 K. durch die Bitterseen und andere Bodensenkungen, die unter dem Meeresniveau liegen. Ein weiterer Durchstich würde eine Länge von 31 K. haben müssen, um einen Wasserstrom von geringer Tiefe aus dem Rothen Meer in das Mittelmeer, ohne Schleusen, zu leiten.

Nach dem hier Gesagten hat der provisorische Graben nur ein Achtzehntel des Wasserdurchschnittes, welchen der vollendete Kanal haben soll. Der See von Mensaleh ist nur 2 Metres tief; siebenzehn Achtzehntel des vollendeten Kanaldurchschnittes auf der ganzen Linie müssen noch ausgehoben werden. Bis jetzt ist etwa ein Siebenzigstel von der gesammten zu bewegenden Erdmasse gefördert worden.

Der französische Schiffskapitän Roussin, welcher jüngst die Linie besichtigte, bemerkt, daß der Vicekönig Said Pascha etwa 25,000 Fellahs zu den Arbeiten zwinge; jeder Stamm, jedes Dorf muß ein Kontingent stellen, das etwa einen Monat lang am Kanal schaffen muß; der Arbeiter kann dabei monatlich 8 bis 10 Francs verdienen. Diese arabisch-ägyptischen Bauern sind nicht zu bewegen, sich europäischer Werkzeuge zu bedienen; sie arbeiten mit den Händen und kleinen Mulden. Den provisorischen Kanal hofft man bis zu Ende des Jahres 1863 zu vollenden; er wird dann von Port Said bis Suez reichen, kann aber für den Kanal selber nichts beweisen; denn daß man einen Wassergraben durch die Landenge ziehen könne, ist von keiner Seite bezweifelt worden, wohl aber, daß ein großer Schiffskanal mit guten Häfen an den Endpunkten herzustellen sei. Und wäre ein solcher möglich, so würden ein paar Jahrzehnte erforderlich sein, bevor er fertig hergestellt wäre. Der provisorische Kanal wird für die große Schifffahrt ohne alle Bedeutung sein.

Während die Pariser Berichte gerade jetzt so große Hoffnungen rege machen, lauten Mittheilungen aus Alexandria vom 17. November ganz entgegengesetzt. Der Gegenstand ist so wichtig, daß wir das Wesentliche mittheilen wollen. Der Times z. B. schreibt man, daß das ganze Kanalprojekt seinem Ende nahe, gerade jetzt, wo so viel Aufhebens davon gemacht werden, daß man das Wasser aus dem Mittelmeer, oder, richtiger gesagt, aus dem Mensaleh-See in das Becken des Timsah-Sees geleitet hat.

Die Herstellung des Grabens, der „Rigole", welcher die Verbindungsrinne für die Leitung des Wassers bis in die Mitte des Isthmus bildet, ist im vorigen Sommer mit großem Eifer betrieben worden, aber es sei dabei hauptsächlich auf die Erregung von Sensation in Europa abgesehen. Dieser Graben hat die Hälfte des Kapitals der Kanalgesellschaft verschlungen; er ist nichts weiter als ein Graben von geringer Breite und hat im größern Theile seines Laufes kaum zwölf Zoll Wasser. Es gehörte eine starke Einbildungskraft dazu, darin einen erfolgreichen Schritt zur Ueberwindung der vielen Schwierigkeiten zu sehen, welche die Gesellschaft zu beseitigen hat. Selbst wenn man von der sehr wichtigen Frage über die Einfahrten zum maritimen Kanal absieht, bleibt feststehen, daß die „Rigole" nur einen geringen Theil von der Hälfte

der Arbeit ausmacht, welche noch auf dem Isthmus selbst zu beschaffen ist.

Am Mittelländischen Meere soll *Port Said* in einen brauchbaren Hafen für Seeschiffe umgewandelt werden; aber die Schwierigkeiten, welche gerade dabei sehr groß erscheinen, sind so weit von einer Lösung entfernt wie je zuvor. Der Vicekönig (— welcher von der französischen Gesellschaft bewogen wurde, sich mit vielen Millionen bei dem Kanalprojekt zu betheiligen, und der jetzt bedenklich zu werden scheint —) hat den englischen Wasserbaumeister *Hawkshaw* kommen lassen, um die für Anlage des projektirten Hafens ausgewählte Oertlichkeit zu untersuchen und Bericht zu erstatten.

Ein anderer schwieriger Punkt besteht darin, eine feste Grundlage für die Ufer des projektirten *Kanals* zu schaffen, welcher durch den *Mensaleh-See* hindurchgeführt werden soll. Der Boden dieses Sees besteht aus Schlamm, der auf einem, wie behauptet wird, hinlänglich steifen Thon ruht. Dagegen erfährt man, daß diese Thonlage nicht sehr dick sei, und daß sie obendrein weggeschafft werden müsse, um einem Kanal, welcher große Seeschiffe tragen soll, die erforderliche Tiefe zu geben. Nun liegt aber unter dem Thon ein Bett dünnen, halbflüssigen Schlammes, der gar keine Festigkeit darbietet. Dort sind demnach sehr viele gewaltige Schwierigkeiten zu überwinden.

Die beim Kanalprojekt betheiligten Franzosen haben gerade unter ihren Landsleuten selber die schärfsten Kritiker gefunden, und eben jetzt hat ein französischer Ingenieur, welcher bei den Kanalarbeiten betheiligt war, in Alexandria manche Enthüllungen durch den Druck veröffentlicht.

Zunächst erwähnt er der *Steinbrüche von Mex*, welche in der Nähe von Alexandria liegen, und weis't nach, daß die Berechnungen der Kompagnie unrichtig seien. Sie behauptete wiederholt, daß das Ausbrechen der Steine und der Transport der letzteren nach Port Said sich geringer stelle als die ursprüngliche Berechnung von $14\frac{1}{2}$ Francs für den Kubikmeter, während dieselben sich auf 48 Francs 61 Centimes belaufen haben, wenn sie in den Booten der Kompagnie transportirt werden; die Unterhaltung dieser Boote erfordere jährlich an 30,000 Pfund Sterling. Während der letztverflossenen zwei Jahre habe man nur etwa 50,000 Kubikmeter Steine gebrochen und nach Port Said geschafft; dort seien aber 995,000 Kubikmeter erforderlich! Wie lange Zeit wird demnach verfließen, ehe man die zum Bau der Hafendämme erforderlichen Steine nach Port Said schafft?

Ueber den *Süßwasserkanal*, der aus dem Nil zum maritimen Kanale führt, stellt der Ingenieur die amtlichen Berichte der Kompagnie zusammen und weis't nach, daß sie mit der Wirklichkeit nicht übereinstimmen. An Ort und Stelle habe man die Berichte der Pariser Blätter mit dem größten Erstaunen gelesen. *Wir erfahren, daß es den Beamten der Kompagnie streng verboten ist, den Zeitungen oder Privatleuten auch nur die geringste Mittheilung über den Fortgang der Arbeiten zu machen.*

Einige Arbeiten, die zu wiederholten Malen als fertig und vollendet geschildert wurden, sind noch nicht einmal ernstlich in Angriff genommen worden. Das amtliche Blatt der Kompagnie (— das Journal de l'Isthme de Suez ist gemeint, welches der Redaktion des Globus regelmäßig zukommt, und aus welchem wir dann und wann Auszüge geben —), behauptet, daß der Süßwasserkanal, dessen Herstellung ursprünglich auf 9, ja von Einigen auf 18 Millionen Francs veranschlagt worden sei, nur 2 Millionen kosten werde. Aber der jetzt vorhandene Süßwasserkanal, 26 Miles lang und 40 Fuß breit, ist gar nicht der ursprünglich projektirte (— wir glauben von Talabot projektirte —) und kann wegen der ganzen Art und Weise, wie man ihn angelegt hat, zu dem erforderlichen Zwecke gar nicht benutzt werden. Ohnehin ist er in einem viel zu niedrigen Niveau ausgegraben und kann deshalb nicht bis nach Suez fortgeführt werden. Man hat also nicht nur nichts erspart, sondern wird diesen Süßwasserkanal höchst wahrscheinlich ganz aufgeben müssen. Wenn die Kompagnie überhaupt ihren Plan noch ferner ausführen will, dann wird es nöthig sein, einen *neuen Süßwasserkanal* zu graben, der von einem höheren Niveau bei Kairo ausgeht, dessen Herstellung aber nicht unter 500,000 Pf. Sterling erfordern würde. —

So lautet der Bericht aus Alexandria. Auf jeden Fall steht die Vollendung des Suezkanals noch in *sehr* weitem Felde. Schon vor Jahren haben wir *) unsererseits darauf hingewiesen, daß *die größten Schwierigkeiten nicht etwa darin lägen, einen Kanal von einem Meere bis zum andern zu graben, sondern an den Meeren, aus schlechten unsicheren Rheden, praktikable und sichere Häfen zu schaffen.* Darauf ist, so weit das Technische in Betracht kommt, der Schwerpunkt zu legen.

Die Times knüpft an jenen Bericht einige Bemerkungen. Es führt, sagt sie, *mehr als ein Weg* nach Indien, und jener über den Isthmus von Suez ist keineswegs der beste. Wenn der Kanal wirklich vollendet wird, dann kann es sich wohl treffen, daß er schon einen Monat nach seiner Eröffnung keinen Mitbewerb bestehen kann. Heutzutage ist nicht ferner das Meer die sicherste Straße, denn es gilt der Grundsatz in der Verkehrsbewegung, daß man überall, wo es sich irgend thun läßt, den Dampfer verläßt, um auf die Eisenbahn überzugehen. Wenn auch die Landenge in Aegypten durchstochen würde, so wäre doch die moderne Ungeduld und Hast nicht damit einverstanden, den großen Winkel des Rothen Meeres und der arabischen Halbinsel zu machen. — Die Times weis't dann auf eine *Euphratbahn* hin, welche wir unsererseits schon 1857 in ihrer Bedeutung zu würdigen versucht haben. **) Eine Linie, die man von London nach Bombay zieht, läuft den Euphrat entlang. Durch Benutzung des Suezkanals erspart man nichts, wenn die Seereise an der Küste von Syrien endigt. „Nun sagt Herr von Lesseps vielleicht: die Euphratbahn schwebe in den Wolken. Ganz gut, *aber wo ist denn sein Kanal?* Wenn, beiläufig bemerkt, dieser nicht zu Stande kommt, so ist alles darauf verwandte Geld weggeworfen, und dieses und die auf den Kanal verwandte Arbeit hätten nützlichere Dienste leisten können.“ —

*) Geographische Wanderungen, von *Karl Andree*, Dresden 1859, II. S. 121 ff., in dem Aufsatze über den *Suezkanal und dessen Bedeutung*. Wir schrieben denselben im Jahre 1856, und er erschien zuerst in der wissenschaftlichen Beilage zur Leipziger Zeitung.

**) Geographische Wanderungen II. S. 182 ff.

Kleine Nachrichten.

Forschungsreise auf dem Niger. Während der Löwentödter Gerard seine Streifzüge in Westafrika wagen will, hat der französische Kapitän *Magnan* eine Schiffsexpedition auf dem Niger projektirt. Wir machten wiederholt im Globus darauf aufmerksam, wie viel Gewicht die französische Regierung darauf legt, von ihrem Senegambien aus nach dem obern Niger, bis *Timbuktu* hin, eine Handelsstraße zu eröffnen, und daß sie nicht minder sich bemühe, von Algerien aus durch die große Wüste bis eben dahin, überhaupt nach Nigritien hin, sich Verkehrswege zu sichern. Nun soll ein Versuch gemacht werden, den Plan von einer dritten Seite her in Angriff zu nehmen, und es gereicht der französischen Regierung zum Lobe, daß sie dem Kapitän Magnan drei Dampfer

zur Verfügung stellt, welche sie ausdrücklich zu diesem Behufe hat bauen lassen. Zwei sind Boote mit Schaufelrädern, und eins derselben kann auseinandergenommen werden, im Fall es nöthig wäre, dasselbe über Wasserfälle hinwegzubringen; der dritte Dampfer hat eine Schraube; alle drei sind mit plattem Boden gebaut und gehen beladen nicht tiefer als viertbalb Fuß. Magnan will drei Niederlagen oder Faktoreien errichten: die erste im Nigerdelta, die zweite bei Timbuktu, die dritte noch weiter oben bei Bammaku. Von diesem letztern Orte hat allerdings die Verbindung mit Senegambien keine Schwierigkeiten mehr; unsicherer wird der beabsichtigte Karawanenverkehr nach Algier sein, beide aber sind in Aussicht genommen, nicht minder eine regelmäßige Dampfschifffahrt auf dem Niger.

Alexander Ziegler über die deutschen Expeditionen in Afrika. Schwerlich hat ein anderer Privatmann mit größerm Eifer und günstigerm Erfolge Zeit, Mühe und Geld darauf verwandt, diesen Unternehmungen förderlich zu sein. Er war dabei ebenso unverdrossen und unermüdlich, wie in Bezug auf die Schillerstiftung. Wir wissen bestimmt, daß durch ihn Tausende von Thalern für die afrikanischen Expeditionen zusammengebracht worden sind, und auch jetzt ist seine Wärme nicht im mindesten erkaltet. Von Ziegler's „Geschichte deutscher Nationalunternehmungen“ befindet sich jetzt die siebente Auflage unter der Presse. Unser Freund hatte die Gefälligkeit, uns einen Aushängebogen zur Verfügung zu stellen, welcher die letzten Nachrichten über die afrikanischen Expeditionen zusammenfaßt. Wir heben aus demselben das Nachfolgende heraus. —

Was Herrn v. Heuglin betrifft, der bekanntlich, anstatt von Massaua nach Chartum u. s. w. zu gehen, mit Dr. Steudner und Schubert die instruktionswidrige Reise nach Abessinien eingeschlagen hatte, so ist derselbe von Gondar wo (er am 23. Januar 1862 ankam), Adoa, Djenda in Abessinien nach Chartum zurückgekehrt. Mag man über Heuglin außerdem urtheilen wie man will, so viel steht fest, daß er ein vorzüglich befähigter Reisender ist, daß er sammt seinen Begleitern sehr interessante und werthvolle Berichte sowie Sammlungen eingesendet und sich um die Länder- und Völkerkunde Afrikas sehr verdient gemacht hat. Leider sind die letzten von ihm seit Monaten gesammelten Bälge und Pflanzen auf der Reise nach Dola durch einen heftigen Regen so durchnäßt worden, daß fast alle Sammlungen weggeworfen werden mußten.

Martin Ludwig Hansal war bekanntlich mit den in den Bogosländern gesammelten naturhistorischen Sammlungen schon am 23. Oktober 1861 von Keren nach Chartum aufgebrochen, wo er auch am 1. December angekommen ist. Diese Sammlungen sind, auf's Beste erhalten, bereits in Gotha angelangt, und von da an ihre Bestimmungsorte: Stuttgart, Bern u. s. w. abgegangen.

In Bezug auf die deutsche Westexpedition ist zu bemerken, daß Munzinger und Kinzelbach über Kassela am 9. März in Chartum und am 20. April in l'Obeid (El Obeid), der Hauptstadt von Kordofan, angekommen waren, um von hier durch Darfur nach Wadai vorzudringen. Nach einem dreimonatlichen Aufenthalte daselbst waren diese wackeren Männer leider genöthigt, die Rückreise nach Chartum (Ankunft 9. Juli) und Deutschland anzutreten, woselbst auch Kinzelbach glücklich angelangt ist, während Munzinger auf dem weitern Wege über Sauakin zurückkehren wollte. Der Entschluß zur Rückreise war gefaßt worden, nachdem sie die Ueberzeugung gewonnen hatten, daß es ihnen unmöglich sei, durch Darfur nach Wadai vorzudringen, ohne ihr Leben in die äußerste Gefahr zu bringen. Der Sultan von Darfur hatte ihnen am 10. Juli auf das Gesuch, sein Land zu passiren, ein diplomatisches Antwortschreiben gesandt, wonach den beiden Reisenden zwar gestattet wurde, nach Darfur zu kommen, jedoch mit der Hinweisung, daß der Sultan für sein Volk nicht einstehen könne. Dann war noch die Bedingung ausdrücklich beigefügt worden, daß sie sich dafür verbürgten, es werde, im Falle sie dort stürben, deshalb kein Verdacht und keine Anklage gegen den Sultan erhoben werden. Da hiernach die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit des Todes der Reisenden denn doch gar zu stark in den Vordergrund gestellt wurde, jeder irgend möglichen Anklage aber im Voraus begegnet werden sollte, so schien es den Reisenden gerathener, ihre Rückkehr anzutreten. Und wahrlich — dem Verdienste seine Krone — diese Männer haben ehrlich geleistet, was überhaupt bei ihrem gefahrvollen und so schwer zu erreichendem Ziele von menschlicher Anstrengung, Umsicht und Energie erwartet werden konnte. —

Wir lassen die Muthmaßungen und Erörterungen, ob Eduard Vogel noch am Leben sei oder nicht, bei Seite, theilen aber mit, was Alexander Ziegler über Herrn von Beurmann bemerkt. Er schreibt:

Während gegenwärtig die „Ost-Expedition“ zum Abschluß gekommen ist, hat Herr von Beurmann (West-Expedition) seine schwierige Aufgabe mit großer Energie und Umsicht verfolgt. Derselbe ist ohne Zaudern von Bengasi am 13. Januar 1862 über Udschila, Dschalo, Macabeh, Sella, Fugga, Temissa nach Mursuk vorgedrungen, nachdem er sich genöthigt gesehen hat, seinen frühern Plan, von Dschalo direkt über Kebabo und Wadschanga nach Wara vorzudringen, aufzugeben. Am 15. April hat Hr. v. Beurmann Mursuk, die Hauptstadt von Fessan, erreicht und vom letzten Tagemarsche (s. A. Petermann „Mittheilungen“, Ergänzungsheft Nr. 8, S. 77) noch folgenden Umstand wörtlich erwähnt: „Ich selbst — so schreibt Herr v. Beurmann — hatte kaum das Dorf (Hadj, Hadjil, 2½ Stunde östlich von Mursuk gelegen) verlassen, als ein Reiter auf mich zugesprengt kam, der sich mir auf Italienisch als den Diener des Herrn Duveyrier (des sehr tüchtigen französischen Reisenden, der im vorigen Jahre jene Gegend besucht hat) vorstellte und mich einlud, in das Haus desselben zu ziehen, das früher das Konsulatsgebäude gewesen.“

Nach den neuesten Nachrichten ist Hr. v. Beurmann (dessen schöner Plan, von Mursuk nach Waschanga zu gehen nach, in den letzten Tagen des Juli eingegangenen Nachrichten an der Habgier des Sultans der Tebu und an den zu geringen Mitteln des Reisenden ebenfalls gescheitert war) am 28. Juli in Gesellschaft einer von einem ihm befreundeten Araber geführten Karawane von Mursuk nach dem Sudan (Kukana in Bornu) aufgebrochen, um von da, nach Wadai vorzudringen. Seitdem haben sich wiederum Gerüchte verbreitet, daß er unterwegs ausgeraubt, wenn nicht ermordet worden sei. Diese Gerüchte, so weit sie mit den Aussagen eines mysteriösen Menschen in Verbindung stehen, der sich als Araber unter dem Namen Sliman, als Italiener als Francesco Silemi beim englischen Vicekonsul in Benghasi mit der Vorspiegelung eingeführt hat, daß er eine briefliche Empfehlung oder Mittheilung von dem Reisenden von Beurmann habe, diese Gerüchte sind von Dr. Barth auf ihren richtigen Standpunkt zurückgeführt worden. Barth zeigt nämlich, daß jener Gauner wahrscheinlich nur in der Absicht, ein Sümmchen für sich erschwindeln, Mittheilungen über den ihm vielleicht bekannt gewordenen Hrn. von Beurmann gemacht hat und auch hat machen können. — Dieser Sliman, der wirklich mit dem Reisenden in naher Berührung gestanden haben kann, hat nämlich vor dem Vicekonsul in Benghasi (dem er sich als einen wegen Mordes aus Konstantinopel verbannten Italiener zu erkennen gegeben, der zur Strafe in Ketten bis Wadai (!) geschickt worden sei, von wo aus er Bagirmi u. s. w. besucht habe), nicht nur ausgesagt, daß er in Bagirmi vor Jahren einen christlichen Gefangenen (!) gesehen, sondern daß auch Beurmann (der ihm vergeblich 400 Dollars geboten, um von ihm über Bornu nach Wadai geleitet zu werden) zur Zeit schon in Wadai angelangt sein würde, wenn er nicht, was ihm wahrscheinlicher sei, auf dem Wege ermordet worden. Zu gleicher Zeit aber hat ein Einwohner aus Sella, welchen Ort Beurmann auf seiner Reise nach Mursuk passirt ist, in Bengasi ausgesagt, daß jener Sliman ein ganz verlogener Mensch sei, der den Herrn von Beurmann wohl in das Innere geführt und ihn dort beraubt, wenn nicht ermordet haben könne.

In welcher Beziehung dieser Bewohner von Sella zu Sliman steht, ob er nur dessen Spießgesell bei dieser Gaunerei ist u. s. w., können wir ebensowenig wissen, als den Anlaß der Trennung dieser Kumpane von Herrn von Beurmann. Wir brauchen aber nicht gleich das Schlimmste anzunehmen; denn so viel steht fest: ist Sliman wirklich von Beurmann's Mörder, so wäre er gewiß nicht nach wenigen Tagen nach Mursuk zurückgekehrt und später nach Benghasi gegangen, wo der Reisende längere Zeit mit den angesehensten Männern aus Regierungs- und Kaufmannskreisen verkehrt hatte. Aus den weiteren Aussagen Sliman's geht übrigens evident hervor, daß er ein grober Lügner und Schwindler ist und daß das Gerücht von dem Unglück, welches v. Beurmann betroffen habe (wie Dr. Barth in der Sitzung der geographischen Gesellschaft in Berlin am 15. Nov. 1862 scharfsinnig nachgewiesen hat) bei der Kürze der Zeit unmöglich aus dem Innern bis an die Küste und nach Europa gelangt sein kann.

Wir sehen daher mit Zuversicht der nächsten Nachricht entgegen, und halten unsere seit Jahren rastlos verfolgte Aufgabe, Beiträge für die deutschen Expeditionen zu sammeln, in Bezug auf v. Beurmann für noch nicht erledigt. Deshalb wiederholen wir hiermit die Bitte daß, wer es irgend vermag, diesen braven Mann, der todesmuthig sein junges hoffnungsreiches Leben zur Aufhellung der Schicksale unseres verschollenen deutschen Landsmannes einsetzte, und somit das Höchste, sein Leben, der Wissenschaft zum Opfer zu bringen bereit ist, auch fernerhin unterstützen wolle, damit derselbe rüstig denjenigen Ort erreichen kann, wo unbedingte Gewißheit über Eduard Vogel erlangt wird, oder damit er, falls diesem schwierigen Vorbringen sich unüberwindliche Hindernisse entgegenstellen sollten, wohlbehalten in die deutsche Heimat zurückkehren könne,

nicht aber elendiglich zu Grunde gehe. Wer ein so warmes Herz für nationale Ehre gezeigt, sein Leben so todesmuthig in die Schanze geschlagen hat, wie es der junge Lieutenant v. Beurmann gethan, der hat ein Recht, sich mit einem großen Feldherrn auf gleiche Stufe zu stellen und den Dank des Vaterlandes zu beanspruchen. —

(In dem Augenblicke, da dieser Bogen in die Presse gehoben wurde, erfahren wir, daß Herr von Beurmann glücklich zu Kukana in Bornu angekommen sei. — A.—)

Kolonisirung von Nord-Australien. Wir haben wiederholt darauf hingewiesen, daß die Australier große Erwartungen von den jüngst von Landsborough, Burke und Mac Kinlay entdeckten Regionen im Nordosten hegen. Jetzt lesen wir, daß bereits von verschiedenen Seiten her Ansiedler in Menge mit Familie und Vieh dorthin aufgebrochen sind, selbst aus Victoria und Neusüdwales. Da man aber zu dem vermeintlichen Gelobten Lande nur durch weite Wüstenstrecken gelangt, so hat man der Regierung vorgeschlagen, zwischen Menindie und dem Coopers Creek eine ganze Linie von Brunnen zu graben, so daß die Karawanen an jedem Abend Wasser fänden. An Plänen zur Kolonisaton im Norden ist kein Mangel, entschieden wurde jedoch noch nichts. Inzwischen sind aber schon Privatleute auf eigene Hand dorthin gezogen, manche haben freilich ihre Voreiligkeit mit dem Tode gebüßt; sie sind vor Durst verschmachtet, und andere wurden von den Eingeborenen ermordet.

Die Lokalregierung hat sich bereit erklärt, einen Theil der Kosten zur Gründung einer Niederlassung am Kap York, unweit der Torresstraße, zu tragen und zwar unter folgenden Bedingungen: — Der Gouverneur von Queensland hat Ort und Stelle auszuwählen. Die Centralregierung stellt eine Abtheilung Seesoldaten und ein Fahrzeug zum Schutz der Kolonie für die ersten drei Jahre. (— Sie hat sich dazu bereit erklärt —.) Zwischen der neuen Niederlassung und Brisbane, der Hauptstadt von Queensland, soll eine Verbindung auf dem Seeweg unterhalten und zu diesem Zweck in Port Denison ein Kohlendepot angelegt werden. Auch giebt die Regierung 1500 Pfund Sterling zur Errichtung der nöthigen Gebäude. Die Kolonie Queensland stellt einen Landkommissarius und die Krone einen Polizeibeamten.

Fortschritt der Ansiedelungen auf Neu-Kaledonien. Frankreich weiß den Werth dieser Insel vollkommen zu würdigen und macht Anstrengungen, dieselbe zu heben. Die Zeit wird lehren, ob die Franzosen dort die bekannte Thatsache Lügen strafen, daß sie auf das Kolonisiren sich nicht verstehen. An gutem Willen fehlt es nicht, und die neuesten Vorgänge liefern wieder den Beweis dafür. Gouverneur ist der bekannte Seefahrer, Kapitän Guillain. Im vorigen Sommer brachten zwei Kauffahrer aus Sydney nach Port de France, wo der Kern der Niederlassungen sich befindet, eine Anzahl von Einwanderern und eine Anzahl Anderer wurde demnächst erwartet. An der üppigen Fruchtbarkeit des Bodens kann man nicht zweifeln; mehrere Arten von Zuckerrohr sind auf der Insel einheimisch und dienen den Eingeborenen, welche fast den ganzen Tag über Zuckerrohr kauen, zur Nahrung. Neu-Kaledonien kann für die Erzeugung von Zucker wichtig werden, und wird für diese Waare in Australien stets einen nahen und sichern Absatzmarkt haben. Ob auch der Weinstock so gut gedeihen werde, ist wohl noch die Frage.

Am 14. August kam die Kriegsfregatte Isis aus Frankreich nach Port de France. Sie hatte am Bord 233 Gendarmen, Artilleristen, Soldaten, Matrosen und Militärsträflinge, daneben auch mehrere Handwerker. Sie brachte auch vielerlei Sämereien, Pflanzen und Thiere. Vom Kap hatte sie Constantia-Reben und etwa ein Dutzend Schafe und Böcke mit Fettschwänzen geholt; von Reunion brachte sie Feldhühner, Wachteln, fünfzig Landschildkröten, zwei Axis (indische Hirsche) und mancherlei Pflanzen mit. Man will eine Musterplantage anlegen.

Japanische Kolonisation. Die Regierung des japanischen Kaisers will verhindern, daß die in der Nähe ihres Reiches liegenden kleinen Eilande, welche sich etwa zu europäischen Ansiedelungen eignen, nicht in die Hände der Fremden fallen. Deshalb hat sie im Jahre 1862 die bisher wenig beachtete Insel Ogasawara, „welche südlich von unserm Reiche liegt," in Besitz genommen und, was bemerkenswerth erscheint, weil es neu ist, den Staaten, mit welchen Japan Verträge abgeschlossen, über diesen Schritt amtliche Mittheilungen gemacht. In derselben sagt sie, daß die Fahrt nach jener Insel in der letzten Zeit gehemmt worden sei, aber jetzt „haben wir den Midsuno Tsikugono Kami, Gouverneur unserer ausländischen Angelegenheiten, und den Metsuke (Aufseher) Hatsioli Ki Asi, dorthin gesandt und unsere Beamten dort eingesetzt, um die Kolonisirung wieder zu bewerkstelligen. Und von nun an sollen nicht nur Brennholz, Wasser und Lebensmittel, sondern auch Steinkohlen und andere nothwendige Artikel auf der Insel vorhanden sein, um für den Gebrauch der Schiffe zu dienen, welche künftighin in der Nähe der Insel fahren."

Einwanderung in die La Plata-Staaten. Nach mehrjährigem Bürgerkrieg ist endlich seit August die Ruhe in der Argentinischen Conföderation wieder hergestellt und General Mitre einstimmig zum Präsidenten erwählt worden. Die Nachrichten vom Anfang Oktobers melden, daß die Silberminen in der Provinz San Juan einen reichen Ertrag geben. Die Regierung begreift, daß sie das Land nur dann rasch emporbringen kann, wenn sie fleißige Einwanderer in dasselbe zieht, und die kläglichen Verhältnisse in der Yankee Union werden wahrscheinlich dazu beitragen, einen Theil der Auswanderungslustigen von Nordamerika abzulenken. In den Plataländern finden sie jedenfalls ein ebenso gesundes Klima und gar keinen Steuerdruck, der von nun an in der Nordunion eine große Rolle spielen wird. Wir lesen im Börsenberichte der Times vom 24. November, daß der Kongreß von Buenos-Ayres ein Gesetz gegeben hat, demgemäß jedem Ansiedler, welcher den Acker bebauen will, eine Strecke Landes verabfolgt werden soll. Ein Frankfurter Handelshaus, Werner und Kompagnie, habe mit der Regierung einen Vertrag über die Ansiedelung von zehntausend Familien aus Deutschland abgeschlossen, dessen nähere Bestimmungen wir noch nicht kennen. Solchen Ansiedlern, welche Baumwolle bauen wollen, werden Ländereien am Rio Salado zur Verfügung gestellt. Der Bericht sagt, in jener Region sei die Baumwollenstaude einheimisch.

Die Mormonen im Utah-Gebiete. Sie haben im Oktober eine große Ackerbau- und Gewerbeausstellung in Great Salt Lake City gehalten, über welche die dort anwesenden „Heiden" in nicht geringes Erstaunen geriethen, während die „Heiligen" nicht ohne Stolz auf die Ergebnisse ihrer Betriebsamkeit hinblickten. Sie lieferten den Beweis, was fleißige Menschen aus einer Wüstenei zu machen vermögen. Allerdings hat ihr Gebiet manche fruchtbare Strecken, und diese geben überall, wo Bewässerung angewandt werden kann, reichen Ertrag. Das ausgestellte Obst war, von den Trauben abgesehen, so gut wie jenes in Kalifornien, die Getreidearten ließen nichts zu wünschen übrig, und die Weizenernte war so reichlich ausgefallen, daß sie für die Gesammtbewohner am Utah auf zwei Jahre ausreicht und obendrein auch die durchziehenden Auswanderer vollauf versorgt werden können. Sehr zufrieden sind die Mormonen mit ihrem Tabak und Hanf; auch Proben von Baumwolle und Baumwollenzeugen waren auf der Ausstellung. Sie zählen eine große Menge kräftiger Handwerker unter sich, die aus allen nördlichen Ländern Europas gekommen sind, insbesondere haben sie tüchtige Maschinenbauer. Die Ausstellung dauerte zehn Tage. Das Volk ist mit Brigham Young's Regierung durchaus zufrieden und bewies das in einer für die Mormonen charakteristischen Weise. Man faßte nämlich den Beschluß, daß Young die Leitung über die gesammten Arbeitsverhältnisse haben solle, damit eine richtige Ausgleichung in der Arbeit stattfinde und die Hülfsquellen methodisch entwickelt würden. Bisher hat jeder Einwanderer auf eigene Hand und nach Gutdünken Ackerbau getrieben, und so kam es, daß an manchen Getreidearten Ueberfluß war, während es an anderen fehlte. Künftig soll Young sagen, wer Baumwolle oder Flachs, Weizen zc. bauen solle.

Sklavenhandel an der Ostküste von Afrika. Trotz dem Vertrage, welchen die Engländer mit dem Imam von Sansibar abgeschlossen haben, nimmt dieser schwarze Handel in jenen Gegenden ununterbrochenen Fortgang. Nicht mit Unrecht machte man ihnen bisher den Vorwurf, daß sie zwar an der westafrikanischen Küste eine beträchtliche Anzahl von Kreuzern unterhielten, aber die östliche Seite vernachlässigten. Wie viel Arbeit es dort giebt, geht aus der Thatsache hervor, daß die Dampfsloop Ariel binnen zwölf Monaten nicht weniger als 26 arabische Dhaus aufgebracht hat. Einige dieser Schiffe hatten 54, 82, einige sogar bis zu 100 Sklaven an Bord. Der Kapitän des Ariel brachte unter anderen auch eine Dhau auf, welche in der Einfahrt zum Hafen von Sansibar Sklaven geladen hatte, und diese Frechheit wurde noch dadurch gesteigert, daß der arabische Schiffsführer einen Paß vom Sultan von Sansibar vorzeigte. Dieser hatte übrigens dem Kreuzer Ermächtigung gegeben, verdächtige Schiffe in seinen Gewässern zu durchsuchen; in dem hier erwähnten Falle erklärte er, der Sklavenschiffer habe keinen Anspruch auf seinen Schutz, weil er den mit Großbritannien abgeschlossenen Vertrag verletzt und gegen ein Regierungsverbot sich verfehlt habe. Sein Schiff wurde in öffentlicher Gerichtssitzung als gute Prise erklärt; die Negersklaven

brachte man nach den Seychellen und die Schiffsbemannung wurde auf mehrere aussegelnde Fahrzeuge vertheilt. Aus einem längern Bericht ersehen wir, daß der Ariel Fahrzeuge bis in die vom Sultan abhängigen Häfen verfolgte; eine Sklavendhau zum Beispiel suchte Schutz in der Nähe Brawas; die Mannschaft rettete sich an's Land und ließ etwa 100 Sklaven auf dem Schiffe, das in die Brandung trieb. Es war unmöglich für die Engländer, dasselbe zu erreichen: an der Küste standen drohend Schaaren bewaffneter Eingeborenen. Diese Somal bemächtigten sich dann der Sklaven, welche von den Engländern nicht gerettet werden konnten. Eine andere Dhau flüchtete in den Hafen von Mombasa und feuerte auf die Boote des Ariel, die auch vom Land aus beschossen wurden, aber am Ende den Sklavenhändler doch wegnahmen. Er war zu Sür (Sohar) am persischen Meerbusen ausgerüstet worden. — Wahrscheinlich sieht der Imam von Sansibar den Sklavenschiffen durch die Finger; den Sklavenhandel selbst kann er ohnehin nicht verbieten, weil derselbe auf das Engste mit den Begriffen der Neger wie der ostafrikanischen Negroiden und nicht minder mit jenen der Somal, Gallavölker und Araber verwachsen ist. Der Sultan hätte gar keine Macht, einem solchen Verbote Kraft zu geben. Englische Kreuzer werden den abscheulichen Handel wohl stören und für die Unternehmer gefahrvoller machen, aber ein Ende nimmt er darum nicht. Uebrigens wird kaum ein einziger von allen Sklaven, welche den Negerschiffen entrissen werden, seine Heimath wiedersehen; denn die meisten kommen weit aus dem Innern. Indem die englischen Kreuzer die schwarze Ladung wegnehmen, haben sie ihrerseits den Profit, daß ihre Besitzungen „schwarze Lehrlinge" als Arbeiter bekommen, an welchen es fehlt. Der befreite Neger muß eine bestimmte Reihe von Jahren gegen einen gewissen Lohn arbeiten. Das ist für ihn immerhin ein Glück und ein Gewinn, denn er wird auf immer der Barbarei entzogen, und indem man ihn zur Arbeit zwingt, wird er aus einem unnützen Wilden, welcher er in seiner Heimath ist, ein mehr oder weniger nützliches Individuum.

Die normannischen Inseln im Kanal sind jüngst von Ansted und Latham ausführlich geschildert worden. Wir erfahren, daß in diesem „Kanal-Paradiese" das Leben jetzt beinahe eben so kostspielig ist wie in London, und bei weitem nicht mehr so ruhig und abgeschieden, wie noch vor zehn oder fünfzehn Jahren.

Die Eingeborenen auf Jersey lieben die Esche nicht, und haben das Sprichwort: Un fou dans un lignage et un frêne dans un héritage, est un de trop. — Seetang wird als Dünger und als Brennstoff verwandt, und als Braic bezeichnet: daher das normannische Barech als Benennung für die Algen, und davon das englische Wreck. Das letztere bedeutet (s. N. J. Thomas Englisch-deutsches Wörterbuch, Bremen 1856) nicht blos ein Wrack, ein gescheitertes Schiff, sondern auch sogenannte Seetriften, d. h. allerlei im Meere herumtreibende Dinge, und insbesondere, Wrack geschrieben, den Seetang, Fucus. — Auf den Kanalinseln, wo der letztere von so großer Wichtigkeit ist, hat man in Bezug auf die Eigenthumsverhältnisse an demselben manche eigenthümliche Bestimmungen. An einem Feuer von Braic sitzt man behaglich, und Schinken, welche man über demselben räuchert, werden sehr geschätzt.

Die berühmten Guernsey-Lilien kamen ursprünglich aus Japan, und zwar mit einem holländischen Fahrzeuge, das an der Insel strandete. Die sogenannten Chaumontel-Birnen erreichen eine mächtige Größe. Bei Laporte auf Guernsey wurde 1849 eine solche ausgestellt, welche 6½ Zoll lang, 38 Unzen schwer war und 11½ Zoll im Umfange hielt. Im Jahre 1861 nahm man in Bailiffs-Croß, gleichfalls auf Guernsey, vier Birnen von einem Baume, die zusammen achthalb Pfund wogen.

Noch ein Telegraph durch Nordamerika. Die Beamten der Hudsonsbay-Gesellschaft in London haben beschlossen, von Canada aus eine Telegraphenverbindung durch die ganze Breite des Gebiets der Kompagnie bis nach Britisch-Columbia, an den goldreichen Fraserstrom und demnach an die Küsten des Großen Oceans zu bauen. Die Arbeiten sollen unverweilt in Angriff genommen werden.

Eine Poststraße vom Ural nach Innerasien. Die russische Regierung sorgt unablässig für die Ausdehnung des Verkehrs mit Innerasien und hat dabei namentlich auch die Gegenden am Jaxartes in's Auge gefaßt. So meldete im November die zu Astrachan erscheinende Gouvernementszeitung, daß die Reise auf der unlängst eröffneten Poststraße von Orsk am Ural nach der Festung Kapaly am Syr-Darja (Jaxartes) nur vier bis fünf Tage dauere. Die Strecke beträgt 738 Werst, also mehr als einhundert deutsche Meilen! Früher bedurfte man nahe an zwei Monate, um dieselbe zurückzulegen.

Vom Vorgebirge der Guten Hoffnung. Zwischen Kapstadt einerseits und den angebauten Bezirken von Malmesbury, La Perle, Stellenbosch und Wellington andererseits, liegt eine ziemlich große Strecke Landes noch ganz wüst. Man ließ sie unbeachtet, weil sie sehr sandig ist; jetzt hat man aber ermittelt, daß unter einer dünnen Sanddecke ein ungemein fruchtbarer Humus liegt, von welchem man im Jahre drei Ernten erzielen kann. Der Anbau hat nun begonnen.

Merkwürdig ist der Umstand, daß aus der Kapkolonie eine nicht unbeträchtliche Auswanderung nach Neuseeland begonnen hat. Wahrscheinlich haben die Goldentdeckungen dazu den Anstoß gegeben.

Der Reisende C. J. Andersson ist von seiner jüngsten Wanderung nach dem Lande der Damara wieder heimgekommen, und hat einige dieser Wilden mitgebracht. Er hat auch einen kürzern Weg nach dem Damaraland entdeckt.

Kanal oder Eisenbahn durch die hinterindische Halbinsel. Schiffe, welche aus dem Bengalischen Meerbusen nach Hinterindien und China fahren, nehmen den Weg durch die Straße von Malakka; derselbe würde aber vermittelst eines Kanals durch die schmale Halbinsel wesentlich abgekürzt werden. Davon ist seit Jahren schon oft die Rede gewesen, es scheint aber, als ob man gegenwärtig die Ausführung des Planes anbahnen wolle. Kanäle erfordern indessen viel Geld und Zeit; deshalb erheben sich Stimmen dafür, eine Eisenbahn über die Landenge von Kran zu legen. Ein Blick auf die Karte zeigt, daß sie den schmalsten Theil des Isthmus bildet. Ihr höchster Punkt liegt nur 75 englische Fuß über dem Meeresspiegel; auf der westlichen Seite mündet der Fluß Packschang, auf der östlichen dringt der Meerbusen von Siam tief in's Land ein. Diese Gegend ist vor Kurzem durch Kapitän Fraser und den Ingenieur Forlong näher erforscht worden. Diesen zufolge ist sie gesund; bei den Einwohnern herrscht kein Kastenvorurtheil. Einer Eisenbahn stehen keine Hindernisse entgegen, sie würde den Weg, im Vergleich zu jenem durch die Malakka-Straße, um etwa 200 deutsche Meilen abkürzen.

Italienische Häfen. Kraft des neuen italienischen Zollreglements, welches mit dem 1. Januar 1863 in's Leben tritt, werden die Häfen von Ankona, Liverno und Messina aufhören Freihäfen zu sein.

Die Schifffahrt Genuas und die Handelsbewegung dieses Platzes sind im Zunehmen. Im Jahre 1861 belief sich die Hafenbewegung auf 8993 Schiffe mit einem Gehalt von 1,985,710 Tonnen; der einheimische Handel wurde vermittelt von 7212 Fahrzeugen mit 1,068,726 Tonnen. Dabei ist freilich jeder Kahn mitgerechnet, so oft er ein- und auslief. Aber Genua ist im Aufschwunge; namentlich hat die Dampfschifffahrt in den letzten Jahren bedeutend zugenommen; neue Dampferlinien, nach Spanien, den Niederlanden und Holland, sind eröffnet worden. Der Einfuhrhandel steigt durch die vermehrte und erleichterte Verbindung mit dem Hinterlande. Wir wollen hinzufügen, daß die Schiffe wegen Mangels an Rückfracht zum größten Theile wieder in Ballast versegeln müssen.

Das Sorgho-Zuckerrohr ist in Amerika schnell in Aufnahme gekommen. Wir fanden darüber folgende Notiz in der zu St. Louis in Missouri erscheinenden „Westlichen Post" vom December 1861:

Chinesisches Sorgho-Zuckerrohr, das in Missouri und Illinois noch so wenig Eroberungen gemacht und Hoffnungen erregt hat, ist für Iowa nahe daran, ein Stapelartikel zu werden. In allen Counties, wo man einen Versuch damit machte, gerieth es über alle Erwartungen gut. Man berechnet jetzt schon, daß das Jahr über durch die Sorghum-Zucht dem Staate nicht weniger als 1 Million Dollars an Einfuhr erspart wird. Eine Million Dollars in dieser Weise erspart, ist aber gleich zwei Millionen, welche der Staat aus dem Zuckerrohr geerntet hat. Dabei steht man in Iowa immer noch auf dem Versuchsstadium. Es dürfte daher nach dem bisherigen Gelingen das nächste Jahr wohl der doppelte Betrag in Zuckerrohr angelegt werden. Der aus dem Zuckerrohr in Iowa erzielte Syrup kostet durchschnittlich 50 bis 60 Cents per Gallone.

Herausgegeben von Karl Andree in Leipzig. — Für die Redaktion verantwortlich: Herrmann J. Meyer in Hildburghausen. — Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen. — Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Schilderungen aus Venedig.

Zweiter Artikel.

Der Dogenpalast. — Charakter der Bauart. — Die Seufzerbrücke und die Hinrichtungen im Kanal Orfano. — Das Arsenal. — Betrachtungen über den Verfall von Venedigs Handelsgröße. — Der Umschwung im Verkehr. — Palazzo Foscari. — Die letzten der Familie Foscari. — Wohnhäuser berühmter Männer. —

Aus der Taufkapelle der Markuskirche gelangt man unmittelbar unter die schöne Porta della Carta, ein Meisterwerk Bartolommeo's aus dem Jahre 1439. So berühren sich die Kirche, in welcher Gott verehrt wird, und der Palast, in welchem die Gerechtigkeit wohnen sollte, unmittelbar, und das war auch völlig entsprechend der geheimnißvollen Regierung, in welcher der Rath der Zehn und die drei Staatsinquisitoren ihre unabänderlichen Urtheile fällten. Diese galten für unfehlbar; eine Berufung war nicht möglich. Die Kirche hat ihre Kapellen, der Palast seine Gefängnisse; der Richter hatte den Henker zur Hand. Und der Herzog, welcher in diesem Palaste thronte, war umgeben zugleich von aller Pracht der Künste und allem Luxus des Wohllebens, aber auch von allen Schrecknissen, welche unzertrennlich sind von Tortur, Marterwerkzeugen, geheimer Angeberei, einer erbarmungslosen Polizei, unterirdischen Kerkern, in welchen jede Hoffnung begraben war und in die kein Lichtstrahl fiel.



Im Palazzo Foscari.

Dieser Palazzo ducale, der Dogenpalast, macht auf den Beschauer einen zugleich großartigen und anmuthenden Eindruck. Die Mauern erinnern an eine Festung oder Burg; die in spärlicher Menge angebrachten Fenster sind eng und lassen nichts vom Innern ahnen; das Ganze hat etwas von einem morgenländischen Serai. Die eine Seite

des Vierecks liegt der Kirche gegenüber, die zweite stößt an die Piazzetta, die dritte auf das Meer, die vierte ist nur durch einen schmalen Kanal von den Kerkergebäuden getrennt und mit ihnen durch die zwischen Himmel und Erde geschlagene Seufzerbrücke verbunden.

Der Palast hat ein Gepräge, das zugleich an drei Welttheile gemahnt: an Europa, Asien und Afrika. Wir sehen zunächst eine Reihe von Spitzbogengängen, mit Säulen, die keine Basis, aber gewaltige Kapitäle haben. Der Bogengang dient als Stütze für eine zweite Kolonnade, deren durchbrochener Fries wieder die aus rosenrothem und weißem Marmor aufgeführte Palastmauer trägt. Dieser so zu sagen lichte und offene Theil, auf welchem das Volle und Massive ruht, bildet zu dem letztern einen um so mehr wirksamen Gegensatz, da das Licht, wenn es auf die massiven Theile fällt, die Söller, die Bogen und Verzierungen nur noch viel schlanker erscheinen läßt. An diesem wunderbaren Bauwerke wird das Massive vom Leeren und Luftigen getragen. Es scheint fast, als habe Calendario, der dieses Meisterwerk schuf, einen Versuch machen wollen, alle Gesetze der Statik unbeachtet zu lassen, denn er gab den gewaltigen Massen, welche den Winkel, die Ecke des Palastes bilden, weiter nichts zum Stützpunkt als eine einzelne Säule. Die Söller sowohl wie die Skulpturen an den beiden großen Fenstern, welche nach der Piazzetta und nach der Riva hinausgehen, sind Arbeiten Sansovino's.

Diese Steine sind in der That sprechende Denkmäler und erinnern an alle berühmten Namen Venedigs, der Dogen sowohl wie großer Künstler: Falieri, Morosini, Foscari, Sansovino, Vittoria, Tintoretto, Paul Veronese.

Der innere Hofraum entspricht der Großartigkeit der Außenseite nicht; dort rennen alle möglichen und ganz verschiedenen Style, arabisch und gothisch, Renaissance und Zopf, wirr gegeneinander. Die, nach zwei kolossalen Standbildern des Neptun und Mars, sogenannte Riesentreppe tritt in den viereckigen Hofraum hinaus, gleich einer an die Wand gelehnten Leiter, und führt zu einer offenen Galerie, in welcher auch die Scala d'oro, die goldene Treppe, ausläuft und vermittelst deren man zu den großen Sälen gelangt. Dort aber findet man einen wahren Schatz von Herrlichkeiten beisammen: Stukkaturen von Vittoria, Gemälde von Paul Veronese, antike Marmorwerke, Thüren, Karnieße und Decken von geschnitztem und vergoldetem Cedernholz, Mosaiken von kostbarem Gestein, prächtiges Gegitter, großartige Herde, herrliche Rahmen. Das Alles ist dort beisammen, nicht wie in unseren Sammlungen und Museen, die oft den Eindruck machen, als wäre man in einem Spital untergegangener Civilisationen; sondern die Künstler alle haben genau gewußt, was sie wollten, was paßte und ziemlich oder hierher gehörig war, damit ein harmonischer Eindruck aus dem Ganzen hervorquelle. Darum empfindet der Beschauer auch keine Ermüdung; nirgends ist etwas überladen.

Solch einen Eindruck des Ruhigen und Harmonischen macht denn auch, bei aller Großartigkeit, der Saal der Ambassadoren mit seinen fünf herrlichen Bildern von Tintoretto und Paul Veronese und dem herrlichen Herde, der nicht weniger als zehntausend Goldthaler kostete. Scamozzi hat ihn nach Titian's Zeichnungen gearbeitet. Die beiden Säulen aus Verdantik, welche die Eingangsthür zum Rathssaale stützen, sollen, der Sage zufolge, aus Salomon's Tempel herrühren.

Ein anderer Saal ist von Antonio da Ponte und Compagna unter Paul Veronese's Leitung verziert worden. Dort sieht man noch den Sitz des Dogen mit niedergedrückten Kissen und zu beiden Seiten die Sitze der Senatoren. An diesen Saal stößt jener, in welchem der Rath der Fünfhundert sich versammelte; an dem prachtvollen Plafond haben die größten Maler und Bildhauer gearbeitet. Damals trieb man die Kunst noch nicht als ein Abstraktes, nicht die Kunst lediglich der Kunst wegen, wie man sich heutzutage ausdrückt, sondern sie sollte einen Zweck haben, sollte geeignete Anwendung finden. Der Künstler spielte nicht den vornehmen Mann, der manche nützliche Dinge als unter seiner Würde erachtet. Jene großen, unübertroffenen italienischen Künstler gingen in die Werkstätten, in denen Stoffe, Waffen, Juwelierfachen, Glaswaaren, Hausgeräthe und dergleichen mehr gearbeitet wurden, gaben guten Rath, vermittelten den Arbeitern das Verständniß der Kunst und überwachten mit lebhaftem Interesse solche Werke und solche Arbeiter, bei denen es sich der Mühe verlohnte. So wirkte ihr Talent ersprießlich auch in weiteren Kreisen, und was hat die Kunst dabei gewonnen!

Aus diesem Prachtsaale kommt man auf die Seufzerbrücke. „Wer sie betrat, ließ jede Hoffnung schwinden!" Man kann sich keinen schärfern Gegensatz denken. Diese Brücke führte in die Staatsgefängnisse, also — denn das ist gleichbedeutend — in den Tod. Da, wo sie beginnt, liegt auch der Sitzungssaal der Staatsinquisitoren; eine mit Polstern ausgekleidete Thür trennte die Richter von den Henkern. In jenem Zimmer, an welches sich so viele gräßliche und entsetzliche Erinnerungen knüpfen, saßen die drei Männer, in deren Händen das Geschick Aller lag, welche der Republik angehörten. Der Rath der Zehn hielt seine Sitzungen nur bei Nacht; seine Mitglieder hatten Masken vor dem Gesicht; Alles war geheim, die Richter selbst sollten einander nicht kennen.

Die Seufzerbrücke aber, mit ihren kleinen Fenstern von gegittertem Marmor, erfüllte die Venetianer mit größerm Schrecken, als jetzt ein Blutgerüst auf freiem Platze vermöchte. Manchmal sah man Abends oder in später Nacht daß rother Lichtschein durch die Fensteröffnungen fiel. Wer diesen Schein des Todes gewahrte, dem zog ein kalter Schauder durch die Glieder und er bebte bis in Mark und Bein hinein. Und wenn eine Barke mit rothem Licht in den engen Kanal hineinfuhr, dann eilte jede andere Gondel rasch von dannen, und keine hätte gewagt, der geheimnißvollen Barke zu folgen. Verloren, dem Tode geweiht war der Mann, welcher jene Brücke überschritten hatte; die kleine Pforte unter derselben, kaum über Wasserhöhe, wurde geöffnet. Man nahm den Unglücklichen heraus, legte ihn die Leichenbarke und warf ein Bahrtuch über ihn. Noch einmal sah er den Himmel, an welchem Sterne blinkten; er athmete nicht mehr den Moderdunst des feuchten Kerkers, sondern die frische Seeluft; noch einmal sog er den Blumenduft aus den Gärten ein, welchen ein leiser Wind über das Wasser hinfächlte; er hörte das Plätschern der Wellen, den Schlag der Ruder; aus der Ferne tönte ein dumpfes Geräusch vom Markusplatze zu ihm hinüber, er vernahm den Klang der Geigen oder Mandolinen; aber allmälig verschwand das Alles. Die Todtenbarke mit ihrem rothen Flammenzeichen und ihren maskirten Ruderern fuhr langsam weiter, über die Giudecca hinaus, in der Richtung nach Poveglia hin in den Kanal Orfano hinein. Dort sind Wasser und Schlamm tief; dort übergab man das Opfer der Flut. Den Fischern war verboten, in diesem Kanale Netze auszuwerfen, und die Polizei trug Sorge, daß dem Befehle gehorsamt wurde. Die Todtenbarke hielt bei einem der vielen Pfähle an, welche die Fahrbahn in dieser nassen Wüste bezeichnen. Auf einem dieser Absteckpfähle befindet sich auch heute noch ein Schrein mit einer Madonna, und dort unterhalten die Gondoliere ein Lämpchen. Vor diesem

Schrein sprach der dem Tode Verfallene sein letztes Gebet. Die Henkersknechte banden ihm Steine an den Hals und versenkten ihn; der Oberhenker schrieb beim Leuchten der rothen Flamme die Einzelnheiten der Hinrichtung in ein Buch. Die Venetianer waren „Christen“ und „civilisirte Leute“.

Der Saal, in welchem der Große Rath seine Sitzungen hielt, ist der größte in der Welt, 154 Fuß lang, 75 breit und 45 hoch. Gegenwärtig werden kostbare Bücherschätze in ihm aufbewahrt. Auf der einen Seite befindet sich die berühmte Glorie des Paradieses von Tintoretto, der auf diesem Gemälde mehr als zehntausend Figuren zusammengedrängt hat. Das ist ein Kraftstück, welches über die wahre Kunst hinausgeht. Das Karnies wird von Porträts der Dogen eingenommen. Der fünfzigste Rahmen ist ohne Bild, hat aber die Inschrift: „Hier ist die Stelle für Marino Falieri, der seiner Verbrechen wegen enthauptet wurde.“



Scala d'oro im Dogenpalast.

An dem schönen Fenster des Balkons, einem Werke des Tullius Lombardo, stand die Gemahlin des Dogen, umgeben von ihrem Hofstaate, wenn am Himmelfahrtstage (der Senza) der Doge auf dem Bucentauro seine Vermählung mit dem Adriatischen Meere feierte. Gegen Mittag wurde das Schiff von den berühmten Arsenalloti aus dem Arsenale hinausgerudert. Dieser Bucentauro war vergoldet, das Takelwerk umwand man mit Blumen, sein Spiegel trug ein Standbild der Gerechtigkeit. Wenn der Doge am Ufer vor dem Palazzo ducale eingestiegen war, fuhr der Bucentauro weiter bis zum Lido, wo das eigentliche Meer beginnt. Er trug den goldenen Herzogsmantel und die gehörnte Dogenmütze (Corno ducale), und warf dann, als Symbol der Vermählung mit dem Ocean, einen Ring, dessen Edelstein ein Sapphir war, in die Fluten. Während der Feierlichkeit donnerten die Kanonen vom Arsenal bis zum Lido; dann wurde der Bucentauro, welchem alle Gondeln der Signoria folgten, wieder nach dem Palaste zurück-



Seufzerbrücke.

gerudert. Abends wurde das Schiff glänzend beleuchtet und am andern Tage wieder in's Arsenal unter sein Schutzdach zurückgebracht.

Dieses Arsenal, die Darsena, war einst weltberühmt, und erinnert an die Seemacht der Venetianer in den besten Tagen der Republik. Es nimmt eine Fläche von zwei italienischen Miglien ein, und das ungeheure Magazin wird durch Bastionen und mächtige Mauern geschützt. Dort war in gewaltiger Menge Bedarf und Vorrath für den Land- und Seekrieg aufgespeichert; auf den Werften baute man die größten Schiffe, welche das Mittelalter kannte, wenn man einzelne große Kriegsfahrzeuge der deutschen Hansa ausnimmt (— diese brachte zuerst Kanonen auf die Schiffe; die übrigen Völker machten uns Deutschen das erst nach —); von dort stachen sie auch vollständig ausgerüstet und mit dem Ruf: „Es lebe Sanct Markus!" in See, und fuhren zwar nicht „bis an's Ende der Welt", aber bis in die fernsten Häfen des Mittelländischen Meeres. Venedigs Macht war durch die Kriegsflotte bedingt. Schon seit 558 spielte diese Republik eine wichtige Rolle auf dem Meere; siebenzig Jahre vor Karl dem Großen hatte es Arsenale, geschickte Schiffsbaumeister und große Fahrzeuge; mit Hülfe derselben eroberten die Venetianer das stark befestigte Ravenna. Im neunten Jahrhundert hatten sie Dreimaster, welche man früher nicht kannte, und machten sich in Dalmatien, im byzantinischen Reiche und bei den Saracenen gefürchtet. Dann waren sie Jahrhunderte lang die erste Handelsmacht in Europa. Sie hatten dreihundert Kriegsschiffe und sechs und dreißigtausend Seeleute. —



Palazzo Ferro.

* * *

Man nimmt gewöhnlich an, daß Venedigs Uebermacht und Handelsgröße in Verfall gerathen seien in Folge der Entdeckung Amerikas und seit der Auffindung des Seeweges nach Ostindien durch die Portugiesen. Auch

Alfred von Beaumont schließt sich dieser Ansicht an. Gewiß waren beide Thatsachen von großem Einfluß auf die Blüte der italienischen Handelsstaaten überhaupt, aber sie allein erklären den Verfall nicht. Manche politische Verhältnisse, insbesondere auch die aristokratische Verknöcherung Venedigs, fallen dabei schwer in's Gewicht. Es kamen auch noch andere Verhältnisse hinzu, die gewöhnlich übersehen werden, welche aber für die Handelsgeschichte von Bedeutung sind. Ich will darüber einige Andeutungen geben.

Im Mittelalter waren es vorzugsweise die Venetianer, von welchen Europa mit den Erzeugnissen Indiens, überhaupt des fernen Orients, versorgt wurde. Aber sie waren nur *Zwischenhändler* und konnten auch nichts anderes sein, weil ihre Seefahrten nicht über das Mittelmeer hinausreichten, und alle indischen Waaren an die Küsten desselben auf weitem Landwege oder über das Rothe Meer zu den mediterraneischen Häfen gebracht wurden. Die Venetianer waren außer Stande, diese Güter aus den Erzeugungsländern selbst abzuholen; in und am Mittelmeere hatten sie eroberte Besitzungen, aber eigentliche Kolonien besaßen sie nirgends. Als Handelsleute waren sie Aufkäufer; es lag gar nicht in ihrer Macht, den Handel zu lenken und zu leiten, ihm seine Bahnen vorzuschreiben. Sobald Verhältnisse eintraten, welche die Venetianer nicht beherrschen konnten, mußte ihre Uebermacht schwinden. Und so geschah es auch.

Schon seit der Mitte des neunten Jahrhunderts und bis weit in die Zeiten der Kreuzzüge hinein waren die Saracenen vorherrschende Seemacht von den Küsten Syriens und Aegyptens bis zur Straße von Gibraltar. Sie geboten entschieden im südlichen Mittelmeere. Venedig hatte im Adriatischen Meere keinen Nebenbuhler und überflügelte außerhalb desselben auch die Genuesen; es hielt ferner Stand gegen die Araber, mit welchen es Verträge abschloß. Nur durch diese war es ihm möglich, indische Erzeugnisse zu kaufen, und es verkehrte mit den Mohammedanern, allen päpstlichen Verboten und Bannbullen zum Trotz. Der Handel mit den Ungläubigen trug nicht wenig dazu bei, in die venetianische Gewerbsamkeit Schwung zu bringen und den Reichthum der Stadt zu befördern. Die Venetianer führten den Arabern, namentlich jenen in Syrien und Aegypten, Damaste, Zeuge überhaupt, Goldfäden, Glasperlen, weiße Sklaven, Kupfer und Messing, Zinnober und viele andere Waaren zu, welche dann von den Arabern über das Morgenland und bis nach Indien hin vertheilt wurden. Zwar unterlag der Verkehr im Oriente schwerem Zolldruck, und alle Bestrebungen der Venetianer konnten denselben nur theilweise mindern; aber Venedig schlug diese Zölle auf die Waaren, welche das übrige Europa um den Betrag jener Abgaben theurer bezahlen mußte.

Ohne diesen Zolldruck und ohne das geradezu widersinnige und barbarische Verfahren der Türken, welche seit 1526 im Besitz Aegyptens waren, hätte der Waarenzug aus Indien über das Rothe Meer noch eine geraume Zeit einen großen Theil der frühern Bedeutung sich bewahren können. Er wurde aber lahm gelegt durch die stupide Blödsichtigkeit der Osmanen, die nicht einmal ihren eignen Vortheil verstanden.

Die Venetianer begriffen sehr wohl, was für sie auf dem Spiele stand, und überwachten schon in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts mit Eifersucht alle Schritte der Portugiesen, welche sich regten und einen Antheil am indischen Handel für sich haben wollten. Sie trachteten dahin, die indischen Waaren ohne Vermittelung der Araber oder Venetianer zu beziehen. Aus diesem Grunde machte *Columbus* seine bekannten Vorschläge gerade dem portugiesischen Hofe. Der große Genuese dachte ja nicht daran, auf westlichem Wege neue Länder zu entdecken; er wollte nur auf einer direkten Meeresbahn nach den *Gewürzländern Ostasiens* fahren. In Lissabon begriff man ihn nicht; man gedachte die Vortheile auf anderm Wege gewinnen zu können, und deshalb sandte König Johann 1487 zwei portugiesische Edelleute, welche der arabischen Zunge mächtig waren, in die „Sarazenenländer", um Bericht über dieselben zu erstatten. Beide kamen bis Aden; von dort ging der eine nach Abyssinien, um hier den vielbesprochenen Priester Johann zu suchen, der andere gelangte nach Indien und verweilte auch eine Zeit lang zu Ormus im persischen Meerbusen. Ein paar Jahre später umsegelte dann Vasco da Gama die Südspitze von Afrika und fand den Seeweg nach Indien.

Seit jener Zeit kämpften Portugiesen und Mohammedaner um den Besitz des indischen Handels; Jene folgten Diesen bis in den hinterindischen Archipelagus und kamen bis zu den Molukken, der klassischen Heimat der werthvollen Gewürze. Bei ihrem östlichen Handel leistete ihnen das Silber, welches aus dem fast gleichzeitig entdeckten Amerika schon im ersten Viertel des sechszehnten Jahrhunderts durch die Spanier in großer Menge nach Europa kam, erheblichen Vortheil. Wo die Portugiesen nicht rauben konnten, und das thaten sie am liebsten, dort mußten sie baar zahlen.

Die christlichen Venetianer hatten inzwischen gemeinschaftliche Sache gemacht mit den Mohammedanern gegen die christlichen Portugiesen, denn die Handelseifersucht kannte keine Bedenken. Sie lieferten den „Sarazenen" Kriegsbedarf und gossen ihnen, sogar in Indien, Kanonen. Als man in der Lagunenstadt erfuhr, daß die Portugiesen zur See nach Indien gefahren seien und von dort Schiffsladungen mit Gewürz heimgebracht hätten, sahen kluge Staatsmänner die Gefahr und riethen zu kräftigem Einschreiten. Im Senate wurde entwickelt, daß der Weg über das Rothe Meer den Wettbewerb mit dem atlantischen Seewege wohl bestehen und daß man auch in Zukunft die Waaren billiger liefern könne, als die Portugiesen es vermöchten, *vorausgesetzt, daß der mohammedanische Zoll wegfalle.* Ja, man dachte an die Wiederherstellung des alten Kanals, welcher einst aus dem Nil zum Rothen Meere geführt habe. Diese Ansichten waren für jene Zeit vollkommen richtig, denn bei der Unvollkommenheit der damaligen Seefahrkunst dauerte eine Seereise nach Ostindien sechs bis acht Monate; eine Hin- und Rückfahrt nahm allemal über ein Jahr in Anspruch. *Damals* war allerdings der Weg über das Rothe Meer der kürzere; jetzt, bei vervollkommneter Schifffahrt, ist er es nicht mehr.

Den Venetianern blieben zwei Auswege, um sich nach wie vor ihren Hauptantheil am indischen Handel zu sichern. Der eine bestand darin, Aegypten für sich zu erobern, aber dazu fehlte es ihnen an Macht, der Halbmond des Islam glänzte gerade in jener Zeit am hellsten, und schon der Gedanke, dem türkischen Sultan das von ihm eben erworbene mohammedanische Aegypten wegzunehmen, galt für verwegen.

Aber nichts hinderte die Venetianer, dasselbe zu thun, was von Seiten der Portugiesen geschah. Sie waren nicht minder erfahrene Seefahrer wie diese; *weshalb fuhren sie nicht auch direkt nach Indien?* Zwar hatten sie vom innern Winkel des Adriatischen Meeres aus einen weitern Weg als die Portugiesen von Lissabon, einem atlantischen Hafen, aus, aber der größere Aufwand an Zeit

wäre gedeckt worden durch Ersparung des ägyptischen Zolles. Diese Erwägung leuchtete gerade den Portugiesen so sehr ein, sie erwarteten mit solcher Bestimmtheit ein Vorangehen Venedigs in diesem Sinne, daß König Emanuel sich geneigt erklärte, die Venetianer mit einigen Galeeren beim indischen Gewürzhandel zu betheiligen und ihnen Privilegien zu verleihen. Aber der alte Geist lebte nicht mehr in Venedig, der Blick reichte nicht über das Mittelmeer hinaus, das doch von nun an, dem gewaltigen Ocean gegenüber, wie eine „Pfütze" war; in der Signoria waltete die irrige Ansicht vor, daß der neue Handelsweg nicht von langer Dauer sein könne; auch wollte man den türkischen Sultan nicht erzürnen, ihm nicht die Zölle in Aegypten entziehen, nicht einen Krieg mit dem übermächtigen Padischah sich aufbürden. Man war kleinmüthig geworden in Venedig. Als sich dann zeigte, daß die Portugiesen von Jahr zu Jahr mehr Gewürze aus Indien nach Europa brachten, daß der neue Weg nicht wieder verlassen wurde, da erst, aber zu spät, schlug man den Portugiesen vor, alle indischen Gewürze für einen bestimmten Preis von ihnen zu kaufen. Man meinte auch bei völlig veränderter Weltlage das alte Monopol bewahren zu können. Aber Portugal gab eine ablehnende Antwort; der Sultan beschränkte den Handel in Aegypten, um sein Konstantinopel zum Hauptausfuhrhafen zu erheben; Venedig wurde in die großen europäischen Kriege verwickelt; Kaiser Karl der Fünfte legte auf alle venetianischen Waaren, die in sein ausgedehntes Reich eingingen, doppelte Zölle, und die einst so stolze Lagunenstadt wurde von einem Schlage nach dem andern betroffen. Der alte Glanz war dahin, das politische Siechthum fraß immer tiefer. Als große, mächtige, einheitliche Staaten sich bildeten, konnte eine Macht, die eine einzige Stadt zur Grundlage hatte und deren Gebiet über weite Räume zerstreut war, nur noch wenig gelten, und nichts ist kläglicher als das Erlöschen dieser einst so gewaltigen, aber einer völligen Erstarrung anheimgefallenen Adelsrepublik am Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Das geschlossene große Goldene Buch konnte Venedig nicht retten.

Nun gilt von der Dogenstadt, was der Dichter (Alfred Meißner) so schön ausdrückt:

„Der Weg zu ihren Thoren, er ist im Meer verloren,
Durch ihre Gassen fluthet und ebbt die salzige See;
Das Frühlicht, das mit Trauern auf ihren Marmormauern
Sich täglich neu verblutet, weint Thränen ihrem Weh.

Die Klöster und die Dome, wie Schlösser für Phantome,
Die trauernden Paläste auf Inseln ringsumher,
Die Gassen und die Brücken, wo nie ein Roß zu blicken,
Die alten Mauerreste, wie prachtvoll und wie leer!

Veröden und verwildern, — du Moos an Marmorbildern,
Du blasses Phosphorschimmern, wo eine Leiche ruht!
Meerried auf allen Stufen, Weblaut in jedem Rufen,
Ein stillverhaltnes Wimmern, geht durch die ganze Fluth."

„Die Stadt in den Lagunen, sie ist ein Traum von Stein."

* * *

Betrachten wir uns einen der berühmtesten Prachtpaläste, den Palazzo Foscari am Großen Kanal. Gerade er giebt ein recht anschauliches Bild des Verfalls von Venedig, an dem, wir wiederholen es, die Venetianer selber Schuld sind. Was hilft es denn jetzt, wenn ein Enthusiast in einem „Italienischen Wanderbuch" ausruft, daß „die Erinnerung an vergangene Größe lebe", — sie ist vergangen, und im Staatsleben Venedigs war wahrlich nichts, das ein Wiederaufleben wünschenswerth erscheinen lassen könnte. Was todt, ist todt. Was hilft es auch, wenn „der Nobile, welcher seinen Ursprung aus Heldengeschlechtern herleitet, durch die blaue Lagune fährt?" Er, dieser moderne Nobile, thut nichts; er lebt vom Schweiße der Bauern, die ihm den halben Ernteertrag geben müssen. Und was soll die hohle Redensart: „Der Löwe von San Marco ist nicht todt, er schläft nur!" Ein solches Umherwerfen mit Phrasen, die keinen Sinn und keinen Inhalt haben, macht keinen guten Eindruck. Die Thatsachen sind unbarmherzig, und das ist auch die Geschichte, welche über das alte Venedig längst hinweggeschritten ist.

Doch der Palazzo Foscari. Die Familie Giustiniani ließ ihn zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts von dem berühmten Baumeister Bartolommeo Buono aufführen. Ihr gehörte auch ein daneben liegender großer Palast, dessen Erbauung in dieselbe Zeit fällt. Den erstern verkaufte Bernardo Giustiniani 1428 an den Senat, welcher mit dem schönen Palaste den Markgrafen von Mantua ein Geschenk machte. Einige Zeit nachher kam er wieder in den Besitz des Staates, welcher ihn an den Dogen Francesco Foscari verkaufte. Dieser ließ noch ein Geschoß aufsetzen und seitdem trägt das Gebäude den Namen, welchen es noch jetzt führt.

Der Palast besteht aus einer Flur zu ebener Erde und drei Geschossen. Die Galerien der beiden ersteren haben Balkone von weißem Marmor und Fenster mit dem Kleeblatte, ganz in dem halb saracenischen, halb gothischen Style; gerade in Venedig bilden beide ein sehr ansprechendes Ganze. Der Palast gewährt einen imposanten Anblick und übergipfelt die umliegenden Gebäude; sie treten vor ihm in den Hintergrund. Bei aller Massenhaftigkeit machen doch die Einzelnheiten den Eindruck des Zierlichen. Palazzo Foscari ist ein Prachtwerk mit seinen zwei und vierzig Fenstern und Thüren an der Vorderseite, seinen Säulen von rothem, weißem und schwarzem Marmor, den schön gemeißelten Kapitälen, den kleinen Säulen und den Löwen an den Balkonen.

Aber er fällt buchstäblich in Trümmer. Ganz genau passen die Verse Alfred Meißner's:

Es gähnen die Portale
Am mächtigen Kanale.
In's schweigende Gewässer
Fällt langsam Stein auf Stein.

Thüren und Glasfenster sind herausgerissen worden, der Wind zieht durch den Palast, Regen dringt ein, Ratten wimmeln in Schaaren, Alles trägt den Stempel der Verwüstung, so sehr, daß man meinen könnte, im Innern habe vor Jahren einmal eine Feuersbrunst gewüthet. Wo sind nun Pracht und Luxus in diesem Palaste, dessen Decken und Wände von Paris Bordone gemalt waren, in welchem Titian sechs Jahre gearbeitet hatte, und der Werke von Tintoretto und Paul Veronese besaß! Sie sind fort, aber die prächtigen Stukkaturarbeiten Vittoria's an Kaminen, Thüren und Plafonds, diese sind noch vorhanden.

Alles ist wüst und öde im Palazzo Foscari. Beaumont schildert den Eindruck, welchen man empfängt, wenn man ihn durchwandert; ich kann bezeugen, daß seine Empfindungen wahr sind, sie übermannten mehr oder weniger Jeden. Ich war, schreibt er, allein, als ich dieses Gebäude zum ersten Male betrat. Seit dem frühen Morgen war ich durch das labyrinthische Gewirr der vielen engen Gassen geschlendert, hatte mich auch einige Male verirrt. Aber darauf kam mir wenig an, denn überall sah ich Neues und Interessantes, besonders in den Hofräumen. Da stand ich plötzlich vor einem eisernen Gitterthore, dessen Gewölbe-

bogen mit seinen Wappen und Skulpturen sich vortrefflich ausnahm. Diese Thür führte, was in Venedig selten ist, auf einen weiten Hofraum, der auf zwei Seiten hohe, mit Zinnen versehene Mauern hatte. So war der Eingang zum Palazzo Foscari von der Landseite, von der Straße her.

Ich fand alle Thüren offen und ging unter das Atrio, die Eingangshalle, welche sich bis an den Kanal verlängert. Gewöhnlich findet man in den öden Hallen der Paläste einige Gondoliere, welche Schatten suchen. Hier war Alles Verfall, aber unendlich malerisch und herrlich der Ausblick auf den Kanal. Auf der Treppe zur Rechten stieg ich zur ersten Galerie hinauf, deren eines Ende nach dem Hofe, das andere auf den Kanal hinausgeht. Dort lehnte ich mich an das Balkongemäuer und war im Sinnen und im Betrachten wie verloren, als mich ein zerlumpter Gondolier anredete, ein großer, plumper Gesell mit boshaftem verschwommenem Blick und rothem Haar, so recht ein Typus der Banditen, der Bravi, welche in Romanen und Melodramen uns idealisirt geschildert werden. Dieser Mensch



Hofraum im Palazzo Salviate.

bot sich mir zum Cicerone an; er kenne, sagte er, jeden Winkel des Palastes, und das war allerdings der Fall. Sein Vater hatte dem Nicolo Foscari als Gondolier gedient; mein Cicerone hatte in diesem Palaste das Licht der Welt erblickt. Es lebten, wie ich zu meiner Ueberraschung erfuhr, noch jetzt Foscari.

Der Gondolier erbot sich, mir die Familienpapiere zu zeigen, führte mich in einen leeren Saal, öffnete einen Wandschrank und zeigte mir in der That Urkunden des Hauses.

Ein kurzer Ueberblick der Familiengeschichte dieses edeln Hauses wird den Lesern willkommen sein. Die älteste sichere Urkunde ist vom Jahre 1297. Die Familie stammt aus Mestre, kam aber schon im neunten Jahrhundert nach Venedig, und mehrere Angehörige derselben bekleideten das Tribunenamt. Im Jahre 1122, zur Zeit des Dogen Domenico Michiel, wurden Giovanni und Guiglielmo Foscari in den Rath der Edeln aufgenommen; 1211 machten drei Foscari den Flottenzug nach Kandia mit. Der erste Patrizier in der Familie war Philipp, dessen 1297 erwähnt



Großer Saal im Dogenpalast.

wird, als Gradenigo Doge war. Damals wurde das „Goldene Buch“ geschlossen, in welchem die zur venetianischen Aristokratie oder vielmehr Oligarchie gehörenden Familien verzeichnet standen. Zu diesen zählten nun auch die Foscari. Der letzte Senator aus der Familie war Francesco. Er hatte zwei Söhne, Nikolaus und Philipp. Der Erstere war 1732 geboren. Er bekleidete die Stelle eines venetianischen Gesandten in St. Petersburg, und verausgabte als solcher einen großen Theil seines Vermögens; denn ein vornehmer Patrizier ließ sich seine der Republik geleisteten Dienste von dieser nicht bezahlen. Im Jahre 1792 wurde er zum Bailli in Konstantinopel ernannt, kümmerte sich wenig um Geschäfte und starb sehr arm am 11. August 1811.

Sein Bruder Philipp, über dessen Ableben wir nichts Näheres wissen, hatte zwei Söhne und drei Töchter. Die Familie war nach und nach in dürftige Umstände gerathen; sie besaß weiter nichts mehr als den Palast und einige mit Handfesten schwer belastete Ländereien. Nun theilten jene fünf Kinder den Palast unter sich, und um ihr Leben zu fristen, verkauften sie die Ahnenbilder, die Gemälde von Titian, Giorgione und Paul Veronese, die Prachttapeten, die Bilderrahmen und kostbaren Schnitzarbeiten, welche für Meisterwerke Brustolon's galten. Alles wurde aus Rand und Band gerissen, und die Juden des Ghetto machten gute Geschäfte.

Der Erlös aus allen diesen Herrlichkeiten war gering; im Getümmel der napoleonischen Kriege dachten wenige Privatleute an das Aufkaufen von Kunstsachen, und in Venedig war zu jener Zeit das Geld so rar, daß die Foscari aus dem Verkauf jener Gegenstände sich nur mit Mühe das Leben fristen konnten. Die Abkömmlinge der stolzen Dogenfamilie sanken bis auf die tiefste Stufe der Verkommenheit hinab; einige wurden fahrende Komödianten, andere verkauften ihre Reize für Geld, noch andere sind ausgewandert und im Palaste blieben nur zwei Töchter zurück. Sie waren so arm, daß sie keine Männer fanden, und zu rechtschaffen, um ehrlos zu werden.

Sie also blieben in dem Palaste, der nun verödet war; sie schritten durch die Säle, in welchen ihre Vorfahren Könige als Gäste und Verwandte der Familie beherbergt hatten. Da ist zum Beispiel das Gemach, welches König Heinrich der Dritte von Frankreich, nachdem er heimlich sein polnisches Königreich verlassen hatte, sieben Monate lang bewohnte. Eine lateinische Inschrift, welche an diesen Aufenthalt erinnert, steht noch über dem Kamin. In dem nach der linken Seite hin gegenüber liegenden Saale wohnte König Kasimir von Polen mit seiner Gemahlin.

Ich durchwanderte, tief bewegt von so manchen geschichtlichen Erinnerungen, die verschiedenen Ruinen. Da führte mein rothhaariger Gondolier mich auf einer, vormals geheimen, Treppe vor eine Thür, welche kein Schloß hatte; statt desselben diente ein Strick. „Wir wollen hineingehen“, sagte er; „Sie können sich überzeugen, daß der Palazzo doch noch nicht ganz verlassen ist; es sind noch Foscari hier.“ Ich trat in einen kleinen Saal, dessen zierliches Schnitzwerk durch den Rauch einer ärmlichen Küche geschwärzt war; an den Wänden hingen noch Fetzen von Seidentapeten herab; in den Wänden sah ich noch die Rahmen, aus denen man die Bilder ohne große Schonung herausgenommen hatte. Zerbrochene Töpfe standen und lagen umher, an Nägeln hingen ein paar Kasserole, und das Zimmergeräth bestand aus ein paar wackeligen Stühlen und Tischen. In einem Nebengemache sah es noch schlimmer aus, weil dort einige Spuren früherer Pracht übrig waren und einen schreienden Gegensatz zu dem Elende bildeten. Jammer und Alter hatten sogar den Sinn für Reinlichkeit und Schicklichkeit getödtet. An der Wand hing ein Bild König Christian's des Vierten von Dänemark, der einst hier gewohnt hat. Die Juden des Ghetto wollten dieses Bild nicht kaufen, denn aus der Arbeit eines unbekannten dänischen Malers war kein Geld herauszuschlagen.

Und welch ein Dunst und übler Geruch in diesem Zimmer! Statt des Bettes lag eine alte Matratze auf ein paar Brettern; und es preßte mir das Herz zusammen, als eine alte, schwarzgekleidete Frau auf mich zutrat und mich begrüßte. Das war die Letzte der Foscari!

In einem Winkel saß ihre kranke Schwester, welche gleich ihr die Siebenzig schon längst überschritten hatte. Jene Gräfin Foscari machte trotz der Lumpen, in welche sie gekleidet war, dennoch den Eindruck einer vornehmen Dame. Sie sprach von dem Mißgeschick ihrer Familie; da fiel ein Sonnenstrahl in's Fenster hinein auf die arme alte Foscari. Die älteste der beiden Schwestern starb bald nachher; der überlebenden nahm sich eine fremde, edelgesinnte Frau, keine Italienerin, an, und sie gab mir Gelegenheit, das Elend der Armen zu mildern.

Ein paar Jahre später führte mich der Zufall in eine der vielen Calle, engen Gassen, hinter dem Palazzo Foscari, und es fiel mir auf, daß ich dort ungewöhnlich viele Leute traf. Bald nachher erschien die Gräfin Foscari. Sie verließ an jenem Tage den Palast ihrer Ahnen; die Gläubiger hatten ihn subhastiren lassen. Die alte Dame vergoß Thränen, und bald nachher ist sie gestorben. —

(— Den Palazzo Foscari hat dann die österreichische Regierung angekauft und vor gänzlichem Verfalle bewahrt; sie verlegte die Kriegsschule dorthin und hat ihn wieder in wohnlichen Stand gesetzt. Sie konnte zwar die alte Pracht nicht wieder herstellen, und diese hätte ja auch unter ganz veränderten Umständen keinen Sinn gehabt, aber sie ließ ihn im Innern wie im Aeußern ordentlich herrichten. —)

So viel vom Palazzo Foscari. Wir wollen noch einige andere geschichtlich denkwürdige Gebäude betrachten, und fahren in einen Canaletto ein, in welchem wir die Thürme der Kirchen del Carmine und dei Frari erblicken. Neben der Brücke dei Nomboli oder della Donna onesta, am Eingange zur Via di Ca Cent'anni steht das Haus, in welchem 1707 der Dichter Goldoni zur Welt kam. Die oligarchische Republik war undankbar gegen den ausgezeichneten Mann; die Nobili bekümmerten sich überhaupt nicht viel um Dichter und Schriftsteller. Die Casa Goldoni ist, beiläufig bemerkt, ein allerliebstes Muster eines venetianischen Bürgerhauses.

Fast auf Schritt und Tritt werden geschichtliche Erinnerungen in uns wachgerufen, in jedem kleinen Kanal und Gäßchen, in jedem Atrio oder Cortile; der Künstler und der Forscher findet überall seine Rechnung. Da sieht man eine Skulptur, welche sofort die Meisterhand verräth. Standbilder der Venus und des Neptun von vortrefflicher Arbeit. Wir fahren weiter und gelangen an das Haus des berühmten Reisenden Marco Polo. In der Contrada San Canciano, an der Stelle, welche man jetzt als Biri grande bezeichnet, steht noch ein Theil von Titian's Hause; an der Calle della pieta erblicken wir die Büste Alessandro Vittoria's, welcher die goldene Treppe und die schönsten Säle im Dogenpalaste baute. Auf dem Campo silvestro wohnte Giorgio Barbarelli, der Giorgione, welcher sein Haus mit herrlichen Freskobildern geschmückt hatte; jetzt sind sie verblaßt. Unweit der Kirche del Carmine liegt das Haus des Mohren Othello, der aber kein schwarzer, dickwulstiger Neger war, denn einen solchen hätte eine Desdemona nicht lieben können, das wäre eine widerwärtige Verirrung des

Geschmacks und des Instinktes einer edeln weißen Jungfrau gewesen, sondern ein Maure aus Nordafrika, ein Mann aus arabischem Blute mit bräunlicher Hautfarbe.

Wer in Venedig nur die Kirchen und Museen und ein paar berühmte Paläste besucht, und das thun die meisten Fremden, erhält nur einen schwachen Eindruck und Begriff von dem eigentlichen Charakter dieser wunderbaren Stadt. Wer sich den vollen Genuß verschaffen will, muß längere Zeit verweilen und alle Gassen und Kanäle durchstreifen; er wird dann auf manche verborgene Schätze treffen, von welchen die Reisehandbücher nichts erzählen. Aber Verfall ist Alles, und was an Ordnung, Sicherheit und Sauberkeit vorhanden, ist vorzugsweise das Werk der deutschen Regierung, welche das einst herrenlose Venedig als Entschädigung für den weiland zum deutschen Reiche gehörenden Burgundischen Kreis erhielt. Wir haben nicht gehört, daß andere Großmächte Eroberungen herausgegeben hätten; wie kann man Oesterreich zumuthen, Venetiens sich zu entäußern, das ihm als Aequivalent für das heutige Belgien abgetreten wurde? Was aus dem Versuch, eine Republik Venedig herzustellen, werden kann, hat sich in den Jahren 1848 und 1849 gezeigt. Und aus dem napoleonischen Vasallenstaate der sich Königreich nennt, kehren die Venetianer, welche dorthin gewandert waren, in Masse zurück nach der Lagunenstadt.



Casa Goldoni.

Verschwunden sind die Tage, als, gleich lebendiger Sage,
Venedig lichtumflossen, gelebt in Ruhmesglanz.
Als Dandolo, der Blinde, hertrieb mit gutem Winde,
Mit seinen eh'rnen Rossen, vom Sturme auf Byzanz.

Venedig, nachtgeborgen, für dich giebt's keinen Morgen.
Stirb mit verhülltem Haupte, entthronte Königin!

Im Rothen Meer und im Busen von Aden.

Die Bedeutung der Regionen am Rothen Meer und am Indischen Ocean. — Rivalität der Engländer und Franzosen. — Besitznahme wichtiger Punkte. — Die Streifzüge Heinrich Lambert's. — Die Hafenplätze Zeyla, Tadschurra, Mokka und Hodeida. — Aden. — Eine abessinische Karawane. — Die eingeborenen Häuptlinge an der Küste. — Ein türkischer Pascha. — Lambert's Ermordung bei den Muschasch-Inseln. —

Mehrfach haben wir darauf hingewiesen, welche Wichtigkeit die Regionen am Indischen Ocean durch den Aufschwung des Verkehrs in unseren Tagen gewinnen. Der Arabische Golf, dessen nördliches Ende durch eine Eisenbahn mit Alexandria in Verbindung steht, ist eine vielbefahrene Post- und Handelsstraße und wird regelmäßig von Dampfern beschifft. Dergleichen gehen auch im Persischen Meerbusen und auf dem Schat el Arab bis Basra, zuweilen auch den Tigris hinauf bis Bagdad. Die Leitung eines Telegraphendrahtes am Euphrat hin, dem Gestade Beludschistans entlang, bis Karratschi unweit der Mündung des Indus, ist gesichert, und dieses Verkehrsmittel soll im Laufe des Jahres 1863 dem öffentlichen Gebrauch übergeben werden. Bei Karratschi laufen die indischen Drähte zusammen, welche die ganze Halbinsel durchziehen und bis liegt, und diesen wollen sie nicht aus der Hand geben, sondern bewachen ihn mit eifersüchtigen Augen. Einen wichtigen Punkt nach dem andern nahmen sie in Besitz; zuerst 1841 Aden, das sie zu einem „Gibraltar des Ostens“ umschufen; von dort aus beherrschen sie die arabischen Meere und den Indischen Ocean. Als der Suezkanal auf's Tapet kam, eigneten sie sich sofort die Insel Perim an; sie liegt in der Bab el Mandeb, und ihre Geschütze bestreichen die Fahrbahn, welche den Ein- und Ausgang zum Rothen Meere bildet. An der afrikanischen Seite besetzten sie die Dahlak-Inseln, welche dem Hafen Massawa gegenüber liegen; durch diesen verkehrt Nord-Abessinien mit dem Rothen Meer. Aus Süd-Abessinien kommen Karawanen nach den beiden Häfen Zeila (Selah) und Tadschurra; um diese zu kontroliren und den Handel auf der Küstenstrecke,



Die Bucht von Amphila.

zu den Reishäfen in Britisch-Barma gehen. Auf dem Indus und dem Setledsch fahren Dampfer bis in das Herz des Pendschab hinein, auf dem Ganges bis Allahabad, und von Madras zieht sich eine Eisenbahn gerade durch die indische Halbinsel bis an die westliche Küste. Der Handel Europas mit der ostafrikanischen Küste, namentlich mit Sansibar, steigert sich von Jahr zu Jahr, und Madagaskar fängt an in den Vordergrund zu treten. In Abessinien ist es, bis auf Weiteres, dem kühnen christlichen Krieger Theodoros gelungen, ein äthiopisches Kaiserreich wieder aufzurichten, und so sicher fühlt er sich, daß er im Herbst 1862 in das Niederland hinabzog, um Takka, eine jetzt der ägyptischen Herrschaft unterworfene Region, zu erobern; auch hat er Absichten auf die Provinz Sennär.

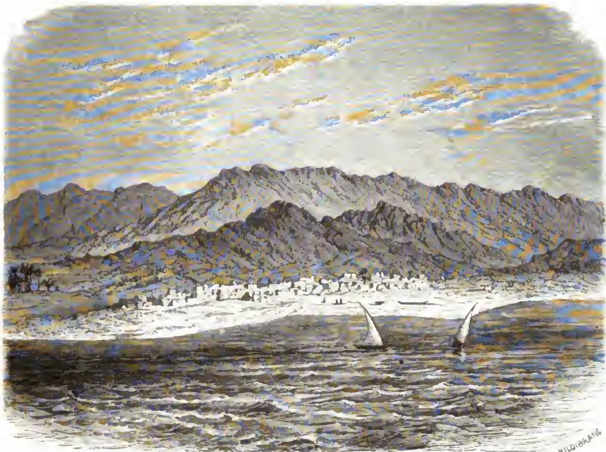
Die Handelshäfen am Rothen Meere stehen unter der Oberherrlichkeit des Sultans der Osmanen, welcher Paschas einsetzt. Auch die Häfen an der Westseite des Meerbusens von Aden sind ihm unterworfen, aber an den Gestaden Afrikas wie Arabiens sind die Türken verhaßt und man trägt ihr Joch nur mit Widerwillen. Thatsächlich herrschen in jenen Gegenden die Engländer vor; ihr planmäßiges Verfahren zeigt, welchen Werth sie darauf legen, gerade dort einen vorwaltenden Einfluß sich zu bewahren und denselben immer mehr auszudehnen. Sie wissen sehr wohl, daß am Arabischen Meere der Schlüssel zu Indien welche die Danakil und die Somalbeduinen inne haben, zu überwachen, besetzten sie auch die Muschasch-Inseln. Solchergestalt haben sie die wichtigsten Punkte vorweggenommen.

Aber Frankreich arbeitet mit Eifer dahin, im Südosten eine Rolle zu spielen. Die Verbindungen mit Madagaskar, wo man sich die Diego-Suarez-Bay abtreten läßt, und die Besitznahme der Komoro-Inseln sind nur einzelne Glieder einer langen Kette. Seit länger als zwanzig Jahren sind katholische Sendboten am Werke, den französischen Einfluß zu fördern; auf ihren Antrieb wurden 1839 aus dem abessinischen Königreich Tigre die protestantischen Missionäre verjagt, welche von England aus dorthin geschickt worden waren. Die Napoleonische Politik arbeitet dem Kaiser Theodor entgegen, welcher den Engländern freundlich gesinnt ist. König Ludwig Philipp kaufte einem Häuptling in der Samhara den Hafen von Ard ab, und später nahmen die Franzosen eine Zeitlang auch die Bay von Hamfila (Amphila) in Besitz. Beides hatte damals keine Folgen, aber man verlor in Paris jene Region nicht aus den Augen. Jetzt eben lesen wir in der November-Nummer der „Nouvelles Annales des voyages“, daß Frankreich einem Häuptling der Danakil den Hafen Obok für 50,000 Francs abgekauft habe. Dieser Punkt liegt unter dem 12. Grade nördlicher Breite, an der Nordseite der Bucht

von Tadschurra, zwischen dieser Stadt und Ras- (d. h. Kap) Bir, und hat guten Ankergrund.

Diese Notiz erinnerte uns an die Fahrten und Abenteuer eines gewissen Heinrich Lambert, der fünf Jahre lang, von 1855 bis 1859, die Häfen im Rothen Meere und am Busen von Aden besuchte, Erkundigungen einzog, mit den Häuptlingen Verbindungen anknüpfte, die Eifersucht der Engländer erregte und zuletzt bei den Muschasch-Inseln am 4. Juni 1859 ermordet wurde. Im vorigen Sommer ist in Paris (Le Tour du Monde, Nr. 135) sein Tagebuch, vielleicht nicht ganz vollständig, veröffentlicht worden. Unternehmende Männer solcher Art, mit etwas abenteuerlichem Anfluge, die für ihren eigenen Vortheil zunächst, dann aber auch zu Gunsten ihres Vaterlandes arbeiten, sind nicht selten wohnten, vermissen wir jede großartige Auffassung auch maritimer Verhältnisse; man nimmt dann und wann eine Art von Anlauf, bleibt aber, wie immer, im Halben stecken und leistet wenig.

Heinrich Lambert war ein Vorläufer für den französischen Einfluß, ein Bruder jenes Joseph Lambert, welcher auf Madagaskar eine Verschwörung gegen die alte Königin Ranovalo anzettelte. Er und Laborde hatten Ida Pfeiffer in dieselbe verwickelt; wir haben in unseren Schilderungen über Madagaskar ausführlicher davon gesprochen. Nun kommt zu Tage, daß der Kronprinz Rakoto, der jetzige Radama der Zweite, der „Idealist", in jene Angelegenheit verwickelt war. Ida Pfeiffer ist elend an den Folgen des Madagaskarfiebers gestorben; aber Laborde ist bei dem



Tadschurra.

wichtige Vorläufer und bahnen ernsthafte Dinge an. Leuten dieser Art verdankt England viel, Frankreich nicht minder. Wir Deutschen aber, obwohl unser Seeverkehr unendlich mehr ausgedehnt ist als jener der Franzosen, haben leider keine Regierung, in welcher eine großartige Auffassung oceanischer Verhältnisse zu finden wäre; wo sie ist, in den beiden Hansestädten, fehlt die Macht. An kühnen, unternehmenden Leuten haben wir geradezu Ueberfluß, aber sie dienen und nützen anderen Völkern, weil man sie bei uns nicht zu verwenden weiß. In Wien freilich hat man seit Bruck's Wirksamkeit ein solches Verständniß, aber es liegt in der Sache selber, daß Oesterreich hauptsächlich die Levante in's Auge faßt, und dort sind seine Leistungen auch aller Ehren werth. Auch der an Ergebnissen reichen Fahrt der Novara um die Erde müssen wir mit Ruhm und Anerkennung erwähnen. In Berlin, wo Humboldt und Ritter Narrenspiele, welches jetzt auf Madagaskar aufgeführt wird, zum „Herzog von Emirene" ernannt worden. Joseph Lambert war Radama's Gesandter in Paris und arbeitet auf der afrikanischen Insel für den Napoleonischen Einfluß.

Wir erwähnen aller dieser Dinge, damit der Leser sehe, um welcherlei Dinge es sich hier handle und welcherlei Verflechtungen sie haben. Heinrich Lambert's Tagebuch gewährt einen Einblick in die zerrütteten Verhältnisse jener halbbarbarischen Länder, welche, wir wiederholen es, gerade jetzt von Wichtigkeit sind. Wir wollen aus diesem Tagebuche Einiges herausheben, und dasselbe aus anderen Quellen, namentlich aus Burton's Reise nach Härrär, ergänzen, um ein lebhafter gefärbtes Bild zu geben.

Joseph Lambert war Pflanzer auf der englischen Insel Mauritius, ehe er auf Madagaskar eine Rolle spielte. Er wollte eine Dampfschifffahrt nach Aden einrichten und schickte

seinen Bruder Heinrich dorthin, um allerlei Einleitungen zu treffen. Dieser war früher Freiwilliger in der Marine gewesen, 1850 zu seinem Bruder nach Mauritius gegangen, hatte für denselben Zucker in Australien verkauft, sich in den neuentdeckten Goldgegenden umgesehen, und hatte Erfahrungen genug eingesammelt. Abgesehen von der Dampfschifffahrt, sollte er auch für seinen Bruder Joseph Handelsverbindungen in den verschiedenen Häfen am Rothen Meer und am Golf von Aden anknüpfen, und der „freien Einwanderung" nach der französischen Insel Réunion, das heißt dem Sklavenhandel unter neuer Gestalt, ein Augenmerk zuwenden.

In den letzten Monaten des Jahres 1855 begann er seine Kreuz- und Querzüge, landete in Aden und miethete dort ein arabisches Fahrzeug, in welchem er nach Zeyla segelte. Dort knüpfte er Verbindung mit dem Häuptling an, welcher von dem türkischen Pascha von Hodeïda (einem arabischen Hafen etwas südlich vom 15. Breitengrad) abhängt. Die Einwohnerzahl beträgt nicht viel über dreitausend Köpfe; sie sind Araber, Somali und indische Banianen. Lambert bestätigt, was wir aus Burton's Beschreibung wissen, daß nämlich der Häuptling selbst über die Umgebung der Stadt nichts zu gebieten hat, denn die Nomadenhäuptlinge erkennen seine Autorität nicht an, und er hat große Noth, sich der Isa-Somali zu erwehren. Von Zeyla fuhr Lambert nach Tadschurra, das auf der andern Seite der Bucht liegt, etwa dreitausend Seelen zählt und dessen Häuptling damals vom Pascha von Hodeïda unabhängig war. Er nannte sich Mohammed Mohammed, gab sich für einen Abkömmling des Propheten aus und haßte die Türken.

Nach Burton hat Zeyla nahe an 1000 Einwohner, ein Dutzend steinerne Häuser, die weiß angetüncht sind, und einige hundert Arisch, das heißt Hütten. Ein eigentlicher Hafen ist nicht vorhanden und die offene Rhede bei Nordwind den Schiffen sehr gefährlich; bei West- und Südstürmen können sie gar nicht ankern. Dieser kleine Ort hat nicht weniger als sechs Moscheen, ist nicht so ungesund wie Aden, beherrscht den benachbarten Hafenplatz Tadschurra und bildet den Küstenplatz für Härrär und das südliche Abessinien. Karawanen von dort kommen mit Elfenbein, Sklaven, Häuten, Honig, Antilopenhörnern und Gummi; die Küste liefert Schwämme, Korallen und kleine Perlen; aus dem Innern kommt eine vortreffliche Sorte Kaffee. Als Burton die Brunnen in der Umgegend besuchen wollte, gab der Gouverneur ihm vier mit Luntengewehren bewaffnete Araber mit, denn ein solches Geleit war nöthig, um ihn vor einem Ueberfalle der Beduinen zu sichern.

Lambert segelte von Tadschurra nach Mokka, das einst ein berühmter Handelsplatz war, jetzt aber immer mehr sinkt und den Wettbewerb von Aden nicht bestehen kann. Doch zeugt noch Manches von früherm Wohlstande, z. B. dreistöckige Häuser, von denen aber jetzt viele unbewohnt sind und nach und nach zusammenfallen. Lambert schätzt die Einwohnerzahl auf nur etwa fünfzehnhundert Köpfe. Von Mokka ging er nach Hodeïda, besuchte den Mahmud Pascha, welcher über das Küstenland gebietet, so weit es überhaupt den Türken gehorchen will, und fand eine gastliche Aufnahme. Die Stadt gewährt mit ihren Häusern aus Holz und Stroh keinen angenehmen Eindruck, hat aber ungefähr zehntausend Einwohner: Araber, Türken, Somali und Abessinier; der Handelsverkehr ist lebhaft. Der Pascha befehligt eine Besatzung von etwa tausend Soldaten, welche damals seit dreizehn Monaten keinen Sold bekommen hatten; drei Kompagnien waren deshalb desertirt. Dann schiffte Lambert nach der abessinischen Küste hinüber und besuchte Massawa, wo er sich ungefähr einen Monat aufhielt; einen Ausflug in's Innere durfte er nicht wagen, weil die Danakil dem türkischen Pascha Krieg erklärt hatten.

Wir können dem Reisenden nicht auf allen seinen Kreuz- und Querzügen folgen; er war unablässig in großer Thätigkeit, bald in dem einen, bald in dem andern Hafenplatz, und beobachtete gut. In Aden bewunderte er die großartigen Cisternen, welche schon zu König Salomo's Zeiten vorhanden, später vernachlässigt, jetzt aber von den Engländern wiederhergestellt und vergrößert worden sind. Die Festungswerke sind nun uneinnehmbar; Aden beherrscht, wie wir schon bemerkten, das Arabische Meer. Es war zur Zeit der Besitznahme ein armseliger Flecken mit höchstens anderthalb tausend Einwohnern, jetzt zählt es etwa vierzigtausend, die eine ethnologische Musterkarte bilden, denn man findet, außer Europäern, Araber, Somali, indische Kaufleute und Parsis, Juden aus Sana ꝛc. Für die Dampfer der großen englischen Peninsular and Oriental Company ist in Aden eine Hauptkohlenniederlage.

Lambert ging wieder nach Zeyla, beredete dort mit dem Häuptling seine Pläne, und der Mann versprach ihm Schutz und Förderung. Burton hat ihn geschildert. Er hieß Scharmarkay ben Ali Saleh, hatten ziemlich helle Hautfarbe, denn sein Großvater war ein aus Abessinien hergebrachter Sklaw, trieb früher das Gewerbe eines Schiffskapitäns, rettete 1825 einigen englischen Seefahrern das Leben und wurde durch britischen Einfluß Häuptling eines Stammes und später Statthalter von Zeyla. In jungen Jahren ging er als tapferer Krieger immer mit vier Speeren bewaffnet in den Kampf, verlor ein Auge und trug sich noch als Greis mit dem Gedanken an Eroberung der ganzen umliegenden Küste. Aber der Pascha setzte ihn ab, weil er eine Karawane geplündert habe. Er zog sich mit der Habe, welche er erpreßt hatte, nach Aden zu seinen Freunden, den Engländern, zurück, nahm aber bald, wie wir weiter unten erzählen, ein klägliches Ende.

In Tadschurra machte der alte Mohammed Mohammed dem Reisenden vertrauliche Mittheilungen. Vor einigen Monaten sei ein englisches Kriegsschiff aus Aden angelangt; es hatte einen höhern Offizier an Bord, welcher dem Häuptling einschärfte, keinem Franzosen, der etwa nach Tadschurra komme, Schutz angedeihen zu lassen!

Eben damals ging eine Karawane von Tadschurra nach Schoa und den abessinischen Gallagegenden ab; sie wollte vier Monate ausbleiben, und rechnete für den Hinweg nach Schoa etwa vierzig Tage. Jedes Kameel war mit ungefähr drei Centnern beladen. Die Fracht bestand in Zeugen aus Seide, Wolle und Baumwolle, Fayence-, Krystall- und Glaswaaren, Quincaillerien, Metallwaaren, Salz und Luntengewehren für die Elephantenjagd. Die Rückfracht besteht in Vieh, Kaffee, Elfenbein, Straußfedern, Goldstaub, Häuten und Fellen, Talg, Getreide, Gummi, Wachs, Zibeth, Kusso (das bekannte Mittel gegen den Bandwurm) und Sklaven, die noch immer in großer Menge angebracht werden. Lambert, der in Rücksicht auf die „freie Auswanderung" dieser Waare besondere Aufmerksamkeit zuwandte, meint, auf genaue Erkundigungen gestützt, daß aus den Häfen des Rothen Meeres, aus jenen am Golf von Aden, am Persischen Meerbusen und der ostafrikanischen Küste südlich bis Kiloa, alljährlich immer noch etwa vierzigtausend Sklaven exportirt werden. Jene Tadschurra-Karawane wollte ungefähr eintausend Stück aus Abessinien mitbringen, wo, beiläufig bemerkt, Kaiser Theodor jetzt den Sklavenhandel verboten hat. Sie hatte den Schutz der Isa-Somali erkauft, denn ohne diesen hätte sie die Reise nach dem innern Lande gar nicht wagen dürfen.

Lambert besuchte Obock, „einen vortrefflichen, durchaus geschützten Ankerplatz". Das Land dort gehört den Danakil, einem nomadischen Hirtenvolke. Er war der erste Europäer, welchen diese Leute sahen. „Sie betrachteten mich wie ein überirdisches Wesen, und die Frauen wollten anfangs mir gar nicht nahe kommen, so sehr fürchteten sie sich. Ich ließ aber im Dorf einige Geschenke austheilen und nun wurden die Leute zahm. Sie bedauerten meine Abreise sehr." Aber er hatte diesen Punkt in's Auge gefaßt und kam schon nach einigen Monaten wieder nach Obock, wo man ihn abermals freundlich aufnahm, besuchte wiederholt Tadschurra und Zeyla, und wurde in letzterm Orte mit einer Ehrensalve empfangen; Abends führten die Beduinen Kriegsspiele auf und geriethen dabei unter sich in blutige Händel.

„Der Erfolg, welchen ich auf meinen verschiedenen Reisen gehabt, hat die Eifersucht der Engländer erregt; sie wollen in dem Arabischen Meere Niemand anders dulden und dort ausschließlich herrschen. Sie verboten den Häuptlingen, mich freundlich aufzunehmen, und überwachten mich und meinen Diener auf das Genaueste."

Lambert war inzwischen zum französischen Konsularagenten in Aden ernannt worden, und hatte auch die schon Freundes an. Am 5. Februar 1858 erschien eine französische Kriegsbrigg, Kommandant Mequet, in Aden, um das Rothe Meer zu befahren. Lambert ging als Dolmetscher an Bord, erzählte jenen Vorfall, Mequet fuhr nach Hodeïda und zwang den Pascha zur Herausgabe der 20,000 Francs. So mischten sich die Franzosen ganz unbefugt in jene Händel. „Der dankbare Abu Bekr bot nun dem Kommandanten seine Dienste an und erklärte sich bereit, den Hafen Tadschurra an Frankreich abzutreten. Die Pariser Regierung fand indessen es nicht geeignet, auf den Antrag einzugehen."

Inzwischen war Joseph Lambert auf Madagaskar bankerott geworden, weil die Dampferlinie nicht rentirte, und seinem Plane, „freie Einwanderer" nach Mauritius und Réunion zu schaffen, insbesondere von Seiten Englands Hindernisse in den Weg gelegt wurden. Auch Heinrich Lambert verlor sein Vermögen und wollte nach Europa zurückreisen; ohnehin war seine Gesundheit geschwächt. Zuvor wollte er aber noch eine Angelegenheit in Hodeïda abwickeln, und das wurde verhängnißvoll.

Lambert hatte ein Schiff nach Zeyla gesandt, das von seinem Feinde Scharmarkay mit Beschlag belegt wurde; die Bemannung zerstreute sich, die Ladung war verloren. Nun



Zeyla.

oben erwähnte Bucht von Amphila besucht, welche ganz eigenthümliche Felsbildungen zeigt.

Inzwischen ereigneten sich in jenen Gegenden allerlei Veränderungen. Der bisherige Pascha von Hodeïda, Mahmud, mit welchem Lambert auf freundlichem Fuße stand, war abberufen und durch einen andern Türken Namens Achmet ersetzt worden, welcher sich als einen Gegner der Franzosen zeigte. In Zeyla wurden die Zolleinnahmen verpachtet. Bewerber waren Scharmarkay und Abu Bekr Ibrahim, Häuptling der Eingeborenen von Tadschurra und Lambert's Freund. Der Erstere bot dem Pascha eintausend Thaler, der letztere fünfhundert mehr, und ihm wurde der Pacht zugeschlagen. Lambert versprach ihm, wie er auch dem Scharmarkay gethan, behülflich zu sein beim Bergen von allerlei Gegenständen von der französischen Kriegskorvette Caïman, welche einst vor Zeyla Schiffbruch gelitten. Abu Bekr brachte auch etwas vom Kupferbeschlag an's Licht. Davon nahm Scharmarkay Anlaß, seinen Nebenbuhler des Diebstahls anzuklagen, und zwar beim Pascha. Er bot diesem jetzt zweitausend Thaler für den Zollpacht und ließ den Abu Bekr in Eisen legen. Nachdem dieser acht Monate gefangen gesessen, gab er dem Pascha ein Lösegeld von 5000 Thalern, etwa 20,000 Francs. Achmet nahm das Geld und theilte es mit Scharmarkay.

So ungefähr steht es mit der „türkischen Wirthschaft" in jenen Gegenden. Nun aber nahm Lambert sich seines stellte der Schiffspatron eine Entschädigungsklage gegen den Franzosen an, dieser wurde gegen Scharmarkay klagbar, der vom Pascha von Hodeïda abhing; dort wollte Lambert darauf dringen, daß der Missethäter abgesetzt werde und ihm 800 Thaler Entschädigung zahle. Ende Mai 1859 fuhr er von Aden ab, in der arabischen Barke Natschery; der Nakoda, Schiffsführer, hieß Abdul Aby und war vom Stamme der Isa-Somali. Lambert wurde insgeheim gewarnt, er solle ja nicht abreisen, denn ein Unglück bedrohe ihn. Aber er fuhr dennoch am 30. Mai ab, um seine Klage in Hodeïda zu betreiben. Der Pascha nahm ihn freundlich auf und versprach, Scharmarkay solle Alles bezahlen; ja er gab dem Franzosen einen Säbel, welchen derselbe zum Zeichen der Belohnung dem Abu Bekr Ibrahim überreichen möge, denn dieser Letztere solle fortan an Scharmarkay's Stelle Dola, d. h. Gouverneur von Zeyla, sein.

Am 3. Juni fuhr Lambert aus dem Rothen Meere nach Tadschurra ab, und war am folgenden Tage bei den Muschasch-Inseln; dort legte der Nakoda sein Schiff in einem engen Kanale zwischen zwei Eilanden vor Anker; er wollte an dem Tage aus irgend einem Grunde von dort nicht nach Tadschurra fahren, wohin er doch sehr bequem hätte kommen können. Darüber gerieth Lambert mit ihm in einen heftigen Zank. —

So weit reicht Lambert's Tagebuch. Seit jenem 4. Juni sah man ihn nicht mehr; ein Gerücht wollte wissen,

die Barke Natschery habe am 5. Juni am Kap Tschibutil unfern den Muschasch-Inseln *Schiffbruch* gelitten, und in demselben sei Lambert mit seinen beiden Dienern ertrunken. Ein Theil der Mannschaft habe sich auf das Festland gerettet. Diese Einzelnheiten wurden durch eine Untersuchung, welche Playfair, Vicegouverneur von Aden, an Ort und Stelle vornehmen ließ, *bestätigt*.

Die Sache verhielt sich aber anders. Abu Bekr Ibrahim, welchem man den Säbel von Seiten des Paschas überbrachte, nahm denselben nicht an und schrieb an Joseph Lambert nach Mauritius, er wisse, daß Heinrich Lambert *ermordet* worden sei. *Dini* nämlich, ein Vetter Abu Bekr's, hatte auf der bei Kap Tschibutil an den Strand getriebenen Barke Blutspuren gesehen und einen Matrosen



Bei der Bucht von Aden.

gefragt, was das bedeute. Die Antwort lautete: „*Wir haben Hühner geschlachtet.*“ Aber es wurde entgegnet, daß eine so große Blutmenge nicht von Hühnern herrühren könne. Darauf gestand der Matrose ein, Lambert sei ermordet worden und die Thäter hätten sich in die Berge geflüchtet.

Inzwischen hatte auch Achmet Pascha einen Kawassen abgeschickt, um einen nähern Einblick in die oben erwähnten Entschädigungsansprüche Lambert's zu gewinnen. Dieser sah auch Blutspuren und entdeckte die Kleider des Ermordeten, welche man versteckt hatte. Diesen Kawaß setzte Achmet, dem solche Aussagen nicht paßten, ab und verbannte ihn nach Dschidda, wo er jedoch seine Aussage auf dem französischen Konsulate wiederholte. Joseph Lambert aber verlangte in Paris Genugthuung für den Mord. Die Regierung that ihre Schuldigkeit und gab sofort dem Schiffskapitän Fleuriot de l'Angle Befehl, die Sache zu betreiben. Er besuchte alle oben genannten Häfen, hatte aber einen harten Stand gegen die planmäßige Trägheit der englischen Behörden, welche es mit den Türken hielten, und gegen die verschlagene List der Araber, welche ihn in die Irre führen wollten. Sechs volle Monate trödelte sich die Angelegenheit hin und her. Endlich gelang es ihm, *Abdul Ahy*, welcher der Hauptschuldige war, an Bord zu bringen; er hatte sich in's Land zu seinem Stamme, den Issa-Somali, geflüchtet. Man versprach ihm die Freiheit, wenn er Alles beichte, und gab ihm dafür das Ehrenwort. Am 8. Juli 1861 kam er auf das vor Zeyla liegende Schiff Somme; er war von allen Notabeln Zeylas und etwa einhundert Somalhäuptlingen begleitet. Der ganze Auftritt war malerisch: der Kapitän und die Offiziere waren in voller Uniform, die Somal in ihrer Wüstentracht; Abu Bekr trug einen kostbaren Turban von Kaschmirzeug, welches ihm der Ermordete vor zwei Jahren „als Geschenk im *Namen Frankreichs* verehrt hatte.“ Auch der Richter, Kadi, von Zeyla war zugegen. Dann sagte Abdul Ahy, anfangs zitternd, aus, er habe bei der Abfahrt von Aden noch nicht an den Mord gedacht, aber in Hodeïda eine Barke aus Zeyla getroffen; der Nakoda brachte zwei Agenten Scharmarkay's: Ali bar Omar Tur und Mohammed Rassan Robly, und sie hatten einen Brief an Anat Bel Fakil, Exbankier *Scharmarkay's*; dieser Letztere öffnete das Schreiben, welches den Tod Lamberts forderte, und sandte dasselbe an Achmet Pascha. Dieser zeigte sich einverstanden. Anat bewog den

Ali Bar und den Mohammed, sich mit dem Schiffsführer Abdul Ahy in's Einvernehmen zu setzen, und diese waren gegen ihn gleich freigebig mit Versprechungen und Drohungen; sie schworen ihm den Tod, wenn er nicht seine Hand biete. Er willigte ein, wenn man ihm einen schriftlichen Befehl ausfertigen wolle. Das geschah; er wurde mit Scharmarkay's Siegel bekräftigt; letzteres hatte Ahy Bar mit aus Zeyla gebracht. —

Als nun das Schiff, wie oben berichtet, zwischen den Muschasch-Inseln lag, nahm Lambert sein Abendbrot und legte sich schlafen. „Da gingen wir auf ihn zu, um ihn mit Knütteln todt zu schlagen. Er sprang auf und versetzte mir einen Schlag gegen die Brust, so, daß ich weiter nichts mehr machen konnte und zwei Monate lang Blut spie. Aber die Schiffsleute warfen sich auf ihn und er wurde getödtet. Das Blut strömte aus seinem Munde auf Deck und Waaren. Der Leiche banden wir Steine an die Füße und versenkten sie in's Meer. Die beiden Diener Lambert's wurden gleichfalls ermordet, das Schiff ließen wir auf den Strand treiben. Ich bin jedoch in der ganzen Sache nur der gehorsame Diener des Pascha gewesen; ich mußte meinem Herrn Folge leisten. Ich wurde mit dem Tode bedroht, falls ich Lambert nicht ermordete. Aus Furcht gab ich nach; ich war der Arm zur That, nicht die Seele."

Diese Aussagen erwiesen sich als durchaus der Wahrheit getreu. Abdul Ahy wurde, dem ihm gegebenen Ehrenworte gemäß, entlassen; aber die Anderen sollten nach Europa gebracht werden, um in Konstantinopel von der Pforte bestraft zu werden. Scharmarkay starb an Bord der Somme vor Dschidda an einer Pulsadergeschwulst. Der Bösewicht gestand ein; er sagte: er wolle europäische Kleider anlegen, das heißt: mit Türken und Arabern nichts mehr zu schaffen haben. Wenn aber ein Muselmann den Turban ablegt, dann gesteht er damit ganz von selbst ein, daß er ein schweres Verbrechen begangen habe. Noch zwei andere Schuldige starben unterwegs; einer der Matrosen verendete im Spitale zu Brest an der Schwindsucht; die übrigen brachte man nach Konstantinopel.



Dolmetscher Ismael aus Aden.

Aber zwei Männer, Ismael, ein getreuer Dolmetscher Lamberts, und Dini, ein Vetter Abu Bekr Ibrahim's (der jetzt Gouverneur von Zeyla ist, und also Scharmarkay's Stelle einnimmt), wurden im November 1861 nach Paris gebracht, wo sie bis in den März 1862 blieben. Sie wurden mit Freundlichkeit und Geschenken überhäuft, man zeigte ihnen alle Wunder einer großen europäischen Hauptstadt, auf den Bällen wurden sie von den Damen ausgezeichnet und waren eine Zeitlang Löwen des Tages.

Briefe über Polen.

Mitgetheilt von Dr. J. Caro.*)

IV.

Die polnischen Juden und ihre Stellung.

Man kann von der polnischen Städtebevölkerung nicht gut reden, ohne der Juden besondere Erwähnung zu thun. Einerseits geben sie den Städten oder manchen Stadttheilen ein eigenes Gepräge, andererseits sind sie ein geschichtlicher Faktor von einschneidender Bedeutung. Ihre Seelenzahl beläuft sich in dem heute russischen Polen, auf ungefähr 600,000, beinahe ebenso viel, als das fanatische Königspaar Ferdinand und Isabella, um die Zeit der Entdeckung Amerikas, aus Spanien vertrieben. Doch wie ganz anders stellen sich die polnischen Juden heute dar, jenen gegenüber, die, gehetzt von der Inquisition, getreten von einem fanatischen und unwissenden Volke, dennoch mit einem sichtlichen Adel der Seele und der Erscheinung selbst die Scheiterhaufen bestiegen.

Massenhafte Verfolgungen der Juden weis't die Geschichte Polen's nicht auf; im Gegentheil, es werden die Schaaren der aus dem Westen herüberströmenden Söhne Jakob's mit jener Gastlichkeit aufgenommen, die den Polen eigen ist. Aber Schlimmeres wüthet gegen sie in diesem Lande, als Mord und Scheiterhaufen: es ist die Vernichtung der Ehre, mindestens nach außen hin. Diese sittliche Verstümmelung zertrümmert die edleren Beziehungen zu dem Allgemeinen, zum Staate, zur Gesellschaft, und die ganze Fülle menschlicher oder, wie man gewöhnlicher sagt, humaner Empfindung drängt sich in die innersten Kreise zusammen. In der Familie, in der mehr noch von der Gemeinschaft der Leiden, als von der Gemeinsamkeit des Zwecks oder der Idee fest umschlossenen Gemeinde, muß man das sittliche Vermögen aufsuchen, das diesen Volksstamm, trotz der Schicksale, welche kein Analogon in der Weltgeschichte haben, über den Sturmfluten erhalten hat. Aus der Familie und der Gemeinde heraus entwickelt sich auch weiterhin ihre Kulturwirkung, gerade wie bei den Deutschen, deren Kulturmission auch vom Staate schon lange nicht mehr getragen wird.

Deutsche Schriftsteller, sobald sie über Juden und polnische Juden insbesondere reden, werden in der Regel zu lauter Juvenalen.**) Wie wohlfeil ist da der kleine Witz über die langen Röcke, über die langen Schläfenlocken, über den ungeschorenen Bart, und besonders über das barbarische — Gemauschel. Aber mir ist es noch nicht vorgekommen, daß das nationale Gewissen Einem von ihnen zugerufen hätte: Der Jargon der polnischen Juden ist weder ein Erbtheil des Mausche — noch des Judas, sondern es ist Deutsch, ein Denkmal deutscher Geschichte, so gut wie die Spitzbogenfenster und aufstrebenden Thürmchen der Nürnberger Häuser und Kirchen. Doch wir wollen der Reihe nach verfahren.

Auf dem siebenten und achten Felde der Gnesener Kathedralthüren, welche zwischen 1117 und 1180 angefertigt wurden, und welche Scenen aus dem Leben des Bischofs Adalbert nach den Lebensbeschreibungen des Johann Canaparius und des Bischofs Bruno enthalten, sind zwei Darstellungen angebracht, welche ein Zeugniß für die Anwesenheit der Juden zu den Zeiten des heiligen Adalbert in Polen ablegen. Allein sowohl dieses als andere Anzeichen deuten doch nur auf kleine Häuflein hin, die sich später in den russischen Steppen und in der tatarischen Horde verloren haben müssen. Größere Einwanderungen fanden nach der Angabe des böhmischen Chronisten Cosmas von Prag um die Zeit der Kreuzzüge statt, als der furor teutonicus eine Richtung genommen hatte, die von der religiösen Versenkung des Mittelalters vorgeschrieben war. Damals zerstreuten sich die deutschen Juden, gehetzt von den deutschen Rittern, über alle Theile der damals bekannten Welt, und trugen Reminiscenzen deutscher Nationalität und besonders deutsche Sprache an Orte, wohin selbst der keine Entfernung vom Mutterlande scheuende deutsche Kolonist nicht gedrungen war. Daher kam es, daß fast alle Juden des Abendlandes, vom Fuße des Kaukasus an bis zu den silbernen Fluten des Tweed und Clyde, durch deutsche Mundart sich verständigten, deutsch sprachen, und sogar (mindestens die Frauen) deutsch beteten.

Keiner Nationalität nämlich haben sich die Juden innerlich so sehr assimilirt, als der deutschen, trotz einem doch wiederum beispiellosen Antagonismus der beiden Racen, welche in ihrer Vermischung eine geistig und körperlich ungemein bevorzugte Art ergeben, wie mir der Herr Herausgeber des Globus, welcher, wie ich weiß, in dieser Beziehung eingehende Beobachtungen angestellt hat, wohl bezeugen wird.*) Doch das nur beiher. So aber haben wir es uns zu erklären, daß fast alle Juden Polens deutsch sprechen. Erst in neuester Zeit, seit dem Aufkommen des „Nationalitätenprinzips“, machen manche Juden in Polen rührende und rührige Anstrengungen, um sich die Landessprache als Verkehrssprache anzueignen, und sie haben es zum Theil, namentlich in den großen Städten, schon dahin gebracht, daß sie eine Vergessenheit der deutschen Sprache affektiren können!!

Das Uebergewicht der polnischen Juden im Verkehr und Handel beruht meist auf ihrer höhern Bildung. Bildung bei polnischen Juden? Ja doch, Bildung! Jeder polnische Jude kann lesen und schreiben, was bekanntlich nicht jeder polnische Edelmann kann, und von den polnischen Bauern nur die allerwenigsten verstehen. Sie lesen und schreiben nicht polnisch, nicht deutsch, sondern nur hebräisch, aber das ist nur eine bloße Form; sie schreiben deutsch mit hebräischen Lettern. Ich habe von einem polnischen Juden Glossen zu Lessing's „Erziehung des Menschengeschlechts“, in hebräischen Lettern geschrieben, gesehen, die im Deutschen abgedruckt zu werden verdient hätten. O noch mehr! In Galizien kam ich spät Abends in ein Dorf. Es regnete draußen und war so stockfinster, daß ich meine kleine Hand-

*) Von Herrn Dr. J. Caro wird demnächst in der Heeren-Ukert'schen Sammlung eine Geschichte Polens erscheinen; sie bildet die Fortsetzung jener, welche Professor Röpell in Breslau begonnen, von welcher derselbe aber nur einen Band geliefert hat. Herr Caro hat im vorigen Jahre viele polnische Archive durchforscht, und schon 1861 eine sehr werthvolle Monographie veröffentlicht: „Das Interregnum Polens im Jahre 1587, und die Parteikämpfe der Häuser Zborowski und Zamojski. Nach den Quellen bearbeitet. Gotha 1861.“

**) Natürlich nehme ich meinen hochverehrten Freund Bogumil Golz aus

*) Die Sache hat ihre volle Richtigkeit. Seit manchem Jahre habe ich derselben Aufmerksamkeit zugewandt und gefunden, daß die Erzeugnisse aus Mischehen zwischen jüdischen und deutschen Leuten in überwiegender Mehrzahl ganz vortreffliche Menschenexemplare bilden. Diese Blutmischung thut gut: es muß eine Art von innerer Wahlverwandtschaft, von geistiger Assimilität vorhanden sein. Das germanische Element gewinnt physisch wie psychisch halt die Oberhand, der semitische Typus tritt zurück. Unter den sehr vielen Mischehen dieser Art, welche ich zu beobachten Gelegenheit nahm, habe ich keine unglücklichen gefunden, wohl aber viele, in jeder Beziehung exemplarische. Es ist als ob bei den Produkten jüdisch deutscher Mischehen die guten Eigenschaften der beiden Typen vorwiegend zur Geltung kämen; bei denen aus slawisch jüdischen Verbindungen, die übrigens weil seltener vorkommen, habe ich ein solches Vorschlagen der guten Eigenschaften an den Mischlingen nicht wahrnehmen können. A.

laterne vorn an die Deichsel des Wagens hängen lassen mußte. Im ganzen Dorfe waren die Lichter bereits ausgelöscht, nur in einem Hause glänzten die Fenster noch in die dunkle Nacht hinaus. Dort fuhren wir vor. Darin wohnte der „Randar" (Arrendator), der einen Schank hielt. Ein Rembrandt'sches Bild! Auf dem Kamin prasselten einige „Scheit" Kiefernholz. Auf dem Schenktische brannte ein dünnes, gezogenes Unschlittlicht, daneben stand eine Flasche und ein Branntweingläschen. Um den Tisch herum saßen fünf Bauern in ihren blauen Kitteln. Oben stand, gegen das Licht gewendet, der Arrendator, eine hohe, dünne Gestalt mit brennend rothen Haaren; in den Händen hielt er ein Buch, aus welchem er den Bauern vorlas — nein, vortrug, bald polnisch, bald in dem jüdisch-deutschen Jargon; mit lebhaften Geberden begleitet er seine Rede, und jeder Satz aus dem Buche giebt ihm Veranlassung zu weitläufigen Auseinandersetzungen. Was ist das für ein Buch? „Die Erzählung von der schönen Genovefa!" — ein deutsches Volksbuch.

Ueberhaupt ist der Verkehr zwischen polnischen Juden und Bauern, wenn nicht die Geistlichkeit verhetzend und fanatisirend dazwischen tritt, von einer rührend naiven Humanität. Der Jude ist des Bauern Rathgeber in schwierigen Verhältnissen, sein Arzt in Krankheitsfällen, sein Advokat in Prozessen, sein Wohlthäter in der Armuth, sein Leibhaus im Falle der Geldverlegenheit. Wenn die Schuld auf das Bauerngut eingeschrieben ist, dann nimmt der Jude fast gar keine Geldzinsen; der Bauer bringt sie freiwillig — bald einen Scheffel Weizen, bald ein Viertel Roggen, eine Gans, ein Huhn, eine Ente, eine Mandel Eier, einen Sack Kartoffeln u. dgl. Wenn der Bauer zu Markte geht, hat er fast immer Etwas im Korbe: „dla zyda" (für den Juden). So naiv gemüthlich redet er auch mit ihm; sie dutzen sich und der Bauer nennt ihn stets: „Herr Jude-Schneider" oder „Herr Jude-Schuster" oder „Herr Jude-Kaufmann". Auch der Edelmann verkehrt freundlich mit dem Juden, besonders wenn er Geld braucht, aber immer in der Art, wie man, wenn man bei Laune ist, mit einem possirlichen Hunde freundlich thut. Er trinkt mit ihm, er fährt mit ihm, er handelt mit ihm, aber bricht die Laune hervor, so läßt er ihn — obgleich der Jude vielleicht graue Haare hat — mit Kränkung aller Menschenwürde „Mah jofs" tanzen, d. h. Affensprünge machen.

So ist des Juden Stellung nach Außen hin. Nicht so, wie Heine sagt: „Hund mit hündischen Gedanken", sondern manchmal erfüllt von adeligen Gefühlen, getragen von rein menschlichen Gedanken der Treue, Liebe und Menschlichkeit — aber behandelt wie ein Hund.

In der Familie aber und in der Gemeinde ist er ein Bürger — in des Wortes verwegenster Konsequenz. Sein ganzes Streben, sein ganzes Dichten und Trachten, seine Haltung, sein Haus, sein Anzug, die Erziehung, die er seinen Kindern giebt, beruht auf einem einzigen Prinzip, das sich in dem Worte „bekowed" (in Ehren) ausspricht. Er hat ganz eigenthümliche Begriffe von der Ehre. Wie beim bekannten „Krautjunker" besteht ihm der Inhalt der Ehre nicht gerade in allerstrengster und unzweideutiger Moral, sondern in einer Anzahl willkürlich begrenzter Begriffe, die bei jenem, dem Junker, in falsch verstandener historischer Stabilität, bei dem polnischen Juden in eben so falsch aufgefaßter religiöser Stabilität ihren Grund haben. Dem polnischen Juden gilt als besondere Ehrlosigkeit jede Verletzung der Keuschheit, jede Bestrafung durch die öffentliche Gewalt, jeder brüske Bruch mit der herkömmlichen Form der Religionsübung — aber auch die Unwissenheit und die Armuth. Die letztere schändet nicht gerade, aber sie läßt doch nicht zu, daß man „bekowed" leben kann. Reich, gelehrt und geachtet, oder besser geehrt zu sein, darin liegt der höchste Ehrgeiz des polnischen Juden.

Sehen wir uns sein Haus an. Ein Zimmer, „die Putzstube", ist gewiß mit irgendwelchen Luxusgegenständen geschmückt. Sollte er auch das ganze Jahr auf harter Pritsche schlafen; in der „Putzstub" muß ein Kanapee oder ein türkisches Sopha (Ottomane) stehen. An den Fenstern hängen stets Gardinen. Im Winter ist das Zimmer fast immer überheizt, in der Mitte hängt ein Kronleuchter von Glas oder Bronze, auf dem am Freitag Abend die Lichter angezündet werden. In einer Ecke summt den ganzen Tag der „Samowar" (eine überaus praktische, russische Theemaschine), denn bei der angebornen Mäßigkeit der Juden im Trinken ist der massenhafte Genuß des Thees zumeist das Reizmittel, womit sie sich gegen das Landesklima in Harmonie setzen. Dafür ist ihre Küche reichhaltiger und nur wegen unerträglich scharfer Würzung nicht schmackhaft. Unvergleichlich gut kochen sie alle Arten von Fischen.

Die vielbesprochene Kleidung der Juden in Polen, die aus einem langen Rocke (Chlat), bald mit bald ohne Taille, einer pelzverbrämten Mütze und einem seidenen Leibgürtel besteht, ist nichts weniger als specifisch-jüdischen Ursprungs, sondern ist eben nur den Juden der Slawenländer eigen und ihnen mit den Slawen gemeinsam. Die eigenthümliche Haar- und Barttour beruht auf buchstäblicher Befolgung des Verbotes im 3. Buche Moses Kap. 21, V. 5. (— „Er soll auch keine Platte machen auf seinem Haupte, noch seinen Bart abscheeren und an ihrem Leibe kein Mahl setzen". —)

Nur in manchen Städten Polens wohnen die Juden in abgesonderten Vierteln; in den meisten, namentlich kleineren, hausen sie unter ihren christlichen Mitbürgern. Wenn die Uebung der Ceremonien ein Heraustreten aus den Räumen des Hauses fordert, sind sie unbekümmert darum, ob die Seltsamkeit den Spott der Christen herausruft. Sie verstecken ihre religiöse Uebung nicht, ja zeigen dieselbe bisweilen mit einem gewissen Selbstbewußtsein. Namentlich wird die augenfällige Laubhütte am Laubhüttenfeste gern gezeigt. Seltsam genug sieht dann die Judenstraße aus. Aus Brettern werden vor dem Hause vier Wände zusammengezimmert und statt des Daches eine Menge Baumäste mit lebendigem Laub aufgethürmt. Im Innern werden die Wände mit seidenen, leinenen oder damastenen Decken behängt. Schnüre, auf denen zahllose Roßkastanien aufgezogen sind, schmücken die Wandkanten, und Blumen- oder Laubgewinde ziehen sich an der Decke bis in die Mitte hin, wo ein großer Kürbiß hängt, dessen Samengehäuse sorgfältig ausgeleert ist. In dem Kürbißfleische sind passende Inschriften ausgeschnitten und ein Licht, das im Innern angezündet wird, läßt die Buchstaben transparent erscheinen. In dieser Hütte ist mit weißem Linnen der Tisch gedeckt und ein Paar silberne oder blankgescheuerte Messingleuchter stehen in der Mitte. Ist das Mahl, ob reichlich ob kärglich, gehalten, dann singt der polnische Jude seine eigenthümlichen Synagogengesänge, die halb in jenen slawisch-elegischen Molltonarten, halb in den phrygischen und lydischen Weisen der altersgrauen Anfänge der Musik erklingen. Unbewußt knüpft er die Jahrtausende an einander; in dem gesummten Liede ruht seine von Druck und Qual ermüdete Seele; hier ist er kein Hund, keines Menschen Knecht, hier fühlt er sich so gut wie alle Anderen, besser noch, mehr noch — — ein Kind des allmächtigen Vaters im Himmel.

Und nachhaltig ist die Wirkung solcher sittlichen Augenblicke. Kein Volk der Erde kann sich gleicher Wohlthätigkeit rühmen, als die polnischen Juden. Freilich geben sie unvernünftig, unüberlegt. Sie erziehen förmlich die Bettler und schaffen der Arbeitsscheu und der Bettelei eine bedenkliche Zuversicht. Das Vertrauen auf ihre gutherzige Unterstützung ist so groß, daß leider eine beträchtliche Anzahl von Individuen darauf allein ihre Lebenshoffnungen bauen. Ich kenne Leute, die mehr als die Hälfte ihres Einkommens Jahr aus Jahr ein — an arme Leute — (ich kann es bei der Unvernunft ihrer Vertheilung nicht anders nennen) vergeuden. Keine Gemeinde ist ohne ein Krankenhaus, keine ohne ein Lehrhaus, dessen Besucher auf Unkosten der Gemeinde erhalten werden. Nie appellirt man an die Wohlthätigkeit der Juden umsonst. Daß sie keinen Unterschied der Konfessionen dabei machen, ist bekannt.

Es ist bei so vielen vortrefflichen Eigenschaften, zu denen noch eine außerordentliche geistige Rührigkeit und ein scharfer Verstand kommen, ungemein beklagenswerth, daß die polnischen Juden so wenig den Forderungen der Gesellschaft, die sie umgiebt, sich akkomodiren. Es mag zum Theil wahr sein, daß die Gesellschaft auch eigentlich keine Forderungen an sie stellt, weil eine gewisse — nennen wir das Kind mit dem rechten Namen — Unflätigkeit sie abstößt, eine äußerliche und wohl auch innerliche Unsauberkeit. Allein es ist dabei schwer zu unterscheiden, was Ursache und was Wirkung ist. Es ist seiner Zeit wenig besser in Deutschland gewesen, und doch ist in so kurzer Zeit ein so großer Prozeß der Civilisation vor sich gegangen. Freilich bringt das deutsche Volk andere Fonds zu solchen Missionen mit sich, als das polnische. Aber wo es Menschen giebt, die der Liebe und der Freude fähig sind, da ist die Hoffnung wohlbegründet, daß sie auch das Gute und das Schöne in gleicher Weise einst erfassen werden.

Selten freilich wird dem polnischen Juden Freude zu Theil. Die einzigen Freuden, die er hat, beziehen sich auf die Familie. In ihren Gemeindefesten lastet noch der Schmerz einer staatlichen und bürgerlichen Unterdrückung, deren Verschwinden kaum in unseren Tagen erst begonnen hat. Nur einmal im Jahre wird die Freude so laut, daß sie bis zur Straße hinausschallt — am Tage der Thorafreude. Frauen umkränzen die Gesetzrollen im Lehrhause mit Blumengewinden; Matronen werfen den Knaben und Mädchen Bonbons, Mandeln und Rosinen zu; unter den Männern kreis't der Becher und Lieder erschallen im Chor. Der Rabbiner nimmt die Thora in die Hand, das ganze Häuflein ordnet sich zum bunten Zuge. Ueber dem Rabbi wird ein Baldachin getragen; vor- und nebenan ziehen die Aeltesten der Gemeinde. So geht's über die Straße weg. Die Buben spotten hinterdrein, und bisweilen wirft die Bosheit auch wohl gar einen Stein dazwischen. Was gilts? wo die Freude herrscht, da ist für Haß kein Raum. Und Freude, wirkliche Freude herrscht. Greise warden zu Kindern, sie springen so rüstig vor ihrem Kleinod her, die langen Röcke flattern im Winde, weit geöffnet sind die Pforten der lichterstrahlenden Synagoge, jener Synagoge, die, gleich der Kirche, gleich der Moschee, gleich jedem Gottes- oder Götterhaus, eine Trösterin ist gegen den Ungestüm des Schmerzes wie der Freude.

Aus Bayard Taylor's Reise in Lappland.

Zweiter Artikel.

Aufenthalt in Kautokeino. — Die Strenge eines lappländischen Winters. — Die Muckerversuche unter den Lappen. — Fanatismus und Mordthaten. —

Während meines Aufenthalts in Dresden hatte mir mein Freund Alexander Ziegler einen Empfehlungsbrief des Hammerfester Kaufmanns Berger an seinen Haushälter in Kautokeino verschafft. Schon in Muoniovara aber hatte ich erfahren, daß Herr Berger sich gegenwärtig in Kautokeino selbst aufhalte, so daß ich ihm dort nur seinen eigenen Brief zu übergeben brauchte. Wir kamen indeß so spät an, daß ich im Gasthause zu übernachten beschloß. Das einzige Zimmer desselben war aber ganz vollgestopft von Lappen; dazu gesellte sich der erstickende Rauch von Birkenreisig, den ich bereits kennen gelernt hatte. Ehe ich mich dieser erstickenden Atmosphäre aussetzen wollte, beschloß ich, lieber unter meinem Pulk im Schnee liegen zu bleiben Der lange Isaak aber führte uns zum Hause des „Länsmanns" oder Bürgermeisters, wo wir anklopften. Hier trat uns Herr Berger selbst entgegen und redete uns in fließendem Englisch an. Sogleich wurden wir in ein hübsch eingerichtetes Zimmer geführt, vor uns stand eine reichbesetzte Tafel, und als wir uns in dem schneeweißen Leinenzeuge der Betten ausstreckten, waren alle Leiden der Reise vergessen und wir priesen die Civilisation, die sich bis hierher erstreckte.

Der Länsmann sprach ziemlich gut englisch. Außer ihm und Herrn Berger bestand die civilisirte Bevölkerung Kautokeinos noch aus einem Studenten der Theologie, der die lappische Sprache lernte, und dem Pastor Hvoslef. Der Ort wird vom nordischen Eismeere durch das unbewohnte Kiölengebirg und von den finnischen Niederlassungen am Muonio durch das öde Tafelland getrennt, welches wir so eben durchreis't hatten. Als Mittelpunkt eines Landstriches, in dem die Lappen während des Sommers mit ihren Rennthierheerden umherziehen, ist Kautokeino doch ein Platz von einiger Wichtigkeit, besonders für den Handel und die Kultivirung der Lappländer. Die erste Kirche ward unter Karl XI. im Jahre 1660 hier erbaut. Später siedelten sich auch einige Finnen an, doch vermischten sie sich allmälig mit den Lappen, so daß man augenblicklich wenig unvermischtes reines Blut hier findet. Zu bemerken ist, daß die Norweger fälschlicherweise die Lappen Finnen und die Finnen Quänen nennen.

Kautokeino liegt in einem flachen Becken, das sich nach Nordost öffnet. Obgleich es nur 835 Fuß über dem Meeresspiegel liegt, kommt doch kein Gewächs in der unfruchtbaren Gegend fort und blos schwarze Hütten unterbrechen die Schneeeinöde. Nur mit der größten Schwierigkeit kamen einigemal Kartoffeln zur Reife; die frühen Herbstfröste tödten alles Pflanzenleben. Außer Rennthierfleisch, Milch und Käse bringt die Gegend nichts hervor. Das Getreide wird aus einer Entfernung von 112 engl. Meilen, aus Altenfjord, geholt. Da die Wege nur im Winter fahrbar sind, so kommt Alles gefroren an. Die Kartoffeln sind so hart wie Kieselsteine, Zucker und Salz werden felsenfest und selbst der Wein erstarrt. So bewahrt man die Lebensmittel bis zum Gebrauch auf, wo man sie dann schnell am Feuer aufthaut. Der Geschmack leidet dabei wenig, und ich aß an der Tafel des Länsmanns Kartoffeln, Kohl und eingemachtes Obst, denen man es nicht anmerkte, daß sie gefroren gewesen waren.

Früher war der Ort im Sommer ganz verlassen, und nur im Winter besucht. Seit einigen Jahren jedoch hat sich die ständige Einwohnerschaft vermehrt und während des ganzen Jahres wird Kirche gehalten. Der Winter ist die rechte Jahreszeit, in der man die Lappen in ihrem charakteristischen Thun und Treiben studiren muß: dann befinden sich etwa achthundert derselben hier, während im Sommer ihre Zahl unter hundert sinkt. Viele Familien, besonders jene, in deren Adern auch finnisches Blut fließt, leben in Holzhütten, die mit einem Herde und ein oder zwei Fenstern versehen sind; die meisten aber bewohnen Erdhütten, welche großen Maulwurfshügeln gleichen; sie sind mit Schnee überdeckt und man würde sie nicht für menschliche Wohnstätten halten, wenn der aufsteigende Rauch sie nicht als solche verriethe. Zu beiden Seiten des Flusses stehen die Vorrathshäuschen der Lappen, in denen sie ihre Geräthe während ihrer Sommerwanderungen aufbewahren; jene

sind auf Birkenpfählen errichtet, um die Ratten und Mäuse vom Eindringen abzuhalten. Die Kirche steht auf einer kleinen Erhöhung und der Belfried oder Glockenthurm abseits allein, wie es in Schweden gebräuchlich ist.

Am andern Morgen um 10 Uhr war es schon so hell genug, daß ich lesen konnte. Der südliche Himmel glich einer Flut von goldenem und orangegelbem Licht und war hier und da mit einigen rothen Wölkchen betüpfelt. Wir gingen in die Kirche, um dem lappischen Gottesdienste beizuwohnen. Da Pastor Hvoslef krank war, so las der lappische Schulmeister nur einige Gebete in der ungeheizten Kirche. Man erwärmt diese deshalb nicht, weil die alten Rennthierkleider und der gefrorene Schmutz der Lappen aufthauen und einen schrecklichen Geruch verbreiten würden. Gewöhnlich ist die Kälte draußen und die Temperatur im Innern der Kirche dieselbe, und der gefrorene Athem des Schulmeisters fiel wie eine frostige Wolke von dem Manne herab, so daß dieser zeitweilig nicht zu sehen war. Pastor Hvoslef versicherte mich, bei einer Kälte von 35 Grad unter Null (Fahrenheit) gepredigt zu haben. „Dann, erzählte er mir, froren mir die Worte vor dem Munde und fielen wie ein Schneeschauer auf die Häupter der Andächtigen." Er mußte mir recht geben, daß bei einer solchen Kälte die Andacht mit einfröre, da Jedermann an den Schutz seines Körpers denke. —

Der Himmel hatte sich unterdessen immer mehr aufgehellt. Die Orangefarbe ging in Rosa über und die schneebedeckten weißen Hügel hoben sich gegen den karminrothen Streifen am Horizonte scharf ab. Etwa um halb elf Uhr schoß ein lichter rother Streifen auf, der allmälig in eine feurige Flamme überging, welche sich langsam westwärts bewegte, so daß wir jeden Augenblick das Auftauchen der Sonnenscheibe erwarteten. Als die Uhr des Länsmanns gerade Mittag zeigte, war der Glanz der Flammensäule am stärksten. Bald aber wurde er schwächer; die Farben des Firmaments begannen in derselben Ordnung, wie sie sich eingestellt hatten, zu verschwinden. Die Sonnenscheibe erschien uns nicht und wir hatten einen Tag ohne Sonne gesehen.

Ich ging in das Haus des Schulmeisters, um eine Skizze von Kautokeino aufzunehmen, doch die Fensterscheiben waren so dick überfroren, daß ich nicht hindurchsehen konnte und genöthigt war, im Freien mit bloßen Händen zu arbeiten. Dann brachten wir den Nachmittag beim Länsmann zu. Fortwährend kamen Lappen, um uns anzustaunen, da sie gehört hatten, wir seien aus Amerika. Durch Herrn Berger ließen sie sich über unsere Religion und Gesetze unterrichten. Nicht wenig waren sie erstaunt, daß sie die drei norwegischen Einwohner des Ortes ohne Schwierigkeit mit uns sprechen hörten. Der einarmige Schulmeister des Dorfes, Lars Kaino, kam zu mir und bot mir Bezahlung an, wenn ich ihn abzeichnen wollte. Ungläubig willigte er ein, als ich ihn umsonst zu zeichnen versprach, unter der Bedingung, daß auch sein Weib mit portraitirt werde. Am nächsten Morgen erschien er in seinen Festtagskleidern, die von blauem Tuch und mit Roth und Gelb besetzt waren. Furchtsam begleitete ihn sein etwa 25 Jahre altes Weib; sie hatte ein flaches rundes Gesicht und schlug während der ganzen Sitzung ihre Augen nicht auf. Lars erhielt einen halben Dollar von mir, und als dies bekannt wurde, stürmten alle Lappen von Kautokeino und sogar aus entfernteren Gegenden auf mich ein, damit ich sie abbilden solle. Doch das kurze Tageslicht erlaubte mir nicht viel zu zeichnen, und außerdem fanden sich hier wenige Lappen von reinem, unvermischtem Blute.

Ich hatte jetzt schon genug Lappen gesehen, um meine Vorurtheile über sie aufzugeben und sie beurtheilen zu können. Die Verwandtschaft mit der finnischen Race wird sowohl durch die Sprache als die Gesichtszüge der Lappen angezeigt; doch konnte ich mongolische Spuren an ihnen nicht wahrnehmen. Sie sind fetter und auch hübscher als die nordischen Ausläufer dieser Rasse und gleichen den Eskimos in nichts als in ihrer rohen, schmutzigen Lebensweise. Den Unterschied zwischen Lappen und Finnen findet Leopold von Buch im Gebrauche der Dampfbäder bei Letzteren und dem Abscheu vor dem Wasser der Ersteren.

Obgleich alle Lappen zum Christenthum bekehrt sind und keiner heirathen darf, bevor er nicht lesen kann, so ist doch an die Stelle des alten Aberglaubens in mancher Beziehung nur eine neue Form desselben getreten. Die Mäßigkeitsvereine haben unter ihnen viel Gutes gewirkt und mit der Sittlichkeit steht es im Allgemeinen so wie in Schweden und Norwegen überhaupt. Der Gebrauch, mit den Gästen das Ehebett zu theilen, ist, wenn er je existirte, gänzlich verschwunden. Aber Diebstahl ist nicht selten; von schwereren Verbrechen hört man nichts.

Seitdem das Heidenthum bei den Lappen dem Christenthum Platz gemacht hat, ist die Romantik verschwunden. Die Zeiten der Zauberer, welche silberne Grotten in den Kiölengebirgen entdeckten, sind vorüber; Alles hat hier einen frommen und gewöhnlichen Anstrich genommen; die unbedeutenden Reste der Volkspoesie haben sich verloren, und statt der Gesänge, welche man an die Geister der Winde, Wolken und Berge richtete, behaupten lappische Mucker, vom heiligen Geiste besessen zu sein. Jedenfalls wäre es für einen Reisenden interessanter, einen Hexensabbath als ein Muckerkonventikel in Lappland zu beschreiben. —

Ich bemerkte oben, daß bei den Lappen ein Aberglauben an die Stelle des andern getreten sei; als Beleg können Excesse dienen, die in Kautokeino 1853 stattfanden. Durch die Predigten des Lästadius und anderer Missionäre brach unter den Lappen eine muckerische Seuche aus, die sich in der Form von Verzückungen, Visionen und Besessensein offenbarte. Die ganze Gegend ward davon angesteckt und viele Ruhestörungen waren die Folge. Es war nichts Ungewöhnliches, daß ein Lappe mitten im Gottesdienste erklärte, vom heiligen Geiste besessen zu sein, und verlangte, daß man seine Erweckungen anhören solle. Der frühere Länsmann sperrte die meisten Ruhestörer ein; dieses reizte die Fanatiker so, daß sie eine förmliche Verschwörung anzettelten, welche in den Sommermonaten weiter ausgebrütet wurde.

Was nun folgte, erzähle ich nach dem Berichte, den ich aus Pastor Hvoslef's eignem Munde habe. Eines Morgens früh im Oktober, als die Lappen von ihren Sommerwanderungen heimgekehrt waren, ward Hvoslef von der Frau eines Kaufmanns aus dem Schlafe aufgeschreckt; sie berichtete mit Entsetzen, daß man ihren Mann ermordet habe. Der Pastor ging mit und fand den Mann todt auf der Hausflur liegen; unterdessen stürmte eine Bande von etwa dreißig Lappen, darunter die meisten der vom heiligen Geist erleuchteten, das Haus des Länsmanns, den sie mit ihren Messern und Keulen ermordeten. Dann banden sie den Pastor Hvoslef und seine Frau, peitschten beide mit Ruthen und erklärten, sie tödten zu wollen, wenn sie die göttliche Sendung ihres Propheten nicht anerkennen würden. — Durch Zuzug anderer vernünftig gebliebener Lappen ward Hvoslef aus seiner mißlichen Lage befreit und die Verräther wurden gefangen genommen. Die Hauptrādelsführer wurden hingerichtet, die anderen hatten im Gefängnisse zu Christiania zu büßen. Seitdem hat sich die Muckerei unter den Lappen etwas gelegt, doch im Geheimen dauert sie noch fort.

Als ich den Pastor Hvoslef, einen ächten Ehrenmann, besuchte, fand ich in seinem Hause etwas, was ich nicht im Herzen Lapplands erwartet hätte, nämlich ein Piano. Frau Hvoslef spielte uns allerlei beliebte Sachen, und als sie endlich den „Yankee Doodle" begann, erschell so etwas wie ein indianischer Kriegsruf aus Braisted's erstauntem Munde. Das hatten wir Amerikaner hier nicht erwartet.

Die Sklavenjagden der Europäer am Weißen Nil.

Vor einiger Zeit entwarfen wir eine Schilderung der sudanesischen Hauptstadt Chartum (Globus II, Nr. 24), und des elenden „Abschaums“, aus welchem fast alle dort wohnenden Europäer bestehen. Wir finden jetzt wieder Beweise für das dort Gesagte und wollen sie mittheilen. Sie gewähren einen Einblick in die entsetzliche Niederträchtigkeit und Verwilderung, welche in den Regionen am Weißen Nil im Schwange geht.

Ein Reisender, welcher jüngst Abessinien durchwanderte, James W. Baker, schreibt aus Chartum vom 20. September 1862 Folgendes:

Aegypten und der Sudan werden mit Sklaven versorgt, welche alljährlich zu Tausenden bei den Stämmen am Weißen Nil geraubt sind.

Das Hauptquartier, von welchem in jedem Jahre die Expeditionen ausziehen, ist hier in Chartum, der Hauptstadt des ägyptischen Sudan, am Zusammenflusse des Weißen und des Blauen Nils. Hier residirt ein ägyptischer Generalgouverneur, hier haben England, Frankreich und Oesterreich Konsuln. Die schwarze Bevölkerung der Stadt besteht aus dem Abschaume des Menschengeschlechts, und dieser Abschaum wird von den weißen Kaufleuten bei den Raubzügen auf dem Weißen Nil verwandt. Die Kaufleute sind Europäer, Syrer, Türken und Araber.

Der Weiße Nil liefert an Erzeugnissen vorzugsweise nur Sklaven und Elfenbein. In früheren Jahren tauschte man Elfenbein vorzugsweise gegen Glasperlen, kupferne Ringe und Lanzenspitzen ein, aber durch Konkurrenz sind die schwarzen Stämme mit diesen Artikeln dermaßen überschwemmt worden, daß diese sehr wohlfeil geworden sind, das Elfenbein hingegen im Preise stieg. So bildet jetzt fast allein nur Rindvieh das Tauschmittel in diesem Handel. Nun kann man von Chartum aus das Vieh nicht so weit stromauf bringen, die Kaufleute sind Flußpiraten geworden und treiben ihr Geschäft in folgender Art.

Der Kaufmann sendet von Chartum aus eine Partie von 80 bis etwa 200 bewaffneten Leuten in Segelschiffen aus. Diese sind reichlich versorgt mit Schießbedarf, mit kupfernen Ringen, Glasperlen und dergleichen; damit werden diejenigen Eingeborenen bezahlt, welche das Elfenbein von den Stationen (die oft weit landein liegen) nach den Schiffen bringen.

Sobald diese Kauffahrer oder, richtiger gesagt, Strompiraten, in eine Gegend kommen, wo der eingeborene Stamm viel Rindvieh besitzt, gehen sie an's Land, umzingeln ein Dorf, schießen auf die Einwohner, stecken die Hütten in Brand, tödten die Männer und treiben Vieh, Weiber und Kinder fort. Nun haben sie Vieh als Zahlmittel; die menschliche Beute wird mit Stricken zusammengebunden und nach den Schiffen getrieben. Inzwischen sind ein paar tausend Häupter Rindvieh geraubt, und mit diesen zieht eine starke Abtheilung Bewaffneter nach dem Innern zu solchen Stämmen, welche viel Elfenbein liegen haben. Ist solch ein Stamm schwach, dann macht man nicht viel Umstände mit ihm und nimmt ihm seine Habe fort; ist er stark, dann beginnt man den Tauschhandel und schafft das dadurch erworbene Elfenbein nach den Schiffen.

Aber durch diesen Tauschhandel ist nun der Vorrath an Rindvieh erschöpft. Was sollen die Piraten dann anfangen? Sie wissen Rath zu schaffen, denn sie schließen einen Bund mit irgend einem andern Stamme, welcher mit jenem, der eben sein Elfenbein gegen Vieh vertauscht hatte, in Feindschaft steht. Mit jenem zweiten ziehen die Strompiraten gegen den erstern und nehmen ihm alles Vieh wieder ab. Die eine Hälfte bekommt der neue Verbündete für seinen Beistand; die zweite Hälfte erhält er auch, muß aber dafür Elfenbein geben.

So hat der Strompirat schon zwei Ladungen Elfenbein umsonst, aber nun mangelt es ihm abermals an dem unentbehrlichen Zahl- und Tauschmittel. Er muß wieder Rindvieh haben, schließt also eine neue Allianz mit irgend einem andern Stamm und beraubt seinen letzten Verbündeten. Solchergestalt bekommt er nicht selten durch wiederholten Raub das gestohlene Vieh drei bis vier Mal in seine Hände und bezahlt damit ebenso oftmals Elfenbein, das neben den geraubten Sklaven in den Schiffen geborgen wird.

Nachdem diese Razzias einen guten Ertrag gegeben haben, fahren die Schiffe nach den befestigten Faktoreien, deren diese Piraten-Kaufleute manche in verschiedenen Gegenden besitzen. Sobald Sklaven und Elfenbein dort geborgen sind, segeln die Schiffe wieder fort, um einen neuen Raubzug zu machen, und wenn sie solchergestalt volle Ladung haben, fahren sie nach Chartum zurück. Die Mannschaft erhält den Betrag ihres Soldes in Sklaven ausgezahlt, und zwar in der Weise, daß ihr nur etwa der dritte Theil des Marktwerthes, welchen ein Sklave hat, angerechnet wird; dadurch stachelt man ihre Lust an. Die Sklaven werden losgeschlagen, sobald sich eine passende Gelegenheit darbietet; man legt ihnen Handschellen an, giebt ihnen um den Hals eine Stange, und sie müssen in langer Reihe, zusammengefesselt, gehen.

Die Scheußlichkeiten, welche diese von den Chartumer Kaufleuten ausgeschickten Banditen verüben, spotten aller Beschreibung. Jetzt will ich aber nur die Thatsache selber feststellen und hier nicht auf Einzelnheiten eingehen. Diese Chartumer Halunken sind auf das Menschenjagen so versessen, daß ich mir keine Leute zur Fahrt nach Süden verschaffen kann. Ein Engländer, den sie als einen Gegner dieses Sklavenraubes und Sklavenhandels kennen, bekommt keine Leute. Ich muß bemerken, daß in einigen Fällen auch die britische Flagge auf dem Weißen Nil Sklavenladungen deckt. —

So lautet das Schreiben Baker's, welches wir in der Times fanden. Gleichzeitig lasen wir aber auch einen Brief Lejean's aus Chartum an die Redaktion von Ed. Charton's Le Tour du Monde. Er ist ohne Datum; wir wollen denselben mittheilen, weil Baker's Angaben dadurch bestätigt und vervollständigt werden.

Also Lejean schreibt: — Ich bin in Chartum, wo man mich zu allen Henkern wünscht. Das thut auch der alte T. (— wahrscheinlich Thibault gemeint —), der ganz und gar zum Sudanesen geworden ist. Dieser Feindschaft kann ich entgegenstellen meinen amtlichen Charakter (— L. ist, wie wir früher im Globus mitgetheilt haben, französischer Vicekonsul zu Massawa —), meine Verachtung, welche ich vor jenen Leuten hege, die Theilnahme ausgezeichneter Männer, welche sich auf der Durchreise hier aufhalten, namentlich jene Heuglin's, der eine glänzende Reise in Abessinien gemacht hat, und jene der rechtlichen Leute von der europäischen Kolonie, z. B. der Brüder Poncet und Bolognesi's.

Betrübende Nachrichten! Die Hetzjagd auf Sklaven verzehnfacht die Verbrechen. Jüngst ist eine Landstrecke, etwa so groß wie zwei Drittheile von Belgien, dadurch vollständig zur Einöde geworden.

Mohammed Her und der (arabische) Stamm der Abu Rôf sind über die Denka-Neger hergefallen, die in dem Viereck des Winkels wohnten, welchen das Land zwischen dem Sobat und dem Weißen Nil bildet, und haben keinen einzigen Denka verschont. Als ich an jenem Lande vorüberkam, war es mit Dörfern bedeckt; jetzt ist es eine Wüstenei. Das „Menschenvieh“ war dort in so großer Menge vorhanden, daß auf den Antheil selbst des geringsten Matrosen sechszig Denka-Neger als Prise kamen.

Vor wenigen Tagen hat sich nun auch hier von Chartum aus

ein Gum*) auf Kameelen in Bewegung gesetzt, um in der Gegend oberhalb des Denka-Landes die Sache zu wiederholen.

Der Sudan wird auf diese Art regelmäßig gleichsam abgetrieben oder abgeholzt, förmlich nach Quadraten! Aber wie könnt ihr guten Neger euch nur beklagen? Europa könnte euch freilich mit einem einzigen Worte retten, aber ihr wohnt weit, seid nur Negerpack und der Abolitionismus datirt schon von Anno 1820; er ist verjährt. Europa liest die Lobeserhebungen auf Said Pascha, oder was die Blätter über die kurhessische Angelegenheit sagen, die freilich auch arg genug ist.

Indeß, England schläft nicht. Petherick, der früher auch nicht sauber war (obwohl seine Gegner übertrieben haben), hat Alles durch ein kräftiges Eingreifen wieder gut gemacht. Er hat englische Unterthanen, welche des Sklavenhandels angeschuldigt worden sind, in Eisen legen lassen, seinen eigenen Stellvertreter nicht ausgenommen, und sie sind von ihm nach Kairo geschickt worden, wo ihrer die gesetzliche Strafe harrt.

Dazu gehörte Muth, und manche Leute glauben, daß man deshalb Petherick ermorden werde. Er ist nun in Gondokoro; die Piraten, welche mit dem Stellvertreter unter einer Decke steckten, sind im Aufstand, und Petherick hat von hier aus 120 Mann Verstärkung verlangt. Der panische Schrecken ist in Folge jenes Durchgreifens so stark, daß alle Europäer, mit Ausnahme der beiden Poncet, welche niemals Sklavenhandel getrieben (?), den Weißen Strom verlassen haben. Petherick hat ein mittelmäßiges Buch geschrieben, aber eine große That gethan. — —

Was die beiden Poncet betrifft, so wollen wir bemerken, daß sie, anderen Angaben zufolge, nicht viel besser sind, als die übrigen Chartumer Handelsleute. Wir haben früher ausführlich erzählt, daß diese beiden Leute an Baudey's Zügen betheiligt waren. Lejean ist also wohl für sie wie für Bolognesi parteiisch. Interessant ist aber der Schluß seines Briefes: —

*) Ein Raubkriegszug heißt Ghaswa; der Anführer desselben wird als Aquid, d. h. Edler, bezeichnet; seine Schaar, das Aufgebot, welches er mit sich führt, heißt Gum. A.

Kaiser Theodor (von Abessinien) hat erklärt, daß er gegen Chartum ziehen wolle, und bereits, nach biblischer Art, dem Häuptlinge der Abu Haras angekündigt, daß dieser ihm sein Zelt bereite. Theodor hat die Unello-Gallas bezwungen und will im Oktober an der (sudanesischen, ägyptischen) Grenze sein. Möge Gott ihm beistehen! Er schafft, überall wohin er kommt, den Sklavenhandel ab, und wenn er den Sudan erobert, so kann dieser nur dabei gewinnen.

Chartum muß einmal gehörig ausfegt werden! —

Nachdem wir das Obige geschrieben, lasen wir einen Bericht über die Sitzung der Londoner geographischen Gesellschaft vom 24. November. Eine Mittheilung des englischen Generalkonsuls Saunders in Alexandria meldet, daß Petherick oben am Weißen Nil sich in einer sehr bedenklichen Lage befand; indessen hatte die ägyptische Regierung ihrem Gouverneur des Sudan Befehl ertheilt, Herrn Petherick Beistand zu leisten. Der Bericht erwähnt, daß Speke und Grant auf manche unerwartete Schwierigkeiten gestoßen seien, durch welche ihr Vordringen verzögert wurde. Uebrigens seien gerade jetzt drei englische Damen von Chartum aus den Weißen Nil hinangefahren, und sie könnten möglicherweise die ersten Europäer sein, welche Speke begegnen. Ein Verwandter dieser Damen bemerkte, es sei ursprünglich ihre Absicht gewesen, einige Zeit in Chartum zu verweilen (— allerdings ein höchst wunderlicher Plan für europäische Frauen —), da sie aber keine passende Wohnung gefunden, so hätten sie einen vom Bruder des Vicekönigs zurückgelassenen Dampfer gemiethet, um mit demselben bis Gondokoro hinauf zu fahren.

Briefe dieser Damen bestätigen Alles, was wir oben aus Baker's Berichte mitgetheilt haben, und daß der Sklavenhandel in der schamlosesten Weise im Schwange gehe. Die weißen Frauen haben mehrere Neger freigekauft; als sie den Werth von etwa zehn Pfund Sterling gezahlt hatten, gab ihnen der Sklavenhändler zwei beinahe verhungerte alte Frauen freiwillig mit in den Kauf. Sie waren vom Stamme der Denka.

Eine Trappenjagd in Persien.

Wir haben in einer frühern Nummer eine Jagd auf Hasen und Gazellen geschildert; jetzt wollen wir die Jäger auf einer Trappenjagd begleiten, welche nicht minder reich an Aufregungen ist und dem europäischen Waidmanne viel Neues und Ueberraschendes darbietet. Wir folgen demselben Reisenden, welchem wir die früheren Mittheilungen entlehnten. —

In Teheran trafen wir den Wali (Unterstatthalter) von Kurdistan, welcher in seine Provinz heimkehrte und uns einlud, ihn auf einigen Jagdzügen in der Ebene von Weramin zu begleiten. Auf diesen Antrag gingen wir mit Freuden ein, und unser Abzug aus Teheran geschah mit allem Pomp und Ceremoniell, welche durch das Herkommen ein- für allemal vorgeschrieben sind.

Der Zug wurde von zwei Reitern eröffnet. Der eine (welchen unser Bild in seiner ganzen Stattlichkeit zeigt), trug am Sattelbaum eine kleine Trommel; wenn dieselbe gerührt wird, wissen Menschen und Thiere, daß sie sich versammeln sollen. Das ist ein alter kurdischer Brauch.

Dann folgte der Wali; neben ihm ritten wir Drei, seine europäischen Gäste. Hinter uns kamen fünf Falkeniere, jeder mit einem Vogel auf der Faust, fünf Reiter, deren jeder zwei Windhunde an der Leine führte, dann folgten Büchsen- und Pfeifenträger und zuletzt ein Abdar, dem als Sattel ein Teppich diente, welcher später als Tisch und Tischtuch benutzt wurde. In zwei großen Reisetaschen aus schönem Teppichzeuge führte er allerlei Geräthe bei sich, welche er bei Zubereitung der Speisen nicht entbehren konnte; in einem köcherartigem Gehäuse stak ein Sonnenschirm; an einer Kette hing eine Schale von Kokosnuß, mit welcher unterwegs Wasser geschöpft ward, und an seinem Gürtel baumelten ein Dutzend kleine, mit allerlei Gewürz angefüllte Ledersäcke. Auf dem Rücken hängt, einem halben Panzer vergleichbar, ein mächtiges Kaffeebrett.

Eine zweite Abtheilung des Zuges bestand aus einer Anzahl von Maulthieren, welche mit allerlei nothwendigen Sachen beladen waren. Sie verließen uns aber bald, um nach der Stelle zu gelangen, wo das erste Nachtlager gehalten werden sollte. Ich für meine Person hatte einen Diener, der ein Handpferd und drei Hunde führte.

So zogen wir in die Wüste hinaus. Unsere Hauptabsicht war, Gazellen zu jagen, es verstand sich aber von selbst, daß wir nicht verschmähten, was sich anderweitig auf dem Wege darbot. Unsere Reiter belustigten sich, um die Einförmigkeit des Zuges zu unterbrechen, dann und wann mit Scheingefechten; sie führten eine sogenannte Fantasia auf. Die Falken waren stolz und verhielten sich ruhig, die Hunde bellten oder heulten und zerrten in ihrer Unge-

duld an den Leinen, die Pferde ließen an Munterkeit nichts zu wünschen übrig. Auch war das Wetter schön, und wir Alle befanden uns in heiterer Stimmung. Aber unsere Ungeduld mußten wir zügeln, bis wir in die eigentliche Jagdregion gelangten, die etwa zwanzig Reisestunden entfernt lag.

Am ersten Tage kamen wir nach Weramin und an dessen Ruinen vorüber. Die Hunde des Wali überholten einen armen Hasen und rissen ihn in Stücke; mein Reitknecht, dessen Hunde sehr flink waren, erbeutete einen Fuchs. Am Abend wurde in Weramin dem Wali eine Ehre angethan. Drei Musikanten erschienen, breiteten einen Teppich aus und begannen zu spielen und Lieder zu ihrer Musik zu singen. (Unser Bild zeigt die Gruppe.) Das Tamburin war obligat. Die Pausen wurden mit Erzählungen ausgefüllt. Wir fragten den einen Spielmann, wie er darüber



Persische Musikanten.

denke, daß jetzt so manche Europäer nach Persien kämen, um dort abendländische Wissenschaften und Künste zu verbreiten? Der Mann entgegnete: das sei gewiß sehr zweckmäßig, weil Allah wolle, daß die Menschen etwas lernen; es habe aber mit der Sache doch einen Haken. „Ein Weiser hat erzählt, was einst einem Raben widerfuhr: der Rabe nämlich war seit langer Zeit eifersüchtig auf ein Feldhuhn, das so zierlichen Schritt und Gang hatte. Nun wollte er eben so hübsch gehen, mußte aber nach vielen Versuchen und langen Bemühungen darauf verzichten; er hatte seine eigene Natur beeinträchtigt und obendrein seinen Zweck nicht erreicht; er konnte am Ende nicht einmal mehr so gut gehen wie früher; selbst das hatte er verlernt.“ —

In diesem persischen Gleichnisse liegt hoher Sinn. Man kann die europäische Kultur nicht mit Erfolg verpfropfen, wie das unser abendländischer Civilisationsdünkel thun zu können wähnt. Unser Philosoph Fichte hat das schon vor länger als einem halben Jahrhundert sehr gut hervorgehoben. —

Doch wir wenden uns wieder zu den Reisenden. Sie zogen am andern Morgen von Weramin aus auf die Trappenjagd. Der Hubara, eine kleine Trappenart, ist in jener Gegend sehr häufig. Sobald der Jäger eines Vogels ansichtig wird, nimmt der Falkenier dem Falken die Haube ab und übergiebt ihn dem Herrn, welcher ihn auf seine, mit einem Lederhandschuh bewehrte Faust nimmt. Der Falke hat gefastet; er wittert seine Beute vielleicht schon, bevor noch der Jäger dieselbe erblickt; er starrt nach einer Richtung hin, bewegt den Hals, und der Reiter läßt sein Pferd langsam gehen, bis er selber den Hubara sieht. Dann öffnet er die Finger und läßt den Falken frei, welcher nun wie ein Pfeil dahinschießt. Anfangs fliegt er in horizontaler Richtung, bald aber steigt er in die Luft, um seines Opfers sicher zu sein. Es kommt selten vor, daß ein Hubara ihm nicht zur Beute wird. Er schlägt in den Trappen seine Fänge und dieser stürzt mit ihm zu Boden, wehrt sich aber tapfer, so gut und so lange er kann. Allein der Falke läßt ihn nicht los und sitzt am Ende stolz und triumphirend auf seinem Schlachtopfer, das er gern zerfleischen möchte. Inzwischen sind nun die Jäger herbeigeeilt, um das zu verhindern. Sie finden den Raubvogel in einer Art von wilder Wuth; er rupft dem Hubara Federn aus und hackt in das Fleisch mit unbeschreiblicher Gier hinein. Er soll und darf sich aber nicht vollfressen, weil er dann vorerst nicht weiter zur Jagd gebraucht werden kann; tauglich ist er dazu nur, wenn ihn recht gehungert hat. Aber während der kurzen Zeit, in welcher er den Vogel als seinen Fraß betrachtet und einzelne herausgehackte Fleischklumpen verschlingt, schlägt er heftig mit seinen langen Flügeln und streift den Boden. Dann kommt es vor, daß er sich Federn abbricht und auf lange Zeit unbrauchbar wird. Das wollen aber die Jäger verhindern und deshalb springen sie so rasch als möglich nur herbei. Der Falkenier springt vom Pferde, klemmt den Falken zwischen seine Kniee, verhindert ihn mit den



Kurdischer Jäger.

Schwingen den Boden zu peitschen und hält ein Stück Fleisch hin, um ihn vom Trappen abzulenken. Er darf ihn aber nur allmälig von diesem hinwegziehen.

Ich habe vier Trappen auf solche Art jagen sehen; ein fünfter gehörte einer größern Art an, widerstand dem ersten Anpralle des Raubthiers, brachte diesem eine Wunde bei und entrann. Der kleine Hubara ist ein sehr hübscher Vogel, mit graugelbem, braun durchsprenkeltem Gefieder, einem Busch auf dem Kopf und einer ausgefranzten Halskrause von langen, weißen, schwarz zugespitzten Federn; sein Hals ist lang, sein Schnabel gleicht einem Nagel, die stelzenartigen Beine haben drei Zehen.

Es wurde schon bemerkt, daß der Falkenträger einen starken Handschuh nöthig habe, denn die Fänge des Falken sind mächtig und scharf. Die Haube ist gewöhnlich von brennender Farbe und zuweilen werthvoll geschmückt. Unser Bild zeigt, in welcher Weise sie dem Falken aufgesetzt wird. Ein auf die Gazellenjagd abgerichteter Falke hatte eine solche Haube, an welcher die Oeffnungen für die Augen am Rande mit Perlen besetzt waren. Das Raubthier gewöhnt sich übrigens sehr gut an den Menschen; unterwegs unterhält sich der Träger mit ihm und muntert ihn an, bevor er ihn auf seine Beute losläßt. Nach dem Kampfe schmeichelt er ihm, feuchtet ihm den Schnabel an und glättet ihm die Federn an den Schwingen und am Schwanze.

Manchmal verliert der Falke das Wild aus den Augen; dann ist es Aufgabe der Jäger, ihn durch allerlei Zuruf wieder auf die rechte Spur zu lenken. Wenn er etwa auf einen Baum sich setzt, wird er heruntergeholt, indem man ihm einen Adlerfittig zuwirft, welcher an einem Bindfaden befestigt ist. Hilft das noch nicht, so hält man ihm ein Stück frischen Fleisches vor; dann kommt er, weil ihn hungert.

Die Sandwichsinseln und die Walfischfänger in der Südsee.

Die Zahl dieser letzteren hat sich seit einigen Jahren vermindert, weil der Fang nicht ergiebig ausfiel, und dadurch sind die Interessen der Sandwichs-Inseln (Hawaii-Gruppe) empfindlich berührt worden. Die Schiffer betrachteten die Inselgruppe als einen Sammelplatz und Erfrischungspunkt, wo sie neu sich ausrüsteten, und wir erinnern uns, gelesen zu haben, daß im Hafen von Honolulu auf der Insel Oahu einst nicht weniger als 89 Walfischfahrer beisammen lagen. Die Ausrüstung solcher Schiffe griff in das ganze Verkehrsleben der Inseln ein, ja bestimmte dasselbe. Nun ist durch die plötzliche Verminderung und das theilweise Ausbleiben dieser Flotte ein Stillstand eingetreten, der aber wohlthätige Folgen haben wird. Man hat nämlich angefangen dem Ackerbau und der Viehzucht eine größere Ausdehnung zu geben, und dadurch werden die wirthschaftlichen Verhältnisse selbständig. Besonders hebt sich der **Zuckerbau**, für welchen die Hawaii-Inseln trefflich geeignet sind. Während sie 1860 erst 1,111,271 Pfund Zucker ausführten, betrug der Export 1861 schon 2,562,198 Pfund, also über eine Million Pfund mehr. Beträchtlich ist auch die Zunahme der Ausfuhr von **Wolle**, welche von 70,000 auf 119,000 Pfund stieg. Auf allen Inseln werden neue Zuckerpflanzungen angelegt. Im Jahre 1861 hat man auch mit dem **Reisbau** begonnen; der Reis giebt in jedem Jahre **zwei** Ernten, und die Waare ist vorzüglich. Auch **Baumwolle** gedeiht. Nicht unbedeutend ist die Ausfuhr von **Tripang** (Biche de Mer), welcher den Chinesen für eine Leckerei gilt, gleich dem **Fungus**, von welchem 1861 nahe an 100,000 Pfund exportirt wurden. Er wächst auf den Bäumen der Urwälder Hawaiis. Wichtig ist auch der Anbau des **Kaffees**, aber jahrelang war derselbe von einer Plage heimgesucht: Insekten überzogen die Bäume und nahmen ihnen alle Kraft. Der Kaffee von den Sandwichs-Inseln ist sehr gut. Andere Ausfuhrartikel sind Salz, Hörner und Kokusnußöl, das von Fannings-Eiland kommt.

Mit Kalifornien und Oregon wird von Honolulu nach San Francisco eine regelmäßige Packetschifffahrt unterhalten. Viele von dem letztern Hafen nach China und Japan bestimmte Schiffe laufen Honolulu an, um Wasser und Lebensmittel oder Fracht einzunehmen. Die Fahrzeuge der zwischen China und Kalifornien projektirten Dampferlinie werden bei Honolulu einen Hauptanhalte- und Kohlenplatz haben. Nach dem **Amur** besteht von Honolulu aus eine, jetzt noch nicht ganz regelmäßige, Verbindung. Die von San Francisco nach dem Amur bestimmten Schiffe laufen dort an und bringen aus Asien eine große Menge von gesalzenem Lachs mit. Die russisch-amerikanische Kompagnie will von ihrer Hauptniederlassung **Sitka** (Neu-Archangel) aus regelmäßige **Eissendungen** nach Honolulu, von 1863 an, machen.

Ein Bericht des preußischen Konsulats zu Honolulu bemerkt, daß auf den Inseln der Mangel an Arbeitskräften immer mehr fühlbar werde, und sagt: „**Es ist eine erwiesene Thatsache, daß die Hawaiische Rasse im Aussterben begriffen ist.**“

Diese Thatsache läßt sich leider nicht in Abrede stellen: wir haben darüber schon vor mehreren Jahren Betrachtungen angestellt. Wir sagten in einer Abhandlung über **das Erwachen der Südsee** Folgendes: —

„**In der Südsee wirkt der Contakt zwischen dem weißen und dunkelgefärbten** Menschen, sei er braun oder schwarz, nicht minder **zersetzend und auflösend**, wie bei den Wald- und Prairie-Indianern Nordamerikas. In Australien und Tasmanien verschwindet der Eingeborene; auch auf Neuseeland, das kaum noch hunderttausend Maoris zählt, nimmt die Volkszahl rasch ab; auf der **Hawaii-Gruppe** ist sie seit Cook's Tagen um **vier Fünftel zusammengeschwunden**; auf Tahiti zeigt sich dasselbe und auf den übrigen Inseln beobachtet man dieselbe Erscheinung.“

„**In Polynesien hat der Andrang der Weißen kaum erst begonnen, und doch tritt es schon klar zu Tage, daß alle diese Polynesier rettungslos dem Untergange geweiht sind.** Das Verhängniß will seine Erfüllung haben und läßt sich nicht abwenden; alle Bemühungen, dem Verlaufe der Dinge Stillstand zu gebieten, werden vergeblich sein.“

„Die Polynesier mit ihrer halben oder völligen Barbarei sind durch die Europäer und Nordamerikaner aus dem Gleichgewichte geworfen worden. Das Alte ist unwiederbringlich dahin, und das Neue vermögen sie, ihrer ganzen Beschaffenheit nach, nicht zu bewältigen. Sie nehmen es an und auf, aber es bleibt ihnen **innerlich** theils ganz fremd, theils wird es ihnen nur bis zu einem gewissen Grade verständlich.“

„Ein schlimmerer Feind als die Blattern sind die starken Getränke, und die Bemühungen der Missionäre, dieses Gift von ihnen fern zu halten, können immer nur bis zu einem gewissen Grade von Erfolg sein.“

„Aus dem Zusammenleben der verschiedenen Rassen entsteht **eine Mischung, welche mit allen Mängeln der Halbschlächtigkeit behaftet ist. Die Natur hat dergleichen Blendlinge überall nur ungern**, und vervielfältigt sie aus ihnen selbst heraus, zuerst mit Widerwillen, bis sie ihnen endlich

meist schon in der vierten Generation, die Zeugungs- und Säugungsfähigkeit entzieht. Mischlinge, welche fortbestehen wollen, müssen sich stets Zuschuß aus den reinen, nicht hybriden, Schlägen holen. Aber in der Südsee nehmen die Dinge einen solchen Verlauf, daß diese Blendlinge vor dem weißen Menschen verschwinden werden; er zersetzt und vernichtet auch sie."

„Das braune Menschenelement, der Urtypus wie der Mischling, ist im Abzuge, und wenn noch nicht unser Jahrhundert, so doch sicher eins der nächsten, wird den Tag sehen, an welchem der letzte ureingeborene Polynesier verschwindet. Gleich den braunen Menschen werden auch die schwarzen Stämme untergehen, vielleicht in weniger friedlicher Weise."

„Aber verenden werden sie alle an der ihnen zugebrachten europäischen Civilisation. Die Zukunft der Südsee ist dem weißen Menschen und seinem Verkehr gesichert. (Geographische Wanderungen, von Karl Andree, Dresden 1859, Theil II, S. 319 ff.)

Verpflanzung der Fieberrinde aus Südamerika nach Ostindien.

Der Bedarf an Fieberrinde ist ungeheuer. In den letzten Jahren sind allein in England durchschnittlich 4,200,000 Pfund eingeführt worden. Die amerikanischen Chinchona-Wälder Neu-Granadas, Ecuadors, Perus und Bolivias können kaum genug liefern, und jetzt kommen etwa 3 Millionen Pfund zur Ausfuhr. Man fragt ängstlich, wie lange sie überhaupt noch einen auch nur mäßigen Bedarf von diesem nun unentbehrlichen Arzneimittel werden liefern können. Die Chinchonapflanzen bilden nicht etwa ganze Wälder, sondern stehen vereinzelt, und beim Sammeln der Rinde nehmen die Indianer nicht die mindeste Rücksicht. Der hohe Preis der Waare veranlaßt die Leute, dieselbe auch in den abgelegensten Gegenden aufzusuchen. Mancher Cascarillero (Rindensammler) hat dabei in den Wildnissen sein Leben eingebüßt.

Aber es steht zu befürchten, daß auch diese fern im Innern von Peru und Bolivia liegenden Gegenden in nicht gar langer Zeit erschöpft sein werden, und dort die heilsame Pflanze ausgehe, wie der Moa auf Neu-Seeland oder der Vogel Dodo-Dronte auf der Insel Mauritius. Die Cascarilla ist das einzige sichere, ganz specifische Mittel gegen manche Arten von Fieber, und die Aerzte kennen keinen Ersatz. Was für ein maßloses Unglück, wenn die Chinchona ausginge! (S. übrigens S. 221.)

Die spanische Kolonialverwaltung war schlecht und auf Plusmacherei gestellt. Aber auch selbst in Bezug auf diese zeigte sie sich kurzsichtig. Schon vor länger als hundert Jahren machte Ulloa darauf aufmerksam, daß die Schonung der Cascarilla geboten sei; Jussieu, Ruiz, Pavon, Alexander von Humboldt wiederholten eindringlich diese Mahnung, die Wälder, in welchen die Pflanze sich findet, unter besondere Obhut zu nehmen. Die spanische Krone achtete nicht darauf, und die elenden Regierungen der sogenannten Republiken Peru und Bolivia dachten bis auf den heutigen Tag nicht daran, einen Schutz zu gewähren, der doch so bringend nöthig ist.

Das Quinin wird nun mit Gold aufgewogen; der Verbrauch steigt. Eben jetzt, während des Krieges in Nordamerika, ist der Bedarf größer als je, und England verausgabt allein für seine Armee in Indien jährlich vierzigtausend Pfund Sterling, um die Apotheken mit Quinin zu versorgen. Nun ist klar geworden, daß gegenüber der, man kann wohl sagen, verbrecherischen Sorglosigkeit der südamerikanischen Regierungen etwas Durchgreifendes geschehen mußte, um der Welt ein so wichtiges Arzneimittel auch für die Folgezeit zu erhalten; man durfte nicht mehr, wie seither, der Natur Alles allein überlassen. In Deutschland, Holland und England haben seit langer Zeit Männer der Wissenschaft darauf gedrungen, die Chinchona nach Ost- und Westindien zu verpflanzen, aber auch die europäischen Regierungen waren lange Zeit für einen so zweckmäßigen Rath nicht zugängig und hatten taube Ohren.

Endlich, im Jahre 1852, machte die niederländische Regierung einen Anfang und ließ Chinchonapflanzen nach Java bringen. Unglücklicherweise war aber die Art, welche man bekommen hatte, eine der am wenigsten werthvollen, nämlich die Chinchona Pahudiana, und die Versuche mit anderen Arten wollten anfangs nicht gedeihen. Allmälig stellten sich jedoch bessere Ergebnisse heraus; auch die englisch-indische Regierung wurde aufmerksam und beauftragte einen tüchtigen Mann, Clements R. Markham, Chinchonapflanzen aus Peru zu holen und dieselben nach Indien zu übersiedeln.

Markham hat sich seines Auftrags glänzend entledigt, und in seinen „Travels in Peru and India, while superintending the Collection of Chinchona plants and seeds in South America, and their introduction into India", ausführlich erzählt, welchen Mühseligkeiten und Gefahren er sich unterzog, um seinen Auftrag auszuführen. Wir haben das vor Kurzem in London erschienene Buch noch nicht erhalten, finden aber im Athenäum eine Besprechung desselben, welcher wir die nachfolgenden Notizen entlehnen.

Markham hatte durch sein Werk: „Cuzco und Lima" seine gründliche Kunde über die Verhältnisse von Peru und Bolivia gezeigt; er spricht nicht blos spanisch, sondern, was von viel größerm Belang war, auch das Quechua, diese altperuanische Sprache, welche von den Indianern geredet wird.

Am 2. März 1861 landete er in Islay, welches die Leser des Globus jüngst kennen gelernt haben (S. 129 ff.) und zog von dort so rasch als nur möglich nach dem Innern. Ueber seine eigentlichen Absichten durfte er nicht das Mindeste verlauten lassen, denn die peruanische Regierung war voll Argwohn und wollte keine Chinchonapflanzen oder Samen aus dem Lande lassen. Schon dem deutschen Botaniker Haßkarl, welcher im Auftrage der niederländischen Regierung nach Peru gekommen war, hatte sie alle möglichen Hindernisse in den Weg gelegt. Deshalb mußte Markham doppelt vorsichtig sein. Glücklich gelangte er über Arequipa und Puno nach Crucera am östlichen Abhange der Andes, recht eigentlich in das Herz der Chinchona-Region, bevor noch irgend ein Verdacht rege geworden war.

In Sandia traf er Vorbereitungen zu einer Wanderung in die Urwälder und kaufte Lebensmittel an, weil er weiterhin dergleichen nicht mehr haben konnte. Seine Begleitung bestand aus vier Indianern, von denen aber einer bald fortlief, dem Gärtner Weir und einem Mestizen. Nun gelangte er in eine Gegend, deren großartige Scenerie ihn entzückte, allein die Pfade waren schlecht und gefährlich, denn sie führten bald an fürchterlichen Abgründen hin, bald über steile Höhen und sehr oft mußten Flüsse durchwatet werden. Endlich gelangte Markham bis an die äußerste Grenze der Gesittung, in das Thal von Tampobata, wo ein alter freundlicher Bolivianer, Don Juan de la Cruz Gironda, eine Niederlassung hatte. Nun befand sich der Reisende im Mittelpunkte der Region, in welcher die werthvolle Chinchona Calisaya steht. Der Pflanzenwuchs war ungemein üppig in diesem heißfeuchten Thal. Im Januar und Februar regnet es dort unaufhörlich und die Sonne kommt gar nicht zum Vorschein; März, April, Oktober, November und December sind nicht viel besser, und das ganze Jahr hat nur drei trockene Monate.

Markham fand einen Cascarillero Namens Martinez, mit

welchem er in der Quechuasprache verkehrte; dieser begleitete ihn in die Wälder, welche nie zuvor ein Europäer betreten hatte, in denen Bären und Jaguare hausen, und wo Markham, so lange seine Lebensmittel ausreichten, eifrig Pflanzen sammelte. Er erzählt Folgendes.

Die Wurzeln breiteten sich auf dem Gestein aus, einem metamorphischen Thonschiefer, ohne Fossilien, etwas glimmer- und eisenhaltig; er wird durch das Wachsthum der Pflanzen leicht in dünne Platten zerbrochen. An diesem Standorte war die Chinchona Calisaya häufiger als an allen anderen Stellen, welche ich gesehen hatte. Oben auf der Kette hatten sich zwei Bären sorgsam ein behagliches Lager bereitet. Von dort hatten wir eine weite Ausschau über die Windungen, welche der Fluß machte und die waldbedeckten Berge an seinem jenseitigen Ufer. Auf diesen Bergen bemerkten wir ein paar lange, kahle Stellen, fürchterliche Erdfälle, welche im Walde keineswegs selten vorkommen. Dann stürzen gewaltige Felsmassen, mächtige Bäume und Gesträuche mit gewaltigem Krachen herab. Ich bemerkte eine sehr schöne weiße Stephanotis, die über das Gestein kroch. Nach einem sehr anstrengenden aber gelungenen Tagewerke kehrten wir am Abend bei heftigem Regen nach unserm Lager zurück, wo freilich inzwischen die Lebensmittel ausgegangen waren. Am 7. Mai suchten wir noch einige Brotkrumen aus den Säcken zusammen, dann aber starrte uns die Hungersnoth an und wir mußten sofort den Rückweg antreten. Die Pflanzen wurden sorgfältig in Moos verpackt und in zwei Matten gelegt. So hatte ich etwa zweihundert Chinchona-Pflanzen. Es war keine leichte Arbeit, diese fünfthalb Fuß im Umfang haltenden Mattenbündel auf so schlüpfrigen und gefährlichen Pfaden zu tragen; Herr Weir fiel dabei einmal in einen Fluß. —

Bei Gironda fand Markham nur spärliche Vorräthe, was ihn jedoch weniger kümmerte, als ein Brief des Alcalden der Ortschaft Quiaca, der ihm verbot, Pflanzen oder Sämereien mitzunehmen, „denn das werde des Landes Ruin sein." Gironda besorgte für seine Person Unannehmlichkeiten und rieth seinem Gaste, die ganze Sammlung von Pflanzen, welche nun 529 Stück betrugen, wegzuwerfen. Diesen freundlichen Rath befolgte Markham natürlich nicht, machte sich aber so rasch als möglich aus dem Staube, weil inzwischen das Volk gegen ihn aufgewiegelt worden war.

Markham nahm seine Zuflucht zur List. Er sandte den Gärtner Weir nach Crucera, während er selber mit den Pflanzen über die eisigen Höhen der Cordillera entfloh. Ein Beamter, Don Manuel Martel, hatte in Crucera aufgepaßt und war wüthend, daß seine Beute ihm entgangen war. Markham erreichte glücklich den Hafenplatz Islay am 1. Juni, und verpackte dort seinen kostbaren Schatz so sorgfältig als möglich in Ward'sche Kisten. Die Zollbeamten in Islay erklärten indessen, es sei nicht erlaubt, Chinchonapflanzen auszuführen, und so mußte erst noch von der Regierung in Lima ein Befehl erwirkt werden, welcher die Verladung und Wegführung gestattete. Zu guter Letzt sollte noch ein Bubenstück ausgeführt werden; denn von peruanischer Seite wurde ein Mann gedungen, heimlicher Weise bei Nachtzeit Löcher in die Kisten zu bohren, heißes Wasser hinein zu gießen und auf solche Weise die Pflanzen zu tödten. Glücklicherweise wurde der Anschlag vereitelt und Markham segelte ab. —

Wir wundern uns, weshalb man nicht der erbärmlichen peruanischen Regierung ohne Weiteres gesagt hat: „Du wirst durch Deine klägliche Nachlässigkeit großes Unheil über die Welt bringen; diese bedarf des Quinin, wir wollen Chinchonapflanzen haben; wir werden Leute schicken, um sie zu holen, und wenn du ihnen Hindernisse in den Weg legst, so bombardiren wir dir deine Häfen." Das sieht scheinbar gewaltthätig aus, wäre aber in diesem Falle durchaus gerechtfertigt, und eine bloße Drohung wäre sicherlich genug gewesen, um selbst peruanische Kreolen zu Verstande zu bringen.

Die indische Regierung machte einen Fehler durch übel angebrachte Knauserei. Markham hatte ihr dringend gerathen, an der südamerikanischen Küste einen Dampfer bereit zu halten, damit er sofort die Pflanzen nach Indien so rasch als möglich bringen könne. Aber ein Dampfer war nicht da. Die Pflanzen gingen also aus Peru über Panama nach England und von dort mit der Ueberlandpost durch Aegypten, über das Rothe Meer, nach Indien!!

Markham hat nun auch Pflanzen und Samen von einigen seiner Agenten, Spruce und Prittchett, welche in anderen Gegenden für ihn thätig waren und von der niederländischen Regierung erhalten worden. Nun hat er Chinchonapflanzungen in Indien auf drei verschiedenen Punkten angelegt: auf Ceylon, in den Nilgheris und bei Darschiling am Himalaya. Er hat die Oertlichkeiten selber ausgewählt und giebt auch in dieser Hinsicht ausführliche Erläuterungen, welchen eine Aufzählung der in Indien einheimischen Pflanzen, die gegen Fieber angewandt werden, beigefügt ist.

* * *

Wir wollen einige Bemerkungen hersetzen. Die Fieberrinde, welche oft ganz unrichtig als Chinarinde bezeichnet wird, erhielt den Namen Chinchona nach der durch dieses Mittel von einer Krankheit geheilten Gemahlin des spanischen Vicekönigs von Peru, 1638, des Grafen Chinchon. Die Indianer kannten die Heilkraft der Rinde; sie wurde aber den Spaniern lange verheimlicht. Chinchon nahm 1640 eine Quantität dieser Rinde nach Europa mit, und von nun an wurde sie ein officinelles Mittel gegen das Fieber. Man bezeichnete es lange Zeit als Pulver der Gräfin, auch wohl Jesuitenpulver, weil die Jesuiten 1649 eine große Menge nach Rom geschickt hatten. Kardinal Lugo vertheilte viel davon an die Armen; die Reichen wogen das „Kardinalpulver" mit Gold auf. Gegen Ende des siebenzehnten Jahrhunderts kostete die Dosis Chinchonapulver einen Louisd'or. Die protestantischen Aerzte sträubten sich lange gegen die Anwendung eines katholischen Pulvers!

Diesen letztern Punkt hat Humboldt in seinen „Ansichten der Natur" II, S. 372 hervorgehoben. Das Städtchen Loxa, sagt er, hat der wirksamsten aller Fieberrinden den Namen gegeben: Quina oder Cascarilla fina de Loxa. Sie ist das köstliche Erzeugniß des Baumes Chinchona Condaminea; er wurde früher in der irrigen Voraussetzung, als käme alle China des Handels von einer und derselben Baumart, Chinchona officinalis genannt.

Sebastian Badus behauptete, sie sei schon 1632 nach Alcala de Henares, oder 1640 nach Madrid gebracht worden.

Die vortrefflichste China von Loxa wächst zwei bis drei Meilen südöstlich von der Stadt auf Glimmerschiefer und Gneiß, in den Höhen zwischen 5400 und 7200 Fuß. Man schlägt den Baum während der ersten Blütezeit, das heißt im vierten oder siebenten Jahre, je nachdem er aus einem kräftigen Wurzelsprößling oder aus Samen entstanden ist. Humboldt bemerkt: „Mit Erstaunen vernahmen wir, daß zur Zeit meiner Reise jährlich um Loxa auf königliche Rechnung nur 110 Centner Fieberrinde von der C. condaminea durch die China-Sammler (Cascarilleros oder China-Jäger, Cazadores de Quina), eingebracht wurden. Nichts von diesem herrlichen Produkte kam damals in den Handel, sondern der ganze Vorrath wurde über den Südseehafen Payta um das Kap Horn nach Cadiz für den Gebrauch des Hofes geschickt. Um diese geringe Zahl von 11,000 spanischen Pfunden abzuliefern, fällte man jährlich acht- bis neunhundert Chinabäume. Die älteren und dickeren Stämme wurden immer seltener; aber die Ueppigkeit des Wuchses ist so groß, daß die jüngeren, jetzt benutzten, bei kaum 6 Zoll Durchmesser oft schon 50 bis 60 Fuß Höhe erreichen. Der schöne Baum, mit 5 Zoll langen und 2 Zoll breiten Blättern geschmückt, strebt immer, wo er im wilden Dickicht steht, sich über die Nachbarbäume zu erheben. Das höhere

Laub verbreitet, vom Winde stark bewegt, einen sonderbaren, in großer Ferne erkennbaren röthlichen Schimmer. Die mittlere Temperatur in den Gebüschen von C. condaminea oscellirt zwischen $12^1/_2$ und 15° R., das ist ungefähr die mittlere Jahrestemperatur von Florenz und der Insel Madeira." —

Auch Pöppig hat in seinem berühmten Reisewerke manche Nachrichten über die Cascarilla. Er weis't nach, daß die Aufsuchung und der Handel mit dieser Fieberrinde die Ursache zu Ansiedelungen in den wilden Bergen von Chinchao und Cuchero gab. Diese „Sorten von Huanuco" kamen etwa 1785 zuerst in den Handel und Unternehmer aus Biscaya verdienten daran große Summen; aber gewissenlose Spekulanten ließen sich schon damals Verfälschungen zu Schulden kommen, indem sie die ächten Rinden aus der Gegend von Huanuco mit anderen geringeren vermischten, z. B. mit solchen aus Bolivia. Die großen Grundbesitzer theilten die Cascarillaforsten in Schläge, welche abgetrieben wurden. Pöppig klagte, vor nun dreißig Jahren, über das „Raubgewerbe". Bei einiger Vorsicht, meint er, würden die verschiedenen Chinchonabäume nie ausgerottet werden, wie Manche, aus Unbekanntschaft mit ihren Eigenthümlichkeiten, wohl fürchteten. Man habe blos die Vorsicht zu beobachten, den Stamm möglichst nahe an der Wurzel abzuhauen; dann könne man des Nachwuchses sicher sein. Um Cuchero, in einer milden Gegend, kann man die jungen Stämme schon nach sechs Jahren fällen; in kälteren Gegenden, in der der Puna benachbarten Region der Cejawälder, wo eine sehr wirksame Rinde wächst, sind zwanzig Jahre erforderlich.

Kleine Nachrichten.

Burton und Du Chaillu. Konsul Burton ist aus Fernando Po auf einige Zeit nach Europa zurückgekommen und erhebt seine Stimme in der vielbesprochenen Gorillasache in der Times vom 23. December. In manchen Dingen, sagt er, bin ich mit Du Chaillu nicht einverstanden, aber es läßt sich noch darüber streiten, ob das Recht auf meiner oder seiner Seite sei. Ich will nur Folgendes bemerken. Ich verweilte drei Wochen in der Gegend am Gabun, ging während dieser Zeit bis zum Kap Lopez und erforschte den südöstlichen Arm des Stromes weiter aufwärts als irgend ein Reisender vor mir gethan. Nun muß ich eingestehen, daß ich seitdem eine höhere Meinung von Du Chaillu bekam, als ich bis dahin gehabt. Die Mpongue (Eingeborene) nennen ihn Mpolo, d. h. den dicken Mann, und rühmen ihn als einen ausgezeichneten Jäger. Kein Mensch, ein neidischer Europäer etwa ausgenommen, zweifelt daran, daß er Gorillas geschossen habe. Das will doch etwas sagen, denn wir drei Engländer: Levison, Winwood Reade und meine Wenigkeit, wir haben keine geschossen. —

Ein Ersatzmittel für die Chinarinde. An einer andern Stelle haben wir erzählt, wie große Mühe man sich gegeben hat, die Chinchona-Pflanze aus Peru nach Indien zu verpflanzen. Jetzt lesen wir, daß gerade in diesem letztern Lande ein Ersatzmittel bekannt geworden sei. Die Pariser Akklimatisations-Gesellschaft hat nämlich einen Kasten mit Samen von Caesalpina Bonducella aus Indien erhalten; in dem Begleitschreiben sagt Dr. Hager, daß diese Pflanze als ein Specificum gegen intermittirende Fieber betrachtet werde. In Bengalen nennt man sie Ratha: sie ist eine kleine kriechende Pflanze, bildet eine Nuß mit sehr bitterm Kern und dieser besitze die Eigenschaften der Chinchonarinde (China, Quinin, Cascarilla) in sehr hohem Grade. Nur habe sie außerdem noch die gute Eigenschaft, daß sie öffnend wirke, und das ist für tropische Gegenden, wo die Leber so stark afficirt wird, ein großer Vorzug. Man zerquetscht eine Nuß, setzt drei oder vier Pfefferkörner hinzu und nimmt davon täglich vier bis fünf Mal mit Scheretta-Thee (einem Ausguß von Gentiana cherayita), und dieses Mittel hat sich, wie der Bericht meldet, so wirksam erwiesen, daß die europäischen Aerzte in Indien wahrscheinlich bald die Chinarinde ganz bei Seite lassen werden. Scheretta ist eine Art Gentiane, welche auf den Bergen am Ganges wächs't und auf allen Bazaren Bengalens verkauft wird. Ihre fiebervertreibende Kraft ist weit stärker als jene unserer europäischen Gentiana lutea. Von den indischen Aerzten wird sie auch als stärkendes Mittel angewandt, und als Pulver, vermischt mit Gewürzen, in Kastoröl gegeben; äußerlich wendet man sie gegen Wasserbruch an; auf Amboïa innerlich gegen die Würmer, die Wurzel gegen Magenschwäche. In Aegypten werden die Nüsse als Amulete am Halse getragen. Diese Nüsse werden von den Meeresströmungen weithin getragen, z. B. an die Küsten von Schottland, wo man sie als Molukka-Bohnen bezeichnet. Man meint, daß die Pflanze in Algerien und Südfrankreich gedeihen könne.

Neue Gespinnst-Pflanzen. Diese fangen an eine große Rolle in der deutschen Industrie zu spielen. Die Rhea oder das chinesische Grastuch aus Ostindien ist verwendbar für die Papierfabrikation und zu Tauwerk. Für die europäische Seilerei dürfte auch die Faser der Bananen von Bedeutung werden. Die größte Beachtung verdient die brasilianische Seiden-Baumwolle; dieselbe wird aus dem Flaum der Samenknospen verschiedener Bäume und Sträucher gewonnen; sie ist zuweilen gelblich, sieht der Baumwolle sehr ähnlich und ist für die Papierfabrikation, dann für Schießbaumwolle jedenfalls ganz geeignet, obschon zum Verspinnen manchmal zu spröde. Die Tropenländer bringen eine unermeßliche Menge von dieser Seidenbaumwolle hervor.

Eine amerikanische Pflanze, die Agave americana (Aloë), liefert ein ausgezeichnetes Surrogat für Roßhaar und Schweinsborsten und kommt in der Bürstenfabrikation und bei der Polsterung von Möbeln immer mehr in Aufnahme. Zum Behufe der industriellen Verwerthung dieses neuen Rohstoffes hat sich in England eine Aktien-Gesellschaft gebildet. Seit fünf oder sechs Jahren verwenden die englischen Hutmacher und Papierfabrikanten ein spanisches Binsengras, Esparta oder Alfa genannt; es wird massenhaft aus Spanien eingeführt. Die Franzosen haben ebenfalls ein aus dem Pflanzenreiche gewonnenes „Roßhaar", sie nennen es „crin végétal" und bereiten es aus dem Baste der in Algerien heimischen Chamaerops humilis. In derselben französischen Kolonie weiß man den Bast der zwei Pflanzen Alfa und Diss zu mannigfaltigen industriellen Zwecken, als Dachdeckung, Packleinwand, Säcke, Matten u. s. w. zu verwenden; auch findet der Bast der Alfa großen Absatz in den Papiermühlen des Mutterlandes.

Ferner verarbeiten die Franzosen den Bast einer Species von Lecythis zu Hülsen von Cigaretten. In der französischen Kolonie Réunion werden jährlich nicht weniger als 3,000,000 Zucker- und Kaffeesäcke aus den Blättern einer Species des Schraubenbaumes verfertigt; die alten Säcke wandern in Frankreich nach der Papiermühle.

Die englischen Papierfabrikanten importiren ein ähnliches Material, nämlich die Zuckersäcke aus Manila. Die Neapolitaner fangen an, aus den Fasern einer Pflanze (Coronille emerus) gute Zwirne und Tuche herzustellen; sie haben ferner gelernt, aus den Zweigen der Weide ein wunderbar schönes Geflecht zu verfertigen, welches dem feinsten Strohgeflecht ähnlich sieht. Die Spanier brachten in London einen sogenannten Palmenhanf zur Ausstellung, der aus der Gegend von Karthagena und Almeria von dem dort vorkommenden Palmenbaume gewonnen wird.

Besonders reich an Surrogaten für Baumwolle, Flachs und Hanf ist Ostindien. Doch sind dieselben für jetzt von untergeordneter Bedeutung, da es hauptsächlich darauf ankommt, die Produktion der echten Baumwolle dort in Aufschwung zu bringen. Man schätzt die gegenwärtige Baumwollernte Ostindiens auf jährliche 3000 Millionen Pfund, wovon jedoch ein großer Theil im Inlande selbst verarbeitet wird. Die Flocke ist gröber und kürzer als die amerikanische und würde eine sehr verbesserte Bearbeitungsmethode erheischen, wenn sie die amerikanische ersetzen soll. Die Engländer sind bereits energisch an's Werk gegangen, um den Rohstoff, ohne welche ihre Industrie nicht leben kann, auf eigenem Boden zu erzielen. „König Baumwolle" bleibt allgewaltig, wie er war; aber er soll fortan nicht mehr als Geißel für politisches Wohlverhalten in den Händen der Yankees sich befinden, sondern sein Domicil an den Ufern des Indus und Ganges aufschlagen. Die Eröffnung des Suezkanals würde die Baumwoll-Sendungen aus Ostindien sehr beschleunigen, aber nicht wohlfeiler machen.

Oesterreich besitzt keine von den bisher erwähnten Surrogat-

Gespinnstpflanzen. In Preußen erzeugt man aus den Fasern der Tannen- oder Fichtennadel ein Material, welches unter dem Namen Waldwolle zur Füllung von Matratzen verwendet selbst zu Stoffen verwebt wird. Durch den eigenthümlichen Geruch dieser Wolle sollen die Betten von Insekten verschont bleiben. Auch verdient die Bearbeitung der Weiden-, Pappel- und Lindenhölzer Erwähnung, obschon dieselben keinen eigentlichen Faserstoff liefern. Man verarbeitet dieselben in Böhmen zu Geflechten und verfertigt daraus allerlei Bekleidungsstücke, als Hüte, Kappen, Beinkleider, Röcke, die recht hübsch aussehen und sehr billig sind.

Außereuropäische Thiere nach unserm Erdtheil übersiedelt. Die Londoner Akklimatisations- (Eingewöhnungs-) Gesellschaft hat neulich wieder eine Summe von 150 Pfund Sterling bewilligt, um australische Thiere nach England zu verpflanzen. Sie will jetzt einige Wonga-Wonga und Tauben mit broncefarbigen Schwingen kommen lassen; sodann auch Wombats und Stockfische vom Murray. Der bekannte Thierübersiedler Wilson zu Melbourne in Australien will der Londoner Gesellschaft alle Maschinen und Vorrichtungen, welche sich für solche Thierreisen zweckmäßig erwiesen haben, willig überlassen. Von Berlin erhalten die Londoner Fische, insbesondere den Zander (Lucio perca), und die Australier wollen sich im Frühjahr 1863 eine Ladung unserer Sperlinge aus der Gegend von Leipzig kommen lassen. Dr. Schlegel in Altenburg hat sehr richtig darauf aufmerksam gemacht, daß diese Jahreszeit unzweckmäßig sei, und daß es besser gewesen wäre, die Sperlinge im Herbste, nach der Brutzeit, fortzuschicken. Die chinesischen Schafe bewähren sich in England sehr gut. Lord Powerscourt theilt mit, daß ein Schaf gleichzeitig vier Lämmer bekommen habe. Puter aus Honduras, welche im September angekommen sind, haben 20 Eier gelegt; neun davon sind ausgekommen, und sieben Junge leben. Aus Algier hat man eine Menge von Pflanzen und Sämereien gebracht und hat diese vertheilt. Die Dioscorea Batatas ist in fettem, leichtem Boden gut gediehen. Auch mit dem Sorgho-Zuckerrohr will man in England Versuche machen.

Rennthiere in der Schweiz. Im Kanton Graubünden, im Ober-Engadin, wo theilweise das Klima jenem des nördlichen Finnland ähnelt und wo isländisches Moos, die Hauptnahrung der Rennthiere, in Menge wächst, gedenkt man die letzteren einzuführen. Ein Norweger aus Tromsö hat dazu seine Mitwirkung angeboten.

Bergwerks- und Hütten-Betrieb in Preußen. Die Ergebnisse desselben haben sich im Jahre 1861 quantitativ beträchtlich vermehrt, und in einigen Landestheilen trug die Vollendung wichtiger Schienenwege wesentlich zur Belebung des Bergbaues bei. Das gilt insbesondere von der Verbindung der Eisenerzreviere von Siegen und Wetzlar mit dem Rhein und der Ruhr. Die Zeitschrift für das Berg-, Hütten- und Salinen-Wesen im preußischen Staate bringt über Betrieb und Ertrag ausführliche Mittheilungen, denen wir einige Angaben entlehnen.

Die Zahl der Bergwerke betrug 2690, das Quantum ihrer Erzeugung 83,908,892 Tonnen und 10,520,175 Centner, zusammen in einem Werthe von 31,353,523 Thalern. In diesen Werken waren 116,524 Arbeiter beschäftigt; deren Frauen und Kinder betrugen an Zahl 208,190 Köpfe.

Sehr bedeutend ist die Steinkohlenförderung: 152 Werke lieferten 58,896,261 Tonnen im Werthe von 21,808,326 Thalern; sie beschäftigen 68,229 Arbeiter.

Die Zahl der Braunkohlenwerke betrug 431; die Förderung 22,137,159 Tonnen, Werth 3,038,997 Thaler, 10,711 Arbeiter.

An Eisenerzen wurden in 1137 Werken 2,875,472 Tonnen im Werthe von 1,727,696 Thalern gefördert; 13,410 Arbeiter.

Zinkerze in 83 Werken 6,573,637 Centner, Werth 1,430,749 Thaler, 7501 Arbeiter.

Der Werth sämmtlicher Hüttenprodukte, welche in 1374 Hütten producirt wurden, betrug 67,095,518 Thaler; das Gewicht 20,487,955 Centner; dazu noch 8 Pfund Gold und 38,317 Pfund Silber. Zusammen 60,724 Arbeiter.

Auf die Hohofenproduktion kommen 8,986,777 Centner, Werth 13,964,922 Thaler.

Die Produktion von Rohzink betrug 1,171,445 Centner; der Kupferhüttenbetrieb lieferte 45,168 Centner im Werthe von 1,150,395 Thalern.

Die Salinen lieferten in 3 Steinsalzwerken 609,215 Centner und 47,233 Kali-(Abraum-)Salze im Werthe von 119,549 Thalern; Siedesalz in 18 Werken, 2,269,568 Centner, Werth 1,452,317 Thaler.

Schließlich wollen wir hervorheben, daß Preußen 12 Gußstahl-Werke hat, welche 209,920 Centner im Produktionswerthe von 2,810,200 Thalern lieferten.

Kohlen in Großbritannien. Den jüngsten Zusammenstellungen zufolge sind 1861 nicht weniger als 83,635,214 Tons (zu 20 Centnern) Steinkohlen in Großbritannien und Irland gefördert worden. Davon kamen auf:

	Gruben.	Tons
Durham und Northumberland	271.	19,144,965.
Cumberland	28.	1,255,644.
Yorkshire	397.	9,374,600.
Derbyshire und Nottinghamshire	180.	5,116,319.
Leicestershire	11.	740,000.
Warwickshire	16.	670,000.
Staffordshire und Worcestershire	580.	7,253,750.
Lancashire	373.	12,195,500.
Cheshire	39.	801,570.
Shropshire	66.	829,750.
Glocestershire, Somersetshire und Devonshire	112.	6,514,025.
Wales	398.	8,561,021.
Schottland	424.	11,081,000.
Irland	46.	123,070.

Die Kohlenerzeugung hat in den letzten acht Jahren sehr bedeutend zugenommen. Man hatte an Gruben (Collieries):

1854	2,397	Gruben	64,661,401	Tons
1856	2,829	„	66,645,450	„
1859	2,949	„	71,979,765	„
1861	3,052	„	83,635,214	„

Von dieser ungeheuern Menge wurden 1861 exportirt nur 7,560,758 Tons Kohle; alles Uebrige wurde im Lande selbst verbraucht.

Von der Ausfuhr kommen auf: Frankreich 1,436,160; Dänemark 542,567; Hamburg 514,427; Preußen 439,096; Italien 417,629; Spanien und die Kanarischen Inseln 403,238; Amerika, atlantische Häfen, 319,931; Rußland, nördliche Häfen, 342,513; nichtenglisches Westindien 262,932; Holland 262,932; Schweden 214,004; Britisch-Indien 199,069; Türkei 174,686; britisches Nordamerika 165,824; Brasilien 157,281; Norwegen 135,221; Britisch-Westindien 127,768; Malta 115,731; Portugal, Azoren und Madeira 108,794; Hannover 100,312. Länder mit weniger als 100,000 Tonnen finden wir in der Tabelle nicht aufgeführt.

Man sieht, daß nächst Frankreich Deutschland der wichtigste Abnehmer ist, mit 1,053,835. Aber es wird in den englischen Tabellen nicht als Gesammtheit aufgeführt. Es ist immer das alte Lied und der alte Jammer, so lange wir nicht unsere schwarzrothgoldene Flagge haben. Diese ist das Caeterum censeo!

Erzeugung von Eisenerz in Großbritannien und Irland 1861. Die Zusammenstellungen ergeben, daß dieselbe sich auf die Ziffer von 7,215,518 Tons im Werthe von 2,302,371 Pfd. St. belief. Auf Schottland kommen 1,975,000, auf Irland nur 165 Tons; alles Uebrige entfällt auf England, wo auf das North Riding von Yorkshire allein 1,130,000, auf Staffordshire 1,250,000 Tons kommen.

Transport von Mineralien auf den britischen Eisenbahnen. Derselbe belief sich 1861 auf die ungeheure Ziffer von 63,604,334 Tons, jede zu 20 Centnern, und trug den Eisenbahngesellschaften eine Frachtsumme von 5,194,193 Pfund Sterling ein! Am beträchtlichsten war dieser Verkehr auf der Nordost-Bahn mit 6,979,521 Tons.

Zur Statistik der britischen Finanzverwaltung. Dem neuesten Blaubuche zufolge betrugen die Einnahmen des Vereinigten Königreichs, nach Abzug der Erhebungskosten, 1861: 63,905,884 (gegen 67,458,093 in 1860); davon kamen auf Zölle 22,765,338; Accise 17,266,586; Stempel 8,307,287; Einkommensteuer 6,687,750 Pfd. Sterling. Der Rest vertheilte sich auf Grund- und Aufwandsteuer, Post (1,351,669), Domänen und verschiedene kleine Einnahmen.

Die Ausgaben: 66,120,092 (gegen 68,069,231 in 1860). Davon entfallen auf die permanente Staatsschuld 23,710,327; Annuitäten 1,843,876, also zusammen 25,554,203; dazu für die schwebende Schuld 536,057, so daß die Zinsen für die Staatsschuld insgesammt sich auf 26,090,260 Pfd. Sterling belaufen.

Die Civilliste und die Civilverwaltung erfordern 11,712,491; das Landheer 15,709,299; die Flotte 12,608,042,

zusammen 28,317,341 Pfd. St., also für Schulden und Armee eine Summe von mehr als 50,000,000 Pfd. Sterling!

Die Staatsschuld betrug 799,949,807 Pfd. St., wovon 15,529,800 auf die schwebende kommen.

Der wirkliche Gesammtwerth der Ein- und Ausfuhr des Vereinigten Königreichs stellte sich:

	1851		1861	
Einfuhr	152,289,053	. .	217,351,881	Pfd. St.
Ausfuhr	115,821,092	. .	160,809,430	„ „
Also Ein- und Ausfuhr zusammen:	268,210,145	. .	378,161,311	„ „

Man sieht, wie beträchtlich die Zunahme ist. Von der Ausfuhr waren 18,636,366 Pfd. St. ausländische und Kolonialprodukte; das Uebrige englische Erzeugnisse.

Zur Statistik des britischen Kolonialreiches. Den jüngsten amtlichen Nachweisungen des englischen Kolonialamtes zufolge beträgt der Flächenraum der 51 oder 52 Kolonien 3,319,640 Geviertmiles.

Von diesen kommen 933,722 auf Indien, 1,587,434 auf Australien und 523,162 auf Nordamerika.

Die Volksmenge in sämmtlichen Kolonien stellte sich nach den jüngsten Zählungen auf 141,199,761 Seelen, sie ist also ungefähr fünfmal so beträchtlich als jene der Vereinigten Königreiche. Auf Britisch-Indien allein entfallen 135,634,211 Köpfe.

In den Kolonien mit gemäßigtem Klima hat sich binnen zwanzig Jahren die Volksmenge mehr als verdreifacht. Sie betrug nämlich in Britisch-Amerika, Australien und Südafrika im Jahre 1838 erst 1,575,615 Seelen, und im Anfange des Jahres 1859 schon 4,920,790.

In den tropischen Kolonien, welche nur sehr schwachen Zuwachs erhalten, waltete ein ganz anderes Verhältniß ob. Westindien, die Westküste von Afrika, Ceylon, Mauritius, Hongkong, St. Helena und Bermuda hatten 1838 eine Volksmenge von zusammen 2,283,606 Seelen und zwanzig Jahre später 3,227,851.

Die Einfuhren in die erste Klasse von Kolonien betrugen 8,801,415 Pfd. Sterling; nach zwanzig Jahren hatten sie sich vervierfacht, in der zweiten Klasse dagegen kaum verdoppelt.

Die Ausfuhren steigerten sich bei der ersten Klasse um das Sechsfache, bei der letztern nur um 20 Procent. Bei Ceylon und Mauritius war das Verhältniß allerdings günstiger, denn diese Inseln haben indische Arbeiter, aber Westindien blieb in Folge der Negeremancipation um so mehr zurück.

Die amtlichen Nachweise beziehen sich zumeist auf das Jahr 1860. In demselben betrug die Einfuhr an Waaren und edlen Metallen nach Indien 40,622,103 Pfd. Sterling, die Ausfuhr an Waaren aus Indien nur 28,889,210 Pfd. Sterling.

Die nordamerikanischen Kolonien führten ein für 11,985,155 und exportirten für 10,993,722 Pfd. Sterling.

	Einfuhren.	Ausfuhren.	
Westindien:	5,339,528	5,096,485	Pfd. Sterling;
Australien:	27,780,419	21,982,286	„ „
Ceylon:	3,551,239	2,550,586	„ „
Mauritius:	2,769,209	2,259,640	„ „
Kapkolonie:	2,665,902	2,080,398	„ „

Von Interesse ist Budget der Einnahmen und Ausgaben in den verschiedenen Kolonien.

1860.	Einnahmen.		Ausgaben.	
Indien	39,705,822	. .	44,622,269	Pfd. St.
Nordamerik. Kolonien	8,166,717	. .	7,995,747	„ „
Westindien	1,005,085	. .	1,065,085	„ „
Australien	6,053,246	. .	5,773,290	„ „
Ceylon	767,101	. .	705,410	„ „
Mauritius	553,419	. .	500,854	„ „
Kapkolonie . . .	742,771	. .	729,690	„ „

Demnach beliefen sich die Einnahmen der Kolonien, abgesehen von Neu-Seeland, über welches keine genauen Angaben vorlagen, auf 57,938,314, die Ausgaben auf 62,013,111 Pfd. St.

			1860.	
Die Staatsschuld	Indiens	betrug:	98,107,160	Pfd. St.
„ „	Canadas	„	12,141,264	„ „
„ „	Westindiens	„	1,578,026	„ „
„ „	Neusüdwales	„	3,830,239	„ „
„ „	Victoria	„	5,118,160	„ „
„ „	Südaustralien	„	870,100	„ „

Kolonialverhältnisse Algeriens. Die im Jahre 1861 veranstaltete Volkszählung ergab Folgendes: Die Bevölkerung innerhalb des sogenannten Kolonisationsbezirkes oder Civilterritoriums — mit Ausschluß der außerhalb desselben lebenden Stämme der Eingeborenen, welche von den Beamten des Arabischen Bureaus regiert werden — betrug 592,745 Seelen. Davon kamen auf die Provinzen: Algier 197,048, Oran 109,464, Konstantine 286,233. Die Zahl der Europäer ist auch jetzt, nachdem seit der Besitznahme mehr als dreißig Jahre verflossen sind, noch sehr gering, denn unter jenen 592,745 Seelen sind nur 112,229 Franzosen, und davon besteht ein sehr beträchtlicher Theil aus deutschredenden Elsässern und Lothringern; Europäer aus anderen Ländern sind 80,517 vorhanden. So wenig Anziehungskraft hat für die eigentlichen Franzosen eine Kolonie, welche ihnen gleichsam vor der Thüre liegt. Die Zahl der Juden betrug 28,097, jene der Mohammedaner 358,760. Der Rest der Ziffer kommt auf Eingeborene, welche sich zeitweilig im Civilterritorium aufhielten. Uebrigens hat die europäische Bevölkerung seit 1856 doch um 33,191 Seelen zugenommen.

Die einheimische Bevölkerung, welche außerhalb des Civilterritoriums auf dem „Militärgebiete" wohnt, ist auf 2,000,000 Köpfe veranschlagt worden. Es sind Araber, Mauren, Kabylen, Mozabiten und Neger.

Große Mühe giebt sich die Regierung, den Ackerbau unter den Arabern einzubürgern oder zu beleben; sie hat ihnen namentlich einen einfachen aber sehr zweckmäßigen Pflug gegeben. Der Anbau des Weins und der Baumwolle nimmt zu; bei Relizane in Oran sind Versuche mit dem Anbau des Zuckerrohrs gelungen. Von Tabak wurden mehr als 1 Millionen Pfund ausgeführt, Baumwolle aber nur 8797 Kilogramme; also ist der Anfang schwach. Einen in ihrer Art nicht unbedeutenden Exportartikel bilden frische Gemüse während der Wintermonate.

Den Baumwollenbau will man, wie es scheint, ernstlich in Angriff nehmen, und zu diesem Zwecke hat sich, wie wir so eben lesen, in Paris eine große Kompagnie gebildet. Die Ernte von 1862 entsprach aber nicht den Erwartungen, denn der Bezirk von Oran lieferte kaum 1000 Ballen, während man auf das Doppelte gerechnet hatte. Eine englische Kompagnie, welche Baumwolle in Thale der Tafna bauen wollte, hat sich zurückgezogen und sucht nun Ländereien im südlichen Italien. Wir wollen beiläufig bemerken, daß man auch im Rhonedelta Versuche mit dem Anbau der Baumwolle macht. Algeriens Gesammtertrag stellte sich 1862 auf nur 1,220,000 Kilogramme.

Die Zahl der angekommenen Schiffe betrug 1797 mit 168,106 Tonnen Gehalt. Zu Gunsten der französischen Schifffahrt bestehen Differentialabgaben.

Etwa 8000 Deutsche leben in Algerien. Jene in Oran kamen durch eine schlechte Ernte in große Bedrängniß.

Bunte Musterkarte der Einwanderung in Nord-Amerika. Ueber die Einwanderung selbst haben wir neulich Ziffern mitgetheilt; wir tragen jetzt einige Angaben über die Herkunftsländer nach.

Aus dem Vereinigten Königreich Großbritannien kamen von 1851 bis 1861 nicht weniger als 1,338,093 Köpfe. Davon aus England 247,125, aus Schottland 38,331 und aus Irland 748,740; aus Wales 6319, und dazu noch 297,578 „aus Großbritannien und Irland im Allgemeinen". Man sieht, wie sehr das irische Element vorschlägt und stärker ist als das „angelsächsische."

Aus Deutschland kamen 907,780 Köpfe. Etwa 50,000 davon sind jetzt als Kanonenfutter im Kriege geblieben, und die Yankeeblätter sagen, die „deutschen Miethlinge" seien sehr nützlich zu verwenden.

Aus „Preußen" kamen 43,887 Seelen. Wir erlauben uns, diese „Preußen" den Deutschen zuzuzählen: auch erkennen sie in Nordamerika nur die schwarz-roth-goldene Flagge an, und singen dort „Ich bin ein Deutscher, kennt ihr meine Farben."

Aus der Schweiz kamen 25,011; aus Frankreich 76,358, zumeist Lothringer und Elsässer, die sich drüben sofort ganz naturgemäß den Deutschen anschließen.

Die Yankee-Union hat demnach binnen zehn Jahren ungefähr 1,050,000 deutschredende Menschen durch Einwanderung erhalten.

Aus Britisch-Nordamerika kamen 59,309; Norwegen und Schweden 20,931, Dänemark 3745, fast lauter Mormonen.

Spanien lieferte 9298, Westindien 10,660; Italien 7012, China 11,397, Belgien 1738.

Die Musterkarte ist bunt genug. Zu den Obigen kommen noch 25,538 Einwanderer, deren Nationalität nicht festgestellt worden ist.

Volkszahl in Württemberg. Nach dem durch das königlich statistisch-topographische Bureau in Stuttgart entworfenen neuen Hof- und Staatshandbuche zählt Württemberg, was die am 3. December 1861 anwesende Bevölkerung betrifft, 16 Städte von mehr als 5000 Seelen in nachstehender Abstufung: Stuttgart 56,103, und mit den zur Stadt gehörigen 3 Weilern 61,314, Ulm

22,736, Eßlingen 15,059, Heilbronn 14,333, Reutlingen 13,449, Ludwigsburg 11,201, Tübingen 8709, Gmünd 8298, Kannstadt 7414, Hall 6862, Ravensburg 6817, Göppingen 6762, Tuttlingen 6397, Rottenburg 5996, Biberach 5723, Kirchheim 5478, Freudenstadt 5291. Im ganzen Lande betrug nach der am genannten Tage vorgenommenen Zählung die Summe der ortsanwesenden Bevölkerung 1,720,708 und die der ortsangehörigen Bevölkerung 1,822,920 Seelen.

Volkszahl von Städten in Preußen. Der Generalübersicht des statistischen Bureaus zufolge sind, nach Berlin mit 547,571 Seelen, die volkreichsten Städte des Königreichs Preußen: Breslau mit 145,589, Köln mit 120,568, Königsberg mit 94,579, Danzig mit 82,765, Magdeburg mit 67,607, Stettin mit 64,431, Aachen mit 59,941, Elberfeld mit 56,307, Posen mit 51,232 und Krefeld mit 50,584 Einwohnern. In den 1000 Städten wohnen 5,625,852, auf dem Lande, das in 332 Kreise eingetheilt ist, 12,865,368 Seelen. Auf der Quadratmeile leben in Preußen gegenwärtig durchschnittlich etwa 3625 Köpfe.

Volksmenge von St. Petersburg. Dieselbe betrug nach der neuesten Zählung 586,293 Seelen, wovon nur 212,649 weiblichen Geschlechts.

Gent in Ostflandern zählt 54 Baumwoll-Spinn- und Webereien mit etwa 600,000 Spindeln und 7000 Webstühlen, welche zusammen ein Kapital von 35½ Mill. Francs repräsentiren. Zahl der Spinner 10,000, Weber 6000.

Die Bevölkerung der Stadt betrug 120,140 Seelen im Jahre 1861, jene der Provinz Ostflandern 801,891, Westflandern 631,918. Für ganz Belgien 1830: 4,064,235; sie war 1861 gestiegen auf 4,782,256 Seelen.

Die Volksmenge von Paris belief sich im December 1862 auf 1,616,141 Köpfe. Sie verzehrte 2,850,982 Hektoliter an geistigen Getränken; an 1) Rinds-, Kalbs- und Hammelfleisch von Thieren, welche in den städtischen Schlachthäusern geschlachtet wurden, 88,049,684 Kilogramme; 2) Schweinefleisch 10,153,888 Kilogramme. Dazu kamen von 1) noch 14,740,545 K. und von 2) noch 6,546,486 Kilogramme. Bei allen diesen Ziffern sind Herz, Leber ꝛc. nicht mitgerechnet. Der Fischverbrauch betrug 10,862,745 Francs, jener der Austern 2,214,444, des Geflügels und Wildprets 20,730,391, der Butter 23,992,729, der Eier 11,727,462 Francs. Dazu kommen etwa 10½ Kilogramme Salz und 7,931,246 Kilogramme Eis. Diese Ziffern gelten für das Jahr 1861.

Die Jonischen Inseln hatten 1860 eine Bevölkerung von 232,426 Seelen, zumeist sogenannte Inselgriechen. Sie producirten in dem genannten Jahre 69,553 Fässer Olivenöl im Werthe von 50 bis 55 Schilling, 30,250,897 Pfund Korinthen und 148,539 Fässer Wein im Werthe von 11 bis 21 Schilling. Zum Getreidebau eignen sich die Eilande nicht, sie erzeugten nur 67,580 Bushels Weizen; Korinthen bilden das Hauptprodukt. Die Viehzucht ist unbedeutend. Die Einnahmen betrugen 140,855 Pfd. St., die Ausgaben 151,187 Pfd. St. Für die ersteren bildet der Ausgangszoll auf Oel die Hauptquelle, denn er betrug in jenem Jahr etwa 80,000 Pfund; auch Korinthen zahlen eine Exportabgabe.

Schifffahrtsbewegung von Trapezunt. Im Jahre 1861 haben im Hafen von Trapezunt 45 österreichische Dampfschiffe und 5 Segelschiffe verkehrt. Die Tonnenlast derselben betrug 30,063, der Werth der zugeführten Güter 8,440,000, jener der zur Rückfracht verladenen 4,513,000 Gulden. Der Verkehr Oesterreichs in Trapezunt steht hiernach nur gegen jenen der Türkei zurück, welcher 11 Dampfer und 52 Segelschiffe mit 31,927 Tonnen umfaßte. Frankreich mit 48 Dampfern und 1 Segelschiff von 20,949 Tonnen, dann Rußland mit 23 Dampfern und 9 Segelschiffen mit 14,067 Tonnen erscheinen noch mit erheblichen Ziffern, außerdem nahmen nur England mit 4 Dampfern, dann Griechenland, Italien und die Jonischen Inseln mit wenigen Segelschiffen am Handel von Trapezunt Antheil.

Kalifornien deckt jetzt seinen Bedarf an Südfrüchten namentlich an Feigen und Rosinen selber. Die Ausfuhr in diesen Artikeln hat begonnen.

Am Boisé-Fluß in Oregon sind sehr ergiebige Goldgruben entdeckt worden.

Die Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen. Der zu Prag erscheinende „Tagesbote aus Böhmen“, ein Blatt, das sich um die deutsche Sache in jenem Lande entschiedene Verdienste erwirbt und dem wir unsere volle Anerkennung zollen, enthält eine Reihenfolge von Aufsätzen über „die Deutschen fern vom Heimatlande“. Es weht ein frischer, gesunder, patriotischer Geist durch dieselben, und wir entlehnen ihnen Folgendes:

Die meisten der 800,000 in Ungarn seit langer Zeit angesiedelten Deutschen haben sich in letzter Zeit durch ein unselbständiges Kokettiren mit dem Magyarenthum unvortheilhaft bemerkbar gemacht. Freilich trug hierzu die Ungunst geographischer, geschichtlicher und politischer Verhältnisse Vieles mit bei. In der Zips wohnen 54,000 Deutsche, am dichtesten im Poprader Bezirke. Hauptsächlich kamen sie als Bergleute, bildeten den Bund der 24 Städte und führten deutsche Gemeindeverfassung und deutsches Städtewesen ein. Doch schon seit dem fünfzehnten Jahrhundert stirbt das Deutschthum theilweise dort ab; in den zerstreuten Orten wird es allmälig durch das Slawenthum nach einem natürlichen Gesetze aufgeschlürft und unter den Spießbürgern der protestantischen Städte greift das Magyaronenthum Platz. Man trägt dort Kalpak und Sporen, kann zwar häufig nicht magyarisch sprechen, verleugnet aber gern die Muttersprache und schimpft die abgetretenen Beamten „deutsche Hunde“. Gut deutsch geblieben sind die gewerbfleißigen, wohlhabenden Metzenseifner, ein Theil des Kaschauer Bürgerthums, die Krikehajer und die Deutschen in der Marmarosch; letztere wohnen zwar nur in Dörfern, zeichnen sich aber, wie übrigens die deutschen Ackerwirthe in Ungarn überhaupt, durch Fleiß und Kenntnisse vortheilhaft vor allen Nachbarn aus.

Viele Grabstätten deutschen Lebens weist uns das Land westlich der Donau, wo die „schwäbischen Kolonien“, die zum Theil unter Maria Theresia angelegt wurden, meist ohne allen nationalen Halt sind. Wir übergeben die Winzer der Ofener Gegend und die Deutschen in der Militärgrenze, um uns einem erfreulichern Bilde: dem Sachsenthum in Siebenbürgen, zuzuwenden.

Siebenbürgen, Land des Segens,
Land der Fülle, Land der Kraft!
Mit dem Gürtel der Karpathen,
Mit den glänzend grünen Saaten,
Land voll Geld und Rebensaft!

So singt der Transsylvane, wenn er „draußen im Reiche“ auf einer deutschen Hochschule studirt. Dort, bei seinen Stammesgenossen, erzählt der Sachse von der Liebe und Treue, die sein Volk dem Mutterlande bewahrt; mit rührender Sorgfalt erhält man, obgleich hundert Meilen getrennt, die Beziehungen zu der Urheimat. Mit Freude erfüllt es jeden Deutschen, der nach Siebenbürgen kommt, wenn er sieht, was dort seine Stammesgenossen geschaffen haben. Feste Steinhäuser, weiß getüncht von Außen und reinlich von Innen, unterscheiden gleich vortheilhaft die sächsischen Dörfer von denen ihrer magyarischen und rumänischen Nachbarn. Als die „Sachsen“ von Geisa I. in jene Länder als Kolonisten (Bergleute, Winzer ꝛc.) gerufen wurden, nannte der Stiftungsbrief jene Gegenden ein „Desertum“, die jetzt die bestkultivirten in Siebenbürgen sind. Nach so langer Zeit, trotz der weiten Entfernung vom Stamme, haben sie doch ihr nationales Bewußtsein und die Empfänglichkeit für geistiges Streben und Leben und die rege Beachtung aller intellektuellen Strömungen im Mutterlande bewahrt. Sie sind geblieben, was sie bei ihrem Eintritt in das Land waren: deutsche Männer. Alle unser Deutschland jetzt bewegenden Ideen, die Sänger-, Turner- und Schützenvereine, haben bei ihnen auch Eingang gefunden, und die sächsischen Städte Bistritz, Mediasch, Schäßburg, Hermannstadt und Kronstadt haben ein blühendes Vereinsleben aufzuweisen. Man feierte in Mediasch am 5. August dieses Jahres ein großes Verbrüderungsfest aller sächsischen Vereine; Turner, Schützen und Sänger aller Orte nahmen daran Theil, ebenso der siebenbürgisch-sächsische Landwirthschaftsverein, die Gustav-Adolph-Stiftung und der Verein für siebenbürgische Landeskunde. Obgleich nur etwa 250,000 Seelen, so braucht man doch nicht für ein Untergehen der sächsischen Nation besorgt zu sein. Bis zum letzten Blutstropfen hält der Sachse an seinem Deutschthum fest; das bewies im Jahre 1848 der evangelische Prediger Stephan Ludwig Roth, der, ein Opfer seiner deutschen Ueberzeugung, von den Magyaren kriegsrechtlich gemordet ward.

Herausgegeben von Karl Andree in Leipzig. — Für die Redaktion verantwortlich: Herrmann J. Meyer in Hildburghausen. — Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen. — Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Tarsus in Cilicien, die Stadt des Apostels Paulus.

Sagen aus dem Alterthum. — Geschichtliches. — Antonius und Kleopatra. — Die Rhede von Merdin. — Der Fluß Cydnus. — Die Christen in Tarsus. — Eine griechische Hochzeit. — Eigenthümliche Bräuche. — Eine armenische Taufe. — Ruinen und Alterthümer bei Tarsus. — Die Nekropolis und das Grabmal Sardanapals. — Pompejopolis. Solöcismen. — Anamur und Celenderis. — Adana und Mopsueste. — Waffentanz der Turkomanen. — Tumlo Kalessi und die aleische Ebene. —

„Ich bin ein jüdischer Mann, geboren zu Tarsen in Cilicia, und erzogen in dieser Stadt zu den Füßen Gamaliel's, gelehret mit allem Fleiß in dem väterlichen Gesetz."

So schreibt Paulus in der Apostelgeschichte. Seine Vaterstadt, die reichste und wichtigste im alten Cilicien, war



Der Fluß Pyramus bei Missis.

im Alterthum hochberühmt. Als Erbauer wird von der morgenländischen Sage Sardanapal bezeichnet; die Griechen ihrerseits wollten wissen, sie sei gegründet worden von Triptolemos, als er die Jo suchte; in der Nähe habe er den Huf der in eine Kuh verwandelten Jo gefunden. Noch andere sagen, jener Huf habe dem Pegasus angehört, auf welchem bis zu dieser Stätte hin Bellerophon geritten sei.

Man bezeichnete sie als Tarsus, Stadt des Hufes. Auf jeden Fall beweisen die Sagen, daß sie in ein hohes Alter hinauf reicht. Als die Perser in Vorderasien herrschten, war Tarsus Residenz eines vom Großkönig abhängigen Fürstengeschlechts. Unter dem jüngern Cyrus wurde die Stadt von dessen griechischen Soldaten ausgeplündert, aber nach und nach erholte sie sich, wurde auch durch ihre Universität berühmt und war in den Tagen der Römer wieder zu Glanz und Wohlstand herangewachsen. Während der Bürgerkriege zwischen Julius Cäsar und Pompejus segelte Antonius nach der Schlacht bei Philippi, gen Tarsus, wo Kleopatra seiner harrte. Die Königin Aegyptens, damals fünf und zwanzig Jahr alt, prangte gerade in der

ganzen Fülle ihrer bezaubernden Schönheit und Anmuth. Den Besieger des Brutus und Cassius empfing sie als Venus geschmückt; sie fuhr in einem vergoldeten Schiffe; die Segel waren purpurfarben, die Ruder mit Silber eingelegt. Nachlässig lag sie auf schwellenden Polstern, umgeben von Knaben als Amoretten und von Mädchen als Nereïden. Antonius, von den Reizen Kleopatra's überwältigt, wurde Sklave der Aegypterin.

Während der Kaiserzeit gingen die guten Tage von Tarsus zu Ende. Die Stadt litt durch die Ueberfälle isaurischer Bergräuber. Aber ihre Lage war so günstig, daß sie unter den Byzantinern langsam wieder empor kam. Dann erschienen die Kreuzfahrer aus dem Abendlande und fanden sie als eine immerhin noch ansehnliche Stadt. Unweit derselben fand unser Kaiser Rothbart seinen Tod. Im elften Jahrhundert waren Armenier, aus ihrer Heimath am Ararat verdrängt, nach Cilicien gekommen, hatten die Festungen der Byzantiner erobert und ein Reich gegründet, das bis gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts bestand; dann unterlag es den Muselmännern. Von den armenischen Königen Ciliciens leitet jener Prinz Leo, welcher in unseren Tagen oft von sich reden gemacht hat, seine Abkunft her. Der gänzliche Verfall kam mit der Türkenherrschaft, und nun hat Tarsus längst keinen Hafen mehr; es ist heute ohne Bedeutung.

Aber der klassische Boden bleibt. Welch eine Reihe von Wechselfällen und Umwandlungen von den Tagen Bellerophon's und Sardanapal's bis heute, wo im issischen Meerbusen Dampfer fahren!

Schon früher haben wir (Globus Nr. 21) einen Bericht über Cilicien mitgetheilt, den wir jetzt vervollständigen. Wir folgen dabei demselben Reisenden, Langlois, welchen wir auch damals begleiteten. Wir heben hervor, daß Cilicien, eine der wichtigsten Landschaften Kleinasiens, auf allen Seiten vom Taurusgebirge umschlossen sei; nur die Südseite wird vom Mittelländischen Meere bespült. Diese bildet nun eine zum großen Theil versumpfte Ebene, aber im Alterthum war dieser etwa fünfzig deutsche Meilen lange Küstenrand, von Pamphylien im Westen bis zur Grenze Syriens im Osten, mit Städten gleichsam übersäet, zumeist griechischen Kolonien. Auch das Land war stark bevölkert; heute zählt es nur zwei Städte, die nicht völlig unbedeutend sind: Tarsus und Adana, und hat sicherlich nicht viel über 100,000 Einwohner. Herrscher ist der osmanische Sultan; die Landbevölkerung besteht zumeist aus nomadischen Turkomanen; in den Städten findet man Ueberreste der alten Bevölkerung: Griechen, Armenier, Syrer, Araber, Yuruks und Zigeuner.

Als Hafen für Tarsus dient jetzt die Rhede von Mersin; der Name ist türkisch und bedeutet Myrthen. Dieser kleine Flecken wird zumeist von Turkomanen bewohnt, aber neben den Hütten derselben stehen auch europäische Gebäude, z. B. ein Zollhaus, Magazine, ein Lazareth und ein sogenannter Palast, der aber weiter nichts ist als Haus des Gouverneurs, Wohnung des Hafenmeisters und außerdem noch Kaserne. Auch ist er nur einstöckig; aber der Fremde betrachtet ihn nicht ohne Interesse, weil die Bausteine aus den Ruinen des alten Pompejopolis genommen worden sind. Ueber den Häusern der europäischen Konsuln wehen an Sonntagen die Landesflaggen derselben. Das Quarantainelazareth ist in türkischem, das heißt abscheulichem, Zustand, hat feuchte, dumpfe Zellen und keine Fensterscheiben; der Dolmetscher, welchen Langlois als ganz gesunden Mann mitgebracht hatte, bekam in demselben ein perniciöses Fieber, an welchem er schon nach einigen Tagen starb.



Das eiserne Thor bei Tarsus.

Tarsus selbst steht inmitten einer großen Ebene, welche der Mesarlyk Tschay, der Cydnus der Alten, durchströmt, ist von Bäumen und Gärten umgeben und gleicht einer grünen Oase. Sie zählt ungefähr siebentausend Einwohner, unter denen sich, von den Konsuln abgesehen, nur wenige Europäer befinden. Ein Haus gleicht so ziemlich dem andern; die Gebäude stehen so dicht neben einander, daß die Dachterrassen sich fast berühren. Größere Bauwerke sind nur in geringer Zahl vorhanden; dahin gehören einige Moscheen, ein paar Chane, d. h. Einkehrhäuser, und ein Bazar. In den engen, schmutzigen Straßen herrscht Gedränge; die Karawanenkameele drängen sich mit Mühe

hindurch, und fast immer ist auf der einen oder andern Stelle die Cirkulation gehemmt.

Das Schönste an Tarsus sind die Ruinen in der Umgegend: das Grabmal des Sardanapalus, die römische Wasserleitung und die Nekropolis. Diese letztere besteht aus einem Hügel, der eine reiche Ausbeute an Alterthümern, namentlich an Terracotten, gewährt.

Den wohlhabendsten Theil der Einwohnerschaft bilden die Christen, nämlich Griechen und Armenier. Die Türken sind träg wie überall, treiben keinen Handel, lassen ihre Aecker von Bauern, Fellahs, bestellen und leben vom Ertrage der Felder. Langlois möge schildern, wie es sich mit den Griechen verhält; er lernte sie näher kennen und wurde in die Familienkreise eingeführt. Einem Türken kann das nicht begegnen, weil die Damen dann von der Gesellschaft fern bleiben müßten.

Ein sehr wohlhabender griechischer Kaufmann lud den Fremden zur Hochzeit seiner Tochter ein. Der Bruder der Braut überbrachte ihm eine Wachskerze, welche unsere Einladungskarten ersetzt. Am anberaumten Tage war die gesammte christliche Bevölkerung der Stadt auf den Beinen: die Männer trugen neue Kleider, die Frauen ihre besten Turbane und Mieder, die mit Edelsteinen besetzt waren, und Diener feuerten vom frühen Morgen an Flintenschüsse unter den Fenstern der Braut ab.

Ich begab mich, sagt Langlois, zunächst in das Haus des Bräutigams, den seine Freunde nach Möglichkeit herausgeputzt hatten; er erwartete den Vater der Braut, welcher ihn zum Hause der letztern geleiten sollte. Wer kam, wünschte Glück und überreichte dem Bräutigam ein Geschenk, etwa seidene Tücher, einen Fes aus Stambul, gestickte Schuhe, Hühner, Früchte oder auch baares Geld. Zuletzt kam der Vater und der Zug setzte sich in Bewegung. Vor dem Hause der Braut blieb er stehen; der Vater ging hinein, erschien aber bald am Fenster und richtete nun an den Bräutigam folgende Fragen:

Wer bist Du und was willst Du?

— Mein Herr, ich bin Dein Sklav und bitte Dich ergebenst, daß Du mir Deine Tochter zum Weibe gebest.

Welche Mitgift bringst Du?

— Zehn Brokatröcke aus Aleppo, Zeuge aus Damaskus, Halsbänder, goldene Armbänder 2c.

Tritt ein und bringe Deine Freunde mit.

Die Hausthür wurde geöffnet und Alle strömten rasch in das Haus. Dort begann ein orientalisches Orchester seine allerdings nicht harmonische Musik; gleichzeitig stimmten die Weiber in den Frauengemächern einen Gesang an und draußen knallten die Flintenschüsse. Ich fand die Tische mit den reichen Gaben bedeckt, welche der Bräutigam aufgezählt hatte, und bemerkte unter Anderm auch reich mit Silber verzierte Wasserpfeifen (Narghile), Tassen aus Japan, zierliche Filigranarbeiten, allerlei Vasen, Teppiche und was sonst noch zum Haus- und Zimmergeräth wohlhabender Asiaten gehört.

Das Alles wurde genau besichtigt und die Gäste stritten in einer uns Europäern undelikat erscheinenden Weise laut hin und her über den Geldwerth der verschiedenen Gegenstände. Unterdessen hatten die Diener in einem großen Saale die Speisen aufgetragen, namentlich gebratene Schöpse, ganze Pyramiden von Reis und vielerlei Zuckersachen. Die Gäste griffen tapfer zu und die Hämmel wurden in der Art zerlegt, daß Jeder sich ein beliebiges Stück herunterfäbelte. Wer trinken wollte, schöpfte Wasser aus einem silbernen Kübel.

Nach der Mahlzeit griff Jeder zur Tabakspfeife und man trank Kaffee. Allmälig brach die Dunkelheit herein und dann gab der Ceremonienmeister das Zeichen zum Aufbruche, denn man mußte nach der Kirche.

Die Braut hatte sich bisher noch gar nicht blicken lassen; jetzt aber war für sie der Augenblick gekommen, sich dem Bräutigam und den Gästen vorzustellen. Aus dem Nebengemache vernahmen wir Schluchzen; gleich nachher wurde der Vorhang zurückgeschlagen und ein ganz in Schleier verhülltes weibliches Wesen, von zwei Frauen geleitet, trat vor. Das war die Braut, und sie wurde mit lautem Zurufe begrüßt. Darauf spielte die Musik, welche den Zug eröffnete, und dieser begab sich nach der griechischen Kirche. Das Flintengeknall nahm kein Ende. Die Kirche strahlte in hellem Glanz, aber der Zug durfte erst hinein, nachdem der Bräutigam dem Bischofe dieselben Fragen be-



Grabmal des Sardanapal bei Tarsus.

antwortet hatte, welche schon früher der Brautvater an ihn gerichtet hatte. Dann trat das Brautpaar vor den Altar. Der Bischof zerbrach ein Brot in mehrere Stücke, reichte einige derselben dem Bräutigam und der Braut und warf die übrigen unter die Umstehenden. Damit war das Zeichen zu einer allgemeinen Verwirrung gegeben. Jeder bückte sich, um etwas zu erhaschen, drängte den Andern zurück, es gab ein förmliches Handgemenge und die Leute knufften und schlugen einander, während der Prälat über Alle seinen Segen sprach. Ich verstand diesen skandalösen Auftritt nicht und wollte mich einmengen; man sagte mir aber, daß diese Art der Brotvertheilung ein sehr alter Brauch im Morgenlande sei; wer bei dieser Gelegenheit ein Stück Brot

Der Chawadscha Mapseli, ein reicher Armenier, mit welchem ich näher bekannt geworden war, bat mich, unter Aufwendung aller orientalischen Redeblumen, zum Pathen bei seinem neugeborenen Knaben. Insbesondere legte er Gewicht darauf, daß die Dame, welche Gevatterin sein solle, ein wahrer Ausbund von Schönheit sei. Ich gab nach.

„Welche Namen soll Dein Pathchen haben?" fragte mich Mapseli. Bei den Armeniern giebt nicht der Vater, sondern der Gevatter den Namen, und wir kamen überein, den jungen Mapseli Oglu zu taufen als Martyros Garabed Asdu-adsadur, zu deutsch: Märtyrer, Vorläufer, Gottgesandt.



Der Reisende und sein Dolmetscher.

erhascht, lebt des Glaubens, daß er sich noch im Laufe des Jahres verheirathen werde.

Auch nach Beendigung der religiösen Feierlichkeit und während des Zuges nach Hause blieb die Braut immer noch verschleiert. Im Brautgemache nahm sie dann auf einem erhöhten Sitze Platz und der Gesang begann von Neuem. Und nun erst wurde ihr Gatte eingeführt. Mit der Spitze eines krummen Säbels hob er den Schleier in die Höhe; die Gäste brachen in hellen Jubel aus, während die Braut laut weinte und dann in Ohnmacht fiel. Das Letztere darf niemals fehlen, es ist einmal so vorgeschrieben und herkömmlich. Aber sie erholte sich recht bald und dann wurde gegessen und tapfer gezecht, bis Manche einen starken Rausch hatten. —

Das war eine griechische Hochzeit; betrachten wir uns nun eine armenische Taufe.

Ich übersandte am Tauftage der Gevatterin nicht etwa ein paar Handschuhe, denn das ist nicht Brauch im Orient, sondern einen persischen Gürtel und einen Ring, und ging dann mit einigen anderen Eingeladenen in Mapseli's Haus, wo schon Alles für die Taufe hergerichtet war. Beim Eintreten wurde ich von den Dienern mit Wohlgerüchen übergossen und in verschiedenen Gefäßen brannte Myrrhe. Ich mußte einen Trunk zum Willkommen genießen, und fand in den Gemächern schon eine zahlreiche Versammlung. Mapseli gab mir einen Kuß über den andern und reichte mir das Kind, welches ich meinerseits zu küssen hatte. Bald nachher erschien die Gevatterin; diese durfte ich aber nicht küssen.

Nachdem Alle auf Diwanen Platz genommen, trugen die Diener einen Tisch herbei, stellten ein Becken darauf und füllten dasselbe mit Wein. Der armenische Bischof, Ogannes, erschien mit einigen Geistlichen; jeder Gast nahm eine Kerze,

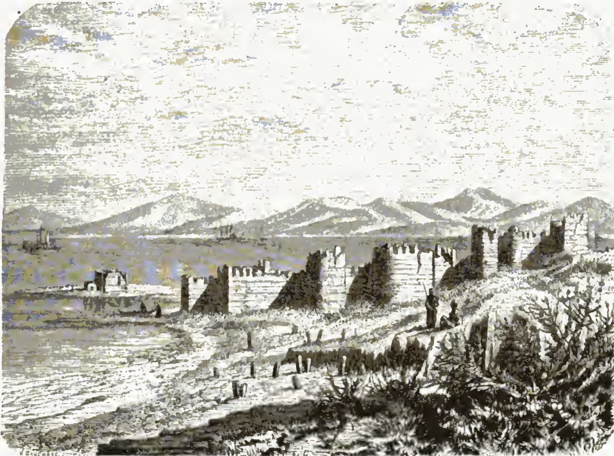
küßte dem Prälaten ehrerbietig die Hand und dieser sprach nun ein Gebet.

Ich stand zur Rechten des Bischofs, meine Gevatterin, Sidi Miriam, zur Linken. Der Prälat gab mir eine Kerze und raunte mir in's Ohr, jedesmal, wenn er mich leise anstoße, solle ich Amen antworten.

Man brachte den Knaben, welchem der Bischof mit sachkundiger Hand alle Bekleidung abnahm. Nachdem er jedes einzelne Stück gesegnet hatte, tauchte er den Täufling dreimal in jenes mit Wein gefüllte Becken, und richtete dann die Frage an mich, ob es mein Wille sei, daß mein Pathe in der christlichen Religion, gemäß den Satzungen der Gregorianischen Kirche, erzogen werden solle? Auf diese Frage

und Komthurwein in Menge auf. Die Frauen mußten warten, bis wir Männer gegessen hatten. — —

Es ist schon bemerkt worden, daß die Umgebung von Tarsus eine reiche Fundgrube für Alterthümer darbietet. In dem Tumulus, welchen die Türken als Güöslük Kalak bezeichnen, sind viele antiquarische Schätze verborgen. Langlois kam denselben durch einen bloßen Zufall auf die Spur. Ein Knabe, von welchem er einige alte Münzen gekauft hatte, brachte ihm eines Tages mehrere sehr hübsche Thonstatuetten, welche er auf dem Wege zu jenem Tumulus beim Dorfe Giaur Köi und vor dem Kandschi-(Frauen-)Thore bei Tarsus selbst gefunden hatte. Er ging mit dem Knaben zu der Fundstätte und gewahrte, zu seiner freudigen



Lajazzo am Golf von Alexandrette.

war ich nicht vorbereitet und bat den Geistlichen, sie so zu stellen, daß ich sie als römischer Katholik mit gutem Gewissen beantworten könne; übrigens sei ich von vorn herein mit Allem einverstanden, was er in Bezug auf die Religion des Knaben für angemessen erachte.

Der Prälat entgegnete: „Es handelt sich hier lediglich um eine Förmlichkeit; Du brauchst nur ja zu sagen; alle Verantwortlichkeit wird von der Gevatterin übernommen.“

Damit waren alle Bedenken aus dem Wege geräumt; der Prälat nahm seinen Hirtenstab, zeigte mit demselben nach allen vier Himmelsgegenden, sprach laut die Namen des Kindes und erklärte, daß dasselbe fortan zu den Christen der armenischen Kirche gehöre.

Die kirchliche Feier war vorüber, das Festmahl begann. Auch hier trug man gebratene Lämmer, Reis, Süßigkeiten

Ueberraschung, an den Abhängen des Hügels viele Bruchstücke, welche mit jenen Statuetten Aehnlichkeit hatten. Es war mir, sagt'er, wie ein Traum; vor mir lag ein wahres Bergwerk von Alterthümern fast zu Tage. Ich bewog den Knaben durch ein Geldgeschenk, reinen Mund zu halten, kaufte dem Eigenthümer Grund und Boden ab, und begann sofort mit den Nachgrabungen. Die Ergebnisse übertrafen meine Erwartung; tagtäglich kamen ganze Massen von Figuren und Bruchstücke von Gefäßen zum Vorschein, und zwar in solcher Menge, daß ich ein ganzes Kauffahrteischiff damit hätte beladen können. Eine nicht unbeträchtliche Menge habe ich nach Europa geschickt, obwohl der Gouverneur von Tarsus mir alle möglichen Hindernisse in den Weg legte. Fernere Nachgrabungen werden aber wohl noch ganz andere Erzeugnisse der tarsiotischen Keramik an's Licht bringen.

Diese Nekropole von Tarsus liegt unweit von dem Stadtgarten, in welchem sich das sogenannte Sardanapalsgrab befindet. Es ist ein großes Bauwerk aus Puddingstein, 115 Meter lang, 45 Meter breit und ungefähr 8 Meter hoch. Die alten Schriftsteller berichten, daß Alexander von Macedonien einige Tage vor der Schlacht von Issus mit seinem Heer an diesem Denkmale vorbeimarschirt sei. Es bildet ein längliches Viereck; im Innern befinden sich zwei massive Würfel, gleichfalls aus Puddingstein, von welchem man mit dem Hammer, trotz aller Anstrengungen, nichts abschlagen kann. Langlois legte ganz geheim eine Pulvermine, aber auch mit ihr richtete er nichts aus, und so bleibt es denn bis auf den heutigen Tag im Dunkel, was sich in diesem Denkmal eigentlich befindet.

Der Reisende unternahm Ausflüge auch in die weitere Umgegend, und sie waren im Allgemeinen recht lohnend. Er besuchte zum Beispiel die Ruinen von Pompejopolis, welche am Meere, zwei Stunden von Mersin, sechs Stunden geht östlich über Mersin nach Tarsus und Adana. Wir haben Lamas, Selesle, Kalo Korakesium, Corycus, Lampron und Anazarbus schon früher (Globus Nr. 21) geschildert, und wollen hier nur hervorheben, was noch von bemerkenswerthen Alterthümern in den verschiedenen Städten vorhanden ist. Die Ruinen von Corycus gewähren einen imposanten Anblick. Eine Burg steht am Meeresufer, eine andere auf einem Eilande. Beide sind von Feudalbaronen, Vasallen der Krone Armenien, gebaut worden und jetzt unbewohnt.

Die Straße nach Selefke (Seleucia) führt dem Meer entlang, aber manchmal über steile Höhen; die ganze Gegend ist verödet; auf einer achttägigen Wanderung traf Langlois Menschen nur in Lamas. Er kam nach dem Kap Anamur, dem südlichsten Vorgebirge Kleinasiens, das von einem weit vorspringenden Ausläufer des Taurus gebildet wird und einst die äußerste Grenze der armenischen Besitzungen bildete. Als der Reisende an einem Herbsttage



Die Ruinen von Corycus.

von Tarsus nach Westen entfernt liegen. Vom alten Theater ist Manches noch leidlich erhalten, die von Pompejus errichteten Mauern stehen noch. Inmitten der alten Stadt, deren Boden nun von Schutt und Gestrüpp bedeckt ist, erheben sich, zwei Reihen bildend, vierzig Säulen, die noch ihre Kapitäle haben. Die durch sie gebildete Straße, der Dromos, führte zu dem, jetzt von Sand verschütteten Hauptthore. —

Pompejopolis war die Vaterstadt des komischen Dichters Philemon, des Stoikers Chrysippus und des Dichters Aratus, dessen astronomisches Lehrgedicht bis auf unsere Tage gekommen ist. Auch sein Grabmal steht noch. Wir wollen hinzufügen, daß die Stadt vor den Römerzeiten den Namen Solö führte. Sie war von Rhodos aus gegründet worden, die Bewohner sprachen aber das Griechische so fehlerhaft, daß man schon im Alterthum einen Sprachfehler als Solöcismus bezeichnete. Pompejus fand jenes Solö von Einwohnern beinahe völlig verlassen, siedelte einen Theil der von ihm gefangen genommenen cilicischen Seeräuber dort an und gab ihm seinen Namen.

Von Pompejopolis führen zwei Wege in den Taurus und nach Selefke, über Lamas und Corycus; ein dritter dort war, zeigte sein Thermometer 38 Grad C. im Schatten! Der Herbst ist in Cilicien, namentlich an der Küste, wo die Nordwinde nicht zu spüren sind, ungemein heiß, gleich den Sommermonaten, und der Winter ist überall sehr kalt. Das Land hat ein excessives Klima; die hohen schneebedeckten Gipfel des Gebirges kann man vom Meer aus zu Pferd in achtzehn bis zwanzig Stunden erreichen, und in den Bergen liegt der Schnee manchmal sechs Ellen hoch.

In der Stadt Anamur, dem alten Anemurium, sieht man noch Trümmer einer Wasserleitung, halbverfallene Mauern und zwei Theater. Das eine, noch ziemlich wohl erhalten, scheint einst ein Dach gehabt zu haben. Die Nekropolis besteht aus kleinen, von einander getrennten Gebäuden, deren jedes in zwei Gemächer getheilt ist. Die innere Kammer hat allemal mehrere Leichengewölbe oder Zellen; dort wurden die Todten beigesetzt, während das äußere Gemach als Opferzimmer diente. Anemurium muß eine bedeutende Stadt gewesen sein; jetzt wohnen in dem Orte Turkomanen. Auf dem Hügel steht eine Burg, deren im Mittelalter mehrfach erwähnt wird; am Fuße desselben strömt ein Fluß, wahrscheinlich ist er der Arymagdos des Ptolemäus.

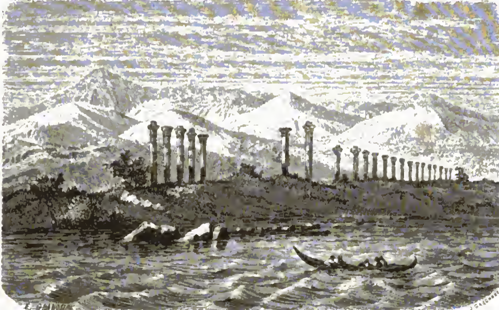
Zwischen Anamur und Celenderis, einer zwölf Wegstunden entfernten Stadt am Meere, liegen die Ruinen von Nagidus und von Arsinoë, die nichts Besonderes darbieten, und weiter östlich die Trümmer von Melaria.

Die Ruinen von Celenderis sind wichtig: sie liegen an einer kleinen Bucht und nehmen eine Länge von einer halben Wegstunde ein. Man sieht namentlich eine Wasserleitung und kleine Bauwerke, die sehr fest gewölbt sind; jedes derselben schließt einen schönen Sarkophag ein; griechische Inschriften besagen, wer dort begraben liegt.

Die ganze Strecke zwischen Anamur und Tarsus, und noch weiter östlich bis Adana, ist dürr und verödet; an manchen Stellen führt der Weg durch gefährliche Moräste. Von Tarsus ab findet man keinen Wasserlauf, keine Quelle in diesem ausgedörrten Lande, in welchem die Turkomanen nur am Rande der Sümpfe spärliche Weide für ihr Vieh finden. Diese Nomaden bereiten Zeltgerippe aus diesem Schilf und überdecken sie mit Filz. Solche bewegliche Hütten geben den Leuten einigen Schutz gegen die brennende Hitze; aber die Turkomanen verlassen immer so früh als möglich im Jahre die ungesunde Ebene und ziehen in die Gebirgsthäler, wo die Luft und namentlich das kühle Wasser so zuträglich ist, daß im Lande behauptet wird, es heile alle Krankheiten.

Betrachten wir uns nun noch Adana, eine Stadt von etwa zwanzigtausend Einwohnern, am Sehun tschai, dem Sarus der Alten. Er entspringt im Taurus und fließt unweit der Mündung des Cydnus in's Meer. Vermittelst überdeckter Kanäle hat man Wasser von ihm in die Stadt geleitet, und dort speis't es die Brunnen und die Bäder. Adana hat diese letzteren in Menge, dann auch noch viele Moscheen, Chane und einen Bazar. Als Langlois sich dort aufhielt, wurde der Pascha von den turkomanischen Häuptlingen stark bedrängt; die Nomaden erkennen nur die Beys ihres eigenen Stammes als Oberhaupt an, und diese suchen so unabhängig als immer möglich zu bleiben, während der Pascha sie unter sein Joch zu beugen sucht. Vor allen Dingen möchte er sie zu einem seßhaften Leben zwingen, aber dagegen sträuben sie sich. Deshalb ist unablässiger Streit, der manchmal in offene Fehde ausbricht. Gewöhnlich mußten die Türken nachgeben, und wenn der Sultan dem Namen nach Herr ist, so bleiben in der Sache selbst die Turkomanen unabhängig.

Man gelangt in vier Stunden von Adana nach Missis,



Säulen von Pompejopolis.



Grabmal des Aratus.



Tumlo Kalessi.

dem Mopsveste der Alten. Diese von dem berühmten Seher Mopsos gegründete Stadt ist jetzt ein elender Ort, in dessen Umgegend der Turkomanenstamm der Farsak Oglu umherzieht. Jene Leute sind weit und breit berühmt, weil sie mit dem Säbel vortrefflich umzugehen wissen, und sich auf das Werfen mit dem Tscherid (der Scheibe) vortrefflich verstehen. Bei ihnen war Langlois Zeuge eines eigenthümlichen Auftrittes. Der Häuptling hatte den Reisenden gastlich aufgenommen und ließ vor ihm einen Waffentanz aufführen. Dieser ist zugleich Spiel und kriegerische Uebung. Die Männer versammeln sich, selbst die Frauen kommen aus den Zelten herbei. Es war beinahe dunkel; ein Feuer, welches man mit Strauchwerk unterhielt, gab die Beleuchtung.



Turkomanenhäuptling; armenischer Bischof; cilicische Christen

„Ein zum Kriege gerüsteter Turkomane trat vor, kam bis nahe an uns heran und that einige Schritte nach dem Takte, während zwei andere ein Tamburin schlugen und Flöte bliesen, anfangs in langsamen, dann in immer rascheren Akkorden. Der Krieger wurde lebhafter; er sah im Geist einen Feind; diesem bietet er durch Geberde und Worte Trotz, fordert ihn heraus, stürzt gegen ihn ein, schwingt seinen Säbel, weicht ein wenig zurück, greift abermals an und erhebt ein Siegesgeschrei. Nun tritt ein zweiter Tänzer auf und begrüßt jenen mit dem Säbel; gleich nachher erscheint ein dritter und alle zusammen beginnen dann einen wahrhaft schrecklichen Tanz. Die Damascenerklingen der Drei, welche nahe bei einander stehen, pfeifen durch die Luft; ein Fehltritt, ein Ausgleiten, ein Fehlhieb, und sie wären Kinder des Todes, aber Tamburin und Flöten ertönen in immer rascheren Weisen, die Klingen schwirren und funkeln immer mehr, das Kriegsgeschrei wird heftiger, diese drei Männer brüllen und springen wie Tiger. Plötzlich halten sie an, stehen wie gebannt fest; zuletzt kommen sie langsamen Schrittes auf den Aga zu, knieen vor ihm nieder, beugen das Haupt bis zur Erde und legen, zum Zeichen der Unterwürfigkeit, ihre Damascenerklingen auf den Kopf. Der Aga spricht freundliche Worte und heißt sie aufstehen; inzwischen sind aber schon andere Tänzer angetreten und dasselbe Schauspiel wird wiederholt."

Von diesem Turkomanenlager war Missis nur etwa eine Stunde entfernt. Es ist ein armseliger Ort mit verfallenen Hütten und eingestürzten Moscheen und Minareten. Oestlich fließt der Pyramus, über welchen die Römer eine Brücke geschlagen haben. Neben einer in Trümmer liegenden byzantinischen Burg liegt eine Nekropolis, in welcher Langlois viele griechische Inschriften fand.

Unweit von Missis nach Norden hin liegen, zu beiden Seiten des Pyramus, zwei Burgen. Die eine, Tumle Kalessi, war zur Zeit der armenischen Herrschaft von Bedeutung; im Jahre 1212 gab König Leo der Zweite diese Burg, welche damals Amud (Adamodana) hieß, den Rittern des deutschen Ordens. Die Schenkungsbulle befindet sich im Archive zu Berlin.

Die Straße von Missis nach Aias fand der Reisende unsicher. Ein Räuberhauptmann, Stephan Oglu der Bucklige, trieb dort sein Unwesen; er brach oft mit seinen dreißig Banditen aus den Schluchten des Giaur Dagh hervor, um Karawanen zu plündern. Von Aias ging Langlois nach

Tarsus zurück, er machte aber einen Umweg, weil er eine von Europäern noch nicht durchwanderte Gegend erforschen wollte, die einst berühmte aleïsche Ebene. Jetzt ist sie zum großen Theile versumpft und hat sogar einige Salzseen, an welchen die Büffel eine Zuflucht finden. Im Alterthum ward sie als ergiebig gepriesen, noch im Mittelalter rühmte man ihre Fruchtbarkeit; nun ist sie wüst und öde. Auf den Ruinen von Mallus steht ein Turkomanendorf; mohammedanische Nomaden ziehen umher, wo einst, „nachdem er den Himmlischen Allen verhaßt war", einsam umherirrte Bellerophon,

— sein Herz verzehrend in Kummer,
Durch die aleische Flur, der Sterblichen Pfade vermeidend.

Die Kolonie Queensland in Nordost-Australien.

Erster Artikel.

Geographische Uebersicht. — Volksmenge und Städte. — Auch hier ein Goldfieber. — Kolonialregierung. — Bodenverhältnisse und Pflanzenwuchs. — Grasbrände. — Der Grasbaum. — Höhenzüge als Grenzscheiden. — Wälder. — Undurchdringliche Scrubs und Moräste. — Flüsse, Creeks, Wasserlöcher und Gullies. — Wie man Reisenden den Weg zeigt. — Klimatische Verhältnisse. — Ueberschwemmungen, Luftspiegelung, Sonnenbrand und Wirbelwinde. — Nachtheilige Einwirkungen des Klimas. — Die einheimische Augenkrankheit. —

Britisch-Columbia an der Nordwestküste von Amerika und Queensland im nordöstlichen Australien sind die jüngsten organisirten Kolonien Großbritanniens, und beide werden im Fortgange der Zeit von großer Bedeutung werden. Die eine hat sechs Monat im Jahre Winter, die andere reicht bis über den Wendekreis des Steinbocks und ist wesentlich tropisch; jene ist ein Gold-, Holz- und Fisch-Land, diese möchte man vorzugsweise zu einer Baumwollenregion machen. Beide haben eine günstige Weltlage am Großen Ocean.

Queensland ist erst im December 1859 eine selbständige Kolonie geworden; bis dahin bildete ihr Gebiet einen Theil von Neusüdwales, den Moreton-Bay-Distrikt. Diese Bucht liegt unter 27 Grad S. Br. und wurde 1770 von Cook entdeckt, aber der Fluß Brisbane, an welchem die gleichnamige Hauptstadt der neuen Kolonie liegt, erst 1823 von Oxley, welcher aus Sydney in diese Gegend geschickt worden war, um eine geeignete Stelle zur Anlage einer Sträflingsniederlassung aufzusuchen. Eine solche wurde bald nachher an der Moreton-Bay gegründet, aber schon 1842 wieder aufgehoben, weil von da an nur freie Kolonisten sich im Distrikte niederlassen durften. Squatters kamen in Menge herbei und brachten Vieh mit, das sich auf den ausgedehnten Weidegründen rasch vermehrte und gut gedieh.

Schon im April 1860 reichten die Ansiedelungen dieser Viehhirten bis zum Broad Sund, 22° S. Br., und 1861 bereits ein paar Grade weiter nach Norden hin, bis an den Fluß Burdekin, dessen Mündung man bisher nicht gekannt hatte. Ueber die Grenzlinie geriethen Neusüdwales und Queensland in Streit; die britische Regierung wollte sie dem 30. Breitegrad entlang ziehen, in Sydney setzte man aber durch, daß sie etwas weiter nach Norden hinausgerückt wurde. Sie beginnt nun bei Point Danger, 28° 8′ S. Br., läuft von da nach Westen der Bergkette entlang bis zur Great Dividing Range und folgt derselben bis zum 29°; von dort zieht eine niedrigere Hügelkette westlich bis zum Flusse Dumaresq oder Severn; die Linie folgt dem Laufe desselben bis zum Flusse Macintyre, und diesem entlang bis sie den 29°. S. Br. wieder erreicht, und dann auf diesem parallel nach Westen hin bis zum 141.° Ö. Länge und weiter nach Norden hin bis an's Meer.

Innerhalb dieser Begrenzung hat Queensland einen Flächenraum von mehr als 550,000 englischen Geviertmeilen. Wir haben im Globus die Resultate der neuesten Entdeckungen von Burke, Landsborough und Mac Kinlay mitgetheilt, und hervorgehoben, daß Squatters in Menge nach den früher noch nicht erforschten Gegenden gezogen oder noch unterwegs sind. An manchen fruchtbaren, mehr oder weniger gut bewässerten und zur Viehzucht geeigneten Strecken fehlt es offenbar in jenem Nordosten Australiens nicht, und man meint, daß das Klima auf den Hochebenen und im Gebirge für die Schafzucht nicht zu heiß sein werde. Man hofft auch, wie schon bemerkt, Baumwolle, sodann Zucker und Reis bauen zu können.

Die Kolonisten von Queensland geben sich jetzt große Mühe Ansiedler anzuziehen, und heben natürlich die wirklichen oder angeblichen Vorzüge ganz besonders hervor, während sie die Schattenseiten verschweigen oder zu mildern suchen. Das thut z. B. auch Westgarth.*) Der größte Theil, wenn nicht das Ganze, liege ja jenseit der Region mit ungewissem Klima, das südlich von Queensland große Extreme von Hitze und Kälte darbiete und von Dürre und heißen Winden viel zu leiden habe. Durch tropische Regengüsse sei Nordaustralien in günstigeren Verhältnissen als Central- und Süd-Australien; von diesen Regen werde ganz Queensland befruchtet; die jährliche Regenmenge betrage doppelt so viel als im Süden. In Brisbane, 27° 5′ S. Br., betrug die Regenmenge in dem mit dem 30. September abschließenden Jahre 55½ Zoll; es regnete an 131 Tagen, am meisten in den Monaten Februar, März, April und August. Das Klima, so sagt Westgarth weiter, ist heiß, aber gesund, und für die Leibesbeschaffenheit der Europäer geeignet; das gilt besonders von den südlichen, gemäßigteren Strecken, und hat sich auch an den Kolonisten durchaus bewährt. (?) Die mittlere Jahrestemperatur war, Morgens 9 Uhr beobachtet, 68° F. (etwa 20° C.) Für die einzelnen Monate ergaben sich: October 69,7; November 74,9; December 77,8; Januar 79,2; Februar 76,9; März 75,8; April 70,2; Mai 60,8; Juni 54,5; Juli 55; August 58; September 62° F. —

*) Australia, its rise, progress and present condition by William Westgarth. Edinburgh 1861. S. 36 ff.

Die Zahlen mögen ganz richtig sein, aber Westgarths Angaben über die Gesundheit und den gemäßigten Charakter des Klimas sind falsch. Das soll weiter unten nachgewiesen werden; und wir legen Gewicht darauf, weil Deutschland ein Interesse daran hat, die Verhältnisse jener Kolonie kennen zu lernen. Denn bereits sind einige Schiffsladungen deutscher Auswanderer nach Queensland geschafft worden, und ganz kürzlich wurde uns mitgetheilt, daß man sich bemühe, noch Tausende derselben dorthin zu schaffen.

Im Jahre 1851 lebten im heutigen Queensland 8575 Seelen, 1856 schon 17,082 auf 174,600 Quadratmiles; am 31. December 1860 schon 28,056, wovon 16,817 männlich, 11,239 weiblich. Die beiden wichtigsten Städte waren Brisbane mit etwa 7000 und Ipswich mit 4500 Einwohnern. Schon im Jahre 1858 hatte die Kolonie an vierthalb Millionen Schafe, 450,000 Häupter Rindvieh und 50,000 Pferde. Den wichtigsten Exportartikel bildet Wolle, wovon in dem mit dem 30. September 1860 abschließenden Jahre 4,826,500 Pfund im Werthe von 422,319 Pfd. Sterling ausgeführt wurde; Talg für 34,120 Pfd. Sterling. Die Kolonialeinnahmen betrugen 178,589 Pfd. Sterling.

Auch Queensland ist vom Goldfieber nicht verschont geblieben und hat Vortheil von demselben gehabt. Im August 1858 verbreitete sich die Nachricht, daß am Flusse Fitzroy, der unter etwa 23½° S. Br. in die Keppel-Bay mündet, Gold gefunden worden sei. Jene Gegend war damals noch fast ganz unbekannt, jetzt aber strömten aus Sydney und selbst aus Melbourne und anderen Häfen Victorias solche Massen von Abenteurern herbei, daß deren im Oktober schon etwa sechstausend an Ort und Stelle waren. In der That war Gold vorhanden, etwa 70 Miles von der Mündung des Fitzroy, an einer Stelle, welche Canuna heißt. Bald aber entstand große Noth, es fehlte an Lebensmitteln, Tausende zogen wieder ab und Andere, welche zu Schiffe von Sydney gekommen waren, gingen gar nicht an's Land, als sie den Sachverhalt erfuhren. Nun hatten aber die zurückgekehrten Goldgräber keine Gelegenheit wieder heimzufahren und mußten im Lande bleiben. Sie gründeten die Ortschaft Rockhampton, 30 Miles von der Mündung des Fitzroy, welche jetzt schon eine wichtige Station bildet und ohne Zweifel künftig zu großer Bedeutung gelangt.

Queensland wurde am 1. December 1859 selbständig; die Verfassung war schon am 6. Juni durch Geheimrathsbeschluß genehmigt worden. Das erste Parlament versammelte sich am 29. Mai 1860. Die Assembly, das Unterhaus, besteht aus 26 vom Volke gewählten Abgeordneten; die 15 Mitglieder des Oberhauses (Council) werden von der Krone ernannt. Es stellte vor Allem fest, daß keine Religionsgenossenschaft auf Geldbeihülfe von Staatswegen zu rechnen habe, und beseitigte damit verständigerweise eine Streitfrage, welche den anderen australischen Kolonien seit langer Zeit viel zu schaffen macht. Der geringste Verkaufspreis für den Acre Landes beträgt ein Pfund Sterling; das Land wird im Ausstrich verkauft und muß sofort baar bezahlt werden. Die Einwanderung solcher Leute, welche auf ihre eigenen Kosten nach Queensland kommen, wird durch Prämien begünstigt.

Die obigen Angaben, welche wir dem Buche Westgarth's entlehnt haben, können wir aus einer vortrefflichen Quelle vervollständigen. Ein Schweizer, Eduard Marcet, der seit längerer Zeit in der Kolonie, im Distrikte Burnett, wohnt, hat über dieselbe einen sehr eingehenden und interessanten Bericht erstattet, der einen klaren Einblick in die Verhältnisse gewährt. Wir hatten die Schilderung für durchaus unbefangen und der Wahrheit gemäß.*)

Das erste mit deportirten Verbrechern beladene Schiff kam 1834 nach der Moretonbay. Es fand dort einen geräumigen Hafen, einen breiten Strom und fruchtbaren Boden. Die Gegend gehörte, wie schon früher gesagt wurde, zur Kolonie Neusüdwales und stand seit 1821 unter dem Generallieutenant Brisbane. Sie blieb etwa bis 1840 Strafkolonie.

Die neue Kolonie hat einen größern Flächeninhalt als irgend eine andere in Australien, und reicht nach Norden hin bis an die Torresstraße. Im Fortgange der Zeit wird sie Land abgeben müssen, aus welchem sich dann wieder eine selbständige Kolonie bildet. Gegenwärtig mag sie etwa 30,000 weiße Einwohner zählen. Jeder Bezirk hat seine besondere Gerichtsbarkeit und Polizei. Die Leute auf dem Lande, die Squatters, wohnen im „Busch", das heißt den bewaldeten Gegenden, und treiben Viehzucht. Fast alle alten Ansiedler kamen als arme Leute, viele auch als Verbrecher in die Kolonie; wohlhabende Leute erschienen erst später. Von jenen Ersteren sind manche sehr reich geworden.

Die sittlichen Zustände lassen auch jetzt noch Vieles zu wünschen übrig. In einzelnen Gegenden treiben sich noch Räuber, die berüchtigten Bushrangers, umher, und an Dieben fehlt es nirgends; ebenso nicht an Trunkenbolden, Spielern und Gaunern. Alle Sekten sind vertreten, auch die Juden, welche Hausirhandel treiben und im Busch von einer Station zur andern gehen. Die Irländer sind zumeist Katholiken, die Deutschen Lutheraner. Von diesen sind viele Schäfer, andere leben in den Städten als Tabakshändler, Uhrmacher und Handwerker. Sie sind sehr thätig und betriebsam. Auch Chinesen sind schon nach Queensland gekommen.

Von eigentlichem Ackerbau ist noch wenig die Rede; das muß man zum Theil auf die Eigenthümlichkeit des Klimas schreiben, das von einem Extrem in's andere überschlägt und die Produkte europäischer Vegetation verbrennt oder ersäuft. Weizen zum Beispiel kann nicht gedeihen, die Sonne verdorrt ihn oder er verfault durch Regen. Dasselbe ist mit den Gemüsen der Fall, namentlich auch mit der Kartoffel; nur die Weintrauben machen eine Ausnahme. Sieben regenlose Monate sind gar keine Seltenheit, und noch häufiger sind wochenlang anhaltende Platzregen. Aber für tropische Erzeugnisse ist das Klima wohl geeignet. Baumwolle gedeiht, es fragt sich aber, ob sie unter den seitherigen Verhältnissen Nutzen abwirft, denn der Tagelohn für einen Arbeiter, dem man auch Wohnung und Kost geben muß, stellt sich auf zehn Francs, das sind 2 Thaler 10 Silbergroschen. Chinesische Kulis arbeiten allerdings für billigern Lohn. Mais kommt fast überall fort, auch Reis und Zucker kann auf einzelnen Punkten gedeihen.

Der Boden ist in vielen Gegenden ungemein fruchtbar; Alles treibt, aber nicht Alles reift. Der Pflanzenwuchs erscheint sehr mannichfaltig. Allgemein tritt der Gumbaum auf (ein Eucalyptus aus der Familie der Myrtaceen); der „Apfelbaum", welcher einigermaßen an unsern europäischen erinnert; der Eisenrindenbaum (auch ein Eucalyptus), dessen Rinde ungemein hart ist. Bei allen diesen Bäumen und noch sehr vielen anderen finden wir die Eigenthümlichkeit, daß die Blätter klein sind und der Sonne nicht ihre breite Seite zukehren, sondern die

*) Notice sur la province de Queensland, Australie septentrionale. Par Edouard Marcet (20 mars 1861). Mémoires de la société de Géographie de Genève, 1861. Tome II. p. 23—84.

Schneide, so daß sie eine eigenthümliche Art von Schatten werfen. In einer Gegend, wo die Hitze fast so stark ist wie im tropischen Afrika, wünscht man aber mehr Baumschatten. Der Stamm ist öfters sehr lang und die Aeste treten gewöhnlich erst in der Mitte der Gesammthöhe auf. Der Gumbaum verliert „im Winter" nicht seine Blätter, wohl aber die Rinde, welche in Fetzen oder Lappen abfällt; dann sieht der Stamm kreideweiß aus. Im Allgemeinen ist das Grün bei weitem nicht so lebhaft wie bei den europäischen Bäumen, und bei manchen sehen die Blätter wie mit Weiß überpudert aus.

Grasartige Pflanzen und Kräuter sind in Menge vorhanden. Ein Ansiedler fand an einer einzigen Stelle nicht weniger als zwei und dreißig ganz verschiedene, und viele sind wissenschaftlich noch gar nicht bekannt. Manche bleiben das ganze Jahr hindurch kurz und frisch, andere erreichen eine Höhe von sechs bis sieben Fuß und verdorren im Sommer. Dann steckt man sie in Brand und wählt dazu einen Tag, an welchem der Wind stark weht. Solch ein Gras- und Krautbrand gewährt bei Nacht einen großartigen Anblick und hält sehr wohl einen Vergleich mit den nordamerikanischen Prairiebränden aus.

Die Gräser sind verschieden je nach der Beschaffenheit der Bäume, welche an Ort und Stelle wachsen. Da, wo der Gumbaum vorwaltet, treten allemal dieselben Gräser auf; beim Eisenrindenbaum sind sie in Formen und Eigenschaften verschieden. Darin liegt ein Fingerzeig für die Viehzüchter, denn sie können daraus abnehmen, welche Gegenden sich am besten für die Schafzucht eignen. Uebrigens ist der Pflanzenwuchs in Queensland je nach den Breitengraden verschieden und in der Nähe des Wendekreises ein anderer als weiter nach Süden hin. Stuart fand dort eine Art Feigenbaum, einen andern, welcher mit dem Orangenbaum Aehnlichkeit hat, und eine Palme, welche aber „keine Datteln trägt". Am meisten fiel ihm der sogenannte Bohnenbaum auf, dessen Körner große Aehnlichkeit mit Bohnen haben; er ist auch dichter belaubt als alle anderen und giebt deshalb mehr Schatten. Die Blätter stehen paarweise, die Rinde ist glatt und aschenfarbig; das Holz fühlt sich angenehm an und ist nicht einmal so dicht wie Korkholz. Er hat so zarte Wurzeln, daß man dieselben mit einem gewöhnlichen Messer durchschneiden kann, wird vierzig bis fünfzig Fuß hoch und hat vier Fuß Durchmesser. Stuart fand ihn zuerst unter 24° S. Br., und weiter nach Norden hin trat er in viel größerer Menge auf.

Auffallend ist der große Mangel an wilden Blumen. Abgesehen von einem Baume, dessen gelbe Blüten einen starken Vanillegeruch haben, findet man bei anderen, welche man dann und wann sieht, gar keinen Duft. An Europa erinnert nur eine gelbe Blume, welche unserm Löwenzahn ähnelt; sie verwelkt aber, sobald der Sommer eintritt.

In dem außertropischen Queensland ist der Grasbaum, eine Art Xantorrhöa, besonders auffallend. Er bildet einen kleinen walzenartigen Stamm von fünf bis sieben Fuß Höhe und einem auf dieser Länge sich fast gleichbleibenden Durchmesser von sechs Zoll. Von diesem kleinen Stamme, der eine rauhe harzige Rinde hat, hängen von oben lange, büschelartig geschlossene, grasartige Blätter herab; sie sind etwa dritthalb Fuß lang, fallen in anmuthiger Biegung nach abwärts, etwa so wie bei der Trauerweide. Diese Blätter sind an ihrer Basis breit und verjüngen sich allmälig bis zu einer ganz scharfen Spitze. Aus dem Centrum des Hauptstammes und der Mitte dieses Büschels von Grasblättern wächst ein Stiel oder Schaft kerzengerade bis zu acht und zehn Fuß Höhe empor und trägt die Blumen. Dieser Schaft ist walzenartig, hat überall einen Durchmesser von andert halb Zoll und ist, gleich dem Stamme, aus welchem er sich erhebt, ganz kahl. Dieser seltsame Baum kommt nur an gewissen Stellen vor, dort aber tritt er in sehr großer Menge gesellschaftlich auf. Vereinzelte Exemplare bemerkte man bisher nicht; bis zu einem oder zwei Grad südlich vom Wendekreise des Krebses ist er sehr gemein.

Werfen wir nun einen Blick auf die Bodenbeschaffenheit von Queensland.

Das Gelände ist in hohem Grad ungleichartig. Der Wanderer findet bald ausgedehnte, ganz flache Ebenen, deren Ende er nicht absieht; sie sind mit hohem, leicht zerbrechlichem Grase bestanden. Dann kommt er an Hügelreihen, die vortrefflich bewaldet sind. Bei den Ansiedlern heißen sie Ranges, und sie dienen als Grenzscheiden für die verschiedenen Distrikte. Man trifft ferner ungeheure Urwälder von unbekannter Ausdehnung, die vielleicht bis zu einer großen Wüstenei sich erstrecken, für deren Vorhandensein im Innern manche Gründe zu sprechen scheinen; wahrscheinlich ist sie aber nicht ohne Menschen. (— Diese Annahme einer großen, zusammenhängenden Centralwüste ist durch die neuesten Entdeckungen bekanntlich nicht bestätigt worden —). Reisende wollen da, wo sie am Rande der vermeintlichen Wüste zu sein glaubten, kupferfarbige Leute gesehen haben, die etwas civilisirt und einigermaßen den Menschen mongolischen Schlages ähnlich seien; sie hätten durch Zeichen angedeutet, daß ein weiteres Vordringen mit großer Gefahr verbunden sei. Die Reisenden kehrten dann auch um.

Marcet wirft die Frage auf: „Könnte man etwa annehmen, daß eine chinesische Kolonie nach Australien eingewandert sei, und zwar zu einer Zeit, da Europa diesen Erdtheil noch nicht kannte, und daß diese nach und nach, in Folge der Einwirkung moralischer und physischer Ursachen, auf den niedrigen Standpunkt herabgesunken sei, auf dem wir sie nun finden?"*).

Queensland ist, die große Ebene abgerechnet, als ein ungeheurer Wald zu betrachten, in welchem, je nach den Oertlichkeiten, die eine oder andere Baumgattung vorherrscht. In einigen Gegenden stehen die Bäume weit zerstreut, in anderen stehen sie dichter, und auf manchen Strecken in solcher Menge und so dicht, daß sie eine für weiße Leute fast undurchdringliche Masse bilden. Diese Dickichte, von den Engländern Scrubs genannt, werden allemal von einer einzigen Baumart gebildet; die Stämme sind im Allgemeinen dünn, sehr schlank, haben viel Gezweig und am Ende desselben sehr dichtes Blattwerk. Nicht selten haben solche Scrubs eine große Ausdehnung; sie dienen den Eingeborenen und wilden Thieren zum Schlupfwinkel. Manche sehen von fern aus wie eine schwarze Masse und sind undurchdringlich wie eine Mauer. Wer hineingehen will, muß sich mit der Axt den Weg bahnen und läuft Gefahr, sich zu verirren und das Leben zu verlieren.

---

*) Diese Muthmaßung hat nicht die allergeringste Wahrscheinlichkeit für sich. Einmal sind die Chinesen nicht kupferfarbig, sondern weizengelb. Sodann sind sie ungemein zähe Leute, welche von ihrer Eigenthümlichkeit nichts aufgeben. Am allerwenigsten hätten sie in einem zur Agrikultur geeigneten Lande den Ackerbau vergessen oder verlernt; sie wären unter allen Umständen den ganz rohen und wilden Eingeborenen überlegen gewesen, und hätten sich von diesen sicherlich nicht in eine Wüstenei drängen lassen, sondern wären am Meere geblieben. Mit der Annahme von Kolonien aus fernen Gegenden und in unbekannten Zeiten wird noch immer viel zu viel Mißbrauch getrieben, am meisten aber in Bezug auf das vorcolumbische Amerika. Der Wissenschaft wird damit rein gar nichts genützt. A.

Queensland hat keine so hohen Gebirge wie Neusüdwales. An vielen Stellen ist der Boden sandig, an anderen mit stehenden Lachen, Morästen, überdeckt, sogenannten Swamps. —

Australien hat nur ein paar beträchtliche Ströme und auch Queensland ist hydrographisch mangelhaft gegliedert. Ueber die neuerdings von Reisenden im Norden besuchten Flüsse haben wir noch kein recht übersichtliches Gesammtbild; wir wollen also hier nur die schon seit einiger Zeit bekannten erwähnen, zunächst den Brisbane, welcher in die Moretonbay mündet. Er strömt in gewundenem Laufe von Osten nach Westen, hat eine Länge von ungefähr 50 Wegstunden und da, wo er am breitesten ist, ungefähr 150 Fuß. Zwanzig Stunden von der Mündung aufwärts wird er schon ein ganz schmaler Kanal, und er ist eigentlich nur etwa 16 Stunden weit schiffbar. Sein Bett ist tief, die Strömung so ungemein schwach, daß er beinahe keine andere hat als jene, welche von Ebbe und Flut bewirkt wird; diese Gezeiten aber reichen wohl 36 Stunden weit landein, und bis dahin ist auch das Flußwasser brakig, also ungenießbar. Der Brisbane hat wenig oder gar keine eigentlichen Zuflüsse, und nimmt nur dann und wann ein Bächlein auf. Weiter nach Norden hin sind die Flüsse Fitzroy, Connor und Isaacs die bedeutendsten, aber der letztgenannte bildet doch im Sommer nur eine Reihenfolge von Wasserlöchern.

Manche Gefließe Australiens haben einen, man kann sagen, eigensinnigen Lauf; statt nach dem Meere hin zu strömen, nehmen sie ihre Richtung nach dem Innern hin und verlieren sich entweder im Sand, oder man möchte sagen, in einem verfaulten Erdreich. Aus dieser Eigenthümlichkeit hat man früher einen Schluß auf das Vorhandensein eines großen Binnensees ziehen wollen. In vielen Gegenden zeigt Australien statt der eigentlichen Flüsse eine eigenthümliche Art von Wasserläufen, welche man als Creeks bezeichnet. Auch in Queensland sind diese Creeks sehr verschieden an Länge, Größe und Tiefe. Einige sind bis zu zwölf Wegstunden lang und 20 bis 30 Fuß tief. Der breiteste, welchen Marcet gesehen, hatte 70 Fuß Breite; die meisten sind aber nur klein und haben kein Wasser mehr, wenn ein paar Monate lang kein Regen gefallen ist. Aber in manchen erhält sich das Wasser, ohne daß ein Zufluß aus Quellen wahrzunehmen ist, auch zur Zeit der größten Hitze so rein und frisch wie in strömenden Gefließen. Am häufigsten findet man die Creeks in bewaldeten Gegenden mit unebenem Gelände, aber in der Ebene kann man tagelang reisen, ohne auch nur einen einzigen anzutreffen. Nach Norden scheinen sie häufiger vorzukommen; sie bestehen in manchen Gegenden nur aus einer Reihenfolge von Wasserlöchern, Waterholes, und diese liegen oftmals im Bett eines alten sehr großen Flusses. Man trifft fast überall in Australien unzweideutige Spuren früherer großer Ströme, die vielleicht manchen großen Flüssen Amerikas nichts nachgaben; sie sind aber in Folge irgend einer großen Erderschütterung verschwunden.

Außer den Creeks und Waterholes giebt es auch noch sogenannte Gullies. (— Der englische Name Gully bezeichnet eine durch Wasserströme im Boden entstandene Vertiefung, einen Kolk, eine Rinne oder Gosse; auch einen Ablauf. —) Sie sind Verästelungen der Creeks, denen sie in der Regenzeit Wasser zuführen, gewöhnlich nur schmal, nicht tief und liegen oft ganz trocken. Ein Gully verhält sich zum Creek, wie bei Höhenzügen eine Ridge zur Range, und beide sind für Leute, die im Busche wandern, nützliche Wegweiser. Wenn Jemand nach der Richtung fragt, welche er einzuschlagen habe, dann sagt man ihm etwa: „Gehe eine Stunde lang geradezu der Sonne entgegen; dann wird sie da oder da stehen; laß sie etwas zur Rechten. Eine Stunde von hier kommst Du an ein Gully, das trocken ist. Geh an demselben abwärts, halt Dich dicht ihm entlang, denn sonst geräthst Du in einen Morast. Nachdem Du etwas über zwei Stunden gegangen bist, wirst Du an einen Creek kommen. Vermeide dann den Scrub, welcher Dir zur Rechten liegt, laß denselben im Rücken liegen und geh dem Creek entlang, bis Du an einer kleinen, steinigen Ridge bist. Dazu gebrauchst Du etwa drei Stunden. Geh um die Ridge herum, dann hast Du die Kudarah-Range vor Dir. Es wird inzwischen dunkel geworden sein, der Mond scheint nicht; also behalte den Abendstern im Auge, der da steht. Halte Dich dann ein wenig rechts. Wenn Du in dieser Richtung drei Miles zurückgelegt hast, dann kommst Du auf die andere Seite der Range und findest am Fuße derselben zwei große Wasserlöcher. Dort mußt Du Dich nach links hinwenden und findest in einer Entfernung von etwa zwölfhundert Schritten die Station. Geh oder reite jedoch langsam, sonst kannst Du in ein Wasserloch fallen. Nicht wahr, Du hast mich verstanden?" — Gewöhnlich erreicht aber ein Reisender nach einer so „klaren Auseinandersetzung" die Station nicht, sondern muß irgendwo im Busch übernachten.

„Das Klima von Queensland bietet einige interessante Erscheinungen dar. Der „Winter" beginnt zu Ende des Aprilmonats; dann läßt die Gluthitze der Sommersonne etwas nach. Durch sie war Alles erschöpft und gelb geworden; nun erwacht die Natur aus dem Sommerschlaf und das Grün tritt auf. Pferde und Schafe waren schon des trockenen Grases überdrüssig und magerten sichtlich ab; jetzt freuen sie sich wieder des frischen Futters. Denn reichlich herabströmender Regen erquickt die Erde, die Vögel sind munterer, die vierfüßigen Thiere aufgeweckter, auch der Mensch fühlt sich wie neugeboren, nachdem die gewaltige Hitze ihn erschöpft und entnervt hatte. Aber die Freude währt nicht lange, denn nach Verlauf von zwei Monaten befinden wir uns mitten im Winter. Juli und August sind die kältesten Monate, und gegen Kälte ist man, nach der langen drückenden Hitze, ungemein empfindlich. Nachts fröstelt uns unter drei wollenen Decken, am Tage fällt der Thermometer nicht niedriger wie zu Genf im Juni oder Juli; man reitet ohne Rock und Weste aus. Aber sofort nach Sonnenuntergang stellt sich in schroffer Weise die Kälte ein, der Thermometer fällt rasch von 19 bis 20° R. bis auf Null, und Nachts bekommt das Wasser in den Hütten eine Eiskruste. Das gilt insbesondere von der Gegend, in welcher ich mich aufhalte; sie liegt etwa dreißig gute Wegstunden südlich vom Wendekreise des Steinbocks. Merkwürdigerweise habe ich außerhalb meiner Hütte niemals Eis bemerkt, und ich kann mir diese Anomalie nicht erklären. Schnee fällt niemals, immer Regen."

Der Winter dauert gewöhnlich bis zu Ende des August und er ist in jeder Hinsicht dem Sommer vorzuziehen. Dann kommt der Frühling oder, wenn man will, Herbst; nun ist der Pflanzenwuchs am kräftigsten und man hält Ernte. Aber bald stellt sich der entsetzliche Sommer ein und sofort wird die ganze Natur krank. Die Sonne gleicht einem brennenden Herde, und die Hitze ist geradezu unerträglich, wenn nicht etwa ein Luftzug geht. Man ist daran gewöhnt, sich so viel als irgend möglich gegen Sonnenstiche zu schützen, aber sie kommen trotzdem sehr oft vor und verursachen nicht selten plötzlichen Tod. Selbst Schwindel tritt ein und Athembeklemmung, welche den Menschen zu ersticken droht. Auch ereignen sich Fälle, daß Menschen in Folge von Einwirkung der Sonne irrsinnig werden. Marcet erzählt

Folgendes. Ein gesunder, kräftiger Mann war aus Sydney gekommen und befand sich erst seit ein paar Tagen in den nördlichen Distrikten. Ich war an einem heißen Januartage mit ihm in den Busch geritten; plötzlich stieg er vom Pferde und warf sich in's Gras unter einen Gumbaum. Auf meine Frage, ob er müde sei, fragte er mich, wo er sich befinde, ob etwa in George Street zu Sydney. Er hatte Alles vergessen, was seit Wochen mit ihm vorgegangen war. Nach etwa fünf Minuten kam er wieder zum Bewußtsein. —

Im Sommer stellt sich fast an jedem Tage ein Sturm ein, manchmal hat man sogar zwei oder drei Orkane. Das Klima von Queensland ist ein extremes. Wir haben entweder große Dürre, oder das Land steht buchstäblich unter Wasser. Die „Ueberflutungen", Floods, treten regelmäßig in jedem Jahre ein, namentlich bei Anbeginn der Regenzeit. Es braucht gar nicht lange zu regnen, ein paar Tage genügen zu einer Ueberschwemmung. Dann füllen sich die Creeks, bekommen eine reißende Strömung, als wären sie Gießbäche, treten über ihre Ufer und das Land gleicht weit und breit einem See. In Neusüdwales sind sie noch viel schrecklicher als in Queensland und richten auch größern Schaden an, weil dort der Ackerbau ausgedehnter ist. Mehr oder weniger Vieh ertrinkt allemal in Queensland, aber gewöhnlich bleiben die Wohnungen verschont. Dann und wann ertrinken Menschen beim Reiten oder Schwimmen durch die Creeks.

Während des heißen Sommers sind auf den Ebenen die Luftspiegelungen häufig; sie gleichen denen in der Sahara. Auch Wirbelwinde fehlen nicht. Bei ruhiger Luft fängt plötzlich das Gras an sich zu bewegen, eine manchmal 150 Fuß hohe Säule von Staub wirbelt heran, führt zuweilen große Stücke Holz mit sich, dreht sich fortwährend um sich selbst, nimmt eine mehr oder weniger pyramidale Gestalt an, treibt in rasender Eile weiter und verliert sich später im Luftraum. Die Gegenden, über welche sie hinwegfegte, gleichen einem frischgepflügten Acker. Solche Wirbelsäulen stellten sich nur an den allerheißesten Sommertagen ein. Sie können gefährlich werden und reißen zuweilen Menschen und Schafe eine Strecke weit in die Luft. Manchmal bewegt sich die Luftsäule auch in horizontaler Richtung, aber man kann ihr aus dem Wege gehen.

Australien hat keine Epidemien, welche, wie z. B. das gelbe Fieber, in anderen heißen Ländern so große Verheerungen anrichten. In den Städten erscheint dann und wann die Cholera, aber im Allgemeinen nicht sehr bösartig. Aber Queensland hat gefährliche Fieber, deren Heilung lange Zeit erfordert. Am häufigsten kommt ein Tertianfieber mit Zittern vor; es läßt eine Schwäche zurück, die nur langsam verschwindet, bei Manchen erst, wenn sie wieder in Europa sind.

Das Klima von Queensland übt eine sehr nachtheilige Wirkung auf das Nervensystem. Mit vierzig Jahren ist der Mensch alt, die Haare werden weiß oder fallen aus, die Hände zittern und auch der Stärkste leidet an rheumatischen Schmerzen. Der Eine klagt über Rückenweh, der Andere über unaufhörlichen Kopfschmerz, ein Dritter über Leibweh, ein Vierter wird die Augenentzündung nicht los. Alle diese Krankheiten und Unbequemlichkeiten rühren her vom Klima, von dem beschwerlichen Leben im Busch und von der Nahrung. Die letztere besteht unabänderlich aus gesalzenem Rind- oder Hammelfleisch und Brot; dazu trinkt man Thee. Gemüse versteht ohnehin kein Engländer zu kochen, und Kartoffeln sind erst neuerdings in's Land gekommen. Das Leben im Busch bringt Anstrengungen aller Art mit sich: oft muß der Reiter tagelang hinter dem Rindvieh herjagen, das halb wild geworden ist, schläft Nachts unter freiem Himmel, wird früh vom kalten Thau aufgeweckt und hat oft wochenlang keine eigentliche Ruhezeit. Das wirkt auf den Körper ein.

Das, was die Engländer als Blight bezeichnen, ist eine eigenthümliche Augenkrankheit. Man behauptet, daß sie nur in Australien vorkomme, wo fast Jeder von ihr heimgesucht wird. Anfangs stellt sich ein leichter Schmerz ein, etwa so, als ob ein Sandkorn in's Auge gekommen wäre; in den nächsten Tagen verschlimmert sich das Uebel rasch, eine scharfe Entzündung kommt hinzu, ergreift die Augenlider, schließt dieselben fast hermetisch, sie schwellen an, werden hart und der Kranke kann gar nicht mehr sehen. Aus den Augenwinkeln dringt eine weiße, halbflüssige Materie. Die Entzündung erstreckt sich zuweilen auch auf Stirn, Nase und Mund; bei Marcet ergriff sie sogar die Brust. Sie verursacht heftigen Schmerz; es ist dem Kranken, als ob er kleine Glasscherben im Auge habe. Acht Tage hatte er gar keinen Schlaf und phantasirte. Dann öffnen sich die Augenlider plötzlich und es strömt viel Wasser heraus; die Entzündung läßt allmälig nach, aber statt ihrer stellt sich ein unablässiger Reiz ein, der zwar nicht so äußerst schmerzhaft ist, aber doch etliche Wochen anhält. Man muß einen Schleier vor den Augen tragen. Bei Manchen läßt die Krankheit ein schwaches Gesicht zurück; weder Jung noch Alt, Arm oder Reich, Städter oder Landmann bleibt von ihr verschont; aber nur in der heißen Jahreszeit tritt sie auf. In Australien meinen Manche, sie rühre von dem Gift einer kleinen blauen Fliege her, welche den Leuten in's Auge kommt; das ist aber unwahrscheinlich; ohne Zweifel sind Hitze und Sonnenbrand die Haupturfachen. Manche bekommen sie mehr als einmal, und man kennt noch kein wirksames Heilmittel.

Brustkranken ist das Klima von Queensland durchaus zuträglich; alle verspüren Linderung und manche genesen völlig.

Bemerkungen über Britisch-Ostindien.

Es ist offenbar, daß nach der großen Rebellion Indien in vieler Beziehung große Fortschritte gemacht hat. Die Regierung sah wohl ein, wie viele Fehler begangen waren, und bemühte sich, ein besseres System an die Stelle des alten zu setzen. Jetzt hat die indische Regierung statistische Angaben zusammenstellen und bekannt machen lassen, welche einen Einblick in die gegenwärtigen Verhältnisse eröffnen. Sie umfassen zwei „regulirte" Provinzen, nämlich Madras und Bombay, und zwei „nicht regulirte", das Pendschab und Barma. Bald werden aber alle Provinzen „regulirt" sein, denn der größte Theil des indischen Reiches hat nun dieselben Gesetze über Kriminalwesen, Polizei, Abgaben und Civilproceß. Die nicht regulirten haben noch keine Legislaturen und werden mit absoluter Gewalt vom Generalstatthalter regiert: dort ist ein patriarchalischer Despotismus, der für viele noch wenig

civilisirte Stämme bis auf Weiteres sich am besten zu eignen scheint.

Bengalen, mit etwa 40 Millionen Einwohnern, hatte 1861 eine *Einnahme* von 14,132,350 Pfd. Sterling, während die *Ausgabe* nur 4,903,410 Pfd. St. betrug, und rechnet man die Manufakturkosten für die *beiden Monopolwaaren Opium und Salz* ab, so stellen sich die Ausgaben auf kaum 3 Millionen. Diese Provinz liefert demnach einen Ueberschuß von 9¼ Millionen. Mehr als ein Drittel des Einkommens fließt aus der *Landtaxe*, welche binnen zwei Jahren von 3,758,970 auf 4,130,700 Pfd. St. gestiegen ist; die Zölle lieferten 2,732,322 Pfd. St. Der *Salzverbrauch* ist binnen zwanzig Jahren um 64 Procent gestiegen, und beträgt jetzt 320,000 Tons. Die Arbeitslöhne sind gegen früher um das Doppelte gestiegen. Das *Opium* gewährte 1845 eine Einnahme von 2,206,120 und 1860 von 3,317,605 Pfd. St., 1861 aber noch nicht volle dritthalb Millionen, weil den Producenten jetzt von der Regierung ein höherer Preis gezahlt wird. Auf *Erziehungskosten* werden leider nur 80,000 Pfd. St. verwandt; der Staat zahlt also kaum einen halben Penny auf den Kopf; und unter Aufsicht der Regierung standen nur 879 Schulen mit 52,895 Schülern. Das ist sehr wenig unter 40 Millionen Seelen; direkt von der Regierung hingen nur 241 Schulen mit 19,396 Schülern ab. Für das *Justizwesen* betrugen die Ausgaben 532,360, für die *Polizei* 397,000 Pfd. St. Die Regierung verausgabte für *öffentliche Arbeiten* 533,600 Pfd. St., die Lokalverwaltungen etwa 94,000 Pfd. St.

Die Präsidentschaft *Madras* hat 22½ Millionen Seelen und einen Flächenraum, der nur ein Drittel so beträchtlich ist als jener von Bengalen. In Madras herrscht bei der Besteuerung das *Reiotwarry-System*, demgemäß jeder Bauer seine Abgaben direkt an die Regierung zahlt. Das ist, sagt ein Correspondent der Times, allezeit ein Mühlstein am Halse von Madras gewesen, hat den Aufschwung an Volksmenge, Verkehr und Einnahme zurückgehalten, denn dieses System legte faktisch die Verwaltung, insoweit der Bauer (Reiot) mit ihr in Berührung kam, in die Hände von Eingeborenen, welche ihren Einfluß benutzten, um den Bauer zu drücken.*)

Das britische System der Besteuerung der Bodenkultur ist, beiläufig bemerkt, weit günstiger als das der einheimischen Regierungen; die Abgabe ist auf den Reinertrag gelegt und nach indischen Begriffen nicht allzudrückend. Andere Abgaben hat dann der Bauer nicht.

Was die Präsidentschaft Madras anbelangt, so ist die Abgabe nach und nach vermindert und so viel neues Land in Anbau genommen worden, daß die Landtaxe seit 1857 sich um eine halbe Million vermehrt hat. Die Gesammteinnahme betrug 6,083,883 Pfd. St. in 1861; davon kommen 68 Procent auf die Landtaxe (doppelt so viel wie in Bengalen), 5½ auf Accise, 14⅓ auf Salz, 3½ auf Zölle, 5 auf Stempel und 2⅔ Procent auf die Einkommensteuer. Von der Gesammteinnahme wurden 10 Procent auf öffentliche Arbeiten verwandt.

Die nicht regulirten Provinzen sind Gebiete, die erst in späterer Zeit erworben wurden; sie bedürfen einer starken Militärbesatzung, das neue Regierungssystem verwächst nur sehr allmälig mit den Landesbewohnern, und die Ausgaben sind beträchtlicher als die Einnahmen.

Das *Pendschab* lieferte eine Einnahme von 3,047,063 Pfd. St. und hätte, wenn blos die Civilverwaltung und deren Ausgaben in Betracht kämen, einen Ueberschuß von 1,400,318. Aber das Pendschab ist eine Grenzprovinz und hat deshalb eine starke Militärbesatzung. Die Landtaxe liefert mehr als die Hälfte der Gesammteinnahme, nämlich 1,822,065 Pfd. St. In 1982 Schulen sind 52,840 Schüler vorhanden, für welche die indische Reichsregierung beinahe 22,000 Pfd. St. verausgabt. Die Volksmenge beträgt etwa 15 Millionen Seelen auf 100,406 englischen Geviertmeilen.

In *Barma* kam England in Berührung mit Völkern vom sogenannten indochinesischem Stamm und von buddhistischer Religion. Es besitzt an der Ostküste des bengalischen Meerbusens die drei Provinzen *Arrakan*, *Tennasserim* und *Pegu*, welche eine Längenstrecke von etwa 900 Miles haben. Der König von Barma ist auf allen Seiten eingeschlossen, den Engländern fehlt für ihre Besitzungen eine geeignete Grenze; die jetzt vorhandene, vielfach unbestimmte, wird durch barmanische Räuberschaaren unsicher gemacht, „*und der Tag, an welchem ganz Barma britische Besitzung wird, ist vielleicht nicht mehr fern.*“

Auf diesen Punkt haben wir im Globus schon mehrfach hingewiesen; die Engländer gieren jetzt förmlich nach dem Besitze von Barma, und der indische Korrespondent der Times (8. December) sagt in dieser Beziehung mit trockener Unverschämtheit: „Es ist wirklich ein glorioses Land durch seinen Reis und seine Hölzer, Steinöl und andere Produkte, welche allesammt über die drei Häfen *Akyab*, *Rangun* und *Maulmein* exportirt werden, jetzt schon im Werthe von 6 Millionen Pfd. Sterling jährlich.“ Dieses schöne Land hat, soweit es jetzt britisch ist, kaum zwei Millionen Einwohner, und nur 1,608,108 Acres sind bebaut. „Aber trotzdem hat unsere Regierung solche Erfolge gehabt, daß wir eine Million Pfd. St. Einkommen erheben; das Volk dort ist zwar schwerer besteuert als anderswo unsere Unterthanen, aber es ist so wohlhabend, daß es davon nichts verspürt!“

„Nächst dem Pendschab macht Britisch-Barma, unter unseren neu erworbenen Provinzen, die meisten Fortschritte; dann folgt Scinde, nachher kommen die Centralprovinzen, welche für den Baumwollenbau so geeignet sind; die letzteren wurden acht Jahre lang ziemlich vernachlässigt; jetzt widmet man ihnen sorgfältige Berücksichtigung.“

Britisch-Barma hat mehr *englische Ansiedler* an der Küste als irgend eine andere Region Indiens; auch wandern

*) Die Sache wird für die meisten Leser einer Erläuterung bedürfen. Indien ist recht wesentlich ein *Bauernland*; aber im Bodenbesitze sind durch die vielen Kriege und inneren Bewegungen große Veränderungen vorgegangen und Vieles ist unbestimmt geworden. Das Wort *Reiot* ist eigentlich arabisch und bedeutet *Unterthan*. In Indien bezeichnet es zunächst eine steuerzahlende Person, dann einen Landbauer im Allgemeinen; dann auch einen Mann, der in Abhängigkeit von einem Grundherrn steht. Seit den ältesten Zeiten haben in Indien alle Regierungen ihre Haupteinnahme aus Grund und Boden bezogen; nach sehr alten Gesetzen ist die regierende Gewalt zur Erhebung eines gewissen Antheils von dem Ertrage, welchen der Bauer erntet, berechtigt, und sie erhebt diesen in Geld oder Produkten. Der Reiot hat ihn immer willig entrichtet, obwohl er in Kriegszeiten manchmal den sechsten Theil des Ertrages ausmachte. Der regierende Herr giebt Erlaubniß zur Bebauung des Landes, denn nach Hindugesetzen ist es sein Eigenthum; Privatländereien haben nur an der Malabarküste existirt. Der Inder erkennt das Recht des Fürsten auf das vom Bauer bestellte Land in der *Theorie* an, betrachtet aber *in der Praxis* sich selber als den eigentlichen Besitzer, so lange er dem Fürsten den gebührenden Antheil entrichtet. Als die Mohammedaner Herrscher wurden, erniedrigte ihr Zwangsgesetz den Bauer zum Taglöhner: außer dem Saatkorn und der zum Unterhalt seiner Familie nothwendigen Nahrung mußte er den *ganzen* Ertrag dem Fürsten überlassen! Erst der Mogul Akbar der Große regelte das Verhältniß und verordnete, daß die Abgabe an den Fürsten den dritten Theil der Ernte im Geldwerth betragen solle. Für die *bäuerlichen Verhältnisse* in Indien ist es charakteristisch, daß der Landbesitz mehr ein *Eigenthum ganzer Dorfgemeinden* als einzelner Individuen ist. Diese Dorfgemeinden sind in sich wie kleine Republiken; sie haben sich erhalten, wenn alles Andere verschwunden ist. — Wir verweisen gern auf ein Werk, das von einem fleißigen und umsichtigen Gelehrten, Professor *Karl Böttger* in Dessau, geschrieben worden ist, und das die inneren Verhältnisse Indiens übersichtlich schildert. Wir meinen die „*Kulturgeschichte Indiens*, enthaltend Schilderungen des Kastenwesens, religiösen Lebens, des Volkscharakters, der Erziehung und Mission, der Kunst und Wissenschaft, der Regierung und Verwaltung, der Produkte, des Handels und der Finanzen, des Landbaues und der Reiots.“ Hr. Böttger hat dabei auch Manches aus dem Nachlasse Leopold von Orlich's benutzen können. Der Abschnitt über Landbau, Pachtsystem und Reiots steht S. 337 bis 360. A.

Chinesen in großer Anzahl ein, die Schans strömen über die Grenze, nicht minder viele Barmanen, welche dem Druck entfliehen wollen.

Am 1. November 1862 waren vier Jahre seit dem „Tode“ der ostindischen Kompagnie verflossen, und an demselben Tage hat die Regierung in Calcutta die ersten Rupien mit neuem Gepräge ausgegeben. Der Name Kompagnie ist nun für immer abgeschafft.

Die Times knüpft an die von ihrem Correspondenten mitgetheilten Ziffern einige Betrachtungen und bemerkt sehr richtig, daß das Anwachsen der englischen Macht in Indien in der That als ein Mirakel betrachtet werden könne. Vor achtzig Jahren bestand dieses indische Reich aus einer Anhäufung asiatischer Staaten, welche dem Namen nach unter der Herrschaft des Großmoguls sich befanden. Die Engländer besaßen nur kleine Handelsniederlassungen an der Seeküste. Der Großmogul war schwach geworden; seine Provinzen waren zum Theil in der Gewalt unabhängiger Stämme oder erblicher Statthalter, und mit den Ersteren mußten die Engländer furchtbare Kriege führen. Alle Eroberer, welche nach Indien eindrangen, kamen von Nordwesten her durch das Pendschab und setzten sich dann im Duab, zwischen der Yamuna und dem Ganges fest, wo Agra und Delhi Hauptstädte wurden; von dort aus unterhielt man die Verbindung mit Lahore. Die Engländer dagegen drangen nicht von Norden her in's Land, sondern von Calcutta und Madras; jetzt aber, wo sie auch im Norden herrschen, hat das Pendschab eine hervorragende Wichtigkeit erhalten, und die Stadt Simla ist ein Punkt von Bedeutung geworden.

Als die Herrschaft des Großmogul zu Ende ging, blieben zwei große unabhängige Mächte übrig und zwei erbliche Statthalter, die zu Souveränen geworden waren; ein Dritter, der Subadar von Bengalen, war von Calcutta aus schon bezwungen worden, und die Engländer besaßen nun ein Land vom Umfang eines europäischen Königreichs. Jenseit der Grenze dieses Bengalen lag Audh, ein nicht unbeträchtliches Königreich; aber man ließ es fast unbeachtet, und es ist erst vor wenigen Jahren einverleibt worden. Ein anderer großer Statthalter, der Nizam von Haiderabad im Dekan, ist Herrscher bis auf diesen Tag geblieben, aber dem englischen Einflusse kann er sich nicht entziehen. Dagegen wurden Kriege geführt mit Hayder Ali von Maissur und dessen Sohn Tippu Sahib im Süden und mit den Maharatten im Nordwesten. Beide Gegner wurden nach langen und gewaltigen Kämpfen niedergeschlagen. Bevor die Engländer Seringapatam erstürmt hatten, war Madras für sie der wichtigste Punkt; nach Tippu's Falle wurde es für die britische Politik verhältnißmäßig unbedeutend. Großmächtig aber wurde England erst, nachdem es zwanzig Jahre später die Maharatten bezwungen und nun in ungefährdetem Besitze der Centralgegenden sich befand.

Seitdem verging fast kein Jahr ohne neue Eroberungen und Einverleibungen; ununterbrochen ist „assimilirt“ worden. Man nahm die unabhängigen kleinen Staaten erst unter „Protektion“, nachher wurden sie unter einem beliebigen Vorwand, an welchem es nie gefehlt hat, einverleibt; man konfiscirte Herrscher und Länder. Mit der Eroberung von Scinde bekam England den Indus, mit Tennasserim die Ostküste des Bengalischen Meerbusens.

Gegenwärtig liegt der Schwerpunkt im Pendschab; dort sind die wichtigsten Pässe, und sie werden sorgfältig bewacht; der Generalstatthalter hält zuweilen Hof in Simla, das man als Klein-Calcutta bezeichnet.

Seit 1857 hat das frühere System einige Aenderungen erfahren. „Wir wünschen keine neuen Einverleibungen, wenn wir dieselben umgehen können, auch liegt eigentlich kein Anreiz zu weiterer Ausdehnung vor, ausgenommen in Barma. Auf die Eroberung dieses Landes wird spekulirt, weil sie wohl zur Nothwendigkeit werden könnte und und jedenfalls Gewinn bringen würde“.

Wohin soll man gefährliche Verbrecher transportiren? Das Camerones-Gebirge an der westafrikanischen Küste.

Diese Frage muß auch vom geographischen Standpunkt aus erörtert werden. Australien zeigt, von welcher Wichtigkeit sie für eine Kolonie werden kann.

Der Staat hat ganz entschieden ein Recht, gemeingefährliche Verbrecher, systematische Sünder und Taugenichtse, welche sich als unverbesserlich erwiesen haben und weder Person noch Eigenthum achten, unschädlich zu machen. Er richtet sie hin, sperrt sie ein oder deportirt sie. Die Todesstrafe wird in unseren Tagen seltener vollzogen als früher; im Gefängniß ist der Verbrecher unschädlich, so lange er in Haft bleibt; aber die Gesellschaft hat keine Garantie, daß er nach seiner Entlassung nicht wieder von vorn anfängt. Es giebt nicht viele Beispiele, daß rohe Verbrecher von Profession sich wirklich gebessert hätten. Das System, diese gefährlichen Subjekte fortzuschaffen, in neue Länder zu bringen, wo sie zu ernster Arbeit gezwungen waren und die Aussicht hatten, Eigenthum zu erwerben, war ohne Zweifel ganz richtig, und es spricht nicht gegen die Sache selbst, daß in der Anwendung, Ausführung und Methode manche Fehler begangen worden sind.

England, welches allein unter allen Seemächten das Deportirungs-System in großem Maßstab angewandt hat, sah sich im Jahre 1852 genöthigt, dasselbe vorerst fallen zu lassen. Als in Australien die Zahl der freien Ansiedler mehr und mehr anwuchs, wollten die Kolonisten eine fernere Zufuhr von Verbrechern nicht mehr dulden, und sie hatten vollkommen Recht. Freie und rechtschaffene Arbeiter waren nun in genügender Menge zu haben, und die „Convicts“ bildeten immerhin einen zweideutigen Theil der Gesellschaft. Nur allein Westaustralien willigte ein, auch ferner Verbrecher, aber nur in so geringer Anzahl, aufzunehmen, daß sie den rechtschaffenen Leuten nicht gefährlich werden konnten. Das Mutterland gab aber das System nur ungern auf; es hatte den Plan, von nun an die zur Deportation Verurtheilten nach der südafrikanischen Kapkolonie zu bringen; aber diese gerieth darüber geradezu in Aufruhr und drohte mit einer Revolution, wenn der Plan zwangsweise durchgeführt werden sollte. Die Ansiedler verweigerten ein paar mit Verbrechern beladenen Schiffen geradezu das Landen, und die Regierung mußte nachgeben.

Seitdem blieb keine andere Wahl, als die Verbrecher in Europa in Haft zu behalten. Aber bei sehr vielen wurde die Dauer der letztern verkürzt, namentlich für solche Individuen, welche sich im Gefängnisse wirklich oder scheinbar gut betrugen. Das Parlament genehmigte 1853, daß die Regierungsbeamten solchen Leuten Urlaubsscheine ausstellen durften. Mit solchen wurden sie entlassen. Die falsche Philanthropie, welche eine so große und schädliche Rolle spielt, errang auf Kosten der Sicherheit rechtschaffener Leute einen großen Sieg. Man hörte nicht auf den sehr richtigen Einwand des alten Palmerston, welcher hervorhob, daß

ein Urlaubsschein in einer dünn bevölkerten Kolonie etwas ganz Anderes sei, als in einer von Millionen Menschen bewohnten Hauptstadt. Man warf eine große Menge von Verbrechern auf das Pflaster, und die Zahl der vom Oktober 1853 bis dahin 1862 aus den Gefängnissen entlassenen Verbrecher beläuft sich in England und Wales auf die ungeheure Ziffer von etwa 123,000 Individuen! Sehr viele wurden sofort rückfällig; die Beaufsichtigung ist schwer und theilweise unmöglich und die öffentliche Sicherheit wurde in einer beispiellosen Art gefährdet. Das sogenannte Garrotiren, das Knebeln, Berauben und Ermorden von Leuten am hellen Tage wurde etwas Gewöhnliches, und nun ist man gezwungen, das Deportationssystem, welches man niemals hätte aufgeben sollen, wieder einzuführen.

Jetzt steht die Frage auf dem Punkte, welche uns hier im Globus berührt. Wohin soll man die gemeingefährlichen Leute bringen? Das geographische Element muß entscheiden. Australien will keine Verbrecher mehr; die westliche Kolonie, am Schwanflusse, mit der Hauptstadt Perth, nimmt, wie schon gesagt, nur bedingungsweise eine geringe Anzahl auf. Nun sind andere Vorschläge auf's Tapet gebracht worden.

Zunächst Queensland, das wir an einer andern Stelle unseres Blattes schildern. Man hält manche Strecken in Nordaustralien für geeignet; aber die Queenslander werden sicherlich ihre Einwilligung verweigern; ohnehin füllt sich Nordaustralien schon jetzt mit Viehzüchtern. Wir meinen, daß man in London auf jenen Plan wird verzichten müssen.

Von anderer Seite sind die Maluinen, welche von den Engländern Falklands-Inseln genannt werden, als eine passende Oertlichkeit bezeichnet worden. Wir glauben mit Unrecht. Diese Inseln sind zwar reich an Torf, aber ohne allen Baumwuchs, das Klima ist sehr feucht, und die Verbrecher würden vielfach Gelegenheit haben, von dort zu entrinnen. Denn bei den Maluinen laufen alljährlich viele Walfischfahrer an, deren Bemannung nicht selten aus Schiffsleuten sehr anrüchiger Art besteht. Auch die den Falklands-Inseln gegenüber liegende Küste von Patagonien wurde in Vorschlag gebracht, aber diese gehört den Engländern nicht; die Argentinische Konföderation betrachtet dieselbe als ihren Besitz. Ohnehin würden dort die Verbrecher leicht zu entfliehen vermögen, und in Vereinigung mit den Indianerhorden des innern Patagoniens viel Unheil anrichten können. Ein Protest der Argentiner würde bestimmt nicht ausbleiben.

Die Südsee-Inseln hat man noch nicht in Betracht gezogen, und England ist, obwohl die Zahl seiner Kolonien ein halbes Hundert übersteigt, in nicht geringer Verlegenheit, um eine geeignete Oertlichkeit für die Deportirten ausfindig zu machen. Denn auch Labrador würde schwerlich dem Zweck entsprechen.

Nun tritt ein vielfach erfahrener Mann mit einer Ansicht hervor, die manches Einleuchtende hat. Wir meinen den berühmten Reisenden Kapitän Richard Burton, den unsere Leser kennen. Er ist Konsul auf der spanischen Insel Fernando Po und für die Biafra-Bay, das heißt die äquatorialen Küstengegenden von Westafrika, und verweilt gegenwärtig in London. Wir wollen den wesentlichen Inhalt seines Vorschlages mittheilen.

Schon 1856 hatte der um die Entdeckungsfahrten auf dem Niger vielfach verdiente Mac Gregor Laird darauf hingewiesen, daß das Camerones-Gebirge mit der Amboise-Bay als eine geeignete Oertlichkeit zur Ansiedelung von Sträflingen sich empfehle. Schwarze Arbeiter müßten vom Seehafen aus nach dem Hochland eine Straße bauen. Aus dem Gebirge könnten die Verbrecher nicht entrinnen, weil das ungesunde Klima im Tieflande ihnen das ganz von selbst verbieten würde. Das Hochland ist unbewohnt, die Deportirten wären dort förmlich isolirt; an Beschäftigung wäre kein Mangel: sie müßten Holz fällen, Wege anlegen und den Ackerbau treiben, um sich Nahrungsmittel zu verschaffen. Wer im Hochlande bleibt, ist seines Lebens sicher; wer in's Niederland flüchtet, rennt dem Tod in die Arme. Die Sträflinge können Negerinnen zu Weibern nehmen.

Burton erklärt, daß er mit diesen Ansichten Laird's unbedingt einverstanden sei. Er habe die Weihnachtszeit von 1861 im Camerones-Gebirge zugebracht. Ueber diese Berge bemerkt er Folgendes: Sie steigen im Hintergrunde der Biafra-Bay empor, etwa unter 4° 25' S. Br., 300 Miles vom Aequator. Sie sind nicht, wie man bisher annahm, eine isolirt aufsteigende Bergmasse, sondern, wie Burton meint, gleichsam der Strebepfeiler einer großen Sierra, welche, durch die von der See her mit unbewaffneten Augen sichtbaren Rumbi- und Qua-Hügel verbunden, in nordöstlicher Richtung vielleicht bis zum Berg Atlantika hinzieht, der uns durch Heinrich Barth bekannt geworden ist; er liegt südlich vom Binue in Adamaua. Dieser Camerones-Stütz- oder Strebe-Pfeiler mag ungefähr 500 Geviertmiles haben, abwechselnd Busch und Wald, Grasland und unfruchtbarem Boden. Läuft aber das Gebirge bis zum Atlantika, so ist der Raum wenigstens fünfzig Mal beträchtlicher.

Vor allen Dingen müßte man für die Deportirten, welche man an die Amboise-Bay bringt, eine Gesundheitsstation herstellen, denn die Küstengegend ist geradezu giftig.

Das Schiff Prometheus, Kapitän Bedingfield, lag 1861 eine Zeitlang vor dem Hafen Lagos (— an der Nordseite des Aequators, an der Küste von Yoruba und jetzt von den Engländern in Besitz genommen —) und verlor von einhundert Weißen nicht weniger als vierundachtzig Todte und völlig Invalide.

Im Bonny-Flusse (— Nigerdelta —) starben von 280 Mann binnen 78 Tagen nicht weniger als 134!

Das Schiff Osprey hatte 17 Leute Bemannung; alle starben, nur allein der Kapitän blieb übrig.

In diesen Fällen richtete das gelbe Fieber die Verwüstung an, das im Neu-Calabarflusse fort und fort wüthet, während es im Bonny einem eben so gefährlichen Typhus gewichen ist.

Auf Fernando Po starben von 231 Weißen binnen zwei Monaten 76.

„Also ist eine Gesundheitsstation dringend nöthig; eine Reise nach England allein hilft nichts. Als ich jüngst im afrikanischen Dampfer Athenian heimkehrte, stellte sich heraus, daß alle Passagiere, welche aus den Küstenhäfen an Bord gekommen waren, trotz großer Fürsorge eines trefflichen Arztes, krank wurden. Ein Officier, welcher in Afrika selbst das Fieber niemals gehabt hatte, bekam dasselbe am Bord.“

Man muß mehrere Stationen anlegen. Die erste an der Amboise-Bay auf der Insel Mondori, einem etwa 200 Fuß hohen Felsen am Eingange zur Bucht, wo frische Seeluft weht; in Clarence Town auf Fernando Po geht dagegen der Wind über ausgedehnte Sümpfe und wirkt schädlich.

Es ist nicht gut gethan, Fieberkranke plötzlich aus dem Tieflande bis in sehr hochliegende Gegenden zu schaffen; deshalb muß die zweite Station auf dem Berge Henry, 1500 Fuß über dem Meer, angelegt werden; er liegt etwa anderthalb Miles von der Missionsniederlassung. Die dritte wäre 7000 Fuß über dem Meere zu bauen; dort ist Grasland, aber auch Wald, und durch den sogenannten Schwarzen Krater gegen die Nordostwinde geschützt. Bis dahin kann man im Zickzack einen Fahrweg anlegen; höher als 7000 Fuß braucht man der Gesundheit halber nicht zu gehen. Oberhalb des Schwarzen Kraters wächst Gras und Klee; das Gestein ist Lava; Schnee kann man für das ganze Jahr aufspeichern, und wer Kälte genießen will, kann nach Sakers Camp gehen, wo bei Tagesanbruch der Thermometer unter Null steht, die Decken gefrieren und der Spitzberg mit Reif bedeckt ist.

Sträflingen, welche sich ordentlich betragen, sollte man erlauben, schwarze Frauen zu heirathen. Entfliehen könnte Keiner; wenn man den Eingeborenen eine Flasche Rum gäbe, würden sie ganz

gewiß die Wiedereinlieferung des Entwichenen bewerkstelligen. Das Tiefland hat ein geradezu mörderisches Klima, und die Küste ist so gefährlich, daß nicht selten auch die Neger, die doch wahre Amphibien sind, im Meere zu Schaden kommen. Bis zu einer Höhe von etwa 3000 Fuß ist das Land gut bevölkert, und Buschrangers, wie in Australien, könnten in Westafrika nicht aufkommen.

An der Amboise-Bay fänden die von den Spaniern aus Fernando Po vertriebenen protestantischen Missionäre, welche in Amboise und am Cameronesflusse Niederlassungen haben, ein geeignetes Feld für ihre Wirksamkeit unter den Sträflingen. In der Bay müßte zur Ueberwachung ein abgetakeltes Schiff liegen, mit Soldaten von schwarzen westindischen Regimentern als Besatzung.

„Ich kann diesen Plan mit gutem Gewissen empfehlen; auf keinen Fall könnte die Ausführung Jemanden Schaden bringen, und kostspielig wäre er auch nicht." Dann wirft Burton einen scharfen Seitenblick auf die, welche sich durch Livingstone's Phantastereien haben bethören lassen. Die Ansicht, welche wir unsererseits darüber geäußert haben (Globus Nr. 30, S. 185), entspricht jener, welche Burton ausspricht. Er sagt:

„Seither hat man jährlich 5000 Pfund Sterling für den riesigen Humbug, den Sambesi-Fluß, vergeudet. Aber heute ist wohl endlich Jedermann überzeugt, daß die in Aussicht gestellte Entwickelung der dortigen Hülfsquellen lediglich der Traum eines Sanguinikers war. Weil man aber in jener Gegend noch immer auf große geographische Ergebnisse wartet, so möge meinethalben der Sambesi-Fuß sein halbes Salair fortbekommen, die andere Hälfte sollte man aber auf Amboise-Bay verwenden."

„Da werden Einige schreien, es sei doch recht grausam, die armen Garotters nach einem solchen Klima zu transportiren! Aber Denen ist zu antworten: Wenn jenes Klima für mich und andere Leute, die keine Verbrecher sind, gut genug ist, dann werden sich auch die mit Urlaubsscheinen versehenen Garotters nicht über dasselbe beklagen dürfen!"

Neue Nachrichten aus Tibet. Das Vordringen der katholischen Missionäre in das Gebiet des Dalaï Lama.

Preiswürdiger Eifer der Lazaristen. — Die früheren Versuche, in's Innere von Tibet zu gelangen. — Thominé Desmazure's Reise aus dem westlichen China nach Kiaombo. — Unfreundlicher Empfang zu Kiang Ka in der tibetanischen Provinz Kam. — Großartige Gebirgslandschaft. — Das unabhängige Fürstenthum Tscha ya. — Aufenthalt in Kiaombo. — Hindernisse der Weiterreise nach Hlassa. — Durand's Nachrichten über die Rebellion im westlichen China. — Nationalgarden. — Grausamkeiten. — Ta tsien lu, die Eingangspforte nach Tibet. — Die Stationen zur Rast. — In Li thang. — Buddhistische Klöster und verschiedene Arten von Gebetmaschinen. — In Bathang. — Die Hochebene von Tiang Ka. —

Die französischen Missionäre vom Lazaristenorden, welche so lange Zeit dem Bekehrungswerk in China obliegen, haben sich vorgenommen, nach Hlassa, der Hauptstadt von Tibet, vorzudringen, und dort ihr Evangelium zu predigen. Im Angesichte des Buddha-La, jenes Vatikans, in welchem der asiatische Papst, der Dalai Lama, wohnt, wollen sie die Lehre und den Glauben der römisch-katholischen Christenheit verkünden. Dabei bewähren sie einen Muth und eine Ausdauer, welche über alles Lob erhaben sind. Wir, von unserm Standpunkt aus, folgen mit Theilnahme den Bemühungen dieser tapferen Männer, weil sie uns wichtige Kunde über bisher wenig bekannte Regionen geben, in denen sie die geographischen Pioniere sind, und wir erfahren in der That viel Interessantes durch sie.

Schon vor beinahe einem Jahre (Globus Nr. 13, S. 21 ff.) schilderten wir die Bemühungen der Missionäre, nach Tibet vorzudringen. Der jetzt verstorbene Abbé Huc war der erste Europäer gewesen, welcher von Osten her Hlassa, 1846, erreicht hatte. Er war von Peking aus durch die Mongolei bis an den Kuku Nor gezogen, hatte das Bajan Kharat- und dann das Tantla-Gebirge überschritten und sein Ziel erreicht. Im März 1846 wurde er jedoch aus Hlassa verwiesen, aber nicht etwa durch Unduldsamkeit der buddhistischen Geistlichen, sondern durch den chinesischen Regierungsbevollmächtigten, der ihn auf der großen Straße zurück transportiren ließ. Huc's Beschreibung seiner Reise ist im höchsten Grade ansprechend, lehrreich und von spannendem Interesse; sie führt uns ganz und gar ein in das mongolische und tibetanische Leben und Treiben, und namentlich lernen wir durch sie die Verhältnisse des buddhistischen Klosterlebens mit einer geradezu plastischen Anschaulichkeit kennen*).

Huc hatte die Bahn gebrochen; die Möglichkeit, bis Hlassa zu gelangen und dort zu predigen, war bewiesen, und seitdem haben die Brüder vom Orden des heiligen Lazarus jenen buddhistischen Kernpunkt nicht mehr aus den Augen verloren. Wir verweisen auf unsere frühere Schilderung, in welcher wir zeigten, wie Abbé Krick dreimal von Süden her, namentlich am Bramaputra aufwärts, den Versuch wagte, nach Tibet zu gelangen, und daß er 1851, sammt seinem Gefährten Bourry, durch den wilden Stamm der Mischemi ermordet wurde. Wir zeigten, wie Bernard und Desgodins 1857 vom Setledsch aus, also einige Hundert deutsche Meilen weiter nach Westen hin, durch die Ketten des Himalayagebirges ein ähnliches Ziel, aber vergeblich, verfolgten; daß der Erstere bald nachher in Indien starb, der Andere nach China ging, um von dort aus (wie wir jetzt erfahren) mit besserm Erfolge über die tibetanische Grenze zu gehen. In dieser Gegend war Renou seit 1851 thätig gewesen und, als Kaufmann verkleidet, nach Lithang gekommen, also nach einer wichtigen Grenzstadt im östlichen Tibet. Er sowohl, wie der nach ihm kommende Missionär Fage, wurde freundlich aufgenommen, und gründete im kleinen Königreiche A ten tse, auf tibetanischem Boden, im Thale von Bonga, eine Erziehungsanstalt, welche anfangs gedieh, aber 1858 von Räubern überfallen und ausgeplündert wurde. Renou entrann mit genauer Noth dem Tode und ging bis auf Weiteres nach Bathang, einer wichtigen tibetanischen Grenzstadt.

Bis so weit haben wir früher die Erlebnisse dieser Missionäre erzählt, und wir erwähnen in aller Kürze dieser Umstände, weil sie zum Verständnisse der folgenden Mittheilungen nöthig sind. Wir finden nun in den zu Lyon erscheinenden „Annales de la propagation de la foi, Nr. 204", eine Reihenfolge ausführlicher Berichte über die Fortschritte der Missionäre in Osttibet; diese sind bereits auf halbem Wege nach Hlassa, und allem Anscheine zufolge werden am Ende ihre Bemühungen mit Erfolg gekrönt werden.

Thominé Desmazures, Bischof von Sinope und apostolischer Vikar von Tibet, schreibt aus Kiaombo (— es ist das

*) Ich habe das Werk in einer deutschen Bearbeitung herausgegeben: „Wanderungen durch die Mongolei nach Tibet zur Hauptstadt des Dalai Lama. Von Huc und Gabet." Leipzig 1855. A.

Tsiambo unserer Karten gemeint —) vom 27. (29?) Oktober 1861 einen ausführlichen Bericht. Wir wollen den Missionär selber sprechen lassen. —

Da wären wir nun endlich in Tibet, und unter Gottes Hülfe hoffe ich, daß wir dieses Land niemals wieder verlassen werden. Aber es hat viel Anstrengung und Geld gekostet, bis wir hierher gelangten. Im vorigen Jahre schickte ich christliche Kaufleute voraus, um mir den Weg bis Hlassa zu ebnen, wohin ich in diesem Jahre inkognito zu gehen gedachte, wie das seither die nach China eindringenden Missionäre gethan hatten. Aber kaiserliche Pässe von französischen und chinesischen Bevollmächtigten gewährten uns großen Nutzen, denn solche Dokumente stehen hier in höchstem Ansehen. Wir mußten nun als französische Missionäre auftreten und als officielle Personen reisen. Ich sandte Herrn Fage nach Tschentu zum Statthalter der chinesischen Provinz Su tschuen, um die nöthigen Einführungsschreiben zu besorgen. —

Am 15. April brach ich mit Herrn Desgodins nach Ta tsian lu auf; dort wollten wir Missionäre (Fage, Goutelle und Durand) zusammentreffen und dann gemeinschaftlich in's Innere von Tibet reisen. Als Bedeckung gegen die Räuber gab man uns eine Ehrenwache von chinesischen Soldaten und Eingeborenen mit, und am 7. Mai 1861 verließen wir die Stadt Ta tsian lu. Ein christlicher Offizier trug die französische Flagge vor der Karawane her; an seiner Mütze hatte er den Mandarinenknopf.

Unsere Reise war nicht so beschwerlich wie vormals jene von Huc und Gabet. Freilich fiel uns, trotz der vorgerückten Jahreszeit, manchmal Schnee auf den Kopf und während der Nacht war es sehr kalt; das Eis auf den Bergen war jedoch geschmolzen und der Weg nicht mehr gefährlich. Ueberall wurden wir wie Personen von Rang aufgenommen, aber es fehlte uns doch manchmal an geeigneten Nahrungsmitteln. In den weit von einander entfernt liegenden Wohnstätten, die als Stationen dienen, gab es weder Milch oder Butter, noch Fleisch, und ich kam zu Kiang Ka in einem so kläglichen Zustande der Erschöpfung an, daß ich mein Ende nahe glaubte. Das war am 4. Juni 1861. In diesem Flecken ist ein Schen Pi oder chinesischer Hauptmann, auch wohnt hier der tibetanische Gouverneur der Provinz Kâm.

In Kiang Ka fanden wir Herrn Renou, den muthigen Sendboten, welcher die Mission Bonga in einer wilden Thalschlucht gründete. Jetzt wohnte er seit zwanzig Monaten in Kiang Ka und verlangte nachdrücklich Schutz für die von ihm in Bonga gegründete Waisenanstalt (Globus II. S. 26), welche man ihm jedoch verweigerte. Schon im Jahre 1849 begann er seine Versuche, in Tibet einzudringen.

Zwei Meilen vor Kiang Ka meldete uns ein Bote, daß der Kong kuang, das heißt die Wohnung für reisende Mandarinen, dergleichen man seither immer für uns in Bereitschaft gehalten, uns verweigert werden solle. Der chinesische Hauptmann habe das Volk aufgewiegelt, um uns zur Rückkehr zu zwingen. Wir aber gingen bei entsetzlichem Regen weiter, wurden nicht ehrenvoll empfangen und zogen gerades Wegs nach Renou's Wohnung.

Zwei volle Monate blieben wir in Kiang Ka. Renou besorgte alle Verhandlungen mit den Mandarinen und dem tibetanischen Gouverneur, die uns feindlich gesinnt blieben. Sie ließen die kaiserlichen Dokumente unbeachtet, kümmerten sich nicht um die Bestimmungen des mit Frankreich abgeschlossenen Friedensvertrags und eben so wenig um Befehle des Gouverneurs von Su tschuen. Unter diesen Umständen beschlossen wir, nach Tscha mon to und Hlassa aufzubrechen, um unsere Sache den Mandarinen vorzutragen, welche Vorgesetzte des widerspenstigen Hauptmanns waren. Ich ordnete an, daß Renou nach Hlassa gehen solle, stellte mich und Desgodins unter seine Leitung und am 5. August brachen wir auf. Fage, Goutelle und Durand blieben vorerst in Kiang Ka; sie sollten von dort nach Bonga zurückkehren, sobald wir unsererseits den gebührenden und nöthigen Schutz für die dortige Station ausgewirkt haben würden.

Die zweite Abtheilung der Reise war noch günstiger als die erste. Zwar fanden wir die Berge viel steiler, aber die Eismassen, welche in der Winterzeit dort liegen und auf denen man oft auf großen Strecken hinabrutschen muß, waren nun in grüne Matten verwandelt und mit Blumen gleichsam übersäet. Viele kleine Pfützen und Lachen, welche von geschmolzenem Schnee herrührten, bewiesen, daß jetzt, im Monat August, der Winter kaum gewichen war. Aber nun erschien Alles grün und blühend; wilde Enten von gelber Farbe waren so wenig scheu, daß wir ihnen bis auf wenige Schritte nahen konnten; hoch über uns kreis'ten Adler. Das Gebirge bot eigenthümliche geologische Verhältnisse dar: großartige, schauerliche Landschaften wechselten mit lieblichen Gegenden, und auf diesen Hochebenen, welche zu den höchsten der Erde gehören, hatten wir eine fast tropische Sonne. Die Eingeborenen gaben uns gern Schafe, Ochsenfleisch, Käse, Butter und andere Nahrungsmittel in Ueberfluß; Alles traf zusammen, um unsere Reise so lehrreich und angenehm als möglich zu machen. Aber ich war leider krank, und Renou auch; er hatte Fieber mit häufigem Erbrechen.

Wir besuchten die großen Lamaklöster von Ly tang, Pa tang, Tscha ya und Kiaombo; wir sahen den großen Leichenstein, auf welchem die Tibetaner die Menschenleichen legen, damit sie von den Geiern gefressen werden. Während diese ihr Mahl halten, sind die Lamas und die Leidtragenden beisammen, trinken Thee, scherzen und belustigen sich, bis die Geier alles Fleisch aufgefressen haben. Dann zerbricht man auch noch die Knochen, damit das Begräbniß vollständig sei.

Renou war in Kiang Ka mit tibetanischen Häuptlingen bekannt geworden, und deshalb fanden wir einen freundlichen Empfang. Die Leute kamen uns festlich entgegen, machten uns mit ihren Freunden und Verwandten bekannt, und wir lernten durch sie auch andere Häuptinge kennen. Während unserer sechstägigen Wanderung im Fürstenthum Tscha ya, das unabhängig ist und wo die chinesischen Mandarinen die Erlaubniß zum Durchreisen mit Geld erkaufen müssen, fanden wir überall nur freundliche Aufnahme und Wohlwollen. So weit ging dasselbe, daß der lebende Buddha in dem Lamakloster, welches Beherrscherin des Landes ist, mich bat, dort französische Missionäre zu stationiren. Der Gouverneur von Tscha ya hatte unterwegs an allen Stationen die Ulas bereit, das heißt Lastthiere, welche die Bewohner im Frohndienste stellen müssen, und gab uns nicht nur ein Geleit von Soldaten, sondern auch einen Dolmetscher. So ging Alles vortrefflich von Statten, ausgenommen daß wir am Tage vor unserm Einzug in Tscha mon to oder Kiaombo (Tschiambo) bei starkem Regen auf schlechten Wegen in Lebensgefahr geriethen. Der Pfad war abschüssig, schmal und schlüpfrig und wir Alle stiegen von unseren Pferden; nur allein der Soldat, welcher unsern Zug eröffnete, blieb zu Roß. Dieser kecke Reiter hatte manches hundert Mal Regierungsdepeschen befördert, war daran gewöhnt, steile Wege hinan und hinab zu galoppiren, und betrachtete es als einen Ehrenpunkt, auch jetzt noch im Sattel zu bleiben. Aber zweimal strauchelte sein Pferd, glücklicherweise nicht an den gefährlichsten Stellen, und am Ende mußte er doch auch absteigen. Aber was sollte ich Kranker beginnen? Jedermann sagte mir, daß ich mit zitternden Beinen und wankendem Gange mehr Lebensgefahr ausstünde als auf meinem Maulthier, und nun nahm ein Mann, der selber Mühe genug hatte, sich auf den Füßen zu erhalten, mein Thier beim Zaume, während ein anderer den Schweif hielt. So ging es fort; aber Desgodins, der dicht hinter mir schritt, sagte mir nachher, daß er jeden Augenblick meinen Sturz in die Tiefe befürchtet habe und bereit gewesen sei, mir die Absolution zu ertheilen.

Die Gefahr ging indessen glücklich vorüber und am 19. August zogen wir in Kiaombo ein. Dort war 1849 Renou angehalten und zum Rücktransport nach Kanton verurtheilt worden; nun aber, im Jahre 1861, hatten die Dinge eine ganz andere Wendung ge-

nommen. Der Militärmandarin mit der ganzen Besatzung und der Civilmandarin mit seinen Beamten standen am Thor, empfingen uns feierlich und geleiteten uns in ein Zelt, wo Thee für uns bereit gehalten wurde. Nachdem wir diesen getrunken, führte man uns in eine für uns hergerichtete Wohnung. Dort wurden uns ausgesuchte Speisen aufgetragen; die Mönche des großen Lamaklosters schickten einen ganzen gebratenen Hammel, der in Figura gebraten war und auf allen Vieren stand; dazu kam noch ein halber Ochse, den man auf einer Tragbahre herbeischleppte, und einige Säcke mit Reis, Mehl und einer Hülle und Fülle von Eßwaaren verschiedener Art.

Zehn Tage lang ging das so fort; wir wurden mit Achtung und Auszeichnung behandelt. Am 27. August trafen wir Vorkehrungen zur Weiterreise für den folgenden Tag. Dann aber kam der freundliche Civilmadarin und berichtete, daß am Mittag beim Tschang tschu bo (dem Prokurator des großen Lamaklosters) Briefe von den Vorstehern der drei größten Lamaklöster aus Hlassa eingetroffen seien, welche böse Nachrichten für uns enthielten. Angedroht wurden Krieg, Vernichtung und schreckliche Strafen allen Häuptlingen und Klöstern, wenn irgend ein Mensch sich unterstehen werde, englischen oder französischen Reisenden, welche nach Hlassa gehen wollten, Brennstoffe, Wasser oder Lebensmittel zu verabfolgen oder ihnen anderweit behülflich zu sein. Diese Drohung erregte großen Schreck im Lamakloster zu Kiaombo, aber der Tschang tschu bo blieb uns trotzdem freundlich gesinnt. Allein die Ulas für den nächsten Tag verweigerte er, falls nicht die chinesischen Mandarinen alle Verantwortlichkeit auf sich nehmen würden. Das konnten sie aber um so weniger, da sie nur über ein paar hundert Soldaten verfügten. So mußten wir denn in Kiaombo bleiben, und das war, wie sich bald zeigte, für uns ein wahres Glück.

Unser Protest gegen eine solche Verletzung des Rechts und der Verträge wurde von unserm wohlwollenden Mandarin nach Hlassa und Tschen tu übermittelt. Am 30. August brachte ein Eilbote von Seiten der Repräsentanten des chinesischen Kaisers in Tibet einen amtlichen Erlaß, demzufolge man uns gut behandeln und in aller Sicherheit nach Hlassa geleiten solle. Aber in Anbetracht der Aufregung, welche dort unter den Lamas herrschte, hielten wir es doch für gerathen, die Antwort auf unsern Protest abzuwarten; sie sollte binnen drei Wochen einlaufen. Während unseres Aufenthalts in Kiaombo sind wir, ich wiederhole es, von den Mandarinen wie vom Volke mit der größten Freundlichkeit behandelt worden.

Anders erging es unseren Brüdern, welche wir in Kiang Ka zurückgelassen. Jene Drohbriefe waren durch den eingeborenen Gouverneur jener Stadt veranlaßt worden; er war unser Gegner und hatte, bevor wir noch gen Kiaombo aufbrachen, einen Kourier nach Hlassa geschickt, um die dortigen Lamas gegen uns einzunehmen. Dann verbot er den Leuten, den Missionären irgend etwas zu geben oder zu verkaufen; „sie sollen zurückreisen oder Hungers sterben", sagte er. Trotzdem brachten manche Leute insgeheim Eßwaaren; wurde aber einer dabei ertappt, dann bekam er Stockprügel. Durchziehende Soldaten nahmen sich unserer Brüder an, und durch solche Leute erfuhren wir in Kiaombo, wie traurig es ihnen ging. Sie waren förmlich im Blockadezustand, aber Fage erklärte in seiner und seiner Kollegen Namen dem Tschen pi, daß sie ihren Posten nicht verlassen würden; sie hätten Papiere des Kaisers von China und Frankreich, würden im Nothfall ihre Maulthiere schlachten und verzehren, und wenn sie dann nichts mehr zu essen hätten, vor seine Thür kommen, um dort zu sterben. In ihrer höchsten Noth nahm sich dann ein Häuptling aus der Umgegend ihrer an, und ein junger Tibetaner leistete ihnen wichtige Dienste. Späterhin kamen auch Briefe aus Peking und Tschen tu (vom Minister des Auswärtigen und vom Gouverneur der Provinz Su tschuen) mit dem ausdrücklichen Befehle, die sieben namentlich aufgeführten Missionäre gut zu behandeln und überall so aufzunehmen, wie es sich gebühre. Dem Mandarin wurde mit Absetzung gedroht, wenn er seine Schuldigkeit nicht thue. Das Alles wirkte gut; unsere Brüder wurden frei. —

Unsere Hoffnungen sind jetzt nicht etwa geringer; unser Aufenthalt hier ist nur zeitweilig und Alles scheint darauf hinzudeuten, daß wir ungehindert werden nach Hlassa gehen können. Unser Verweilen hier kann von Nutzen sein, denn Kiaombo ist einer der wichtigsten Punkte in Tibet für die Verbindungen mit den verschiedenen Fürstenthümern der Provinz Kam, mit dem Kuku Noor in der Mongolei und den chinesischen Provinzen Su tschuen und Jün nan. Mehrere eingeborene Häuptlinge haben von Tscha ya Missionäre verlangt; in Kiang Ka haben wir Freunde unter Soldaten und Volk; in der Nähe von Bonga will ein ganzes Dorf zum Christenthum übertreten, in drei anderen bereitet sich Aehnliches vor, und überall spricht man gut von uns. Selbst aus Dschaschi Lumbo, einer nur acht Tagereisen von Hlassa entfernten Stadt, haben wir Einladungen erhalten. —

So weit Thominé Desmazures. Sein Bericht gewährt einen Einblick in die Verhältnisse der chinesisch-tibetanischen Grenzgegenden, über welche wir noch so wenig eingehende Kunde haben. So viel scheint sicher, daß die Missionäre zäh bleiben und nicht eher ruhen, als bis sie im Angesichte des buddhistischen Vatikans unter den Augen des Dalai Lama ihr Kreuz aufgepflanzt und ihre Predigten gehalten haben. Sie können sich dabei auf die Verträge stützen. Sie werfen Sauerteig in jene Gegenden, durch welchen im Fortgange der Zeit große Veränderungen in Ost- und Central-Asien bewirkt werden können. Dort sind viele Zustände, die sich überlebt haben, und Alles zeigt, daß auch in jenen Regionen eine gewaltige Gährung in den Geistern herrscht. Eine solche ist aber unumgänglich nöthig und trat auch allezeit ein, wenn eine große geschichtliche Umwandlung, eine neue Phase der Entwickelung sich anbahnte.

Sehen wir nun, wie es den Lazaristen in Kiang Ka erging. Durand schildert ihre Erlebnisse in einem Briefe vom 9. Juni 1861; er lobt das Benehmen der kaiserlichen Beamten und vergleicht die früheren Zustände mit den jetzigen. Auf der Wanderung aus China nach Tibet, bei welcher er, wegen der Rebellen im Westen, einen Umweg machen mußte, wurde er oft von Nationalgardisten geleitet, unter denen er Christen fand. Diese waren ihm sehr nützlich, denn, sagte er, jeder Unbekannte galt für einen Rebellen, und jeder Bürger nahm sich das Recht, einem andern den Kopf abzuschneiden. Auf einer Station erfuhr ich, daß man einige Tage vor meiner Ankunft ein paar Reisende enthauptet hatte; gleichzeitig wurden achtzehn Männer verhaftet, denen ganz dasselbe geschah. Einmal wurden unsere Kisten auf dem Marktplatz einer Stadt geöffnet. Als die Leute unsere Bücher und Kirchengeräthe sahen, riefen sie: „Das sind auch Rebellen!" Da trat aber eine Christin hervor und setzte ihnen auseinander, daß wir keine Rebellen, sondern „Meister der christlichen Religion" seien. Man ließ uns dann unbehelligt, hätte uns aber doch gern was am Zeuge geflickt. Ein Mann wies auf mich und sagte: „Diese lange Nase verkündet nichts Gutes." Ein Anderer fügte hinzu: „Der rothe Bart und die Katzenaugen auch nicht."

Wir kamen einmal durch eine Gebirgsschlucht, wo die Soldaten der kleinen Festung unsere Koffer öffneten, um sich zu überzeugen, ob wir wirklich keine Banditen seien. Auf einer Strecke von hundert Meilen hatten wir fast an jedem Tage eine ähnliche Scheererei, fanden aber zum Glück überall Christen, die uns von einer Station zur andern begleiteten und sich bei den Nationalgarden für uns verbürgten.

Ich erhielt den Auftrag, die Bezirke von Min schan und Ya tschen zu bereisen, wohin seit zwei Jahren keine Missionäre gekommen waren. Dort wütheten eben die Rebellen mit Feuer und Schwert. Ich war ganz allein. Unterwegs sah ich manche niedergebrannte Ortschaften und Spuren der Verwüstung; die Banditen waren unbarmherzig und grausam; fast jede Familie hatte durch

sie gelitten, denn sie ermordeten die Männer, und so fand ich Frauen und Kinder verlassen, die Häuser geplündert, die Dörfer als Brandhaufen, Städte zerstört; an und auf der Landstraße lagen Leichen in Menge und die Raben hatten vollauf zu fressen. Ueberall Verwüstung, Schrecken und Flucht dort im Westen Chinas. Drei Monate lang durchzogen die Rebellen meinen Sprengel und zerstörten, was sie bei ihren früheren Verwüstungen etwa verschont hatten. Die, welche jetzt die Provinz 'Su tschuen verheeren, sind in zwei Banden getheilt. Die eine steht unter dem Oberbefehl eines Mohammedaners, Namens Lan ta tschuen, die andere unter dem Befehl eines Gastwirthes, der Ly tuan tata heißt. Nachdem sie erst, jede auf eigene Faust, im Süden und Westen der Provinz arg gewirthschaftet hatten, vereinigten sie sich, gemeinschaftlich einen Angriff gegen die Hauptstadt (Tschiang tu) zu unternehmen; sie zitterte vor diesen Banditen. Als ich meinen Sprengel bereis'te, wüthete dort der Mohammedaner an der Spitze von etwa zwölftausend Mann. Ich konnte ihnen glücklicher Weise ausweichen, traf aber aller Orten mit den Tuan schan, das heißt den Nationalgarden, zusammen. Diese Miliz war theils mit, theils ohne Erlaubniß der Behörden organisirt worden, und auch sie ließ sich unerhörte Grausamkeiten zu Schulden kommen.

Vor jedem Posten wurde man nach Namen, Stand und Geburtsort gefragt. Dann sprach der Kommandant: — Kennt Einer von Euch diesen Menschen? — Nein. — Der Angehaltene spricht: Aber ich wohne in der und der Stadt, habe da oder dort ein Geschäft. — Das half gewöhnlich nichts, der Kommandant machte kurzen Proceß und sprach: — Ganz gut, Du bist ein Rebell. Schlagt ihm den Kopf herunter! — Manchmal nahm man sich nicht einmal die Mühe, Fragen an einen Mann zu richten, nahm Alles, was er hatte, und hieb ihn dann auf dem Flecke nieder.

Wir hatten im Thale Ten tiku eine Schule, in welcher die Kinder lateinisch lernten. Ein Rebellentrupp kam und schleppte mehrere Zöglinge fort, sie entwischten aber sofort. Der eine Knabe mußte aus Ermüdung hinter den übrigen zurückbleiben, setzte sich auf einen Stein am Wege und ruhte aus. Da kamen Nationalgardisten, die ihn ohne Weiteres todtschlugen! Diese Chinesen sind eben so feig als barbarisch, den Schwächeren gegenüber grausam, und niederträchtig vor dem Feinde. Wenn sie einen Mann oder ein Kind ermordet haben, laufen sie fort.

Unter solchen Leuten mußte ich lange Zeit Tag und Nacht wandern. Erst nach etwa drei Monaten zogen die Rebellen weiter gen Osten und nun konnten wir doch einigermaßen aufathmen; auch schickte mir Thominé einen Missionär, der vor Kurzem eingetroffen war, Herr Biet. Mit diesem brach ich gen Tibet auf, obwohl ich in Folge großer Beschwerden mich krank fühlte. Mandarinen, welche uns begegneten, stiegen vom Pferd, um uns zu begrüßen, denn vor unserer Karawane ließen wir eine französische Fahne hertragen, auf welcher mit großen Buchstaben stand: „Frankreich und Tibet.“ Wir waren gleichsam amtliche Personen und deshalb auch von Zollabgaben frei. Wir waren Ta dschên, „große Leute“.

Wir kamen nach Tatsien lu, einer Grenzstadt in einer dürren Thalschlucht, wo schon die halbe Bevölkerung tibetanisch ist, und mit Recht bezeichnet man sie als die Eingangspforte nach Tibet. Einige Tage nach uns kam Thominé; er zog im vollen bischöflichen Ornat ein, mit dem Kreuz auf der Brust; die Mandarinen begrüßten ihn und gaben ihm ein glänzendes Bankett. Man feuerte uns zu Ehren Kanonen ab, schlug die Tamtams und wollte sie die ganze Nacht durch Ehrengarden vor unserer Thür schlagen lassen; aber das verbaten wir uns doch, denn wir hätten dann nicht schlafen können. Ich kam in besondere Gunst, weil ich im Stande war, dem Militärmandarinen eine alte Uhr wieder herzustellen.

Nachdem wir in Ta tsien lu eine möglichst starke Karawane zusammengebracht hatten, um nöthigenfalls Räubern Widerstand leisten zu können, zogen wir am 1. Mai in der Richtung nach Hlassa ab. Diese Karawane bestand aus etwa einhundert Maulthieren und Grunzochsen (Yaks), sechzig Männern zu Fuß und zu Pferde und einem Soldatengeleite, welches die Mandarinen uns mitgaben. In Tibet muß man in möglichst großer Zahl reisen, sonst wird man ausgeplündert durch Diebesbanden oder durch die Kia pas, einen Stamm von Räubern, welche zu Pferd vom Gebirge herabsprengen. Wir waren deshalb allemal ganz besonders auf der Hut, wenn wir an Schluchten vorüberkamen.

Wir zogen desselben Wegs, welchen Huc 1846 auf seiner Rückreise von Hlassa nach China genommen hat. Wir sahen, gleich ihm, tiefe Thalschluchten, hohe, oft dürre Berggipfel, dann und wann dichte Wälder an den Abhängen. Das Ganze machte einen merkwürdig-fremdartigen Eindruck. Durchschnittlich wurden neun bis zehn starke Wegstunden zurückgelegt und Abends in einem Kung kuan eingekehrt. Diese Kung kuan sind Stationen zur Rast, welche auf der Straße nach Hlassa in den eben angegebenen Entfernungen auseinander liegen. In den kleineren stehen als Wachtposten gewöhnlich nur drei Soldaten, in den wichtigeren manchmal zwanzig. Weiter trifft man auf der öden Strecke keine Menschenwohnungen, ausgenommen dann und wann, aber nur sehr selten, eine tibetanische Hütte. Diese Stationen sind ursprünglich für die reisenden Mandarinen und Postboten errichtet worden, jetzt aber zumeist im Verfall und ohne alle Bequemlichkeiten. Morgens früh wurde aufgebrochen, um etwa elf Uhr Halt gemacht, ein Feuer angezündet, und die Tsam pa genossen, das heißt Schrot von gerösteter Gerste mit Thee und Butter; dann ging es wieder vorwärts, bis die Karawane eine Station erreichte.

So gelangten wir, immer bergauf und bergab, auf die Hochebene, auf welcher Lithang liegt, ein Ort, den wir nach achtzehn Reisetagen erreichten und den ich weder als Stadt noch als Dorf bezeichnen kann. Er liegt in einer weiten, unbebauten Ebene, wo man weder Feld noch Baum sieht; aber ich bemerkte viele Adler und Raben. Oberhalb des Ortes liegt an einem Hügel ein Lamakloster, das sehr regelmäßig gebaut ist und einer Stadt gleicht. Alle Häuser sind roth angestrichen und über das Ganze ragen drei vergoldete Kuppeln empor.

Ich habe dieses Kloster besucht. In den rothen Häusern haben die Mönche ihre Privatwohnungen, die am Tage fast alle verschlossen sind. Aus dem großen Saal unter der Hauptkuppel drang Geschrei und Gemurmel zu mir. Ich trat näher und gewahrte in einem Hofraum eine Gruppe von Männern, die sich niedergekauert hatten und eine rothe Schärpe trugen. Es waren betende Lamas. Im Innern sah ich hinter einem zurückgeschlagenen Vorhange das Heiligthum; es wird durch mehrere Reihen von Säulen in verschiedene Abtheilungen gesondert. Dort versammeln sich die Mönche zu gemeinschaftlichem Gebet. Die Wände sind mit verschiedenen Farben bemalt und im Hintergrund ist eine Statue Buddha's. Man führte mich eine Treppe hinauf zum Obergeschoß, wo man uns Thee mit Butter vorsetzte. Ein Oberlama führte eine lebhafte Unterhaltung und ließ dabei die Kugeln des Rosenkranzes durch die Finger gleiten. Ein Dunst von übelriechender Butter fiel uns sehr lästig wir mußten aber gute Miene zum bösen Spiele machen und noch eine Treppe hinaufsteigen, um einem lebendigen Buddha vorgestellt zu werden. Er hatte ein hübsches Zimmer und wir fanden seine Bibliothek in bester Ordnung. Als wir dann nach dem lebendigen Gotte selber fragten, lautete die Antwort, er sei kürzlich gestorben, aber vor ein paar Tagen sei er in Li thang selber auf's Neue zur Welt gekommen. Bekanntlich glauben die Tibetaner an eine Seelenwanderung.

Die große Kuppel ist mit vergoldetem Kupfer bedeckt; an allen vier Ecken hängt eine Glocke, welche der Wind hin und her bewegt, so daß der Klöppel anschlägt. Das ist dann eben so gut, als ob ein Gebet gesprochen würde. Auf einer Terrasse stand eine

Reihenfolge von Walzen, die mit Gebetformeln beschrieben sind und sich um ihre Achse drehen. Solch eine Gebetmaschine heißt Korlo: sie dreht sich, sobald ein Luftzug geht; auch giebt es Wassergebetmaschinen, Tschukor, welche, wie Mühlräder, von Bächen getrieben werden; andere werden mit der Hand gedreht. In allen Häusern und Dörfern und an den Wegen findet man solche Korlo; der Tibetaner hat dadurch den Vortheil, daß er betet, ohne sich dabei irgend zu strapaziren. Denn man hat die jedenfalls sehr bequeme Ueberzeugung, daß irgend ein beliebiger Gegenstand, auf welchem ein Gebet geschrieben steht, allemal dieses Gebet an seine Adressen befördere, sobald es, gleichviel auf welche Weise, in Bewegung gesetzt wird. Tibet ist aber ein sehr windiges Land, und so nimmt diese Art von mechanischem Beten gar kein Ende.

Jenseits Li thang wateten wir, obwohl Maimonat war, durch Schnee, der Wind wehte so eisig kalt, als wären wir mitten im Winter, und auf dem sehr hohen Plateau war die Luft sehr dünn. Uebrigens stieß uns bis Pa tang (Bathang) nichts Bemerkenswerthes auf; dort aber blieben wir ein paar Tage, um uns zu erholen und neue Vorräthe einzunehmen. Die Umgegend ist nicht unfruchtbar, denn es gedeihen Weizen und andere Getreidearten; auch fanden wir in diesem engen tiefen Thale das Wetter sehr heiß.

Bei unserm Abzuge ließ der Mandarin drei Kanonenschüsse abfeuern, und nun wanderten wir zwei Tage lang am Kin scha kiang (dem obern Yang tse kiang) hin und befanden uns am 2. Juni auf der Hochebene von Tiang Ka. Dieser Ort ist ein Flecken etwa wie Pa tang und Li thang; China hat dort einen Militärmandarin und Tibet einen bürgerlichen Beamten. Auf dieser Höhe gewöhnten sich unsere Lungen nur sehr schwer an die dünne Luft. —

So lautet der Bericht Gabriel Durand's; aus dem interessanten Schreiben Desgodin's werden wir später Einiges nachtragen.

In der Campagna der brasilianischen Provinz Rio grande do Sul.

Von Karl von Koseritz.

I.

Pelotas, im März 1862.

Nur die Bewohner der Campagna können dem Fremden einen wahren Begriff der Söhne dieser „heldenmüthigen Provinz" geben; in den Städten und an den Küsten, wo die französische Civilisation mit ihren Cylinderhüten, Glanzstiefeln und Glacéhandschuhen die Hauptrolle spielt und der niedrig-merkantilische Geist der portugiesischen Einwanderung vorherrscht, sieht man nichts von jenem edlen und ritterlichen, wenn auch etwas ungezähmten Elemente, welches die Söhne der Provinz Rio Grande von allen anderen brasilianischen Stämmen höchst vortheilhaft unterscheidet. Der Reisende, der nur den trägen, sensuellen Sohn des Nordens von Brasilien kennt, würde eine schwere Ungerechtigkeit begehen, wenn er den Rio-Grandenser jenem vergleichen wollte.

Der chevalereske Geist der ritterlichen spanischen Nation, welche zuerst die Provinz von europäischer Seite bevölkerte, hat sich in derselben in seinem Grundtone vielleicht bedeutend mehr erhalten, wie im eigentlichen Spanien, und in seinen ehemaligen Kolonien des Südens, wo die fortwährende Oscillation des Parteikampfes viele gute Eigenschaften erstickt und Leidenschaften und Laster in ungewöhnlich hohem Grad entwickelt hat.

Der Rio-Grandenser Menschenschlag gehört in physischer Beziehung zu den schönsten der Erde. Kräftige Figuren, ausdrucksvolle und regelmäßig schöne Gesichtszüge, schönes Bein, herrliches Haar und üppiger Bart, zu einem Ganzen vereinigt, welches die kräftigende Lebensweise in Feld und Wald zu einem wahren Typus von männlicher Schönheit ausbildet, geben den Rio-Grandensern einen der ersten Plätze unter den schönen Menschenschlägen der Welt. Und beim schönen Geschlechte zeigen sich diese Vorzüge, hauptsächlich im Innern des Landes in noch größerm Maßstabe.

Bei einer verhältnißmäßig ungemein zahlreichen weiblichen Bevölkerung (denn man trifft durchschnittlich in jedem Hause fünf bis sechs junge Mädchen) ist mir, während eines jahrelangen Aufenthaltes im Innern von Rio Grande, selten oder nie ein wirklich häßlicher oder unästhetischer Typus vorgekommen, wie es deren so viele daheim in Europa giebt. Die Töchter der Provinz sind im Durchschnitt alle schön zu nennen; die griechischen und römischen Profile sind unter ihnen vorherrschend; herrlich üppiges und seidenweiches Rabenhaar (nur selten mit bräunlichen oder blonden Nuancen), blendend weißer oder leicht brünetter Teint, blühende schwarze oder schmachtende braune Augen, hohe Stirnen, kühn gebogene Augenbrauen, frische Farbe, lieblicher Mund und rundes Kinn bilden den Grundtypus ihrer Physiognomien. Dazu kommt eine graziöse Gestalt, gerundete Büste, schlanke Taille, herrliche Arme und unendlich kleine und zierliche Hände und Füße. Nun wird der Leser eine Vorstellung von Dem haben, was das schöne Geschlecht Rio Grandes wirklich ist. Wenn man nun zu diesen physischen Vorzügen noch eine angeborene Grazie und Eleganz, ein gewisses instinktmäßiges Savoir vivre, wie es allen Spanierinnen und ihren Abkömmlingen eigen ist, und ihr ungezwungenes zuthuliches Wesen rechnet, so müssen wir gestehen, daß die wahre Rio-Grandenserin, in allen Klassen der Gesellschaft, unleugbare äußere Vorzüge besitzt. Im Innern des Landes, in ärmlichen Strohhütten, fern von aller Civilisation, ohne nur lesen und schreiben zu können, finden wir Rio-Grandenser Mädchen von distinguirtem Aeußern und Benehmen und einer gewissen angeborenen Grazie und Eleganz, von der man sich daheim kaum eine Vorstellung machen kann. Und wie so einfach, lieblich und engelsgut und brav sind fast alle diese Töchter der Provinz! O, wer, wie ich, lange Jahre hindurch in trautem Umgange mit den hiesigen Familien gelebt hat, der weiß den sittlich hohen Werth dieser einfachen, graziösen und wirklich guten Naturkinder hoch anzuschlagen. Das Feuer der Leidenschaft glüht natürlich in den Tiefen ihres schwarzen Auges, denn sie können und sollen ihre südliche Geburt nicht verleugnen. Ihre Liebe ist glühend wie die Strahlen der Sonne Brasiliens, aber auch fest und unveränderlich, wie jene in ihrer ewigen Bahn. Nordische Anhänglichkeit und Treue, mit südlicher Leidenschaft, mehr Positivität und weniger Schwärmerei vermischt, bilden den Grundzug ihres Charakters in Bezug auf die Liebe. Treue Gattinnen, tüchtige Hausfrauen und liebevolle Mütter, so zeigen sich die Rio-Grandenserinnen im Allgemeinen, und wenn zu diesen Vorzügen sich nicht die südliche Eifersucht in hohem Grade gesellte, so möchten sie wohl schwer ihres Gleichen suchen unter anderen Völkern. Doch die Eifersucht ist die Tarantel, die fast alle sticht — nur muß man, um gerecht zu sein, selbst abgesehen vom Feuer des südlichen

Temperaments, zugeben, daß die Männer ihnen im Allgemeinen genügende Ursache dazu geben. Denn bei dem Sieden ihres südlichen Blutes, ihrer ungezwungen freien Existenz und lebenskräftigen Konstitution schlagen sie nur zu oft über die Stränge und autorisiren so hinreichend die Othello-Wuth ihrer theuren Ehehälften, die, weniger an Verstellung gewöhnt als unsere feinerzogenen Damen, die nagende Eifersucht nicht, wie hier, zu verheucheln wissen unter der Eisdecke eines kalten und berechneten Wesens — nein, glühend wie ihre Liebe ist auch ihre Eifersucht, und wenn sie jene nicht zu verstecken suchen hinter ceremoniösen Maximen, so zeigen sie auch diese frei und offen. Und ich möchte nicht entscheiden, auf welcher Seite im Grunde der Vortheil liegt. Doch lassen wir für den Augenblick die Frauen, auf die wir noch zurückkommen werden, und wenden uns wieder zu den Männern.

Ritterlich, muthig und von wahrhaft großartigem Charakter ist der Rio-Grandenser. Aufgewachsen im kräftigenden Treiben des Camplebens, von Kindheit auf zu Pferde, stets Waffen tragend und an eine fortwährende Lebensgefahr bei seinem Arbeiten mit dem wilden Vieh (denn durchgängig ist der Mann Viehzüchter) gewöhnt, ist er muthig, kaltblütig in der Gefahr, tapfer wie sein treuer Stahl, freimüthig, gastfreundschaftlich und edeldenkend. Unübertreffliche Reiter, wahre Centauren, wie sie Garibaldi, der unter ihnen seine ersten Waffenthaten verrichtete und sich bei ihnen zum Helden heranbildete, noch heute in seinen Briefen und Selbstbiographien nennt, ist das Pferd und die mit demselben verknüpfte Arbeit des Ueberwachens, des Zusammentreibens und nach den Städten Transportirens des wilden Rindviehes ihre Hauptbeschäftigung.

Millionen von Ochsen und Kühen weiden auf den Ländereien in der Provinz, auf denen sie im Urzustande leben, mit Ausnahme von wenigen zahmen Kühen und Ochsen zum Hausgebrauch. Allwöchentlich ein oder zwei Mal werden sie nun im sogenannten Rodeio (Rundritt) zu Tausenden von 10 bis 12 Reitern, Peons oder Knechten, und Fazendeiros, meist Negern und Indianern, zusammengetrieben nach irgend einem freien Platze. Dort nun sieht man oberflächlich nach (natürlich von weitem), ob eines oder das andere der Thiere irgendwelche Wunden (die oft vorkommen und leicht Würmer erzeugen) hat, und diese werden sodann mit dem Lasso gefangen und ihre Wunden mit Merkur kurirt. Sodann bezeichnet der Fazendeiro (Herr der Estancia) eine oder zwei Kühe, die zum wöchentlichen Gebrauch geschlachtet werden sollen, und während die Peones diese vor sich her nach dem Hause treiben, läßt man den Rest wieder frei in Wiese und Wald sich zerstreuen, wo sie oft 6 bis 8 Legoas, zu einer Estanzia gehörig, bedecken. Beim Hause angekommen, fängt einer der Peons das zu tödtende Thier mit dem Lasso, und während dieses sich in wüthenden Sprüngen gegen die ungewohnten Fesseln bäumt, haut ihm ein anderer mit seinem langen, breiten und haarscharfen Messer die Sehnen der Hinterläufe durch. Hierdurch der Bewegung beraubt, sinkt der brüllende Stier nach hinten zusammen, und während der Lasso, ihm die mächtigen Hörner umschlingend, diese unschädlich macht, nähert sich ihm der Peon mit seinen scharfschneidigen Messer und gräbt es in die Brusthöhle hinein, wo es das Herz erreicht. Nun beginnt das Blut zu strömen und in einigen Minuten sinkt das mächtige Thier zusammen und verendet. Kaum ist es todt, so machen sich drei oder vier Peons mit Messern über dasselbe, und im Nu haben sie es des Felles entkleidet, welches zum Trocknen mit kleinen Pfählen auf der Erde ausgespannt wird; in weniger als 20 Minuten ist das mächtige Thier in Stücke zerlegt und am Feuer prasselt schon auf dem hölzernen Bratspieße der saftige Rippenbraten.

Im Herbst werden die einjährigen Kälber zusammengetrieben und im Coral, der großen Stein- oder Holzverzäunung vor dem Hause, wird ihnen mit dem glühenden Eisen die Marke ihres Besitzers aufgedrückt, welches dann ein Fest für Freunde und Nachbarn ist. Während der Sommermonate ziehen nun die Viehkäufer von den großen Salzfleischfabriken von Pelotas, die mit ihrem Produkte ganz Brasilien und Havana versehen (in Konkurrenz mit denen der Laplata-Staaten), durch die ganze Provinz und kaufen das fette Vieh der Fazendeiros zum Durchschnittspreise von 8 bis 12 spanischen Thalern auf. Wenn sie auf diese Weise eine „Viehtruppe" von 2 bis 3000 Stück zusammengebracht haben, so lassen sie dieselbe von einem Capataz (Verwalter) und 15 bis 20 Peons, je nach der Größe der Truppe, hunderte von Meilen weit nach Pelotas treiben, wo je eine solcher Fabriken jährlich über 20,000 Stück Vieh tödtet und verarbeitet. In einer andern Skizze werde ich einmal eine solche bluttriefende Fabrik beschreiben; doch jetzt kehren wir zu den Truppen zurück.

Es ist gewiß ein höchst romantischer Anblick, eine solche Truppe die breite Heerstraße hinab vom Gebirge herunterkommen zu sehen, ein Anblick, den ich mit dem Fernrohre von meinem Hause aus fast täglich genieße. Denke sich der Leser nun 2 oder 3000 Stück wilden Viehes, welches in einer unabsehbaren Menge die Landstraße bedeckt. Vorweg gehen 80 bis 90 Pferde, zum Dienst der Peons, von der Leitstute geführt, und nun folgt jene unendliche Viehmasse, die jetzt langsam, sodann im Trabe, später in Sprüngen, von 20 Reitern im malerischen Landkostüm umschwärmt wird, die unter fortwährendem Zurufe das Vieh inmitten des Weges halten. Des Nachts macht man auf irgend einem freien und baumlosen Weideplatze Halt; hier läßt man das Vieh grasen, und während die eine Hälfte der Leute abwechselnd, um das lodernde Feuer herumgelagert, sich dem Schlaf ergiebt, umschwärmt die andere das Vieh und zwingt es so, auf demselben Orte zu bleiben. Und am nächsten Morgen geht die Reise weiter; möge es donnern und regnen, möge die Unbill des Wetters noch so arg sein, die Truppe marschirt immer weiter. O, es ist eine mühevolle Arbeit, welche nur die daran gewöhnten Söhne der Provinz aushalten können; 20 und 30 Tage lang zu Pferde, bei Regen und bei Sonnenschein, stets aufmerksam und bereit, dem fliehenden Stiere den Lasso über den Kopf zu werfen, mit drei, höchstens vier Stunden Schlaf per Nacht, ohne ein einziges Mal ein anderes Obdach als den freien Himmel, eine andere Nahrung, als das nur halb am Spieße gebratene Fleisch eines frisch getödteten Stückes Vieh mit einer Hand voll dumpfigen Mandiokmehls zu haben! Und dies alles für zwei oder drei spanische Thaler per Tag, welche die Peons verdienen. Und wie oft läuft ihr Leben Gefahr! Es ist ein schöner Anblick, aber eine gefährliche Sache, wenn eine solche Truppe, auf irgend einen Grund hin, auseinander sprengt. Mit einem Male stieben diese Tausende von wilden Ochsen und Kühen nach allen Seiten hin auseinander; in rasendem Laufe stürzen sie sich die Berge hinab, in die Wälder hinein, und nur mit unendlicher Mühe und oft mit Verlust von vielen Hunderten Stück Vieh dringen die Leute die Truppe mit tagelanger Arbeit wieder zusammen. Oft habe ich solchen Auftritten beigewohnt und ich weiß nicht, ob mich in jenem Augenblicke die Großartigkeit des Anblicks oder der seltene Muth der Peons mehr frappirte, denn diese befinden sich hierbei in der größten Lebensgefahr.

Auch ist es ein schöner Anblick, wenn eine solche Truppe einen Fluß (die ja alle hier im Lande keine Brücken haben) schwimmend passirt, von den Peons umschwärmt, die neben ihren Pferden, immer schwimmend, um das Vieh zusammen zu halten, sich neben demselben fortbewegen.

Doch genug von dem hauptsächlichen Betriebe der Provinz, der Viehzucht; kehren wir zu den Bewohnern derselben zurück.

Die größte Rolle im Leben des Rio-Grandensers spielt jedenfalls das Pferd; er liebt sein Lieblingspferd mit demselben Feuer wie der Araber seine Racenstute. Der hiesige Pferdeschlag ist nicht gerade schön, doch stark und gut gebaut, und bei einer sorgfältigen Pflege und Kreuzung der Racen würde er jedenfalls sehr gut werden. Die Menge der Pferde ist unendlich; Stuten haben gar keinen Werth, und man findet es lächerlich, sie zu reiten; diejenigen,

welche nicht zur Zucht angewendet werden, läßt man wild laufen oder verkauft sie für einen spanischen Thaler im Durchschnittspreis an Fabriken, die ihr Fell und Fett verwenden. Diese Stutentruppen werden auf ähnliche Weise wie die Rindertruppen gemacht und geführt, und auch sie bieten einen schönen Anblick dar, da ja das Pferd in der Freiheit und im Urzustande viel graziöser wie das Rind ist. Doch hier, wo man, selbst in den Straßen der Stadt, fortwährend freie Pferde herumlaufen sieht, fällt das nicht auf. Hengste (cavallos inteiros) giebt es auch sehr wenige, da man alle diejenigen, die nicht zur Produktion für die Stutereien (manadas) bestimmt sind, schneidet.

Das Pferd ist nun, wie schon gesagt, das Hauptelement des Rio-Grandenser Camplebens. Ein solcher Campmann würde mit ungläubigem Lächeln sagen hören, daß man eine halbe Meile zu Fuße gehen kann, er, der nicht hundert Schritte weit geht, ohne zu Pferde zu steigen, und der sich nicht denken kann, daß Gott die Füße zu etwas Anderm geschaffen, als unendlich große Sporen daran zu hängen und diese dem Pferde in die Rippen zu stoßen. Vom Morgen früh bis Abends spät steht das gesattelte Pferd unter dem wilden Feigen- oder Sinamon-Baume vor dem Hause; am nächsten Morgen kommt ein anderes und so geht es fort Jahr aus Jahr ein; Männer, Frauen und Kinder, Alles reitet und, um eine Zehntel-Meile nach dem Hause eines Nachbars zu kommen, sattelt die Familie acht oder zehn Pferde, und hinterdrein folgen noch die unterschiedlichen jüngeren Sprößlinge des Hauses und der Sklaven von drei bis sechs Jahren, auf ungesattelten Pferden, die sie häufig mit Trensen, aus der ersten besten Schlingpflanze fabricirt, reiten; denn vom dritten Jahre an besteigen die Kinder bereits ungesattelte Pferde und vom sechsten an würde es so ein angehender Gaucho unter seiner Würde finden, nicht sein eigenes Sattelzeug zu besitzen.

Chartum.

Mitgetheilt von **Dr. Alfred Brehm.** *)

I.

Die Geschichte des Sudahn beginnt erst in unseren Zeiten; alles Vorhergeschehene ist durch das Blut von Tausenden der Habgier und Rache Geopferten ausgewischt worden. Nur die Ueberlieferung zieht sich noch wie ein goldener Faden durch dieses trübe Blutmeer hindurch und giebt Kunde von den glücklicheren Tagen unter der Herrschaft der eingeborenen Könige aus dem Stamme der Fungi; sie berichtet von jenen Zeiten, wo auf der Insel Argo in Nubien noch tausend Schöpfräder kreis'ten, wo dort noch ein eigner König Gericht hielt, wo das Volk der Scheikie und das zu Berber und Halfai, wo die Eingeborenen von Sennaar, Roffeeres und Fassokl noch Häuptlinge wählten und sie mit der königlichen Würde bekleideten, wo Kordofahn noch unter dem milden Scepter Dar-el-Fuhr's stand; sie erzählt von schwarzen Frauen, die einst schwere goldene Ringe in Nasen und Ohren, an Händen und Füßen trugen; sie giebt Kunde von einer Vergangenheit, in welcher auch der dunkle Mensch in seiner Heimat sich seines Lebens freuen durfte.

Dies ist anders geworden. Ostsudahn wird jetzt von den Türken beherrscht und ist, wie man, frech genug, zu sagen wagt, der „Civilisation" zugänglich geworden. Die Erinnerung an die alten Tage des Glückes dunkelt nur noch im Gedächtniß Weniger; seit dem Jahre 1820 aber lebt die Geschichte in Aller Munde. Auf jene Jahre müssen wir einen Blick werfen, ehe wir uns mit den schwarzen Bewohnern des Sudahn und ihrer Hauptstadt bekannt machen.

Mohammed-Ali's Herrschaft in Egypten schien mit der Niedermetzelung der Mameluden erst neu gegründet, aber auch gesichert zu sein. Vollkommene Ruhe gab es jedoch noch nicht im Lande; es erhob sich vielmehr ein Kampf des Muthes, der Rache und Verzweiflung gegen unverhältnißmäßige Uebermacht, schändlichen Verrath und gemeine Treulosigkeit. Die Häuptlinge der Mameluden waren gefallen, meuchlings gemordet unbesiegt: aber noch lebte ihre tapfere Kriegerschaar. Aus ihrer Mitte wählte sich diese neue Führer, und, zu schwach, den siegreichen Heeren des Emporkömmlings sich zu widersetzen, zogen sich die Krieger nach Nubien zurück, in der Absicht, dort ein neues, von ihnen beherrschtes Reich zu gründen. Mohammed-Ali's Truppen folgten ihnen auf dem Fuße nach. Ibribm, Sais und andere Festungen der Mameluden wurden belagert und erobert, obgleich die Belagerten den Siegern nur ihre Leichen überließen. Weiter und weiter zogen die Verfolgten sich zurück nach dem Innern Afrikas, und das siegreiche Vordringen der Türken und Egypter führte diese zur Eroberung von Ländern, nach deren Besitz der egyptische Bonaparte früher nie gestrebt hatte. Aber dieses Vordringen wurde auch die Quelle namenlosen Elends für mehrere Völkerschaften, welche sich bis dahin ihrer Freiheit und des damit verbundenen Glücks zu erfreuen gehabt hatten.

Bis zum letzten Augenblicke hatten die Mameluden für ihre Unabhängigkeit gekämpft und die Nubier, in deren Land sie geflüchtet waren, mit in diese Kämpfe verwickelt, ohne daß dieselben wußten, wie sie zum Kriege kamen. Sie mußten sich mit den Fremdlingen verbünden, denn deren Feind drohte auch ihnen. Aber der neue Bund brachte ihnen keinen Segen. Weiter und weiter drangen die egyptischen Truppen vor. Von den schwächlichen Barabra konnten sie nicht aufgehalten werden: der Adel Nubien's, die tapferen, sieggewohnten und siegesstolzen Scheikie, mußten sich dem heranwogenden Heere entgegenwerfen. Auch sie, die immer Siegenden, sollten besiegt werden.

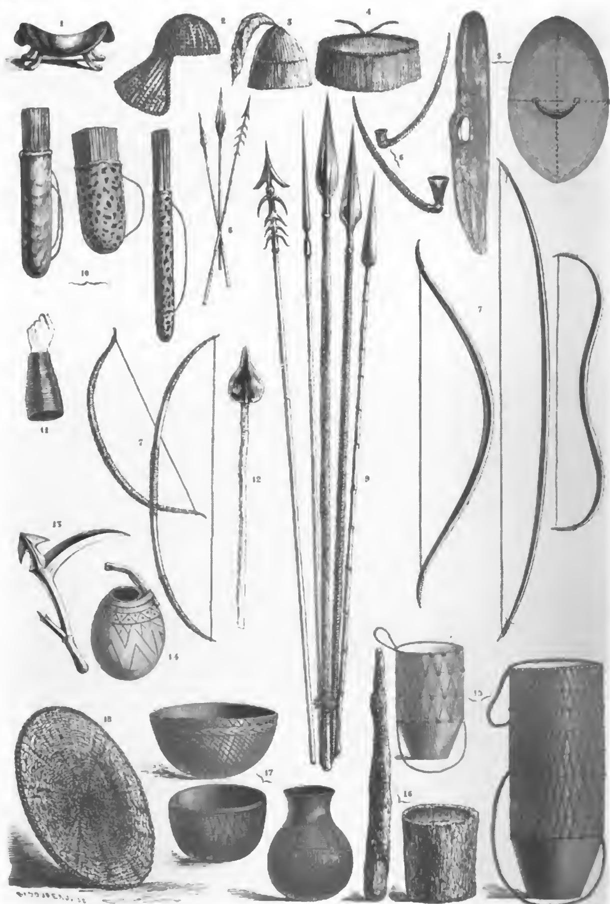
Im Jahre 1820 stellten sich die Scheikie dem egyptischen Heere beim Dorfe Korti gegenüber. „Blutfeld" heißt noch heute die Ebene, wo die bräunen Männer gegen die Fremdlinge stritten, und lebhaft noch gedenken die Nachkommen des Unglücks ihrer Väter. Ein tapferes und heldenmüthiges, aber ungeregeltes, nur mit Schwert und Lanze bewaffnetes Kriegsvolk trat Kriegern gegenüber, deren Waffe das Jenen noch unbekannte Feuerrohr war.

Mit ihren Kindern waren die Frauen den Männern nachgezogen in die Schlacht, um sie durch gellenden Schlachtruf zum Kampfe anzufeuern oder im frommen Gebete den Sieg für sie zu erflehen; auf ihren Armen hoben sie die Kinder empor, sinnbildlich andeutend, daß die Schlacht gekämpft werde für Haus und Herd, für Weib und Familie.

Der Kampf begann. Tod und Verderben schleuderten die Geschütze der Egypter in die tapferen Reihen der Nubier, furchtbar

---

*) Herr Dr. Brehm, jetzt Director des zoologischen Gartens in Hamburg, kennt den ägyptischen Sudan und insbesondere Chartum aus eigener Anschauung. Er verweilte längere Zeit in dieser Stadt, welche jetzt auch in Verbindung mit den Entdeckungsreisen in den Gegenden am obern Nil so häufig genannt wird. Wir haben derselben schon öfter erwähnt, glauben aber, daß die ausführliche Schilderung des Herrn Brehm unseren Lesern willkommen sein werde. Wir wollen beiläufig bemerken, daß der Schluß von Brehm's „Vierzehn Tage in Mensa" in einer der nächsten Nummern folgen wird. Die Holzschnitte sind nicht rechtzeitig fertig geworden. R.



Geräthschaften und Waffen der Eingeborenen am Weißen Nil und am Bahr el Ghasal. *)

dröhnte der Donner; eine jener Schreckensscenen wiederholte sich, wie sie ungebildete, halbwilde Völker schon oft erlebt: die armen Nubier mußten zum ersten Male die furchtbare Gewalt des Feuergewehrs erfahren. Wohl erreichten die Tapferen die Geschütze, wohl hieben sie die Mannschaft zusammen und richteten dann ihre Schwertstreiche auf die metallenen Rohre, weil sie in den Geschützen belebte Wesen, todtdrohende Ungeheuer zu sehen vermeinten; wohl stritten sie mit einem Muthe, welcher der Freiheit würdig gewesen wäre: nicht die ruhmvollste Tapferkeit, sondern die Uebermacht der Waffen entschied den Sieg. Von namenlosem Entsetzen erfaßt, rottenweise niedergeworfen durch die eisernen und bleiernen Todesboten, ergriffen die braunen Männer die Flucht.

Das Wehegeschrei der Frauen übertönte das Kampfgebrüll; Verzweiflung erfaßte auch sie: aber ihr stolzes Herz beugte sich nicht vor dem tückischen Ueberwinder. Krampfhaft drückten sie das Theuerste, was ihnen geblieben, ihre Kinder, an's Herz, und zu Hunderten stürzten sie sich in die Wogen des Stromes, ruhmvollen Tod schmachvoller Knechtschaft vorziehend.

Den Uebrigbleibenden war die Flucht verwehrt. Zur rechten und linken Seite des Flusses starrten ihnen öde und dürre Wüsten entgegen; ihnen boten diese keinen Zufluchtsort: die Wüste selbst hätte sich gegen sie verschworen, hätte ihnen den Tod gebracht, vor dem sie sich flüchten gewollt; sie wären verschmachtet in der Oede wenn sie ihr Vaterland verlassen hätten. Deshalb blieben sie an der Stätte ihrer Kindheit, und die stolzen Freien beugten den Nacken unter das Joch der Unterdrücker.

Nur noch einmal entflammte ihr Heldenfeuer; noch einmal erhob sich das edle Volk zur letzten Gegenwehr. Der kühne Melik, El-Nimmr, d. h. Tiger, genannt, versammelte sein Volk. Ismael-Pascha, des alten Mohammed-Ali Sohn, war mit seinen Soldaten im Oktober des Jahres 1822 auf vielen Schiffen vor Schendi, der Hauptstadt des kleinen, gleichnamigen Königreichs, erschienen. Er verlangte von Nimmr eine größere Menge von Sklaven und mehr Gold, als je in dem Besitz des Häuptlings und aller seiner Unterthanen gewesen war; innerhalb dreier Tage sollte die Kriegssteuer entrichtet werden — bei Todesstrafe. Der König sah sein Verderben vor Augen und beschloß das Aeußerste zu versuchen. Vertraute Boten sandte er aus nach allen Seiten, und wacker arbeiteten die Boten. Sie bliesen den unter der Asche glimmenden Funken der Empörung an zur hellen vernichtenden Flamme, während der König selbst seinem Unterdrücker gegenüber die tiefste Unterwerfung heuchelte.

„Nicht auf dem schlechten Schiffe, o König, bleibe; nimm bei mir Wohnung! Beziehe mein Haus; ich und die Meinen sind ja, wie Du weißt, Deine Sklaven. Harre geduldig, damit Dein Wille geschehe; es soll weder Dir Etwas mangeln, noch Deinen Leuten Etwas abgehen."

Und der Türke achtet wirklich des gleißnerischen Wortes, verläßt das sichere Boot im Strom und bezieht die geräumige und kühle, nach der Sitte des Landes aus Stroh erbaute Wohnung, einen wahren Palast, eine kleine Strohstadt.

Der Abend des letzten Tages bricht herein und haucht seine wohlthuende Kühle über Stadt und Land. Im letzten Schimmer der Sonne sitzen der Pascha und seine Getreuen beim Mahle. Vor der Serieba oder Strohmauer tönt die Tarabuka. Gegenseitig schleudern die geschmeidigen, braunen Bursche scharfe Lanzen auf einander; aber geschickt fangen sie die Wehr mit ihren Schilden auf. Der Pascha wirft zuweilen einen Blick auf das Getümmel und ergötzt sich an dem Geschick der Spielenden. Diese wollen ihre ganze Gewandtheit zeigen. Ihre Bewegungen werden rascher, ihre Augen feuriger, ihr Kampfesbang wird wilder, grollender: sie kämpfen scheinbar mit Erbitterung. Immer drohender werden ihre Spiele, immer heftiger dringen sie auf einander ein. Dumpf tönt die Trommel dazu, sie anfeuernd, wie zur Zeit wirklichen Kampfes. Plötzlich hört man die Tarabuka in allen übrigen Theilen der Stadt; man hört sie von Medemme, man hört sie in den benachbarten Dörfern, man hört sie von Ort zu Ort, im ganzen kleinen Reich. Ein gellendes Geheul durchzittert die Luft. Die scheinbar Feindlichen haben sich geeinigt, den wirklichen Feind zu bekämpfen. Nicht mehr fliegen ihre Lanzen von Schild zu Schild, sondern in das Innere des Strohpalastes, in die Brust der Weißen, die noch vor wenig Augenblicken so behaglich zugeschaut. Frauen, das einfache Tuch um die Lenden geschürzt, Asche auf dem Haupte, die welken, schlaffen Brüste an den Körper festgebunden, eilen herbei, Flammenbrände schwingend, und im Nu steht der ganze Palast, die schön eingerichtete kleine Königsstadt, in Flammen. Was Waffen tragen kann, trägt sie. Weiber stehen, ihr Geschlecht vergessend, in den Reihen der Männer, Kinder und Greise fechten mit der Kraft der Männer. Um die brennende Hütte, welche den Pascha und fünfzig seiner Offiziere einschließt, beginnt der Vernichtungskampf. Wer herausflieht, wird niedergestochen, die Bleibenden frißt das Feuer; Keiner entkommt. Schendi und Medemme sind in einer Nacht von den Feinden befreit, und heute noch tragen die übriggebliebenen Mauern des festen Schlosses von Medemme die Zeugnisse jener Nacht zur Schau: dunkle, große Blutflecken, — heute noch sichtbar, weil das Sonnenland Nubien keinen Regen hat, der sie verwaschen sollte.

Nur wenige von den Kriegern des Paschas entkamen dem Blutbade und brachten dem gerade in Kordofahn weilenden Mohammed-Bei-el-Defterdahr die grauenvolle Nachricht. Dieser verdiente sich nunmehr den Namen, welchen er noch heute trägt: er wurde wirklich „El-Djelahd", d. h. der Henker Sudahns. Obgleich sich die Nubier mit aller Macht rüsteten, konnten sie doch den Feuerwaffen nicht widerstehen; sie wurden nochmals geschlagen, und alle Grausamkeit, welche in der Seele eines Menschen Platz finden kann, trat jetzt in scheußlichen Thaten zu Tage.

Die Greuelthaten, welche dieser Henker eines ganzen Volkes verübte, spotten der Beschreibung. Mohammed-Bei vernichtete die Blüte der streitbaren Mannschaft Nubiens und mordete die Greise, Frauen und Kinder des unglücklichen Volkes.

Nunmehr war die Unterjochung eine vollendete Thatsache. Ganze Völker hörten auf Völker zu sein. Ueber die fruchtbaren Felder jagte der Glutwind der Wüste seinen vernichtenden Flugsand; die Häuser der Gemordeten verfielen, die Städte verödeten, und auf den Trümmerhaufen des früheren Wohlstandes erwuchs ein sklavisches Geschlecht.

Der Wütherich hatte jeder Leidenschaft fröhnen können, hatte Alles erreicht — nur Eines nicht! Der stolze König Nimmr war ihm entgangen! Wohl bot er Alles auf, List und Bestechung, Gewalt und gleißnerische Milde: der durch die grenzenlose Verehrung eines Volks geheiligte König spottete des Würgers. Ihn schützte die Liebe seiner Getreuen. Allerdings fand sich ein Schurke unter diesen, der Schwiegervater des Tigerkönigs selbst: — aber die eigene Tochter stach dem zum Mord ihres Gatten gedungenen Vater das Messer durch's Herz. Nimmr erlag der Last des Alters; er starb als Heiliger.

Nach dem letzten Blutbad ohne Ende gab es nur noch eine türkisch-egyptische Provinz Nubien mehr.

Unaufhaltsam drang der Eroberer weiter; der frühere Vernichtungskrieg war zu einem Raubzuge geworden. Es galt nicht mehr, Völker zu bekriegen: es galt nur noch, sie zu bestehlen. Gold

*) 1. Ein tragbarer Stuhl zum Sitzen. — 2. Kopfbedeckung aus Kaurimuscheln. — 3. Kopfbedeckung aus Strohgeflecht. — 4. Ein Rahad, Gürtelschurz für junge Mädchen. — 5. Schild von Holz und von Leder. — 6 und 7. Tabakspfeifen und Bogen; einige mit feinem, andere mit dickem Leder übersponnen. — 8. Pfeile. — 9. Lanzen von Bambusstäben. — 10. Köcher; zwei derselben sind von Pantherfell. — 11. Armband. — 12. Ein Molod, besondere Art von Spaten. — 13. Ein Trombasch, Hausäbel mit mehreren Spitzen, zweischneidig. — 14. Kalebasse. — 15. Nugara, Kriegstrommel. — 16. Mörser und Stößel zum Maisstampfen. — 17. Gafas, Kalebasse und Burma, Gefäß aus schwarzem oder rothem Thon. — 18. Eine Tabaka, Strohdecke, mit welcher man Gefäße zudeckt, die Getreide, Milch ꝛc. enthalten.

und Sklaven, Elfenbein und Straußenfedern waren es, welche lockten; mit solcher Münze bezahlte man den Krieger. Die Königreiche Halfai und Sennaar waren bald unterjocht und noch schneller ausgeplündert; weiter im Süden winkte die Goldernte. Aber es war für jetzt nicht rathsam, auch bis dahin vorzudringen. Man mußte den Truppen, welche ohnehin schon zu weit von ihrer Heimat entfernt waren, einen festen Punkt errichten. Die Wahl desselben war äußerst glücklich.

Da, wo der muntere Gebirgsstrom, der Bahhr-el-Asrakh, seine langsamen Fluten mit den trüben Wässern des Weißen Flusses vermischt, lag ein kleines Dorf: Chartum. Aus ihm ist die Hauptstadt der Königreiche des Sudahn hervorgegangen. Im Jahre 1823 erbaute man die ersten Strohhütten für die Soldaten oberhalb des eigentlichen Dorfes und wegen des guten Trinkwassers dicht am Ufer des Blauen Flusses. Häufige Brände, welche den größten Theil der Strohhütten mehrmals in Asche legten, zwangen zum Baue von Lehmgebäuden. Man errichtete eine Wohnung für den Befehlshaber der Truppen und zahlreiche Gefängnisse zur Bändigung der noch widerspenstigen Eingeborenen. Dann gründete man eine Moschee und endlich eine Kaufhalle in der Nähe des Gotteshauses. Um diese Gebäude herum hat sich das heutige Chartum aufgebaut.

Seine außerordentlich günstige Lage am Vereinigungspunkte zweier Weltstraßen hat der Stadt einen gewissen Wohlstand verliehen. Seitdem die nunmehr zu Sklaven gewordenen Sudahnesen faule Ruhe den früheren Kämpfen vorziehen, hat der Handel die ihm nöthige Sicherheit erhalten können und in Chartum sich einen Mittelpunkt geschaffen, von welchem aus ungeheure Strecken durchzogen und im Sinne des Kaufmanns beherrscht werden.

Chartum beweist durch seine heutige Gestalt noch deutlich daß die Willkür einzelner seiner Einwohner die Straßen und Häuser schuf, und daß der ordnende Sinn, welcher die Anlage einer neuen Stadt gesitteter Völker kennzeichnet, im Sudahn gänzlich fehlt. Von einer Regelmäßigkeit der Anlage ist keine Rede. Zwar münden mehrere Straßen auf dem Vereinigungspunkte des Gesammtlebens, dem Basar, aus, allein sie sind nur deshalb zu Hauptstraßen geworden, weil andere fehlen. Gleich hinter dem Markte verändern sie ihre Richtung oder verzweigen sich in so viele Gäßchen und Winkel, daß man deutlich sieht, wie nur der Zufall ihnen eine Bestimmung gegeben hat. Die Stadt wächst ziemlich bedeutend nach zwei Seiten hin, aber immer in derselben Weise.

Wenn man sich Chartum vom Weißen Flusse aus nähert, nimmt es sich nicht eben vortheilhaft aus. Während der trockenen Jahreszeit und dem durch sie bedingten niederen Wasserstande der Ströme kann man sich zu Schiffe nur auf dem Blauen Flusse der Stadt nähern. Bei weitem der größere Theil der Ankommenden aber langt, anstatt auf einem Boot im Strom, auf dem Rücken des Wüstenschiffes an und endet seine eigentliche Reise dann gewöhnlich am linken Ufer des weißen Flusses, von welchem aus er sich und sein Gepäck erst überschiffen lassen muß. Der letztgenannte Strom bespült nur während seines höchsten Standes einen Damm, welchen man zum Schutz gegen seine Fluten gezogen hat; während der eigentlichen Reisezeit ist er eine gute Sechstelmeile von der Stadt entfernt, und in seinem früher schlammigen Bett erhebt jetzt die Durrah ihre hohen rohrartigen Halme. Durch diese Felder zieht man auf staubigem Wege dahin und gelangt nun auf eine öde, schmutzige und staubige Ebene, aus welcher die graue Stadt sich emporhebt. Die Umschau gewährt hier ein sehr trauriges Bild. Nur die frischen Gärten am untern Ende der Stadt und hart an dem Ufer des Blauen Stromes erfrischen das Auge. Nach dem Innern des Landes zu schweift der Blick über eine dürftige Steppe mit spärlichem Baumwuchs; nach Süden hin gewahrt man einige wegen der sie umstehenden Mimosen freundlich erscheinende Dörfchen: sonst sieht man blos Sand und den Spiegel des Flusses; denn die Wälder, welche früher bis nach unten reichten, sind bereits niedergeschlagen. Die Stadt Chartum selbst erscheint als eine einförmig graue Häusermasse ohne jede Abwechselung, über welche sich da und dort ein Minaret kaum erhebt. Neuerdings haben der Pascha und einige Europäer größere Wohnungen errichtet; aber auch diese sind verhältnißmäßig dürftig und arm, falls man nicht den innerafrikanischen Maßstab zu Grunde legt.

Ungleich freundlicher sieht die Stadt vom linken Ufer des Blauen Flusses aus. Dort blickt man zunächst auf den Strom mit seinen Barken, deren Menge von Jahr zu Jahr wächst, sieht auf die Gärten und zwischen die Häuser, welche um so malerischer erscheinen, je baufälliger sie sind.

Die Straßen Chartums ähneln sich sämmtlich. Während der trockenen Jahreszeit sind sie staubig und sandig, während der Regenzeit eine ununterbrochene Reihe von Pfützen und Kothhaufen. Der in ihnen zu jeder Jahreszeit herrschende Gestank und ihre Hitze sind über alle Begriffe erhaben. Von den Häusern sieht man gewöhnlich nur die Thüren; alles Uebrige ist hinter hohen Lehmmauern versteckt. Als Ausnahme sind diejenigen Gebäude zu betrachten, bei denen einige ohne alle Regel und Gleichmäßigkeit angelegte Fensteröffnungen nach außen münden. Das anziehendste Bild gewähren die Wege und Straßen während der Regenzeit. Jede Gasse wird nach einem der heftigen tropischen Gewittergüsse zu einem Bache, jede Straße zu einem Flusse, jeder freie Platz zu einem See. Ein solches Ereigniß begeistert natürlich die eingeborene Jugend, welche der strömende Regen länger, als ihr lieb war, in das Innere des Hauses bannte. Sofort nach dem Aufhören der letzten Regentropfen wirft sie die wenigen Lumpen von sich, welche, bei den größeren wenigstens, die Scham nothdürftig decken, stürzt auf die Straßen und Plätze hinaus und stürzt sich jubelnd und frohlockend in das Wasser, einem sich suhlenden Rudel von Schwarzwild vergleichbar. Dem Nordländer gewährt dann jede Straße ein überaus seltsames und deshalb ungemein fesselndes Bild.

Mit Ausnahme der Amtswohnung des Statthalters und einiger wenigen anderen Gebäuden sind alle Häuser Chartums sogenannte Tankha, d. h. einstöckige, aus Lehmmauern bestehende Baulichkeiten mit plattem Dache. Jede größere Wohnung bildet ein für sich abgeschlossenes Ganze, zumal wenn sie einem Türken, Kopten oder Araber gehört, welchem die Sitte gebietet, den weiblichen Theil seiner Hausgenossen vor Aller Augen zu verbergen. Die Wohnungen der Vornehmen sind selbstverständlich höher und größer als die der gemeinen Leute, haben auch eine ziemlich große Zahl von sogenannten Zimmern, besitzen Ställe und andere Räume, unterscheiden sich aber in der Bauart wenig oder nicht von den Erdhütten, in denen die Aermsten hausen.

Der Bau einer solchen Wohnung ist ungemein einfach. Man braucht den nöthigen Baustoff nicht von weither zu holen. Der, welcher Raum vor dem Hause hat, gräbt einfach dort ein Loch aus, formt die schlammige Erde, welche er demselben entnimmt, zu Ziegeln, trocknet diese in der Sonne und beginnt dann aus ihnen die Mauern aufzuschichten. Soll die Wohnung eine größere werden und aus mehreren Zimmern bestehen, so zeichnet man den Plan zu ihr gleich auf der Baustelle selbst vor und schichtet nun eine Ziegelreihe nach der andern auf. Als Verbindungsmittel dient ein zäher Schlamm, welchen man entweder dem Flußufer entnimmt, oder aus dem Straßenstaube sich bereitet. Das Haus selbst wird pyramidal erbaut, um ihm einen bessern Halt zu verleihen. Thüren und Fenster sind eigentlich nichts Anderes als Löcher; denn nur die wenigsten, d. h. die Vornehmen, vergittern jene mit einem engen Netzwerk aus feinen Holzstäben und hängen vor diese wirkliche Flügel. Bei weitem das kostspieligste ist und bleibt das Dach. Es ruht zuerst auf einer Unterlage von ziemlich starken Mimosenbalken, sodann auf dicht an einander gereihten, über den Balken liegenden Stäben und endlich auf doppelt über einander gebreiteten Matten aus Palmenblättern. Die Bedachung selbst wird durch eine mehrere Zoll dicke, festgestampfte, möglichst geglättete Lehmschicht überdeckt. Als Ueberzug an der Stelle unseres Kalkes dient ein Gemisch von Straßenstaub, Wasser und Rindermist; damit werden auch die Mauern des Hauses von außen bestrichen. Das Dach ist wenig

geneigt und auf der untern Seite mit Traufrinnen versehen; die Mauern des Hauses selbst überragen es allseitig um ungefähr einen Fuß. Im Innern des Raumes stampft man die Bodendecke fest und ebnet sie nach Bedürfniß des mehr oder weniger auf Ordnung sehenden Hausherrn; etwaige Bänke werden gleich aus denselben Bausteinen mit aufgemauert.

Ein solches Haus kostet so wenig Geld, daß Jedermann es sich erbauen kann; dem Aermern helfen seine Nachbarn, der Wohlhabendere dingt sich Werkleute, welche für zwei bis drei Groschen unseres Geldes ihr Tagewerk verrichten.

Der Fremde oder Reisende, welcher nach Chartum kommt, ist froh, wenn er unter den Tankhas eine findet, die wenigstens nicht alle Nachtheile solcher Wohnungen besitzt. Selbstverständlich bekommt der Neuangekommene allemal die schlechteste Wohnung, weil die besseren bereits in den Besitz der Kundigeren übergegangen sind. Der Hausherr bietet seinem Abmiether Nichts als die vier nackten Wände und etwa eine Bank; alles Uebrige muß der Miether schaffen, und wenn dieser nun ein unpraktischer Gesell ist und nicht schon in Egypten sich für solche Fälle vorbereitet hat, kommt er oft recht schlecht weg oder muß theures Geld zahlen, um die unwohnliche Behausung sich wohnlich zu gestalten.

Die erste Arbeit, welche der neue Miethsmann zu übernehmen hat, besteht darin, sein Haus von dem inwohnenden Ungeziefer zu säubern. Alle dunklen Orte beherbergen, zumal während der Regenzeit, Hornissen, große Spinnen, Skorpione, Eidechsen, namentlich Gekos und sehr häufig auch Vipern. Auf der Reise bis Chartum hat man sich schon so an dergleichen Gewürm gewöhnt, daß man niemals die nöthigen Vorsichtsmaßregeln vergißt; allein es ist doch unangenehm, sich in solcher Gesellschaft zu wissen, und man untersucht und säubert deshalb jedes neue Haus mit großer Sorgfalt.

Nur die Gekos, jene nächtlich lebenden Eidechsen mit Klebefingern, vertreibt man nicht, vorausgesetzt daß man nur irgend welche Kunde von der Natur und ihren Erzeugnissen besitzt. Die unschuldige Lebendigkeit dieser Thiere erfreut, der freundliche Ruf „Geck, Geck,“ den man Nachts vernimmt, erheitert, und die eifrige Kerbthierjagd, welche diese zwar häßlich aussehenden, aber doch recht netten Thiere betreiben, nützt so augenscheinlich, daß man sich gar bald mit ihnen befreundet. Am unangenehmsten werden nächst den Skorpionen die fliegenden Kerbthiere. Das summt und schwirrt zu allen Oeffnungen herein! Bei Tage sammelt sich eine Schaar gieriger Fliegen um den Hausbewohner, Nachts summen die blutdürstigen Mücken herein. Wespen und Hornissen betrachten die Wohnung als ihr Haus und treiben sich so ungescheut in ihr herum, als wären sie die rechtmäßigen Besitzer. Kein Fleischstück, keine Frucht kann der Koch vor ihnen bewahren; sie erscheinen bei ihm, wie am Tische seines Gebieters. Höchst ungemüthlich sind auch die Termiten. In jedem dunklen Raume finden sie sich gewiß, und wehe dann dem Gegenstande, welcher nicht aus Eisen oder Stahl gemacht worden ist! Sie zernagen ihn in einer einzigen Nacht, die Kiste, welche die nothwendigen Bedürfnisse enthält, wie die schwer errungenen Sammlungen des Reisenden, das Kleidungsstück wie den Gewehrschaft. Gegen sie hilft nur öfteres Sprengen mit Wasser und das Hohlstellen aller Gegenstände; denn ehe sie ihr Zerstörungswerk beginnen, bauen sie sich Röhren aus Erde, und diese können sie nur dort bequem anbringen, wo der zur Vernichtung erkorene Gegenstand mit der Erde selbst in Verbindung steht.

Die Häuser haben noch andere Mängel. Man bewohnt Chartum gezwungen eigentlich nur während der Regenzeit; die übrige Zeit des Jahres lebt man so viel als möglich außerhalb der Stadt, in der Strohhütte eines benachbarten Dorfes, im Zelte, auf Reisen. Die Regenzeit vereinigt die Menschen, wie unser Winter, obgleich sie den Frühling über das Land bringt. Chartum hat während derselben stets bedeutend mehr Einwohner, wenigstens Weiße, als sonst.

Vom Senegal nach Timbuktu.

Wiederholt haben wir darauf hingewiesen, wie großen Werth — und mit vollem Rechte — die Franzosen darauf legen, eine Verbindung zwischen Senegambien und den Regionen am obern Niger in's Leben zu rufen. Jüngst erwähnten wir auch, daß sie eine Dampferlinie von den Mündungen dieses Stromes bis zum obern Laufe herzustellen sich anschicken. Unsere Leser wissen ferner, welchen Reiseplan der „Löwentödter“ Gerard in's Werk setzen will. Nun erhalten wir Kunde über eine eigenthümliche, offenbar sehr wohl ausgedachte Expedition, welche schon im Jahre 1860 in aller Stille in's Werk gesetzt worden war. Der ausgezeichnete Gouverneur von Senegambien, Oberst Faidherbe (der von seinem Posten abberufen worden ist), gab einem Lieutenant der senegambischen Spahis, Aliun Sai, einem Mohammedaner, den Auftrag, von St. Louis, der Hauptstadt von Senegambien, nach Timbuktu zu reisen und von dort nach Algerien zu gehen.

Dieser Aliun Sai ist nun im Spätherbst nach St. Louis zurückgekommen und hat interessante Nachrichten über die gegenwärtigen Verhältnisse am obern Niger mitgetheilt. Er fand diese Länder in allgemeiner Zerrüttung.

Al Hadsch Omar, ein wilder Fanatiker, welchen die Franzosen in den Jahren 1854 bis 1859 aus den Senegalgegenden mit Waffengewalt vertrieben, ist jetzt Herr und Gebieter im westlichen Theile des centralen Sudan. Er hat Ahmadu, den Scheich der Fulbe, welcher die Landstrecke zwischen Djenne und Timbuktu besaß, mit Verrath umsponnen und dann ermorden lassen.

Den Lebenslauf dieses wilden Fanatikers Omar haben wir im Globus Nr. 7, S. 198 ff., ausführlich geschildert, und wollen deshalb hier nur einige Punkte hervorheben. Ein schwarzer Marabu aus dem senegambischen Futa kam 1854 von einer Pilgerfahrt nach Mekka in seine Heimat zurück, war nun ein Hadschi, Pilger, und sein Ehrgeiz trieb ihn, eine große Rolle zu spielen, etwa in der Weise, wie zu Anfang unsers Jahrhunderts Scheich Danfodio, welcher von der Stadt Sokotu aus das große Reich der Fulbe gründete. Also ward Omar Verbündete, bewaffnete seine Sklaven und begann den heiligen Krieg gegen alle Ungläubigen, Heiden wie Christen, zu predigen; in der Linken hielt er den Koran, in der Rechten das Schwert, und versprach seinen Anhängern, außer dem Paradies in jener Welt, alle Habe seiner Feinde. Nach Verlauf einiger Monate waren ihm nahe an zwanzigtausend beutelustige Fanatiker zugeströmt. Sie plünderten zunächst die ganze Landschaft Bambuk aus, zogen dann an den obern Senegal und den obern Niger und bedrohten hier die Stadt Sego, wo das Volk (die Bamanas) bisher seinen uralten Fetischdienst gegen die Usurpationen des Islam aufrecht erhalten hat. Hier wurde Omar zurückgeworfen, zog dann gen Nordwesten nach Kaarta, benutzte dort innere Zwistigkeiten, schlachtete mit heiliger Unparteilichkeit Leute aller Parteien ab, verwandelte das Land in eine Wüstenei, und that mit der Landschaft Kasson ein Gleiches, obwohl dort Mohammedaner wohnten. Aber diese begingen das Verbrechen, nicht an Omar's göttliche Sendung zu glauben.

Mit Beute beladen wollte er nach dem *senegambischen Futa* zurückkehren, und diese Region sollte den Kernpunkt seiner Macht bilden. Auf diesem Zuge traf er mit Europäern zusammen. Oberst Faidherbe hatte weit oberhalb Bakel am Senegal das *Fort Medine* gebaut, wohin sich viele Leute aus Kaarta und Kasson geflüchtet hatten. Unter den Kanonen der Burg war von ihnen ein Dorf gebaut worden. Dieses wollte Omar vernichten. Wir haben erzählt, daß er durch die Franzosen eine empfindliche Niederlage erlitt Er mußte sich zurückziehen, und man hörte seit 1859 längere Zeit nichts von ihm. „Vorläufig ist er so ziemlich verschollen und den Europäern nicht mehr gefährlich.“ So schrieben wir vor länger als einem Jahre.

Nun hat Aliun Sai neue Kunde gebracht. Omar ließ sich nicht entmuthigen, sondern er ist nach Osten hin gezogen. Dort muß er Siege errungen haben, denn der Spahi-Lieutenant meldet, daß der Fanatiker *das ganze Land am obern Niger erobert habe und auch Herr von Timbuktu sei*. Diese Nachricht ist, in Hinblick auf die Schilderungen, welche *Heinrich Barth* über die ganz eigenthümlichen Verhältnisse jener Handelsstadt entworfen, in hohem Grad interessant. Omar hat drei seiner Söhne zu *Königen* ernannt. Der eine beherrscht *Timbuktu*, der andere *Djenne*, der dritte *Kaarta*.

Die Reiche, welche im mohammedanischen Sudan von Zeit zu Zeit entstehen, nehmen anfangs einen großen Anlauf; die Gründer erobern weit und breit viel Land und erfüllen die Völker mit Schrecken. Aber die Herrlichkeit dauert kaum ein paar Generationen; das Zerfallen geht eben so rasch vorwärts, wie vorher die Eroberung, denn von einer Staatsbildung ist keine Rede; der Schwarze hat keinen Begriff davon, und er kennt nur Zwang. Solche zusammeneroberte sogenannte Reiche sind nichts als rohe Aggregate und Konglomerate, ohne staatlichen Kitt, und zerbröckeln bald. Wir haben an dem Fulbereiche wieder den Beweis dafür. Die Fellata eroberten rasch alles Land bis Bornu und zum Binue, aber wir finden auch bei ihnen Alles in völliger Zerrüttung. Die Franzosen blicken jetzt mit einer gewissen Besorgniß auf Omar, und wenn er sich nun mit verstärkter Macht wieder nach Westen wendet, dann kann er ihnen allerdings manche Verlegenheit bereiten, aber für den Besitz Senegambiens brauchen sie Nichts zu fürchten.

Aliun Sai wurde von den Leuten Omar's gefangen genommen. In Timbuktu selbst blieb er unbehelligt, als er aber diese Stadt verlassen hatte und nach Walata ziehen wollte, wurde er am zweiten Tage seiner Wanderung verhaftet. Drei und zwanzig Tage blieb er in ihrer Gewalt; dann gelang es ihm, seinen Peinigern zu entrinnen. Er fand bei nomadischen Mauren eine Zuflucht, und sie geleiteten ihn nach dem französischen Militärposten Bakel am Senegal.

Die Civilisationskomödie auf Madagaskar und Napoleonische Annexionen. Bedeutung des Hafens Diego Suarez.

König Radama der Zweite, der Idealist, welchen unsere Leser kennen, hat die Freundschaft des Kaisers der Franzosen ebenso wenig umsonst, wie der italienische König Ehrenmann. Dieser mußte Nizza und Savoyen als Preis dafür zahlen, daß er Vasall seines Nachbars wurde und sich ohne Erlaubniß desselben nicht rühren kann; jener hat Freundschaftsversicherungen und einen schönen Krönungsmantel aus Paris erhalten, und andere Quincaillerien, Tand verschiedener Art dazu; aber diese Geschenke kosten viel: der Idealist von Antananarivo hat dem Praktikus von Paris den schönsten Hafen Madagaskars abtreten müssen, nämlich die *Diego Suarez Bay*, von welcher aus man den Kanal von Mosambik beherrscht und die gewissermaßen als ein Aden für jene Region des Indischen Oceans bezeichnet werden kann.

Die Sache verhält sich folgendermaßen. Radama brannte vor Eifer, sich in europäischer Weise krönen zu lassen, und seine französischen Ceremonienmeister und Hofleute entwarfen das Programm ganz nach Napoleonischem Zuschnitte. Zehn Jahre früher hat Exkaiser Faustin Soulouque auf Haiti eine ähnliche Krönungskomödie gespielt und gleichfalls Herzoge, Grafen und Barone in Menge fabricirt. Auf Madagaskar fand die Feierlichkeit am 22. September statt. *Radama* ist *Heide*; aber die Missionäre, deren Berichte unsere Leser kennen, veranstalteten mit allem möglichen Pomp der römischen Kirche ein *feierliches Hochamt* und *weiheten die Krone, ein Geschenk des Kaisers Napoleon*. Dem braunhäutigen Idealisten wurde ein prachtvoller Königsmantel über die Schultern gehängt, gleichfalls ein Geschenk des Pariser Freundes; die braune Königin war ihrerseits auch nicht leer ausgegangen, denn Kaiserin Eugenie, welche sich bekanntlich auf neue Kleider versteht, hatte ihrer „vielgeliebten Schwester“ auf Madagaskar eine pompöse Robe und obendrein einen Krönungsmantel verehrt.

So war Alles in bester Ordnung. Radama, in Krone und Mantel stolzirend, begab sich auf das „*Marsfeld*“, denn was wäre ein König aller Malgaschen und Howas ohne ein *Marsfeld*? Paris hat ein solches; also darf es in Antananarivo nicht fehlen. Gekrönt wurde Radama mit der christlich eingesegneten Krone auf dem *heiligen Steine*, der bei den madegassischen Heiden in großen Ehren steht. Auf diesem heidnischen Denkmale war der Thron aufgeschlagen. Programmgemäß jubelte das Volk, es hatte kindische Freude an einem glänzenden Pariser Feuerwerk; Hof und Diplomatie waren zum königlichen Souper „befohlen“. Man sieht, es fehlt gar nichts an der „Civilisation“.

Aber, wie schon gesagt, *nichts umsonst*. Der Moniteur giebt eine Beschreibung der Krönungsfeier in dem bekannten Styl, und bemerkt, „daß ein allen Nationen gleich günstiger *Handelsvertrag auf breitester Grundlage* abgeschlossen worden sei“. Wie hübsch das klingt! Wie uneigennützig! Der Moniteur, um die Uneigennützigkeit in's volle Licht zu stellen, sagt weiter: „Man hat es *vermieden, die Frage einer Gebietsabtretung zu berühren*; sie hätte ernste Schwierigkeiten hervorrufen können.“ Freilich behauptete trotzdem ein der Pariser Regierung nahestehendes Blatt, daß der Kaiser sich den *Hafen Diego Suarez habe abtreten lassen*. Die Sache ist auch ganz richtig.

Zwischen dem 22. September und dem 4. Oktober, an welchem Napoleons Bevollmächtigter, Schiffskapitän Dupré, Antananarivo verließ, hat man den Gegenstand bereinigt. Man meldet nämlich von *Réunion*, der bekannten französischen Kolonie im Indischen Ocean, daß Dupré „*den Text eines Vertrages mitgebracht habe, kraft dessen König Radama dem Kaiser Napoleon den Hafen Diego Suarez abtritt*.“

Die Sache ist also in „uneigennütziger Weise“ abgethan. Jener Hafen ist einer der besten in der Welt, und wir wollen Einiges über ihn bemerken.

Den äußersten Norden Madagaskars bildet die Provinz *Ankara*; den nördlichsten Punkt der Insel bildet *Kap Ambre*, 12° 12' südl. Breite. Die Gebirge sind mit prächtigen Wäldern bedeckt, der Boden ist fruchtbar und gut bewässert. Aber die Bewohner, die *Antankars*, vernachlässigten den Ackerbau, als sie unter die Herrschaft der Howas geriethen, und seitdem ist auch die

Viehzucht in Verfall gerathen. Früher wurden alljährlich zwanzig- bis dreißigtausend Ochsen von dort ausgeführt; dann aber monopolisirten die Howas diesen Handel, und derselbe kam in Verfall. Als europäische Besitzung könnte diese Provinz viel Zucker, Reis und Baumwolle liefern.

Die Küsten von Ankaro bieten der Schifffahrt große Vortheile dar. Südöstlich vom Kap Ambre liegt die Diego Suarez-Bay, welche von Guillain genau untersucht und in seinem großen Werke beschrieben worden ist*).

Auch Leguevel de Lacombe hat sie schon in den Tagen des Königs Ludwig Philipp, 1833 erforscht, und mit seiner Ansicht, daß sie einen der schönsten Häfen in der Welt bilde, stimmt der englische Seemann Lloyd überein.**) Der Hafen gilt für einen der gesundesten: „er hat an Räumlichkeit und gutem Ankergrund in der Welt seines Gleichen nicht"; an gutem Trinkwasser ist Ueberfluß, da mehrere Flüsse, z. B. der Males oder Onghe Bareikes und der Caimans oder Onghe Boueyes in die Bay einmünden. Die Wälder der Umgegend sind reich an Schiffbauholz. Davon überzeugte sich schon Kapitän Owen, welcher 1824 die Bay aufnahm, und 1833 Garnier, welcher die französische Fregatte La Nièvre befehligte.

Die geräumige Bucht bildet mehrere Häfen, von denen einer immer besser ist als der andere, aber alle sind ausgezeichnet. Die Einfahrt zur Bay ist etwa 2400 Meter lang und 2000 Meter breit; an einer Stelle wird sie jedoch durch eine Sandbank um etwa die Hälfte verengt. Fast in der Mitte der Einfahrt, am Ende der Sandbank, liegt eine Insel, das Mondeiland oder Nossi Bolane, welche sich in einer Länge von 600 Meter dem Ufer parallel hinzieht; sobald man sie befestigt und an den Ufern Batterien aufwirft, kann man den Hafen sperren und ihn uneinnehmbar machen Außerdem müßte man Batterien auf einer andern kleinen Insel, Nossi Langour, welche weiter im Innern liegt, aufwerfen. Die Tiefe der Einfahrt wechselt zwischen 20 und 30 Faden und bietet also auch den größten Schiffen kein Hinderniß dar.

Das Innere der Diego Suarez-Bay besteht aus fünf großen Rheden. Diese sind, von Norden her angefangen, die Bucht du Tonnerre oder Douvoneh-Barats, 20 bis 25 Faden tief; die Bay des Cailloux blancs oder Douvoneh Batu Futschi, welche weiter in's Land hineinreicht, aber weniger tief ist; sie hat jedoch mehrere kleine Buchten, welche sich vortrefflich als Ankergrund für kleinere Fahrzeuge eignen. Nach Süden hin liegt die Bay der Grabesinsel, dann folgt die große Anse du Bivouac. Sie bespülen die Nordseite einer Erdzunge, welche sich etwa 8000 Meter weit in die große Diego Suarez-Bay hinein erstreckt, während ihre Breite von 1500 bis zu 5500 Meter anwächst. Diese Landzunge ist ziemlich hoch und beherrscht dieselbe; man könnte sie mit leichter Mühe befestigen, und hier müßte man die erste europäische Niederlassung gründen. Im Süden derselben liegt eine runde Rhede, der Nièvre-Hafen, mit 10 bis 15 Faden Tiefe. Die Einfahrt wäre leicht zu vertheidigen. Am Südufer des Nièvre-Hafens münden die oben erwähnten Flüsse. Nahe der Ausfahrt aus dem Nièvre-Hafen auf dem Vorgebirge Terre Hanga haben die Howas neben einem Dorf ein kleines Fort angelegt, das aber gar nichts besagen will.

Oestlich vom Hafen Nièvre liegt die fünfte Abtheilung der Diego Suarez-Bay; sie heißt bei den Eingeborenen Douvoneh Vasa oder Franzosenbay und hat 10 bis 13 Faden Tiefe.

In der großen Bay Diego Suarez, diese in ihrer Gesammtheit genommen, wird das Centrum von einem herrlichen Becken gebildet, das zehn Kilometer lang und sieben breit ist; die Tiefe beträgt 15 bis 30 Faden. Sie hat vortrefflichen Ankergrund und große Aehnlichkeit mit der Bucht von Sebastopol. Sie würde einen prächtigen Kriegs- und Handelshafen bilden. Man müßte einige tausend Schwarze aus dem französischen Senegambien dorthin schaffen, eine französische Niederlassung gründen, und diese würde bald den Mittelpunkt für einen ausgedehnten Handel bilden. Schiffe von der afrikanischen Küste, von den Comoro-Inseln, den Amiranten, Seychellen, Réunion und Mauritius würden sich dort einfinden. — So weit Barbier.

Man sieht, die Diego Suarez-Bay ist wohl so viel werth wie Krone und Krönungsmantel, welche man einem braunen Idealisten schenkt.

*) Documents sur l'histoire et la géographie de la partie occidentale de Madagascar, in der zweiten Abtheilung. Ihm folgt V. A. Barbier du Bocage in seinem Buche: Madagascar, possession française depuis 1642, das ohne Jahreszahl vor etwa drei Jahren in Paris erschien. Damals hegte man schon Pläne auf Madagaskar, und faßte namentlich auch die Diego Suarez Bay in's Auge, von welcher Barbier eine Specialkarte giebt. In dem Obigen folge ich den Angaben, welche er von S. 101 an mittheilt. A.

**) Lloyd bezeichnet die Diego Suarez Bay als Britisch Sound und fügt hinzu, daß sie von den Landeseingeborenen Mabazeba genannt werde. Er sagt, sie sei one of the finest harbours in the world, about 170 leagues from the capital Tananarivo. Besides being very healthy, it is advantageously situated at the conflux of several rivers, which afford excellent communication for trade with Antsianaka and Iboina, where cattle are plentiful — Memoir on Madagascar, by J. A. Lloyd. Journal of the royal geographical society of London, 1850. Part I, p. 55. A.

Die Telegraphenverbindung nach Indien.

Eine Telegraphenverbindung nach Indien, welche möglichst gegen Störungen gesichert ist, erscheint für England als eine Lebensfrage, und einer solchen gegenüber kommt es nicht in Anschlag, ob die Kosten sich auf einige hunderttausend Thaler mehr oder weniger belaufen. Wir bemerkten schon in dem Aufsatz über die Gegenden am Rothen Meer und am Busen von Aden, daß jene Linie im Laufe des Jahres 1863 hergestellt werden solle; jetzt haben wir speciellere Angaben.

Die Erfahrung hat herausgestellt, daß ein unterseeischer Telegraph seinen Dienst um so zuverlässiger verrichtet, je kürzer die Strecken sind. Je mehr Zwischenstationen auf festem Boden, um so besser. Deshalb will auch die eine der beiden Kompagnien, welche Europa mit Nordamerika zu verbinden gedenken, das Telegraphentau von Schottland aus nach den Faröern, Island, Grönland und Labrador legen, also auf einem weiten Umwege. Die andere Gesellschaft gedenkt ein Tau in ununterbrochener Linie quer durch den Atlantischen Ocean, zwischen Irland und Neufundland, zu versenken; sie wird demnach ein früher theilweise mißlungenes Unternehmen von neuem wagen, glaubt aber durch sorgfältige Anfertigung der Drähte und unter Benutzung mancher neueren Erfahrungen nun den Zweck zu erreichen.

Das Ministerium für die indischen Angelegenheiten trachtet dahin, daß künftig Nachrichten aus Ranguhn in Britisch-Barma, aus Arrakan und aus ganz Indien binnen zwölf Stunden nach London gelangen! Die Telegraphenversuche am Rothen Meere sind aus vielen Ursachen, auf welche wir hier nicht näher eingehen können, mißlungen. Seit zwei Jahren hat nun ein erfahrener Ingenieur, Oberst Patrick Stewart, welchem zwei andere Sachverständige zur Seite stehen, alle Gegenden, welche mehr oder weniger geeignet erscheinen, genau erforscht. Zunächst hat er sich für Benutzung der Strecke entschieden, auf welcher die türkische Regierung bereits einen Draht

gezogen hat. **Zwischen Konstantinopel und Bagdad am Tigris** wird seit einiger Zeit der Telegraph **regelmäßig** benutzt und Störungen im Betriebe sind nicht vorgekommen. Diese Linie zieht sich durch Kleinasien, von Scutari am Bosporus östlich bis **Diarbekir** und **Mosul** in Assyrien, von dort gen Süden bis zur Stadt der Chalifen.

Zwischen Bagdad und dem Persischen Meerbusen streifen Beduinenstämme umher, welche aber schon seit Jahren sich den Engländern nicht feindlich gesinnt zeigen, weil die Häuptlinge durch das englische Consulat zu Basra manchmal Geschenke erhalten; aber sie sind den Türken gram und wollen sich dem Joche des Sultans nicht unterwerfen. Es handelt sich nun darum, diese Beduinen zu gewinnen, und es unterliegt keinem Zweifel, daß die Häuptlinge als Beschützer des Telegraphen auftreten, wenn man sie dafür bezahlt. Man glaubt zu diesem Zwecke mit einer Jahresausgabe von etwa eintausend Pfund Sterling auszureichen. Das festländische Ende des Telegraphen würde etwas oberhalb der Mündung des Schat el Arab (so heißt der Strom nach Vereinigung des Euphrat mit dem Tigris) in der aufblühenden Handelsstadt **Mohammera** zu liegen kommen.

Man will aber, um recht sicher zu gehen, noch eine zweite Linie auf dem Lande herstellen, nämlich von Bagdad **durch Persien**, über Ispahan und Schiras bis **Bender Abuschähr** am Persischen Golf. Die Verbindung würde also auch dann nicht gestört, wenn jene Beduinen dieselbe einmal unterbrächen.

Von der Mündung des Schat el Arab soll das **unterseeische Tau in drei Abtheilungen** bis zur indischen Küste gelegt werden. Die gesammte Länge beträgt zwar nur 1100 Miles, aber man will auch in dieser Beziehung das Sichere vorziehen. Die erste Strecke soll vom Schat el Arab bis Bender (d. h. Hafen) Abuschähr (das die Engländer unrichtig Bushire schreiben) unter dem Wasser hin laufen; Entfernung 170 Miles, in einer Meerestiefe von 20 bis 25 Faden, zu 6 Fuß. Die zweite Strecke reicht von Abuschähr bis **Kap Mussendom**, einem öden Felsenvorgebirge an der Küste von Ost-Arabien; Länge 440 Miles, Tiefe 30 bis 35 Faden. Die dritte Strecke geht von Kap Mussendom quer über bis **Guaddel**, einem kleinen Ort an der Küste von Mekrân, unweit der Grenze des Gebiets von Mekrân. Von Guaddel an der Küste hin bis **Karratschi**, unweit der Mündung des Indus, hat man schon jetzt einen Theil der Linie fertig.

Auf dem Lande sind selbst in jenen orientalischen Gebieten die Schwierigkeiten der Anlage verhältnißmäßig gering; jene für den unterseeischen Theil erscheinen größer; die Ingenieure treffen aber alle nur irgend möglichen Vorkehrungen, um den Erfolg zu sichern. Der Konduktor von Kupfer ist stärker als man ihn seither genommen, und besteht aus vier vereinigten Drahtsegmenten; er bekommt vier Ueberzüge von Gatta pertscha und Chatterton's „Compound“; diese werden mit einem Zeug umwunden, über dasselbe kommt eine Lage von getheertem Hanf und nachher erst der eigentliche „Schutz“ von zwölf spiralförmig gewundenen Eisendrähten, die galvanisirt und derart hergerichtet sind, daß sie nicht rosten können; denn auch sie werden noch mit zwei Ueberzügen von getheertem Hanf versehen und endlich mit zwei anderen von einer Patentcomposition, welche ein Herr Latimer Clark erfunden hat. Sie besteht aus Erdpech, schwedischem Theer und gepulvertem Kies; diese Mischung wird heiß aufgetragen, ist sehr biegsam, läßt gar kein Wasser durch und kann von Seethieren nicht beschädigt werden.

Die Schiffe, welche das Tau an Ort und Stelle bringen, werden in der zweiten Hälfte des Juni von Europa abfahren und die Ingenieure ihre Arbeiten in den Monaten November und December vollenden; dann ist die beste Jahreszeit und man hofft binnen drei Wochen Alles hergerichtet zu haben. Die Kosten des unterseeischen Theiles sind auf 2,100,000 Thaler veranschlagt worden.

Wir wollen bemerken, daß man in **Australien** ernsthaft darüber aus ist, einen Anschluß der dortigen Telegraphen an jene von Hinterasien herzustellen. Schwierigkeiten, welche nicht schon anderwärts überwunden wären, sind nicht vorhanden, die Seestrecken, in welchen das Tau gelegt werden muß, alle nur sehr kurz, weil die verschiedenen Inseln nicht weit von einander entfernt sind. Es gehen vielleicht noch einige Jahre hin, ehe dieses Unternehmen in Angriff genommen wird; daß aber **Europa und Australien** durch Telegraphen mit einander in Verbindung kommen, ehe unser Jahrzehnt abläuft, unterliegt keinem Zweifel.

Kleine Nachrichten.

Ein Brief des Reisenden Schubert aus Chartum. Dieser muthige Mann, ein Gärtner, wißbegierig und durchdrungen von Eifer für die Wissenschaft, konnte dem Triebe nicht widerstehen, sich der Heuglin'schen Expedition anzuschließen, und scheute dafür keine Geldopfer. Es ist billig, daß man ihm eben so viel Theilnahme bezeige, als anderen Afrikareisenden. Ein Brief von Schubert an den jüngst verstorbenen Schuldirektor Vogel in Leipzig, welcher in der Deutschen Allgemeinen Zeitung durch Hrn. H. Lange zum Abdruck gelangte, möge hier eine Stelle finden. —

Herr Schubert, aus Neuschönefeld bei Leipzig, schloß sich bekanntermaßen der Expedition unter **Heuglin** an und erreichte am 7. Juli 1862 Chartum. Vom Fieber hart mitgenommen, war er genöthigt, einen Monat dort liegen zu bleiben. Während der Krankheit hatte er sich vorgenommen, sobald als möglich nach Europa zurückzukehren, doch mit der wiederkehrenden Gesundheit erwachte gleichzeitig auch die Lust, weiter zu gehen. Durch den österreichischen Konsul, Herrn Dr. **Natterer**, hörte er von Munzinger's Reise nach El Obed. Herrn **Munzinger** nachzureisen war ihm nicht möglich, auch kehrten die Herren Munzinger und **Kinzelbach**, wie bekannt, am 29. Juli wieder nach Chartum zurück. Herr Schubert war inzwischen mit einem deutschen Kaufmanne, Herrn **Glanschnik**, bekannt geworden, der zwanzig Tagereisen oberhalb des Rahd-Gasal eine Niederlassung besitzt, wo er einen Tauschhandel mit Salz gegen Kupfer treibt. Diesen beschloß er zu begleiten, um dann von El Hofrah, bis wohin er zu kommen gedenkt, nach Wadai vordringen zu können. Doch hören wir selbst, wie er sich zu dieser Reise vorbereitet und was er noch weiter mitzutheilen hat. Herr Schubert schreibt:

Zu dieser Reise verwendete ich mein mir aus Aegypten noch übrig gebliebenes Geld, welches aus 160 Maria-Theresiathalern bestand. Mein Aufenthalt in Alexandrien und Kairo hatte mich viel gekostet, und an eine Entschädigung aus der Expeditionskasse war nicht zu denken; erstens war meine Betheiligung an der Expedition vom Comité nicht angenommen, und zweitens besaß Herr von Heuglin nicht mehr viel, als wir aus Aegypten fortgingen. Ich kaufte mir für 20 Thaler Kupfer, aus dem ich Handringe machen ließ (man braucht diese vom Bache Gasal ab zum Lohn für Träger, da weder Kameele, noch Pferde oder Esel zu haben sind), ferner 1 Centner kleine weiße Glasperlen für 30 Thlr. und ½ Ctr. diverse Sorten für 12 Thlr., desgleichen 30,000 kleine Muscheln für 6 Thlr., Pulver, Blei und Schrot für 13 Thlr., Alaun, Arsenik und Seife zum Präpariren für 8 Thlr., Papier zum Pflanzentrocknen und Einpacken für 5 Thlr., Kochgeschirr und etwas Proviant für 16 Thlr., Geschenke und Kleinigkeiten für die Könige oder Häuptlinge für 26 Thlr. Einem Diener, den ich mir für die Reise annahm, zahlte ich sechs Monate Lohn (9 Thlr.) voraus, und mein Aufenthalt während der vier Monate in Chartum hat mich 14 Thlr. gekostet. Herr von Heuglin und Dr. Steudner lebten hier billiger als ich, sie nahmen die Gastfreundschaft der Europäer in Anspruch und gingen stets hinaus zu Tische; ich konnte dies nicht, da ich der französischen Sprache nicht mächtig war, trennte mich deshalb auch bald nach unserer Ankunft in Chartum von ihnen und zog in ein Haus, welches im Garten der Mission dicht am Flusse steht; dort wohnte auch Herr Glanschnik. Wir machten unsere Küche zusammen, und ich lebte hier besser als im Logis bei Herrn von Heuglin; denn dort hatte man oft viel zu leiden. Eine Doppelflinte und Revolver

hatte ich mir von Europa mitgenommen, eine andere kaufte ich mir noch von Herrn von Heuglin für 25 Fl., welche ich ihm aber noch schulde; desgleichen kaufte ich mir noch einen Elephantenstutzen von Dr. Natterer für 50 Thlr., Letzterm gab ich eine Anweisung nach Leipzig. Einen Sextanten und einen Azimutbatkompaß werde ich in der hiesigen Mission geliehen bekommen, und so trete ich wohlausgerüstet meine Weiterreise an, welche am 3. Nov. erfolgen soll. Es waren bei der Expedition wohl alle diese Effekten; doch waren diese für mich nicht zugänglich. Lobend erwähne ich noch hier der Mission, welche mir viele Sachen für ganz geringe Preise verkaufte und sehr freundschaftlich gegen mich war.

Ein hier angekommener Kaufmann, welcher von Bornu, Wadai und Darfur kam, erzählte mir, daß Abd-el-Wahed (Dr. Vogel) in Wara gewesen ist, von dem dasigen Sultan gut aufgenommen worden, mit dessen Vezier aber in Streit gerathen sei, welcher sein Pferd, einen Schimmel, hätte haben wollen. Dr. Vogel habe diesen aber nicht verschenken wollen; bei einem Ausgange des Dr. Vogel nach den in der Nähe von Wara gelegenen Hügeln, welche er erstiegen, sei er auf Befehl des Veziers von den dort wohnenden Negern ermordet worden. Der Sultan sei darüber sehr böse gewesen und habe Gericht gehalten; auch wäre sein Reisesack, mehrere Instrumente und etwas Geld noch in seinen Händen. Der Aussage dieses Mannes möchte ich Glauben schenken, es trafen seine angegebenen Entfernungen genau zu: er hatte den Süden ganz durchreis't und sagte mir, er habe auch Abd-el-Kerim gekannt; wer dies ist, weiß ich nicht, wahrscheinlich Dr. Barth. Herr Heuglin geht mit dem jetzt nach Chartum gekommenen Musa-Pascha, dessen guter Freund er ist, auf einen Kriegszug nach dem obern Sennaar und der abyssinischen Grenze. Dr. Steudner erwartet noch Gelder von Europa; er will von Dongola durch die Große Wüste nach Wadai gehen. Herr Munzinger ging nach Keren zurück, Herr Hansal ist gegenwärtig als Kaufmann hier, und wir Beide pflegten und wachten abwechselnd bei dem zum Tode darniederliegenden Dr. Natterer; er hatte Fieber und Dysenterie, ist aber seit vier Tagen auf dem Wege der Besserung. So wird die wohlausgerüstete deutsche Expedition, die viel ausrichten konnte, nach allen Enden zerstreut. Ich werde, wie ich Ihnen, lieber Herr Doktor, bei meinem Abschiede sagte, so lange mein Ziel verfolgen, als ich kann; wenn der Himmel nur immer Gesundheit giebt, so hoffe ich es auch zu erreichen. Auch glaube ich noch gute Ausbeute machen zu können nach den Aussagen der Leute, welche schon oben waren und mir auch einen Stamm der Njam-Njam als Menschenfresser bezeichneten. Wenn ich wieder nach Europa zurückkehren will, wo werde ich wohl mein Reisegeld hernehmen? Glauben Sie nicht, Herr Doktor, daß mir das Comité in Gotha dies schicken wird, oder soll auch ich das büßen, was der Chef verschuldet, und mich nach der Heimat durchbetteln?

Aus der Kapkolonie. In einigen Gegenden haben die Ansiedler beschlossen, Kameele einzuführen, von denen sie mehr Nutzen erwarten als von den Ochsen, welche seither ausschließlich als Transportthiere benutzt wurden. In der That eignet sich auch das Schiff der Wüste vortrefflich für die trockenen, sandigen Gegenden, und es ist nur zu verwundern, daß man so lange gezögert hat, sich desselben zu bedienen.

In den westlichen Theilen des Kaplandes hat im verflossenen Jahre die große Dürre arge Verheerungen angerichtet; Schafe und Rindvieh starben täglich zu Hunderten, ja zu Tausenden hinweg, die Landleute verarmten, und zur Hungersnoth kamen dann noch die Blattern.

Port Elizabeth, eine neue Stadt, gedeiht gut; die Bürger haben schon den Grundstein zu einem Museum gelegt; sie wollen eine Bildungsanstalt haben. Dieser Hafen scheint viel Anziehungskraft für die Juden zu haben, sie kamen in Menge dorthin und bauen jetzt eine Synagoge.

Während eine Auswanderung vom Kap nach Neuseeland begonnen hat, kommt eben jetzt eine zweite in Gang: in der östlichen Provinz nämlich schicken sich viele Leute an, nach Madagaskar überzusiedeln, das ja den Weißen jetzt eröffnet ist. Sie werden aber Mühe haben, dort ein gesundes Klima zu finden. Inzwischen will man eine regelmäßige Fahrt von Dampfern zwischen Port Natal und Mauritius in Gang bringen; sie sollen Madagaskar berühren.

Vor einiger Zeit berichteten wir, daß die Griquas unter Anführung ihres Häuptlings Adam Kock sich im Romans-Lande niederlassen wollen. Damit waren die Besitzer desselben, Kaffernstämme, nicht einverstanden. Sie steckten das ganze Land in Brand, als die Griquas sich nahten; auf ungeheuren Strecken war Alles ein gewaltiges Flammenmeer.

Aus Westindien. Da man sich auf die Arbeit der freien Neger auf Jamaica gar nicht verlassen kann, so will man dort die Verträge mit den Kulis (Chinesen) verlängern und künftig nicht mehr auf drei, sondern auf fünf Jahre abschließen.

Die Regierung der Yankee-Union, welche ihre angebliche Negerfreundlichkeit dadurch bethätigen will, daß sie die Schwarzen aus dem Lande schaffen möchte, hat der britischen Regierung den Vorschlag gethan, solche Neger nach Westindien zu schaffen; die letztere hat sich indeß noch nicht darauf eingelassen, während die Pflanzer auf Jamaica eine solche Einwanderung wünschen, aber von solchen Negern, die aus den Sklavenstaaten kommen, weil diese sich auf den Feldbau verstehen und an Arbeit gewöhnt sind.

Neger aus den Nordstaaten sind nirgends willkommen; auch in Liberia bestätigt sich, daß dort die am wenigsten trägen Leute, machmal sogar nicht unfleißige, aus den Sklavenstaaten stammen.

Jamaica erhielt 1861 an Einwanderern 3162, wovon nur 513 weiblichen Geschlechts.

Auf Santa Lucia muß man die Polizeimannschaft vermehren, weil die englische Regierung keine Garnison auf der Insel hält. Aber im gesetzgebenden Rath wurde hervorgehoben, „daß es in der Kolonie an Leuten fehle, aus welchen man eine zuverlässige Polizeimannschaft bilden könne, eine solche nämlich, welche im Falle der Noth Leben und Eigenthum schützen könne.“ Man will die Regierung um Truppen bitten; die Neger verwildern nämlich immer mehr.

Wir haben neulich den Negeraufstand auf St. Vincent geschildert; jetzt sind mehr als 300 von den Ruhestörern vor Gericht gestellt worden.

Auf der Insel Grenada ist vor etwa sechs Jahren die Kultur der Kakaobohne eingeführt worden und liefert gute Ergebnisse.

Aus Südamerika. Die Regierung von Chile läßt gegenwärtig durch Sachverständige den Hauptstrom im südlichen Theile des Landes, nämlich den Bio-bio, und dessen Zuflüsse Besgaro und Renarco untersuchen; sie sollen der Schifffahrt eröffnet, die Uferlandschaften sollen dem Ackerbau übergeben werden.

Die Südeisenbahn wird von Santiago bis San Fernando, also auf einer Strecke von etwa 120 Miles, befahren.

In Peru führt man jetzt Arbeiter von den Südseeinseln ein. Die Regierung hatte zu diesem Zweck eine Gesellschaft privilegirt. Nun haben aber Frankreich und der König von Hawaii dagegen protestirt, während die peruanische Regierung sich auf den Wortlaut der Staatsverfassung beruft und freie Einwanderer nicht zurückweisen will.

Ein Vetter der Seeschlange. Die letztere taucht alle Jahr ein paar Mal aus den Tiefen des Oceans empor, bald hier bald dort, sie wird aber niemals eingefangen, obwohl sie durch Hunderte von Zeitungen schwimmt. Ist ein großes, mehr oder weniger schlangenartiges Seethier vorhanden oder nicht? Die Frage wurde fast lächerlich, seitdem so viele geradezu fabelhafte Berichte zum Vorschein kamen. Es giebt aber doch auch ernste Naturforscher, welche die Möglichkeit nicht rundweg ableugnen. Wir haben, sagen sie, so manche wunderbare Entdeckungen erlebt, daß eine Prüfung sich wohl verlohnt. Die gigantischen Ungeheuer der Vorwelt können ja sehr wohl einige Nachzügler im Ocean zurückgelassen haben.

Nun enthält ein ernsthaftes Blatt, das „Journal du Havre“, Angaben, welche allerdings Aufmerksamkeit zu verdienen scheinen. Die Zeitung „Phare de la Loire“ meldete jüngst, daß man auf einer Insel in den Mündungen des Amazonenstroms den Leichnam eines sonderbaren beschuppten Thieres gefunden habe. Dasselbe war 35 Meter, also etwa 110 Fuß, lang, hatte einen 4 bis 5 Meter langen Kopf, der an jenen eines Kayman erinnerte (wir können also sagen, einen Krokodilskopf), und statt der Vorderpfoten Schwimmflossen. Es mußte schon seit einigen Tagen todt sein, denn die Haifische hatten an dem bereits in Fäulniß übergehenden Fleische gefressen. Ein Stück vom Rückenwirbel ist nach Nantes gebracht worden, und ist so groß, daß man sich desselben bedienen kann, als hätte man einen Stuhl.

Diese Entdeckung wurde im September 1862 gemacht. Nun trifft es sich, daß ein anderer Bericht, der aber aus ganz anderer Quelle kommt, die vorstehenden Angaben ergänzen kann. Wir erfahren durch denselben, wie es kam, daß jenes Thier in der Salinas-Bay an den Strand trieb.

Kapitän Tombarel nämlich, vom Schiffe Commerce de Paris, besuchte in den letzten Tagen des Septembermonats in Rio des Janeiro den Kommandeur der brasilischen Fregatte Constitution. Bei diesem Manne, Secondino de Gomenso, traf er zusammen mit dem Kommandanten Barros, welcher die Kanonierschaluppe Belmonte befehligt. Diese Seeleute sprachen

über allerlei, was ihnen während ihrer letzten Fahrten begegnet sei. Barros war eben aus dem Amazonenstrome zurückgekommen und erzählte einen eigenthümlichen Vorfall. Er befand sich in der Deltamündung des Riesenstromes zwischen den Inseln und hatte mit einigen andern Officieren ein Boot bestiegen, um am Lande zu jagen. Während der Fahrt bemerkten sie, daß ein eigenthümlicher Gegenstand, unweit vom Land, aus der Flut hervortauchte. Von weitem gesehen, glich derselbe dem Gallion eines Schiffes. Barros ließ stärker rudern, kam näher und bald überzeugten sich die Brasilianer, daß jener Gegenstand der kolossale Kopf eines großen Thieres sei. Sie jagten demselben vermittelst einer Miniebüchse eine Kugel in den Kopf, der sofort unter dem Wasser verschwand. Das Meer gerieth an jener Stelle in heftige Bewegung.

Man nimmt nun an, daß zwischen dem Berichte Tombarel's und der Erzählung des Kommandeurs Barros ein Zusammenhang vorhanden sei. Der Zeitpunkt trifft zu; denn Tombarel kam ein paar Tage später an die Salinas-Bay als Barros, dessen Offiziere jenen kolossalen Kopf mit einer Kugel begrüßt hatten. — Auffallend bleibt nur, daß der französische Kapitän weiter nichts als ein Stück Rückenwirbel von einem mehr als 50 Ellen langen Seeungeheuer mitgebracht hat. Die große Bedeutung eines solchen Thieres mußte doch ein Schiffskapitän wohl kennen; ebenso konnte er wissen, daß ihm die Knochen in Europa einen hohen Geldpreis eingebracht hätten. Man sieht, auch bei dieser „Seeschlange" ist Manches wieder unklar. Es fragt sich nun, was die Naturforscher zu dem Stück Wirbelbein sagen, dessen man sich als Stuhl bedienen kann.

Die Insel Wangeroogе vor der Küste von Oldenburg, einst ein berühmtes Seebad, wird bald von der Erde verschwunden sein. Die Sturmfluten reißen alljährlich mehr Land fort, und jene, welche in der Nacht vom 18. auf den 19. December 1862 wütheten, haben wieder großen Schaden gethan. Die Insel war in Gefahr, von der Springflut völlig verschlungen zu werden. Kein früherer Orkan, und es sind deren so viele über das unglückliche Eiland hinweggegangen, war so entsetzlich wie dieser. Unter den Bewohnern, welche sich auch nach den früheren Unfällen nicht hatten entschließen können, ihre Heimat zu verlassen, herrschte entsetzliche Verzweiflung. Augenzeugen berichten, daß die Meereswogen in wildem, heulendem Gedränge über die ganze Insel hinwegfluteten; von den wenigen Häusern, welche bis jetzt noch verschont geblieben waren, verschwanden sechs, auch jenes, in welchem Gottesdienst gehalten wurde, rasch in den Wellen. Durch die Mitte des Landes, welches von älteren Sturmfluten noch nicht weggeschwemmt worden war, ras'te jetzt das Meer, indem es sich einen Weg hindurchbahnte und eine tiefe Furche in den Boden riß. Nun hat das wilde Element künftig noch mehr Zugang, und Wangerooge ist ohne Rettung dem völligen Untergange geweiht. Die Stadt Bremen hat bis jetzt auf dieser oldenburgischen Insel einen Leuchtthurm unterhalten und demselben so viele Festigkeit gegeben, als irgend möglich war. Er ist stehen geblieben und das Werk hat also den Meister gelobt.

Ein Orkan auf den Seychellen. Als wir jüngst vom Salomons-Baum und dessen Doppelnuß sprachen, gaben wir eine Schilderung dieser Inseln und bemerkten, daß dieselben außerhalb der Region der Meeresorkane lägen. Diese Thatsache ist im Allgemeinen auch ganz richtig, und die Bewohner bauen deshalb in dem ohnehin warmen Klima ihre Wohnungen nur sehr leicht auf. Aber in den Naturerscheinungen kommen auch Ausnahmen vor, und zu diesen gehört ein entsetzlicher Orkan, welcher am 11. Oktober 1862 über die Seychellen hereinbrach. Er kam mit furchtbaren Regengüssen, welche auf Mahe, der Hauptinsel, große Massen von einem Berg ablös'ten und dem Flusse, welcher durch Port Victoria strömt, einen andern Lauf gaben. Dadurch wurden viele Häuser hinweggerissen, andere stürzten ein, und nicht weniger als 67 Menschen fielen dem Orkan zum Opfer. Die Noth war groß, zum Glück aber der englische Kriegsdampfer Orestes an Ort und Stelle. Der Kapitän ließ Nahrungsmittel an's Land schaffen und durch seine Mannschaft den Schutt aus den Straßen hinwegräumen.

Haifische als Wetterpropheten. Seit zwei Jahren haben sich an den irischen und britischen Küsten und selbst im Kanale nicht selten Haifische blicken lassen, sehr gefährliche und unwillkommene Gäste, welche früher nur selten beobachtet wurden. Einige Naturforscher verkündeten deshalb für das westliche Europa milde Winter, und sie haben sich nicht geirrt. Die Haifische kommen nämlich von Westen her im Wasser des Golfstromes, das ja bekanntlich viel wärmer ist als jenes des Oceans, in welchem der Golfstrom gleichsam einen besondern Fluß bildet. Ihm verdankt unser nordwestliches Europa sein gelindes Klima. Aber da der Golfstrom und dessen Temperatur sich gleich bleiben, so fragt es sich denn doch, ob die Haifische mit den milderen Wintern etwas zu schaffen haben; Dove in Berlin wird wohl eine rationellere Erklärung geben.

Die Sulinamündung. Nach den amtlichen Mittheilungen der „Europäischen Donauschifffahrts-Commission" sind durch die Sulina-Mündungen aus verschiedenen Häfen der untern Donau in das schwarze Meer eingelaufen:

		Segelschiffe		Tonnen		Dampfschiffe		Tonnen
	1857	1597	von	288,503	und	141	von	47,377,
dagegen	1860	3288	„	564.336	„	203	„	72,420.

Im Jahre 1861 hat zwar bei den Segelschiffen eine Abnahme stattgefunden, während bei den Dampfschiffen im Tonnengehalt eine Zunahme sich gezeigt hat; immerhin ist aber die Vermehrung des Schifffahrtsverkehrs auf der untern Donau seit den letzten Jahren eine sehr bedeutende und stetig zunehmende. Die österreichische Flagge hat an diesem Verkehr einen ansehnlichen Antheil, da der Tonnengehalt der österreichischen Segel- und Dampfschiffe beinahe den fünften Theil des Tonnenhaltes sämmtlicher Fahrzeuge ausmachte. Ueberholt wurde dieselbe nur von der griechischen Flagge, auf die 30 Procent des Tonnengehaltes kamen, während die türkische und englische 13 Procent, die sardinische 10 Procent und alle übrigen zusammen nur 14 Procent in Anspruch nehmen.

Die Bleigruben Großbritanniens haben im Jahre 1861 eine Ausbeute von 65,634 Tonnen ergeben; Geldwerth 1,445,255 Pfd. St. England hat 224 Bleigruben, Wales 147, die Insel Man 5, Schottland und Irland haben je 7, zusammen 390 Gruben.

Mineralschätze in Canada. Zu dem Erdöl sind in der jüngsten Zeit neue Funde gekommen; nämlich bei Sussex Steinkohlen; bei Alma im County Albert eine Kupfergrube; bei Lower Prince William, im County York, eine Antimonium-Grube, die erste in Amerika, wo man seither kein Spießglanz gefunden hatte; endlich bei Saint Irenée, unweit der Malbay am Nordufer des St. Lorenz, County Charlevoix, Kupfer und Eisen. Die drei erstgenannten Oertlichkeiten liegen in Obercanada.

Eisenbahn zwischen Smyrna und Ephesus. Sie ist im verflossenen Spätjahre, 15. September, eröffnet, und wenn heute Paulus einen Brief an die Epheser schreiben wollte, so könnte er ihn durch den Telegraphen befördern lassen, denn ein solcher läuft neben der Eisenbahn her. Die Einweihung geschah durch einen Derwisch, der arabische Gebete sprach. Dann wurde auf den Ruinen des berühmten Tempels der Diana ein Gastmahl gehalten, und Araber, Türken und Europäer zechten in Eintracht und Heiterkeit.

Die Stadt Chicago in Illinois, einer der wichtigsten Ge-Getreidehäfen Nordamerikas, hatte im December 1862 eine Bevölkerung von 137,030 Seelen. Während der letztverflossenen zwei Jahre betrug der Zuwachs 27,768 Köpfe.

Anwachs der Volksmenge in Australien. Die nachstehenden Ziffern thun dar, in welcher Weise die Bevölkerung von Neusüdwales zugenommen hat. Sie betrug 1836: 77,096 Seelen; 1841: 114,765; 1846: 154,534; 1851: 186,243; 1856: 266,189; 1861: 349,060 Seelen. Nächst der Hauptstadt Sydney zählten die meisten Bewohner die Städte Maitland 6096, und Paramatta 5129 Seelen.

Volksmenge auf Neuseeland. Nach der Zählung von 1861 betrug die europäische Bevölkerung der beiden großen Inseln 102,014 Seelen, und mit Hinzurechnung der englischen Soldaten 109,308 Köpfe. Dazu kommen noch die Insel Stewart mit 53 und die Insel Chatham mit 46 Seelen. Die Hauptstadt der Gruppe Auckland hatte 7989; Dunedin, der jetzt so oft genannte Hafenplatz in der goldreichen Provinz Otago, schon 6523 Seelen. Einen Bericht über die Anzahl der Eingeborenen, der Maoris, finden wir nicht; es unterliegt aber keinem Zweifel, daß ihre Zahl schon jetzt weit geringer ist als jene der weißen Ansiedler.

Herausgegeben von Karl Andree in Leipzig. — Für die Redaktion verantwortlich: Herrmann J. Meyer in Hildburghausen. — Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen. — Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Nach Barcelona, der Hauptstadt Cataloniens.

Das Reisen in Spanien. — Von Perpignan über den Col de Pertus. — Nach Junquera und Gerona. — Die spanischen Nachtwächter. — Schlechte Wege. — Norias zur Bewässerung der Felder. — Ein Dorfpfarrer. — Auf der Eisenbahn von Tordera nach Barcelona. — Bedeutung der Hauptstadt Cataloniens. — Kunstwerke. — Die Straßen. — Der Dom. — Zur Charakteristik der Bettler. — Die Todtenstadt von Barcelona und die Grabstätten. — Maurer als Leichenbestatter. — Die Richtstätte. — Eine Hinrichtung vermittelst der Garrote. — Bänkelsängerlied auf einen Mörder. — Tanz im Freien. — Die Rambla. — Das Gebäude der Inquisition. —

In unseren Tagen ist eine Reise nach Spanien und im Lande selbst mit geringen Schwierigkeiten verbunden. In allen Häfen der pyrenäischen Halbinsel legen Dampfer an, durch die Pyrenäen führen wohlangelegte und gut erhaltene Fahrstraßen, und schon nach Verlauf weniger Jahre wird Spanien von einem Eisenbahnnetze überspannt sein. Die Zeit ist nicht fern, da man von Dresden nach Madrid in drei oder vier Tagen gelangen kann.



Eisenbahn bei Barcelona.

Alle Länder Europas, vom Nordkap bis zur Straße von Messina, werden von Touristen durchzogen; mehr oder weniger verschont blieben bis jetzt nur die sarmatische Ebene, welche allerdings wenig Anziehendes bietet, und die europäischen Provinzen der Türkei. Die iberische Halbinsel ist bereits an die Reihe gekommen, und die Zahl der fremden Reisenden vermehrt sich mit jedem Jahr. Und es verlohnt sich, namentlich für den Nordeuropäer, in der That, „das schöne Land des Weins und der Gesänge", den klassischen Boden des Fandango, des Bolero und der Castagnetten zu besuchen. Dort ist Vieles neu und auffallend; in Spanien, dem „gemilderten Afrika", treten uns manche Eigenthümlichkeiten entgegen, und das Volk ist noch nicht so abgeschliffen und flach gemacht, wie in den meisten übrigen Gegenden unseres Erdtheils. Die Reise dorthin ist dankbar in vieler Beziehung, mit Interesse betrachtet man den stämmigen aragonischen Bauer, den kräftigen Catalonier, den gebräunten, nur spärlich bekleideten Valencianer, den Andalusier mit den feurigen Augen und den Castilianer, der auch dann noch eine stolze Haltung bewahrt, wenn er in das allerdürftigste Gewand gekleidet ist.

Bis an den nördlichen Fuß der Pyrenäen, bis Perpignan, führt die Eisenbahn. Diese Stadt ist schon halb catalonisch und die Ortsmundart gleichfalls; ohnehin gehört das Roussillon erst seit 1612 zu Frankreich; bis dahin war diese Landschaft eine spanische Provinz.

In Perpignan besteigt man den Postwagen, der aber noch gar nichts Spanisches an sich trägt; er hat völlig die mitteleuropäische Prosa, wird von einem bürgerlich gekleideten Schirrmeister geführt und von sechs Pferden gezogen. Also noch kein Mayoral in andalusischer Tracht, kein Zagal, kein Dutzendgespann von Maulthieren mit glänzenden Aparejos. Aber zu beiden Seiten der Straße stehen Aloëpflanzen, vor deren Spitzen man sich wohl hüten

muß, und bald erblickt man den schneebedeckten Gipfel des Canigou, welcher die übrigen weiß und rosenroth gefärbten Berge überragt.

Bald hat man die Ebene hinter sich, kommt durch das kleine Dorf Boulou und über den Col de Pertus, einen steilen Gebirgspaß, auf welchem viele Korkeichen stehen. Dieser Col bildet seit den ältesten Zeiten den natürlichen Uebergang in den östlichen Pyrenäen; Pompejus und Cäsar haben ihn überschritten, die Gothen sind über ihn nach zum großen Verdrusse der Madrider Regierung, welche gern alle in derselben gedruckten Bücher vertilgen möchte. Dieser Dialekt ähnelt dem Limousinischen des Mittelalters, und noch heute wird in ihm gedichtet. Unter allen Bewohnern der pyrenäischen Halbinsel sind die Catalonier bei weitem die betriebsamsten, und das Sprichwort sagt, daß sie aus den Steinen Brot herausholen können:

Dicen que los Catalanes
De las piedras secan panes.



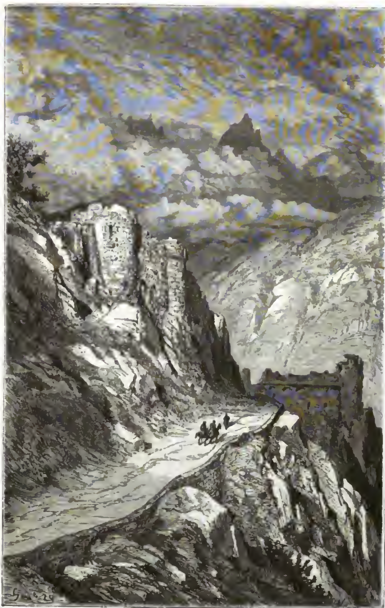
Der Col de Pertus.

Spanien, die Araber von dort nach Frankreich gezogen. Ludwig der Vierzehnte ließ in demselben die Burg Bellegarde bauen, welche den Paß beherrscht.

Die erste Ortschaft auf spanischem Boden ist Junquera; dort muß man den Paß visiren und das Gepäck von den Carabineros, so heißen die Zollbeamten, untersuchen lassen. Dann kann man sich auf „catalonischem Boden" frei bewegen. Die Catalonier wollen keine Spanier sein und sind es auch nicht; sie reden ihre eigene Mundart,

Hinter Junquera ist das Land ein Wald von Oelbäumen, bis in die Gegend von Figueras, das etwa viertehalb deutsche Meilen nach Süden hin liegt. Diese Stadt gilt für eine der stärksten Festungen des Landes, für den „Schlüssel von Spanien", ist aber trotzdem mehrfach genommen worden. Dort bekommt man bereits einen Vorgeschmack von spanischer Küche im Posthause, Parador de las Diligencias. Gut ist sie nicht. Spanien hat manche große Männer hervorgebracht, aber keinen einzigen berühmten Koch.

Die nächste Stadt ist Gerona, gleichfalls Festung und schon oftmals belagert. Man hat in Betreff beider Plätze die Bemerkung geäußert, daß sie für Spanien eigentlich von keinem Nutzen seien und ihm nur im Frieden gehören, denn in den Kriegen mit Frankreich sind sie fast immer von dieser letztern Macht eingenommen worden. Gerona bietet übrigens manche Merkwürdigkeiten dar, zum Beispiel in den engen und krummen Gassen allerlei wunderliches Schnitzwerk an den Häusern. Der Dom liegt auf einer Anhöhe, und an der Puerta de los Apostoles stehen die zwölf Sendboten, nicht als steinerne Figuren, sondern sie sind aus Terracotta verfertigt und zwar Anno 1458.



Auf dem Col de Pertus.

Die Post kommt zu Gerona in der Nacht an, und der Reisende vernimmt hier zum ersten Male den melancholischen Ruf oder Gesang der Serenos, gut deutsch ausgedrückt Nachtwächter. Da schreiten sie einher, diese würdigen Männer, angethan mit einem steingrauen Mantel, mit Pike, Laterne und Säbel, wachen, daß kein Schaden geschicht, loben Gott den Herrn und rufen die Stunden ab. Freilich Rattern, die noch jetzt in manchen kleinen Städten Deutschlands schnarren, haben sie nicht, doch ihr Ruf und Gesang erinnern an jenen unserer biederen Nachtwächter. Aber der spanische Name Sereno klingt hübscher, und auf der andern Seite der Pyrenäen sind ja die Nächte zumeist heiter; also mag der Ausdruck passen. Der Gesang beginnt gewöhnlich mit: Alabado sea Dios, Gelobt sei Gott; daß aber auch die heilige Jungfrau nicht vergessen wird, versteht sich von selbst. In Andalusien hat sie sogar den Vorrang.

Der Nachtwächterordnung gemäß versammeln sich die Serenos, ehe sie ihre Rundgänge antreten, vor dem Rathhause, dem Ayuntamiento, und von dort aus geht jeder in sein Stadtviertel. Der Sereno ist ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft: er sieht, gerade wie bei uns, genau zu, ob die Thüren wohl verschlossen sind; in dringenden Fällen läßt er sich herbei, die Comadre, zu

deutsch die Hebamme, oder den Arzt, oder den Geistlichen zu holen; auch wird behauptet, daß er für Geld und gute Worte den Vermittler zwischen liebenden Seelen abgebe. Daß er Fremde, welche sich in den Straßen verirrt haben, zurechtweis't, gehört eigentlich mit zu seinen Obliegenheiten.

Doch der Postwagen ist angeschirrt, wir müssen einsteigen. Wir haben Plätze für die Imperiale belegt. Aber Himmel! dort oben sitzen catalonische Bauersleute, und zwar nicht weniger als sieben Mann auf den vier Sitzen, bärtige, verwegene Kerle, die sich aber doch am Ende herbeilassen, herabzusteigen und im Wagen selber Platz zu nehmen, unter und zwischen einem Dutzend mächtig großer Thunfische, die aus der kleinen Hafenstadt Palamos gebracht worden waren. Ueberhaupt merkten wir, daß wir uns auf spanischem Boden befanden, denn die Landstraße war abscheulich und das Rütteln entsetzlich. Wir erbarmten uns der Bauern und reichten ihnen ein Wachslicht in den Wagen hinab. Da zog der eine flugs sein Messer, rannte dasselbe in einen Thunfisch hinein, steckte die Kerze in das Loch, und so konnten die Leute doch sehen, wo sie waren.

Weiterhin wurde der Weg noch schlechter und die Stöße kamen immer derber. Da hielt plötzlich der Wagen an. Was war das? Weiter nichts, als daß ein Bach eben so stark angeschwollen war, daß ein Durchfahren nicht räthlich erschien, und da man nie daran gedacht hatte, eine Brücke zu bauen, so mußte eben still gehalten werden, bis sich das Wasser etwas verlaufen hatte. Dadurch gewannen wir Reisenden Muße, uns die Gegend zu betrachten; ohnehin war es nun Tag geworden. Die Felder prangten in üppigem Grün, Dank den Norias, vermittelst deren man das Land bewässert. Sie sind besonders häufig in Catalonien und Valencia; Spanien verdankt die „Anaura", woraus Noria geworden ist, den Arabern. Unser Bild zeigt, wie eine solche sehr primitive Vorkehrung beschaffen ist.

In einem benachbarten Dorfe machten wir Bekanntschaft mit dem Pfarrer, einem wohlgenährten Manne, dem



Auf dem Col de Pertus. Korkeiche.

offenbar eine behagliche Weltverdauung nicht fehlte. Er hatte eben Gottesdienst gehalten, — wir hatten Sonntag, — war im Gespräch mit mehreren Leuten aus der Gemeinde und rauchte gemüthlich seine Purocigarre. Niemand nimmt Anstoß daran, daß ein Geistlicher auf der Straße Tabak raucht; es ist eben Landessitte, und er steckt sich ganz unbefangen seine Cigarrette bei der Kirchenlampe an. In den spanischen Kolonien, namentlich in den südamerikanischen Republiken, ist es ebenso.



Nachtwächter in Catalonien.

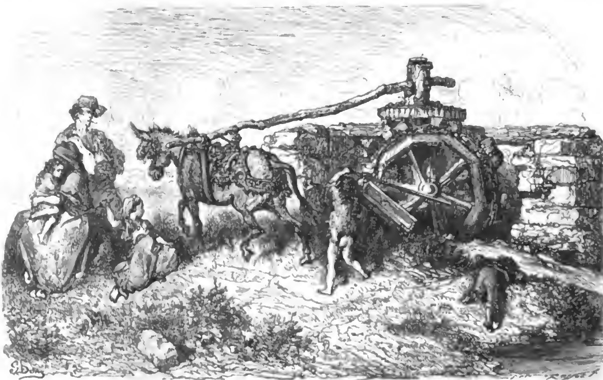
Nach Verlauf von etlichen Stunden war das Wasser nur noch etwa anderthalb Ellen hoch, und die Durchfahrt konnte gewagt werden. Freilich wurden die Bauern und die Thunfische dabei naß, aber zum Glücke war Tordera nahe, und bis dahin die Eisenbahn, welche Barcelona und Perpignan verbinden wird, schon vollendet. Also wurde der Post mit leichtem Herzen Lebewohl gesagt.

Der Frühzug stand bereit; viele Landleute hatten sich mit Früchten und Gemüsen eingefunden und wollten sie nach Barcelona auf den Markt bringen. Nach und nach füllten sich die Wägen, aber der Zug ging nicht ab, wiewohl die anberaumte Zeit längst vorüber war. Die Reisenden hatten Gelegenheit vollauf, die Insassen der dritten Klasse zu betrachten. Der Anblick war bunt und malerisch. Da saßen catalonische Bauern, bekleidet mit Hosen von Sammtmanchester, gestreiftem Gürtel und kurzer Jacke, zwischen Bergen von Melonen und anderen Früchten. Einige hatten sich in ihren Mantel gehüllt und schliefen, andere schmauchten ihre Papiercigarre; das Ganze bot ein frappantes Gemälde dar.

Die Bahn nach Barcelona läuft fast immer am Meere hin und die Landschaft erinnert an jene zwischen Neapel und Castellamare. Zur Linken liegt das blaue Meer, zahlreiche Fischerbarken mit schimmernden Segeln wiegen sich, Möven vergleichbar, auf der blinkenden Flut; zur Rechten weidet sich das Auge an dem dunkeln Grün der Johannisbrot- und Orangenbäume, und auch an Abwechselung fehlt

es nicht. Denn zwischen Tordera und Barcelona liegen nicht weniger als fünfzehn Dörfer und einige Städte, zum Beispiel das gewerbreiche Matara, aus dessen Feueressen Rauchmassen emporwirbelten. Die Straße hat zu beiden Seiten eine Einfassung von Cactus und die Bahn folgt den Windungen des Ufers; sie liegt fast in gleichem Spiegel mit dem Meere, und wenn dieses hoch geht, dann sieht es so aus, als ob die Schienen vom Wasser überflutet wären und die Wägen im Oceane dahin rollten.

Endlich sind wir in Barcelona. Der unsterbliche Dichter des Don Quixote bezeichnete diese Stadt als einen Ursitz feiner Sitte, ein Asyl der Fremden, als Spital der Armen, Heimat tapferer Männer, Zuflucht der Gekränkten, als einen Ort, der einzig dastehe durch Lage und Schönheit. Und in der That ist Barcelona eine merkwürdige und sehenswerthe Stadt. Sie liegt am Fuße des Mont Juich (Judenberges), der die Citadelle bildet und hoch über alle Kirchthürme emporragt.



Eine Noria.

Die Bedeutung Barcelonas ist in der neuern Zeit wieder gewachsen. Im Mittelalter war es eine der bedeutendsten Städte Europas und wetteiferte als Handelsplatz mit Venedig und Genua, und auch die Kunst ging nicht leer aus. Denn die Bildhauer von Barcelona waren im fünfzehnten Jahrhundert berühmt, und noch jetzt sind von ihnen manche schöne Arbeiten in Stein, Erz und Eisen vorhanden, und namentlich die letzteren sind bemerkenswerth. Sie rühren her von den Rejeros, einer Zunft von Künstlern, welche hauptsächlich eiserne Gitter für Kirchen und Klöster lieferten; die Arbeit an denselben ist manchmal so schmuck und fein, daß man glauben könnte, sie sei von Goldschmieden verfertigt worden.

Gegenwärtig zählt die Stadt mehr als 120,000 Einwohner und ist zugleich der wichtigste Handelshafen und die bedeutendste Fabrikstadt des Königreichs. Statt der Galeeren, welche Sancho Pansa für Ungeheuer hielt, liegen nun Dampfer auf dem Wasser; der biedere Knappe würde diese Rauchschiffe für Werke des Zauberers Merlin halten. Die rührige Thätigkeit erinnert an jene von Marseille; man sieht auf den ersten Blick, daß man sich in einer Weltstadt befindet, in welcher Menschen aus allen Erdtheilen zusammenströmen. Aber manche Stadttheile haben doch ein eigenthümliches Gepräge sich bewahrt, und zu diesen gehört die Calle de la Plateria, die Goldschmiedestraße. Eine solche findet man fast in allen Städten Spaniens, und es verlohnt sich schon der Mühe, einen Blick in die Läden zu werfen. Man trifft in denselben mancherlei Gold- und Silberschmuck, oft sehr plump und schwer, denn das entspricht der Liebhaberei namentlich des Landvolkes; die Formen sind zumeist ganz eigenthümlich, man möchte sagen halbbarbarisch, aber für uns Leute aus den großen Städten Nordeuropas haben sie etwas Originales, z. B. die mächtig großen Ohrringe. Diese sind manchmal so schwer, daß der Ohrlappen allein sie nicht tragen kann; deshalb muß als Nebenträger eine Kordel über dem Ohre befestigt werden. Die Ringe haben gewöhnlich rothe oder grüne Steine; Statuetten der Madonna von Montserrat, welche bei den Cataloniern in hohem Ansehen steht, sieht man zu Hunderten und Tausenden.

Die Kirchen Barcelonas reichen zum Theil in das früheste Mittelalter hinein; manche haben einen, man könnte sagen zierlichen Styl, und unterscheiden sich in vielen Dingen wesentlich von unseren nordischen Kirchen. Auffallend erscheint für uns die gemischte Anwendung von Erz und Stein, welche nicht selten ungemein glückliche Wirkungen hervorbringt, z. B. an einer großen Engelsgestalt aus dem fünfzehnten Jahrhundert; das Standbild ist von Stein, die Flügel sind von Bronce. Die Domkirche, von den Cataloniern Se-u genannt, hat keine Facade, aber das Innere ist wunderschön. Das hohe Gewölbe wird von schlanken Pfeilern getragen und die gemalten Glasfenster geben ein,

man möchte sagen, geheimnißvolles Licht, und unter dem Chor brennen in eine Krypte viele Kerzen zu Ehren der Schutzheiligen.

Esta es la Eulalia, la de Barcelona,
De la rica ciudad la rica joya.

Diese heilige Eulalia gilt also für ein reiches Juwel der reichen Stadt. Wir müssen hervorheben, daß die Orgelpfeifen im Dome von Barcelona nicht, wie in unseren Kirchen, senkrecht stehen, sondern wagerecht liegen; so sehen sie aus wie übereinander gestapelte Kanonen- und Flintenläufe. An dem Untersatze, welcher die Orgel trägt, fanden wir einen ungeheuern Saracenenkopf mit einem gewaltigen rothen Barte. Derartige Mohrenköpfe sind, beiläufig bemerkt, in den spanischen Kirchen überhaupt keine Seltenheit.



Durch einen Gießbach.

In dem zur Domkirche gehörenden Kloster sind mehrere Kapellen mit wunderschönen Rejas, das heißt den oben erwähnten Eisengittern. Im Klosterhofe beschatten hundertjährige Orangenbäume einen herrlich gearbeiteten Springbrunnen aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Er wird als Fuente de los Ocas, Gänsefontaine, bezeichnet, weil das Wasser aus dem Schnabel von ehernen Gänsen hervorspringt. Wir sahen uns völlig in's Mittelalter versetzt, und obendrein war der Mirakelhof mit Bettlern, Landstreichern und Lumpengesindel angefüllt, malerischem Volke, desgleichen wir im übrigen Europa längst nicht mehr sehen.



Im Zollhause zu Junquera.

In Spanien ist die Bettelei ein Handwerk, ein Gewerbe wie jedes andere. Der Mann, welcher sich diesem Nahrungszweige zugewandt hat, fühlt sich in seiner Würde; ja man kann ihn stolz nennen. Er hüllt sich mit Anstand in seinen zerlumpten Mantel, und es ist nicht selten, daß solch ein Mann ein alter Soldat, ein Guerillero aus dem Unabhängigkeitskriege ist, oder und zwar noch öfter aus den Zeiten der karlistischen Kämpfe. Gewöhnlich ist er mit einem langen Stocke bewaffnet, dessen er allerdings sehr nothwendig bedarf, um die Hunde abzuwehren; denn diese leben auch in Spanien auf gespanntem Fuße mit den Bettlern. Wer sein Gewerbe richtig versteht, treibt dasselbe als Philosoph, als Künstler. In vielen Familien erbt es vom Vater auf den Sohn; der Knabe prägt sich die Lehren und Weisungen, welche der Vater ihm einschärft, wohl ein, und Erfahrung macht den Meister. Der Künstler weiß genau, an welchen Stellen er sich zu gewissen Tagen einzufinden habe, um gute Geschäfte zu machen, mit welchen Redensarten er die Leute je nach Stand, Alter oder Geschlecht anreden müsse; er legt Tonwechsel in seine Bitten, beobachtet da, wo er gute Wirkung erwartet, ein beredtes Schweigen mit dem Mund und läßt nur Augen und Mienen sprechen. Aber manchmal schreit er auch aus voller Lunge und brüllt wie ein reißendes Thier. Aber zudringlich wird der Gewerbsverständige nie; er kennt das spanische Sprichwort, daß ein unverschämter Bettler nüchtern nach Hause kommt.

Die spanischen Kirchen haben keine Stühle, sind aber mit dicken Matten belegt.

Was wir Kirchhof oder Leichenacker nennen, paßt nicht für die Begräbnißstätten in den größeren Städten Spaniens und namentlich nicht für Barcelona. Hier würde man Blumen oder einen Grashalm vergeblich suchen; Alles ist Stein und Marmor. Man denke sich lange, parallel laufende Gänge, denen zu beiden Seiten entlang eine hohe Mauer läuft. Diese hat lange Reihen regelmäßig angebrachter Fachlöcher oder Nischen, in mehreren Geschossen übereinander, etwa in der Weise wie Taubenschläge auf unseren Landgütern. Jedes Fach ist für einen Sarg bestimmt, und beim Begräbniß. — doch kann von „begraben" keine Rede sein, — verfährt man in folgender Weise.

Eine Leiche wird angesagt, nicht beim Todtengräber, denn einen solchen kennt man nicht, sondern bei den Maurern, weil diesen es obliegt, dem Menschen, welcher aus dieser Welt geschieden, seine letzte Ruhestätte anzuweisen. Die Todtenstadt in Barcelona bildet eine Menge von Gassen und bietet einen merkwürdigen Anblick dar. Gräber der Reichen sind mit Marmorplatten belegt und tragen den Namen des Verstorbenen. Die Plätze werden gekauft, gerade so wie bei uns. Wenn aber nach Ablauf einer gewissen Zeit die Familie den Preis nicht bezahlt, dann nimmt man die Leiche heraus, bringt sie in die sogenannten Zangas und wirft sie dort in eine Grube, wo sie mit anderen verbrannt wird.

Leichenzüge sind in Spanien nicht gebräuchlich; nur die Familienglieder und die allernächsten Freunde gehen mit



Bettler im Klosterhofe der Kathedrale zu Barcelona.



Ein Begräbniß in Barcelona.

zur Begräbnißstätte und sehen, wie der Sarg beigesetzt wird. Wir waren, sagt Davillier, bei einer solchen Scene zugegen. Die Maurer schoben eine plumpe Doppelleiter heran, vermittelst welcher sie zu den höchsten Geschossen gelangen können, vor eine der Oeffnungen. Dort reichte der Sepulturero, der Leichenträger, ihnen den mit künstlichen Blumen geschmückten Sarg, in welchem ein Kind lag. Die Verwandten standen dabei und trösteten die weinende Mutter. Die Maurer aber rauchten ihre Cigarren, verrichteten ihre Obliegenheit ganz handwerksmäßig, schoben den Sarg hinein und verschlossen die Oeffnung mit Ziegelsteinen und Mörtel.

Wir nahmen uns den Sepulturero zum Führer, und er zeigte uns den Leichensaal, in welchem die Verstorbenen vier und zwanzig Stunden liegen bleiben, ehe man sie in den Sarg bringt. Um den Arm des Verstorbenen ist ein Bindfaden geknüpft, der mit einer kleinen Glocke in Verbindung steht. So wird kein Scheintodter in Gefahr kommen, lebendig begraben zu werden, denn Tag und Nacht ist ein Wächter neben der Glocke. Seit Menschengedenken ist übrigens kein Scheintodter bemerkt worden.

Vom Kirchhofe zur Richtstätte ist nicht weit. Nun traf es sich, daß während unserer Anwesenheit ein Verbrecher in die andere Welt befördert werden sollte. Das geschieht nicht, wie in anderen „civilisirten" Ländern, durch Galgen, Rad, Schwert, Guillotine, Pulver und Blei, sondern vermittelst der Garrote, einer Erwürgungsmaschine, welche unter allen Umständen ihren Dienst ganz zuverlässig verrichtet.

Solch eine Erwürgung von Rechtswegen bildet allemal eine wichtige Begebenheit. Die Ciegos, das heißt die blinden Leute, welche, wie wir sagen würden, „Schriften, gedruckt in diesem Jahre" verkaufen, schreien in den Straßen den Lebenslauf des Verbrechers aus und verkündigen das Programm der Hinrichtung. Insgemein wird diese außerhalb einer Vorstadt auf freiem Felde vollzogen. Nun bemerkt man überall ein unruhiges, hastiges Treiben: auf den öffentlichen Plätzen steht Wagen an Wagen; alle füllen sich, fahren rasch hinaus, bringen die Neugierigen an Ort und Stelle und kommen in vollem Trabe zurück, um eine neue Ladung einzunehmen. Tausende gehen zu Fuß hinaus, und der Richtplatz gleicht einem Jahrmarkt, auf dem viel gegessen und getrunken wird, und wo — es ist überall so! — Personen weiblichen Geschlechts die Mehrheit bilden.

Der arme Sünder hat oft eine weite Strecke zurückzulegen. Man zieht ihm einen gelben Kittel über und setzt ihn auf einen Esel. In Spanien ist Gelb Farbe der Trauer. Nun hatte Francisco Vilaró, ein ohnehin übel beleumundetes Individuum, den Alcalden, das heißt Schulzen, seines Dorfes ermordet. Er hielt sich nur mit Mühe auf dem Esel fest; zwei nebenher gehende Priester, die ihm ein Gebetbuch in die Hand gegeben hatten, mußten ihn unterstützen. Vilaró blickte bald auf das Buch, bald auf die Menge; sein Auge war verschwommen. Mitglieder der Reuebrüderschaft gingen in langer Reihe vor und hinter dem Delinquenten. Einige trugen Kerzen, andere Christusbilder, noch andere hatten Fähnchen in der Hand, aber alle sangen Sterbelieder. Diese Reuebrüder verhüllen das Haupt mit einer Kapuze, in welcher zwei Löcher für die Augen angebracht sind. Ihr Gesang klingt dumpf und schauerlich. Wir dachten unwillkürlich an die Tage, als die Inquisition noch in Blüte stand.

Vilaró war nun an Ort und Stelle. Auf dem hohen Blutgerüste stand eine Bank, deren Hinterlehne ein dicker Pfahl ist. Der Henker, wie ein gewöhnlicher Taglöhner gekleidet, wies dem Sünder den Platz an, band ihm Leib und Hände am Pfahle fest und legte ihm um den Hals ein eisernes Band, das vermittelst einer Vorrichtung durch eine Schraube enger gemacht werden kann. Sobald der Henker die letztere dreht, findet die Erwürgung in einem Augenblicke statt.

Jetzt wurde Alles still. Der Priester gab dem Delinquenten ein Crucifix in die geknebelten Hände und erlaubte ihm, die Menge anzureden. Er bat den lieben Gott und die Menschen um Verzeihung und sagte, man möge sich an ihm ein Beispiel nehmen. Der Henker stand inzwischen hinter dem Pfahle bereit; nun hob er die Hände empor, ein Zittern durchbebte die Menge. Dreimal drehte er am Schraubenstock, und bei jedem Male machte er das Zeichen des Kreuzes. Die Weiber schrieen: Ach, der Arme! Vilaró's Kopf nickte nach der Brust hinab, blieb dann unbeweglich, die Zunge quoll aus dem Munde hervor und das Gesicht wurde blau. Die Menge zerstreute sich langsam, aber der Hingerichtete mußte noch einige Stunden ausgestellt bleiben; Soldaten zu Roß und zu Fuß bildeten ein Viereck um das Gerüst.

Vilaró's Missethaten waren in ein Bänkelsängerlied gebracht und dieses wurde als Flugblatt verkauft. Merkwürdig, daß diese Art von Volkspoesie überall dasselbe Gepräge trägt. Aus der „Morithat" bei Barcelona wollen wir Einiges mittheilen. Das Blatt führt den Titel: „Ermordung des Alcalden von Ripollet." Darin heißt es:

„Der Mensch, der einen Mord begeht, und macht den andern todt, der ist nichtswürdig für und für, Mitleid verdient er nicht.

Nun seht hier den Verbrecher an, Francisco Vilaró, einen Bauersmann aus Ripollet, einen schlechten Kerl und Lump.

Wenn irgendwo ein Huhn war weg, dann sah man gar nicht nach; man wußte ja schon allemal, der Vilaró hat's gediebt.

Sein Feld, das ließ er außer Acht, bestellt es niemals nicht; er bummelt lieber auf die Jagd, das macht ihm mehr Plaisir.

Da kam der vierte September heran. Der schlechte Kerl der Vilaró, der nur auf Mord und Tücke sann, stand Morgens auf schon früh.

Die Kirchenuhr zu Ripollet, die schlug gerade halb sechs, da ging der Alcalde Josè Cot, auf einem schattigen Weg.

Nun hört man plötzlich einen Knall, der Alcalde schreit O weh! Und weiter hat er nichts gesagt, denn im Umsehn war er todt!

Denkt nur, neun Kugeln waren ihm, gefahren in den Leib. Der Mörder beging mit Vorbedacht seine gräßliche Missethat.

Da kam aber die Gendarmerie (im Spanischen: mozos de la escuadra, eine Miliz in Catalonien und Valencia, welche aufgeboten wird, wenn es sich darum handelt, gefährliche Verbrecher einzufangen), die liebt er gar nicht sehr; sie nahm ihm seine Flinte weg, und band ihm Hand und Fuß.

Für achtzig Thaler Sündengeld, die Juan Bordas ihm gelobt, weil er den Alcalden haßen that, beging Vilaró den Mord.

Zehn Thaler Handgeld gab Bordas ihm, als Abschlagszahlung gleich; ein Schuft betrog den andern Schuft, denn fünfe waren falsch.

Nach Barcelona bringt man die zwei, und confrontiret sie; das Leugnen half dem Bordas nicht; er mußte eingestehn.



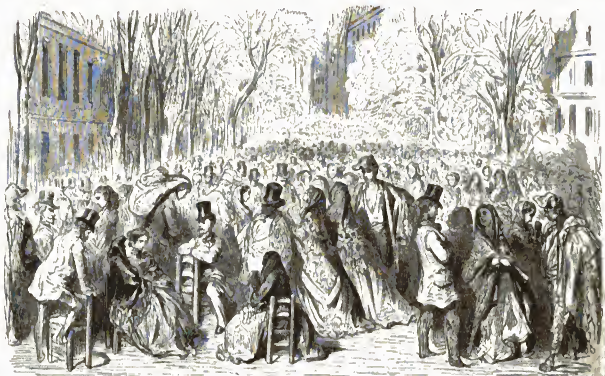
Hinrichtung vermittelst der Garrote.

An einen Pfahl band man ihn fest, legt um den Hals einen Reif. So hört er dann sein Urtheil an: Bagno auf Lebenszeit.

Der Vilaro, der schlechte Kerl, der ist nun garrotirt. Er wurde sechszig Jahre alt. Das hat er für den Mord!"

Diese Flugblätter sind gewöhnlich mit Holzschnitten von klassischer Naivetät verziert. In einigen kleinen Städten bildet die Verfertigung solcher Gedichte und der dazu gehörenden Holzschnitte einen lohnenden Erwerbszweig (wie bei uns in Deutschland z. B. in Ruppin) für manche Leute, z. B. für Manresa in Catalonien und Carmona in Andalusien. Diese Fabriken liefern aber auch Heiligenlegenden, Romanzen, Tauf-, Trau- und Sterbelieder, überhaupt sogenannte Pliegos. Alle sind einzig in ihrer Art. —

Das menschliche Leben bewegt sich in Gegensätzen, und so fügte der Zufall, daß wir auf dem Wege von der Todtenstadt an eine Stelle kamen, wo Ball im Freien gehalten wurde. Auf den Rasenplätzen vor der Festung belustigten sich catalonische Matrosen mit dem Belaspiel; weiterhin liegen die elysäischen Felder, ein schattiger Wandelgang am Ende der Stadt. Wir hörten Musik und traten in einen Saal, in welchem elegant gekleidete Paare tanzten; aber wir waren nicht nach Barcelona gekommen, um einen Ball anzusehen, wie man ihn in jeder europäischen Stadt haben kann, und eilten wieder in's Freie. Unter einem schattigen Baume schlürften wir mit Behagen Orchata de Chufas, den mit Nuß durchwürzten Schnee. Unter den auf- und abwandelnden Frauen hatten manche eine höchst anmuthige Haltung; der Corpiño oder schwarze Spenser, der kurze Rock und ein rothseidenes, um den Kopf gewundenes Tuch, — das Alles stand ihnen vortrefflich; nicht minder die einfache natürliche Blume, welche den Haarputz bildete. Die Herren trugen den Marsille, die kurze catalonische Jacke, und das leicht um den Hals geschlungene Tuch war vorne durch einen silbernen Ring gezogen. Diese Leute waren Fabrikarbeiter und Weber; auch die Volksmusiker waren Handwerker.


Die Rambla in Barcelona.

Die elegante Bevölkerung von Barcelona kann man sich in aller Muße auf der Rambla betrachten, denn diese breite, von Bäumen beschattete Straße bildet ihren Lieblingsspaziergang. Man kann sie etwa mit den Berliner Linden oder dem Corso italienischer Städte vergleichen, und das Gedränge ist oft so groß, daß die Damen nicht einmal mit dem Fächer spielen können. Dort findet man die vornehme Señora in Seide und Spitzen, und den Fischer, der, seine rothe oder braune Gorra auf dem Kopfe, die Jacke über der Schulter trägt und den modisch gekleideten Stutzer mit seinen Elbogen zur Seite drängt.

Unweit der Rambla liegt das Gerichtsgebäude. Es stammt aus dem fünfzehnten Jahrhundert; im Patio, dem innern Hofraum, stehen uralte Orangenbäume, welche beinahe bis an die Höhe der Dächer reichen. Unter einer Galerie sehen wir die Tische der Advokaten, welche ihre Angelegenheiten mit ihren Clienten im Freien abmachen.

Man zeigte uns die Gefängnisse der Inquisition. Das Gebäude ist finster, äußerst massiv und hat nur kleine Fenster. Das gräßliche Tribunal hat in Barcelona manches Opfer gefordert; Folter und Mord gingen, natürlich immer im Namen der „Religion der Liebe", lustig im Schwange, und dieser schauderhafte Frevel zog sich durch Jahrhunderte. Außerhalb der Stadt, auf dem Prado de San Sebastian, ist der Quemadero, der „Verbrennungsplatz", auf welchem die Ketzer „zur größern Ehre Gottes" den Flammentod sterben mußten.

Das Inquisitionsgebäude paßte völlig für seine scheußlichen Zwecke. Der Musterinquisitor, Torquemada, jener geistliche Mörder, welcher alle Anderen seines Gelichters überragte, muß sich in demselben recht wohl befunden haben. Kein anderer Mensch kann sich rühmen, mehr Ketzer



Inquisitionsgefängniß in Barcelona.

verbrannt zu haben. Das war im sechszehnten Seculum. Aber hundert Jahr später hatte die heilige Inquisition von ihrem grimmigen Eifer noch nicht das Mindeste eingebüßt. Ein Holländer, welcher 1667 eine Reise durch Spanien machte, hat eine lebhafte Schilderung entworfen. Dieser Mann, Aarsens van Sommerdyke, schreibt:

„Dem Angeklagten wird sein Ankläger nicht namhaft gemacht. Man nimmt ihn fest, bringt ihn auf die Folter; er wird verurtheilt und dann verbrannt. Gelegenheit, sich zu vertheidigen oder zu verantworten, wird ihm nicht gegeben. Als ich darüber meinen Tadel aussprach, wußten die Leute mir weiter nichts zu entgegnen, als: man könne in Spanien kein schöneres Schauspiel sehen, als ein Auto da Fe der Inquisition. Denn so bezeichnen sie die Hinrichtung eines armen Sünders, und sie betrachten dieselbe ungefähr mit denselben Augen wie ein Stiergefecht. Häufig werden Leute von der Inquisition verhaftet, denen weiter nichts zur Last fällt, als daß man in ihnen heimliche Mohammedaner oder Juden wittert, sie des Morismus oder Judaismus für verdächtig hält. Solchen Verdächtigen setzt man die Coroca auf den Kopf, eine hohe, spitze Mütze von gelbem oder rothem Papier, und deshalb nennt man diese Unglücklichen Encorocados. So führt man sie durch die Straßen; die Inquisitoren und ihre Beamten gehen voran, und der Zug begiebt sich nach der Dominikanerkirche, wo eine lange Predigt gehalten wird. Manche Verdächtige, welche man für rückfällig hält, werden öffentlich ausgepeitscht; andere bekommen den San Benito, eine Art Stola, welche sie am Halse tragen müssen. Die Namen solcher Sünder werden aufgeschrieben und an den Kirchenwänden befestigt. Neben jedem Namen macht man ein Andreaskreuz, und von solchen sind die meisten Kirchen Spaniens voll."

So schreibt der Holländer, und solche Kreuze sieht man auch jetzt noch, obwohl der Inquisition längst ihr Handwerk gelegt ist. Diese Zeichen einer fanatischen Barbarei sind noch nicht völlig verwischt worden, aber sie gehören jetzt der Geschichte an.

Auf die Inquisition passen die Verse aus Goethe's Braut von Korinth:

Opfer fallen hier,
Weder Lamm noch Stier,
Aber Menschenopfer unerhört!

Die Kolonie Queensland in Nordost-Australien.

Zweiter Artikel.

Die schwarzen Eingeborenen und ihr Mangel an Kulturwerth. — Körperbau und Lebensweise. — Kannibalismus; Beweise für dessen Vorhandensein. — Hochzeitsgebräuche. — Gespensterglaube. — Der Tingre Mani. — Der Hund in hohen Ehren. — Hordenleben; alte Frauen als Inhaberinnen der höchsten Gewalt. — Die weißen Ansiedler. — Jagd auf wilde Menschen. — Die Squatters. — Das Parlament. —

Wer die Eingeborenen Neuhollands näher beobachtet hat, wird nicht daran zweifeln, daß sie in Bezug auf Intelligenz eine ungemein niedrige Stufe einnehmen. Der Sinn der Perfektibilität mangelt ihnen ganz und gar, und sie können nichts Anderes werden, als was sie einmal sind; von der Fähigkeit, sich zu entwickeln und auf eine höhere Stufe zu gelangen, kann gar keine Rede sein. Noch heute sind sie genau so wie damals, als die ersten Europäer ihr Land betraten. Man hat große Mühe, zu glauben, daß die weißen und schwarzen Menschen einem und demselben Genus angehören. So roh und wild sind die Eingeborenen von Queensland und Neusüdwales, aber im Innern des Inselkontinentes giebt es Stämme, die etwas weniger wild erscheinen.

Es ist nicht richtig, wenn man sagt, daß die Australier mißgestaltet seien. Marcet erklärt ausdrücklich, daß die, welche er beobachten konnte, sehr wohlgestaltet waren; sie hatten einen schlanken, zartgebauten Leib und breite Schultern, und allerdings etwas längere Arme als wir Europäer; aber das kommt ihnen beim Klettern auf die Bäume sehr zu statten. Wohlbeleibte Leute sind selten, und das erklärt sich leicht aus der armseligen Lebensweise, welche der Australier „im Busche" führt. Auch ist es, wie wir später sehen werden, gar nicht gut, wenn einer recht dick und hübsch fett ist. Die Frauen sind im Allgemeinen nicht übel gewachsen und haben festeres Fleisch als die afrikanischen Negerinnen; unser Gewährsmann sah Australierinnen mit so schön geformten Beinen und Armen, daß jede Europäerin sie darum wohl hätte beneiden können. Die Beobachtung hat keine Schwierigkeiten, da beide Geschlechter fast immer ganz unbekleidet gehen. Die Haut ist nicht ganz so schwarz wie beim Neger, die Lippen sind weniger wulstig, das Haar ist nicht so kurz und auch weniger gekräuselt, das Auge nicht so groß, aber sehr lebhaft; die Stirn tritt mehr zurück. Aber auch bei ihnen, wie bei den Negern, dünstet die Haut einen höchst widerwärtigen Geruch aus. Wenn Marcet die Ansicht äußert, daß derselbe von Unreinlichkeit und von der Nahrung herrühre, so ist er offenbar im Unrecht; diese Ausdünstung ist eine Raffeneigenthümlichkeit.

Diese Australier haben, wie schon angedeutet wurde, gar keine Vorstellung von Verbesserung oder Fortschritt; sie denken nicht daran, sich zu bekleiden, bessere Wohnung oder gesundere und kräftigere Nahrung zu verschaffen, und fühlen nicht einmal das Bedürfniß nach dergleichen. Durch Kälte und Regen leiden sie sehr, und doch gehen sie nackt; sie leiden fast immer an Unverdaulichkeit und genießen doch nur rohes, hartes und ungesundes Fleisch. Den Rheumatismus werden sie nicht los, schlafen aber trotzdem auf der feuchten Erde, ohne andere Bedeckung als ein Stück Baumrinde oder Blätter. Und doch sehen sie es täglich vor Augen, wie die Europäer leben; aber das kümmert sie nicht, selbst das Streben zum Nachahmen so handgreiflicher Dinge geht ihnen ab. Es ist unbestreitbar: sie haben einen äußerst geringen oder vielmehr gar keinen Kulturwerth, und die Theoretiker, welche von einer unbedingten Perfektibilität aller Menschen träumen, werden auch bei diesen Australiern

mit ihren, aller Ethnologie Hohn sprechenden Phantasien bankerott.

Die Nahrung besteht aus dem Fleische des Opossums, des Bandicut (einer Abart des Kängeru), der großen Eidechsen, welche vier bis fünf Fuß lang werden, und Schlangen; auch Gewürm wird nicht verschmäht. Früchte oder Gemüse haben sie nicht, wohl aber dann und wann wilden Honig. Von eigentlicher Zubereitung des Fleisches ist keine Rede; höchstens wirft man das ganze Thier auf die Kohlen und zieht ihm nicht einmal immer das Fell ab. Schon nach wenigen Minuten wird das Fleisch vom Feuer genommen und verzehrt.

Auch in Queensland, wie in anderen Gegenden Australiens, hat der Eingeborene nicht einmal eine Hütte; zum Schutze gegen das Wetter stellt er nur Stücken Rinde gegen Bäume oder Pfähle. Solch eine Wohnung, wenn der Ausdruck statthaft wäre, heißt Gonia, und jedes Paar hat eine solche. Vor der Gonia machen sie ein Feuer an, das die ganze Nacht hindurch brennt; Beide strecken sich der Länge nach auf der Erde aus, einander in den Armen haltend, denn Ehepaare gehen mit einander sehr zärtlich um. Die Frauen werden nicht etwa hart behandelt; der Mann allein geht auf die Jagd und besorgt Leibesnahrung für Frau und Kinder.

Marcet widerlegt die Theoretiker, welche behaupten, daß in Australien kein Kannibalismus vorhanden sei. „Ich weiß nicht", schreibt er, „ob jene Leute überhaupt Australien mit eigenen Augen angesehen haben, oder in dem Theile von Queensland gewesen sind, wo ich diese Zeilen auf's Papier werfe (— im Burnett-Distrikte —). Wären sie aber dort gewesen, so hätten sie die Augen schließen und die Ohren sich verkleben müssen, um nichts zu sehen und zu hören. Der Kannibalismus existirt überall in der Kolonie Queensland, sowohl in den Gegenden, wo schon weiße Leute wohnen, wie in den entlegenen Waldstrecken. Ich habe persönlich Beweise für die Thatsachen, und weiß wohl, was ich behaupte. Eben jetzt, vor zehn Tagen (10. März 1861) wurde, kaum dreihundert Schritte weit von der Hütte entfernt, in welcher ich jetzt schreibe, in einem Lager der Eingeborenen ein fünfjähriges Kind getödtet und aufgefressen. Zwei Monate vorher war mit einem andern Kinde dasselbe geschehen. Ich erzähle das nicht etwa nach Hörensagen, sondern ich sah die Spuren des scheußlichen Mahles auf der Lagerstätte, und zwei von mir befragte Eingeborene, mit welchen ich an demselben Tage verkehrte, gaben zu, daß sie mitgegessen hätten. Ich fragte in ihrer Sprache: „Piccanini budgerri patta?", das heißt: Schmecken Kinder gut? Sie antworteten sogleich, schnalzten wohlgefällig mit der Zunge an den Gaumen und sprachen: „Jo ai cobong budgerri!" Ja, sehr gut. Ich benutzte die günstige Gelegenheit, um noch allerlei von diesen Wilden zu erfahren, und sie erzählten mir, daß nicht alles Fleisch gegessen werde, sondern nur das Dickbein vom Schenkel bis zum Knie; das Beste sei die Hand, alles Uebrige ist für die Hunde. Menschenfleisch, sagten sie mir weiter, munde roh weit besser als geröstet. Auf meine Frage, wer denn vorzugsweise als Opfer zum Verzehren ausersehen werde, äußerten sie, daß man am liebsten die halbschlächtigen Kinder wähle, die zum Vater einen europäischen Schafhirten, zur Mutter eine Australierin haben. Man läßt das Kind heranwachsen, wenn aber die Zeit gekommen ist, schlägt die eigene Mutter dasselbe mit einer Keule todt und verzehrt das erste Stück. Man hat mich versichert, daß das Verzehren von Menschenfleisch keineswegs selten vorkomme, aber die europäischen Ansiedler erfahren nicht alle Fälle."

Aber der Kannibalismus ist nicht etwa allein darauf beschränkt; er blüht auch, wenn die Frucht Bugnia reif ist, nämlich im Januar.*) Dann versammeln sich alle Angehörigen eines Stammes, um sich an diesen Früchten eine Güte zu thun, und mehrere Tage lang genießen sie gar nichts Anderes, überfüllen sich den Magen und werden so träg, daß sie nicht auf die Jagd gehen mögen. Nebenher veranstalten sie ein Festmahl in folgender Weise. Die älteste Frau der Horde wählt die beiden hübschesten und fleischigsten Mädchen aus; sie sind zum Opfer bestimmt, man schlägt sie aber todt, wenn sie schlafen. Auch die meisten

*) Marcet meint die Bunya Bunya, Araucaria Bidwelli. Sie ist die schönste unter den Araucarien Australiens; ihre weit ausgebreiteten Zweige sind dicht mit lanzenförmigen Blättern bestanden, welche in eine scharfe Spitze auslaufen. Diese Araucarie wird dann und wann bis 130 Fuß hoch, und hat dann einen Umfang von 25 Fuß. Bei Sydney, wohin man sie als Zierbaum verpflanzt hat, giebt es, nach G. Bennett, Exemplare von 60 Fuß Höhe. Dieser Gewährsmann sah 90 Miles nordwestlich von der Moreton-Bay prächtige Bunya-Bunyawälder. Die Zapfen sind von „enormer Größe" und mit eßbarem Samen gefüllt, welchen die Eingeborenen gern genießen. „In der Zeit vom Januar bis März versammeln sie sich zu Hunderten, um sich daran eine Güte zu thun. Die Nüsse sind süß und haben einen mandelartigen Geschmack. Man sagt, daß der Baum alle drei Jahre eine sehr ergiebige Ernte trage, und in der Zwischenzeit ausruhe. Man findet diese Araucarie häufig in den Gebirgszügen zwischen den Flüssen Brisbane und Burnett; unter dem 27.° S. Br. wächst sie sehr dicht auf einer 39 Miles langen, 12 Miles breiten Landstrecke, welche man auch als das Bunya-Bunya-Land bezeichnet, und die Regierung hat einen Befehl erlassen, daß man diese Wälder schonen solle, weil sie den schwarzen Eingeborenen eine werthvolle Speise gewähren. Ich maß Zapfen von 9 Zoll Länge und 5 Zoll im Durchmesser; sie stehen gerade auf den höchsten Zweigen. Jeder Stamm besitzt seine besondere Gruppe von Bäumen, und jeder Familie ist in einer solchen Gruppe eine bestimmte Anzahl von Bäumen angewiesen, welche von einer Generation auf die andere erben. Versuche der einen Horde, sich die Frucht der Bäume, welche einer andern angehören, anzueignen, führt zum Kriege. Der Bunya-Bunya-Baum ist das einzige vererbliche Eigenthum, welches die Eingebornen kennen!" (Gatherings of a naturalist in Australasia etc. By George Bennett, London 1860 p. 325.) Ich will hinzufügen, daß auf der andern Seite des Großen Weltmeers, zu beiden Seiten der patagonischen Andes, namentlich auch bei den Araucanern im südlichen Chile, die dortigen Araucarien den patagonischen Stämmen in ähnlicher Weise ein Hauptnahrungsmittel liefern. So ziehen z. B. die südlichen Patagonier (die zur Gruppe der Inaten gehörenden Horden), als Jägervölker stets auf der Wanderung begriffen, weil sie in einer bestimmten Gegend nur so lange verweilen können, als dieselbe ihnen Ausbeute gewährt, in jedem Jahr einmal bis an die Quellen des Rio Negro, um dort Aepfel und Kerne der Araucaria einzusammeln. Die chilenische Araucarie wächst auf den Cordilleren von Süd-Chile und hat ihren nördlichsten Standpunkt in der Breite von Concepcion; ihre südliche Grenze ist noch nicht ermittelt worden, aber an der Magellans-Straße fehlt sie. Sie ist von Pöppig, Reise durch Chile, I. S. 403, beschrieben worden.

Die kugelrunden Früchte erreichen die Größe eines Menschenkopfes und sitzen an den Enden der Zweige; jede Frucht enthält zwei- bis dreihundert Samenkerne, doppelt so groß wie Mandeln und sehr wohlschmeckend. Nicht selten findet man zwanzig bis dreißig solcher Früchte auf einem Baume, die zu Ende des März reif sind, zerfallen und dann ihre Kerne ausstreuen. Sie spielen in dem rohen Haushalte der patagonischen Indianer eine noch wichtigere Rolle als bei den Australiern. Die Zeit der Ernte ist auch für jene eine Art Fastnachtszeit; und der Ueberfluß an Araucarienmandeln ist so groß, daß dieselben für manche Stämme fast die einzige vegetabilische Nahrung bilden. Pöppig meint, daß Araucarienwälder nur auf der Westseite der südchilenischen Cordilleren vorkämen; aber d'Orbigny's Wahrnehmungen sprechen dagegen. Zur Erntezeit finden sich die südlichen Patagonier am obern Rio Negro ein, bringen Pelzwerk und namentlich Guanacofelle, und so bildet sich in der Wildniß eine Art von Messe oder Markt, es geht ein auf Austausch begründeter Handelsverkehr vor sich, der nun seit ein paar Jahrhunderten regelmäßig um dieselbe Zeit und an derselben Stelle stattfindet, falls nicht etwa gerade Krieg ist. A.

Kriegsgefangenen, gleichviel ob Schwarze oder Weiße, werden verzehrt.

„Unsere Begriffe von gut oder böse sind diesen Australiern durchaus fremd. Sie kennen keine größere Freude, als einen Weißen zu bestehlen oder zu ermorden, natürlich wenn sie es ungestraft thun können. Ganz besonders haben sie es auf die europäischen Frauen abgesehen, denn sie begnügen sich nicht mit ihren Gins, d. h. schwarzen Weibern, sondern tragen starkes Verlangen nach den white Marys, wie sie sich ausdrücken. Nachdem eine solche Unglückliche die entsetzlichen Umarmungen dieser Kannibalen hat ausstehen müssen, wird sie getödtet. Wir haben leider noch oft solche Vorfälle zu beklagen."

„Der wilde Australier bindet sich an nichts, nur allein sein Wort hält er; bei dem, was er verspricht, hat es auch sein Bewenden. Nie wird er einem Weißen, von dem er einmal betrogen worden ist, wieder Glauben schenken, wird ihm auch keine Dienstleistung verrichten; ebenso vergißt er es nie, wenn jener ihm Wort gehalten; alsdann traut er ihm. Aber von Dankbarkeit und Erkenntlichkeit hat er keine Vorstellung; je mehr man ihm giebt, um so mehr fordert er, und jeder Eingeborene ist in der Nähe der Stationen gefährlich, weil er seine Habgier nicht bezähmen kann und Verbrechen begeht, um sie zu befriedigen."

So viel man weiß, leben die Angehörigen einer und derselben Horde mit einander in gutem Einvernehmen. Sie schweifen, etwa fünfundzwanzig bis dreißig Köpfe stark, im Land umher und halten sich am liebsten in der Nähe der Creeks auf. Jedes Paar lebt für sich und ledige Leute sind selten. Durchgängig bewahrt die Frau dem Manne treue Anhänglichkeit, und das wird ihr auch nicht eben schwer, da ein Australier ungefähr ebenso ist wie der andere.

Die australischen Hochzeitsgebräuche würden europäischen Damen nicht angenehm sein. Der Bräutigam überfällt bei Nacht die Gonia, in welcher seine Geliebte schläft, walkt sie und ihre Eltern mit Knüttelschlägen herzhaft durch und schleppt die ohnmächtige Braut hinweg. Sobald sie sich wieder erholt, ist sie des Mannes Frau und ihm sehr ergeben und zugethan. Der Mann seinerseits hat manchen Strauß zu bestehen; denn er muß sein Eigenthumsrecht an die Frau gegen alle jungen Wilden der Horde, welche noch kein Weib haben, mit den Waffen vertheidigen, und dabei geht es nicht selten wild und hart genug her.

In Sitten und Gebräuchen findet man bei den verschiedenen Horden allerlei Abweichungen; wild und barbarisch ist freilich Alles. Aber der Todte wird überall unter lautem Klagegeheul betrauert. Das Schreien währt zwei Tage; die nächsten Angehörigen zerreißen oder zerschneiden sich das Fleisch an Armen und Beinen mit scharfen Steinen dermaßen, daß das Blut in Strömen herabfließt.

„Gegenwärtig darf man als ausgemacht annehmen, daß die Eingeborenen Australiens keine Gottheit anbeten, und von dem, was wir als Religion bezeichnen, auch nicht den entferntesten Begriff haben." Aber sie nehmen doch an, daß es einen bösen Geist gebe, und es scheint beinahe, als ob sie an die Unsterblichkeit der Seele glauben.

In dieser Beziehung erzählt Marcet Folgendes. In der Nähe unserer Station treibt sich seit einigen Tagen eine Bande von Eingeborenen umher, ein schon sehr alter Mann, ein altes hinfälliges Weib, zwei junge Frauen und ein Mann von etwa vierzig Jahren. Um uns so ungelegene Nachbarn vom Halse zu schaffen, griffen wir zu einer List. Als am Abend der Mond hinter Wolken stand, hingen wir einem unserer Leute ein weißes Laken um, das ihn vom Kopfe bis zum Fuß einhüllte. So angethan ging er langsam auf das Feuer zu, um welches die Wilden sich gelagert hatten; sie waren eben daran, einzuschlafen. Unser Mann fing an zu brummen; die Wilden blicken auf und sehen, wer die weiße Gestalt über das Gras langsam hinschreitet. Das Geschrei, welches sie nun erhoben, war geradezu fürchterlich; sie sprangen auf, die Männer warfen ein paar Speere nach dem Phantom, verfehlten aber das Ziel, und gleichzeitig riefen die Weiber meinen Namen. Ich stellte mich, als wisse ich nichts von Allem, was vorging; wir stürzten mit unsern Flinten bewaffnet aus der Hütte und riefen: „Schwarze Leute, seid nur ruhig! Haben die Myalls euch überfallen?" Diese Myalls waren eine feindliche Horde. Die Schwarzen aber schrieen: „Devil, Devil! Tingre Mani!" das heißt: „Der Teufel, der Teufel, das Gespenst!" Alle fünf fielen auf die Knie, umklammerten unsere Beine und baten uns, ja nicht fortzugehen. Wenn wir, sagten sie, nicht dablieben, müßten sie sterben; sie hätten den bösen Geist gesehen; und dabei jammerten und heulten sie ganz entsetzlich, sie zitterten wie Espenlaub und konnten vor Thränen und Schluchzen kaum reden. Auf meine Erkundigungen nach dem bösen Geiste, vor welchem sie eine so große Furcht hatten, wurde mir entgegnet, daß derselbe ein großer Häuptling des feindlichen Stammes der Myall sei, der vor vielen Monaten gestorben und nun in der Gestalt eines Weißen wieder auferstanden sei. Er trachte nun dahin, sie zu schädigen, und wenn es ihm gelinge, Einem von ihnen über das Gesicht hinzuhauchen, dann müsse der Letztere sterben. Das Gespenst muß sich aber sehr selten blicken lassen, denn nur der alte Mann, welcher es schon einmal gesehen haben wollte, wußte davon zu erzählen.

Am andern Morgen waren die Wilden abgezogen, und bald verbreitete sich weit und breit die Kunde, daß der Tingre Mani sich auf unserer Station habe blicken lassen, und wir blieben fortan von unwillkommenen Gästen verschont. Uebrigens gilt das Feuer als eine Art von Talisman gegen den Tingre Mani und steht schon deshalb in hohen Ehren. Die Eingeborenen machen auch bei der größten Hitze ein Feuer an und tragen auch auf ihren Wanderzügen gern einen Feuerbrand mit sich.

Die Wilden in Queensland halten so große Stücke auf den Hund, daß sie im Nothfalle junge Hunde von ihren Frauen säugen lassen. Der Tod eines Hundes wird nicht minder betrauert, wie jener eines Häuptlings oder Freundes. Mit der obersten Autorität verhält es sich ganz eigenthümlich; die höchste Gewalt ist nämlich bei dem ältesten Weibe der Horde. Dieses hat Macht über Leben und Tod und giebt den Kriegern, welche gegen den Feind ausziehen, Befehle.

Die verschiedenen Horden oder Stämme leben immer in Feindschaft mit einander, und meistentheils entsteht der Hader der Frauen wegen, welche hinüber und herüber geraubt werden. Die Gefechte sind manchmal hartnäckig und kosten Blut. Als Waffen dienen der Bumerang, die Lanze und die Keule, welche als Nolla Nolla bezeichnet wird. Manche Wilde haben auch kleine Streitärte von Eisen, welche sie von den Weißen bekommen; sodann verfertigen sie sich selber solche Waffen aus Knochen oder Stein. Der Bumerang, eine Schleuderwaffe in der Gestalt eines Halbmondes, von Holz, auf beiden Seiten spitz und etwa zwei Fuß lang, wird von den Wilden mit überraschender Genauigkeit auf weite Strecken hin geworfen und die Nolla Nolla mit einer geradezu wunderbaren Gewandtheit geschwungen.

In Queensland sind alle Eingeborenen gefährlich. In Bezug auf Intelligenz stehen sie, wie schon bemerkt, ungemein niedrig, ihre Habgier ist nicht zu beschreiben; sie bestehlen oder tödten ihre Wohlthäter gerade so wohl wie

ihre Feinde. Es ist mehrfach vorgekommen, daß die weißen Bewohner der Stationen, von welchen die Wilden mit Nahrung versorgt und gut behandelt worden waren, überfallen und ermordet wurden. Zuerst wurden die Männer getödtet, dann erst die Frauen, nach Mißhandlungen, gegen deren Schilderungen sich die Feder sträubt. Einen Europäer, der Feuerwaffen trägt, greifen sie nicht an; vor den letzteren haben sie eine heillose Furcht, und vor einem weißen Reiter, der eine Flinte trägt, nehmen fünfzig Australier das Hasenpanier, als wäre er der Tingre Mani selber.

Die Ansiedler beobachten keine Schonung gegen die Eingeborenen. Sobald ein von Mord begleiteter Diebstahl sich ereignet hat, werden alle Wilden in der Gegend niedergemacht; die berittene Polizei und die Squatters schießen jeden nieder, der ihnen begegnet, und die Jagd auf wilde Menschen dauert oft mehrere Tage lang. In dem neuen Lande nördlich vom Wendekreise des Krebses und manchmal auch im Süden desselben, wartet man nicht allemal, bis sie ein Verbrechen begangen haben, sondern rottet sie ohne Weiteres aus. Denn es gilt für einen unbestrittenen Satz, daß das Leben der weißen Leute und die Ehre ihrer Frauen nicht eher ungefährdet sein werde, als bis alle Wilden verschwunden sind. Man hält es keineswegs für ein Verbrechen, Barbaren zu tödten, welche selber auf nichts als Mord sinnen, etwa wie der Tiger auf seine Beute. Die englischen Gesetze freilich setzen Todesstrafe auf die Ermordung eines Eingeborenen, falls dieselbe ohne genügenden Grund stattgefunden habe, und vor ein paar Jahren sind auch drei Europäer wegen Uebertretung des Gesetzes gehangen worden.

Die eingeborene Bevölkerung von ganz Australien beträgt schwerlich mehr als einige hunderttausend Köpfe; wie viel davon auf die Kolonie Queensland kommen, ist noch nicht ermittelt worden. Aber diese schwarzen Leute schmelzen rasch zusammen, und die Anzahl der Todesfälle übersteigt bei weitem jene der Geburten. Mancherlei Ursachen wirken zusammen, um die Ziffer der Wilden zu vermindern; dahin gehören die unablässigen Fehden, welche sie gegen einander führen, die Krankheiten, welche in Folge dürftiger und schlechter Nahrung entstehen, die Ausschweifungen der Mädchen vor der Verheirathung und die Abwesenheit jedes mütterlichen Instinktes; denn die Aeltern lassen höchstens zwei Kinder am Leben und ersticken die übrigen sofort bei der Geburt. Auch erreichen diese Wilden nur selten ein hohes Alter; Wenige überschreiten das fünfzigste oder sechszigste Jahr. Es ist alle Aussicht vorhanden, daß diese Barbaren verschwinden, und die europäischen Ansiedler werden sich gewiß nicht darüber grämen. —

Ueber diese letzteren entlehnen wir unserm Gewährsmanne folgende Bemerkungen. In der Volksvertretung von Queensland, sagt er, haben die Squatters (hier gleichbedeutend mit Viehzüchtern) noch das Uebergewicht. Die „Squattokratie" ist mächtig. Im Allgemeinen sind diese Leute dem Fortschritt und den liberalen Ideen sehr abgeneigt, denn sie besorgen davon eine Schmälerung ihrer besonderen Interessen. Die Schaf- und Rindviehzüchter bilden demnach die konservative Partei und sind als solche dem Ackerbau und dessen Ausdehnung abgeneigt. Im März 1861 war alles damals bekannte Land in ihrem Besitz, und es konnte nicht fehlen, daß sie durch ihre jährlich an Zahl ungemein anwachsenden Heerden reich wurden. Sie wollten von ihren Weidegründen dem Ackerbau wo möglich gar nichts überlassen. —

Das ist im Verlaufe der beiden letzten Jahre doch schon anders geworden; es ist auch Feld genug für den Ackerbau vorhanden und eben (Mitte Januars 1863) lesen wir, daß in London die ersten zwanzig Ballen Baumwolle aus Queensland angelangt sind.

Die Städtebewohner sind liberal oder radikal, und wollen von den Squatters so viel Geld als möglich erwerben. Die Volksvertretung hat übrigens im Allgemeinen sehr verständige Gesetze gegeben und die Frage über Ländereien und Grundbesitz zweckmäßig geregelt. Die Abgeordneten halten keine langen Reden, thun aber ihre Schuldigkeit, und machen keine unnütze Opposition, weil sie sich überzeugt haben, daß die Kolonialregierung wohlmeinend und mit Umsicht verfährt.

Brisbane hat keinen guten Hafen; die Moreton-Bay ist nicht tief und die Einfahrt selbst für mittelgroße Schiffe nur bei hoher Flut thunlich. Fünfzehn Stunden westlich von Brisbane, da wo der Strom schon eng wird, liegt Ipswich, das 1861 etwa 3000 Einwohner zählte und einen lebhaften Handel mit dem Innern trieb.

Queensland wird ohne Zweifel in Folge der neuen Entdeckungen im Innern und der Einwanderung in nicht gar langer Zeit eine wichtige Kolonie werden, besonders dann, wenn es gelingt, dem Baumwollenbau eine große Ausdehnung zu geben.

Chartum.

Mitgetheilt von **Dr. Alfred Brehm.**

II.

Um nun die Mängel einer Wohnung Chartums zu begreifen, müssen wir uns einen Regentag vorstellen, so gut wir dies vermögen.

Eine Todtenstille in der Stadt kündet den Anzug des Wetters. Die Verkaufshallen auf dem Markte, die öffentlichen Amtssäle und Schreibstuben der Regierung werden geschlossen, Jedermann zieht sich in seine Behausung zurück; selbst die sonst so lauten, streitsüchtigen Hunde schleichen mit eingezogenem Schwanz einem stillen Plätzchen zu. Der Gesang der Vögel, jede Stimme ist verstummt; sie selbst haben sich im dichtesten Laubwerke der Gärten verborgen. In der Ferne ballt sich eine dunkle, flammende Wolke zusammen. Sie erscheint wie das Feuerzeichen über einer brennenden Stadt oder einem meilenweit in Flammen stehenden Walde; Dunkelroth und Braun, Fahlgelb und Grau, Tiefblau und Purpur, Brandroth und Schwarz gattet und vereint sich in allen Schattirungen zu einem furchtbar anzuschauenden Ganzen. Je kräftiger die Farben dieser Wolke werden, um so dunkler wird der Himmel. Von fern her vernimmt man ein pfeifendes und sausendes Geräusch. In der Stadt selbst ist noch Alles tonlos; nur die Hitze und der Luftdruck mehren sich: die Schwüle wird unerträglich und beengend. Immer kleiner wird der Gesichtskreis. Die Wolke schreitet wie eine wan-

delnde Mauer dahin und hüllt nach und nach alles Sichtbare in ihren düstern Schleier.

Plötzlich bewegen sich die Zweige der nächsten Bäume mit Heftigkeit; der Wind hat sie erreicht. Zuerst sind es mehrere einzelne Stöße; aber diese Stöße vermehren sich und geben in einem gleichmäßigen Wehen auf. Dieses erwächst in wenig Minuten zum heftigsten Winde, der Wind zum Sturme, der Sturm zum Orkan. Mit einer beispiellosen Gewalt braus't dieser dahin. Sein Toben ist so groß, daß man das ausgesprochene Wort nicht tönen hört. Jeder Laut wird von einem nicht zu beschreibenden Getöse unterbrochen, von einem Pfeifen und Sausen, Heulen und Rauschen übertönt, verschlungen. Die Bäume biegen sich wie schlanke Gerten; die Palmenwipfel neigen sich fast bis auf die Erde herab; in den Kronen der Mimosen wüthet es, wie wenn der Novembersturm durch Eichenwipfel jagt. Tausende von Blättern werden losgerissen und mit fortgeschleudert, die Stämme ächzen, krachen und brechen. Ganze Kronen rollen sausend im Wirbel dahin. Es ist als ob die Elemente mit einander kämpfen wollten. Selbst die Grundfesten der Erde möchte der Orkan erschüttern. In den Ritzen und Spalten, welche die glühende Sonne während der Monate der Glut in das verdorrte schlammige Land einriß, wühlt der Sturm, nimmt dort den Sand und Staub heraus, bildet aus ihm eben jene Wolke und führt diese nun durch das Land, schleudert den Sand und den Staub mit Macht an Mauern und Wände, durch Thür- und Fensteröffnungen hindurch, in das Innere der Gebäude hinein und belegt damit alle Gegenstände liniendick. Im Hause selbst wird es so finster, wie während der Nacht.

Da auf einmal übertäuben prasselnde Donnerschläge das Tosen der Windsbraut. Noch kann man keine Blitze sehen, — die Staubwolken sind zu dicht: — aber immer lauter und vernehmlicher dröhnt das Rollen des Donners durch das allgemeine Tonwirrsal hindurch Jetzt rauscht es sonderbar dazwischen: es ist, wie wenn der Hagel Deutschlands Gauen verwüstet. Und doch ist es nur der Regen, welcher zur Erde strömt. Bald hat er den Staub niedergeschlagen, und trotz des herabflutenden Wassers wird es hell und freundlich; der Orkan ermattet, der Sturm schweigt endlich. Noch rollt der Donner; aber jetzt sieht auch das Auge die Blitze, welche ohne Unterlaß der Gewitterwolke entflammen, und ununterbrochen rauscht der Regen.

Man fühlt sich überaus wohl und behaglich; denn man gedenkt jener angstvollen Stunden, welche man im Freien verbracht, überrascht von solchem Unwetter, unfähig sich zu bergen. Die Taukha wandelt sich, Dank diesem behaglichen Gefühl, zu dem wohnlichsten Raume der Erde um. Da plötzlich tropft es verdächtig von der Mitte der Decke herab; das Tropfen wird zum Guß: — und mit einem Male bricht eine Wasserflut von oben herein. Der heftige Regen hatte den Ueberzug des Daches und die Schlammdecke aufgewühlt, mit ihm die Traufrinne verstopft, einen Teich auf dem Dache gebildet, und dieser ergießt jetzt seine Fluten unaufhaltsam in das Zimmer herein, auf das mühsam erschwungene Bett, auf den Tisch, auf die Kisten mit den kostbaren Schätzen, wühlt unten ein tiefes Loch in den Fußboden, bildet einen zweiten Teich im Zimmer, und angstvoll steht der Reisende in einer Ecke und schaut der Verwüstung zu!

Wir übertreiben nicht; denn wir haben, so gut es die stumpfe Feder vermochte, einen Tag aus unserem eigenen Leben zu schildern versucht. —

Chartum ist arm an öffentlichen Gebäuden. Die Moschee und die Kaufhalle, die Amtswohnung des Statthalters und des Befehlshabers der Provinz sind bereits genannt worden; fügen wir ihnen nun noch die Kasernen, welche die Negersoldaten beherbergen, das Arsenal und das Lazareth hinzu, so haben wir sie alle aufgezählt. Sie zu beschreiben ist unnöthig; sie sind eben nichts Anderes als Taukhas in etwas großartigerem Styl. Eben so zwecklos würde es sein, über die Gärten zu reden: denn die Felder bieten für den Europäer weit mehr des Beachtenswerthen als jene. Werfen wir deshalb lieber noch einen flüchtigen Blick auf die eigentlichen Eingeborenen Chartums und ihr Leben.

Die Sudahnesen sind ein Gemisch sehr verschiedener Völkerschaften. Sie bilden gewissermaßen ein Uebergangsglied von den dunklen Aethiopiern zu den eigentlichen Negern, und wirklich sind sie als eine Mischlingsrasse zwischen beiden zu betrachten. Mehrere dunkelfarbige Araberstämme, welche von der jenseitigen Küste des Rothen Meeres herübergekommen sein mögen, haben ebenfalls Antheil an diesem Volke gehabt und ihm vor allem die Sprache verliehen.

Es ist eigenthümlich, daß man, um nach dem eigentlichen Sudahn zu kommen, überall Länder durchreisen muß, in welchen die arabische Sprache nicht Landessprache ist, sondern nur als die edlere und reichere von den Gebildeten gesprochen und verstanden wird. Von Norden her muß man erst Nubien durchreis't haben, wo die Sprache der Barabra herrscht, ehe man nach Sudahn gelangt; von Osten her bekommt man es erst mit Abyssiniern zu thun, bevor man zu den arabisch redenden Sudahnesen kommt. Nach Westen hin dehnt sich das Gebiet der arabischen Sprache auch nur bis zur Grenze Fuhrs und nach Süden hin nicht über die türkisch-egyptischen Besitzungen hinaus, am Weißen Flusse nicht über den dreizehnten Grad, am Blauen nicht über den elften. Die Vermischung verschiedener Völkerschaften zeigt sich recht deutlich in Chartum selbst. Außer den Weißen, zu denen wir die Türken, Griechen und übrigen Europäer, die Juden und Egypter zu rechnen haben, finden wir in Chartum ansässig: die eigentlichen Landeseingeborenen oder Nachkommen der alten Fungi, Araber und Aethiopier, sodann Nubier, Abyssinier, sowohl tigrisch als amharisch redend, Gallas und die Vertreter oder bezüglich Nachkommen von vier oder fünf Negervölkern, als z. B. Dahr-Fuhri, Schilluk, Tinkha, Takhale, Fassokle und andere. In ihren Sitten und Gebräuchen ähneln sich diese Leute fast sämmtlich und auch hinsichtlich des Leibesbaues und der Gesichtsbildung sind sie sich ziemlich gleich, mit alleiniger Ausnahme der Neger, welche noch durchaus ihr eigenthümliches Gepräge bewahrt haben.

Alle Sudahnesen sind durchgehends wohlgebaute Menschen. Sie sind mittelhoch oder groß, kräftig und im Stande, bedeutende Leibesanstrengungen zu ertragen. Die Männer sind, mit Ausnahme der Hassanie, schöner als die Frauen; letztere gelten in vielen Städten, z. B. gerade in Chartum, als häßlich — der Europäer würde sie abschreckend häßlich nennen. Ihr Schädel zeigt noch nicht das Gepräge des Negerschädels; er ist noch rund, die Stirn hoch, die Nase noch ziemlich vorstehend, die Lippe wenig aufgeworfen, die Backenknochen nicht besonders vortretend. Ihr Leib hat weder die unförmliche Breite einiger Negerstämme, noch die grauenvolle Hagerkeit anderer; ihre Glieder sind kräftig und voll, Hände und Füße verhältnißmäßig klein, bei den Frauen sogar äußerst zierlich. Die Färbung der Haut ist ein dunkleres oder helleres Braun, vom Lichtbronzebraun an bis zum dunkelsten Chokoladenbraun, ja selbst bis zum Schwarz der Neger; die Haut ist sammtig und namentlich bei Frauen von einer überraschenden Weiche und einem ganz eigenthümlichen Glanze, welcher durch die wiederholten Einreibungen mit Fett noch besonders erhöht wird.

Die Kleidung ist einfach. Kurze, ziemlich weite Unterbeinkleider, ein 12 bis 16 Fuß langes und 4 Fuß breites baumwollenes Umschlagetuch mit hochrothen oder indigoblauen Streifen, Sandalen und ein dicht auf dem Kopf aufliegendes weißes Mützchen aus doppeltem Baumwollenzeuge bildet die Kleidung der Männer. Am linken Oberarme trägt Jeder noch ein kurzes Messer und oft auch mehrere Lederrollen, welche geschriebene Amulets in sich bergen. Viele tragen auch noch um den Hals eine an langen Lederschnüren befestigte Brieftasche. Die Haare scheeren sich die Sudahnesen, welche die Städte bewohnen, regelmäßig ab, während die Nomaden der Steppe sie zu einer sonderbaren Perrücke ausputzen, zu welcher der Hamadryaspavian als Vorbild gesessen hat. In diesem krausigen, reich mit Butter gesalbten Gelock stecken zwei

sorgfältig geglättete, schön verzierte Holznadeln, bestimmt, die zahlreiche Einwohnerschaft des edlen Hauptes in Ruhe zu halten. Als bezeichnendes Merkmal für den Sudahnesen mag auch noch die Lanze gelten, welche Jedermann als unentbehrliches Geräth in der Hand trägt oder bezüglich trug; denn in neuerer Zeit ist ihnen die Waffe von den Türken verboten worden in Folge häufigen Mißbrauchs, zu dem der jäh auflodernde Zorn unsere Leute hinriß.

Die Mädchen tragen bis zu ihrer Verheirathung den Rahad, jene aus mehreren hundert feinen Lederstreifen bestehende Schürze, welche mit Quasten und zur Bezeichnung der Jungfräulichkeit mit Muscheln verziert wird, ein Kleidungsstück, welches die wohlgebauten, dunklen, geschmeidigen Körper außerordentlich ziert. Am Tage der Verheirathung vertauschen sie den zierlichen Rahad mit einer baumwollenen Schürze und werfen über den Obertheil ihres Körpers ein langes, aber gazeartig gewebtes Umschlagetuch; die Füße bekleiden sie mit zierlichen Sandalen; um den Hals hängen sie sich Amulete. Die Nase wird mit großen messingenen oder silbernen Ringen verziert; die Lippen werden blau, die Hände mit Hennah roth gefärbt; das Haar putzen besondere Künstlerinnen sorgfältig auf. Man flicht das krause Gelock zuerst in mehr als hundert dünne Zöpfchen, stärkt diese mit einer Auflösung von arabischem Gummi und vereinigt oder gruppirt sie dann zu mehr oder minder künstlichen Terrassen. Als Haarsalbe dient ganz einfach ein Gemisch von Schaffett, Rindstalg und Butter, welches die Wohlhabenderen noch mit wohlriechenden Stoffen versetzen. Diese Salbe wird so dick aufgetragen, daß erst die Sonnenhitze sie schmelzen muß. Auch den Körper reiben sich beide Geschlechter mit einer Salbe ein, welche sie Delkha nennen. Sie ist so ziemlich auf gleiche Weise wie die Haarsalbe zusammengesetzt, schützt die Haut vor dem Brüchigwerden und erhält sie gelind und geschmeidig. In vornehmen Häusern des Sudahn war es früher allgemeiner Gebrauch, jedem geehrten Gaste durch eine schöne Sklavin vor dem Schlafengehen seinen Leib mit Delkha einreiben zu lassen. Diese Fettung des Körpers hat neben ihren unverkennbaren Vortheilen, wenigstens in unseren Augen oder bezüglich Nasen, unverkennbare Nachtheile: sie wird bald ranzig und steigert den unangenehmen Geruch, welchen alle dunkle Völkerschaften von Haus aus haben, zuweilen in's Unerträgliche. —

Charakter und Sitten der Sudahnesen haben seit der Unterjochung des Landes viel von ihrem eigenthümlichen Gepräge verloren; vollständig umgewandelt aber sind sie deshalb noch nicht. Der Charakter der Sudahnesen unserer Tage ist der aller halbwilden, aber doch durch eine für ihre Umstände ganz vortreffliche Glaubenslehre schon einigermaßen veredelten Völkerschaften. Wenn man die Licht- und Schattenseiten ihres Wesens mit einander vergleicht, kann man nicht lange über sie in Zweifel bleiben. Im Grunde genommen sind die Sudahnesen kerngute Menschen. Sie sind gastlich und zuvorkommend gegen den Fremden und bei aller ihrer Armuth immer bereit, einen Dürftigen zu beschenken, oder einen Hungrigen zu erquicken; sie sind ehrlich, halten das einmal gegebene Wort, bewahren ein ihnen anvertrautes Pfand besser als ihr Eigenthum; sie achten ihre Eltern und lieben ihre Kinder; sie ehren jede Meinung und lassen den Fremden glauben, reden und handeln, was und wie er will; sie sind nicht tückisch, nicht hinterlistig. Aber — die Sudahnesen lügen, betrügen und stehlen, wo sie nur können; sie sind sinnlichen Genüssen ergeben, faul, leichtsinnig, arbeitsscheu, liederlich; sie sind heftig, leicht reizbar: kurz, sie vereinigen die sonderbarsten Gegensätze in sich. Genügsam wie wenig andere Menschen, sind sie wiederum sehr ausschweifend; treu in der einen Hinsicht, sind sie untreu in einer andern. Wollten wir sie nach unseren Ansichten beurtheilen, wir müßten sie für sittlich äußerst tiefstehende Menschen erklären. Aber wir thäten Unrecht, wenn wir sie für sittenlos hielten.

Die Sudahnesen thun das Gute, weil sie von ihren Vorfahren her gewohnt sind, es zu thun, und üben das Böse, ohne eigentlich zu wissen, daß es böse ist. Ihre Begriffe von gut und böse sind ganz andere als die unsrigen. Sie entschuldigen nicht nur einen Betrug, einen Diebstahl, einen Mord, sondern sie halten ihn sogar für eine des Mannes würdige That. Jemanden zu belügen oder zu betrügen, erscheint ihnen ein Sieg der geistigen Ueberlegenheit über die Beschränktheit des Andern, ein Mord Nichts als die Befriedigung ihrer Rache oder unter Umständen auch eines Bedürfnisses. Vor der türkischen Herrschaft war die Blutrache unter ihnen üblich, und Mord und Todtschlag kamen alle Tage vor. Die Betheiligten fochten ihre Streitigkeiten unter sich selbst aus; ihre Könige bekümmerten sich wenig oder nicht um die Fehden ihrer Unterthanen. Erst unter der türkischen Herrschaft haben sie erkennen gelernt, daß Mord und Todtschlag verschiedene Dinge sind. Der Sudahnese hielt früher den Tod seines Feindes entweder für eine gerechte, wohlverdiente Strafe, oder aber für eine mit dem Raube bedingte Nothwendigkeit, welche er leicht entschuldigen zu können glaubte. Himmel und Hölle haben jenen Leuten nie den Kummer gemacht, wie uns, und eigentliche Reue über ein Verbrechen kommt bei ihnen kaum oder nicht vor. Mohammedaner dem Namen nach, kennen sie kaum die Gesetze des Islam, und glauben genug zu thun, wenn sie einigen Formeln genügen, ganz so, wie unsere Mucker auch thun, nur daß bei diesen der große Unterschied stattfindet, daß sie die Bedeutung ihres Glaubens vollständig erkannt und verstanden haben.

Die schlechten Eigenschaften der Sudahnesen sind zumeist auf Rechnung ihrer Heimat, auf die Einwirkung ihres Klimas zu setzen. Daß der braune Mann faul ist, liegt in seinen Verhältnissen: er arbeitet nur, wenn er muß. Aber er braucht so wenig und sein Vaterland ist so gesegnet mit Fruchtbarkeit und Erzeugungskraft, daß er das Wenige ohne Mühe erringt. Der Sudahnese ist liederlich, weil sein Besitzthum niemals so groß ist, daß der Verlust desselben ihn unglücklich machen könnte, weil es ihm ohne besondere Mühe rasch wieder gelingt, sich ein neues Besitzthum zu erwerben. Er ist sinnlich, weil das Klima, die Pracht der Tropen alle seine Sinne erregt; er ist ausschweifend, weil er dem augenblicklichen Genusse fröhnt, ohne schlimme Folgen desselben für möglich zu halten, oder, wenn sie wirklich eintreten, an die Ursache zu glauben. Dazu erlaubt ihm seine Glaubenslehre, sein Leben nach seiner Art und Weise zu genießen; denn in dem Ausspruche, welchen jeder Mohammedaner auf der Lippe und im Herzen trägt: „Gott ist barmherzig!" liegt eine Entschuldigung jedes Fehls. Den furchtbaren Gott, welchen die Starrgläubigen unserer Zeit den Schwachsinnigen unseres Volkes vormalen, kennen die Mohammedaner nicht: sie kennen nur einen Gott unendlicher Milde, Gnade und Barmherzigkeit. Sie meinen, daß dem reuigen Sünder auch dann noch die Pforten des Paradieses erschlossen werden, wenn die Reue im Augenblicke vor dem Sterben über ihn kommt, wenn er noch vor dem Ende bezeugt, daß er ein gläubiger Mohammedaner ist; — warum soll er sich also mit Arbeit quälen, warum mit Bußübungen: er lebt sich und seinen Freuden.

Während des Tages arbeitet der Sudahnese nur höchst wenig. Auf weichem Lagergestell liegt er in seiner Behausung und pflegt der Ruhe. Nach Sonnenuntergang beginnt das wahre Leben im Dorfe wie in der Stadt. Hier oder dort tönt die Tarabuka; im Halbkreise geschaart umsteht das junge Volk eine der Töchter des Landes und läßt sich von Terpsichore begeistern. Der ältere Mann folgt diesem verlockenden Rufe nur zeitweilig; behaglich hingestreckt, fast unbekleidet liegt er auf seinem Ankareb, eben jenem Lagergestell, und schöpft mit einer Kürbisschale sich seinen Labetrunk aus einem großen, runden, bauchigen Topfe, welcher fest in den Sand eingerieben worden ist, damit er nur steht. Dieser Topf, Burma genannt, wird mit einem angenehm säuerlich schmeckenden, äußerst geistigen Getränke gefüllt, welches entfernte Aehnlichkeit mit unserm Biere hat. Das Wohlbehagen des guten Mannes erreicht den höchsten Grad, wenn ein schönes Weib ihm die Schale füllt und er außer in der Merisa auch in den dunklen Augen seiner Hebe sich berauschen darf. Was kümmert er sich dann

um Arbeit und Mühsal der Erde, was um die Schönheit der Natur, das Leuchten der Sterne in der klaren Tropennacht, was um Allah und seinen Propheten?! Gott ist barmherzig! — er vergiebt dem Sünder, und deshalb kümmert ihn der Wahn, Sünde zu thun, nicht im Geringsten.

Genußsucht und Leichtfertigkeit ist die gemeinsame Eigenschaft aller Sudahnesen: — schließen ja doch die wegen ihrer Schönheit berühmten Frauen der Hassanie vor ihrer Heirath einen ganz besondern und sicherlich merkwürdigen Vertrag mit dem Manne ihrer Wahl; verlangen sie doch von ihm, daß er ihnen jeden dritten Tag ohne Widerrede gestatte, ihren „Keif“ oder ihr Wohlbehagen nach eignem Belieben sich zu suchen. Zwei Drittel und ein Drittel (Diltëin wu dilt) heißt dieser Vertrag, und unter jenen Stämmen ist er allgemein im Gebrauch.

So leichtfertig, freidenkend und duldsam in Glaubenssachen der Sudahnese aber auch ist, so abergläubisch zeigt er sich. Zauberer und Hexen, Menschen, welche Nachts in Hyänengestalt umherlaufen oder bei Tage in ein Nilpferd sich verwandeln, Orakelsprüche von Wahrsagerinnen, gute und böse Geister, Gespenster, der Teufel und seine höllischen Gesellen und dergleichen Bilder eines krankhaften Wahns spuken arg in dem Kopfe des braunen Natursohnes herum und lassen ihn oft genug die lächerlichsten Handlungen begehen. Er ist eben von Charakter ein Kind, welches sich bald fürchtet, wo es keine Ursache hätte, bald knabenhaft seines Muthes sich brüstet. Er ist ein Kind, welches dem Augenblicke lebt und von seinen wechselnden Eindrücken sich zu Diesem oder Jenem hinreißen läßt. Ein grenzenloser Leichtsinn und der rasch auflodernde Jähzorn sind die Ursachen seiner Laster, und Mangel an Bildung ist der Grund seiner Schwäche.

Aber dieser nach unseren Begriffen lasterhafte und schwache Halbwilde ist ein viel besserer Mensch, als derjenige Sudahnese, welcher durch Reisen oder sonstwie mit gebildeteren Völkern zusammen kam; denn von diesen bringt er keineswegs die Tugenden und Vorzüge, sondern regelmäßig die Laster und das Bewußtsein derselben mit nach Hause.

So eigenthümlich, wie der Charakter unserer Leute es ist, sind auch ihre Sitten. Es würde uns viel zu weit führen, wenn wir dieselben genauer schildern wollten. Nur einen Blick auf die eigenthümlichsten Gebräuche wollen wir hier werfen. Die Sudahnesen sind Mohammedaner und üben somit die Gebräuche aus, welche der Islam ihnen vorschreibt; aber der Glaube greift bei diesen Menschen keineswegs so in das Leben ein, wie bei anderen seiner Bekenner. Die Sudahnesen gehen ihren eigenen Weg und haben sich uralte, zum Theil heidnische Gebräuche noch treu bewahrt. Die Beschneidung der Knaben ist unter ihnen üblich; aber sie beschneiden auch die Mädchen und zwar in geradezu fürchterlicher Weise.

Mit dem fünfzehnten Jahre verheirathet sich der Knabe, mit dem dreizehnten das Mädchen; denn die Unsitte der Egypter, ihre Mädchen schon im zarten Kindesalter und lange vor der Mannbarkeit zu verehelichen, kennt der Sudahnese nicht. Wie in den anderen mohammedanischen Ländern, muß der Bräutigam seinem Schwiegervater einen Brautschatz zahlen, welcher entweder in Geld oder in Vieh bestehen kann. Fordert ein Vater zu viel für seine Tochter, so greift die Regierung ein und vereinigt das junge Liebespärchen gegen den Willen der beiden Eltern. Selten ehelicht der Mann mehr als eine Frau; doch hat fast jeder eine oder mehrere Sklavinnen nebenbei. Die Frau ist unter allen Umständen das Lastthier im Hause, der Mann der unbedingte Gewaltherrscher. Deshalb kommt es auch oft genug vor, daß eine Frau ihrem Eheherrn entflieht und zu ihren Angehörigen zurückkehrt, ganze Familien hierdurch oft in langwierige Streitigkeiten verwickelnd. Die bloßen Worte: „So wahr der Herr lebt, Weib, ich habe mich von dir geschieden,“ genügen, um ein Ehebündniß aufzulösen, doch darf der Mann nach mohammedanischem Brauche dieselbe Frau später wieder zu sich nehmen.

Ein schwer Erkrankter wird von sämmtlichen Familienmitgliedern besucht und durch das beständige Vorbeten des Glaubensbekenntnisses gepeinigt. Antwortet er auf die Worte: „Ich bezeuge, daß es keinen Gott giebt außer Gott und ich bezeuge, daß Mohammed Gottes Prophet ist,“ so ist Jedermann überzeugt, daß er als guter Muselmann stirbt. Den Tod eines Familiengliedes kündet der weibliche Theil des Hauses der ganzen Nachbarschaft durch gellendes Geheul und noch heute streut sich die Klagende Asche und Staub auf das Haupt. Dann sammeln sich die Nachbarn zur Todtenklage, und diese währt bis zu dem wenige Stunden nach dem Tode folgenden Begräbnisse fort. Abscheulich sind die Beileidsbezeugungen; die Heuchelei tritt hier noch viel deutlicher zu Tage, als bei uns zuweilen unter ähnlichen Umständen.

Das tägliche Leben des Sudahnesen zeichnet sich auch durch mancherlei merkwürdige Bräuche aus. Die gegenseitige Begrüßung erfordert eine Reihe Komplimente ohne Ende. Dann geleitet der Wirth seinen Gast in die Hütte, kauert sich mit ihm auf die eigenen Fersen nieder und läßt sobald als möglich einen großen Topf mit der so beliebten Merisa bringen, schlachtet wohl auch eine Ziege oder, wenn er es vermag, ein Schaf zu Ehren des Gastes und veranstaltet, wenn es irgend angeht, einen großen Tanz vor der Hütte. Selbst Fremde werden mit warmem Jubel in jeder Hütte aufgenommen; denn der Tag, welcher einen Gast bringt, gilt als Fest.

Die Nahrung der Sudahnesen ist überaus einfach. Für gewöhnlich besteht sie nur aus einem Mehlbrei, welcher mit Zwiebeln und mancherlei, aber meist schlechtem Gemüse vermengt wird. Das Brod wird in dünnen Scheiben auf heißen Thon- oder Eisenplatten geröstet, aber niemals durchgebacken. Die Durah d. h. die Negerhirse und der Dochhen oder das Senfkorn der Bibel sind die üblichen Getreidearten; sie werden in Wasser eingequellt und dann von Sklavinnen oder von der Hausfrau auf Steinen zerrieben. Aus diesem Getreide bereitet man auch die geistigen Getränke. —

Viel ließe sich noch erzählen von diesen Leuten, ihrem Wesen, ihren Sitten, viel von dem Leben der Europäer, Manches von dem Handel, welchen Chartum betreibt, Grauenvolles von den Slavenjagden, welche von Chartum ausgehen und hier zum Abschlusse kommen ꝛc.: — doch dafür ist hier nicht der Ort. Es genügte uns, Chartum und seine eigentlichen Bewohner zu skizziren, und, mag das Bild auch ein noch so mangelhaftes sein, seine Farben sind der Natur entlehnt, treu und wahr.

Die Kabeljauinsel St. Pierre.*)

Von den großen Besitzungen der Franzosen in Nordamerika sind diesem Volke nur zwei kleine, aber durch ihre Lage wichtige Inseln übrig geblieben: Miquelon und St. Pierre. Sie liegen am Eingange des Lorenzbusens, nicht weit von Canada, Neuschottland und Neufundland entfernt. Graf Gobineau lief Ende April 1860 mit dem kleinen Kriegsdampfer Gassendi von Brest aus, segelte an den Azoren vorüber und erreichte nach einer Fahrt von zwanzig Tagen St. Pierre.

Die Insel bietet bei der Annäherung einen keineswegs freundlichen Anblick; sie ist von einer schäumenden Brandung umtost

*) Voyage à Terre Neuve par le Comte A. de Gobineau. Paris 1861.

und erhebt sich, trüb und grau, wie das sie umgebende Meer selbst, gefärbt, nur wenig mit ihrer Felsenmasse über dasselbe. Die Annäherung ist nicht ohne Gefahr; denn während drei Viertheilen des Jahres sieht man das von gefährlichen Klippen umsäumte Eiland wegen starker Regengüsse kaum und viele Schiffe scheitern kurz vor der Landung. Um diese Gefahr so viel als möglich zu verringern, wird deshalb während dieser Zeit dort alle halbe Stunden eine Kanone gelöst, wodurch die sich nahenden Fahrzeuge gewarnt werden.

Wir trafen, sagt Gobineau, beim Landen gerade heiteres Wetter, und das mit drei Mann besetzte Lootsenboot kam uns schnell entgegen. Der Oberlootse war ein alter wettergepeitschter Seemann, der schon vier Söhne auf diesem wilden Meere verloren hatte und doch alle Tage wieder auf dasselbe hinausfuhr. Als wir auf der Rhede Anker geworfen hatten, konnten wir St. Pierre mit einem Blick überschauen. Die Häuser, welche uns gegenüber lagen, waren beinahe alle einstöckige, schwarze und verwitterte Holzgebäude, nur die Wohnung des Gouverneurs war etwas größer, doch noch immer sehr einfach ausgestattet. Dieser letzteren gegenüber liegt ein Binnenhafen, in den sich die Schiffe flüchten, wenn die Rhede wegen stürmischen Wetters unsicher wird. Zu beiden Seiten der zerstreuten Hütten befindet sich ein aus Kieseln künstlich aufgeführter Damm, auf dem man den Kabeljau trocknet. Wir sind nämlich hier ganz im Reiche dieses Fisches; ihm gehört lebend das Meer, todt das Land, ja sogar die Luft, die er mit seinem gerade nicht angenehmen Geruch erfüllt.

Das Land bietet ungemein wenig Anziehendes dar; die häßlichen, felsigen Berge sind mit einer röthlichen, trockenen Vegetationsdecke überzogen, und wo man auch den Fuß hinsetzt, überall trifft man auf wildes, zerklüftetes Gestein. Einige kriechende Krummhölzer auf den Bergen, die mit Moos und Flechten überkrustet sind, nennt man hier einen „Wald". Wenn die Natur bei der Erschaffung St. Pierres ein recht häßliches Land hervorbringen wollte, so hat sie ihren Zweck vollkommen erreicht.

Und wir waren noch während der Sommermonate hier! Im Winter wird die Existenz außerordentlich traurig. Dicke Nebel umlagern dauernd die Insel, Eisschollen verhindern den Zugang zum Hafen, und der Schnee bedeckt in dicken Lagen die Erde. Eigenthümlich aber ist der feine, trockene Schneestaub, der sich unter Wirbelwinden einstellt. Durch die feinsten Ritzen, die kleinsten Löcher an Thüren oder Fenstern dringt er in die Gebäude und bildet ein Schneehäufchen. Wenn dieser Schneestaub fällt, ist die ganze Luft wie mit fein vertheiltem Eis erfüllt; man kann keinen Schritt weit sehen, da er in die Augen eindringt; man ist wie geblendet, verliert die schneebedeckten Wege und läuft Gefahr, in den Stürmen umzukommen, wie dies auch bereits einigen Leuten geschehen ist.

Diese Unwirthlichkeit des Landes und weil man im Winter nicht fischen kann, sind der Grund, warum St. Pierre nur eine schwache bleibende Bevölkerung aufzuweisen hat, die fast nur aus Beamten und einigen hundert eingeborenen Seeleuten besteht. Diese letzteren sind fast alle Normannen und Basken, doch haben sie sich vielfach unter einander vermischt, so daß der ursprüngliche Typus nicht mehr zu erkennen ist.

Außer einigen Gemüsen wächst in den mühsam unterhaltenen Gärten der Insel fast nichts und alle Lebensmittel werden aus der Fremde zugeführt. Das Mehl kommt aus den Vereinigten Staaten, das Rindvieh aus Neu-Schottland, die Hammel von Neufundland, von wo man auch das Holz zum Häuserbau bezieht.

Gegen Ende des Winters gewinnt aber Rhede und Hafen von St. Pierre ein anderes Ansehen. Der Schneestaub hört auf zu fallen, die gegen denselben verrammelten Häuser werden geöffnet und zahlreiche Gasthöfe verschiedenen Ranges stecken ihre Schilder aus. Auf der Rhede wird es lebhaft von fremden Schiffen, welche aus fast allen französischen Seestädten, von Bayonne bis Dünkirchen, eine bunte Bevölkerung bringen, durch welche die Zahl der Einwohner bis auf zehn- oder fünfzehntausend erhöht wird. Es sind dies die Kabeljaufischer, ein eigenthümlicher, ausdauernder Menschenschlag, die sich schon durch ihre äußere Erscheinung und malerische Tracht auszeichnen. Die Stiefeln reichen bis zu den Schenkeln hinauf, den Rücken bedeckt ein Mantelkragen von Wolle oder Leinwand, die Jacken sind roth und blau oder roth und weiß, die Farbe der Beinkleider ist gewöhnlich nicht mehr zu erkennen, und der Hals steckt in einer ungeheuer großen Binde oder ist mit allerlei Tüchern und Lappen umwickelt. Auf dem Kopfe hat der Kabeljaufischer einen mächtig großen Hut oder eine blaue Wollenmütze, welche über die Ohren gezogen wird. Die Hände dieser Leute sind etwa so groß wie eine Futterschwinge, ihr Gesicht ist lederbraun und gewöhnlich mit einem vierzehn Tage alten Barte verziert. Zum Beschluß gleichsam überzieht diesen ganzen Menschen eine Schicht von Fischthran, die ihn schon von weitem durch den Geruch kenntlich macht. Uebrigens befinden sich diese Leute hier sehr wohl, und wenn sie nicht beim Fischfange beschäftigt sind, so schlendern sie, die Hände in den Hosentaschen, in ihrem schwankenden Matrosenschritte und die Pfeife im Munde, von einem Wirthshause in's andere.

Der Köder, mit dem man den Kabeljau fängt, ist entweder frisch oder gesalzen; doch scheint dieser Fisch, wenn man ihm beide Arten vorwirft, die frische Lockspeise vorzuziehen. Den Köder liefert der „Capelin", ein kleiner Fisch, der im Frühjahre, verfolgt von den Kabeljauen, an die Küsten von Neufundland kommt und hier in Masse gefangen wird. Wie wichtig dieser Fischfang ist, kann man daraus ersehen, daß jährlich für eine Million Francs allein von diesen Fischen nach St. Pierre verhandelt wird.

Wenn die Fischergoeletten mit Köder versehen sind, dann steuern sie in nordöstlicher Richtung nach den Fischbänken. Sobald der Kapitän seinen Platz zum Fischen gewählt hat legt er auf diesem stürmischen und tiefen Meere die Segel bei, und verweilt mehrere Wochen, ohne sich von der Stelle zu rühren. Die langen Fischleinen, von welchen sich wagerecht kleinere, mit Angelhaken und Köder versehene abzweigen, werden ausgeworfen und schwimmen im Meere herum. Fortwährend werden sie aufgezogen, die gefangenen Fische abgenommen und der Köder wird erneuert. Dem Kabeljau schneidet man den Kopf ab, öffnet ihn, weidet ihn aus und reißt ihn in zwei Stücke, welche aufgestapelt und eingesalzen werden.

Diese Arbeit dauert Tag und Nacht fort, so lange es überhaupt Fische zu fangen giebt. Die mit Blut und Fischthran bespritzten Matrosen haben keinen Augenblick Ruhe. Ihre Nahrung besteht bei all' der Anstrengung, welche sie aushalten, nur aus den Fischen, welche sie fangen; geistige Getränke sind wenig an Bord. Ist die Bank, auf welcher das Schiff vor Anker liegt, gerade nicht fischreich, so wagen sich die Matrosen zu dreien und vieren in kleinen Nachen weiter auf das Meer hinaus und werfen dort ihre Fangleinen aus. Oft ereignet es sich dann bei stürmischem Meere, daß sie sammt ihren kleinen Fahrzeugen zu Grunde gehen. Dafür sind aber auch diese kühnen Fischer, die den Tod fortwährend vor Augen haben, äußerst abgehärtete Seeleute. Für all' ihre Mühe und Aufopferung haben sie freilich nur geringen Lohn. Sie werden meist in Frankreich auf Rechnung der Schiffsrheder, welche den Fischfang betreiben, angeworben, und erhalten außer dem kärglichen Sold kaum die Kleider und Nahrungsmittel während der Campagne bezahlt. Trotzdem geht aus Gewohnheit und Liebe zum Abenteuern der Vater, der Sohn und wieder der Enkel als Fischer auf die Kabeljaubänke.

In der Campagna der brasilianischen Provinz Rio grande do Sul.

Von **Karl von Koseritz.**

II.

Da das Pferd dem Rio-Grandenser Manne unentbehrlicher ist als Bett, Tisch und Stuhl, die oft in Camphäusern gar nicht existiren, so ist es natürlich, daß auf die Ausschmückung desselben viel gegeben wird. Wenige nur werden unter den Rio-Grandensern sein, die, trotz der größten Armuth, nicht etwas Silber, zum wenigsten ein paar silberne Röhren über den Steigbügeln haben. Die Pferde reicherer Leute starren von Silber: die Köpfe des Sattelbocks, die Ecken der Satteldecken, die Zügel, das Gebiß, die Halfter, das ganze Kopfgeschirr, der Schwanzriem, der handbreite Brustgürtel, die Steigbügel, die oft ellenlangen Röhren über den Steigbügeln, sowie die drei bis neun Pfund schweren Sporen mit riesigen Rädern und Griff, Scheide und Bandelier des Säbels sind oft von massivem Silber, sodaß so ein Pferd für sich höchstens 100, oft nicht einmal 8 spanische Thaler werth, wohl über 4 bis 5000 Milreis Silber trägt. Für die Frauen, die größtentheils auf europäischen Damensätteln reiten, existirt derselbe Luxus im Zaumzeug, und der Schuh des Sattels ist oft von Silber. Das Rio-Grandenser Sattelzeug ist nicht nur sehr bequem und vortheilhaft für die Pferde, welche es nie aufreibt, sondern auch höchst praktisch, da es bei Tage als Reitzeug und des Nachts als Bett dient. Die Unterlage bildet eine grobe wollene Decke; über ihr liegt ein großes Stück ungegerbten Kuhfelles, über diesem eine gewirkte rothe, vierdoppelt zusammengeschlagene, feine wollene Decke mit Pitscheln, die wieder von einer großen Decke von gegerbtem Sohlenleder, mit vielen eingepreßten Figuren künstlich verziert, bedeckt wird. Auf dieser nun liegt der Sattelbock, dem ungarischen ähnlich, jedoch weniger hoch nach hinten und vorn, dessen Ränder gewöhnlich mit Silber beschlagen sind. Dieser Bock wird mittelst eines spannenbreiten Gurts von Pferdehaut festgehalten, über dem sodann einige weiße Schaffelle und eine langhaarige, künstlich bereitete schwarze wollene Decke zu liegen kommt, und endlich eine kleine gestickte Oberdecke, die wieder von einem gestickten Gurte gehalten wird. Der Lasso hängt hinten am Sattelkopfe; die Bolas (Wurfkugeln) liegen unter den Schaffellen des Sitzes; um den Hals des Pferdes liegt der lange, aus ungegerbtem Kuhfelle verfertigte Riemen (Marador), der zum Anbinden des Pferdes bestimmt ist; unter dem Zaumzeuge sieht man noch den künstlich gearbeiteten Halfter und die daran hängende Manéa, zwei durch einen Ring verbundene Riemen, die man um die Vorderfüße des Pferdes schnallt, damit es beim Stehenbleiben vor der Thür nicht fliehen kann. Am andern Sattelkopfe hängt noch gewöhnlich ein kunstreich geschnitztes und tätowirtes Trinkhorn, aus dem Horn eines Ochsen gemacht, und in der Hand trägt der Reiter die aus einer Pferdehaut geflochtene und fast immer mit Silber verzierte Peitsche, weit kürzer als unsere Reitpeitschen. Und nun der R e i t e r selbst, in seiner malerischen Landestracht! Den Stiefel schmücken jene riesigen, oft vier Pfund schweren, silbernen oder eisernen Sporen, mit Rädern von zwei bis vier Zoll Durchmesser; auf diese herab fällt die weiße, mit Stickerei verzierte Unterhose. Ein großes viereckiges Tuch von greller Farbe, meist roth oder blau, das Chiripá, ist durch die Beine hindurch geschlungen, deren freie Bewegung durch kein enges Beinkleid gehindert wird. Das Chiripá wird, an der Taille vom Tirador, einem spannenbreiten, schön gestickten Gürtel von rothem Tuch oder Leder, vorn von vier großen silbernen Knöpfen zusammengehalten und mit Geldtaschen versehen. In diesem Gürtel steckt das lange Messer mit silbernem Griff und Scheide; über ihm der Pistolengurt mit Patronenbehälter, in dem die treue Begleiterin des Rio-Grandensers, seine doppelläufige Pistole, steckt, und unter ihm hält das Bandelier den Säbel mit silberner oder neusilberner Scheide, der die Flanke des Pferdes schlägt. Ein weißes Hemd, ohne Weste, die die freie Brust beengen würde, ist von einer kurzen Jacke oder Nationalgardenrock (denn alle Rio-Grandenser sind aktive Nationalgardisten und tragen fast immer Uniform) bedeckt; ein Halstuch ist in nur leichtem Knoten um den nervigen Hals geschlungen, und über diesem Allem flattert der leichte Sommerponcho von meist grellen Farben, und giebt der Tracht ein malerisches Ansehen, während über dem Sattelkopfe der große Tuchponcho, für Regen und Kälte bestimmt, hängt. Ein solcher Poncho ist eine Art fast ganz runden Mantels mit einem Loch und Kragen in der Mitte, durch welches der Kopf gesteckt wird, und der von silbernen Ketten am Halse zusammengehalten ist. Die Tuchponchos sind gewöhnlich mit rothem Wollenzeuge gefüttert und meist blau, die anderen jedoch von leichtem Stoff und schönen Farben und mit Goldborten verbrämt, wenn sie von Offizieren getragen werden. Auf dem lockigen Rabenhaare trägt der Reiter seinen leichten Chile-Strohhut, vom Sturmriem mit goldener Quaste unter dem Kinn festgehalten, und so fliegt er, fürwahr eine romantische, malerische Erscheinung, auf seinem wilden Rosse, mit den er zusammengewachsen zu sein scheint, durch Berg und Thal dahin.

Daß die Rio-Grandenser, die Kosaken Brasiliens, so wie sie ihr Roß nie verlassen, auch die Waffen nicht ablegen, brauchen wir nicht zu wiederholen; Messer und Pistole begleiten sie stets, selbst im Haus, und auf Reisen fehlt auch der Säbel, so wie im Kriegsdienste die Lanze, die sie mit besonderer Geschicklichkeit handhaben, nie.

Tapfer wie die Löwen, muthig wie alle wahren Naturkinder, fehlt ihnen auch der edle männliche Stolz nicht, den ihnen das Bewußtsein, als freier Mann stets Waffen zu tragen, einathmet. Gutmüthig, gastfreundschaftlich und zuthulich im gewöhnlichen Leben, ist der Rio-Grandenser ein Löwe, wenn man ihn beleidigt, und große Reunionen von vielen Individuen bei öffentlichen Festen, Wettrennen ꝛc. laufen selten ohne Streitigkeiten und Blutvergießen ab. Und nun wollen wir noch den Rio-Grandenser im Familien-eben und die schönste, edelste Seite seines Charakters, die ritterliche G a s t f r e u n d s c h a f t, betrachten.

Die Häuser, selbst die reichsten, sind einfach in der Campagne von Rio Grande; und selten trifft man ein Herrenhaus, wenngleich es solche giebt, auf großen Estancias. Mit Ziegeln gedeckte Häuser werden jetzt häufiger, doch für die ärmere Klasse der Bewohnee sind die mit Stroh gedeckten Häuser die gewöhnlichen. Auf Holzstützen, mit verflochtenen und von Lehm bedeckten Zweigen verbunden, ruht das Strohdach. In der Mitte ist ein Saal mit einer Thür vorn und einer andern nach dem Hofe, auf der einen Seite das Zimmer der Eltern, auf der andern das der Töchter, — da haben wir das gewöhnliche Camphaus mit einem oder zwei kleinen Fenstern. Vorn liegt der Coral, hinten die Küche und neben ihr ein Zimmer für die Söhne des Hauses und ein anderes für Gäste, denn dieses darf selbst im ärmsten Hause nicht fehlen; an das Haus schließt sich das Gehöft an, in dem gepflanzt wird, und der Portreiro (eine geschlossene große Wiese, in der Pferde weiden können). Quellwasser und ein guter Waschplatz sind Hauptbedingungen bei der Wahl eines solchen Wohnplatzes. Und diese ärmliche Hütte ist für den ermüdeten Reisenden ein wahres Paradies, wo er schöne gastfreundliche Feen findet. Man langt an zu jeder Stunde des Tages und des Abends und bittet um Erlaubniß abzusteigen. Der freundliche Herr des Hauses in Hemdsärmeln

und Mützchen, empfängt uns mit einem kräftigen Handdruck und dem herkömmlichen: Como tem passado? Der Neger oder die Söhne, oder wenn Beides mangelt, der Hausherr satteln unser Pferd ab, geben ihm Mais und lassen es in den Potreiro laufen. Währenddem sind wir eingetreten, wo wir von den hübschen und freundlichen Töchtern des Hauses empfangen sind, die uns in der hohlen Schale (cuia) den bittern Maté oder Paraguaythee bieten, der von Hand in Hand geht und, der Indianer-Friedenspfeife gleich, von Allen der Reihe nach mit einer silbernen Röhre geschlürft wird. Man bittet den Fremden, seine Waffen abzulegen, es sich bequem zu machen; während eine Tochter in die Küche geht, das Abendmahl für den späten Gast bereiten zu lassen, bringt die andere Pantoffeln, um die Stiefeln ausziehen zu können, und noch eine andere bietet ihm die Viola (eine Art Guitarre mit klimpernden Drahtsaiten) an, und wenn er dieselbe, Unkenntniß halber, ausschlägt, so nimmt sie selbst das Instrument und singt mit anmuthiger und wohltönender Stimme dem Fremden zur Unterhaltung volksthümliche Lieder vor. Der Vater, die Mutter und die Söhne machen die Unterhaltung allgemein; man sucht aus Küche und Speisekammer das Beste hervor, um es dem Reisenden, den man nie gesehen hat und nie wieder sehen wird, vorzusetzen; alle Mitglieder der Familie scheinen nur auf der Welt zu sein, um ihm angenehm zu sein. Nach dem reichlichen Abendessen, an dem die Familie Theil nimmt, räumt man ihm das beste Bett ein; am andern Morgen ladet man ihn ein, noch dazubleiben, und wenn er es ausschlägt, so läßt man ihn nicht ziehen, ohne ihn zum Frühstück genöthigt zu haben, und auf sein bereits gesatteltes Pferd steigend nimmt er Abschied und würde die Leute tödtlich beleidigen, wenn er ihnen anders was als seinen Dank böte.

Das ist die Gastfreundschaft der armen Rio-Grandenser; daß die der reichen ebenso herzlich und noch viel großartiger ist, brauchen wir nicht hinzuzufügen.

Diese patriarchalische Gastfreundschaft, verbunden mit dem offenen ritterlichen Wesen der Rio-Grandenser, ist der hauptsächliche Reiz des Camplebens, und welches Volk thut es ihm gleich in dieser Beziehung? Keins auf der ganzen weiten Erde.

Das Hausgeräth, selbst in reicheren Häusern, ist arm und wenig. Ein Tisch, einige Bänke, ein großer Wasserbehälter und einige Koffer machen das Meublement des Wohnzimmers aus; an den Wänden hängen Zaumzeuge, Jagdflinten und die klassische Viola, mit hübschen Bändern geschmückt. In dem Schlafzimmer einige einfache selbstgezimmerte Bettstellen, mit Stroh oder Wollmatratzen, reinlichen Betttüchern und wollenen Decken; an der Wand in armen Häusern einige Heiligenbilder ohne Rahmen, in vornehmen ein kleines Oratorium mit Figuren von Heiligen, vermischt mit allerhand Flaschen und Büscheln medicinischer Kräuter, die da hängen, das ist Alles, was man sieht. Bei all' der Aermlichkeit jedoch herrscht überall eine unendliche Reinlichkeit, denn diese ist die conditio sine qua non des brasilianischen Haushalts; ich glaube nicht, daß es noch irgendwo in der Welt(?!) ein so skrupulös reinliches Volk giebt. Die Nahrung kann arm sein, ist aber immer sauber bereitet und wohlschmeckend. Das Fleisch, frisch oder gesalzen, mit den klassischen schwarzen Bohnen, ist das Hauptgericht. Selbst in reichen Häusern ist die Nahrung in der Campagne einfach. Des Morgens früh Maté mit Brot und hiesigem etwas sehr trockenem Käse; um 10 bis 11 Uhr Frühstück mit gekochtem Fleisch, schwarzen Bohnen mit Speck und Xarque (gesalzenem Fleisch) und Cluisca (d. h der Hülle entledigte und in Wasser gekochte Maiskörner) mit Milch; sodann Kaffee. Um 4 oder 5 Uhr kommt das Mittags- oder eher Abendbrot mit denselben Bestandtheilen, und am Abend trinkt man wieder Maté oder Kaffee. Kommt ein Fremder, so schlachtet man ein Huhn und kocht es mit Reis, oder schmort Linguiza, eine Art von Wurst, recht wohlschmeckend, mit Eiern. Und so lebt der Reiche wie der Arme in der Campagne. Fleisch fehlt nie, und Bohnen und Mais erntet Jeder so viel wie er braucht, aber auch nicht mehr. Dies ist der Grund der so oft gerügten Faulheit der Rio-Grandenser, und man mag nicht unrecht haben. Die Behandlung des Viehes macht, wie wir oben bewiesen haben, wenig Arbeit; ein Tag per Woche ist hierzu hinreichend, selbst auf großen Estancias. Um Bohnen, Weizen und Mais für seinen Hausbedarf zu pflanzen und zwei Mal im Jahre zu ernten, sind wenige Wochen Arbeit hinreichend, und da der Rio-Grandenser grundsätzlich nicht mehr als das, was er gerade braucht, pflanzt, so bleibt er den größten Theil des Jahres müssig, reitet auf Besuch, bekommt solchen, raucht seine Strohcigarre, trinkt Maté, schaukelt sich in seiner Hängematte und klimpert auf der Viola, oder spielt Solo oder Hazardspiele, denn Spieler sind fast alle diese freien Söhne der Natur.*)

Daraus muß man aber nicht abnehmen, daß der Rio-Grandenser nicht fix arbeiten könne, — oh nein, wenn es noth thut, so arbeitet er eben so tüchtig wie jedweder Andere. Die reiche üppige Natur seines Landes giebt ihm fast ohne Arbeit Alles, was er braucht, und da seine Ansprüche an's Leben sehr bescheiden sind und er im Allgemeinen von uneigennützigem und indolentem Charakter ist, sucht er nur eben das Nothwendige zu haben, und zieht es vor, den Rest der Zeit seinen Neigungen nach in Ruhe und Unterhaltung zuzubringen.

Sein Ackerbau sieht seinem Leben ähnlich. Im Frühjahre wirft er mit der Hacke oder einem groben, von Ochsen gezogenen Pflug etwas Land um, oder haut mit der Axt im Wald eine Strecke Bäume nieder und brennt die kleinen Auswüchse ab, um das so bereitete Feld mit Mais, Bohnen, Weizen, großen süßen Kartoffeln, Kürbissen und Wassermelonen zu besäen. Nach der Saat überläßt er Gott den Erfolg und bekümmert sich bis zur Ernte nicht wieder darum; höchstens schießt er einige wilde Schweine oder Catoritas und Papageien, die ihm dieselbe verheeren wollen. Aber die üppige, fruchtbare Natur seines Landes ist so wunderreich, daß er auch nichts weiter zu thun braucht, um zu leben.

Die Frauen besorgen den Haushalt, nähen, waschen, sticken und bereiten sehr delikate Backwerke; die Rio-Grandenserinnen der Campagne sind arbeitsam, nähen alle sehr gut, machen viele feine Arbeit (crochet, curo, durchbrochene Stickerei, picado &c.) und zeichnen sich vor Allem durch ihre natürliche und einfache Eleganz, gute Manieren und große Reinlichkeit aus.

Zweierlei sind die hauptsächlichsten Vergnügungen der Campagne: der Ball und die Wettrennen. Die Bälle finden oft in den verschiedenen Häusern statt. Fünf bis zehn Familien kommen dort zusammen; man schlachtet ein Stück Vieh, kauft Wein und Branntwein, bereitet einiges Backwerk und eingemachte Früchte, was die Frauen ausgezeichnet verstehen, und einer der Chevaliers galants nimmt die Viola, auf der er den klassischen Fandango mit seinen Variationen, als anú, tatú &c. klimpert, und nun beginnt der allgemeine und höchst graziöse Nationaltanz, einer Quadrille nicht unähnlich, doch mit gewissen charakteristischen, dem spanischen Bolero entlehnten Figuren.

Ein solcher Fandango, von den jungen schönen Männern und den üppigen, reizenden, jungen Mädchen der Provinz ausgeführt, ist ein gar schöner Ablick — da strahlen alle Blicke Lust und Vergnügen; die Wangen glühen, die Busen fliegen und die einfachen, ungekünstelten Kinder der Natur verbergen den Reiz des Tanzes nicht unter der ceremoniösen Kälte unseres Kontretanzes. Hier ist Alles Lust, Anmuth und Freiheit. So tanzen die jungen Leute Nächte hindurch, während die Alten sich am Spieltische vergnügen und die Frauen plaudern.

Die Wettrennen finden oft statt und die Wetten sind bedeutend, oft von 3 bis 400 Unzen Gold, ohne die Nebenwetten zu rechnen. Dieselbe finden ohne Hindernisse und auf einem ebenen Plane von unabsehbarer Länge, je nach der Kraft der Pferde, statt. Die zum

*) Bei aller „Ritterlichkeit" sind die Riograndenser Viehhirten doch nur Halbbarbaren und ohne Kulturwerth; sie stecken träg im Naturalismus und sind geistig durchaus unfruchtbar. A.

Rennen bestimmten Pferde werden vorher einige Tage hindurch vorbereitet und durch wenig Nahrung leichtfüßig gemacht. Von zwei ausgezeichneten Reitern, in Hemdsärmeln und mit einem Tuch um den Kopf gewunden, werden sie ohne Sattel, ja ohne Decke bestiegen, und nun fliegen diese kühnen Reiter in rasendem Galopp dahin, wobei sie noch suchen, einer den andern vom Pferde zu werfen, was erlaubt ist und worin gerade die wahre Kunst des Wettrennens besteht. Daß es hierbei nicht ohne Schaden und oft genug mit dem Verluste des Lebens abgeht, brauche ich nicht zu sagen, das versteht sich von selbst. Solchen Wettrennen wohnen stets viele Männer, Frauen und Kinder bei, und wie es natürlich ist, folgen dem Hauptrennen noch viele andere kleine, so daß das Fest oft mehrere Tage lang dauert.

Und hiermit wollen wir für heute der Campagne von Rio Grande mit ihren trefflichen, ritterlichen Bewohnern und reizenden Töchtern Adieu sagen.

Ethnologische Beiträge.

I.

Wir werden unter dieser Ueberschrift in zwangloser Weise eine Reihe von Mittheilungen über ethnologische und anthropologische Gegenstände bringen. Die Ethnologie wird immer wichtiger und gestaltet sich nach und nach zu einer Wissenschaft, welche die Bande bloßer Empirie abstreift und für welche bereits viele neue Gesichtspunkte und Grundlagen gewonnen worden sind. An einem andern Orte haben wir geäußert, es könne keinem Zweifel unterliegen, daß die Völkerkunde weit mehr als bis jetzt der Fall gewesen, zur Grundlage auch der Staatswissenschaft werden müsse. Durch sie werden sich in der Politik, im Staatsleben der Völker, manche Ausgleichungen erzielen lassen, nach welchen man bis jetzt vergeblich gesucht hat. Die Ethnologie mit ihren Lehren ist eine unerbittliche Feindin der Phrase und der abstrakten Allgemeinheiten.

Sie zieht die anthropologische Anlage, die wesentliche und innere Anlage und Naturbegabung der verschiedenen großen Menschenstämme, Gruppen und Familien, genau in Erwägung und faßt deren physische und psychische Begabung in's Auge. Der Ethnolog begreift die verschiedenen Civilisationen und Kulturen in ihrem eigentlichen Wesen, in ihrer Berechtigung; er versteht, von Innen heraus, den Gang ihrer Entwickelung, der allemal durch eine tiefe anthropologische und ethnische Anlage bedingt wird. Der Ethnolog weiß ferner, daß der Grad der Kulturfähigkeit und Kulturmöglichkeit nicht etwa allerwärts und bei allen Gruppen und Familien dieselbe ist, sondern daß er uns von Anbeginn der Geschichte in einer großen Menge von Abstufungen entgegentritt, die nicht ein Ergebniß des Zufalles sind; denn die verschiedenen großen Gruppen der „Menschheit" haben sehr verschiedene Kulturwerthe, und es kommt darauf an, deren Wesen und Eigenart zu verstehen. Mit abstrakten Formeln, mit dem „Mensch ist Mensch; ein Mensch ist so gut wie der andere", überhaupt mit Allgemeinheiten wird nichts erklärt.

Als Thatsache steht fest, daß die verschiedenen großen Gruppen in ihrem innern und vielfach auch in ihrem äußern Wesen sich gleich bleiben und im Fortgange von Jahrhunderten und Jahrtausenden nur schwache Modifikationen erfahren. Sie bilden Gegensätze, welche durch die „Civilisation" nicht beseitigt werden können, weil dieselbe innere, ein- und angeborene Anlagen zu beseitigen unvermögend ist. Das eigentliche Grundwesen, die psychische Anlage und Begabung kann sie nicht umgestalten; die Civilisation ist ohnmächtig gegenüber Dem, was von der Natur einmal als immanent gegeben ist und was dieselbe permanent behauptet und behaupten will. Die Natur ist beharrlich und läßt sich keinen Zwang anthun. Es ist nicht etwa Zufall, daß durch Mischung verschiedener Rassen sich keine konstanten Mischlingsvarietäten bilden lassen; nicht Zufall, daß die verschiedenen großen „Rassen" nicht zu einer allen Menschen gemeinsamen Urform werden wollen oder können, und daß tief im Innersten liegende Anziehungen und Abstoßungen vorhanden sind, die sich niemals beseitigen oder völlig besiegen lassen.

Diese Umstände sind von uns schon mehrfach im Globus angedeutet worden und werden gelegentlich eine weitere Erörterung finden. Wir beginnen nun unsere Beiträge, indem wir die Ansichten mittheilen, welche ein ausgezeichneter Mann, J. Crawfurd, Vorsitzender der Londoner ethnologischen Gesellschaft, in der Januarsitzung dieses Gelehrtenvereins aussprach. Er redete „Ueber die Mischung der Rassen und wie weit dieselbe von Einfluß auf Fortschritt und Civilisation ist."

Er erörterte die Verhältnisse Afrikas. Der schmale Streifen fruchtbaren Landes zwischen der großen Wüste und dem Atlasgebirge, von welchem manche Gefließe herabkommen, hat fruchtbaren Boden und manche Aehnlichkeit mit dem südlichsten Europa. Die ursprünglichen Bewohner haben im Vergleich zu anderen Afrikanern eine helle Hautfarbe und reden eine Sprache, die von allen anderen verschieden ist. Man bezeichnet diese Menschen als Berbern oder Kabaylen. Diese Rasse ist ganz offenbar eine besondere, eigenartige, von anderen verschiedene, aber im Allgemeinen mehr europäisch als afrikanisch. Trotz des Klimas und fruchtbaren Bodens haben die Menschen der Berberrasse, also Libyer, Numider und Mauritanier(?), sich niemals so weit zur Civilisation und Kraft erhoben, daß sie es bis zur Bildung eines einheitlichen, mächtigen Staates gebracht hätten. Sie konnten weder ihre Unabhängigkeit behaupten, noch Fremden die Ansiedelung verwehren. Seit dreißig Jahrhunderten findet bei ihnen eine Vermischung mit Völkern anderer Abstammung statt; sie geschah mit Phöniziern und Griechen, welche dort Kolonien hatten; mit Römern, welche 600 Jahre lang Beherrscher Nordafrikas waren; mit Vandalen, also Menschen germanischer Abkunft, welche ein Jahrhundert lang in einem Theile Nordafrikas geboten; mit Byzantinern und endlich mit Arabern, die nun seit etwa 700 Jahren im Lande sind. Dazu sind noch Türken und Franzosen gekommen.

Die Einwirkung des arabischen Elements ist am stärksten gewesen und am tiefsten eingedrungen. In den meisten offenen, zugängigen und fruchtbarsten Landestheilen ist die arabische Zunge vorwaltend geworden; wir finden in den Städten und auf dem platten Land eine Mischlingsbevölkerung, zu welcher auch die aus Spanien vertriebenen Mauren einen starken Beitrag geliefert haben. Aber man darf annehmen, daß, trotz aller dieser fremden Zuthaten, das Element der Ureingebornen noch heute vorherrscht, und daß die Bewohner der Berberei nicht gerade wesentlich von den alten Numidern und Mauritaniern abweichen. Sicher bleibt, daß von griechischem, italienischem und germanischem Blute keine Spuren mehr vorhanden sind (— höchstens die blauen Augen bei

einzelnen Kabaylen —); es ist im berberischen und arabischen verschwommen.

Ein Umstand verdient hervorgehoben zu werden. Auf der pyrenäischen Halbinsel vermischte sich das Blut der Araber mit dem spanischen, und dort erreichten sie einen höhern Grad von Civilisation, als in ihrem eigenen oder in irgend einem fremden Lande. In Afrika dagegen, wo sie sich mit berberisch-mauritanischem Blute vermischten, sind sie Halbbarbaren. Das Letztere ist nicht die Folge des Bodens oder Klimas; denn Südspanien und Nordafrika weichen in dieser Beziehung nicht sehr weit von einander ab.

In Aegypten haben einheimisches und fremdes Blut sich ausgedehnter und in größerer Menge mit einander gemischt, als sonst irgendwo. Die ältesten Urbewohner bildeten einen besondern Schlag, der in physischer und geistiger Hinsicht von allen anderen sich unterschied, auch von den benachbarten Phöniziern und Arabern. Begünstigt durch die eigenthümliche Beschaffenheit ihres Landes, erreichten die Aegypter schon in sehr früher Zeit eine hohe materielle Civilisation. Thomas Buckle wollte diese frühe Civilisation der Aegypter daraus herleiten, daß ihr Land Datteln hervorbringe. Das ist aber eine wilde, durchaus grundlose Annahme; denn die Thatsache steht fest, daß kein vorzugsweise von Früchten und Wurzeln und von mehlhaltigem Marke der Bäume sich nährendes Volk jemals eine auch nur mäßige Civilisationsstufe erreicht habe. Kein Volk, welchem Getreide fehlte, hat die Schreibekunst erfunden. In den gemäßigten Regionen der alten Welt steht Weizen in erster Reihe, in den heißen Gegenden Asiens der Reis, in Amerika der Mais.

Die Civilisation der Aegypter war von schwächlichem Wesen, ihre Regierung ganz despotisch, ihr Aberglaube von so verächtlicher Art, daß die doch sonst ziemlich toleranten Römer ihn nicht duldeten. Die Aegypter vergeudeten ihre Energie im Erbauen gewaltiger Gräber und Tempel für namenlose Könige und vergötterte Ochsen. Ihnen fehlte der Muth, sich selbst zu vertheidigen, und ihr Reichthum zog fremde Eroberer herbei. Die Aegypter ihrerseits unterjochten nur arme Völker in ihrer Nachbarschaft, und selbst ein so wenig zahlreiches Volk wie die Juden konnten ihnen Trotz bieten und aus der Knechtschaft entrinnen, sobald sie einen tüchtigen Führer bekamen.

In Folge der mannichfachen Eroberungen fand eine große Blutvermischung statt. Den Ueberlieferungen der Aegypter zufolge wurden sie von Nomadenvölkern bezwungen und regiert, etwa wie die Chinesen von den Tataren. Späterhin kamen die Perser, etwa 100 Jahre, dann auf ungefähr 300 Jahre Griechen, nachher folgte, unter verschiedenen Gestalten, die römische Herrschaft 700 Jahre lang. Griechen und Römer unterwarfen Aegypten mit geringerer Mühe als in unseren Tagen die Engländer Hindustan, und sie regierten Aegypten in ähnlicher Weise, wie die Engländer Indien regieren. Auch die Araber wurden mit leichter Mühe Herren des Landes; Aegypten lag gleichsam vor ihrer Thür, und mohammedanische Fanatiker spielten in Aegypten etwa eine Rolle wie die sächsischen Eroberer in Britannien. Sie vermischten sich mit den Landesbewohnern und verschafften ihrer Sprache und ihren Einrichtung Geltung.

Die Herrschaft der Araber dauert eigentlich heute noch, denn jene der Türken und Mameluken ist eigentlich nur als eine Modification derselben zu betrachten. Sie ist nun etwa 1200 Jahre alt. Die Masse des Volkes im heutigen Aegypten ist unwissend und geknechtet, aber kräftig und arbeitsam. Die Fellahs, das Produkt der Mischungen, sind schwarzhaarige Leute mit gelber Hautfarbe und geistig wie leiblich wohl nicht sehr von den Unterthanen der alten Pharaonen verschieden (?); arabische Zukömmlinge haben wohl allezeit in Aegypten gelebt. Die Kopten, deren Anzahl nicht beträchtlich ist, haben die Religion, welche sie in den Römerzeiten annahmen, und sprechen die nun allerdings vielfach verderbte und veränderte Sprache ihrer altägyptischen Vorfahren.

Die Neger. Bei Menschenstämmen, die auf einer niedrigen Entwickelungsstufe sich befinden, scheint eine Antipathie vorhanden zu sein, sich mit anderen Racen zu vermischen, ähnlich wie bei niederen Thieren, welche in wildem Zustande sich nicht einmal mit sehr nahe verwandten Species vermischen, während sie das in gezähmtem Zustande allerdings thun. Hottentotten und Kaffern vermischen sich nicht mit einander; auch giebt es, wie Crawfurd meint, keine Kreuzung zwischen Kaffern und Negern, Somali oder Galla. Es ist wahrscheinlich, daß unter der weit verbreiteten Menschengruppe, welche man als jene der Neger bezeichnet, mindestens eben so große Verschiedenheiten stattfinden, wie unter den Europäern. In Afrika selbst halten sich die verschiedenen Stämme ziemlich entfernt von einander; wenn aber die Neger nach anderen Ländern übersiedelt werden, z. B. nach Amerika, dann vermischen sie sich, und es entsteht eine Masse, in welcher die früheren Individualitäten nicht mehr heraus zu kennen sind.

Die Araber haben sich vielfach mit Negern vermischt. Vermittelst des Monsuns hat die Schifffahrt von Arabien nach Ostafrika keine Schwierigkeiten, und arabische Ansiedelungen auf dieser ostafrikanischen Küste reichen in eine sehr hohe Zeit hinauf. Seit dem Anbeginne des Islam wurden sie zahlreicher. Alljährlich fahren mit dem Nordostmonsun Tausende von Arabern hinüber; ein Theil kehrt mit dem Südwestmonsun wieder zurück, aber viele bleiben auch in Afrika. Die Nachkommen derselben sind zwar auch, nachdem Mischung mit Negern stattgefunden hat, immer noch kenntlich, aber die Mehrheit der Schwarzen, unter welchen sie leben, übt einen bedeutenden Einfluß; denn diese Mischlinge lassen allmälig die arabische Sprache fallen und bedienen sich im Verkehr einer afrikanischen (— zumeist reden sie das Suaheli —). Etwas Aehnliches sehen wir in Persien und Indien; in dem erstern Lande ist, trotz der Eroberung durch Araber, die Sprache der Letzteren eben so wenig herrschend geworden, wie das Persische in Indien.

Der arabische Einfluß hat auf die Neger in Afrika einen wohlthätigen Einfluß geübt; da, wo er sich zeigt, sind die Schwarzen einigermaßen vermenschlicht worden. Wo der Mohammedanismus zur Geltung kommt, verschwinden wenigstens Menschenopfer und Kannibalismus, welche in Westafrika so allgemein im Schwange gehen. Arabisches Blut ist das einzige, welches in Afrika einen merklichen Einfluß auf die Negervölker gehabt hat, aber er erstreckt sich doch immer nur auf einen geringen Theil der Neger. Die weitaus überwiegende Masse derselben befindet sich auch heute noch in demselben Zustande äußerster Barbarei, durch welchen sie sich von Anbeginn kennzeichnet. Ein Neger ist Sklav des Andern, Alle sind Sklaven jedes beliebigen Fremden, welcher Macht genug besitzt, sie zu unterwerfen. —

An diese Bemerkungen Crawfurd's knüpften sich in der ethnologischen Gesellschaft eine lebhafte Erörterung. Dr. Sandwirth sprach über die Einwirkungen des Klimas; er machte die offenbar sehr richtige Bemerkung, daß den verschiedenen großen Menschengruppen auch verschiedene Klimate entsprächen, in denen allein sie ganz und völlig ihrer Anlage und Beschaffenheit gemäß gediehen. Wenn sie aus den für sie geeigneten Klimaten in andere Klimate versetzt werden, so findet bei ihnen nicht etwa eine dem erstern entsprechende Umwandlung statt, sie gewöhnen sich nicht etwa in dasselbe ein. Es giebt eben Klimate, in denen Menschengruppen, welche ursprünglich anderen Klimaten angehören, nicht gedeihen und in welchen sie auf die Dauer sich nicht halten können. „Die Engländer in Indien liefern den Beweis dafür, daß eine Rasse ausstirbt, wenn sie in ein ganz verschiedenes Klima kommt; es giebt keine Enkel von Engländern, welche Generationen lang in Indien gewohnt haben."

Wir haben im Globus mehrfach Andeutungen über diesen Satz gegeben und ihn in die Formel gefaßt, daß der Mensch kein

Kosmopolitsei. Sandwirth's Bemerkungen gelten aber nicht von ganz Indien, z. B. nicht von den höher gelegenen Gegenden, also nicht von den Nilgherris oder den Vorbergen des Himalaya, wohl aber von der bengalischen Tiefebene. Sandwirth hätte noch hervorheben können, daß in Bengalen die dort gezeugten englischen Kinder selten über zehn Jahre alt werden; man bringt sie deshalb, wenn sie sieben oder acht Jahre alt sind, nach Europa oder in eine gebirgige Gegend; erst wenn die Periode des Mannbarwerdens überstanden ist, können sie ohne Gefahr in die heiße Region zurückkehren. Wir geben einen weitern Beleg. In den südafrikanischen Besitzungen Portugals, sowohl in Angola und Benguela an der Westküste, wie in Mosambik an der Ostküste, giebt es kein Beispiel von einer portugiesischen Familie, welche sich auch nur bis auf die dritte Generation gebracht hätte.

Für vollkommen richtig halten wir auch die Bemerkung des Herrn Christie: „Aus den Blutvermischungen der großen Rassen kommt durchgängig ein verschlechtertes Produkt hervor. Es giebt bestimmte Zonen, welche bestimmten Menschengruppen von der Natur angewiesen sind."

Dr. Siemens hob Folgendes hervor: Die Frauen üben einen großen Einfluß. Wenn Eroberer in ein Land kommen und einheimische Frauen heirathen, dann lernen die Kinder vorzugsweise die Sprache der Mutter und nehmen Landessitten an. Bringen aber Eroberer und Einwanderer ihre Frauen mit, dann bewahren sie ihre Sprache und Civilisation.

Der alte Jahn hat das einmal mit der Formel ausgedrückt: „Es muttert sich bei Kindern viel mehr als daß es sich vatert."

Oeffentliche Zustände in den Ländern am La Plata-Strom.

Allgemeine Verhältnisse in den argentinischen Republiken. — Kein Fortschritt. — Zur Kennzeichnung der Verhältnisse im Innern. — Gauchowirthschaft. — Die Kämpfe mit den Indianern. —

Buenos Ayres, 10. December 1862.*)

Die argentinischen Republiken wären so recht dazu geeignet, eines der glücklichsten Länder der Erde zu werden, aber sie sind noch immer weit entfernt davon. Die gütige Natur hat ihnen nichts versagt, die Menschen verstehen jedoch diese Vortheile und diesen reichen Segen nicht zu benutzen. Fast alle ehemals spanischen Kolonien schleppen das Unglück mit sich herum; es ist als sei ihnen dasselbe an die Fersen mit ehernen Klammern geheftet. Hier in den Regionen am La Plata haben sie nun Meeresküste, schiffbare Riesenströme, auf denen man tausend Stunden landeinwärts fahren kann, fruchtbaren Boden, gesundes Klima, politische Unabhängigkeit, und mit allen diesen Geschenken Gottes wissen sie rein gar nichts anzufangen. An einzelnen gebildeten und trefflichen Leuten ist kein Mangel; diese begreifen auch recht wohl, wo es fehlt und worin die Ursache des vielen Jammers liegt; sie mühen sich ab, zu helfen und zu bessern, so viel sie ihrerseits können, aber sie haben eine Riesenarbeit vor sich. Wie wollen sie der allgemeinen Verwilderung steuern, wie die Rohheit der Gauchos bändigen, die Eifersüchtelei zwischen den verschiedenen Provinzen niederhalten, dem Ehrgeize herrschsüchtiger Soldaten Schranken setzen?

Aus dem großen Bürgerkriege sind wir vorerst und bis auf Weiteres heraus. Buenos Ayres hat gesiegt und hier am Orte bemerkt man nicht viel von den zerrütteten Verhältnissen, von denen das Innere heimgesucht wird. Ich will Ihren Lesern einige Schilderungen geben, welche ein Schlaglicht auf die Zustände werfen. Während die ganze Welt fortschreitet, sind unsere Provinzen mehr und mehr zurückgekommen. Die Schuld fällt lediglich auf das Volk selbst, auf die Gauchowirthschaft, welche nicht genug bekommen kann an Bürgerkriegen und Provinzialfehden, und damit den wilden Indianern Thor und Thür öffnet. Diese unbändigen Reiter sind eben jetzt eine ärgere Geißel als je zuvor; allemal, wenn die Weißen sich untereinander zerfleischen, kommen die Wilden oben auf und haben freien und weiten Spielraum. —

Heute ist das Land weit und breit verwüstet. Die kleinen Ortschaften auf dem platten Lande sind verheert und ausgeraubt, zum Theil auch ausgemordet worden, und zwar eben sowohl durch Weiße wie durch Braune. Antried und Aufschwung sucht man vergeblich. Jetzt, bei der europäischen Baumwollennoth, haben wir eine Cottonmanie, und Jeder möchte Baumwolle bauen. Auch ist es Thatsache, daß weite Landstrecken sich ganz ausgezeichnet dazu eignen, daß man keine faulen Neger braucht, sondern daß weiße Leute in diesem glücklichen Klima, ohne Nachtheil für ihre Gesundheit, Baumwolle bauen können. Haben sie es früher doch schon mit Erfolg gethan. Einst blühte der Baumwollenbau in der Provinz Catamarca und lieferte den Bedarf für das ganze Land; jetzt sind Gutsbesitzer von dort hierher gekommen, um sich Samen zu holen, denn in Catamarca ist keine Baumwollenstaude mehr; man weiß nicht einmal, wie sie aussieht!

In der Stadt Córdova befand sich einst eine Universität, die berühmteste in ganz Südamerika; sie ist so verfallen, daß ich sie nicht einmal mit einem deutschen Untergymnasium vergleichen möchte.

Santa Fé, eine vormals so wichtige Stadt, fällt fast in Trümmer. Die trägen Bewohner haben keine Uferkaien gebaut, und so ist es gekommen, daß der Rio Salado Straßen und Kirchen unterwühlt und in seine Fluten hineingerissen hat. Während die Santafecinos sich in den grimmigen Bürgerkrieg gemischt hatten, stürmten die wilden Indianer aus dem Gran Chaco heran und ritten, mordend und plündernd, bis auf den Marktplatz der Stadt.

Mendoza ist seit dem Erdbeben ein Trümmerhaufen; man hat auf der alten Stelle hölzerne Häuser aufgeführt; aber von Aufblühen der Stadt kann keine Rede mehr sein, denn ihre Lage befindet sich recht eigentlich in einem Erdbebenfocus.

Rosario, der Hafen oberhalb unserer Stadt, gleichfalls am rechten Ufer des Stromes, sollte während der Trennung zwischen Buenos Ayres und den übrigen Provinzen durch künstliche Mittel, z. B. Differentialzölle, zu einem großen Handelsplatze hinaufgeschraubt werden. Nun ist es in seine frühere Unbedeutendheit zurückversunken, wie Paraná (La Bajada del Parana), die Hauptstadt der Conföderation während der Trennung; man hat neulich Parana mit den Ruinen von Balbek in Syrien verglichen.

Aber wir haben doch „Fortschritt"; er ist freilich von ganz eigenthümlicher Art. In der Erdbebenstadt Mendoza hat sich ein Club del Progreso gebildet; dem Programm gemäß läuft sein Hauptzweck darauf hinaus — Bälle zu geben! Die dort erscheinende Zeitung „Tupungato" füllt ihre Spalten mit Beschreibung von Tanzvergnügungen, die in Maypu, in Mendoza und an anderen Orten abgehalten werden. Als man am 19. November eben sich lustig im Reigen drehte, kam wieder einmal ein Erdstoß, der heftigste seit dem großen Erdbeben. Aber man gewöhnt sich

*) Besten Dank! Mir schon am 21. Januar zugekommen. Ich bitte um fernere Mittheilungen. A.

an Alles, der Ball nahm trotzdem seinen Fortgang. Ein wirklicher Fortschritt wäre es aber, wenn der Plan eines Herrn Sauze, eine regelmäßige Postverbindung mit Chile über den Uspallata-Paß herzustellen, nicht blos Projekt bliebe. Mendoza soll dafür den Ausgangspunkt bilden.

In den oberen Provinzen sieht es noch ganz besonders unruhig aus. In der Stadt Catamarca treibt sich eine Bande verwegener Gesellen umher. Neulich machten sie sich das Vergnügen, eine Menge Kugeln in den Gouvernementspalast zu schießen, während Seine Excellenz eben bei Tische saß. Als die Nationalgarde aufgerufen wurde, entfernten sich die Missethäter und zogen auf das flache Land. Von Seiten des Gouverneurs ist ihnen kund gethan worden, daß man sie im Betretungsfalle „lynchen" werde. Dieses Yankeewort hat sich hier zu Lande eingebürgert. In Cordova treiben sich auch Gauchobanden umher, rauben, bringen den Ertrag ihrer Plünderungen in die Stadt zum Verkauf, und Niemand wagt sie anzutasten. Es ist gewiß recht löblich, daß man in Cordova ein topographisches Bureau einrichtet, aber die öffentliche Sicherheit ist doch noch werthvoller.

In La Rioja sieht es auch unruhig aus. Die Leute dort haben den Commissarius der Bundesregierung beim Kragen genommen und eingesperrt; sie sagen, er sei ein Verschwörer.

In der Provinz San Juan sucht alle Welt nach neuen Silbergruben, und das ist wenigstens harmlos; eben so die Cottonmanie in Santiago del Estero, wo man endlich daran denkt, einmal ernstlich zu probiren, ob der Rio Dulce schiffbar sei. Dreihundert Jahre vergingen, ehe Spanier und Gauchos auch nur daran dachten, einen Kahn auf den Rio Salado zu bringen; da kamen 1856 die Nordamerikaner, und siehe da, sie dampften diesen Strom dritthalbhundert Stunden weit hinauf. Die Fremden erst mußten erscheinen, um eine so treffliche Wasserstraße, welche bis hoch in die inneren Provinzen hineinführt, zu entdecken. Ueberhaupt ist Alles, was wirklich für Fortschritt gelten kann, hier zu Lande von Fremden angeregt und durchgeführt worden.

Hätten unsere Argentiner nur den hundertsten Theil von Blut und Energie, welche sie in den unaufhörlichen Bürgerkriegen vergeudeten, daran gesetzt, die Indianer zu Paaren zu treiben, so wären diese Söhne der Wildniß längst entweder völlig ausgerottet, oder doch derart gezüchtigt und zurückgedrängt, daß sie nicht mehr lästig fallen könnten. Jetzt aber sind die braunen Männer der Pampas eine wahre Geißel für das ganze Land. Durch sie ist die sichere Verbindung zwischen den einzelnen Provinzen unterbrochen; jeder Indianer ist der geschworene Todfeind des Weißen, und bis jetzt hat man diese wilden Stämme nicht mit Erfolg züchtigen können. Sie sind die Beduinen von Südamerika. Sie stürmen über unsere Grenzen herein, treiben Viehherden weg und morden, wo sie können. Wir in unserer Provinz Buenos Ayres haben allerdings eine Grenzlinie gezogen, einen bewaffneten Kordon, aber die Grenze ist zu weit ausgedehnt und die braunen Reiter durchbrechen die Linie, ohne daß es bemerkt wird. Doch ist hier der Nachtheil verhältnißmäßig gering; aber nach dem Innern hin ist ihnen Alles preisgegeben. Ich will Ihnen einige Beispiele anführen, an denen Sie abnehmen können, wie die Verhältnisse stehen. Größere Dörfer sind hier überhaupt nicht vorhanden, wohl aber viele Estancias, Viehgehöfte, welche weit zerstreut liegen. Diese sind das Raubziel der berittenen Indianerhorden, und gegenwärtig liegen alle Estancias auf einer der wichtigsten Landstraßen, an jener von Rosario nach Cordova, völlig in Trümmern. In der Provinz Santa Fé steht es eben so schlimm; sie wird von Indianern durchzogen; ich sagte schon oben, daß dieselben bis in die Stadt gestreift sind.

Fast noch schlimmer als die Indianer der Pampas sind jene des Gran Chaco. Sie treiben es so arg, daß endlich in der Mitte des vorigen Monats der Krieg mit ihnen aufgenommen werden mußte. Oberst Martiniano Charras rückte vom Grenzfort Libertad mit etwa zweihundert Mann Truppen gegen sie aus. Er legte in nördlicher Richtung binnen neun Tagen eine Strecke von etwa 70 Leguas (nördlich von Santa Fé) zurück, fand einen verlassenen Lagerplatz und zog dann drei Tage lang nach Westen hin bis an den Arroyo Sarnoso, wo er auf einige Chaco-Indianer traf. Durch diese wurden die übrigen gewarnt, und man mußte deshalb die Hoffnung, sie unvermuthet zu überfallen, aufgeben. Die Truppen drangen indeß weiter vor, erblickten nach einiger Zeit ein Lagerfeuer und kamen zu einer verlassenen Hütte, denn die Wilden hatten sich in einen Wald zurückgezogen. Charras machte einige Beute, kam in's Handgemenge mit den Indianern, nahm einige gefangen und verfolgte die anderen bis an den Chicharon, wo er sich einer Anzahl von Weibern und Kindern bemächtigte. Ein Gleiches geschah bei der Laguna del Perro, wo es ihm gelang, den Sohn des gefürchteten Kaziken Xaver einzufangen. Am 1 December, nachdem die Haupthorde ihm überall ausgewichen war, zog er gen Süden, um eine Bande, welche in Santa Fé Raubzüge machte, zu überfallen. Das gelang. Sie bestand aus 30 Mann, von denen 19 erschlagen wurden. Am folgenden Tag überraschte er wieder 70 Indianer, bevor dieselben zu Pferde steigen konnten, und nun entstand ein Gemetzel, das volle anderthalb Stunden dauerte. Nicht weniger als 31 Wilde wurden erschossen oder niedergehauen, nachdem sie sich mit wahrer Verzweiflung gewehrt hatten.

Der Kazike Xaver forderte den Obersten zum Zweikampf und Charras nahm denselben an. Der Kazike fiel, von einer Kugel durchbohrt. Einem zweiten Kaziken geschah dasselbe. Der Streifzug des Obersten Charras hatte folgende Resultate: 53 indianische Krieger wurden getödtet, 35 Weiber und Kinder gefangen, 418 Pferde, 210 Schafe, 28 Häupter Rindvieh erbeutet; dazu noch Häute, Straußfedern und 45 Lanzen.

Aber die Raubzüge werden fortdauern, so lange das Land nicht stärker bevölkert ist; jetzt haben sie in der dünnen, weit zerstreuten Bevölkerung gleichsam eine Prämie, und nachdem eine Horde gezüchtigt worden ist, erscheint eine andere. Eben, nachdem Charras seinen Zug unternommen hatte, erschien in der Nähe von Rosario eine Schaar von 300 indianischen Kriegern, tödtete zwölf Weiße und trieb die Heerden fort; die Miliz weigerte sich, die Wilden zu verfolgen; bei Santa Fé hatten sie kurz vorher 22 Weiße ermordet. Nun endlich ist der Gouverneur Cullen aufgebrochen, um sie zu verfolgen.

Sobald wir Eisenbahnen bis Santa Fé und Cordova bekommen, und diese eine dichtere Bevölkerung nach sich ziehen, werden diese Dinge sich ändern. Die wahnsinnigen, rein zwecklosen Bürgerkriege müssen auch endlich einmal aufhören, und die Einwanderung aus Europa wird stärker werden; dann wird es auch möglich sein, die Indianer unschädlich zu machen.

Mit unserer Dampfschifffahrt, welche weithin Leben und Regsamkeit verbreitet, geht es gut vorwärts. Wir haben gegen Süden hin Dampfer nach Bahia Blanca und Patagones; wöchentlich einige Male Verbindung mit Montevideo und ebenso mit Colonia, die beide am jenseitigen Ufer des La Plata liegen. Ebenso fahren Strombampfer den La Plata und den Paraguay aufwärts nach Rosario, Parana, Santa Fé, nach Asuncion in Paraguay, und sogar bis in das Herz von Brasilien hinein, nämlich bis Cuyabá in der Provinz Matto grosso. Eine Stromlänge solcher Art hat ganz Europa nicht aufzuweisen, selbst Wolga und Donau verschwinden dagegen.

Was könnte aus diesem Lande werden, wenn auch nur 100,000 Deutsche in demselben angesiedelt wären; wenn eine Million von Denen, welche nach Nordamerika, z. B. an den Mississippi gegangen sind, hier in diesen La Plata-Regionen eine neue Heimat gesucht hätten? — v. v. —

Die Ipecacuanha in Matto-Grosso.

Für den Handel mit dieser wichtigen Arzneipflanze, Cephaelis Ipecacuanha, bildet die kleine Stadt Villa Maria in der brasilianischen Provinz Matto-Grosso einen Hauptmittelpunkt. Sie liegt am obern Paraguayflusse, und schien eine Zeitlang von großer Bedeutung werden zu wollen. Aber die Regierung that nichts für sie, die Bewohner selbst wußten die Vortheile der Lage nicht nach Gebühr zu benutzen, und der einzige direkte Verbindungsweg zum Meere blieb ihnen überdies verschlossen, indem Paraguay und die atlantischen Staaten die Schifffahrt auf dem untern Theile des Stromes nicht erlaubten. So blieb Villa Maria ein unbedeutender Ort, der jetzt etwa sechshundert Bewohner zählt, und mit den zu ihm gehörigen noch kleineren Ortschaften und Wäldern kaum achthundert, von denen viele Sklaven sind.

Die Ipecacuanha wächst in großer Menge an den Ufern des obern Paraguay, des Rio Vermelho, des Sepotuba und des Cabaçal. Die Ernte wird gewöhnlich in der trockenen Jahreszeit vorgenommen, und fällt somit in die Monate von März bis September. Manchmal geschieht sie aber auch zur Regenzeit, weil sich dann die Wurzeln leichter ausziehen lassen. Häufig kommen Nachen aus der Stadt Cuyaba, fahren den gleichnamigen Strom hinab und rudern dann in den Paraguay hinein, um Ipecacuanha zu holen, von welcher jährlich Tausende von Arrobas (zu 25 Pfund) aus dieser Gegend verführt werden. Im Jahre 1814 schickte die Regierung den Dezembargador Jose Francisco Leal in den Distrikt Villa Maria und an den Rio Cabaçal, um Gold zu suchen. Er fand zwar nicht so viel von diesem edeln Metall als man erwartet hatte, wohl aber eine überraschende Menge Ipecacuanha. Doch vergingen mehrere Jahre, ehe man diese wichtige Entdeckung irgendwie nutzbar machte. Erst 1830 sammelte ein Kaufmann, Jose da Costa Leite, zwei Arroben, schickte sie nach Rio de Janeiro und erhielt 1600 Reis für das Pfund. Das war ein hoher Preis, der die Spekulation reizte, und man beutete nun die Ipecacuanha stark aus, bis 1837. Dann fiel sie allmälig im Preise, weil sie in zu großer Menge auf den Markt geworfen wurde; man rechnet von 1830 bis 1837 nicht weniger als 25,000 Arroben. Von da bis 1844 war wieder ein Stillstand; nachher begann die Ausbeute abermals stärker zu werden. Die Waare stand nun in Rio 850 bis 900 Reis, und dieser Preis gilt für so vortheilhaft, daß alle Theile Nutzen bei demselben haben. Da die Ipecacuanha erst mit ihrem sechszehnten Jahre (?) voll ausgewachsen ist — wenigstens behaupten das die Landesbewohner — und die Ueberfüllung des Marktes große Nachtheile brachte, so ist wohl anzunehmen, daß ferner nicht so starke Preisschwankungen eintreten werden.

Die Pflanze wächst in feuchten ebenen Wäldern, welche sandigen Boden haben, und läßt sich leicht erkennen, da man sie von allen übrigen auf den ersten Blick unterscheiden kann. Der Strich, wo man sie am häufigsten findet, mißt etwa zwölf Wegstunden von Norden nach Süden, und erstreckt sich dreißig Stunden weit nach Westen, von Villa Maria aus. Die Nachen der Ipecacuanhasucher nehmen außer den eigentlichen Antheilhabern der Partie noch eine Anzahl gemietheter Leute mit, welche monatlich 6000 bis 7000 Reis, das ist etwa zehn bis zwölf Gulden rheinisch, erhalten. Sie heißen, wie alle um Lohn gedungenen Leute im Lande, Camarados. Ferner schließen sich der Expedition zwei sogenannte Praticos an, welche mit den Standorten der Ipecacuanha gut vertraut sind und etwas höhern Lohn erhalten. Sobald der Nachen die rechte Stelle erreicht hat, steigt der Pratico mit einigen Camarados an's Land, bahnt einen Weg (eine Picada) durch das Waldgestrüpp, der oft länger als eine Stunde ist, und nachher werden mehrere Neben- und Seitenpfade angelegt. Durchschnittlich muß ein Arbeiter täglich zwölf Pfund sammeln, die sich nach dem Trocknen auf etwa fünf Pfund reduciren. Er kann es aber auch bis auf dreißig Pfund bringen. An sich ist die Arbeit nicht beschwerlich, aber die ungeheure Masse von lästigen Insekten aller Art werden dort zu einer wahren Qual. Der Unternehmer der Expedition verdient insgemein 4000 Reis auf jeden Tag und jeden Arbeiter. Daß Mangel an Ipecacuanha eintreten werde, ist nicht wohl anzunehmen, da auch kleine Wurzelfasern neue Pflanzen treiben.

Im Juli 1845 besuchte der Reisende Weddell die Ipecacuanhawälder. Ein Poaieiro, d. h. ein Mann, der mit dieser Arzneipflanze handelte, hatte sich erboten, ihn zu begleiten. Zum Steuermann seines Kanots hatte er einen Mulatten und zwei Chiquitosindianer, welche ruderten. Der Nachen bestand in einem ausgehöhlten Baumstamm. Aus dem Paraguay wurde in den Cabaçalfluß gesteuert. Weddell litt entsetzlich von den Stichen der Carrapatos, wovon es in den Wäldern wimmelt; dieses Insekt ist so klein, daß man es mit bloßen Augen kaum gewahren kann, bringt durch Kleider und Nähte, und man kann sich nur dadurch vor ihm schützen, daß man den ganzen Körper mit Tabaksaft einreibt. In den Wäldern treiben sich Jaguare in Menge umher, der Fluß wimmelt von Kaymans, und die Chiquitos machten sich ein Vergnügen daraus, ihnen mit einem großen Haken das Rückgrat zu zerschmettern.. Am Ufer finden sich Cabiais ein; sie sind größer wie ein Eber, treiben sich in Rudeln von acht bis zehn Stück umher und rennen in's Dickicht, sobald ein Feind ihnen nahe kommt.

Am 3. Juli fuhr Weddell in den Rio Vermelho und war am Abend an einer Stelle, die als Porto de Burno bezeichnet wird. Dort halten die Poaieiros an, weil in der Nähe die Wälder bebeginnen, in welchen die Ipecacuanha wächst. Der Vermelho ist dort kaum dreißig Fuß breit, fließt aber sehr schnell und hat häufig wegen der hineingestürzten Baumstämme ein unsicheres Fahrwasser. Am andern Morgen ging der Reisende in den Wald, der aus Acuris-Palmen und Uana-assus (Attalea compta) bestand; aber er war dermaßen mit Gestrüpp und Schlingpflanzen verwachsen, „daß man sich darin fing, wie die Spinne in einem Netze." Doch liegt dieser Wald noch zu tief, als daß die Ipecacuanha darin gedeihen könnte; zur Regenzeit steht er unter Wasser. Wo aber das Land ein wenig höher und trockener liegt, wächst die weiche Palmitopalme schlank empor; neben ihr die Bacaba (Oenocarpus bacaba), die Buriti (Mauritia vinifera) und Catisar (Iriarta exorhiza) mit den merkwürdigen Wurzeln, welche der Stamm wohl bis zu sechs Fuß Höhe in die Luft treibt und welche schräglaufend dem Baume gleichsam als Stütze dienen.

Dort auf festem Boden, welcher die Moräste ausschließt, im Schatten dieser Bäume wächst die Ipecacuanha am liebsten; sie ist ein kleiner Strauch mit einfachem, unten nacktem Stamme, die blaßgrünen Blätter wachsen meist oben an der Pflanze. Die „Poaia" steht selten vereinzelt, sondern meist mit mehreren anderen ihresgleichen dicht bei einander; sie bildet gleichsam Büschel, Sträuße, welche man im Lande als Reboleiros bezeichnet. Der Poaieiro faßt die Pflanze mit der einen Hand, wo möglich den ganzen Büschel auf einmal, schiebt mit der andern einen harten spitzen Stock, den Saracoa, unter und hebt so das Ganze auf einmal heraus. Es kommt besonders darauf an, daß die Wurzeln nicht gebrochen werden. Nachdem er seine Beute von der anhaftenden Erde gereinigt hat, wirft er sie in einen Sack (Embora), den er an seiner Seite hängen hat, und geht zu einem andern Büschel. Während der Regenzeit lassen sich die Wurzeln am leichtesten ausheben. Bei Einbruch der Dunkelheit finden sich die am Tage im Walde zerstreuten Arbeiter auf ihrem Sammelplatze ein und liefern den Ertrag an ihren „Intendanten" ab, der ihn wägt und

Alles auf lederne Häute ausbreitet. Oft ist die Wurzel schon nach einigen Tagen trocken, denn man legt die Wurzeln an die Sonne und bewahrt sie Nachts vor Thau. Wird sie noch etwas feucht verpackt, so bricht sie nachher nicht so gut und sieht auch nicht so röthlich und harzig aus, wie sie eigentlich sein muß.

Uebrigens wird zu allen Jahreszeiten Ipecacuanha gesammelt, doch in der Regenzeit weniger als in den trockenen Monaten. Wir haben schon oben erwähnt, daß die Poaia sich auch aus den kleinsten Wurzelfasern wieder fortpflanzt; die Poaieiros wissen das sehr wohl und lassen immer einige kleine Wurzeln zurück, die sie mit Erde bedecken. Aber an solchen Stellen kann erst nach drei oder vier Jahren wieder gesammelt werden.

Kleine Nachrichten.

F. Kanitz über die Länder der europäischen Türkei. Nur Wenige kennen die vielfach interessanten Länder des illyrischen Dreiecks so gründlich wie dieser ausgezeichnete Künstler. Seit einer Reihe von Jahren hat er dieselben in Bezug auf Geographie, Völkerkunde, Naturbeschaffenheit und besonders auf Kunst, namentlich Architektur, gründlich durchforscht, und auch während seiner Wanderungen im vorigen Jahre abermals eine ungemein reiche Ausbeute nach Wien heimgebracht.

Seine vortrefflichen Zeichnungen, welche die Natur und das Volksleben der slawischen Bewohner der europäischen Türkei erläutern, sind aus der Illustrirten Zeitung weltbekannt geworden und erfreuen sich der allgemeinen Anerkennung. Der Globus wird demnächst eine Reihenfolge von Illustrationen des Herrn Kanitz über Montenegro, die Herzegowina, Dalmatien, Serbien und Bulgarien mit reichhaltigem Text bringen, welchen das Interesse der Leser nicht fehlen wird.

Kanitz verließ auf seiner jüngsten Wanderung, ausgerüstet mit allen Vorstudien und einer von ihm nach englischen und russischen Quellen ausgearbeiteten Routenkarte, im Juni 1862 Wien, um, zur Ergänzung seiner früheren Reisen, diesmal Bulgarien zu erforschen, und namentlich von Tirnova aus im Zickzack durch die hohen Balkanpässe über Kazan, Osmanbazar und Varna nach dem Schwarzen Meere vorzudringen. Der Balkan war seither vorzugsweise in militärisch-politischen Absichten erforscht worden; dagegen war er in Bezug auf ethnographische und archäologische Verhältnisse weniger untersucht worden. Kanitz versprach sich also von seiner jedenfalls mühseligen Wanderung eine reiche Ausbeute. Leider konnte er seinen Reiseplan nicht nach Wunsch durchführen, weil die bekannten Belgrader Vorfälle auch in den tiefen Schluchten des Hämus Wiederhall fanden. Er gab den dringenden Vorstellungen des türkischen Gouverneurs von Widdin nach und beschränkte sich darauf, den nördlichen Theil Bulgariens, zwischen Donau, Timok und dem serbischen Gebirge zu durchforschen. Er besuchte das Omblathal mit seinen prachtvollen Hochebenen, die Feste Belgradschick, die Grenzkaraula Vrtschka Tschuka, die Ruinen von Kula, und sammelte über die von ihm besuchten, vielfach zerstreuten Tataren-Ansiedelungen interessante Angaben. Wir werden über das Alles im Globus Berichte und Illustrationen von Herrn Kanitz mittheilen, und bemerken hier, daß von ihm früher erschienen: Römische Funde in Serbien, veröffentlicht von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien. — Itinéraires d'un voyage en Servie; relevés par M. Kanitz, en 1860. Paris. — Serbiens byzantinische Monumente, gedruckt in der k. k. Staatsdruckerei. — Demnächst wird Herr K. ein ethnographisches Werk: „Neu-Serbien" veröffentlichen und die von ihm gezeichneten serbischen Gebirgsprofile erscheinen lassen.

In der Januarsitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse der Wiener Akademie legte Herr Kanitz eine Karte vor, welche die geographischen Resultate seiner sechsmonatlichen Reisen im Fürstenthum Serbien enthält.

Nach einer kurzen Darstellung der Schwierigkeiten, mit welchen die Kartographie in der Türkei zu kämpfen hat (es fehlt nämlich in einem großen Theile derselben an trigonometrischen Aufnahmen und genauen Höhenmessungen), beleuchtete er die verdienstvollen Arbeiten von Viquesnel, Boué, Hahn, Zach u. A., und ging dann speziell zur Kiepert'schen Karte Serbiens über. Diese Karte zeigt große geographische Irrthümer, auch die Ortsnamen sind oft bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Diese Fehler fallen aber der Mangelhaftigkeit der von Kiepert benützten Daten, nicht dem fleißigen deutschen Kartographen zur Last.

Die Kanitz'sche Karte berichtigt eine große Zahl Angaben in orographischer, hydrographischer und topographischer Beziehung. So z. B. das wichtige Defilé der serbischen Morava zwischen dem Kablar und Ovtschar, die Lage des 6000 Fuß hohen Koparnik, das Gebiet des Ibar und der Raschka, die Quellen des großen Timok u. s. w.

Mit Hülfe des Kompasses und der von günstig gelegenen Orientirungspunkten aufgenommenen Gebirgsprofile, welche letztere Viquesnel in seinem Kartenwerke: „La Turquie de l'Europe" veröffentlichte, hat Herr Kanitz auch viele Gebirge, z. B. die Triglavkette am Ibar, den Povlen, Maglen, Beloga, Mossinje, Delapatschka, Kobassitza, dann mehrere neue Straßen und Verbindungswege, die beiden auf serbischem Boden liegenden Forts Mala Zvornik am Drin und Elisabeth-Fort bei Orsova, ferner hunderte von Orten und den Zusammenfluß der serbischen und bulgarischen Morava bei Stalatsch zum ersten Male eingetragen.

Die Karte zeigt auch fünfundvierzig Punkte, an welchen von Kanitz oder vor ihm archäologische Funde gemacht worden sind, und ergänzt seine Abhandlung: „Die römischen Funde in Serbien."

Der Reisende schließt seinen Vortrag mit dem Wunsche, daß die zahlreichen, werthvollen geographischen Arbeiten der letzten Jahre recht bald in einer neuen Karte der Türkei verwerthet werden möchten, und glaubt, daß diese Arbeit zunächst von Oesterreich erwartet werden dürfte, dessen Grenzen mit den türkischen von Castel Lastua am Adriatischen Meere bis zum Save-Einflusse in die Donau zusammenfallen. Oesterreich, so nahe an den Schicksalen der Türkei interessirt, sei nicht nur berechtigt, sondern verpflichtet, an den großen civilisatorischen Aufgaben mitzuarbeiten, die von viel entfernteren Staaten in den ihm stammverwandten Donauländern mit Eifer verfolgt werden.

Heinrich Barth's Wanderung in den Süd-Donauländern. Auch dieser berühmte Reisende hat im vorigen Sommer einen Theil der Süd-Donauländer durchwandert. In der Novembersitzung der Geographischen Gesellschaft zu Berlin gab er eine Uebersicht seiner Streifzüge. Nachdem er Beobachtungen in den Central-Karpathen und den siebenbürgischen Karpathen angestellt, ging er durch die Walachei nach Rustschuck, überstieg den Balkan und verweilte eine Zeitlang in Filippopel. Von dort wandte er sich nach Basardschick, besuchte das in einer malerischen Thalschlucht liegende Kloster Rilo, welches nicht weniger als 108 Mönche zählt, und bestieg am 21. September den Berg Rilo, dessen Höhe er auf etwa 8500 Fuß schätzt. Vom Gipfel desselben erblickte er den Perin Dagh, einen der höchsten Berge der europäischen Türkei. Von Rilo ging Barth gen Südwesten nach dem Vardar und dem Paß von Demir Kapu, durch welchen dieser Fluß strömt; dann gelangt er nach Monastir, schlug die Richtung nach Osten ein, gen Thessalien, bestieg auch den Olymp, die Kuppe des heiligen Elias, welcher aber nicht den höchsten Gipfel bildet, und wanderte nach dem Kloster des heiligen Dyonisius hinab. Nachdem er dort ausgeruht, ging er über Pydna nach Thessalonich, und trat dann die Heimreise an, auf welcher er Athen und Syra berührte.

Die geographische Gesellschaft zu St. Petersburg, welche sich um die Förderung der Wissenschaft große Verdienste erwirbt, hat vorigen December ihre Jahressitzung gehalten. Dieselbe wurde vom Generaladjutanten Lütke eröffnet.

Zuerst verlas Besobrasow, Sekretär der geographischen Gesellschaft, den interessanten Bericht über die Leistungen dieser gelehrten Korporation für das Jahr 1862. Zunächst wurden die wissenschaftlichen Expeditionen erwähnt, welche unter dem

Schutze der Gesellschaft unternommen worden sind und die ganze Bedeutsamkeit ihrer Arbeiten zu Tage treten lassen.

In dem entfernten Ostsibirien, an der Mündung des Amur, hat die Expedition, welche unter der Leitung des Herrn Schmidt steht, kostbare Daten gesammelt, durch welche die Wissenschaft binnen Kurzem bereichert werden soll. Dieselben werden die Karte von Sibirien nicht nur verbessern, sondern vollständig verändern, indem sie die Richtung der hauptsächlichsten Gebirgszüge feststellen, welche den nordöstlichen Theil Asiens in der Nähe des Oceans durchziehen. Sie werden außerdem ein ungeheures Material an ethnographischen, geschichtlichen und anderen Nachrichten über diese bisher so wenig bekannte Gegend liefern.

Im Süden von Rußland hat Herr v. Baer in Folge einer Einladung der Gesellschaft die Ursachen der angeblichen Senkung des Wasserspiegels des Asowschen Meeres untersucht. Die Forschungen dieses ausgezeichneten Gelehrten scheinen vollständig die Befürchtungen über diesen Gegenstand, welcher die Schifffahrt und unsern auswärtigen Handel so nahe betrifft, beseitigt zu haben.

Auf den Grenzen Chinas hat die Gesellschaft von der Gelegenheit Nutzen gezogen, welche ihr das Ministerium des Auswärtigen gewährte, um durch Vermittelung der Grenz-Demarkations-Kommission geographische Nachrichten zu sammeln.

Endlich geht die Gesellschaft damit um, eine Reihe von wissenschaftlichen Reisen in das europäische Rußland unternehmen zu lassen, um die statistischen, ethnographischen, industriellen und ökonomischen Verhältnisse systematisch zu erforschen. Als ein Beginn zur Ausführung dieses Planes erscheint die Reise, welche Herr Besobrasow im Jahre 1862 in die Ukraine unternommen hat. Im Jahre 1863 soll eine Expedition, für welche das Unterrichtsministerium eine Summe von 10,000 Rubel beigesteuert hat, in die westlichen Provinzen abgehen, wo die Erscheinungen, welche durch die Verschiedenheit der Rassen herbeigeführt werden, ein besonderes wissenschaftliches Interesse bieten.

Von den anderen Arbeiten der geographischen Gesellschaft müssen die Herausgabe einer General-Karte Rußlands, das Erscheinen der ersten Lieferung eines geographischen Wörterbuchs, dessen Redaktion Herrn Ssemenow anvertraut ist, und die Memoiren der Gesellschaft erwähnt werden.

Nach dem Verlesen des Berichts wurde zur Vertheilung der durch die geographische Gesellschaft für wissenschaftliche Arbeiten ausgesetzten Preise geschritten. Große Medaillen erhielten Herr Struve für seine Arbeiten bei Messung des Meridianbogens und Herr Dahl, Verfasser eines Volkswörterbuchs.

Drei kleine Medaillen wurden den Herren Danilewski, Verfasser einer Arbeit über die Fischereien des Kaspischen Meeres, Bessonow und Tutikow bewilligt. Die Herren Podgorski, Gehülfe des Sekretärs der Gesellschaft, der ihr schon 16 Jahre seine Dienste gewidmet hat, Garelin, Mann und Babadjanow erhielten silberne Medaillen, während den Herren Diminski, Orlowski und Golischew bronzene zuerkannt wurden.

Eigenthümlichkeiten in der Normandie. Ein ungenannter Engländer hat über das Leben und Treiben der Bewohner dieser französischen Landschaft ein interessantes Buch veröffentlicht. Wir erfahren aus demselben, daß eingesalzene Schnecken ein sehr beliebtes und kräftigendes Nahrungsmittel bilden. Warum auch nicht? Der Geschmack ist verschieden: die Zigeuner ziehen unsern Schweinigel allen anderen Delikatessen vor, die Chinesen lieben Rattenfleisch und manchen nordamerikanischen Indianern ist ein gerösteter Hund lieber als ein saftiges Hinterviertel vom Büffel. — In der Normandie sammeln die Kinder Rosenkäfer, welche man den Enten vorwirft. Diese müssen aber nebenher anderes Futter haben, sonst hat das Fleisch einen unangenehmen Geschmack. — Den Aalfang betreibt man auch mit Hunden. Der Engländer sah an der Bucht von Cancale eine alte Frau mit Korb und Hacke. Ihr weißer Hund hatte einen Fuchskopf, stehende Ohren, langes Haar und einen zweimal gewundenen Schwanz, und dieser letztern Eigenthümlichkeit wegen nennt man einen solchen Hund Trompette. Die Frau rief: „Geh und suche!“ Der Hund schnobert, findet ein Loch im Sande, kratzt und heult. Die Frau kommt herbei, hilft mit der Hacke nach, findet einen Aal und wirft ihn in den Korb. — Seeraben werden durch Küchenkünste derart hergerichtet, daß sie wie Schnepfen schmecken.

Aus Neuseeland und Australien. Die neuseeländischen Goldfelder geben fortwährend einen guten Ertrag. Im Hafen Dunedin kamen mit einer Eskorte, welche einen Ertrag von vierzehn Tagen ablieferte, Mitte Novembers 1862 nicht weniger als 15,505 Unzen Gold an. Viele Arbeiter kommen aber nach Australien zurück, wo am Jordan und im Gipps-Lande (dem südöstlichen Theile der Kolonie Victoria) neue Goldfelder entdeckt worden sind.

In Queensland nimmt Alles einen rüstigen Fortgang. Im nördlichen Theile, unweit von Port Denison, waren im Oktober Goldfelder und Kupfergruben gefunden worden; Wolle kam in beträchtlicher Menge zur Verschiffung; die Baumwolle stand gut; aber man klagte über Dürre, diese große Plage Australiens. Die Eingewöhnungsgesellschaft hat chinesische Schafe eingeführt. — Die Zahl der Dampfer, welche die Verbindung mit Neusüdwales vermitteln, ist vermehrt worden. — Zwischen dem 31. Oktober und 3. November waren vier Schiffe eingelaufen, welche zusammen 1509 europäische Einwanderer brachten.

Die Frage über Gründung einer Kolonie an der Nordspitze Australiens ist nun entschieden worden. Man hat dazu Port Albany auf der Albany-Insel bestimmt, welche dicht bei Kap York liegt. Die Stadt soll Somerset heißen, und in Brisbane hat sich sofort eine Kompagnie gebildet, welche Ansiedler dorthin schaffen und von Port Albany aus eine regelmäßige Ausfuhr australischer Pferde nach Indien betreiben will.

Der Rio San Francisco ist zwar kein so bedeutender Fluß wie der Amazonas (Maranhon), seine Wichtigkeit liegt aber darin, daß er die Gold- und Edelsteingruben von Minas Geraes mit dem Meere verbindet, und bei dem Mangel zu jeder Jahreszeit praktikabler Landstraßen aus Pernambuco, Bahia, Sergipe und Minas Geraes nach Rio de Janeiro, die Produkte dieser Provinzen mit der Hauptstadt verbindet. Vor der Hand ist für Brasilien noch immer das Meer die Haupt-Verkehrsstraße; darum ist jeder Weg so wichtig, der aus dem Innern zum Meere führt und die Regierung erfüllt nur eine ihrer wichtigsten Aufgaben, wenn sie gerade diese Lebensadern des Verkehrs genau durchforschen, für Verbesserungen vorbereiten und dadurch die Verbindungen der einzelnen Theile des ungeheuren Landes unter einander erleichtern läßt.

Der San Francisco entspringt auf der Westseite der im Süden von Minas Geraes liegenden Gebirge, fließt von dort bis zum 10. Grade S. Br. nördlich, also fast in gleicher Richtung mit der Ostküste des Landes, wendet sich dann schwach nach Osten und ergießt seine Wassermasse nach einem fast 300 Meilen langen Laufe bei San Antonio in's Atlantische Meer. Er trennt nacheinander die Provinzen Minas Geraes und Pernambuco von Bahia, und kurz vor seiner Mündung auch die kleinen Provinzen Sergipe und Alagoas als Grenzscheide. Seine Zuflüsse sind zahllos, seine Schnellen und Fälle, namentlich der Cachoeira de Paulo-Affonso, welchen der Kaiser auf seiner letzten Reise nach den Nordprovinzen besucht, berühmt.

Die Schifffahrt auf dem San Francisco bietet bedeutende Schwierigkeiten dar, die bis jetzt nur in der ureigenen Weise des Landes überwunden werden. Das Strombett zeigt eine fast fortlaufende Kette von Inseln, zwischen welchen hindurch sich das Boot und die Barke die Fahrstraße zu suchen hat. Von beiden Seiten sind die Zuflüsse außerordentlich zahlreich an Flüssen wie Bächen (Riachos) und dadurch ein regelmäßiges Fortschreiten in der Steigerung der Wassermasse veranlaßt, die indessen nicht in gleichem Maße die Fahrbarkeit bedingt. Diese aber muß erreicht werden, wenn man das so fruchtbare Innere des ganzen San Francisco-stromgebietes erschließen will.

Die brasilianische Regierung hat in den Jahren 1852 bis 1854 den San Francisco durch den Civilingenieur Halfeld erforschen lassen, und zwar in dessen Laufe von dem Wasserfalle bei Pirapora und dem Zuflusse des Rio das Velhas bis zur Mündung in den Atlantischen Ocean, nördlich von Rio de Janeiro, unter dem 10.° S. Br. Sie hat diese Flußaufnahme veröffentlichen lassen, und in der von einem Deutschen, Eduard Rensburg, geleiteten kaiserlichen lithographischen Anstalt sind die Pläne und Karten gedruckt worden. Die Gesammtergebnisse sind in einem „Prachtwerk“ enthalten, das 1860 zu Rio erschien. Wir wollen nicht unterlassen, die Meinung auszusprechen, daß wir eine gewisse Barbarei darin finden, wenn solche Werke mit einem ganz unnützen Luxus gedruckt und dadurch so vertheuert werden, daß sie Hunderte von Thalern kosten, also für Privatleute und für die meisten öffentlichen Bibliotheken unzugängig werden. Der Wissenschaft ist an einer solchen „Pracht“ gar nichts gelegen, und solche „Prachtwerke“ sind halbwegs unnütz. So hat man jüngst zur tausendjährigen Feier des russischen Reiches ein großes ethnographisches Werk in St. Petersburg gedruckt, das nur zweihundert Thaler kostet, in großem Folioformat erschien und sich so unbequem liest, daß man sich unwillig abwendet. Die Bilder möchte man immerhin luxuriös ausstatten, wenn man will, aber die Texte sollte man in handlicherm Format geben, etwa wie bei dem großen Werke der Gebrüder Schlagintweit, obwohl auch an diesem der Luxus zu tadeln bleibt. Aber die Quartbände lassen

sich doch wenigstens lesen, und gelesen zu werden ist ja der Zweck eines Buches.

Bankrotte in England und Wales. Die Zahl derselben hat im Jahre 1862 sich auf die Ziffer von 9308 belaufen. Davon kommen 4104 auf London.

Geldertrag der Eisenbahnen in Großbritannien. Er betrug 1862 die Summe von 28,198,282 Pfund Sterling, und die befahrenen Strecken hatten zusammen eine Länge von 10,081 Miles.

Eine Bibelübersetzung in chinesischer Sprache ist von Albert Culbertson am 27. März 1862 zu Schanghai vollendet worden. Bisher waren noch nicht sämmtliche Bücher des Alten und Neuen Testamentes in die Sprache des Blumenreiches der Mitte übersetzt worden.

Dampfer zwischen China und Californien fahren jetzt regelmäßig, und zwar von Hongkong aus. Sie laufen bei Schanghai und in einem japanischen Hafen an. Das erste Schiff dieser Linie, die Scotland, traf am 23. December 1862 in San Francisco ein und hatte 1000 Tonnen Frachtgüter, zumeist Thee. Die Nordamerikaner haben sich auch hier wieder von den Engländern den Rang ablaufen lassen.

Aus Californien. Zu San Sacramento ist am 8. Januar unter großen Festlichkeiten mit dem Bau der californischen Abtheilung der großen Pacific-Eisenbahn begonnen worden. Für das Geld, welches in einem von fanatischen und stellenjagenden Yankees heraufbeschworenen Kriege bis jetzt schon vergeudet worden ist, hätten sechs Eisenbahnen von Mississippi bis zum Stillen Weltmeere gebaut werden können.

An Edelmetallen erhielt San Francisco im Jahre 1860 folgende Zufuhren: Aus Washoe etwa 6 Millionen; aus Oregon und dem Territorium Washington 3 Millionen; aus Britisch-Columbia 1½ Millionen; aus verschiedenen anderen nichtcalifornischen Gegenden 1,900,000; aus Californien selbst 36 Millionen, zusammen etwa 40,000,000 Dollars.

Das chinesische Zuckersorgho in Nordamerika fängt an unter den Ackerbauerzeugnissen eine immer wichtigere Rolle zu spielen. Wir erwähnten jüngst, wie beträchtlich die Ernte von dieser Getreideart im Staate Iowa ist. Jetzt lesen wir, daß im Staate Ohio 1862 nicht weniger als 15 Millionen Gallonen Syrup aus Sorgho gewonnen worden seien, halten aber diese Angabe für sehr übertrieben. Am 6. Januar ist zu Columbus in Ohio eine „Staats-Sorgho-Convention" abgehalten worden; das Programm, welches zu derselben einlud, meldet, daß von etwa 10,000 Ackerbauern 10 Millionen Gallonen Sorghosyrup geliefert worden seien (also schon 5 Millionen) weniger und daß die Gallone durchschnittlich mit einem halben Dollar bezahlt werde. Wichtig ist das Sorgho für die Papierfabrikation. Im Staat Illinois sind zwei Papiermühlen, welche nur Sorgho verarbeiten, und eine Zeitung, die Chicago Tribune, wird auf Sorghopapier gedruckt. In Ohio bereitet man aus Sorghokörnern ein Mehl, das jenem aus Buchweizen vorgezogen wird.

Einwanderung in Neu-York 1862. Nach dem amtlichen Berichte kamen an 105,385 (gegen 68,311 in 1861; 108,682 in 1860; 85,602 in 1859, und 84,226 in 1858) Köpfe. Von denen 1862 waren 76,306 Ausländer. Von 1847 bis Ende 1862 sind im Neu-Yorker Hafen nicht weniger als 2,811,916 ausländische Passagiere angekommen.

Die Herkunft der Einwanderer von 1862 war folgende: Irland 32,217, England 7975, Schottland 692, Wales 1062; Deutschland Gott Lob nur 20,740. Dänemark 1689 (meist Mormonen); Schweiz 1254; Frankreich 1188; Schweden 663; Italien 487; Holland 456; Belgien 195; Westindien 156; Spanien 124; Südamerika 92; Neuschottland 67; Polen 50; Rußland 46; Sardinien 39; Canada 33; Norwegen 22; China 15; Portugal 13; Mexiko 13; Sicilien 9; Griechenland 6; Türkei 3; Ostindien 1.

Aus Großbritannien sind während der letztverflossenen 15 Jahre eingewandert 1,586,188 Köpfe, wovon 1,165,035 aus Irland. Daraus erklärt sich, daß so Vieles im öffentlichen Leben und Treiben des Yankeelandes verwildert und an das smaragdgrüne Eiland erinnert.

Die Kohlenzufuhr in London betrug 1862 nicht weniger als 4,977,251 Tons und 2 Centner; sie war aber 1861 noch beträchtlicher gewesen, nämlich 5,227,774 Tons 17 Centner. Wie bedeutend der Kohlentransport für die Schifffahrt ist, ergiebt sich daraus, daß 1862 nicht weniger als 10,521 Kohlenfahrzeuge in London einliefen; sie brachten 3,442,402 Tonnen. Davon kamen aus Newcastle 3235 mit 1,180,534, aus Sunderland 2575 mit 1,024,475 Tonnen.

Die Volksmenge Algeriens, über welche wir neulich einige Angaben brachten, ist nach der jüngsten Zählung von 1862 auf 3,062,124 Köpfe gestiegen; das wären 470,769 mehr als 1856. Da aber eine solche Zunahme in sechs Jahren geradezu unmöglich ist, so muß die frühere Zählung in hohem Grade mangelhaft gewesen sein. Die Ziffer der seit 1856 eingewanderten Europäer beträgt nur 33,444 Köpfe.

Volksmenge im australischen Victoria. Sie ist trotz der starken Auswanderung nach den Goldgegenden von Neuseeland im Anwachsen. Die Zählung vom 30. September 1862 ergiebt eine Ziffer von 549,901 Köpfe, wovon 322,984 männlich und 226,917 weiblich.

Die Zufuhr von chinesischem Thee nach Europa ist im Jahre 1862 beträchtlicher gewesen als je zuvor. Dazu trug wesentlich der Umstand bei, daß Rußland jetzt auch in seinen Seehäfen die Einfuhr gestattet, während dieselbe früher verboten war. Es erhebt seit April 1861 von dem auf dem Seeweg eingeführten schwarzen Thee einen Zoll von zehn Silbergroschen, und hat in neun Monaten, bis zum Schlusse des Jahres, zwischen zehn und elf Millionen Pfund auf diesem Wege bezogen. Früher bezog es nur Karawanenthee.

Die chinesische Theeausfuhr wird, soweit Europa in Frage kommt, beinahe völlig durch England vermittelt, von wo die Vorräthe sich über andere Länder vertheilen. Während dasselbe 1861 die allerdings schon sehr beträchtliche Menge von 92,750,000 Pfund importirte, ist diese Ziffer im Jahre 1862 angewachsen auf 106,500,000 Pfund, wovon beinahe 79 Millionen Pfund auf den einheimischen Verbrauch von Großbritannien und Irland kommen.

Einfuhr von Gold und Silber in England.

	1861	1862
Gold . . .	12,650,735 Pfd. St.	20,412,941 Pfd. St.
Silber . .	6,497,526 „ „	10,104,725 „ „

Der Gesammtimport von edlen Metallen betrug demnach im Jahre 1861 nur 19,148,261, und 1862 die gewaltige Ziffer von 30,517,666 Pfd. St. Die Ausfuhren betrugen 1861: 20,158,728, und 1862: 27,607,498 Pfd. St.

Von den letzteren geht der größere Theil nach Asien, insbesondere nach Indien und China, die vorzugsweise Silber verschlingen, von welchem sie wenig oder nichts wieder herausgeben. Im ersten Halbjahre 1862 gingen z. B. aus England nach Bombay für 4,070,248 Pfd. St. an Gold und Silber, von letzterm nicht weniger als 3,693,765 Pfd. St.; nach Madras 268,000, Calcutta 458,000, Singapore 161,000, Pinang 27,000, Hongkong 791,000, Schanghai 547,000 Pfd. St. Ueber Marseille gingen in jenen sechs Monaten auch für 2,497,075 Pfd. St. nach Indien und China.

Die Hauptstadt von Barma ist nicht mehr Amerapura, sondern das etwas nördlicher liegende Mandelay. Dort haben die Engländer am 10. November 1862 einen Handelsvertrag mit dem König abgeschlossen, welcher ihnen das Recht giebt, einen Bevollmächtigten am barmanischen Hofe zu halten.

Das nordamerikanische Steinöl, über welches wir ausführliche Mittheilungen gebracht haben, war im Jahre 1860 ein im Welthandel ganz unbekannter Artikel, hat aber rasch eine solche Bedeutung gewonnen, daß schon im Laufe des Jahres 1862 nicht weniger als neun Millionen Gallonen nach Europa verschifft worden sind.

Fruchtbarkeit in Kalifornien. Daß dieses Land Früchte von riesigem Wuchse, z. B. ellenlange Möhren, liefert, ist bekannt. Im Oktober sandte ein Leser der Zeitung Alta California dem Herausgeber zum Geschenk drei Kartoffeln, welche einen Sack füllten. Jede derselben wog nicht weniger als zwanzig Pfund. Diese Angabe ist kein Yankeehumbug.

Der letzte Großmogul ist in den ersten Tagen des Novembers 1862, als Gefangener der Engländer, zu Rangun in Britisch-Barma gestorben, in einer hölzernen Hütte. Dieser weiland König

von Delhi, Mohammed Bahader Chan, wurde neunzig Jahre alt. So kläglich ist der Nachfolger Timur's, Baber's und Akbar des Großen ausgegangen. Das großmüthige England zahlte ihm eine monatliche Pension von einem Pfund Sterling, und eben so viel bekommt jedes seiner nachgelassenen Kinder!

Ein Berliner Kind unter den Afghanen. Im Jahre 1857 schickte die englisch-ostindische Regierung eine Gesandtschaft nach Afghanistan, an deren Spitze Major Lumsden stand. Ein Bericht von dem ihr beigegebenen Arzte, Dr. Bellow, ist kürzlich in London erschienen. Er erzählt Folgendes: Wir kamen nach Kandahar. Einige Tage vor uns war dort ein Europäer eingetroffen; zuletzt hatte er sich in Herat aufgehalten. Seiner ausdrücklichen Erklärung zufolge war er kein Engländer, aber der Kronprinz hielt ihn offenbar für einen englischen Spion, und wurde in seinem allerdings unbegründetem Verdachte nur noch bestärkt, als der Fremde darauf drang, daß man ihn nach Bombay weiter reisen lassen solle. Der Mann sollte uns persönlich gegenüber gestellt werden, und vermittelst einer Unterhaltung in persischer Sprache (— von den Engländern scheint also keiner Deutsch verstanden zu haben!! —) erfuhren wir Folgendes: Er nannte sich Friedrich Wilhelm Hapurt (— dieser Name ist sichtlich unrichtig —), war 47 Jahre alt, aus Berlin gebürtig und hatte seine Vaterstadt vor etwa fünf und zwanzig Jahren verlassen. Ungefähr zwanzig Jahre lang trieb er sich in verschiedenen Ländern der Türkei umher, war auch im nördlichen Arabien, war reisender Arzt und sammelte Pflanzen. Nachdem er sich in Konstantinopel, Kairo, Aleppo, Jerusalem, Erzerum, Bagdad und vielen Städten Kleinasiens aufgehalten, war er nach Persien gegangen, hatte in Teheran als Schuhmacher seinen Lebensunterhalt erworben und unter anderm auch für den Obersten Rawlinson gearbeitet. Nun hatte er vor einem Jahre Teheran verlassen, um über Herat und Kandahar nach Bombay zu wandern. In Herat wurde er für verdächtig gehalten und eingesperrt, sehr grausam behandelt, mit Halsabschneiden bedroht, am Ende aber doch freigelassen, aber nackt und bloß, denn alle seine Habe wurde ihm innebehalten. Er ging zu Fuß nach Kandahar und litt unterwegs große Beschwerden, namentlich durch Kälte; die Zehen am rechten Fuße waren durch Frost verloren gegangen. Späterhin ließ ihn Dost Mohammed nach Kabul bringen, und wir konnten seitdem nichts mehr über ihn in Erfahrung bringen. Die Sipahis unserer Garde zuckten aber die Schulter und äußerten: Möge Gott ihn in seinen Schutz nehmen! — Er wird also wohl ein Opfer des Verdachts geworden sein.

Ein englisches Urtheil über Livingstone. Vor Kurzem erhielten wir eine Zuschrift von einem würdigen Gelehrten, der uns die Frage stellte, ob wir im Globus Nr. 30, S. 185 nicht ein allzuscharfes Urtheil über den Reisenden und Missionär Livingstone ausgesprochen hätten. Wir selber können uns der Antwort überheben, wenn wir ein englisches Blatt reden lassen, dessen Urtheil genau auf dasselbe hinausläuft, was wir früher gesagt haben.

Livingstone hat in einem Briefe, welcher in der Londoner geographischen Gesellschaft vorgelesen wurde, eingeräumt, daß es mit den von ihm so vielgerühmten Aussichten seiner Ostafrikanischen Mission nichts sei. Daran knüpft nun der „Examiner" folgende Bemerkungen:

Er versprach uns Baumwolle, Zucker und Indigo, also Gegenstände, welche ein Wilder niemals producirt; wir haben natürlich weder Baumwolle, noch Zucker oder Indigo bekommen.

Er versprach uns Handelsverkehr, aber von einem solchen ist keine Rede, obwohl ein Konsul mit 500 Pfund Sterling Gehalt angestellt wurde.

Er versprach uns Bekehrungen zum Christenthum; aber er hat Niemand bekehrt.

Er sagte uns, das Klima sei gesund; aber ein Bischof und mehrere unserer vorzüglichsten Missionäre sind in den ungesunden Sumpfgegenden der Sambesi-Region umgekommen.

Mit einem Worte, die Tausende, welche von den Universitäten und von Seiten der Regierung bewilligt und verausgabt wurden, führten zu den unglücklichsten Resultaten. Es ist ohne Zweifel ein arger Mißgriff, die Gründung einer Mission und Kolonie zu versuchen unter Wilden, die weit abgelegen im Innern wohnen. Es war ein großer Fehler, die projektirte Kolonie in dem Gebiet einer andern europäischen Macht anlegen zu wollen. Denn Dr. Livingstone befand sich in Gegenden, welche seit Jahrhunderten portugiesisches Territorium gewesen sind. Das begriff er endlich.

Dann setzte er seine Hoffnungen auf den Rufuma, welcher die Grenze des portugiesischen Gebiets bildet, und in seinem Briefe beschreibt er eine Reise, welche er stromaufwärts gemacht hat. Seine Mittheilungen sind lehrreich.

Die Mündung des Rufuma liegt etwa 10 Grad südlich vom Aequator. Dr. Livingstone gebrauchte einen ganzen Monat, um in Kähnen eine Strecke von 150 Miles zurückzulegen; er machte also an jedem Tage etwa zwei Wegstunden. Dann kam er an Katarakten, über welche er nicht hinwegkonnte; seiner Annahme zufolge befand er sich damals noch etwa drei Tagereisen vom Nyassa-See entfernt und von der Stelle, welche er für Eröffnung eines Handelsverkehrs für zweckmäßig hält. Aber das sind Meinungen, denen jede sichere Unterlage fehlt. Er sagt nichts von einem Hafen an der Mündung des Stromes. Diese ist drei Viertel-Miles breit, aber nur für Boote fahrbar, welche nicht tiefer als 18 Zoll im Wasser gehen, und auch dieses nicht einmal das ganze Jahr hindurch.

Nachdem die Fahrt mit unbeladenen Booten einen Monat lang gedauert hat, ist Livingstone noch drei Tagereisen entfernt von dem See der Verheißung. Aber der Weg dorthin ist ungebahnt, die ganze Strecke mit Wald und Gebüsch bedeckt.

Das Land am Rufuma beschreibt Livingstone als grau; hin und wieder sieht man einen grünen Baum, und dann und wann in den Wäldern einen angebauten Fleck. Die ganze Gegend nahm sich wenig versprechend aus; aber, sagt er, es sei gerade Winterzeit gewesen. Doch haben wir niemals gehört, daß unter dem zehnten Breitengrade ein sehr erheblicher Unterschied zwischen Sommer und Winter stattfindet. Und was die Landesbewohner anbelangt, so erzählt der gelehrte, hochwürdige Herr Folgendes: „Durch das Gebiet einiger Stämme kamen wir unangefochten hindurch, aber eine andere Rotte dieser Strompiraten folgte uns, bis wir uns in einer engen Durchfahrt unter einem hohen Ufer befanden, und dann schossen sie mit Pfeilen auf uns. Wir hielten an, unterhandelten und gaben ihnen um des lieben Friedens wegen 30 Yards Calico. Während dieser Zeit befanden wir uns nur 40 Yards weit von einer Partie, welche Musketen und Bogen hatte und auf dem hohen Ufer stand. Wir fuhren weiter und hielten jene Leute für friedlich, dann aber bekamen wir eine Ladung aus Musketen, Kugeln und Pfeile, entflohen aber nicht, sondern erwiderten das Feuer. Da nahmen sie Reißaus."

Hier, so sagt der Examiner, spielt unser Missionär, gerade so wie er es am Schire gethan, die Rolle Mohammed's, doch ohne solchen Erfolg. Wir fragen aber, aus welchem Grunde Dr. Livingstone die Leute, welche ihn angriffen, als Strompiraten bezeichnet? Uns scheinen sie ganz einfach Landeseinwohner zu sein, ungastlich, feindselig gesinnt, raubsüchtig und gar nicht geneigt sich zum Christenthum bekehren zu lassen.

Der Reisende will eine Art von Industrie bei ihnen angetroffen haben und äußert, sie hätten viel Getreide in den Wäldern aufgespeichert gehabt. Aber wie konnte er das wissen, da er gar nicht in die Wälder gekommen ist und mit den Leuten selbst nur in feindliche Berührung gerieth? Er behauptet ferner von einem Volke, von welchem er nur wenig sah und wenig erfuhr, es baue eine große Menge ölhaltiger Pflanzen. Die ganze Angabe wird wohl darauf hinauslaufen, daß er dann und wann ein Fleckchen Landes gesehen hat, das mit Sesam bestellt war, dessen Bau wenig Mühe kostet und der unter allen ölhaltigen Pflanzen den geringsten Ertrag an Oel giebt.

Er sagt ferner: „Man treibt viel Handel, denn die Kähne bringen Reis und tauschen dafür Salz ein; auch sahen wir nirgends größere Ebenholzbäume als am Rufuma." Wer hat aber jemals gehört, daß man viel Handel auf Kähnen treibt. Das Ebenholz ist kein wichtiger Handelsartikel; Großbritannien führt jährlich davon nur für etwa 20,000 Pfund Sterling ein. Wenn auch Ostafrika den ganzen Betrag liefern könnte (es liefert aber bis jetzt gar nichts davon), so wäre das Ebenholz noch keine Mission und kein Konsulat werth. Es ist tadelswerth, daß man über so winzige Dinge so große Worte macht. Dr. Livingstone ist ohne Frage ein Reisender von Talent, Unternehmungsgeist und vortrefflicher Leibesbeschaffenheit, aber es ist nun offenbar genug, daß bei ihm Eifer und Einbildungskraft weit stärker sind als sein Urtheil. Wir gelangen nun zu der Annahme, man werde ein auf seinen Rath und Antrieb begonnenes, aber aussichts- und hoffnungsloses Unternehmen jetzt endlich fallen lassen. —

Der Leser sieht, daß man in England jetzt sich genau so ausspricht und ganz dasselbe Urtheil fällt, wie wir schon längst im Globus. Daß auch ein Mann wie Richard Burton Livingstone's Pläne, welche im Sambesi-Lande verwirklicht werden sollten, einen großen Schwindel genannt hat, ist von uns schon vor einem Monat hervorgehoben worden.

Herausgegeben von Karl Andree in Leipzig. — Für die Redaktion verantwortlich: Herrmann J. Meyer in Hildburghausen. —
Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen. — Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Vierzehn Tage in Mensa.

Mitgetheilt von Dr. A. E. Brehm.

Zweiter Artikel.*)

Das Dorf Mensa. — Die Hütten und die Kirche. — Der Berathungsbaum. — Eine tausendjährige Sykomore. — Die Leute in Mensa. — Die Frauen. — Ackerbau und Viehzucht. — Das Herdenleben im innern Südostafrika. — Rinderherden und Tränken. — Wanderzüge. — Schafe mit Fettschwänzen. — Milchgenuß. — Tabak. —

Das Dorf Mensa besteht aus ungefähr hundert Hütten. In dem südlichen Theile der Ortschaft liegt die größere Menge der Wohnungen; der nördliche Theil enthält deren kaum über dreißig. Die Hütten sind schlechter, als man sie sonst wo im Innern Afrikas findet.

Alle Völkerschaften, welche innerhalb des Regengürtels der afrikanischen Wendekreisländer leben, sind durch



Bewohnerinnen von Mensa.

die Regenzeit belehrt worden, sich Wohnungen zu erbauen, welche wirklichen Schutz gewähren. Die Hütte des ägyptischen Fellah ist ein elender Bau aus Nilschlamm, oft nur zur Nothdurft mit Maisstroh überdeckt; die Wohnung der Nubier ist gewöhnlich ein würfelförmiger Bau aus Durrahstroh, mit niedriger Thür, ohne Fenster. Diese Bauart genügt für die regenlosen Länder des untern Nilgebiets, in den regenreichen Tropen ist sie durch eine bessere verdrängt worden. Dort wohnt man im Tokhul, der in ganz Mittelafrika weit verbreiteten, gewöhnlichen Behausung. Sie ist ganz geeignet, allen Unbilden des Wetters Trotz zu bieten. Auf einer kreisrunden Hecke aus Pfahlwerk und Durrahstroh erhebt sich aus denselben Stoffen ein kegelförmig gestaltetes Dach, welches vollkommen wasserdicht ist. Dornengezäun umhegt es zum Schutze gegen Raubthiere oder auch gegen die freßwüthigen Kameele, welche sonst die Hütte bis auf das Pfahlwerk verspeisen würden; Straußeneier schmücken die Spitze. Manche der freien Negerstämme zieren es noch außerdem in mannigfach verschiedener Weise. Die Hassanie, ein Hirtenvolk am Weißen Nil, hausen in zierlichen, über dem Boden auf Pfahlwerk ruhenden Hütten, deren Dach und Wände aus gut geflochtenen und geschmackvoll ausgeputzten Matten, welche ebenfalls dem Regen widerstehen, gebildet werden. Und selbst die Zelte der Wanderhirten sind wasserdicht. Die Mensa scheinen von einer ihrer Heimath entsprechenden Wohnung keinen Begriff

*) Vergleiche Globus Nr. 30 S. 161 bis 171; der dritte und letzte Artikel folgt in der nächsten Nummer.

zu haben. Formen- und Farbensinn gehen ihnen gänzlich ab; Bequemlichkeit ist ein Wort, dessen Sinn sie gar nicht verstehen.

Alle Behausungen der Mensa sind backofenartige Hütten aus wirr durch- und übereinandergeworfenem Reisig. Biegsame, ziemlich starke Schößlinge bilden ein Gerüst, über welches man Reisholz schichtet. Niemals giebt man sich Mühe, den erbärmlichen Bau so zu dichten, daß er als Schutz gegen das Wetter angesehen werden kann. Der Rauch findet freien Abzug, der Regen ungehinderten Zugang. Eine kleine, niedrige Thür führt in's Innere des hohlen Reiserhaufens. Hier gewahrt man dieselbe Unfertigkeit wie außen. Anstatt des weichen, federnden Ankaréb, einer ganz vortrefflichen, über den Boden erhöhten Lagerstätte aus Holz- und Flechtwerk, sieht man einen elenden Schlafplatz: aneinander gereihte Stäbe, welche auf Querhölzern ruhen, die ihrerseits wieder von oben gegabelten Pfählen getragen werden. Diese Bettstätte ist in der Regel mit einer Hütte in der Hütte, mit einem laubenähnlichen Bau aus Reisern, überdacht, nicht aber überdichtet, denn der Regen durchnäßt auch den hier Schlafenden, als ob er gar keine Bedachung über sich habe.

Außer einigen irdenen Töpfen, dem unentbehrlichen Reibstein, auf welchem das Getreide zerkleinert wird, einem großen topfartigen Getreidespeicher aus lufttrockenem Schlamm, einer Art, welche wegen ihrer Unbrauchbarkeit geradezu die Lachlust herausfordert, und einigen Schläuchen und Lederfäcken sieht man keine Geräthschaften im Innern der Hütte.

Ungleich besser sind diejenigen Wohnungen in Mensa, bei deren Bau die Natur selbst mit thätig war: Höhlungen unter und Klüfte zwischen den großen Blöcken in der Nähe des Dorfes, welche eben nur überdacht oder umkleidet zu werden brauchten.

Eine niedere Dornenhecke pflegt die Wohnungen einer Familie oder mehrere Hütten zugleich zu umschließen. Gewöhnlich ist ein Platz innerhalb der Umzäunung zu einem Gärtchen hergerichtet. In ihm baut man ausschließlich Tabak; denn dieses edle Kraut rauchen und kauen beide Geschlechter unserer Gebirgsbewohner leidenschaftlich gern.

Mensa besitzt nur Ein öffentliches Gebäude, die Kirche. Sie ist eine Hütte von etwas anderer Bauart, obwohl sie das Gepräge der hier üblichen Baukunst nicht im Geringsten verleugnet. Ihre Lage ist anmuthig. Sie liegt beinahe versteckt zwischen Grabhügeln, deren blendend weiße Kegel auf weithin schimmern. Das Innere des Gotteshauses betrat ich nicht, weil der Zugang nur Sonntags gestattet ist und ich an den verschiedenen Sonntagen krank oder sonstwie verhindert war.

Weit wichtigere Orte als die Kirche sind einige Bäume im Dorfe, unter denen vom Morgen bis zum Abend wenigstens Einige der edlen Bewohner des Dorfes anzutreffen sind, scheinbar in ernsten Geschäften. In der That werden unter diesen Bäumen die der Gesammtheit wichtigen Dinge berathen, und sie sind somit gewissermaßen mit unseren Rath- und Gerichtshäusern zu vergleichen. Zwischen beiden Theilen der Ortschaft steht eine tausendjährige Sykomore, in deren Schatten das ganze herzogliche Lager mitsammt den 40 Kameelen, 20 Maulthieren und dem an diesen Thieren hängenden Troß Platz gefunden haben würde. Ich erwählte deshalb vor allen anderen Orten den Platz unter der Sykomore zu unserm Lager, und bat meinen rasch gewonnenen Freund Fillipini, dort die bereits erwähnten Strohhäuser aufrichten zu lassen. Unser Vorhaben wurde jedoch verhindert. In feierlichem Zuge erschienen die Alten des Dorfes, um uns zu bitten, diesen Baum nicht zu verunheiligen. So lange Mensa gestanden, habe er zu Versammlungen des ganzen Stammes seinen freundlichen Schatten geboten, und jeder Mensa sähe ihn als einen heiligen Ort an. Die Leute sprachen so ernst und würdig, und ich kannte von meiner ersten Reise her die Ehrfurcht der Innerafrikaner vor derartigen Bäumen und bezüglich die Folgen einer Verletzung solcher Ehrfurcht so gut, daß ich nach einigen vermittelnden Worten ohne Weiteres von meinem Vorhaben abstand. Es beleidigte mich auch nicht im Geringsten, als ich später sehen mußte, daß unter demselben Baume die pöbelhafte Jugend des Dorfes sich herumflegelte, oder Rinderherden Mittagsruhe hielten, denn ich hatte es sehr wohl verstanden, daß nur wir, Heiden oder Ketzer in den Augen der Mensa, den Baum verunheiligt haben würden.

Noch weit wichtiger als die Berathungsbäume sind, ist ein Ort in der Nähe des Dorfes: die Stelle unterhalb des letzten Felsenwalles im Thale, auf welcher das oben erwähnte Wässerchen zu Tage tritt. Es ist ein ganz reizender Ort. Das Gebirge entfaltet neben und um ihn seine ganze Pracht. Das nie versiechende Wasser hat tropische Fülle in's Leben gerufen und erhalten. Ein fast oder ganz undurchdringliches Dickicht umgiebt das Bett des Bächleins. Hohe Bäume, namentlich Sykomoren, verleihen ihm einen ewigen Schatten. Nur wenige Lichtstrahlen stehlen sich zwischen den Zweigen dieser Bäume hindurch bis zum Wasser. Das Licht blitzt und glitzert in den Kronen der Bäume, spielt mit den an den äußersten Zweigen schwankenden Webervogelnestern. Morgens und Abends klingen tausend und andere tausende von Vogelstimmen in das heimliche Dunkel hinein. Den heisern Ruf der Glanzdrossel, welche ihr Prachtgefieder im Strahl der Sonne spiegelt, übertönt der Flötenruf des Würgers, das dumpfe Heulen der Helmvögel, das Rucksen, Girren der Tauben. Zwergantilopen und Frankolinhühner schleichen durch's Gebüsch; Abends kommt der stolze Agaseen (eine mehr als hirschgroße Antilope), Nachts Pardel und Löwe hierher zur Tränke. Aber das Thierleben ist nicht das, was ich hier schon schildern will: auch der Mensch belebt diese heimliche, fort und fort segenspendende Stelle, welche seine Ansiedelung oben auf der Höhe erst möglich macht, von Morgen bis zum Abend. Hierher zieht der Mensa namentlich in den Früh- und Abendstunden in langen Reihen. Das schattige Bett des Wässerchens ist der allgemeine Brunnen, der Wasch- und Badeplatz, die Tränkstelle der Herden. Höchst sonderbare Auftritte, Stellungen, Lagen sieht man hier. Zimperliche Leute finden Gelegenheit zum Erröthen; denn manche Blöße wird hier offenbar. —

Ich weiß nicht mit Bestimmtheit anzugeben, zu welchem größern Volksstamme die Mensa eigentlich gezählt werden müssen. Der Sprache nach rechnet man sie zu den Tigré; doch sind die Sprachforscher darüber noch nicht ganz einig. Mich hat es von jeher ziemlich gleichgültig gelassen, von woher ein Volk oder Mensch stammt; ich betrachte mir das eine wie den andern, wie es oder er ist. Das habe ich denn auch diesmal gethan.

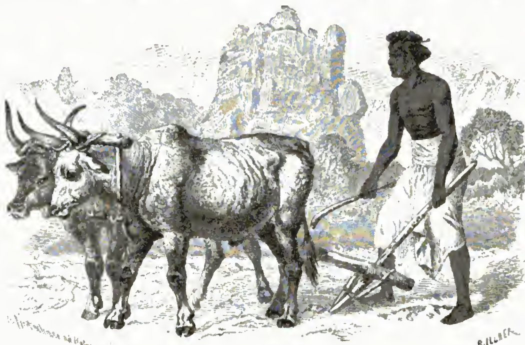
Die Mensa sind schöne, wohlgebaute und wohlgebildete Menschen von licht- bis dunkelbrauner Hautfarbe. Ihre Gesichtszüge ähneln denen der Kaukasier mehr als denen der eigentlichen Neger. Das Haar ist etwas gekräuselt, nicht aber wollig; der Bart ist schwach. Blendendweiß sind die Zähne. Die Männer sind durchgängig schöner als die Weiber.

Beide Geschlechter kleiden sich höchst einfach. Die Männer tragen kurze Beinkleider, welche durch einen Gurt festgehalten werden, und ein langes Tuch, welches um die



Mensaer in ihren Wohnungen.

Schultern geworfen wird und Nachts als Decke dient. Häufig ist dieses Tuch das einzige Kleidungsstück; es wird dann wie ein Schurz um die Lenden geschlagen. Sandalen tragen nicht Alle; denn Viele laufen barfuß. Die Knaben gehen bis in's fünfte, sechste Jahr fast oder ganz nackt und lassen sich auch das Haupthaar bis auf eine Stirnlocke abscheren. Aeltere Männer putzen sich das edle Haupt in derselbe Weise, wie der Hamadryaspavian sich trägt. Sie krämpen den mittlern Theil aufwärts und flechten das Uebrige ringsum in hunderte von kleinen Zöpfchen. Eine oder zwei lange, geglättete Holznadeln stecken in dem krausen Gelock und dienen dazu, die Ruhe und Ordnung unter der zahlreichen Bewohnerschaft des Filzes herzustellen. Am linken Oberarme wird regelmäßig ein kurzes Dolchmesser befestigt. — Die Frauen sind nach denselben Grundsätzen, aber doch sehr verschieden gekleidet. So lange das Mädchen unverheirathet ist, umhüllt es die Schenkel mit dem Rahhad, einer Schürze, welche aus vielen hundert



Ackerpflug.

schmalen Federstreifen besteht, schert sich das Haar theilweise, oder flechtet es in langherabhängende dünne Zöpfchen, und schmückt sich die Handgelenke und die Knöchel mit silbernen Spangen oder wenigstens mit Ketten aus Glasperlen, zuweilen auch die Nase — wie die Ohren — mit silbernen Ringen. Am Tage der Verheirathung zerschneidet der Ehemann den Rahhad und giebt seiner Gattin dafür ein etwas reicheres Umschlagetuch, als er selbst trägt, und ein Paar Sandalen. Später wird das Tuch oft mit einem weich gegerbten, viereckig zugeschnittenen Rindsleder vertauscht, welches so um den Leib geschlagen wird, daß die Enden vorn übereinander liegen. Die Haut ist steif, liegt schlecht an und sieht häßlich aus. Einzelne Frauen, wohl nur die der Reicheren, sind besser und anständiger gekleidet; sie verhüllen sich auch das Gesicht mit ihrem Tuche oder mit einem Schleier, wenn sie einen fremden Mann gewahren; sie haben von den Frauen der Türken und Araber Einiges angenommen. — Ob die Frauen sich Lippen und Augenwimpern färben, wie die Sudahnesinnen es thun, weiß ich nicht; ich habe nichts Derartiges beobachtet.

Trotz der Höhe ihres Gebirges sind die Mensa ächte Kinder der Tropen. Sie wachsen auf, wie wassergesättigte Pflanzen unter der Sonne der Gleicherländer aufschießen. Die Mädchen sind mit dem zwölften bis vierzehnten Jahre erwachsen. Bereits im Alter von zehn bis elf Jahren beginnt sich ihre Büste zu entwickeln; im Alter von 13 Jahren sind sie zur vollendeten Jungfrau gereift. Aber ihre Blütezeit welkt rasch dahin. Schon mit dem dreißigsten Lenz ihres Lebens sind ihre Reize verblichen, und der leider auch jetzt noch entblößte Busen hat mit dem des dreizehnjährigen Mädchens keine Aehnlichkeit mehr. Mit dem 35. Lebensjahre rückt das Weib in die Zahl der Altgewordenen ein. Der Mann reift später, erhält sich dafür aber auch seine Vollkraft bis in's 40. und 45. Jahr. Im Ganzen scheint das Völkchen ein gesundes und hohes Alter zu erreichen. Greise von 60 bis 70 Jahren sollen keine Seltenheit sein.

Die Mensa sind vorzugsweise Viehzüchter, ihr ganzes Leben hängt von dem ihrer Herden ab. Getreidebau betreiben sie nur der höchsten Nothdurft halber und keineswegs in besonderm Umfange. Einige Stellen unten im Thale sind zu Feldern umgewandelt worden, und auf ihnen baut man während der kleinen Regenzeit Getreide, nämlich Durrah oder Kafferhirse; mit Beginn der großen Regenzeit wird die Hochebene in unmittelbarer Nähe des Dorfes bestellt. Man reißt mit einem überaus einfachen Pfluge Furchen in den Boden und streut in diese Durrahkörner ein; nachher läßt man die Natur das Weitere besorgen und bekümmert sich erst dann wieder um die Saat, wenn die Pflanze bereits den Kreislauf ihres Lebens durchgemacht und ihre schweren Halme der brechenden Hand entgegenneigt. Nur die Vögel des Himmels machen den Leuten oft recht zu schaffen. Vor allen sind es die Webervögel, welche in unzähligen Scharen in der reifenden Frucht einfallen und nach Art unserer Sperlinge ihren Zoll erheben. Zur Verscheuchung dieser Gäste müssen eigene Wachen ausgestellt werden. Schlimmer noch ist es, wenn sich Affen in der Nähe der Felder zeigen. Sie verlangen die angestrengteste Wachsamkeit und gar nicht selten ernst-



Waldvegetation in Mensa.

haften Kampf, wenn ihr boshaftes Treiben vereitelt und dem Greuel ihrer Verwüstungen Einhalt gethan werden soll. Die Affen würden in der That, ließe man sie gewähren, alle Hoffnungen auf die Ernte vernichten.

Gleichwohl will alle Arbeit, welche der Feldbau verursacht, wenig bedeuten gegen die Mühe und Aufmerksamkeit, welche die Viehzucht beansprucht. Wie bei den Nomaden des Innern dreht sich die ganze Wissenschaft des Lebens unserer Leute einzig und allein um die Erhaltung und Vermehrung der Herden. Den Umgang mit Vieh lernt der Mensa von Jugend auf. Schon als Knabe folgt er dem Vater oder dem ältern Bruder auf seinen Zügen mit der Herde, und als Jüngling bekommt er diese unter eigene Obhut. Der Mensa hält sich um so verständiger, je besser er mit Vieh umzugehen versteht, und er achtet sich um so glücklicher, je zahlreicher seine Herde ist. Die Zahl seiner Rinder bedingt seinen Wohlstand und seine Stellung im Staat oder richtiger im Volke.

* * *

Es scheint mir geboten, hier einmal von der mir gestellten Aufgabe abzuschweifen, um dem mit den innerafrikanischen Verhältnissen weniger vertrauten Leser überhaupt einen Begriff von dem Herden- und Hirtenleben jener Länder zu geben. Die Verhältnisse sind hier so ganz anders, als bei uns zu Lande, daß sie wohl eine allgemeine Berücksichtigung verdienen.

Innerafrika ist überaus reich an Hausthieren, und zwar an Rindern, an Ziegen und an Schafen. Die Rinder stehen bei allen Volksstämmen des Innern in höchster Achtung. Ein Sudahnese z. B. nimmt es gar nicht übel, wenn man ihm den Ehrentitel „Ochse" giebt; „denn", sagt er, „der Ochse ist ein kräftiges, starkes und nützliches Thier, und ein Mensch, welcher die gleichen Eigenschaften besitzt, ist rühmenswerth." Bei den festansitzenden Innerafrikanern kommt die Rinderzucht jedoch nirgends zur vollständigsten Entwicklung. Sie bedingt ein Wanderleben der Leute, und ein solches führen alle Stämme, welche im wirklichen Sinne Viehhirten sind. Ein solches führen auch die Mensa.

Als der Ostsudahn durch die Türken unterjocht wurde, sahen diese zu ihrem höchsten Erstaunen ungeheure Herden der nützlichen Hausthiere von einem Orte der Steppe zum andern ziehen. Sie beschlossen sofort, solchen Reichthum in der ersprießlichsten Weise zu nützen. In Folge der nach Egypten gesandten Berichte kam Mohammed-Ali auf den Gedanken, den vollen Bedarf an Zugthieren und Schlachtvieh aus dem Ostsudahn zu entnehmen. Man erhob also Tribut von den Nomadenstämmen und führte jahrelang nach einander zahlreiche Herden von Ostsudahn nach Egypten aus. Die Zahl der auf diese Weise dem Lande entzogenen Rinder kann keiner Schätzung unterliegen; doch wird man nicht irren, wenn man sie auf mindestens eine Million anschlägt. Auf dem weiten und beschwerlichen Wege längs des Nils gewahrt man heute noch in allen unfruchtbaren Gegenden Nubiens Marksteine jener Zeit, die Gerippe der aus Mangel an Nahrung und in Folge der Anstrengung gestürzten Rinder. Zuweilen bedecken sie den genommenen Weg meilenweit, so daß man nach ihnen sich richten kann. Ich übertreibe nicht, wenn ich sage, daß die Knochen von mehr als 10,000 Rindern im Sande der Nubischen Wüste bleichen. Demungeachtet übersteigt die Anzahl der Rinder, welche die Bewohner Ostsudahns besitzen, alle Vorstellungen. Die größten unserer Ritterguts-besitzer und Viehzüchter erscheinen in diesem Punkt arm gegenüber einem der unbemittelteren Sudahnesen.

Nahe dem Dorfe Melbes in Kordafahn tieft sich die Steppe zu einem weitem Kessel ein, in dessen Grunde man Brunnen an Brunnen angelegt hat, einzig und allein zu dem Zwecke, die täglich hier während der Mittagszeit zusammenströmenden Herden zu tränken. In diesem Kessel habe ich mehr als einen Monat lang vom frühen Morgen an bis zum späten Abend und während der ganzen Nacht hindurch ein kaum zu beschreibendes Gewühl von Menschen und Herden beobachtet. Neben jedem Brunnen hatte man 6 bis 8 flache Tränkteiche aufgebaut, große, natürliche Tröge, welche mit thoniger Erde eingedämmt sind. Diese Tröge wurden alltäglich gefüllt und von den zur Tränke kommenden Herden vollständig wieder geleert. In den Mittagsstunden sah man Nichts als eine ununterbrochene Masse von eifrig sich hin- und herdrängenden Thieren, zwischen denen hier und da eine dunkle Mannesgestalt hervorragte. Die dann versammelten Rinder erschienen als eine braune, wogende Masse, über welche sich ein Wald von Hornspitzen erhob. Von den dazwischen hin- und hergehenden Männern war oft keine Spur mehr zu entdecken; das Braun wurde die einzige hervortretende Farbe. Der ganze Tränkplatz glich einem Stall, in welchem seit Monaten kein Reinigungswerkzeug in Bewegung gesetzt wurde. Ungeachtet der dörrenden Sonne lag der Koth überall mehr als fußtief auf dem Boden; nur die Tränkteiche wurden sorgfältig rein gehalten. Unmöglich erscheint es mir, die Menge der Rinder, welche hier versammelt waren, zu schätzen: ich bezweifle aber, daß hier täglich ihrer weniger als 60,000 Stück zusammen kamen.

Einen so großen Reichthum besitzen die Mensa nicht; ihre Herden sind jedoch immer noch höchst ansehnlich, und manche von den Leuten, welche in einer der beschriebenen erbärmlichen Hütten herrschen, nennen 5 bis 6000 Rinder ihr Eigenthum.

Das Rind der Mensa gehört zu der Art und Rasse, welcher die Naturforscher den Namen „afrikanischer Buckelochse" gegeben haben. Es ist ein schönes, wohlgebautes, kräftiges Thier, besonders durch die gewaltigen, weitgestellten Hörner ausgezeichnet, und unter den afrikanischen Rindern genau Dasselbe, was die Schweizerkühe unter unseren Rassen: ein Geschöpf, bei welchem das Gebirgsleben alle Fähigkeiten geweckt und zur höchstmöglichen Stufe ausgebildet hat. Der Sanga, wie dieser Ochse genannt wird, ist ein äußerst geschicktes, gewandtes und bewegliches, dennoch aber höchst gutmüthiges, lenksames Thier, welches Jedermann gefallen muß. Aber dem Fremden gegenüber zeigt es sich ängstlich; so lange es die gewohnten Gestalten seiner Hirten um sich hat, ist es das ruhigste und beste Rind, welches ich überhaupt kenne.

Eine zahlreiche Viehherde der Mensa gewährt einen wirklich prachtvollen Anblick, man mag ihr begegnen wo man will. Wenn die Rinder weiden, klettern sie zerstreut auf den Berghängen umher, leichtfüßigen Antilopen vergleichbar; wenn es aber zur Tränke geht, oder wenn die Herde nach der vielleicht gerade nahrungsreichen Samchara hinabgetrieben wird, zieht sie im dichtgedrängten Zuge dahin, nicht selten Viertelstunden lang das enge Thal erfüllend. Einer der stattlichsten Mensa im vollen Waffenschmucke schreitet lockend und rufend den Rindern voraus; ihm folgen die lasttragenden Ochsen, bepackt mit den obengenannten Lederschläuchen, mit biegsamen Stäben, welche zum Aufbau der Hütte, zur Herstellung des Bettes und sonstwie verwendet werden, mit Lederhäuten, Töpfen u. dergl., oder beritten von der Frau des Herdenbesitzers, welche auf

dem Rücken des Ochsen die regelmäßige Wanderung zurückzulegen pflegt. Hinter diesem Stärksten und Bevorzugtesten der Herde folgen die übrigen Rinder in buntem Gewimmel, und hier und da wandelt zwischen ihnen eine der dunklen Mannesgestalten dahin, so recht in der Mitte der Herde, als bester Beweis von dem innigen, brüderlichen Verhältniß, welches zwischen Hirt und Herde stattfindet. Den langen Zug beschließen die jüngeren männlichen Glieder des Herdenbesitzers. Hunderte von Vögeln umschwärmen die wandernde Herde, namentlich der Madenhacker und während des Winters die Schafstelze sind regelmäßige Gäste dabei. Die ersteren klettern wie Spechte auf den Thieren hin und her, oder an ihnen auf und nieder, hängen sich unten am Bauche an, klettern am Hals empor, setzen sich auf dem Kopf, auf der Firste des Rückens nieder, lesen überall die Kerfe auf, welche die Rinder belästigen, und werden als nützliche Schmarozer von diesen gern geduldet. Die letzteren laufen zierlichen Ganges neben der Herde einher, ohne sich auf dem Rücken der Thiere niederzulassen, fliegen, wenn ihnen die Rinder zu schnell voraneilten, behend ihnen nach, setzen sich auf den nächsten Bäumen nieder, und die Männchen singen dann flugs ihren lieblichen Gesang von da oben herunter und eilen wiederum den inzwischen weitertrabenden Gastgebern nach. Auch der Gebirgs- oder der Wüstenrabe halten sich gern bei den Rindern, und diese sind so von den guten Diensten der Vögel überzeugt, daß sie auch ihnen ohne Weiteres die Gastfreundschaft gewähren.

Zwei Mal im Jahre wandern die Mensa von der Höhe ihres Gebirges zur Tiefe der Samchara hernieder, und von dort wiederum nach oben empor, ziehen also vier Mal im Jahre von einem Orte zum andern. Dies geschieht, um die Weide allüberall bestmöglichst auszunützen. Nach dem ersten Regengusse kleidet sich die tiefere Samchara in ein frischgrünes Gewand; in allen Niederungen deckt dann ein zartes, saftiges Gras den Boden, und im Schatten der Gebüsche schießen nahrungsreiche Kräuter auf. Diese und der Grasteppich bilden die Weide, welche die Mensa jetzt aufsuchen. Das nöthige Gepäck wird den stärksten Ochsen aufgeladen, und in langen Reihen ziehen die Herden vom Gebirge hernieder, eine nach der andern. Unten in der Ebene sammeln sich die Besitzer an den gewohnten Plätzen, bessern den schon vor Jahren gebildeten Dornenzaun aus oder erbauen sich eine neue Seriba, errichten innerhalb derselben ihre Hütten und führen von hier aus ihr Vieh nach den Weideplätzen. Mit der zunehmenden Dürre ziehen sie sich mehr und mehr gegen das Gebirge hin, in welchem es noch regnet, wenn unten schon längst Alles verdorrte, weiden erst in den fernliegenden Thälern und rücken allgemach höher und höher zu ihrem Dorf empor. Auch im Gebirge haben sie ihre feststehenden Seribas oder wenigstens bestimmte Hirtenplätze. Wenn man eine der Bergspitzen ersteigt, sieht man überall diese Plätze grün heraufschimmern. Sie sind stets so gewählt, daß das Vieh in der nächsten Nähe Weide findet und Nachts ein möglichst bequemes Lager hat. Man hat alle Gebüsche niedergeschlagen oder weggebrannt und so eine Ebene geschaffen, welche durch den reichlich hier aufgespeicherten Dünger zu besonderer Fruchtbarkeit befähigt wird und nach dem Abzuge der Herden mit üppigem Grase sich dicht bedeckt. Während der trockenen Zeit halten sich die Herden stets im Gebirge auf, und je mehr die Dürre überhand nimmt, um so höher steigen sie in ihren Bergen empor. Der erste Regen, welcher fällt, ist jedes Mal das Zeichen zum Niedergange, der letzte das zum Emporsteigen.

Die Mensa hüten ohne Hunde. Ihre Rinder sind so gut gezogen, daß sie jedem Rufe Folge leisten. Von Jugend auf gewöhnt, mit ihrem Hirten in innigster Gemeinschaft zu leben, erkennen sie diesen willig als ihren Führer an und folgen ihm auf Schritt und Tritt. Der Hirt seinerseits thut Alles, um das Freundschaftsverhältniß zur Vollkommenheit zu bringen. Er lenkt seine Herde mit guten Worten, und denkt niemals daran, ein störriges Stück durch Härte zu zwingen. Eine Schleuder, wie die spanischen Hirten sie tragen, oder eine Peitsche, wie die unsrigen sie führen, sind ihm unbekannte Dinge.

Mit Tagesanbruch verläßt der Mann rufend und lockend die Seriba und hinter ihm folgt die blökende Herde. Bis gegen Mittag hin durchzieht der Hirt mit seinen Thieren gemächlich ein bestimmtes Gebiet, dann geht er der Tränke zu. Hier verweilen die durstigen Rinder mehrere Stunden, lagern sich, um wiederzukäuen, und zeigen dann durch erneute Freßlust die Zeit des Aufbruchs an. Die übrigen Nachmittagsstunden sind wieder der Weide gewidmet, und mit Sonnenuntergang trifft die ganze Herde bei der Seriba ein. Innerhalb dieser sieht man jetzt unzählige Feuer, vor jeder Hütte eins, dazu bestimmt, runde, glatte Steine möglichst zu erhitzen. Beim Eintreffen der Herden haben diese Steine bereits den nöthigen Grad von Wärme erlangt, und nun faßt jede Melkerin einen derselben vermittelst zweier Holzstäbe, wirft ihn in ein geflochtenes Gefäß, und eilt den milchgebenden Kühen zu. Der Stein erhitzt die ohnehin warme Milch beinahe bis zum Siedepunkte, giebt ihr aber zugleich einen räucherigen, dem Neuling unausstehlichen Geschmack. In den Augen der Mensa freilich gilt lauwarme oder kalte und ungeräucherte Milch nur halb so viel als die nach ihrer Art besonders wohlschmeckende, heiße und räucherige, und zudem glauben sie, daß nur so abgekochte Milch sich längere Zeit frisch erhalte.

Nach dem Melken thun sich die Rinder im Innern der Seriba nieder, und fünf bis sechs Feuer, welche die ganze Nacht hindurch unterhalten werden, und die jetzt zur Geltung kommenden Hunde schützen sie hinlänglich vor etwaigen Angriffen der Raubthiere. Mich hat es Wunder genommen, die Mensa so wenig über den Schaden klagen zu hören, welchen der Löwe allen innerafrikanischen Viehzüchtern anthut. Im Ostsudahn ist der Zoll, welchen der König der Wildniß erhebt, ein sehr empfindlicher; denn der Löwe bethätigt dort fast allnächtlich seine beiden arabischen Namen: Saba, der Würger der Herden, oder Assed, der Aufruhr-Erregende. Er wandert den Nomaden nach, wohin sie sich auch wenden mögen, zieht mit ihnen in die Steppe hinaus und kehrt wiederum mit ihnen zu den wasserreichen Niederungen zurück; er ist den Herden überall auf den Fersen. In den Bogosländern fürchtet man den Leopard, welcher das Großvieh in Ruhe läßt und nur das Kleinvieh angreift, ungleich mehr als den Löwen. Die Seribas der Mensa sind im Vergleich zu den Umzäunungen der Sudahnesen dürftig und schlecht, und gleichwohl klagen die Mensa nicht über das gewaltige Raubthier. Die Hyänen dagegen, welche allnächtlich die Hirten in ebenso großer Anzahl umschleichen, als sie in der Nähe der Dörfer sich einfinden, fürchtet Niemand. Die Mensa kennen ihre Feigheit so gut, daß sie die widerlichen Räuber höchstens verachten.

Bei Gelegenheit der Herden muß ich noch einer Thierordnung gedenken, welche regelmäßig in deren Nähe sich einfindet, der Fledermäuse nämlich. Heuglin's hübsche Beobachtung, daß diese Thiere den Herden überall nachfolgen, fand ich vollkommen bestätigt. Die Fledermäuse wandern den Herden nach wie die Schakale dem Löwen; aber dies geschieht keineswegs in der bösen Absicht, in

welcher die Blattnasen Amerikas Pferde und Maulthiere verfolgen, sondern der Kerbthiere, namentlich der Fliegen halber, welche jede Herde in Unmassen umschwärmen und den Fledermäusen Nachts gute Jagd versprechen. Ehe die Herden in der Nähe des Dorfes angekommen waren, sah man nur selten Abends eine Fledermaus; an demselben Abend aber, wo die Herden zum ersten Mal in einer Seriba in der Nähe des Dorfes lagerten, tummelten sich Hunderte von Flatterthieren in der Luft herum. —

Außer den Rindern halten die Mensa auch Ziegen und Schafe, jedoch nur in geringer Zahl. Das Kleinvieh gehört in ganz Mittelafrika zu den beliebtesten Hausdaß man der Ziege zu Gefallen nicht wandernd umherzieht, wie des Rindes wegen. Für das Kleinvieh erbaut man neben der Wohnung einen Stall, welcher nur dadurch von der Hütte des Gebirgsbewohners sich unterscheidet, daß er fester und schöner gebaut ist als diese — des Leoparden wegen, welcher recht wohl weiß, was der Stall beherbergt. Ungeachtet dieser Vernachlässigung wird die Ziege beinahe ebenso vielfach benutzt, als das Rind. Man trinkt ihre Milch, ißt ihr Fleisch und verwendet endlich ihr Fell zu allerhand Schläuchen, Kleidungsstücken, z. B. dem früher erwähnten Rahhad oder der Jungfernschürze u. s. w.



Rinderhirt in Mensa.

thieren. In Kordofahn und am Weißen Flusse begegnet man äußerst zahlreichen Herden, in den Urwäldern, an den Flüssen nicht minder; auch in der Samchara trifft man mit ziemlich starken Ziegenherden zusammen. Im bunten Gedränge belebt das neckische Volk die dunklen Hügel, vertheilt sich weit über die dürren Ebenen, umlagert alle Brunnen und umblökt jede Hütte. Familien nomadisiren der Ziege zu Gefallen; kleine Zeltdörfer entstehen und vergehen ihretwegen. Nicht so ist es in Mensa. Hier wendet man dem Rind alle Kräfte zu und hält das Schaf und die Ziege nur nebenbei. Blos der Arme, welcher es noch nicht zu einer Rinderherde gebracht hat, oder der in Mensa ansässige Weiße züchtet Ziegen und Schafe, der ächte Mensa ist viel zu stolz dazu. Und daher kommt es denn auch,

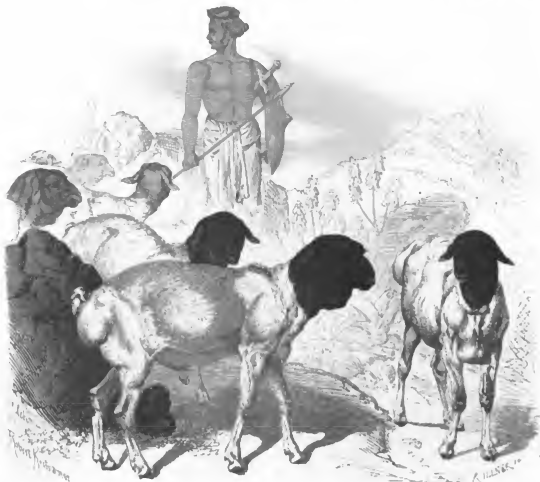
Es ist natürlich, daß das ganze übrige Leben der Mensa mit der Viehzucht zusammenhängt. Die Nahrung unserer Leute ist weniger als bei den übrigen Innerafrikanern eine pflanzliche, vielmehr eine größtentheils thierische. Zwar wird selbstverständlich das Getreide nicht umsonst gebaut, sondern, wie im Innern von ganz Afrika, nachdem man es gemahlen, zu dünnen, schliffigen Kuchen gebacken oder zu einem Nahrungsbrei gekocht; allein Brot wie Brei bilden durchaus nicht das hauptsächlichste Nahrungsmittel der Mensa. Dieses ist die Milch. Sie genießen die Greise wie die Kinder, und zwar in einer Menge, wie nirgends anderswo. Tage-, ja wochenlang besteht die Nahrung unserer Leute nur aus Milch und Durrahbrot, beziehentlich Durrahbrei, und wenn das Getreide fehlen sollte,

macht es dem Mensa durchaus Nichts aus; dann trinkt er Milch allein. Sein Leibesbau beweist, daß solche Nahrung als eine höchst ersprießliche betrachtet werden muß; der Mensa steht an Größe, Kraft und Gewandtheit nur wenig afrikanischen Völkerschaften nach.

Neben der Milch genießt der Mensa auch das Fleisch seiner Hausthiere. In einem so wildreichen Lande, wie es die Bogosländer sind, hat es für einen Menschen nicht eben große Schwierigkeiten, sich durch die Jagd zu ernähren oder durch sie wenigstens einen guten Theil seines Lebensunterhalts zu gewinnen. Der Mensa ist jedoch nichts weniger als ein Jäger, und sein sogenannter Glaube, oder richtiger Aberglaube, trägt nur dazu bei, ihm die Jagd zu verleiten. Man darf von vornherein annehmen, daß der Mensa dem Vernünftigen ungleich weniger zugängig ist, als dem Unvernünftigen; seine Unvernunft geht aber weiter, als man meinen möchte.

Von allen den Thieren, welche die Heimat dieser Christen beherbergt, genügen nur wenige den Ansprüchen und Ansichten der Mensa. Das Wildschwein Abyssiniens trägt sein saftiges Wildpret ungefährdet durch den Wald im Mensagebiete — denn es gilt als unrein; der Hase darf sich ohne Sorgen sein Lager in unmittelbarer Nähe des Dorfes graben — denn er hat gespaltene Zehen, und ist also unrein; der Klippschliefer, dessen Fleisch die Beduinen Arabiens als leckere Speise betrachten, theilt denselben Fehler, welchen der Fuß des Hasen besitzt. Nur die Antilopen und die Frankolinhühner finden Gnade vor dem Blödsinne der wackern Christen, und würden von ihnen gegessen werden, wenn — sie sich so leicht erlangen ließen, als jene wohl wünschen mögen.

So bleibt dem biedern Gebirgsbewohner nur seine Herde übrig, wenn er seine Lust nach Fleisch befriedigen will. Bei festlichen Gelegenheiten stirbt eines der auserwählten Rinder den Tod zu Gunsten des menschlichen Magens. Der vergleichende Beobachter kommt in Verlegenheit, wenn er bestimmen will, wer eigentlich den guten Mensa bei Zurichtung ihrer Fleischspeisen Unterricht ertheilt hat. Ein bedeutender Einfluß der Hyäne oder des Geiers ist nicht zu verkennen. Das Thier wird nach mohammedanischer Weise geschlachtet, d. h. durch Zerschneiden der Halsschlagadern getödtet, und es fragt sich noch sehr, ob die mir unverständlich gebliebenen Worte, welche beim Abstechen ausgestoßen werden, nicht dieselben sind, welche die Bekenner des Islam ausrufen. Sobald die letzten Zuckungen des Thieres vorüber sind, enthäutet man es, wirft es aus und benutzt dann gleich die Haut als Schlachtmulde. Das Fleisch wird sorgsam von den Knochen abgeschält und zerstückelt, sodann zertrümmert man auch das Knochengerüst. Ein großes Feuer wurde bei Beginn der Schlächterei angezündet, auf ihm macht man inzwischen Steine glühend, und mit ihnen bildet man endlich einen Rost, auf welchem die Fleischstückchen gebraten werden. Gierigen Auges stieren die Geiermenschen in die leuchtende Glut; endlich ist das



Fettschwanzschafe

Fleisch einigermaßen gar geworden. Jetzt machen die edlen Mensa ihren Lehrmeistern, Hyäne und Geier, Ehre. Sie essen nicht etwa, sondern sie fressen echt vieh-, bezüglich raubthiermäßig. Die Knochen werden mittlerweile auch in's Feuer geschoben und, wenn ihr Mark gekocht ist, gierig ausgesaugt. Das ganze Mahl hat etwas so Abscheuliches, daß ich meiner Feder eine weitere Beschreibung nicht zumuthen will. —

Die geistigen Getränke der Sudahnesen, Bilbil und Merisa, Gebräue aus Durrah und Dochenmalz, sind den Mensa unbekannt. Dafür ist unter ihnen eine Art Meth oder Honigwein, Tetsch genannt, ganz allgemein in Gebrauch. Der Tetsch schmeckt angenehm, gilt für gesund und ist somit ein empfehlenswerthes Ersatzmittel anderer geistigen Getränke. Er wird bereitet, indem man Honig mit Wasser verdünnt und dann in einem großen Topfe, welcher innerhalb der Hütten, und zwar in unmittelbarer Nähe der Feuerstätte, zur Gährung bringt, darauf mit der Blüte einer mir unbekannten Pflanze hopft und dann sich klären läßt.

Mit diesem Getränk gipfelt sich die bei Bereitung von Nahrungsmitteln in Frage kommende chemische Wissenschaft unserer Gebirgsleute.

Außer den eigentlichen Nahrungsmitteln scheint der Genuß des Tabaks allen Mensa Bedürfniß zu sein. Die Innerafrikaner rauchen und kauen leidenschaftlich gern die Blätter dieses edlen Krautes. Ihnen ist der Tabak dasselbe, was das Salz einem Wiederkäuer. Der Mensa meint, ohne Tabak nicht leben zu können. Aber er versteht es nicht, die achtbare Pflanze zu würdigen, versteht es auch nicht, sie zu behandeln. Grün noch, im vollen Safte, werden die Blätter abgepflückt, sofort auf Steinen zermahlen, in Kuchen geformt und endlich an der Sonne getrocknet. Diese Kuchen haben freilich den einen Vortheil, daß der Tabak in ihnen den kleinstmöglichen Raum einnimmt, aber die Bereitung derselben verdirbt den Tabak so, daß er für Europäer gänzlich ungenießbar wird, daß selbst der Mensa ihn nur aus einer Wasserpfeife rauchen kann. Unser Mann verlangt freilich etwas starke Reize seiner Sinne. Ihm behagt sein Knäller mindestens ebenso, als einem gebildeten Gaumen die echte Regalia. Ohne Pfeife sieht man den Mensa selten, so ungefüg dieselbe auch ist. Er führt seine Wasserpfeife auf allen seinen Zügen mit sich; sie geht, wie bei den Indianern, von Mund zu Mund; ohne sie wird kein wichtiges Geschäft begonnen, keins vollendet.

Bilderschrift der nordamerikanischen Indianer.*)

Charakter der Indianersprache. — Bilderschrift statt des mangelnden Alphabets. — Symbolische Figuren. — Die Sippen und ihr Sinnbild: Totem. — Religiöse Vorstellungen. — Geister und Geisterglaube. — Opfer, Fasten und Träume. — Zauberer, Wahrsager und Propheten. — Anwendung der Bilderschrift. — Die Leichenpfähle. — Medawin, die Gabe und Kunst durch Zauber zu heilen; Jesukawin, die Kunst des Weissagens. — Das Wabino. — Die Jahreszeit der Festlichkeiten. — Ein Wabino-Gesang und dessen Bilderschrift. —

Die Indianer Nordamerikas hatten vor ihrer Bekanntschaft mit den Europäern keine Ahnung von einem Alphabet. Der rothe Mann erkannte das Sinnbild seines Stammes an der rohen Abbildung irgend eines Thieres, welche auf die glatte Fläche eines Steines oder ein Stück Birkenrinde gezeichnet war. Die Bedeutung solcher Figurenzeichnungen verstand er so gut, wie der weiße Mann den Inhalt eines Briefes. Diese Schriftgemälde finden wir verbreitet bei allen Stämmen, sie ahmen sichtbare Gegenstände nach, oder stellen Phantasiegebilde dar.

Die Sprache dieser Völker ist vorzugsweise materialistisch, ungemein reichhaltig für alles Sichtbare und Handgreifliche, und dieser Umstand trägt wesentlich dazu bei, der Rede des Indianers malerischen Glanz und pomphafte Fülle zu verleihen. Aber keine Sprache nordamerikanischer Indianer hat Ausdrücke für unsere Begriffe: Enthaltsamkeit, Gerechtigkeit, Dankbarkeit oder Frömmigkeit. Nicht greif- oder nicht sichtbare Dinge umschreibt der Indianer; Glück bezeichnet er durch Glanz oder wolkenlosen Himmel: Frieden stiften nennt er: einen Waldbaum pflanzen, oder: die Streitart begraben; Schmerz oder Betrübniß mit: die Stacheln der Cactuspflanze sind durch meine Mocassins gedrungen. Die Sprache ist überhaupt reich an Metaphern und Allegorien.

Die Bilderschrift der Azteken im alten Mexiko war bekanntlich sehr umfassend ausgebildet und entwickelt; aber wir gehen hier nicht darauf ein und wollen nur bemerken, daß auch mehrere Völker Südamerikas, z. B. jene auf dem Hochlande von Neu-Granada und Quito und die alten Peruaner, eine solche kannten. Bei den Letzteren bedeutet, in der Quechua-Sprache, das Wort Quelccanni zugleich Schreiben und Malen. Die Natchez am untern Mississippi malten symbolische Figuren auf ihre Leichengewänder, die mehr nördlich wohnenden Stämme hatten konventionelle Zeichen und Malereien für das ihnen mangelnde Alphabet. Sie zeichnen oder malen mit verschiedenen Farben die Figuren, nicht oft auf Steinflächen, häufig an Baumstämme, am liebsten auf Birkenrinde, welche auch den Vorzug hat, daß sie zusammengerollt werden kann. Diese Bilderschrift war zur Zeit der Entdeckung bei allen Völkergruppen von der Halbinsel Florida bis zur Hudsonsbay vorhanden; aber

*) The Indian in his Wigwam, or characteristics of the red race of America. From original notes and manuscripts. By Henry Rowe Schoolcraft. New York 1848 p. 206—229; p. 291—303.

Algic researches, comprising inquiries respecting the mental characteristics of the North American Indians. By H. R. Schoolcraft. New York 1839. Zwei Bände, an vielen Stellen.

Sodann desselben Verfassers großes, auf Kosten des Kongresses gedrucktes Werk Historical and statistical information respecting the history, condition and prospects of the Indian Tribes of North America. Philadelphia 1851. I. Vol. I. Der ausführliche Abschnitt Indian Pictography, p. 333 ff. Diesem mit großer Pracht gedruckten Werke sind unsere bildlichen Darstellungen entnommen.

Ich habe schon 1851 über die Bilderschrift oder Schriftgemälde Mittheilungen gegeben in: Nordamerika in geographischen und geschichtlichen Umrissen, von Karl Andree. Braunschweig 1853. Zweite Auflage, S. 237 ff.

zumeist bedienten sich derselben die Völker algonkinischen Stammes. Zu diesen gehören unter anderen die Mikmaks in Neuschottland und am St. Lorenz, die Mohikaner, Delawaren, Susquehannoks; die Krihs im Süden des Athabaska-Sees, die Ottawas in Canada und Michigan, die Odschibwäs, welche vom östlichen Ende des Obern Sees bis zum nördlichen Red River wohnen; die Miamis, die Sahk- und Fuchs-Indianer; endlich auch die Schahnis, die Schwarzfüße am Obern Saskatschewanflusse und auch die Schayennes.

Von großer Bedeutung für das ganze Leben und Wesen der Indianer und zugleich für das Verständniß ihrer Bilderschrift sind die Familien- und Stammverhältnisse. Jedes Volk theilt sich in Stämme; jeder Stamm in Sippen (welche die Schotten mit ihren heimischen Clans vergleichen) und diese in Familien.

Jede Sippe hat ihren besondern Namen und ihr eigenes Sinnbild. Dieses wird allemal einem Thier entlehnt; bei den Algonkinern heißt es ein Totem und bezeichnet die Blutsverwandtschaft, die Familienbande. Wir können den Totem als eine Art von heraldischem Symbol bezeichnen; der Indianer kann an einem solchen den Stammbaum nachweisen, und setzt allemal den Totem auf den Grabpfosten (Adschidatik) des Verstorbenen.

Die Bilderschrift der Indianer ist ideographisch; sie besteht aus Zeichen, mit welchen man ganze Ideen und Sentenzen ausdrückt; die Begriffe sind durch Uebereinkommen festgestellt, und die Bilder geben Anhaltepunkte für das Gedächtniß. Man entlehnt die Zeichen allen Naturreichen, auch von Erde, Wasser und Luft. Dabei ist aber wohl zu beobachten, daß der Indianer diesen materiellen Zeichen etwas Geistiges unterlegt. Der rothe Mann ist in seiner Weise durch und durch religiös, die Religion durchdringt und bestimmt sein ganzes Leben, ist mit ihm durch und durch verflochten. Der Indianer denkt und thut nichts, ohne sich seiner Abhängigkeit von einer höhern Macht bewußt zu sein; er beginnt Krieg, schließt Frieden, geht auf die Jagd nur erst, nachdem er gottesdienstliche Feierlichkeiten vorgenommen hat, und diese geben sogar seinen Spielen und seinen Belustigungen ein eigenthümliches Gepräge. Die Religion selbst ist ein ganz seltsames Gemisch von Glaubensmeinungen, Lehren, Aberglauben und Gebräuchen, für welche ein Europäer nur mit großer Mühe ein Verständniß gewinnt. Uebrigens wollen wir hervorheben, daß der Indianer sich das höchste Wesen nur in Verbindung mit Zeit und Raum vorstellt; ein unendliches und ewiges Wesen kann er sich nicht wohl denken. Sein Großer Geist ist belebt und beseelt; er hat seine Emanationen und demgemäß ist in jeder Kraft eine Gottheit thätig. Ein äußerst feiner Polytheismus durchzieht alle Vorstellungen des Indianers. In dem Schießgewehr, das Feuer giebt, steckt ein Geist; im Räderwerk einer Uhr, im Kompas, im Diamant, in einem Insekt ist ein Geist. Jede verborgene Thätigkeit, jeder geheimnißvolle Einfluß wird personificirt; ein Gott wohnt in der Sonne, im Mond, im ganzen Himmelszelt, der Lufthimmel ist von Geistern belebt; mit anderen Worten, die Gottheit zerfällt in eine unendliche Menge von Bruchtheilen. Der Indianer verehrt nur Das, was außer ihm ist; im Vogel und Fisch, im Bären und Büffel verehrt er Geister, aber nicht im Menschen; er kennt deshalb nicht Priester, die zu Göttern erhoben werden. Er verehrt lediglich was er nicht ergründen kann und was ihm geheimnißvoll erscheint.

Die unabhängigen Geister sind theils böse, theils wohlwollend, üben auf den Menschen großen Einfluß und müssen gewonnen, versöhnt oder vertrieben werden. Die ganze sichtbare und unsichtbare Welt ist belebt; Erde und Himmel, von der Sonne bis zum Wurme, sind mit einer thätigen, belebten Intelligenz erfüllt; aber den allezeit sichtbaren Himmelskörpern, deren Einfluß auf Erde und Menschen von ununterbrochener Dauer ist, wird die meiste Beachtung geschenkt. Manito, Monedo ist nicht etwa, was bei den Christen: Gott, Schöpfer Himmels und der Erde, bedeutet, sondern einfach ein Geist, das unbekannte, aber wirksame Göttliche, das der Indianer sich geneigt machen will. Deshalb betet er zu demselben und bringt Opfer dar; als solches ist z. B. der in's Feuer geworfene Tabak zu betrachten, denn der Tabak ist eine geheiligte Pflanze.

Durch Fasten und Träume gewinnt der Odschibwä sich einen besondern Schutzgeist, erwirbt er sich einen Gott. Er schwärzt sein Gesicht, zieht sich in eine einsame Hütte zurück, fastet und betet, bis ihm sein Schutzgeist sichtbar wird, etwa in der Gestalt einer Thierhaut, einer Feder, eines Steines 2c. Den auf solche Art ihm offenbarten Fetisch trägt er bei sich, nicht als den Geist selber, sondern als Zeichen der Gunst, als ein Pfand für die Nähe des Beschützers, im Krieg und auf der Jagd.

Bis auf einen gewissen Punkt kann der Mensch die Kräfte der Natur sich unterwerfen und dienstbar machen. Das weiß auch der Indianer. Der eine versteht solch eine Bewältigung der Naturkräfte besser als der andere, oder giebt das doch vor. Er tritt dann als Zauberer auf, und dergleichen findet man in allen Stämmen. Aber er verfährt auf eigene Hand, gehört nicht etwa einem Priesterstand an, welcher überhaupt nicht vorhanden ist, und hat mit den gottesdienstlichen Gebräuchen und den Opfern des Stammes nichts zu schaffen. Manchmal ist er nebenbei auch Wahrsager und Prophet (Jossakid) und legt sich die Gabe der Weissagung bei. Die Zauberer üben großen Einfluß, und Schoolcraft wurde durch einen dieser Panaus, einen Ottawa, welcher sich zum Christenthum bekehrt hatte, in alle Geheimnisse eingeweiht. Er erfuhr, was es mit den drei Geheimbünden, welche im Leben der algonkinischen Völker eine wichtige Rolle spielen, für eine Bewandtniß habe, und gewann einen tiefen Einblick in jene „drei abergläubigen Bräuche", nämlich in das Meta, Jisukan und Wabino. Der erstere bezieht sich auf die Heilung von Krankheiten durch Zauberformeln, der zweite auf das Wahrsagen; die dritte „Teufelei" ist erst vor etlichen Menschenaltern unter den Pottawatomis durch einen mondsüchtigen Mann aufgebracht worden, und wir werden weiter unten davon reden.

Als jener zum Christenthum bekehrte Zauberer, Namens Tschusko, sich zu Offenbarungen und zur Einweihung verhelfen wollte, fastete er stark, damit er lebhafte Träume bekomme. In diesen sah er eine Schildkröte, einen Schwan, einen Specht und noch andere Gestalten, die er auf Baumrinde gezeichnet hat. (S. 300.) Diese wurden seine selber Schutzgeister und waren behülflich, wenn er in seiner Hütte zauberte. Sie glich einer zugespitzten, oben offenen Pyramide; die Pfosten waren mit Häuten umzogen. Der Zauberer findet nur Glauben, wenn eine solche Hütte sich wie durch übernatürliche Kraft heftig bewegt und hin- und herschwankt, sobald der Panau seine Zauberklapper rührt. Dann ist ihm der Geist, dessen er bedarf, um Wirkungen hervorzubringen, gegenwärtig; er kann seine Beschwörungen beginnen und orakelhafte Antworten ertheilen. Tschusko heilte Kranke mit wirksamen Arzneien, mit einem weißen und grünen Stäbchen, zwei kleinen steinernen Bildern und durch Saugen an einzelnen Theilen des siechen Körpers, in dessen

Inneres er, seinem Ausdrucke zufolge, durch das Fleisch blickte. Er war fest überzeugt, daß eine höhere Kraft in ihm wirksam gewesen sei; nachdem er Christ geworden war, meinte er, sie sei ihm damals vom „Teufel" verliehen worden.

Nachdem wir dieses vorausgeschickt, wird der Leser wohl überzeugt sein, daß der Indianer an seine pictographischen Darstellungen glaubt. Sie sind verschiedener Art. Mit dem Ausdruck Keleewin*) (Kikinin) bezeichnet man die bildliche Darstellung solcher Dinge, welche jeder Angehörige des Stammes versteht. Dagegen sind Keleenowin Lehren der Medas oder Priester und der Jossakeed (Dschossakihds), das heißt der Propheten. Die Kunde solcher Keleenowin ist beschränkt auf Männer, welche das System der Zauberheilung kennen.

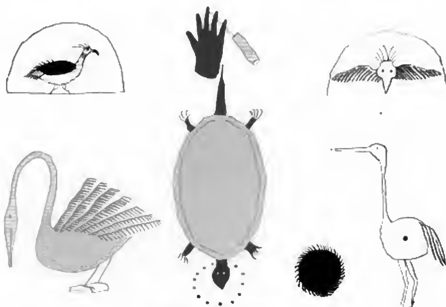
Die erstere Art besteht, wie gesagt, aus allgemein verständlichen Zeichen, wie man sie auf Begräbnißstätten, Jagd- und Reisezügen anwendet. Sie kommt auch bei den Muzzinabiks, den Schriftzeichen auf Steinen, vor. Manche Figuren sind beiden Systemen gemeinsam; aber die Sinnbilder für die Nugamoons, das heißt der Gesänge, welche nach den Bildern (als Gedächtnißbehelfen) bei Heilungen, beim Wabino, in Kriegs- und Jagdgesängen angewandt werden, sind nur den Eingeweihten verständlich. Wer sie erlernt, muß dem Lehrer eine Entschädigung zahlen, ein Honorar für jeden Gesang. Als Lehrbuch dienen Zeichnungen auf Birkenrinde, die geheim gehalten werden müssen, wie die Lehre selbst.

Die Bilderschrift findet Anwendung in folgender Weise:

I. Keleewin. 1. Gewöhnliche, allgemein verständliche Zeichen, z. B. für Reisewanderungen. — 2. Adjidatigwun: Zeichen für Grabdenkmäler.

II. Keleenowin. 1. Medáwin, Medicin. — 2. Das kleinere Jesukawin, Geisterbeschwörung. — 3. Wabino, für Gesänge bei Lustbarkeiten und Orgien. 4. Keossawin, Jagd. — 5. Das höhere Jesukawin, Prophetie. — 6. Nundobewunewun, Krieg. — 7. Sageawin, Liebe. 8. Muzzinabikon, geschichtliche Erinnerung.

Wir wollen einige dieser Schriftgemälde erläutern und mit den Adjitatigwun, den „Todtenpfählen", beginnen. Der Name kommt von dem Zeitwort adjidj, umkehren, umwenden, und das Wort soll andeuten, daß der Totem der eingescharrten Person umgekehrt, auf den Kopf gestellt ist. Dadurch deutet man an, daß er in die Erde zurückgekehrt sei. Atig bedeutet einen Baum, Pfahl, Stock, Brett, wun bezeichnet den Pluralis.



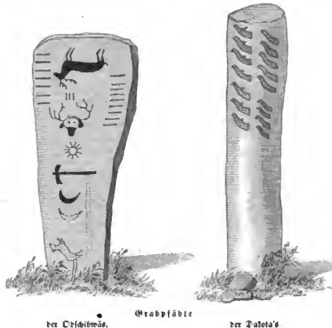
Schutzgeister des Zauberers Tschusko.

Der Indianer hat große Hochachtung vor dem Todten und betrauert den Abgeschiedenen aufrichtig. Noch jetzt stehen die früheren Besitzer Canadas, die Franzosen, in gutem Andenken, weil sie niemals die Ruhestätten der Verstorbenen verletzt haben. Diese Leichenäcker liegen oft in sehr malerischer Gegend, zum Beispiel auf einem Hügel im Thale. Man giebt dem Todten seine werthvollsten Sachen mit in's Grab und bezeichnet dasselbe durch einen Erdaufwurf. Der Verstorbene wird mit seinen besten Kleidern angethan, dann mit Häuten und Birkenrinde umwickelt und wo möglich in einen hölzernen Sarg gethan. Bei den Sioux und den westlichen Odschibwäs legt man ihn auf ein Gerüst oder in einen Baum, läßt ihn dort, bis das Fleisch vergangen ist, sammelt dann die Knochen, begräbt sie und bezeichnet die Stelle mit einem Leichenpfahl, am liebsten von Cedernholz, der am Kopfende steht. Dieser Adjidatig enthält die symbolischen oder repräsentativen Zeichen, also namentlich seinen Totem, die Bezeichnung, wie viele Kriegszüge er mitgemacht und wie viele Schädelhäute er den Feinden abgezogen hat. Bei Häuptlingen fügt man wohl auch eine Kriegsfahne hinzu; bei großen Kriegern hängt

*) Es ist ein wahrer Jammer, daß Schoolcraft keinen Begriff von phonetischer Schreibart hat. Durch diesen Mangel wird Vieles in seinen sonst so verdienstvollen Leistungen widerwärtig und geradezu unbrauchbar. Er hat keinen Begriff vom Wiedergeben eines reinen Vokales. Das ist schon arg genug bei den Engländern, aber doppelt arg bei den Yankees. Uns bleibt nichts übrig, als die indianischen Namen so wiederzugeben, wie wir sie eben finden. S. schreibt die Namen nicht einmal gleichmäßig, sondern bald so bald anders.

man über dem Grabe die von ihnen erbeuteten Skalps auf und schmückt den Leichenpfahl mit Federn vom Adler, vom schwalbenschwänzigen Falken oder irgend einem andern Raubvogel. Aber das steht in Verbindung mit religiösen Bräuchen; ebenso auch der Umstand, daß man auf dem Grab ein Feuer anzündet.

Unsere Abbildung zeigt zwei Leichenpfähle. Jener zur Linken ist der Adjidatig des berühmten Kriegers und Häuptlings Waboschig, der 1793 am Obern See starb. Er gehörte zur Sippe des Addik, das heißt des Rennthiers. Dieses ist sein Totem, es steht auf dem Grabpfahle, aber umgekehrt, zum Zeichen, daß der Mann todt sei. Sein Personenname, „der Weiße Fischer", ist nicht mit angebracht. Die sieben Querstriche zur Linken bedeuten, daß er Anführer in sieben Kriegszügen war. Die drei kleinen Striche unter dem Totem zeigen an, daß er drei Wunden in Schlachten erhalten hatte. Unter diesen drei kleinen Strichen ist der Kopf eines Moosethiers (des amerikanischen Elennthiers); diese Figur will besagen, daß der Krieger einst einen verzweifelten Kampf mit einem solchen bestanden habe. Die Streitaxt deutet an, er sei im Kriege von großem Einfluß gewesen; die neun Querstriche zur Rechten belehren uns, daß er neun Feinde erschlagen hat. Er war ein Odschibwä-Indianer.



Grabpfähle
der Odschibwäs. der Dakota's

Der Leichenpfahl zur Rechten steht über dem Grab eines Kriegers der Dakota, das heißt der Sioux, welche mit den Odschibwäs seit Jahrhunderten in unversöhnlicher Erbfehde liegen. Schoolcraft fand denselben bei Fort Snelling am Mississippi, sieben Miles oberhalb der Einmündung des St. Petersflusses, im heutigen Staate Minnesota. Die Figuren besagen, daß der Krieger sieben Männer, fünf Frauen und vier Kinder erschlagen habe.

Schon oben sagten wir, daß das Medawin, die Kunst durch Zauber Krankheiten zu heilen, und das Jesukawin oder die Prophetengabe eine große Bedeutung im Leben der Indianer habe. Beide reichen in ein hohes Alterthum hinauf, sind ungemein weit verbreitet und das Volk glaubt daran. Wer die Bilderschrift deuten will, muß von diesen Einrichtungen Kunde besitzen, weil sehr viele Figuren sich auf dieselben beziehen.

Meda (sprich Midä) bedeutet die Heilkraft, welche sich durch Anwendung eines thierischen oder mineralischen Gegenstandes äußert, etwa durch kleine Metallstückchen, Knochen, Federn und dergleichen, welche in dem sogenannten Medicinbeutel, Guschkepetagun, aufbewahrt werden. Diese gelten als Gegenstände, welche einen geheimnißvollen Einfluß vermitteln. Der Midawinini, welcher die Heilung vornimmt, ist ein Zauberer und verschieden von dem Muschkekewinini, welcher als Arzt in gewöhnlichem Sinne betrachtet werden kann, weil er nur trockene oder flüssige Arzneien anwendet, Blut abzapft, vermittelst eines auf die Haut gesetzten Thierhornes schröpft und, gleich einem Wundarzte, Geschwüre öffnet. Der Midawinini hat seinen Namen von Mida, das hier ein geheimnißvolles Princip bedeutet; er ist nicht Doktor, sondern Zauberer, wendet nicht Arzneien an, sondern magische Mittel. Die Leute, welche sich darauf verstehen, bilden Gesellschaften oder Verbrüderungen, in welche Jeder aufgenommen werden kann, der nachweis't, daß er seine Sache verstehe.

Die Kunst des Weissagens, Jesukawin, wird von einzelnen Leuten ausgeübt, welche die Begabung dazu in sich verspüren. Ein solcher Mann, der Jossakeed, sagt Dinge vorher, wendet sich auch an die Geister, wie der Medawinini, und bedient sich zum Hervorlocken der geheimnißvollen Kräfte gleichfalls der Knochen, ausgestopfter Vögel und dergleichen. Beide schlagen die Zaubertrommel, aber Gesänge und Beschwörungen sind verschieden. Der Jossakeed wendet sich ausschließlich und allein an den Großen Geist, und bei seinem Geschäft geht Alles sehr feierlich zu; das Volk benimmt sich ehrfürchtig dabei.

Das Wabino hält man für eine Art Seitenstück zum Medawin, es gilt für eine Art Korruption desselben, besteht in einer Art von nächtlichen Festlichkeiten und ist neuern Ursprungs. In die Wabinogesänge spielt auch die Liebe hinein, was beim Medawin und Jesukawin nicht der Fall ist. Die Wabinomysterien werden immer bei Nacht, nie bei

Tage gefeiert, und Gaukeleien mit Feuer spielen eine Rolle. Man hört manchmal Nachts den Ton der Trommel und Gesänge aus weiter Ferne. Der Ausdruck **Wabino** kommt her von **Wabin**, **Morgenlicht**; die Feierlichkeiten dauern bis zu Tagesanbruch.

Die indianischen Jägernomaden leben in Fülle und Freuden, nachdem die Winter- und Frühlingsjagden vorüber sind. Dann feiern sie gleichsam einen Fasching. Der Mann kommt aus den Wäldern mit seiner Beute zurück und vertauscht Pelzwerk und Ahornzucker gegen Manufakturwaaren und allerlei andere Sachen, deren er sonst bedarf. Er hat nun ruhige Tage, denn auf die Pelzjagd geht er nicht; die Felle sind mit Eintritt der warmen Jahreszeit nichts werth und die Thiere werden geschont. Im Frühjahr, etwa gegen den ersten Juni, sind die Wälder im Norden des 42. Breitegrades verödet; die verschiedenen Jägerhorden ziehen nach den verschiedenen Forts der Hudsonsbay-Gesellschaft oder nach den Städten an der Grenze, an Flüsse und Seen. Die jungen Leute spielen Ball und führen Tänze auf, die älteren berathschlagen über öffentliche Angelegenheiten; die Medas, Wabinos und Jossakeeds zeigen ihre Künste, ein Fest folgt dem andern, so lange die Mittel vorhalten. Es liegt in der Natur des indianischen Jagdnomaden, daß er das Vergangene vergißt, an die Zukunft nicht denkt; er freut sich nun des warmen, milden Wetters, hat nichts zu thun, vergeudet was er besitzt und wird ausgelassen. Wenn aber der Herbst in's Land gekommen ist, muß er wieder in den Wald ziehen und jagen; bald kommt auch der Winter mit Eis und Schnee.

Schon weiter oben deuteten wir an, daß die Männer, welchen den Geheimbünden angehören, sich bestreben, Gewalt über die geheimen Naturkräfte, über die Geister, zu gewinnen; sie wollen die Gunst der guten Geister erwerben, damit diese ihnen auf der Jagd und im Kriege nützen, oder ihnen bei Heilung von Kranken behülflich seien; sie bringen Opfer, singen oder sprechen Beschwörungsformeln, rufen auch die übelwollenden Geister an, damit diese ihnen im gesellschaftlichen Verkehr und in den Leidenschaften freien Spielraum lassen.

Wir wollen einen **Wabino-Gesang** mittheilen, der auf eine Holztafel geschnitten ist, und welchen wir in natürlicher Größe wiedergeben. Er gewährt einen sehr klaren Begriff von der **Pictographie der Odschibwäindianer** und zeigt, wie diese Bilderschrift dem Gedächtnisse zu Hülfe kommt. Ein in die Mysterien des Wabino Eingeweihter Mann singt ihn.

Figur 1 malt einen Einleitungsgesang. Das Bild stellt eine, zu nächtlichem Tanz hergerichtete Hütte dar; sie ist mit sieben Kreuzen bezeichnet, welche Leichen bedeuten, und mit Zauberknochen und Federn darüber geschmückt. Der Indianer nimmt an, daß diese Hütte sich bewegen und fortkriechen könne. Der Besitzer desselben ladet Gäste ein und singt:

Wabino (Wabino)
Pi mo da (er kriecht)
Ni wi gi wam (mein Wigwam)
Wabino, pimoda, ni wigiwam.
Hi, auh, ha. Nhuh i wä, nhuh i wä,
Ha, ha! Huh, huh, huh!

Das heißt: „**Meine Hütte kriecht (bewegt sich) durch die Gewalt des Wabino**“.

Figur 2. Ein Indianer hält eine Schlange in der Hand. Es wird angenommen, daß er sie vermittelst einer Zauberkraft unter der Erde gefangen habe, und nun zeigt er sie im Triumph, um zu beweisen, wie geschickt er sei. Die Worte lauten:*)

„Unter der Erde hervor habe ich sie genommen“.

Zwischen 2 und 3 befindet sich auf der pictographischen Tafel ein Strich, der eine Pause bedeutet. Nach derselben singen alle Anwesenden, die Musik hebt an und es wird wieder getanzt.

Figur 3. Ein sitzender Indianer, das Haupt mit Federn geschmückt, hält einen Trommelschlägel in der Hand und singt:

„Ich bin auch ein Wabino; ich bin auch ein Wabino“.

Figur 4. Ein Geist, der auf der Hälfte des Himmels tanzt. Die Hörner bezeichnen entweder einen Geist oder einen Wabino, der vom Geist erfüllt ist (wie bei Figur 2).

„Ich lasse den Wabino tanzen“.

Figur 5. Ein mit Federn verzierter Zauberknochen. Er ist ein Symbol, welcher die Macht und Fähigkeit, wie mit Federn durch die Luft zu fliegen, andeutet:

„Der Himmel, der Himmel, ich segle auf ihm“.

Figur 6. Eine große **Schlange**, genannt Kitschi Kinabik, die immer, wie auch hier, mit Hörnern dargestellt wird. Sie ist das **Symbol des Lebens**.

„Ich bin ein Wabinogeist. Dies ist mein Werk!“

Figur 7. Ein Jäger mit Bogen und Pfeil. Indem er sich von Zauberkraft durchdrungen glaubt, vermeint er Thiere aus großer Entfernung sehen zu können und sie in seinen Pfad zu bannen, damit er im Stande sei, sie zu erlegen.

„Ich arbeite mit zwei Leibern“.

Figur 8. Eine schwarze Eule, die selten vorkommt.

„Die Eule, die Eule, die große schwarze Eule“.

Figur 9. Ein Wolf, der auf dem Himmel steht. Er sucht eine Jagdbeute. Die Figur ist ein **Sinnbild der Wachsamkeit**.

„Laß mich danach jagen“.

Figur 10. Flammen.

„Brennende Flammen, brennende Flammen“.

Figur 11. Ein noch nicht ausgewachsenes Kind vor der Geburt, das nur auf einer Seite einen Flügel hat.

„Mein kleines Kind, mein kleines Kind, du dauerst mich“.

Figur 12. Ein von einem Dämon belebter Baum.

„Wenn ich stehe, drehe ich mich rundum“.

Figur 13. Ein Mädchen, das die Bewerbungen Vieler abgewiesen hat. Ein verschmähter Liebhaber verschafft sich eine mystische Medicin und wirft ihr dieselbe auf Brust und Füße. Darüber schläft sie ein, er nimmt sie gefangen und entführt sie in die Wälder.

Der Chor stimmt einen Triumphgesang an. Pause.

Figur 14. Ein Wabinogeist in den Lüften, mit Flügeln und Schwanz wie ein Vogel. Er ist mächtig auf Erden und im Himmel.

„Wabino, laß uns steben“.

Figur 15. Ein Symbol des Mondes, das einen großen Wabinogeist darstellt. Seine Macht als Geist wird durch die Hörner angedeutet; die Strahlen hängen wie ein Bart herab. Das Symbol ist dunkel. Der Sänger singt bei dieser Figur:

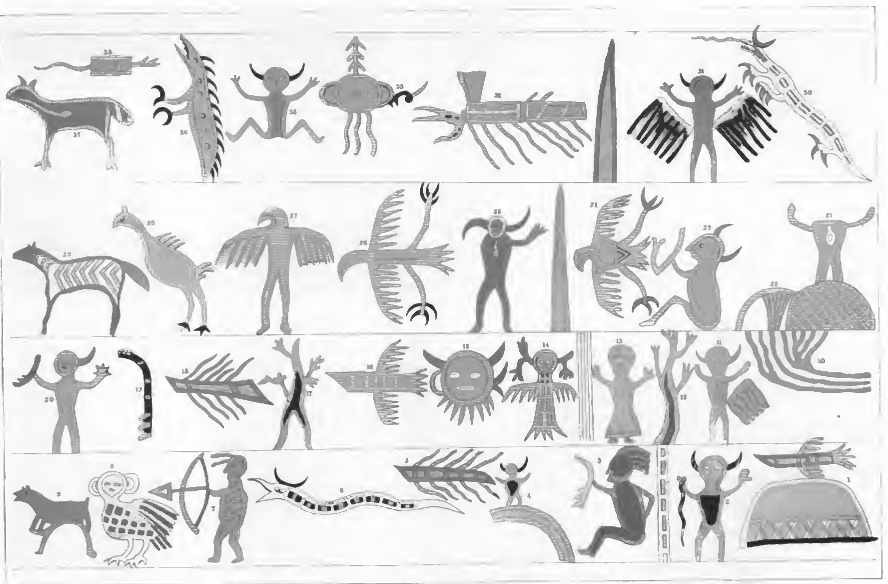
„Ich habe es gemacht mit meinem Rücken“.

Figur 16. Ein Wabinoknochen, verziert wie bei 1 und 5.

„Ich habe gemacht, daß er um sein Leben kämpfen mußte“.

---

*) Wir lassen den indianischen Text weg.



Pictographie eines Wabino-Gesanges.

Figur 17. Ein Baum mit Menschenfüßen; ist ein Symbol der Gewalt, welche der Wabino über das Pflanzenreich hat.

„Ich tanze, bis der Morgen kommt“.

Figur 18. Ein Zauberknochen; er soll andeuten, daß der Sänger übernatürliche Kräfte besitze.

„Tanzt in der Runde“.

Figur 19. Ein Trommelschlägel; er bedeutet einen Mann, welcher dem andern in der Wabinokunst hilft.

„Und auch ich, mein Sohn“.

Figur 20. Ein Wabino mit einem Horn und einem Trommelschlägel in der rechten Hand. Bedeutet ein neu eingeweihtes Mitglied.

„Ich besorge, dieser da sei ein Wabino“.

Figur 21. Ein Mann ohne Kopf, der oben auf der Erde steht. Ein Symbol wunderthätiger Macht. Mit Anspielung auf Figur 1 wird gesungen:

„Ich bewirke, daß dein Leib gehe“.

Figur 22. Ein Baum, der bis zum Himmelsbogen reicht.

„Ich male meinen Baum bis in den Himmel“.

Figur 23. Eine Art menschlicher Gestalt mit Hörnern und einer Keule, die Figur eines Wabino.

„Ich wünsche einen Sohn“.

Figur 24. Der schwalbenschwänzige Falke, welcher vorzugsweise von Schlangen lebt; er ist ein Sinnbild der Stärke im Kriege.

„Mein Wabino-Himmel!“

Diese Worte werden viermal wiederholt. Dann Pause. Die Tänzer ruhen ein wenig aus; nachher beginnen sie wieder.

Figur 25. Ein Obermeister in der Wabino-Genossenschaft mit einem umgekehrten Horn und nur einem Arme. Dadurch soll angedeutet werden, wie groß trotzdem seine Gewalt sei. Das Herz zeigt, daß er sich auch auf den Meda verstehe.

„Mein Leib ist ein großer Wabino“.

Figur 26. Ein Vogel von böser Vorbedeutung.

„Meines Sohnes Knochen, der gehende Knochen“.

Figur 27. Ein menschlicher Körper mit Kopf und Flügeln vom Vogel.

„Sie werden in die Höhe fliegen, mein Freund“.

Figur 28. Ein Mississai, Puter; Symbol des Rühmens, welches der Sänger für sich in Anspruch nimmt.

„Den Puter gebrauche ich“.

Figur 29. Ein Wolf, hier Symbol des Aufspürens.

„Ich habe einen Wolf, eine Wolfshaut“.

Figur 30. Fliegende Eidechse. Die angebliche Kraft des Aufspürens wird in Zweifel gezogen.

„Dort ist kein Geist, dort ist kein Geist; Wabino-Geist!“

Figur 31. Ein Wabino-Geist, der fliegen kann.

„Großer Wabino, großer Wabino, ich mache den Wabino.“

Längere Pause in Tanz und Gesang.

Figur 32. Eine Tabakspfeife, die bei den Wabinofeierlichkeiten benutzt wird. Sie ist ein Sinnbild des Friedens und der Sänger raucht sie, um sich guten Erfolg zu sichern.

„Was siehst du, Meda, mein Geisterbruder?“

Figur 33 und 34. Symbol des Mondes mit Strahlen ꝛc.

„In der Nacht komme ich und füge Dir Schaden zu“.

Figur 35. Ein Wabino. Offenbar ein Symbol der Sonne.

„Ich sitze im Osten“.

Figur 36. Eine Art von Drache, ein Ungeheuer. Bezeichnet große Gewalt über Leben und Tod.

„Mit meinem Körper, Bruder, werde dich ich niederschlagen.“

Figur 37. Ein Wolf mit einem bezauberten Herzen; damit soll die Zaubergewalt des Meda angedeutet werden.

„Renne, laufe Wolf, dein Leib gehört mir“.

Figur 38. Ein Zauberknochen, das Symbol der Zauberkunst. —

Das ist ein Wabinogesang. Uns kommt das Ganze widersinnig vor; ohne allen Zusammenhang, aber der Indianer, der Eingeweihte, legt kabbalistischen Sinn hinein. Für uns geben die Figuren keinen Schlüssel zu den Worten, aus welchen der Gesang besteht, höchstens könnten sie eine gewisse Ideenverbindung hervorrufen. Die Worte müssen also von den Indianern dem Gedächtniß eingeprägt werden sein, ehe sie nach den Bildern gesprochen oder gesungen werden können.

Uebrigens zeigt ein Blick auf die Bilder, wie verschieden diese echten indianischen Pictographien von denen sind, welche vor etwa einem Jahre der Abbé Domenech für dergleichen ausgab, als er das „Schmierbuch eines deutschen Hinterwäldlerjungen in Canada“ für indianische Bilderschrift ausgab und daran tiefsinnige Erörterungen knüpfte. Er belud dadurch sich mit unsterblicher Lächerlichkeit, und nicht minder that es der französische Minister Walewski, welcher aus dem Kommentar zu jenem „Schmierbuche“ die Folgerung zog, daß Frankreich in Bezug auf die ernste Wissenschaft und den Scharfsinn seiner Gelehrten „an der Spitze der Civilisation und des Menschengeschlechts“ marschire.

Wir werden demnächst noch eine echte Pictographie mittheilen, einen Liebesgesang der Odschibwäs.

Die ehemaligen Sitze der Slawen in Deutschland.

Berührung zwischen Slawen und Germanen an der Weichsel. — Die Wenden in Oesterreich, Steiermark ꝛc. — Die Ausbreitung der Tschechen — Die Polen in Schlesien und Pommern — Die Polaben in Nordostdeutschland. Lutizer, Bodrizer und Serben. — Ausrottung des Slawenthums und Germanisirung des Nordostens. — Zerstreute slawische Ansiedelungen im Innern Deutschlands, der Schweiz, Hollands und Englands.

Durch die gesammte slawische Welt geht ein Drängen und Treiben, welches in hohem Grade die Aufmerksamkeit Deutschlands verdient. Die Slawen sind es müde geworden, ihre bisherige mehr passive Rolle fortzuspielen, und trachten danach, Theil an den großen Kulturbestrebungen des europäischen Westens zu nehmen. In Folge dessen widmet auch seit einiger Zeit die deutsche Presse dieser Bewegung mehr Aufmerksamkeit und vermittelt uns die Kenntniß dieser bisher nicht genugsam beachteten Völker.*)

Sie haben im Globus schon zu wiederholten Malen die Slawen, insbesondere die uns zunächst wohnenden, zum Gegen-

*) Vergleiche: Die westslawischen Völker, ihre Stellung in Europa und ihre Bestrebungen. Leipzig, 1859.

stand Ihrer Betrachtungen gemacht. Sie schilderten unsere polnischen Nachbarn, brachten Mittheilungen über die unter uns wohnenden Wenden, und ich werde, wenn Sie es gestatten, demnächst in Briefen aus Böhmen die mit uns in nächster Beziehung stehenden Tschechen und ihr Verhältniß zum Deutschthum darstellen.

Bei den Berührungen, welche zwischen Deutschen und Slawen von jeher an der germanischen Ostgrenze stattfanden, und bei den wechselseitigen Ueberfluthungen des einen Volkes durch das andere in den Gegenden zwischen Elbe und Weichsel, ist es jedenfalls von Interesse, Nachrichten über jene Slawen zu bringen, welche einst den ursprünglich deutschen Nordosten Jahrhunderte lang besiedelten, dann aber diesen, in Folge deutscher Rückströmung, durch Schwert und Pflug an die Germanen verloren. Jene seit beinahe tausend Jahren thätige Rückströmung der deutschen Stämme ist noch heute in vollem Gange, und kämpft jetzt gegen die westlichen Vorposten des Slawenthums in Posen und Böhmen an.

Manche ausgezeichnete deutsche Forscher, wie Thunmann, Gebhardi, Schlözer, Leutsch, Wersebe, Kannegießer, Giesebrecht, Zeuß u. A. haben sich mit dem innerhalb der deutschen Grenzen jetzt verschwundenen Slawenthum beschäftigt; naturgemäß brachte aber erst ein Slawe, der berühmte auf deutschen Hochschulen gebildete Slowake Schafarik, einigermaßen Abschluß in diesen bis dahin etwas dunkeln Theil der Geschichte. Seine Slawischen Alterthümer*) sind ein Werk, das sich den Arbeiten eines Jakob Grimm an die Seite stellen kann; es verbreitet in überraschender Weise Licht über den Osten Europas und dient uns auch im Folgenden vielfach zum Führer.

Bekannt ist, daß die slawischen Völker noch jetzt den größten Theil Europas einnehmen und an Bevölkerungszahl keiner andern Völkergruppe dieses Erdtheils nachstehen. Nun belehrt uns aber die Geschichte, daß sie vor tausend Jahren einen noch viel ausgedehntern Raum in Europa inne hatten; denn fast die Hälfte der jetzigen deutschen Länder, namentlich Ostdeutschland, sodann das ganze heutige Ungarn vor der Eroberung durch die Magyaren, endlich viele heutzutage von den Türken beherrschten Landstriche auf der thrakischen Halbinsel waren von ihnen besetzt; ihre Hauptwohnsitze hatten sie aber in den von den genannten Ländern nach Osten zu liegenden ausgedehnten Ebenen jenseits der Weichsel und in den Karpathen.

Die Scheide zwischen der germanischen und slawischen Welt ist von Anfang der historischen Zeit zwischen Oder und Weichsel zu suchen; hier waren Völker beiderlei Stammes angesessen und mit einander im Verkehr. Dies gilt namentlich von den einst dort wohnenden Gothen, und auch die den Sprachen beider Völker wechselseitig entlehnten Wörter können dafür einen Beweis liefern. So z. B. heißt im Slawischen chljeb Brot, im Gothischen hlaibs, woher denn wieder unser hochdeutsches Wort Laib in „Laib Brot" stammt. Ebenso fand auch eine Wechselwirkung mit den skandinavischen Sprachen statt; als Beleg mag dienen, daß der Name des Elennthieres sich am besten von dem slawischen Worte für Hirsch, jelen, ableiten läßt.

Vier große slawische Völkerschaften kamen zunächst mit den Deutschen in Berührung und besetzten deutsche Lande, wurden aber im Fortgange der Zeit zum großen Theil wieder aus denselben vertrieben. Im Süden griffen weit in das heutige deutsche Gebiet die Slowenen oder Winden ein; eine bedeutendere Ausdehnung kam einst auch den Tschechen zu, und fast ganz Norddeutschland, namentlich die heutigen preußischen Lande, waren von den Polen und Polaben, d. h. Anwohner der Elbe (Labe), besetzt. Die letzteren sind bis auf die wenigen Wenden in der Lausitz gänzlich verschwunden.

Nach dem Abzuge der Langobarden nach Italien nahmen in den Jahren 592 bis 595 Slawen des korutanischen Stammes (Slowenen oder Winden) die Gegenden des heutigen Oesterreich, Steiermark, Kärnthen und Krain ein und bildeten so, wiewohl vielfach mit Awaren gemischt, eine slawische Grenzmark gegen die deutschen fränkisch-bayerischen Lande. Aber die Franken gewannen jene Landstriche zurück, die ackerbautreibenden Slawen geriethen in Leibeigenschaft und verschwanden schon im zwölften Jahrhundert gänzlich. Nach ihnen hat aber noch die windische Mark den Namen, und der Name Steiermark schreibt sich von dem slawischen Flußnamen Schtyra her. Das ganze Pusterthal (vom slawischen Bystrien) war einst von Slawen bewohnt. In Salzburg und Bayern reichten die slawischen Niederlassungen bis zur Salza und zum Inn; auch das Pinzschgau, das Ziller- und Wupperthal waren slawisch, so daß das gesammte dort von Slawen besetzte Land 150 Quadratmeilen betrug. Unter der Gewalt der Deutschen verloren diese Slawen sehr bald ihre Sprache, aber die Kennzeichen ihrer Herkunft erhielten sich noch lange. Die Stadt Graz (Hradec) zeigt noch durch ihren Namen ihren slawischen Ursprung, ebenso beweisen viele andere slawische Ortsnamen die vormalige Anwesenheit der Slawen in jenen Gegenden, besonders die mit Windisch zusammengesetzten, wie Windischmatrei, Windischgräz u. A.

In der Mitte des fünften Jahrhunderts nahmen die Tschechen das einst von den deutschen Markomannen besetzte Böhmen ein; aber sie fanden es nicht menschenleer und nahmen es mit gewaffneter Hand; „denn kein Volk, am wenigsten das deutsche, sagt Schafarik, überläßt seine Sitze und Städte freiwillig den Feinden." Die Sitze der Tschechen in Böhmen fallen in jener Zeit mit den natürlichen Grenzen dieses Landes zusammen, ja sie reichten noch über dieselben hinaus; denn im Osten hielten sie das Glazische besetzt und im Westen gehörte Wunsiedel, Waldsassen, Tirschenreuth und Bernau zu ihrem Lande. Heutzutage nehmen diese Slawen aber nur etwa die Hälfte des Raumes ein, welchen sie einst inne gehabt; wir werden später eingehend erörtern, wie es kam, daß die Deutschen ihren alten Boden wiedergewannen.

Als gegen Ende des vierten Jahrhunderts die deutschen Völker der Wandalen, Sciren, Buren, Burgunder, Gepiden, Heruler, Turcilinger und Langobarden von der Oder und Ostsee nach Süden und Westen hin aufbrachen, rückten die kriegerischen Weichselslawen in deren verlassene Sitze ein. Diese Weichselslawen waren ein Theil des großen Lechen- oder Polenstammes (der Name Pole kommt vom Worte pole = Feld, so daß Polen Bewohner von Feldern, Ebenen sind). Sie nahmen von deutschen Landschaften zunächst Schlesien und Pommern ein. In Schlesien, welches nach den deutschen Silingern benannt ist, führen heute noch manche Städte, Flüsse und Berge aus dem Slawischen abgeleitete Namen; so heißt Breslau eigentlich Wroclaw und der Zobtenberg hat seine Benennung von den dort gefeierten Sobotky der alten Slawen. Ausgenommen einen Theil Oberschlesiens und einige Striche an den Grenzen, ist Schlesien schon längst wieder ganz dem Deutschthum gewonnen.

Pommern bedeutet Land der Meeranwohner; es war seiner ganzen Ausdehnung nach von Polen bewohnt, die aber fast gleichzeitig mit dem Falle des polabischen Slawenthums (siehe weiter unten) den Deutschen Platz machen mußten. Nur die Kaschuben in Hinterpommern sind von diesen alten Slawen übergeblieben.

Die Deutschen bezeichneten von jeher und wo immer sie mit den Slawen zusammentrafen, diese als Wenden oder Winden, ebenso wie wir die keltischen und romanischen Völker Wälsche nennen. Jetzt ist in der Schrift der Ausdruck „Slawe" gebräuchlicher geworden, aber der gemeine Mann hält an dem Worte „Wende" fest und bezeichnet speciell mit ihm die noch jetzt in der Lausitz lebenden Sorben, sowie die in den Elblanden ausgerotteten Slawen. Diese letzteren waren einst ein etliche Millionen Seelen zählendes Volk, das nun bis auf die kümmerlichen Reste in den Lausitzen

*) Slowanske starozitnosti sepsal P. J. Safarik. Praze, 1837. (Auch deutsch von Wuttke und Mosig v. Aehrenfeld. Leipzig, 1843.) Für uns kommen besonders §§ 43 und 44 in Betracht.

gänzlich verschwunden ist. Schafarik begreift sie unter dem allgemeinen Namen Polaben, d. h. Elbanwohner, von dem slawischen Worte Labe = Elbe. Das Land der Polaben hatte folgende Grenzen: Im Norden die Ostsee, von der östlichen Odermündung bis in die Gegend des heutigen Kiel in Holstein, mit Einschluß der Inseln Wolin, Rügen und Femern (hierher scheinen auch die Südbornholmer zu gehören. Globus II, 349); im Osten scheiden Oder und Bober die Polaben von den polnischen, im Süden und Südwesten das Riesengebirge und das Erzgebirge von den tschechischen Slawen; die westliche Grenze wird gebildet von einer Scheidelinie, die vom Fichtelgebirge an den Saalquellen beginnt, im Bette dieses Flusses bis zur Einmündung desselben in die Elbe fortgeht, sodann dem Laufe der Elbe bis dahin folgt, wo die Steckenitz mit derselben zusammenfließt und von da an der Steckenitz, Trawe, am Plöner- und Schwerinersee bis zur obern Eider in der Nähe von Kiel dergestalt fortläuft, daß die Wohnsitze der Deutschen und Slawen an beiden Seiten dieser Linie bisweilen ineinander greifen, so daß die Slawen namentlich an der Jeezel in Lüneburg, in dem Thüringer Gau Winidon, am Main und an der Rednitz, an der obern Naab, Kaub und am Regen in größerer Menge saßen, während sie zerstreut bis zum Rheine hin wohnten.

Die Hauptvölker innerhalb dieses Länderraumes waren folgende: Die Lutizer oder Welaten, nördlich über den Serben, zwischen der Oder, der Ostsee und der Elbe. Die Bodrizer oder Obotriten, westlich von den vorigen in Mecklenburg und Holstein, und die Sorben in der Lausitz und Sachsen östlich von der Saale.

In diesen Sitzen und in dieser Lage finden wir die verschiedenen Stämme der polabischen Slawen zu Anfang des neunten Jahrhunderts, als bei Gelegenheit der Vernichtungskriege Karl's des Großen und seiner Nachfolger gegen dieselben die Geschichte etwas mehr Licht zu verbreiten beginnt. Am natürlichsten und wahrscheinlichsten kann man diese Slawen für eine Ausbreitung der Weichselslawen ansehen, die, aus denselben Gründen wie jene, in verschiedenen Zeiträumen vom zweiten bis sechsten Jahrhundert in unser Vaterland einrückten. Wir finden sie dort in völliger Unabhängigkeit unter der Herrschaft eingeborener Fürsten, aber fortwährend in langwierigen und blutigen Kämpfen mit den Deutschen begriffen, welche dem slawischen Andrange Grenzen setzten und die verlorenen Lande zurückeroberten.

Die Lutizer zerfielen in mehrere kleine Stämme, deren einer die Insel Rügen, slawisch Rana, besetzt hielt. Die Hauptstadt Oreokunda, jetzt Arkona, auf der Halbinsel Witow, mit Swantawit's Heiligthume, ward 1168 von den Dänen zerstört. Andere Städte waren Gora, jetzt Bergen, und Koreniza, jetzt Garz. Auf Wolin wohnten die Woliner, deren Hauptstadt Wineta oder Julin nach Adam's von Bremen Schilderung einst eine prächtige, reiche Stadt war, die mit dem Norden Handel trieb. Viele norddeutsche Sagen klingen noch von ihr, wie von Arkona und den Heiligthümern auf Rügen, nach, doch ist dabei zu bemerken, daß dies alles dem slawischen, nicht dem germanischen Alterthum angehört. An der Peene wohnten die Trschespenjaner, an der Tolense (Dolenica = Thalfluß) die Dolenzer. Ein Hauptstamm der Lutizer waren die Ukraner, welche der heutigen Uckermark den Namen gaben; unter ihren Städten blühte die alte Burg Pozdiwlk, jetzt Pasewalk. An der Havel hatten die Stoboraner oder Hawelaner, an der Spree die Sprewaner, an der Dosse die Doschaner ihren Sitz; die Hauptstadt der letztern war Wysoka (zu deutsch Hochstadt), jetzt Wittstock.

Westlich von den Lutizern, zwischen der Ostsee und der Elbe, von der Warnow und Stepenitz bis zur Trave, wohnte der zwar weniger zahlreiche, jedoch ebenso berühmte und kriegerische Volksstamm der Bodrizer, von den Deutschen Obotriten genannt. Die Wagrier, eine Abtheilung derselben waren im östlichen Holstein angesessen; ihre Hauptorte waren Bukowec (Lübeck), Stargard (alte Burg, Oldenburg), Utin (Eutin) u. s. w. Die Insel Femern hielten sie gleichfalls besetzt und zu Adam's von Bremen Zeit war dort eine Hauptstation der slawischen Seeräuber. Die Hauptstadt der Polabzer war Ratibor, jetzt Ratzeburg, die der Glinjaner Potlustin (Puttlitz). Sie erstreckten sich weit in die Priegnitz hinein bis Lenzen (Lentschin).

Von besonderm Interesse für uns Deutsche ist der bodrizische Stamm der Drewanen (d. i. Holzbewohner), weil er inmitten der Germanen am längsten sich seine slawische Nationalität bewahrte. Die Drewaner hatten das Gebiet des Flüßchens Jeezel, das von der linken Seite her in die Elbe mündet, inne. Diese Gegend wird noch bis heute der „wendische Distrikt“ genannt und in ihm liegen die Städte Lüchow, Dannenberg, Hitzacker, Wustrow (slawisch Ostrow, d. i. Insel) und Bergen (slawisch Gora). Wir besitzen noch aus dem Ende des siebenzehnten Jahrhunderts in drewanischer Sprache niedergeschriebene Gebete, welche beweisen, daß diese mit der lausitzischen nahe verwandt war. Erst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts starben dort die letzten Leute, welche noch wendisch redeten. Aber noch heutzutage unterscheiden sich diese vormaligen Wenden in Hinsicht auf Charakter, Tracht, Lebensweise, Dialekt, Sitten und Gebräuche so scharf von ihren germanischen Nachbarn, daß ein aufmerksamer Beobachter sehr bald den Slawenabkömmling unter Hunderten von rein niedersächsischen Bauern herausfinden wird. Während bei den Deutschen vor der gleichmachenden Kultur allmälig eine alte Sitte nach der andern verschwindet, halten diese Wenden mit großer Pietät an den Gebräuchen ihrer Vorfahren fest. In neuester Zeit hat Eduard Ziehen in anmuthigen Erzählungen*) diese germanisirten Slawen geschildert, aus denen wir hier Einiges mittheilen.

Als Karl der Große die Sachsen besiegt hatte, siedelte er viele derselben nach Franken (z. B. Sachsenhausen) und Flandern über und rief in die von ihnen verlassenen Gaue an der Ilmenau und in der Altmark im Jahre 804 eben jene Drewaner. Ein Dorf derselben erkennt man auf den ersten Blick an seiner Bauart. Diese ist eine doppelte. Die Häuser der von Wenden gegründeten Dörfer liegen hufeisenförmig um einen freien Platz herum, so daß der Ort gewöhnlich nur eine einzige Einfahrt hat. Die Gebäude kehren sämmtlich die Giebelseite nach diesem freien Platz und die Scheunen, Stallungen und Hofräume befinden sich hinter denselben. Bei den wendischen Dörfern aber, die deutsche Namen führen, also wohl ursprünglich von Deutschen angelegt wurden, liegen die Nebengebäude nach der Straße hinzu und die Häuser zu beiden Seiten derselben. Die wendischen Bauernhäuser unterscheiden sich durch ihre eigenthümliche Bauart und Einrichtung in mehrfacher Beziehung von den deutschen Häusern. Während bei diesen Ständer und Riegel nur dazu da sind, um dem Mauerwerk Festigkeit zu verleihen, sieht man auf der nach dem freien Platze hin gekehrten Giebelseite der wendischen Wohnhäuser eine wahre Mosaikarbeit von rothen Backsteinen und schmalem Ständer- und Riegelholz, welches eine Unzahl kleiner Fächer bildet, die das sauber mit Kalk ausgestrichene Mauerwerk ausfüllt.**) Die Dächer sind mit Stroh gedeckt. An der Giebelseite befindet das sich quergetheilte Eingangsthor (vergl. Globus III, 117); über diesem sind buntgemalte und mit Bibelsprüchen geschmückte Balken. Auf dem Giebel aber prangt ein hoher zinnerner Aufsatz, eine Art von Blumenstrauß mit einer Windfahne.***) Das Innere der Häuser

---

*) Wendische Weiden. Erzählungen aus dem wendischen Volksleben. Leipzig 1854. Vergleiche besonders die Vorrede.

**) Gerade wie im „Alten Land“, einer Marsch bei Hamburg, die aber von Flamländern besiedelt ward. Allmer's Marschenbuch S. 292.

***) Dieser Zinnaufsatz kann als höchst charakteristisch für die wendischen Häuser gelten. An ihrer Stelle haben die Niedersachsen die alten Pferdeköpfe aus Holz geschnitzt. Das Pferd war den alten Sachsen heilig; eine Erinnerung daran bewahrt jetzt noch das springende Roß im braunschweigischen und hannoverschen Wappen. Ueber die Pferdeköpfe an den Bauerhäusern vergl. Peez in Westermann's Illustr. Monatsschrift 1858 und Allmers, Marschenbuch. A—ee.

weicht nicht sehr von den niedersächsischen ab; wie bei diesem sind Diele, Stallungen und Kammern unter *einem* Dache vereinigt.

Die *Tracht* der jungen *Mädchen* bietet dagegen einiges Besondere. Die Röcke und Mieder sind von heller Farbe; die ebenfalls hellfarbigen Schürzen haben eine beträchtliche Breite, so daß sie fast den ganzen Rock umschließen. Das feine Halstuch verstehen die Wendinnen in eine Unzahl bauschiger Falten „zusammenzuspendeln", wenn man es auseinander gefaltet erblickt. Die Mütze ist mit grellrothen seidenen Bändern geschmückt und mit allerlei Goldstickerei verziert. Große mächtige silberne oder goldene Ohrringe hängen bis auf die Halskrause herab.

Von der wendischen Sprache haben sich nur noch die Ortsnamen und *einzelne Wörter* im Munde des Volks erhalten, deren eigentliche Bedeutung das letztere nicht einmal mehr kennt. Die heutigen Wenden reden niedersächsisch (plattdeutsch), wie es im Osten und Norden der Elbe gesprochen wird; doch ist bezeichnend für sie, daß sie das h im Beginn eines Wortes nicht aussprechen können und statt Herz, Hahn, Hund immer 'erz, 'ahn, 'und sagen. —

Den dritten Hauptstamm der polabischen Slawen bildeten die *Sorben*. Sie saßen vom Bober über die Elbe bis zur Saale und zum Fichtelgebirge. Von den Unterstämmen derselben wollen wir die *Lusitschaner* in der Niederlausitz erwähnen. Ihr Gau hatte ohne Zweifel von dem Worte luh, Aue, Niederung, seinen Namen und klingt noch in dem Worte Lausitz fort. In der Oberlausitz wohnten die *Miltschaner*. Ueber diesen beiden Slawenstämmen hat ein besonders günstiges Geschick gewaltet, denn sie sind allein von allen Polaben übrig geblieben und die heutigen Wenden in der Lausitz sind ihre Nachkommen (Globus II, 245). Die anderen zum serbischen Stamme gehörigen Völkerschaften sind alle untergegangen, wie z. B. die *Glomatscher*, deren Städte *Glomaci* (*Lommatsch*), *Cirin* (*Zehren*), *Doblin* (*Döbeln*) und *Mogelini* (*Mügeln*) waren; ferner die *Schkudizi*, welche bei *Schkeuditz* wohnten.

Einen so bedeutenden Raum nahmen einst die Slawen in unserm Deutschland ein. Heute sind kaum schwache Spuren von ihnen übrig geblieben; da, wo einst die Laute einer dem Tschechischen und Polnischen verwandten Slawenmundart erklangen, wohnen heute rein deutsche Leute; in der einst slawischen Priegnitz ward ein deutscher Kernmann, Friedrich Ludwig *Jahn*, und auf Rügen, wo die Opferaltäre slawischer Götzen rauchten, der Patriot Ernst Moritz *Arndt* geboren. Wie kam es, daß dort slawische Art von Grund aus verschwand? Die Geschichte vielleicht des längsten und blutigsten Krieges, der je geführt ward, giebt uns darüber Aufschluß. Wir wollen kurz einige Daten aus derselben erwähnen. Es handelte sich in diesem vielhundertjährigen Kampfe um die Ausrottung eines Volks durch das andere. Als Deckmantel aber mußte das Christenthum dienen.

Die germanischen Völker hatten sich allmälig von der für sie so folgeschweren Zeit der Völkerwanderung erholt. Karl der Große stand an ihrer Spitze; ihm waren im Norden schon die Sachsen unterlegen und jetzt begann auch für die Polaben eine stürmische Periode. Der Kaiser bediente sich jeglichen Mittels, um die Slawen in Güte oder Gewalt zu unterwerfen und in den ehemals deutschen Ländern das Christenthum zu verbreiten, wobei ihm die inneren Zwiste der Slawen zu Hilfe kamen. Das Theilen und Herrschen ward fortan ein Grundsatz der deutschen Politik gegenüber den Slawen, und während der ganzen Zeit dieser erbitterten Kämpfe sehen wir das eine oder andere polabische Volk auf Seite der Deutschen gegen seine Stammesgenossen in Waffen. Doch konnte Karl der Große die Polaben nicht gänzlich unterwerfen; er errichtete Burgen und Grenzfesten in ihrem Lande, wurde auch als Oberherr von ihnen anerkannt und erhielt Tribut. Aber zu Hause lebten die Slawen nach ihren einheimischen Gesetzen unter eingeborenen Fürsten und warteten nur auf die nächste Gelegenheit, das fremde Joch abzuschütteln. Auch mit der Einführung des Christenthums war Karl nicht so glücklich gewesen, wie bei den Sachsen. Die Polaben blieben ihren nationalen Göttern treu.

Mit der Herrschaft des sächsischen Hauses in Deutschland wich das Glück von den Slawen. Heinrich I. eröffnete in seiner thatkräftigen Weise den Krieg gegen sie und unterwarf viele Stämme; sein Sohn Otto I. trat ganz in seine Fußtapfen. Unter Beiden machte das Christenthum schon bedeutende Fortschritte. Zu Oldenburg in Wagrien, in Havelberg (946), in Brandenburg (949), dann in Magdeburg, Merseburg, Zeitz und Meißen (968) wurden Bisthümer zur Bekehrung der Slawen angelegt und überall feste Burgen und Marken errichtet, in die man *deutsche Ansiedler* zog. Vor Allem aber wüthete Markgraf Gero, diese „Geißel der Slawen", mit dem Schwert, und selbst mit unedeln, verrätherischen Mitteln gegen die Polaben.

Unter Otto's Nachfolgern dauerten die Kriege mit wechselseitigem Erfolge fort. Oft standen die kaum unterworfenen Slawen auf und verjagten und ermordeten die Deutschen und Christen. Aber ihre Kraft war gebrochen. Auch die Dänen kämpften gegen sie, und als endlich der Dänenkönig Waldemar die Insel Rügen, den letzten Zufluchtsort der heidnischen Slawen, in der Mitte des zwölften Jahrhunderts eroberte und den Tempel zu Arkona bis auf den Grund zerstörte, stand der Verdeutschung der Slawen zwischen Elbe, Oder und Ostsee nichts mehr entgegen; sie ward mit ungewöhnlicher Raschheit betrieben und in kurzer Zeit zu Stande gebracht. Unaufhörlich errichtete man in den polabischen Ländern deutsche Burgen und *besetzte ganze Gaue mit deutschem Volke*. Im Meißner Lande wirkte besonders Konrad von Wettin gegen die Slawen; er hat sich dadurch einen Namen gemacht, daß er in jenen Länderstrichen durch das Schwert, wie durch böse Künste und List die Slawen zum größten Theil ausrottete (1124 bis 1137). Die Lausitzer Sorben hatten ein besseres Schicksal; da sie zeitweilig zur böhmischen Krone gehörten, konnten sie sich ihre Nationalität retten.

So ist der *ursprünglich deutsche, dann slawische Nordosten* unseres Vaterlandes *wieder deutsch* geworden. Der Grundtypus der Bevölkerung bleibt, ganz abgesehen von der Sprache, der deutsche, wenn auch eine slawische *Beimischung* sich keineswegs verkennen läßt; das beweisen allein schon die vielen slawischen Eigennamen, wohin in erster Linie die sich auf *ow*, *in* und *itz* endigenden zu rechnen sind.

Es bleibt uns noch übrig, einige Worte über die zerstreut im Innern Deutschlands angesessenen Slawen zu sagen. Die vorherrschende Neigung der Slawen zum Ackerbau bereitete ihnen oft selbst bei ihren Gegnern eine freundliche Aufnahme. Man zog sie heran, um durch die Kriege menschenleer gewordene oder wüste Gegenden urbar zu machen. So berief zu Anfang des achten Jahrhunderts der „heilige" Bonifacius zahlreiches slavisches Volk in die Gegend von Fulda, an den obern Main, in das Würzburgische, Bambergische, Baireuthische, in Gegenden, die nach Ausrottung der Wälder in fruchtbares Ackerland verwandelt wurden und noch lange „windische" hießen. Der „heilige" Mann nennt diese heidnischen Slawen ein foedissimum et deterrimum genus hominum, verschweigt aber auch ihre Tugenden nicht und lobt besonders die Treue der slawischen Frauen. Viele dieser Ansiedelungen bewahrten bis in's vierzehnte Jahrhundert ihre Nationalität. — Auch an der obern Unstrut und an der Wipper, in der Nähe des Städtchens Ebrich, war ein eigener slawischer Gau, *Winidon* genannt. An der *Rednitz* in Franken hatten die Poradnitschaner ihre Niederlassungen, die in den Urkunden des Mittelalters nicht selten terra slavorum genannt werden. Ihre Germanisirung gelang erst im zwölften Jahrhundert, doch soll sich dort noch die Spur des Slaventhums in Gestalt und Sitte, in Sprache und Tracht erkennen lassen.

Zu den am weitesten westlich gelegenen Kolonien der Slawen gehören die im Kanton Wallis im Thale Anniviers, sechs Stunden von Sitten gelegenen. Das Volk nennt diese Slawen, welche noch heute einen verderbenen slawischen Dialekt reden, (?) Hunnen. Die Namen dortiger Städte und Feldmarken lassen sich nur auf slawische zurückführen; so bedeutet Granges = Gradec, Crimenza = Kremenica, Luc = Luka u. s. w.

Erwiesen ist auch, daß in der Mitte des sechsten Jahrhunderts in der Gegend von Utrecht in Holland eine slawische Ansiedelung bestand; vielleicht ist sie von solchen Slawen gegründet worden, die an der Ostsee wohnten und zu Schiffe nach den Niederlanden kamen. Getrennt von ihren Stammgenossen und überall von feindlichen Völkern umgeben, behaupteten sie aber ihre Nationalität nicht lange. Von ihnen sind nur einige slawische Ortsnamen und einige Worte im Altholländischen übrig geblieben. Von dieser slawischen Kolonie leitet denn auch Schafarik eine Niederlassung in England ab, die in Wiltshire (Weletenheim) ihren Sitz nahm und durch die der Name der Stadt Wilton, sowie mehrere slawische Wörter und Ausdrücke in der englischen Sprache erklärt werden.*)

Richard A.

*) Also im angelsächsischen Königreiche Wessex. Auch in England hat man neuerdings wieder auf die Sache hingewiesen. J. B. D. Mackintosh in seinen Results of Ethnological Observations made during the last ten years in England and Wales. Er hebt hervor, daß es in Portsmouth (also in Hampshire, wo auch Winchester liegt) und der Umgegend sehr schwer sei, die Bewohner nach ihrer Abstammung zu klassificiren. Zwischen Southampton und Salisbury sei der sächsische Typus vorherrschend, und man trinke dort noch allgemein das altsächsische Getränk, den Meth. Dann fährt er fort: „Im mittlern und nördlichen Hampshire hat das Volk im Allgemeinen eine dunklere Hautfarbe, welche sich sehr von jener unterscheiden, die man in anderen Theilen Englands antrifft. Man hat mir gegenüber die Ansicht ausgesprochen, diese Leute seien Wenden oder ein belgischer Stamm von wendischer Abkunft. But wheter this opinion has arisen from the old name of Winchester, Venta Belgarum, or has had a better foundation, I shall not pretend to say.

Mackintosh's in dieser Beziehung interessanter Aufsatz steht in den Transactions of the Ethnological society of London. Vol. I. New Series, 1861. S. 211 bis 221, die Stelle S. 215. A—ee.

Die französischen Eroberungen in Cochinchina.

Klimatische Verhältnisse. — Einheimische Krankheiten. — Schilderung des annamitischen Volkes. — Die französische Provinz. — Die Hauptstadt Saigong. —

Wir haben mehrfach über diese „Annexion" gesprochen und brauchen hier die Bedeutung derselben nicht zu erörtern. Man hat das Land am untern Me kong dem Kaiser von Annam abgezwungen; die jüngsten Nachrichten aus dem östlichen Asien melden indessen, daß die Annamiten zwar besiegt, aber noch keineswegs zur Ruhe gebracht worden sind. Doch ist es keine Frage, daß sie am Ende der Ueberlegenheit der europäischen Waffen sich fügen werden.

Die Eroberung hat aber auch ihre Schattenseiten, und diese wollen wir nach dem Berichte Bineteau's schildern; weil dieser einen Einblick in die Verhältnisse gewährt. Er ist datirt aus Saigong, der Hauptstadt der neuen französischen „Kolonie", vom 11. September 1862.

Das französische Cochinchina ist eine von zahllosen Stromarmen und Flußabzweigungen durchschnittene Ebene, mit tiefliegendem sumpfigem Boden, in welchem man überall eine Elle bis drei Fuß tief unter der Erdoberfläche Wasser findet; das Klima ist außerordentlich heiß, aber dabei herrscht das ganze Jahr hindurch bei Tag und Nacht eine ungemein starke Feuchtigkeit. Diese ist Ursache der großen Fruchtbarkeit, aber auch die Quelle vieler Krankheiten. Unter diesen ist den Europäern ganz besonders nachtheilig die Dysenterie, und die Franzosen haben daran sehr viele Soldaten verloren. Man darf sich den Sonnenstrahlen nicht aussetzen, weil der Sonnenstich meist verhängnißvoll wird; die Cholera ist einheimisch, richtet aber keine bedeutenden Verheerungen an. Häufig sind perniciöse und intermittirende Fieber, Krämpfe und trockene Koliken, alles Folgen der schädlichen Sumpfausdünstungen; Blutmangel und Schwindsucht kommen häufig vor; Wunden heilen nur schwer; einfache Mückenstiche haben zuweilen böse Folgen. Ein Europäer, der sich einigermaßen gegen die Einwirkungen dieses höchst ungesunden Klimas schützen will, muß außerordentlich mäßig leben und sehr vorsichtig sein. Ist aber die Krankheit einmal da, dann verläuft sie ungemein rasch. Man darf nur wenig essen und trinken; selbst der häufige Genuß von Kaffee ist nicht ohne Gefahr; geistige Getränke sind geradezu Gift, am zuträglichsten ist ein schwacher Theeaufguß, welcher auch das gewöhnliche Getränk der Landeseingeborenen bildet.

Alles Flußwasser ist unrein durch zersetzte Pflanzen, und auch das Brunnenwasser darf man nicht rein trinken. Der Himmel ist zumeist bewölkt, die Hitze drückend, die Atmosphäre erschlaffend, namentlich in den Mittagsstunden. Fast alle Tage kommt ein Gewitter, und in der Zeit, da der Monsun wechselt, sind die Stürme und Orkane fürchterlich.

Die trockene Jahreszeit beginnt kurz nach dem Nordost-Monsun und währt vom December bis März; die Regenzeit folgt auf den Südwest-Monsun und dauert vom Mai bis Oktober. Die Nächte sind durchgängig heiter und ruhig.

Die Annamiten, kleine, hagere Menschen, haben eine ziemlich stark gebräunte Haut, straffes, plattes Haar, spärlichen Bartwuchs, dünne Stimme, ein stupides Aussehen; sie sind verkommene Geschöpfe, beide Geschlechter abschreckend häßlich und über alle Beschreibung unsauber; sie verbreiten einen ekelhaften Geruch von Kokosöl und kauen unablässig Betel. Es jammert Einen, diese unglücklichen, oft von unheilbaren Krankheiten heimgesuchten Geschöpfe zu sehen; man darf ihnen schon wegen ihres vielen Ungeziefers nicht nahe kommen. Ihre Sitten sind äußerst schlecht, die Frauen eben so schamlos als häßlich; die Tracht ähnelt einigermaßen der bekannten chinesischen, aber den Kopfputz haben die Männer etwa so wie die Malayen. Die kleinen Kinder laufen bis zum fünften Jahr unbekleidet umher; man scheert ihnen das Haupthaar ab und läßt nur einen kleinen Büschel oben auf dem Kopfe stehen.

Diese Menschen wohnen in armseligen Hütten, die zumeist auf Bambuspfählen über dem Wasser stehen; Viele haben keine anderen Wohnungen als Sampu's, lange Boote, die aus einem ausgehöhlten Baumstamme bestehen. Ueber dieses Boot spannen sie eine Matte, gehen selten an's Land und treiben das ganze Jahr hindurch Fischfang.

Der Annamit ist schwach und dabei feig und grausam; er stiehlt gern und ist dem Seeraub ergeben. Vor den Europäern fürchtet er sich sehr, und ein paar Soldaten können die Bewohner einer ganzen Dorfschaft in die Flucht jagen. In Kriegszeiten bauen sie nicht ohne einiges Geschick Festungswerke, hinter denen sie sich vertheidigen, so gut es eben gehen will; im offenen Felde

können sie aber gar nichts ausrichten. Ihre Bewaffnung, Lanzen und Luntenflinten, ist schlecht; mit Feuerwaffen wissen sie nicht umzugehen. Gefährlich sind sie nur, wenn sie in überlegener Menge in einem Hinterhalte liegen; Gefangene werden mit empörender Grausamkeit gequält.

Zu Ehren und Würden gelangen nur Männer, welche wissenschaftliche Prüfungen bestanden haben. Die Sprache der Annamiten ist wesentlich von jener der Chinesen verschieden; beide Völker verstehen einander nicht, bedienen sich aber derselben Schriftzeichen. In religiöser Beziehung herrscht große Gleichgültigkeit; die Mehrzahl bekennt sich zum Buddhismus; die katholischen Missionäre haben Proselyten gemacht.

Alle tropischen Gewächse gedeihen vortrefflich; europäische Gemüse und Obstarten kommen nicht fort. Im Innern trifft man Elephanten und sehr viele Tiger, im Sumpflande mächtige wilde Büffel, in den höheren Ebenen von Kambodscha auch eine kleinere Art Rindvieh mit einem Höcker; Ziegen und Schafe sind selten. Pferdezucht ist unbekannt; die Franzosen beziehen ihren Bedarf an Rossen aus Manila. Krokodile findet man in allen Gewässern, Schlangen sind häufig; dazu kommen Skorpione, Kakerlaken, große Spinnen-Eidechsen; in den Wohnungen bilden die Ratten eine arge Plage und die Stechmücken werden nicht minder lästig; ebenso die weißen, rothen und schwarzen Ameisen, welche Alles, was nicht von Metall ist, auffressen, und vor denen man kaum etwas sichern kann.

Die Annamiten verstehen sich auf die Bearbeitung der edlen Metalle; sie verfertigen daraus Ringe, Hals- und Armbänder für die Frauen und Barren, welche als Geld umlaufen. Diese sind höchst selten von Gold, meist von Silber, und haben einen veränderlichen Werth. Im gewöhnlichen Verkehr hat man die bekannten Sapeken, runde Zinkstücke mit einem viereckigen Loch in der Mitte. Man zieht sie auf, so daß sie einen Strang bilden, und 600 Stück gelten einen Franc und acht Centimes. In den französischen Besitzungen hat der mexikanische Dollar Zwangscours und gilt 5 Francs und 37 Centimes.

Frankreich hat gegenwärtig inne die Provinzen Ghia dinh (Saigong), Bien hoa („Landesgrenze"), Myt ho („Beglücktes Land") und die Inselgruppe von Pulo Condor, wo eine Niederlassung für Sträflinge angelegt worden ist. Den Hauptplatz bildet die Ansiedelung bei Saigong; diese annamitische Stadt selbst wurde während des Krieges durch die Spanier und Franzosen zerstört, und von der vormaligen Hauptstadt Nieder-Cochinchinas ist weiter nichts übrig geblieben, als eine in Trümmern liegende Citadelle und da und dort ein verfallenes Haus.

Saigong liegt 60 Kilometer vom Meere, am rechten Ufer eines großen Stromes, der in den Gebirgen von Laos entspringt und mit zwei Hauptmündungen, unweit vom Kap St. Jacques, in's chinesische Meer fällt. Die Schifffahrt nach Saigong hinauf ist wegen der vielen Sandbänke schwierig; die Franzosen haben im August 1862 einen Leuchtthurm errichtet. Der Fluß von Saigong steht übrigens vermittelst zweier großer Abzweigungen mit einer der Mündungen des Stromes von Kambodscha, nämlich dem Mekong, in Verbindung; er ist breit, tief und die größten Schiffe können bis Saigong gelangen. Die neue Stadt, welche die Franzosen bauen, nimmt einen großen Flächenraum ein. Sie wird begrenzt im Norden vom Arroyo (d. h. Stromkanal) de l'Avalanche, im Süden vom chinesischen Arroyo, im Osten vom Saigongflusse und im Westen von der Gräberebene, einem großen annamatischen Leichenacker. Am Uferstaden liegen zumeist Magazine, dort haben auch die chinesischen Kaufleute ihre Läden. Westlich von der Stadt liegt ein vorgeschobener Posten, der einst eine Pagode war, und anderthalb Stunden von Saigong am chinesischen Arroyo die nur von Chinesen bewohnte Stadt Scholen, mit 15,000 Seelen; sie treiben einen ausgedehnten Handel, vorzüglich mit Reis. Unweit derselben liegt der Posten Caymai und das Spital von Scho kuan.

Die Regierung ist militärisch. Die Provinz Ghia dinh zerfällt in drei Präfekturen, Phu's, und von diesen jede wieder in drei Unterpräfekturen, Huyen's. Jede hat einen Inspektor der „eingeborenen Angelegenheiten". Die eingeborenen Beamten müssen die dreifarbige Schärpe tragen.

Der Frieden zwischen den Franzosen und dem Könige Tü Düc wurde am 5. Juni 1862 abgeschlossen. Ihm zufolge wurden die vier oben genannten Provinzen abgetreten, und der König hat außerdem eine beträchtliche Kriegsentschädigung zu zahlen; bis das Letztere geschehen, behalten die Franzosen die Provinz Vinh lüong im Besitz.

Einwanderung von Chinesen darf nur allein in der Stadt Saigong stattfinden; die Franzosen bestimmen, wo und in welchen Dörfern dieselben sich niederlassen sollen. Außerhalb des für jede Citadelle gezogenen Rayons dürfen Europäer keine Gebäude aufführen, nicht einmal provisorisch.

Der Besitz von Cochinchina kann werthvoll werden, wird aber manche Opfer, namentlich an Menschenleben, erfordern.

Ein Sturmgewitter in Queensland.

Die Sommerhitze im nordöstlichen Australien, insbesondere in den Gegenden des Wendekreises, ist ungemein drückend, wird aber dann und wann durch gewaltige Krisen unterbrochen. Es ist dann, als ob die Natur selber sich gegen eine so fürchterliche Hitze auflehne und alle ihre latenten Kräfte zusammenraffe, um vermittelst derselben eine Ausgleichung herbeizuführen.

Während der Sommerzeit stellt durchgängig an jedem Tag ein Gewitter sich ein, manchmal hat man deren aber auch zwei oder drei. Wenn aber, was zuweilen vorkommt, die Hitze beträchtlich die mittlere Temperatur der wärmsten Tage übersteigt, dann bleibt ein Orkan (Hurrikan) nicht aus. Glücklicherweise sind diese gewaltigen Naturkrisen nicht allzuhäufig, aber ausgemacht bleibt, daß diese Sturmgewitter im nordöstlichen Australien zu den heftigsten auf Erden gehören.

Der Schweizer Marcet, welchen unsere Leser aus seinen Schilderungen der Kolonie Queensland kennen, hat in sehr lebhafter Weise einen Orkan geschildert, welchen er selbst erlebte. Ich war, sagt er, an einem Novembertage bei Sonnenaufgang fortgeritten, um den „Busch" zu besuchen. Schon um sieben Uhr war die Hitze ungemein stark, der Himmel unbewölkt und die Sonne schoß ihre feurigen Strahlen auf die Erde herab. Um elf Uhr war die Atmosphäre beinahe erstickend; ich mußte mehrmals vom Pferde steigen, um ein wenig im Schatten auszuruhen, aber leider nur in einem Schatten wie Australien ihn bieten kann, unter einem Gumbaume. Meinen Pferden erging es wie mir selber; sie keuchten und waren ganz hin. Mehrmals wandelte mich ein Schwindel an und mein Bewußtsein schwand auf Augenblicke; mein Kopf war schwer und eingenommen und die Grelle des Lichtes blendete mein Auge. Es war mir, als sei die ganze Luft verderbt worden und als habe sie ihre Fähigkeit eingebüßt, die Lunge aufzuschwellen. Kein Vogel ließ einen Laut vernehmen; es war, als ob die ganze Natur niedergedrückt sei und keuche. Nur ein ein-

ziges lebendiges Wesen, das ich sah, schien sich wohl zu befinden, und das war eine etwa zwei Ellen lange, braune Schlange. Sie lag gemächlich in der Sonne an einem Wasserloch und schien sich in der Glut ganz vortrefflich zu befinden. Daß ich ihr sehr gern weit auswich, versteht sich von selbst, denn ihr Biß ist giftig und wäre an einem solchen Tag unbedingt tödtlich gewesen.

Ich ritt langsam weiter. Es war inzwischen Mittag geworden, aber die Atmosphäre war nicht mehr Luft, sondern geradezu Feuer. Ich konnte kaum noch athmen und spürte wohl, daß ich eine solche Temperatur nicht lange mehr aushalten könne. Aber was sollte geschehen? Ich befand mich mindestens fünf Wegstunden von jeder Wohnung entfernt.

Da stieg etwas Dunkles am Himmel auf, eine kleine schwarze Wolke, welche anfangs nicht von der Stelle rücken wollte. Eine Zeitlang blieb sie ganz allein, dann aber bildeten sich in anderen Gegenden des Horizonts und gleich nachher auf allen Seiten ähnliche Wolken, die anfingen sich zu bewegen, bald rasch und immer rascher liefen und von den Luftströmungen nach einem gemeinschaftlichen Mittelpunkte getrieben wurden. Nach wenigen Minuten hatten sich diese düsteren Wolken zu einer rabenschwarzen Masse zusammengeballt, und der Himmel sah nun aus wie der Indische Ocean bei Sturmwetter.

Das Gewölk zog höher, es rückte vor die Sonne, und jetzt lagerte sich Finsterniß über die Erde. Und welch eine Düsterniß! Da begann der Donner zu rollen, der Wiederhall murmelte durch die Wälder und wurde nach und nach heftiger. Der Orkan braus'te heran. Bald sah ich auch den ersten Blitz, er zerriß das Gewölk und in demselben Augenblicke erzitterte und erbebte Alles. Ich glitt vom Pferde herab und überließ das Thier seinem Instinkt.

Nun vernahm ich ein seltsames Geräusch; das Werk der Zerstörung hatte in meiner unmittelbaren Nähe begonnen. Eine Windsbraut, über alle Beschreibung furchtbar, warf Alles nieder, was in ihrem Wege lag; sie schuf Trümmer und Verwüstung. Nach allen Seiten hin flogen Aeste umher, Waldriesen wurden mit den Wurzeln ausgerissen, oder gebrochen, als seien sie dünne Stecken; das Rauschen und Krachen war entsetzlich. Mir schien als würde der ganze Wald niedergelegt wie ein Getreidefeld. Es war etwa zwei Uhr Nachmittags und die Finsterniß wie in einer ganz dunkeln, mondlosen Nacht. Ich war betäubt und überwältigt von einem so gewaltigen Ereigniß; ich erbebte durch Mark und Bein, ich legte mich nieder. Und seltsam genug, auf der Anhöhe, wo ich mich gerade befand, war der Wind kaum zu spüren.

Schon glaubte ich mich sicher, aber bald wurde auch diese Stelle vom Wirbel gepackt und jetzt krachten in meiner unmittelbarer Nähe die Riesenbäume. Ich warf mich nun der Länge nach zu Boden, mit dem Gesicht nach unten, und schloß die Augen. Es war, als läge ein entsetzliches Alpdrücken auf mir. Da vernahm ich ein plötzliches Krachen dicht hinter mir und blickte auf; ein Riesenbaum war mit den Wurzeln ausgehoben worden, schwankte hin und her, riß einen Nachbar um und beide stürzten nieder. Ich lag unter ihnen. Der Boden erzitterte so, wie es wohl bei einem Erdbeben der Fall sein mag, und ich war unter einer Masse von Schutt und Zweigen wie begraben.

In dem grauenvollen Unwetter trat eine ganz kurze Pause ein. Dann aber prasselte ein gewaltiger Hagel herab; die Körner waren so dick wie Taubeneier, peitschten auf mich ein und bald rann mir das Blut vom Leibe. Der Hagelsturm dauerte nicht lange; ihm folgte ein entsetzlicher Regenguß, der geradezu in Strömen herabfiel und binnen wenigen Minuten das Land unter Wasser setzte.

Der Orkan war vorüber gebraus't, ich hörte sein Brüllen und Toben nur noch aus der Ferne, und nach einiger Zeit fiel kein Tropfen mehr. Nun gingen auch die Wolken auseinander, die Sonnenstrahlen kamen zum Vorschein und ich sah einen ganz herrlichen Regenbogen. Alles war so überraschend und bewältigend, daß ich unwillkürlich auf die Knie fiel; eine wahrhaft andächtige Stimmung war über mich gekommen. Gott ist groß!

Als ich dann um mich blickte, wurde mir klar, daß ich meine Rettung nur einem glücklichen Zufalle, fast möchte ich sagen, einem Wunder verdankte. Der Boden war mit Aesten und Zweigen völlig überdeckt, die Vertiefungen standen unter Wasser, mit dem auch die Wurzellöcher der ausgerissenen Bäume angefüllt waren. Meine Pferde standen in der Nähe, über und über naß, aber nicht schwer beschädigt. Nun stieg ich wieder in den Sattel, die Luft hatte sich abgekühlt und ich athmete freier.

Gegen Abend erreichte ich die Station, wo man mir Glück wünschte, daß ich mit dem Leben und mit heiler Haut davon gekommen sei. Einen so entsetzlichen Orkan hatte man seit vielen Jahren in Queensland nicht erlebt. Ich aber war nun damit zufrieden, ein so gewaltiges Naturschauspiel kennen gelernt zu haben, aber an einem Mal ist es genug!

Gebräuche bei Hochzeiten, Kindtaufen und Begräbnissen in Schweden.

Das Kirchspiel Danmark bei Upsala. — Hammarby, einst Landgut und botanischer Garten Linné's. — Die Bauern. — Kronbräute. — Thronhimmel der Bräute. — Essen, Trinken und Tanzen. — Seifengeld für Neugeborne. —

Stockholm, 6. Februar 1863.

Ueberall werden Hochzeiten, Kindtaufen und Begräbnisse, besonders die zuerst genannten, in Schweden noch nach alterthümlicher Weise mit vielen Umständen und großem Gepränge gefeiert, obgleich aus den Städten immer mehr die neuen, in allen Ländern üblichen, einfacheren, mit weniger Umständen verbundenen Sitten unaufhaltsam auch in den Landdistrikten Anerkennung finden und die alten gänzlich zu verdrängen drohen, so wie dieses auch mit den alten Kleidertrachten geschieht. Obgleich diese Gebräuche in den verschiedenen Theilen des großen Schwedenlandes in manchen Stücken von einander abweichen, so stimmen sie doch wiederum in anderen mit einander überein, weshalb wir uns darauf beschränken wollen, dieselben in einem einzelnen Kirchspiele, Danmark, zu beschreiben, weil dieses so ziemlich in der Mitte des Landes liegt. Voran schicken wir eine kurze Schilderung dieses Kirchspiels in geschichtlicher, topographischer und ethnographischer Hinsicht.

Der dänische König Hendrik Skateler überfiel, um seinen Sohn Magnus Hendriksson, dessen Mutter eine Tochter des Sveakönigs Ragvald Knaphöfde war, auf den schwedischen Thron zu setzen, am 18. Mai des Jahres 1160 den schwedischen König Erik IX. oder den Heiligen bei Upsala, nahm ihn nach einer tapfern Gegenwehr gefangen und ließ ihn sogleich enthaupten. Bald aber sammelten sich die Schweden und rächten den Tod ihres geliebten Königs (der darauf als Schwedens Schutzheiliger verehrt wurde), indem sie die Dänen schlugen und von der gemachten Beute eine schöne, geräumige, massive Kirche aufführten, die davon den Namen Danmark (d. i. Dänemark) erhielt. Sie ist im Ganzen noch jetzt in ihrer ursprünglichen Gestalt vorhanden, obgleich nun die hohe Thurmspitze und vier kleinere Thürme, die 1699 vom Blitze getroffen wurden, nicht wieder hergestellt worden sind. Diese Kirche liegt etwas über eine deutsche Meile in südöstlicher Richtung von Upsala entfernt, in der Mitte des Kirchspiels, welches seit 1635 die

Präbende eines Professors der Theologie an der Universität in Upsala ist, der dort einen Pfarrhof besitzt und Einkünfte bezieht, zunächst aber von einem daselbst wohnenden Kaplan verwaltet wird.

Das Kirchspiel ist beinahe eine deutsche (0,48 schwedische) Q.-M. groß und gehört der großen, fruchtbaren und getreidereichen upländischen Ebene an. Von Alterthümern sind mehrere (17) Runensteine und Geschlechtshügel (die den deutschen Hünengräbern ähnlich sind) vorhanden. Unter den wenigen größeren Gütern ist Hammarby deshalb sehr merkwürdig, weil es 1758 bis 1778 in dem Besitze des großen Botanikers Karl von Linné war, welcher hier einen botanischen Garten anlegte, seine Sammlungen hatte, während der langen Universitätsferien dort wohnte, in einem noch jetzt vorhandenen massiven Gebäude vertrauteren Schülern, die ihm hieher folgten und sich auch benachbarten Bauerhöfen in Kost gaben, Vorlesungen hielt (Katheder, Tische und Bänke sind noch an ihren alten Plätzen), Besuche von Reisenden annahm, welche aus allen Theilen Europas zu dem „König der Blumen" hinströmten und der hier auch 1778 in einem Alter von fast 71 Jahren verschied. Seine Witwe starb hier ebenfalls, 91 Jahre alt, und seine Tochter Louise (1839) in der Nähe, auf Hubby, in einem Alter von 90 Jahren.

Die Bewohner, deren Zahl 1860 auf 1053 stieg, gehören größtentheils dem Bauernstand an, zeichnen sich aus durch Sittlichkeit, Gastfreiheit und Freigebigkeit, sowie durch eine gewisse Selbständigkeit, die sich zu befreien strebt von jedem Bande, das sie in irgend eine Abhängigkeit versetzt oder ihrer Freiheit Fesseln anlegt, daher sie auch stets die ihnen obliegenden Auflagen an dem bestimmten Tag entrichten, ohne daß man daraus auf eine größere Wohlhabenheit als bei ihren Nachbarn zu schließen berechtigt ist, obgleich man sie im Allgemeinen wohlhabend nennen kann. Ihre Kleidertracht ist einfach und reinlich, nähert sich jedoch schon schon sehr der städtischen; die alte Nationaltracht verschwindet immer mehr.

Die Heirathen werden hier theils nach vorhergegangenen förmlichen Verlobungen, theils ohne solche abgeschlossen. Nachdem die Kontrahenten sich mit einander verständigt und die Einwilligung ihrer Eltern oder Vormünder erhalten haben, begeben sie sich mit einander in die Stadt und kaufen gegenseitige Brautgeschenke, die in Ring und Kleidern, bisweilen auch in Silberstücken bestehen. An den Tagen des zweiten und dritten Aufgebots nimmt die Braut von ihren unverheiratheten Jugendfreundinnen Geschenke an. An dem Abende vor der Hochzeit, dem Junggesellenabende (Svennquäll), muß der Bräutigam, wie es heißt, sich von allen Mädchen lostanzen; da ist in seinem Hofe eine eben so große Zurüstung wie in dem der Braut. Am Hochzeitstage versammeln sich bei ihm früh Morgens nebst dem Geistlichen alle diejenigen, welche er seinerseits zur Hochzeit eingeladen hat. Nach eingenommenem Frühstück reist man nach dem Brauthof, um sich dort wiederum zu Tische zu setzen; je größer das Gefolge des Bräutigams ist, für um so ehrenhafter wird es angesehen. Unterwegs hört man Töne von Klarinetten und Violinen; man hat also Gelegenheit, die Geschicklichkeit der Spielleute zu bewundern, welche zu gleicher Zeit ihre Pferde lenken und dennoch ihre Instrumente zu behandeln verstehen. Bei jedem Gitterthore, durch welches der Weg führt, streut der Bräutigam mit freigebiger Hand Kupfergeld für die öffnenden Kinder aus. Seine Eltern bleiben zu Hause, um diejenigen zu bewirthen, welche nur zu dem Ausreitungsfest eingeladen sind, und begeben sich erst am folgenden Tage nach dem Hofe der Braut. Die Hochzeiten werden gewöhnlich an einem Sonntagsnachmittag im Herbst oder während der Weihnachtszeit, die in Schweden 20 Tage oder bis zum 13. Januar dauert, gefeiert. Ist die Braut eine Kronbraut, d. h. eine unbescholtene Jungfrau, die das Recht hat, außer dem Kranz eine Krone zu tragen, so wird sie in dem nächsten Hofe des Dorfes gekleidet, wohin sich unter Musik der Geistliche mit dem Bräutigam und allen Gästen begiebt, um dort die Trauung zu vollziehen, was nunmehr nie in der Kirche geschieht, wie ehemals und noch jetzt an vielen Orten.

Sobald die Braut vernimmt, daß der Bräutigam im Anzuge sei, beeilt sie sich, unbemerkt von ihm, ihren Auserwählten durch die Fenstergardine oder eine Ritze in der Thüre zu sehen, ehe er sie erblickt hat, sonst würde sie ein so unglückliches Ereigniß niemals vergessen und die Ehe könnte nicht glücklich werden. Nach vollendeter Trauung, bei welcher ein kostbarer Thronhimmel (Brudpell) oder jetzt gewöhnlich ein Shawl von vier jungen unverheiratheten Personen beiderlei Geschlechts über dem Brautpaare gehalten wird, so wie nach den Glückwünschen, die jeder Einzelne dem Paare darbringen muß, kehrt der Geistliche mit den Neuvermählten in das Hochzeitshaus zurück und setzt sich mit ihnen zu Tische zur Rechten des Bräutigams. Hier müssen sie aber wohl eine halbe Stunde auf die Ankunft der Gäste warten, welche von den Wirthen auf dem Hof aufgesucht und gleichsam mit Gewalt an den Tisch gebracht werden müssen.

Die Gesundheit des Brautpaars wird bei Tisch unter Musik gewöhnlich in Wein oder Punsch getrunken. Von dem Bräutigam und den Gästen wird für die Braut eingesammelt, und Geschenke der Eltern werden an das Brautpaar abgegeben. Die Mahlzeit wird mit einem einsegnenden Gebete von dem Geistlichen begonnen und mit Gesang und Danksagung beendigt. Darauf wird der Tanz von dem Geistlichen und der Braut eröffnet und dann fortgesetzt bis gegen 2 oder 3 Uhr in der Nacht, da der Braut die Krone „abgetanzt" wird, indem sie mit verbundenen Augen, umtanzt von allen anwesenden Mädchen, die Krone einer derselben aufsetzt, welche dann dem herrschenden Glauben zufolge zuerst Braut werden wird, und hiermit fährt sie fort mit allen. Darauf wird sie auf einen Stuhl gesetzt, hoch emporgehoben und trinkt nun unter Hurrahrufen den Abschiedstoast aller Mädchen und „die zukünftige Gesundheit aller Ehefrauen" (d. h. die Gesundheit aller künftigen Frauen). Jetzt wird die Braut von den Frauen beansprucht, die Mädchen aber wollen sie nicht von sich lassen, sondern suchen sie so lange wie möglich festzuhalten; endlich aber geben sie nach, die Frauen nehmen die Braut unter sich auf, und nun hebt der Tanz von Neuem an.

Ebenso geht es zu mit dem Bräutigamstanze; nur ist dieser etwas hurtiger und lebhafter, und wenn die verheiratheten Männer den Bräutigam von den Junggesellen hinwegführen wollen, ist der Kampf oft so heftig, daß dem Bräutigam dabei die Kleider zerrissen werden und er selbst nicht ohne einige Schrammen davon kommt. Darauf entfernt sich das Brautpaar, kehrt aber bald zurück in den achtbaren Kleidern eines jungen Ehemanns und einer jungen Ehefrau, begleitet von den Brautjungfern und Brautführern, welche taktmäßig nach der Musik die brennenden Lichter schwenken, die sie zur Ehre des jungen Paares tragen. Jetzt muß dieses die Gäste mit „der Speise der jungen Ehefrau" traktiren, welche in Aepfeln, Konfekt, Gebäck und Syrupsbranntwein besteht. Hierauf beginnt der Ehetanz, und wenn dieser beendigt ist, setzt man sich ordentlich zu Tische, um Abendbrot zu speisen, womit man etwa gegen sechs Uhr Morgens zu Ende ist. Jetzt wird Alles still: die jungen Ehegatten verfügen sich in das Brautgemach, die verheiratheten Gäste in angrenzende Zimmer oder benachbarte Bauerhöfe, die jungen Leute aber, Jünglinge und Mädchen um einander in bunter Reihe, legen sich in dem großen Tanzzimmer auf ein ausgebreitetes Strohlager, um von den großen Strapazen auszuruhen.

Um die Mittagszeit kommt wiederum Leben und Bewegung in die Gesellschaft. Zuerst ist das junge Paar in Ordnung und kommt zu allen Gästen mit Frühstück an's Bett. Wenn diese sich wieder in dem Hochzeithause gesammelt haben, so beginnt von neuem der Tanz, der bis vier oder fünf Uhr Nachmittags fortdauert; dann setzt man sich zu Tische, um das „Bratenfett" zu verzehren. Jetzt treten zwei abenteuerlich angekleidete Masken, eine

Manns- und eine Frauensperson, herein, jede derselben reicht den Gästen einen Klingbeutel hin, in welchen diese ein wenig Kleingeld opfern müssen, das der Köchin gegeben wird; das komische Paar aber sucht dann noch durch allerlei lustige Schnurren und Schwänke die Gäste zu unterhalten, und je besser es ihm gelingt, die Lachmuskeln der Zuhörer in Bewegung zu setzen, um so besser hat es seine Rolle gespielt. Nach beendigter Mahlzeit hebt der Tanz von Neuem an und dauert nun die ganze Nacht hindurch. Am dritten Tage brechen einige von den Gästen auf und kehren nach Hause zurück; doch ist die Hochzeit keineswegs schon zu Ende: die junge Frau muß noch alle Mädchen bewirthen, die ihr beim Aufgebot Geschenke gegeben haben und nicht zur Hochzeit geladen gewesen sind. Für diese ist wiederum Gastmahl und Tanz.

Zu Anfange dieses Jahrhunderts geschahen die Trauungen immer in der Kirche beim Gottesdienste. Damals kamen die Gäste mit dem Bräutigam an der Spitze angeritten und verübten trotz der bestehenden Verbote vielen Lärm und manchen Unfug in der Kirche. Die Braut fuhr in einem verdeckten Wagen; auf dem Rückwege saß der Bräutigam neben ihr, und die Fahrt ging so langsam, daß das ganze, paarweise reitende Gefolge vor ihnen den Hochzeithof erreichte, dort einen Imbiß nehmen, dann wieder umkehren und seinen Platz hinter dem Wagen einnehmen konnte, ehe dieser das Ziel erreichte.

Kindtaufen sind jetzt nie mehr in der Kirche, sondern immer bei dem Pastor oder auch zu Hause. Ehemals ritten die Gevattern mit dem Kinde nach der Kirche an einem Sonn- oder Festtage, das Kind wurde vor dem Gottesdienste getauft, und die Jungfer-Gevatterin brachte darauf dasselbe der Mutter zurück. Jetzt sind die Kindtaufen gewöhnlich an dem Nachmittag eines Wochentages. Der Geistliche erhält das Kind von der verheiratheten Gevatterin, giebt dasselbe nach verrichteter Taufe der Jungfrau-Gevatterin, und diese bringt es der Mutter wieder. Das sogenante „Seifengeld" (Trålpenningar) für den Neugeborenen wird nicht, wie in anderen Kirchspielen, eingesammelt, sondern nach beendigter Mahlzeit geht jeder zu der Mutter, dankt für die Bewirthung und drückt ihr dabei einen Bankzettel in die Hand. Bei größeren Kindtaufen kann die Abgabe recht bedeutend sein. Am folgenden Morgen kehren die Gäste zum Frühstück zurück.

Die Begräbnisse geben den Hochzeiten an Zurüstungen kaum nach. Ist das Haus ein wohlhabendes, so wird der Verstorbene an einem Sonntagsvormittagsmorgen begraben. Der Geistliche reis't nebst den Gästen nach dem Hofe des Verstorbenen und begiebt sich von dort so früh mit der Leiche hinweg, daß der Gottesdienst nicht aufgehalten wird. Während zum Gottesdienst eingeläutet wird, trägt man die Leiche auf einer Bahre zum Grabe. Der Sarg ist immer an dem Kopf- und Fußende mit blanken Platten und einem Kreuz auf dem Deckel, bisweilen auch mit Sternen an den Seiten und mit versilberten Füßen geziert. Nach Beendigung des Gottesdienstes werden Personalien über den Verstorbenen gehalten, und an dem Denkmale, das späterhin über dem Grabe errichtet wird, werden das Kreuz und die Platten angebracht, auf welchen der Name, der Geburts- und Todestag, sowie etwa ein Liedervers stehen. Nach beendigtem Gottesdienste reis't man zurück in das Trauerhaus und nimmt dort das Mittagsessen ein. Selten sieht man da den Wittwer oder die Wittwe bei Tische, und so lange die Trauerzeit dauert, stehen die Leidtragenden in der Kirche nicht auf, wenn das Glaubensbekenntniß oder das Evangelium gelesen wird. Die Weiber sehen nicht einmal auf, sondern sitzen zur Bezeichnung ihrer tiefen Trauer mit bedeckten und niedergebeugten Gesichtern in ihrer Kirchenbank.

C. F. Fr.

H. Stern's Reise zu den Falaschas oder abyssinischen Juden.

Zwangsheirathen für Kinder im ägyptischen Sudan. — König Theodoros von Abyssinien. — Was ist guter Ton an der Tafel vornehmer Abyssinier? — Die Dörfer der Falaschas. — Sitten, Charakter und Abneigung gegen den Handel. —

Im Lande Habesch, namentlich im südwestlichen Theile, leben Juden, über welche unsere Kunde seither nichts weniger als vollständig war. Nun haben wir eingehende Nachrichten erhalten. Die englische Gesellschaft, welche sich die Bekehrung der Kinder Israel zur Aufgabe gemacht hat, sendet Glaubensboten in alle Welt aus und benutzt als solche vorzugsweise jüdische Gelehrte, welche zum Christenthum übergetreten sind Das empfiehlt sich schon deshalb, weil solche Leute das Wesen ihrer früheren Religionsgenossen weit besser verstehen als Missionäre, die in christlichen Vorstellungen aufgewachsen sind.

Zu diesen Judensendboten gehört der Reverend H. Stern, der, wie manche Andere seines Berufes, von deutscher Abstammung ist. Er hat jüngst in englischer Sprache „Wanderungen unter den Falaschas in Abyssinien" herausgegeben. Das Buch selbst ist uns noch nicht zu Gesicht gekommen; wir finden aber Auszüge aus demselben in Nr. 1837 des „Athenäum", denen wir Einiges entlehnen.

Stern fuhr von Bulak bei Kairo den Nil hinauf bis Korosko, zog durch die Wüste nach Chartum, und von da auf dem Blauen Nil nach Abyssinien zu den Falaschas. Er verließ den Strom bei Abu Haras und schlug die Richtung nach Osten ein. In der Stadt Gedáref (— dem berühmten Gummimarkte —) fand er Alles in größter Aufregung. Die Regierung hatte eben ein Gebot veröffentlicht, demgemäß alle über vierzehn Jahre alte Knaben und alle über neun Jahre alte Mädchen sich binnen vierzehn Tagen verheirathen mußten. Alle, welche dieser Verordnung nicht nachkamen, sollten ausgepeitscht und obendrein mit Geldbußen belegt werden! Es ist begreiflich, daß die Kinder sich lieber verheiratheten, als sich auspeitschen ließen, und in Gedaref wimmelte es von Brautpaaren.

Das türkisch-ägyptische Regiment lastet schwer auf diesen Gegenden. Weiterhin nach Osten, jenseit der abyssinischen Grenze, sah es sehr unruhig aus. König Theodoros war mit einer stattlichen Reiterschaar vom Gebirgslande herabgekommen, um einen Aufstand zu unterdrücken. Das Lager dieses muthigen Herrschers von Aethiopien stand in einem Thale; der Missionär stellte sich vor, wurde freundlich aufgenommen und bekam Erlaubniß, unter den Falaschas zu predigen und zu bekehren so viel ihm beliebe.

Wir haben im Globus mehr als einmal dieses merkwürdigen Mannes erwähnt, der in Aethiopien wie ein Meteor aufgestiegen ist und danach strebt, das alte äthiopische Reich wieder aufzurichten. Ganz kürzlich, im Spätjahr 1862, hat er den Krieg gegen den Pascha von Chartum begonnen; er will den Aegyptern die wichtige Landschaft Takka wegnehmen. Herr von Heuglin, der mit ihm aus früheren Zeiten her befreundet ist, war bei ihm, und wir werden wohl später einmal sehr ausführliche Nachrichten über Theodoros erhalten.

Der Judenmissionär Stern war aber schon vor Ausbruch

dieses Krieges in Abyssinien. Er meint, daß Theodoros auch verwerfliche Mittel nicht verschmäht habe, um den Thron zu erlangen. Als in der Provinz Godjam eine Rebellion ausbrach, verwüstete er weit und breit das Land und ließ eine große Anzahl von Menschen martern und niederhauen. Als dann ein Jahr später seine Gemahlin starb, erblickte er darin eine Strafe des Himmels für die abscheulichen Grausamkeiten, welche er verübt, und legte öffentlich ein Gelübde ab, daß er nie wieder von seiner Leidenschaft sich beherrschen lassen wolle.

Am Hoflager begegnete dem Missionär etwas Unangenehmes; er gab entsetzlichen Anstoß. Sitten, Geschmack und Begriffe von Anstand und Schicklichkeit sind eben in verschiedenen Ländern verschieden.

Der König hatte den Fremden zur Tafel geladen. Die Mahlzeit bestand, weil gerade Fasttag war, einfach aus Teffkuchen und Meth. „Da machte ich einen Verstoß gegen die Sitten des vornehmen Lebens. Nach abyssinischen Begriffen muß jeder Mann von aristokratischer Abkunft ein feines Gewand (Schama) mit dunkelrothem Randbesatz tragen, und beim Essen schmatzen wie ein Schwein. Davon wußte ich leider nichts; ich aß so, wie wir in Europa es für schicklich halten, aber das trug mir den Tadel der Gesellschaft ein; die Leute raunten sich allerlei in's Ohr. Endlich fiel mir die Sache auf und ich fragte den Engländer Bell (— welcher ein hohes Kriegsamt bei Theodoros bekleidete —), ob ich etwas Unangemessenes gethan habe. Bell entgegnete: Gewiß haben Sie das. Ihr Betragen ist so ungentlemanly, daß alle Gäste glauben müssen, Sie seien ein Mensch ohne alle Erziehung und Bildung, und gar nicht gewohnt, sich in anständiger Gesellschaft zu bewegen. — Nun, wodurch habe ich denn eine so schmeichelhafte Meinung verdient? — Einfach durch die Art und Weise, wie Sie essen. Wenn Sie ein Gentleman wären, so würden Sie das bei Tafel beweisen; Sie müssen recht laut und derb schmatzen und Keiner wird bezweifeln, daß Sie ein Mann von Stande seien. Da Sie aber nicht schmatzen und die Speisen lautlos kauen, so glaubt hier Jeder, daß Sie ein armer Tropf seien. — Ich erklärte dann den abyssinischen Aristokraten, daß bei mir zu Land, in Europa, eine andere Sitte herrsche, und damit brachte ich die Dinge wieder in das richtige Geleise."

Der Missionär klagt, daß er in Abyssinien viel Schmutz und Unsittlichkeit gefunden habe. Theodoros selbst wurde von den im Land anwesenden Europäern wegen seiner Rechtschaffenheit, Uneigennützigkeit und Sittenreinheit sehr gelobt, aber seine Unterthanen seien unzuverlässig, hinterlistig, sittenlos.

Stern besuchte den Abuna, den Patriarchen der abyssinischen Kirche, der Anfangs etwas zurückhaltend war, zuletzt aber nichts gegen die Mission unter den Juden einzuwenden hatte. Am Tage Mariä Empfängniß war feierlicher Tanz, den wir aber nach unseren Begriffen nicht als eigentlichen Tanz bezeichnen würden; er ist mehr eine Art von gymnastischer Uebung.

Die Mission wurde zu Genda begründet, das recht eigentlich im Mittelpunkte der Falaschastämme liegt. Das Wort bedeutet Verbannte und mit denselben werden die Juden in Abyssinien allgemein bezeichnet. Sie haben sich einen in das hohe Alter hinaufreichenden Stammbaum zurecht gemacht, und wollen zur Zeit der Königin von Saba nach Aethiopien gekommen sein. Von Menilek, dem Sohne, welchen diese mit Salomo gezeugt, leiten sie die abyssinischen Könige ab. Die Falaschas waren einst unabhängig, standen unter Königen, welche alle Gideon hießen, und unter Königinnen, welche stets Judith benannt wurden. Jetzt sind sie in fünf abyssinischen Provinzen zerstreut und man erkennt ihre Dörfer auf den ersten Blick. Auf der Spitze des Tempels ist nämlich allemal ein rother Topf angebracht.

Die Falaschas rühmen sich, unmittelbar von Abraham, Isaak und Jakob abzustammen und ihr altjüdisches Blut rein erhalten zu haben. Mischheirathen mit anderen Stämmen sind durchaus verboten; ja es gilt schon für Sünde, das Haus eines Andersgläubigen zu betreten; wer eine solche begeht, muß sich einer Reinigung unterwerfen und ganz frische Kleider anlegen; dann erst darf er wieder in sein Haus gehen. Diese Ausschließlichkeit hat übrigens gute Folgen gehabt, denn sie bewahrte die Falaschas vor der Ausschweifung und Sittenlosigkeit, welche sonst in Abyssinien allgemein sind. Jedermann gesteht ein, daß die Falaschas, Frauen wie Männer, die zehn Gebote streng befolgen. Heirathen in früher Jugend sind bei ihnen nicht gestattet, da Männer erst zwischen dem zwanzigsten und dreißigsten, Mädchen zwischen dem fünfzehnten und zwanzigsten Jahre sich vermählen. Ehescheidungen sind nicht gestattet; Vielweiberei ist nicht erlaubt; Frauen und Mädchen gehen unverschleiert frei umher. Die Tempel haben drei Abtheilungen, der Eingang liegt nach Osten hin.

Barbarisch ist eine Sitte, welche mit überstrengen Begriffen von Reinigung zusammenhängt. Neben jedem Dorfe befindet sich eine „unreine Hütte". Dorthin schafft man die Kranken, deren Tod für unabwendbar gilt; sie liegen dort verlassen; kein Verwandter darf bei ihnen sein; nur Menschen, welche für unrein gelten, dürfen sich um solche kümmern. Merkwürdig erscheint die Thatsache, daß diese abyssinischen Juden dem Handel äußerst abgeneigt sind und ihn geradezu verachten. Stern schreibt:

„Diese Falaschas sind von exemplarischer Sittlichkeit, ungemein sauber, sehr andächtig und glaubensstreng und dabei sehr fleißig und thätig. Sie treiben Ackerbau und Viehzucht und auch einige Handwerke: man findet z. B. unter ihnen Weber, Töpfer und Schmiede. Der Handel gilt ihnen für unverträglich mit dem mosaischen Glauben und man findet unter dieser Viertelmillion Menschen nicht einen einzigen Kaufmann."

Es kann bei Leuten, welche so abgeschlossen leben, nicht befremden, daß sie alle anderen Religionen verabscheuen; ohnehin sind sie zumeist von Götzendienern umgeben und die christliche abyssinische Kirche hat, in ihrem Verfall, auch nichts Anlockendes. Stern seinerseits wußte es dahin zu bringen, daß man ihn höflich aufnahm und er sich in Genda niederlassen konnte. Natürlich giebt er sich, wie alle Missionäre, großen Bekehrungshoffnungen für die Zukunft hin.

Ethnologische Beiträge.

II.

Resultate der Rassenmischung in Central-Amerika.

Der nordamerikanische Reisende und Alterthumsforscher E. G. Squier, welchem wir ein vortreffliches Werk über die indianischen Alterthümer im Mississippithale verdanken, erörtert in einem andern Buche *) die Vermischung der verschiedenen Rassen in den central-amerikanischen Staaten. Sie hat gerade in diesen in sehr ausgedehnter Weise stattgefunden. Seine Beobachtungen und Forschungen laufen im Wesentlichen auf die nachstehenden Ergebnisse hinaus.

*) Notes on Central America, particularly the states of Honduras and San Salvador; their geography, topography, climate, population, resources, productions etc. and the proposed interoceanic railway, by E. G. Squier, New-York, 1855. Remarks on population p. 33 seqq.

Central-Amerika, also die Staaten Guatemala, Honduras, San Salvador, Nicaragua und Costa Rica, ist unter allen ehemals spanischen Kolonien verhältnißmäßig am stärksten bevölkert. Die Einwohnerzahl wächst andauernd und rasch, aber das aus der Fremde hinzugebrachte Element, das weiße europäische, ist im Abnehmen begriffen, und der ganze Zug der Dinge arbeitet darauf hin, daß es in der eingeborenen Rasse, in den Indianern mehr oder weniger schnell aufgehe.

Gleich den meisten Republiken des spanischen Amerika (nur Chile und jene am La Plata bilden bis auf einen gewissen Grad Ausnahmen) giebt Central-Amerika einen deutlichen und sichern Beleg für die Gesetze, welche durch das Studium der Anthropologie und Ethnologie seit etwa einem halben Jahrhundert ermittelt worden sind. Diese Gesetze sind von großer Bedeutung auch für den Staatsmann und den Volkswirth; er darf sie nicht unbeachtet lassen, wenn er sich befähigen will, ein richtiges und sicheres Urtheil zu fällen. Durch die Vervielfältigung und Beschleunigung des Verkehrs sind die verschiedenen Menschenstämme (Rassen) in häufige Berührungen gebracht worden, und deshalb ist die Frage zu deren Erörterung wir uns wenden, nach Squier, dessen Ansichten wir für sehr wohl begründet halten, nicht blos für die Wissenschaft von Bedeutung geworden, sondern auch für das praktische Leben.

Die großen Unterschiede und Abweichungen, welche in leiblicher, geistiger und sittlicher Beziehung zwischen den verschiedenfarbigen Familien der Menschheit wahrgenommen werden und sich in allen Lebensverhältnissen geltend machen, sind nicht Ergebnisse des Zufalls und der Einwirkung äußerer Umstände, sondern liegen in der tiefinnersten Ureigenthümlichkeit dieser verschiedenen Rassen; sie sind radikal, permanent, immanent.

Eine Blutvermischung zwischen verschiedenen Menschenrassen, welche durch die Natur selbst auf immer und ewig von einander getrennt sind, eine Amalgamierung zwischen höheren und niederen Rassen, ergiebt nie etwas Harmonisches, sondern hat allemal schlechte Folgen.

Dafür spricht und sprach stets und überall die Erfahrung; die Geschichte liefert Zeugnisse und Belege. Als ausgemacht stellt sich Folgendes heraus:

Eine Rasse geht in der andern auf, wird von ihr absorbirt in allen Fällen, wo eine Vermischung zwischen zwei verschiedenen Rassen stattfindet und wo das fehlt, was der Unkundige als Vorurtheil, als „Vorurtheil der Hautfarbe" bezeichnet. Dieses vermeintliche Vorurtheil ist aber ein sehr richtiger und werthvoller natürlicher Instinkt, und dieser ist noch überall von der Natur selbst gerächt worden, wann und wo man ihm zuwider handelte. Die Aufschlürfung und Zersetzung geht um so rascher von statten, je mehr der Typus zweier, auf solche Weise mit einander gemischter Rassen ein annähernder ist und je nachdem der eine oder andere überwiegt. Die Natur verewigt keine menschlichen Halbschlächtigkeiten; das ist ihr ganz und gar zuwider, sie vertilgt dieselben und erlaubt zum Beispiel keine permanente Rasse von Mulatten. (— Auf diesen Punkt werden wir gelegentlich näher eingehen, denn er ist sehr wichtig. —)

Verletzungen und Beeinträchtigungen der Rassenunterschiede und jenes Instinkts, der darauf gerichtet ist, die höheren Rassen in ihrer Reinheit und Unverletzlichkeit zu bewahren, führen allemal zu unheilvollen Resultaten und wirken nachtheilig auf die körperlichen, geistigen und moralischen Eigenschaften und Begriffe derjenigen Völker, welche die weisen Fingerzeige der Natur und ihre Gesetze außer Acht lassen. Das heißt: Die Menschen, welche solchen Vermischungen ihren Ursprung verdanken, haben im Allgemeinen in ihrer leiblichen, geistigen und sittlichen Beschaffenheit Mängel, welche sehr häufig in einem solchen Grade hervortreten, daß sie gegenüber den reinen Rassen einen höchst ungünstigen Gegensatz bilden.

Diese Mängel zeigen sich insbesondere auch in Allem, was sich auf Staats- und Regierungsverhältnisse bezieht. Die anarchischen Zustände in fast allen südamerikanischen Republiken, wo die unbedingte Gleichberechtigung aller Rassen und Mischungen in's Leben getreten ist und wo sie alle sich unbehindert in ihrer Weise bewegen können, zeugen dafür. In Mexiko, Central-Amerika und Südamerika ist das Volk durch die uneingeschränkte Rassenvermischung demoralisirt worden. Die höheren Typen, weil an Zahl gering, werden überall von den niedrigeren zersetzt und aufgeschlürft. Der Kampf der Barbarei gegen die höhere Civilisation ruht keinen Augenblick und die Resultate liegen zu Tage. Es giebt unter der Gesellschaft, wenn von einer solchen dort die Rede sein kann, keinen innern Zusammenhang, keine Durchdringung der verschiedenen Bestandtheile, keine Sympathien des einen zum andern. Alles ist Gegensatz.

In Mexiko sind von acht Millionen Einwohnern des Landes kaum eine Million Weiße, in Central-Amerika unter zwei Millionen noch nicht zweimalhunderttausend. Es wäre gewagt, die Behauptung aufzustellen, daß Südsee-Insulaner oder amerikanische Indianer befähigt seien, sich mit den Grundsätzen zu durchdringen, von welchen unsere höheren bürgerlichen, gesellschaftlichen und staatlichen Einrichtungen bedingt werden. Weder Instinkt noch Gewohnheiten und Anlagen dieser Rassen sind mit der Entwickelung solcher Organisationen verträglich, und auch eine sorgfältige Erziehung, welche ohnehin bei den Massen ihre Schwierigkeiten fände, würde nicht im Stande sein, ihnen ein solches Verständniß dafür beizubringen, daß sie zur praktischen Ausübung befähigt wären. Auf den Sandwichs-Inseln sehen wir allerdings eine konstitutionelle Monarchie, aber Regierung und Verwaltung sind in den Händen weißer Leute, welche auch die Verfassung entworfen haben und als die eigentlichen Herrscher betrachtet werden müssen. Die Ansichten der Indianer im Südwesten der Vereinigten Staaten, in den sogenannten Indianerterritorien, entsprechen höchstens dem sogenannten patriarchalischen System; wo dort Fortschritt vorhanden ist, rührt er von Männern her, die zu drei Viertheilen europäisches Blut in den Adern haben und den Weißen folgen.

In den meisten spanischen Republiken hat die Gleichstellung der Indianer mit den weißen Menschen sowohl in politischer wie gesellschaftlicher Beziehung nur endlose Anarchie in's Leben gerufen; überall ist der Staatskörper mit Auflösung bedroht. In Guatemala und Yucatan hat diese Gleichstellung einen grausamen, höchst blutigen Kastenkrieg, einen Rassenkampf, im Gefolge gehabt; auf Jamaica ist seit der Emancipation ein großer Theil der Neger völlig verwildert.

Die Weißen haben sehr recht und thun sehr wohl daran, wenn sie unerbittlich sich weigern, ihr Blut zu verschlechtern. Die Verständigen unter ihnen wollen die geistigen Anlagen nicht schwächen, die Hautfarbe nicht dunkler machen.

Die Bevölkerung von Central-Amerika beläuft sich auf etwa zwei Millionen Seelen, etwas mehr oder weniger, da die Zählungen nicht speciell und keineswegs genau sind. Annähernd trifft jedoch obige Ziffer zu.

Interessant ist das gegenseitige Zahlenverhältniß von Weißen, unvermischten Indianern und Mischlingen; diese letzteren bezeichnet man als Ladinos. Alle Beobachter stimmen darin überein, daß, wie wir schon oben andeuteten, in Central-Amerika die Weißen nicht nur relativ, sondern auch absolut an Zahl abnehmen, die reinen Indianer rasch zunehmen und die Ladinos sich mehr und mehr dem indianischen Typus annähern.

Der Erzbischof von Guatemala, Pelaez, nahm für 1837 eine Gesammtbevölkerung von 1,390,513 Seelen an, und davon waren: Weiße 89.979; Ladinos 619,167; reine Indianer 687,367; demgemäß kommt ein Weißer auf sechszehn Mischlinge und

Indianer. Seit jener Zeit haben sich die Verhältnisse derart gestaltet, daß jetzt 1 zu 20 das Richtige ist.

Im Staate Nicaragua waren 1823 von 174,213 Seelen: Indianer zwei Fünftel; Ladinos auch zwei Fünftel, und weniger als ein Fünftel Weiße. Don Mignel Sarabia bemerkte schon damals: „Die Zahl der Weißen nimmt ab; das ist allgemeine Tendenz bei ihnen."

Für den Staat Guatemala stellt Crowe folgendes Verhältniß fest: Indianer 3/5; Weiße 1/30; Neger 1/10; Ladinos ein Viertel; Mulatten 1/80; Sambos, das heißt Mischlinge von Negern und Indianern, 1/100.

Squier nimmt an: Weiße 100,000; Neger 10,000; Mischlinge 800,000; Indianer 1,109,000.

So viel über Central-Amerika. Demnächst will ich Angaben über die Rassenverhältnisse in anderen Staaten der westlichen Erdhalbe mittheilen. A.

König Mongkut von Siam und das Leichenbegängniß eines christlichen Bischofs.

Der gute König Mongkut, Beherrscher des Reiches Siam, das in Hinterindien zwischen Barma und Cochinchina mitten inne liegt, ist eine im höchsten Grade merkwürdige Erscheinung. Der Orient hat eine solche nie zuvor gesehen.*) Auf dem goldenen Throne zu Bangkok sitzt er als ein unumschränkter Despot; aber der ehemalige buddhistische Mönch ist ein philosophischer Monarch, in religiösen Dingen duldsam in höchstem Grad, ein Mann, welcher seinen Tacitus und Horaz in der Ursprache lies't, englisch geläufig redet und schreibt und mit der europäischen Literatur wohl bekannt ist. Katholiken und Protestanten, Europäer und Amerikaner, welche er allesammt mit zuvorkommender Güte und gleicher Gerechtigkeit behandelt, sind des Lobes voll über diesen „herrlichen Heiden", den „ruhmreichen Monarchen", wie ein katholischer Missionär ihn nennt.

Mongkut ist sich immer gleich geblieben und hat neuerdings wieder bewiesen, daß er Verdienste ohne Unterschied der Herkunft oder der kirchlichen Meinungen eines Menschen zu ehren weiß. Wir wollen den Hergang nach den Mittheilungen des apostolischen Provikars Clemenceau erzählen.

Seit länger als dreißig Jahren sind katholische Missionäre in Siam eifrig am Werk, um Buddhisten zu bekehren. Während sie in Cochinchina (Annam) verfolgt wurden, fanden sie hier eine gastliche und zuvorkommende Aufnahme. Unter ihnen nahm Pallegoix, ein auch in wissenschaftlicher Beziehung sehr hervorragender Mann, entschieden den ersten Platz ein. Am 18. Juni 1862 ist er in Bangkok gestorben. Dieser gelehrte Mann war es, welcher eine Korrespondenz zwischen König Mongkut und dem römischen Papste vermittelte; der Buddhist bezeichnete den Oberhirten der katholischen Christenheit als „die erste Majestät der Welt".

Pallegoix war schon im Jahre 1830 nach Siam gekommen, gründete eine Lehranstalt, befand sich von 1831 bis 1834 im Lande Laos, bekam dort das gefährliche, auch in seinen Nachwirkungen höchst lästige Waldfieber und mußte nach Singapore gehen, um seine Gesundheit einigermaßen wieder herzustellen. Dann ging er wieder nach Bangkok, wo er den Bau zweier Kirchen leitete, zum Coadjutor des Bischofs und später selber zum Bischof von Mallos ernannt wurde; auch war er apostolischer Vikar. Unter ihm erreichte die Zahl der katholischen Stationen dreizehn; allein in der Hauptstadt Bangkok sind sechs katholische Kirchen; eine ist zu Juthia, eine andere zu Schantabun, in neun oder zehn Provinzen befinden sich Kapellen. Pallegoix hat viele siamesische Handschriften gesammelt und selber in der siamesischen Sprache, welcher er vollkommen Meister war, geistliche und wissenschaftliche Bücher geschrieben. Wir heben hervor: seine Siamesische Grammatik in lateinischer Sprache; ein lateinisch-siamesisches Wörterbuch, beide in der Druckerei der Mission zu Bangkok gedruckt. In Paris erschien von ihm ein Siamesisch-lateinisch-französisch-englisches Wörterbuch. Sehr werthvoll ist auch seine in französischer Sprache verfaßte „Beschreibung des Königreichs Thai oder Siam", welche wir bei unserer frühern Darstellung (Nr. 5) benutzt haben. Sie ist ungemein werthvoll; weit besser als das oberflächliche Buch des Sir John Bowring, welcher jenem Vieles entlehnt hat. Doch dies nur beiläufig.

Pallegoix war im Jahre 1835 mit Mongkut bekannt geworden. Damals wohnte der Prinz in einer Pagode unweit von der katholischen Kirche; er war Talapoine, buddhistischer Priester in einem Kloster. Der regierende König, Mongkut's Bruder, war gegen den letztern mißtrauisch, und dieser suchte und fand Ruhe im Kloster. Damals führte er den Namen Tschao fa yai, studirte das Pali, die heilige Sprache der Buddhisten, und das Sanskrit. Dann erwachte in ihm der Wunsch, mit der Literatur des Abendlandes bekannt zu werden, und er nahm zuerst bei einem eingeborenen katholischen Priester Unterricht im Lateinischen. Bald nachher wurde er mit Pallegoix bekannt, der schon damals geläufig Siamesisch sprach und nun Lehrer und bald auch Freund des fürstlichen Talapoinen wurde. Mongkut lernte rasch; der Katholik und der Buddhist, beide geistlichen Standes, erörterten oft religiöse Gegenstände, und Mongkut gab willig zu, daß der Buddhismus viel Fabelhaftes enthalte. Aber er mochte nicht Christ werden, sondern hat selber ein religiöses System aufgestellt, das er für seine Siamesen angemessen erachtet. Dem Könige mißfiel der freundschaftliche Verkehr Tschao fa yai's mit dem abendländischen Geistlichen und er rief jenen aus der Pagode ab, um ihn in ein anderes, weitab in der äußersten Vorstadt gelegenes Kloster zu schicken. Der Talapoine verabschiedete sich vom Papisten, und Beide kamen überein, ihre Verbindungen aufzugeben und bessere Zeiten abzuwarten. Diese erschienen, als Mongkut den Thron bestieg, und der König hat seinem frühern Lehrer bis zu dessen Tod eine treue Freundschaft bewahrt.

Er bewies sie auch, als Pallegoix gestorben war. Der edle Priester und gelehrte Mann, dessen wir unsererseits ganz besonders erwähnen, weil er sich Verdienste um die Länder- und Völkerkunde erworben, war allgemein beliebt. Als sein Ableben bekannt wurde, flaggten alle Konsulate zum Zeichen der Trauer am halben Mast. Mongkut schrieb sofort an die Missionäre, daß er seine Freundschaft durch Erhöhung der Leichenfeierlichkeiten seinerseits zu beweisen wünsche, und fügte zart bei: „so viel die Bräuche der christlichen Religion dergleichen stattbaft erscheinen lassen." Der Verstorbene sei ihm ein wahrer Freund gewesen, und durch Pallegoix sei zwischen ihm und Seiner Heiligkeit Papst Pius, dieser „höchsten Majestät der Welt" ein Briefwechsel vermittelt worden. Auch die Prinzen und hohen Mandarinen bezeigten ihre Theilnahme.

Die Feierlichkeiten fanden mit allem üblichen Pomp statt. Die Leiche wurde in einen doppelten Sarg gelegt und auf das

*) Wir verweisen auf Band 1, S. 140 ff. des Globus, wo wir ein lebenswahres Gleichbild Mongkut's und eine eingehende Schilderung dieses seltenen Mannes gegeben haben.

beleuchtete Trauergerüst gestellt. Drei Tage dauerte die Feierlichkeit; sie begann am ersten Juli. Achtzig Christen aus Annam trugen den Sarg, der auf ein bewegliches Gerüst gestellt wurde. Diese asiatischen Bekehrten waren mit weißen Beinkleidern und weißem Turban bekleidet; das ist so Brauch in ihrem Heimatland. Ein Führer derselben Nation eröffnete den Zug und schlug dabei mit zwei Stäben gegeneinander. Den bischöflichen Ornat trugen die siamesischen Zöglinge der Missionsanstalt.

Die Himmelfahrtskirche liegt im südlichen Theile von Bangkok, die Empfängnißkirche im nördlichen. In beiden waren prächtige Katafalke errichtet. In der letztern sollte Bischof Paillegoix beigesetzt werden, und dorthinging, von der erstern aus, der Zug. Die Entfernung zwischen beiden Punkten beträgt mehr als zwei Wegstunden und zwar auf dem Strome, welcher die Hauptverkehrsstraße von Bangkok bildet. Es handelte sich demnach um einen Begräbnißzug zu Wasser.

Mongkut ließ drei Palastdschonken ausschmücken, deren jede von fünfzig bis sechszig Männern gerudert wurde. Auf die größte dieser Barken sollte der Sarg gebracht werden, und der König hatte dazu einen hohen Thronhimmel herrichten lassen; die beiden anderen Barken bildeten das Gefolge. Auch der erste Minister stellte zwei Galeeren, jede mit vierzig Ruderern, und diese sollten den Zug eröffnen. Alle Ruderer waren gleichmäßig gekleidet; jene in den königlichen Barken saßen, die in den anderen ruderten im Stehen. Mongkut ließ zwei Geschütze vor der Empfängnißkirche auffahren, und als der Sarg beigesetzt wurde, fünfzehn Schüsse geben.

Dieser Leichenzug bot einen großartigen und für einen Europäer in jeder Hinsicht überraschenden Anblick dar. Auf seiner Wasserfahrt mußte er am königlichen Palaste vorüber, und der König kam an die Schiffslände hinab, um seinem Freunde noch einen Beweis aufrichtiger Theilnahme zu geben.

Alle in Bangkok anwesende Europäer und viele eingeborene Christen hatten sich in der Himmelfahrtskirche versammelt. Als der Sarg hinausgetragen wurde, präsentirten die Soldaten, welche der König aufgestellt hatte, gingen dann zu beiden Seiten des Zuges und die Regimentsmusik spielte einen Trauermarsch. Das war am ersten Juli.

Am folgenden Tage fand die große Procession auf dem Flusse statt. Schon in aller Frühe waren die Geistlichen, Konsuln, die Europäer überhaupt und die Christen in der Kirche versammelt, auch hatten sich viele buddhistische Mandarinen eingefunden. Nach Vollziehung der Kirchengebräuche wurde der Sarg an's Ufer getragen, wo alle Barken bereit lagen. Nun fuhren sie stromauf, voran ein großes, von achtzig Annamiten gerudertes Boot; auf diesem befand sich die Regimentsmusik und spielte Trauermärsche. Dann folgten zwei prachtvoll aufgeschmückte Barken, jede mit vierzig Ruderern; sie fuhren neben einander, und hinter ihnen, gleichen Strich haltend, die übrigen Fahrzeuge, welche den Zug bildeten, zunächst die Barken der verschiedenen religiösen Brüderschaften und der Priester, deren jeder sein besonderes Schiff hatte. Nun erst kamen die drei königlichen Dschonken; auf der, welche den Sarg enthielt, wehte eine schwarze Fahne; die Ruderer, lauter Siamesen, waren in Trauer gekleidet. Das übrige Gefolge bestand aus einer großen Menge anderer Barken, voran jene der Konsuln und vornehmen Mandarinen. An beiden Stromufern stand eine unzählige Menschenmenge. Nie zuvor hatte man in Bangkok solch ein eigenthümliches Schauspiel gesehen.

Auf dem königlichen Palaste wehte die Reichsflagge am halben Mast. Als dort der Zug in Sicht kam, verließ Mongkut, begleitet von der königlichen Familie, seine Gemächer, stieg hinab und ging auf einen für ihn bereit liegenden Dampfer, um von dort den Zug in der Nähe zu betrachten. Als die Barken der Missionäre an ihm vorüber kamen, nahmen die Ruderer ihre Hüte ab und wollten, nach Landessitte niederknieen, aber der König wehrte das durch Zeichen ab und erwiederte freundlich die Grüße der Geistlichen. Er gab einem christlichen Mandarinen eine mit Geld gefüllte Börse, um den Armen Almosen zu spenden.

So gelangte der Zug nach der Empfängnißkirche, wo der Sarg am andern Tage beigesetzt wurde.

Interessant ist ein Brief, welchen Mongkut am 9. Juli 1862 an die Missionäre schrieb. Sie hatten ihm zum Andenken einen Ring übersandt, welchen der Verstorbene getragen. Der König dankt dafür und schreibt: „Der hochwürdige Bischof von Mallos ist acht und zwanzig Jahre lang mein guter, inniger und aufrichtiger Freund gewesen. Der Inhalt Ihres Schreibens und das Geschenk haben mir große Freude gemacht. Diesen geweihten Ring, — ich habe ihn gleich wieder erkannt — trug der Selige, als er mich zum ersten Male besuchte; er hat ihn späterhin mir gezeigt. Er trug ihn am Finger, wenn er den Segen sprach über das christliche Volk. Mit Vergnügen vernehme ich den Wunsch, welchen Sie mir ausdrücken: daß dieses Erinnerungszeichen an meinen intimen, seligen Freund auch für mich eine Quelle des Segens sein möge."

Wir wollen hinzufügen, daß König Mongkut der einzige Monarch in Asien ist, der niemals mit den Europäern in irgend welche Irrungen gerieth. Unsere abendländischen Brüder sind bekanntlich daran gewöhnt, gegen „heidnische" Potentaten sehr übermüthig und aufdringlich sich zu benehmen, und das pflegen sie dann „Civilisation" zu nennen. Aber ein Mann wie Mongkut, der Verstand hat und alle Verpflichtungen, welche er eingeht, redlich erfüllt, imponirt doch sowohl den Kaufleuten, welche vermeinen, die ganze Welt sei nur des Handels wegen da, wie den Diplomaten, welche sich gar zu gern etwas zu thun machen, auch sehr häufig dann, wenn das sehr vom Uebel ist.

Kleine Nachrichten.

Der Flächeninhalt der Schweiz endlich genau bestimmt. Nach einer an uns gelangten Mittheilung des Hrn. Berlepsch in Zürich (für Schweizerische Landeskunde gegenwärtig eine der ersten Autoritäten) kann endlich einmal der Flächeninhalt der Schweiz und ihrer einzelnen Kantone definitiv festgestellt werden. Bisher variirten die Größeangaben dieses kleinen Ländchens um einige hundert (!) Quadrat-Meilen. Reden in seiner Handelsgeographie und mit ihm Hoffmann und Cannabich geben 696 □.-M., Picot in seiner Statistik 716 □.-M. (eine gegenwärtig noch in vielen geographischen Handbüchern festgehaltene Zahl), Franscini in seiner Statistica della Svizzera 732 □.-M. und Gerold Meyer v. Knonau in seiner Erdkunde der schweizerischen Eidgenossenschaft gar $873\frac{2}{5}$ □.-M. an. Durch die auf Kosten der Eidgenossenschaft angestellten Vermessungen für das vortreffliche Düfour'sche Kartenwerk gelangte man nach und nach zu genaueren Zahlen, und abermalige neue Berechnungen des eidgenössischen topographischen Bureaus in Genf ergeben jetzt, nachdem sämmtliche Meßtischblätter vollständig vorliegen, endlich die für die Zukunft allein gültige und wahre Größe des Areals der Schweiz auf 41,418 □.-Kilometer oder $752\frac{2}{10}$ □.-Meilen an.

Es ergiebt sich aus der genauen Uebersicht (welche in Hrn. Berlepsch' Reisehandbuch für die Schweiz pr. 1863 demnächst veröffentlicht wird), daß Graubünden mit 130,48 Q.-M. (7185 Q.-Kilom.) der größte und Zug mit 4,34 Q.-M. (239 Q.-K.) der kleinste Freistaat der Schweiz ist (NB. wenn man die beiden Halbkantone Basel und Appenzell nicht trennt, in welchem Fall allerdings die Inneren Rhoden von Appenzell mit 2,88 Q.-M. und das Gebiet von Basel-Stadt mit 0,67 Q.-M. oder 37 Kilom. noch kleiner sind). Der zweitgrößte Kanton ist Bern mit 125,11 Q.-M. In diesem kommen auf den Kilometer 68 Einwohner, während Zürich deren auf gleichem Flächenraum 154 und Appenzell Außer-Rhoden gar 185 nachweis't, eine der dichtesten Bevölkerungen von ganz Europa.

Es wäre zu wünschen, daß obige nunmehr definitive Zahlen aus dem Globus in alle geographischen Kompendien übergingen, um endlich eine übereinstimmende Angabe herzustellen.

Zur Negerfrage. In Cairo, Staat Illinois, haben die Yankees ein Depot errichtet, in welchem flüchtige Sklaven oder solche Neger, welche man ihren Herren raubt, untergebracht werden. Man bekümmert sich aber wenig um diese Nigger, nachdem man sie „befreit" hat. Im Yankeelande bedeutet das so viel, als diese armen, verführten und betrogenen Schwarzen dem kläglichsten Elende preisgeben. Die Depotgebäude sind schmutzig, und es wimmelt in ihnen von Ratten derart, daß die Schwarzen lieber im kalten Winter im Freien blieben, Tag und Nacht. Im December kam eine alte Negerfrau nach Cairo und ging Abends in ein Depot. Am andern Morgen fand man, daß sie von den Ratten überwältigt und bei lebendigem Leibe zu mehr als der Hälfte aufgefressen worden war. Philanthropie!

Die tiefe Abneigung der Weißen gegen den Neger tritt auch in Canada sehr stark hervor. Die abolitionistischen Yankees haben seit etwa zehn Jahren eine große philanthropische Diebsvereinigung gebildet, welche sich als Unterirdische Eisenbahn-Gesellschaft bezeichnet. Die Mitglieder gaben Geld, damit ihre Agenten in den Sklavenstaaten Neger zur Flucht beredeten. Diese Sklaven wurden dann nach Canada geschafft und dort von den edlen Menschenfreunden nicht weiter beachtet. Man hatte sie ihren Herren gestohlen, das war genug für diese Art von Philanthropie; in Canada konnten sie dann sterben und verderben, waren sie doch nun „frei". Canada protestirte gegen solche Geschenke und sah mit Schrecken, daß ihm nach und nach etwa 40,000 solcher schwarzen Proletarier in's Land geworfen wurden. Mehrere Schiffsladungen hat es auf Kolonialkosten fort und nach Westindien geschafft. Die ihm unwillkommenen und aufgezwungenen, von ihren „Befreiern" im Stiche gelassenen Neger haben in Canada Kinder gezeugt, und es fragt sich nun, in welcher Weise denselben Schulunterricht ertheilt werden soll, ob in Gemeinschaft mit weißen Kindern oder nicht. Ein zu Montreal erscheinendes Blatt, der „Commercial Advertiser", erörtert diese Frage und bemerkt, daß die oberste Schulbehörde sich gegen diese Gemeinschaft erklärt habe. Unter den Gründen für diese Entscheidung finden wir auch den, „daß eine solche Gemeinschaft für die Weißen widerwärtig und für die Schwarzen von keinem Nutzen sei." Die Neger hielten dann eine Indignationsversammlung und erklärten den Bericht für „disreputabel und unheilig". Das genannte Blatt schreibt: „In jenen Theilen von Westcanada, in welchen sich eine zahlreiche Negerbevölkerung findet, herrscht eine sehr starke und wir glauben natürliche und erklärliche Abneigung gegen jene Schulgemeinschaft. Es wäre reine Ziererei und Unwahrheit, in Abrede zu stellen, daß der Neger, so wie wir ihn kennen, einer degradirten Rasse angehört und intellectuell wie moralisch tief unter dem Weißen steht. Diese Inferiorität hat bei den Schwarzen Gewohnheiten und Sitten im Gefolge, welche eine Gemeinschaft zwischen weißen und schwarzen Kindern für die ersteren durchaus unstatthaft erscheinen läßt. Die weißen Eltern haben ganz recht, wenn sie ihre Kinder nicht mit den schwarzen in eine und dieselbe Schule gehen lassen wollen. Die Natur hat zwischen beiden Rassen eine Grenzscheide gezogen, welche nicht plötzlich (— überhaupt nicht —) übersprungen werden kann. Diese Scheidung wird nicht allein durch die Hautfarbe bewirkt, diese bildet nur einen geringen Theil des Negroismus, gegen welchen der Sinn des Europäers sich empört." —

So das canadische Blatt. Uns fällt dabei dabei ein anderer Umstand ein. Vor etwa zwölf Jahren kaufte Pater Ignaz Knoblecher in seiner Missionsstation zu Gondokoro am obern Weißen Nil eine Anzahl von schwarzen Sklavenkindern frei und schickte dieselben nach Oesterreich. Die Negermädchen wurden, irren wir nicht in Klagenfurt, in einem Nonnenkloster untergebracht, und mit Liebe und Sorgfalt erzogen. Ein aufrichtig philanthropischer, hochgestellter Mann in Oesterreich erzählte uns 1853 mit großer Befriedigung, wie „charmant" die kleinen schwarzen Mädchen sich anließen, und daß sie eben so gut begriffen und eben so rasch lernten wie die weißen Mädchen, mit denen sie gleichzeitig unterrichtet würden. Wir unsererseits machten gegen eine solche Gemeinschaft manche ethnologische und moralische Bedenken geltend, denen aber unser Freund entgegenstellte: „daß schwarze Menschen gerade so gut und ganz derselben geistigen Entwicklung fähig seien, als weiße." Wir entgegneten, es sei ein Erfahrungssatz, daß Negerkinder mit den weißen gleichen Schritt halten könnten bis zu der Periode, wo der Knabe zum Jüngling wird; diese tritt beim Neger um mehrere Jahre früher ein als bei uns Europäern. Nach derselben bleibt der Neger stationär, der Weiße aber fängt dann erst recht an, sich zu entwickeln. Nach Jahren sahen wir unsern Freund auf dem statistischen Kongresse zu Wien wieder und fragten nach den „charmanten Negerkindern". Der Verlauf war genau so gewesen, wie wir befürchtet. Als die schwarzen Mädchen in den Uebergängen zur Jungfrau waren, hatten sich in sittlicher Beziehung so arge Uebelstände und so große moralische Nachtheile für die weißen Mädchen herausgestellt, daß man die Gemeinschaft rasch aufhob.

Mader's Bemerkungen über die Otschi-Neger an der Sklavenküste von Guinea. Auf dem Akuapem-Gebirge in Mittel-Westafrika (Guineaküste) und den Thalgründen, welche diese Gebirge durchschneiden, lebt der Stamm der Otschi-Neger. In diesem vormals dänischen, aber 1850 an England abgetretenen Gebiet arbeiten Baseler Missionäre. Ussu und Akropong sind ihre Stationen. Letztere ist zugleich Hauptort des genannten Stammes, und hier arbeitete eine Reihe von Jahren hindurch der Missionär Mader, welcher neulich Mittheilungen über die religiösen Anschauungen dieses Volkes machte. Ueber die Fetische und die Gestirne bemerkt er Folgendes:

Das Wort Obosom für Fetisch ist eine Zusammensetzung aus obo = Stein und som = dienen, bedeutet also Steindienst. Der Otschi-Neger bezeichnet mit diesem Worte überhaupt jeden Stein, den er sich zu seinem Gott erwählt und welchem er göttliche Ehre erweis't. Der Stein nimmt bei den Otschis eine wichtige Stelle ein, und alle ursprünglichen Fetische sind bei ihm Steine. Von diesen — den Hauptfetischen — verschieden sind die Fetische der Fetischpropheten, welche erst später in Aufnahme kamen. Nach der Ansicht dieses Volkes sind die Fetische Geister und dem gewöhnlichen Auge unsichtbar; nur der Fetischprophet kann sie sehen; mancher aber meint, er erblicke sie nicht vollständig. Sie erscheinen nicht immer in derselben Gestalt und Kleidung, sondern wechseln sehr oft; sie werden sichtbar als Könige, Minister u. s. w., oft auch als Bettelleute und tödten in letzterer Stellung einen Jeden, der ihnen keine Gabe darreicht. Der Otschi-Neger erweis't daher dem Fremden Gutes, weil derselbe möglicherweise ein Fetisch sein könnte. Die Lebensweise der Fetische gleicht vollkommen jener der Menschen, auch ihre Beschäftigung ist dieselbe.

Ein Dieb, welchen der Bestohlene bei einem Fetisch verflucht, stirbt an demselben Tage, welchen man für das Eintreffen des Fluches bestimmt hat. Kommt dagegen der Dieb dem Bestohlenen zuvor und verflucht ihn ebenfalls, so kann auch dieser sehr leicht getödtet werden. Eine Frau, welche untreu geworden ist und die That nicht einräumen will, stirbt, sobald man ihr bei einem Fetisch flucht. Ein Mann, von welchem das Glück gewichen ist, muß einem Fetisch Opfer bringen, und dieser sagt ihm dann, wer die Schuld daran trage, und belehrt ihn zugleich darüber, was er seinem Feinde thun soll. Alles, was er demselben anwünscht, geschieht sofort, und von da ab stellt sich wieder Glück bei ihm ein. Ein kinderloses Weib verschreibt sich einem Fetisch zum Eigenthum, wenn er ihr Kinder geben wolle. Tritt dieser Fall ein, so ist das Kind ein Fetischkind und gehört dem Fetisch.

Es giebt Fetische, welche tödten, und solche, die das Leben erhalten, z. B. der Fetisch Dasilpi im Voltastrome bei Akwam. Hexen werden nicht getödtet, weil sie bei Nacht die Lichtträger der Fetische sind.

Die Fetische, als Kinder Gottes, führen die Aufsicht über die Menschen. Wer sich durch schlechte Aufführung ihre Ungnade zugezogen, wird getödtet. Zu diesem Zwecke verwandeln sich die Fetische in reißende Thiere oder Bäume und bringen ihn um's Leben. Die Europäer gelten für die Brüder der Fetische, weil die Hautfarbe einiger Fetische weiß sei. Die Fetische spielen zugleich die Rolle der Vermittler zwischen dem höchsten Wesen mit den Menschen.

Die Sterne, der Mond und die Sonne sind bevorzugte Diener Gottes, weshalb er ihnen auch einen Lichtglanz verliehen hat, besonders der Sonne. Diese schaut vermittelst ihres hohen Lichtglanzes voll Güte und Wohlwollen herab auf die Erde, weicht

von ihrer Bahn nicht ab und erscheint daher auch alle Morgen regelmäßig wieder. Obwohl ihr Lichtglanz sehr stark ist, so verübt sie doch keine solche Gewaltthätigkeit wie der Mond bei Nacht. Dafür erscheint dieser auch nicht jeden Tag, sondern nur alle dreißig Tage weniger zwei. Der Mond ist ein Mörder, weil er die kleine Todtentrommel mit sich führt. Beim Tode eines Königs wird nämlich die Todtentrommel geschlagen, und die Mondflecken sind nach der Ansicht des Otschi-Negers die Todtentrommel. Wenn der Mond dieselbe schlägt, dann sterben viele Menschen; geht er voll auf, so erscheinen mit ihm die verschiedenartigsten Krankheiten, und deshalb leidet das höchste Wesen nicht, daß er alle Tage voll sei, weil sonst alle Bewohner der Erde sterben würden. Wegen seiner großen Geschicklichkeit im Trommelschlagen behält ihn aber Gott noch. Der Mond ist der Oberste unter den Trommelschlägern des Himmels und ruft als solcher durch das Schlagen der Trommel die Himmelsbewohner zusammen, löſ't auch die Versammlung durch Trommelschlag wieder auf. Die Sterne stiften Kindersegen.

Richard Burton über Westafrika. Der vortreffliche Reisende ist wieder nach Fernando Po zurückgefahren, nachdem er in der Times noch einmal sich sehr verständig über den „schwarzen Erdtheil“ ausgesprochen hat. Unsere Leser kennen seine Ansichten über die Gründung einer Strafkolonie auf dem Cameronesgebirge (Globus Nr. 32 S. 239); Burton hat dieselbe wiederholt scharf betont. Er schildert, daß Afrika jetzt noch völlig wild sei; aber es liege in der Hand der Europäer, sich in hochgelegenen und gesunden Gegenden anzusiedeln. Die Besitzungen an der Küste, Faktoreien wie Sierra Leone und Bulama, seien in dieser Beziehung nur von geringem Werth. In den zweckmäßig gelegenen Oertlichkeiten müßten, sagte er, deportirte Sträflinge, als Vorläufer rechtschaffener Kolonisten und mit Hülfe von Negern, die schwersten Arbeiten verrichten. Dann fährt Burton fort:

„Man hat mich gefragt, was aus dem Mulattengeschlecht werden solle, welches durch Vermischung der weißen Deportirten mit schwarzen afrikanischen Frauen entstehen würde. Meine Antwort ist: ein solches Mulattengeschlecht kann und wird nicht permanent sein. Ich kann an diesem Orte nicht in eine anthropologische Untersuchung eingehen, aber ich habe die feste Ueberzeugung, daß ein Mulatte in der That ein Quasi-Maulthier ist, dessen Abkömmlinge durchgängig unfruchtbar sind. Sie erlöschen und verschwinden, wenn sie nicht Blut aus einem der beiden unvermischten Typen erhalten, und dann erfolgt ein Rückschlag zu einem dieser reinen Typen.“

Wir halten diese Ansicht Burton's für durchaus richtig und werden unsererseits in den Ethnologischen Beiträgen gelegentlich Beweise dafür beibringen. Mischlinge, welche Produkte ganz verschiedener Rassen sind, werden von der Natur nicht über die dritte, höchstens vierte Generation fortgepflanzt. —

Baumwolle, — denn wer kann jetzt in England Etwas über fremde Erdtheile sagen, ohne der Baumwolle zu erwähnen, — kann, wenn Arbeitskräfte vorhanden sind und geleitet werden, am Niger und in den Bimbiabergen in jeder beliebigen Menge gebaut werden. Man sollte die Deportirten dafür benutzen. An der Meeresküste selbst darf man keine weißen Menschen ansiedeln; aber in der Cameronesgegend steigt das Gelbe Fieber nicht über 500 Fuß Meereshöhe; andere Fieber gehen nicht über 2500 Fuß und tropische Krankheiten überhaupt bleiben unter 7000 Fuß Meereshöhe.

Mason's und Dixon's Linie. So bezeichnet man bekanntlich sehr oft die Grenzlinie, welche in der seitherigen Union in Nordamerika die nichtsklavenhaltenden Staaten von den sklavenhaltenden trennt. Im gemeinen Leben nennt man die letztere auch wohl kurzweg Dixie.

Woher kommt diese Benennung? Der Gegensatz zwischen Norden und Süden ist nicht erst von gestern, sondern stellte sich schon heraus, bevor die Union überhaupt gebildet wurde. Man zog eine Linie zwischen den protestantischen Pennsylvaniern und dem damals vorzugsweise katholischen Maryland. Lord Baltimore, Gründer der letztern Kolonie, und Wilhelm Penn waren in Streit über Grenzansprüche zwischen den beiden damaligen Provinzen; dieser dauerte von 1683 an etwa achtzig Jahre lang und wurde manchmal, ohnehin durch religiöse Abneigungen noch verbittert, sehr heftig. Endlich wurden Feldmesser ernannt, damit man doch einmal über die Grenzgegend in's Klare komme. Sie begannen mit ihren Arbeiten am Kap Henlopen, Delaware-Bay, und sollten von dort eine Linie gerade nach Westen hin ziehen bis zu einem Punkte, welcher mittewegs zwischen jenem Kap und der Küste der Chesapeake-Bay liegt. Von diesem „Mittelpunkte“ sollte die Linie nördlich gehen und dann geradeaus westlich bis an die Westgrenze beider Provinzen. Die Feldmesser vollendeten die Arbeit, aber beide Theile waren mit derselben nicht zufrieden, weil jeder sich beeinträchtigt glaubte. Sie veranlaßten, daß zwei englische Mathematiker, Charles Mason und Jeremiah Dixon, eine neue Vermessung vornahmen; diese war nach drei Jahren (1767) vollendet. Es ergab sich, daß die Arbeit jener Feldmesser ganz richtig war.

Die Linie zog durch das frühere Gebiet der Leni-Lenape's (Delaware-Indianer), welche sich außerordentlich beunruhigt fühlten, als sie die Mathematiker sahen, welche Nachts durch lange Röhren nach den Sternen guckten und mit langen Ketten Grund und Boden vermaßen. Als die Linie einen durch Urwald ziehenden Kriegspfad der Indianer erreichte, erklärten diese, daß sie weiteren Aufnahmen des Landes mit bewaffneter Hand Widerstand leisten würden. Die Geometer kehrten dann nach Philadelphia zurück.

Am Ende jeder fünften Meile wurden, der Grenzlinie entlang, Steine gesetzt; sie waren auf der einen Seite mit dem Wappen Lord Baltimore's, auf der andern mit jenem der Familie Penn bezeichnet. Außerdem setzte man in Entfernungen von je einer Meile kleinere Steine, welche mit M. (Maryland) und P. (Pennsylvanien) bezeichnet waren. Diese Steine ließ man aus England kommen!

An diese Grenzlinie knüpfte das Volk allerlei Aberglauben. Da, wo die schnurgerade nach Westen laufende Abtheilung derselben beginnt, lag die Ortschaft Newcastle, und um dielbe herum war ein zwölf Miles im Umfang haltender Kreis vermessen worden, eine Art von neutralem Ausgangspunkte. Dort sollte es nicht ganz geheuer sein, es war gleichsam behexter Grund und Boden. Die Wappenzeichen auf den Fünfmeilen-Steinen sahen auch so geheimnißvoll aus; es ging dabei gewiß nicht mit rechten Dingen zu, und noch heute steht der „Sterngucker-Stein“ am Anfange der Linie, wo die Feldmesser astronomische Beobachtungen gemacht haben. Unter demselben vermuthete man einen Schatz und er wurde einmal heimlich aufgenommen, weil unermeßliche Goldsummen eines Kapitän Kid dort vergraben sein sollten. Ein im Land umherziehender Schwindler, welcher sich für einen „Geist“ ausgab, datirte 1797 seine Orakel aus: „Dreizehn Miles von Newcastle, Delaware.“

So verhält es sich mit der Masons- und Dixons-Linie. Sie sollte eine „Friedenslinie“ sein. Die Deutschen und Quäker in Pennsvvanien verkauften, als die Einwanderung stärker wurde und sie nun keiner Sklaven mehr bedurften, weil weiße Arbeit billiger war, ihre Neger um theures Geld an ihre südlichen Nachbarn, zu welchen des heißern Klimas wegen weit weniger Emigranten kamen, und wurden — „Abolitionisten“. Das kostete sie nichts.

Neue Staaten in Nordamerika. Während die bisherige Union der Vereinigten Staaten auseinandergefallen und keine Aussicht vorhanden ist, daß sie in der alten Weise wieder hergestellt werden könne, schicken mehrere „Territorien“ sich an, als Staaten in den Nordbund einzutreten. Der Anschluß an diesen wird durch die geographische Lage dieser Gebiete bedingt. Ein Territorium, das wünscht, als Staat aufgenommen zu werden, hat diese Absicht dem Kongresse zu melden, welcher das Gesuch einem Ausschusse zur Begutachtung überweiſ't. Ein solcher hat nun entschieden, daß der Aufnahme der bisherigen Gebiete Nevada, Colorado, Nebraska und Utah kein Hinderniß im Wege stehe, vorausgesetzt, daß in Utah, dem Mormonenstaate, die Vielweiberei abgeschafft werde. Dazu werden die Mormonen sich auf keinen Fall verstehen, und der Washingtoner Kongreß hat ohnehin kein verfassungsmäßiges Recht, ein solches Verbot zu erlassen.

Die Staatengruppe am Stillen Ocean wird durch Nevada vermehrt werden; dieser Staat liegt östlich von der Sierra Nevada, und zu ihm gehören auch die höchst ergiebigen Silbergruben von Washoe. Die übrigen Staaten der Gruppe sind Californien und Oregon. Der nördliche Theil des letztern ist als Territorium Washington abgezweigt worden; dieses wird aber spätestens binnen drei Jahren die hinlängliche Einwohnerzahl haben, um einen Staat zu bilden. Diese „pacifische Gruppe“ ist offenbar dazu bestimmt, künftig einen selbständigen Staatenbund zu bilden; in jener Gegend liegt eine große Zukunft.

Colorado liegt an und in den Rocky Mountains, da wo die Prairien an's Hochgebirge stoßen; es ist die Region der Goldgruben am Pikes Pik.

Die Gebiete Arizona, Idaho und Neosho sind noch schwach besiedelt und werden erst nach Verlauf längerer Zeit sich zu Staaten bilden können.

Britisch-Columbia und die Insel Vancouver. Diese junge Kolonie an der Nordwestküste Amerikas nimmt einen ungemein raschen Aufschwung, und der Hafenplatz Victoria auf der Insel Vancouver hat sich binnen zwei Jahren zu einer mächtigen Stadt emporgeschwungen. Früher lief dort alljährlich ein einziges Schiff ein; es brachte die Waarensendung der Hudsonsbay-Kompagnie aus Europa und fuhr mit Pelzwerk beladen wieder zurück. Jetzt hat die Stadt drei große Gasthöfe und eine Menge von Kosthäusern; an den Werften liegen die Schiffe drei Reihen tief. Die vielen schon vorhandenen Magazine sind mit englischen Gütern gefüllt und im December 1862 waren mehrere Dutzend neuer Waarenhäuser im Bau. Victoria ist Hauptsammelpunkt für die „Miners" und Alles, was mit diesen Goldgräbern zusammenhängt; es wird aber auch als Handelsstadt einst eine ähnliche Rolle spielen wie San Francisco in Californien, ein Mittelpunkt sein, von welchem aus die Handelswaaren nach Norden hin sich bis zu dem russischen Sitka und nach Westen hin bis zu den Sandwichsinseln vertheilen. Die Einwanderung strömt in großen Zügen herbei, und viele Ansiedler wenden sich dem Betriebe von Gewerben zu. Eine mit beträchtlichen Geldmitteln arbeitende Gesellschaft betreibt das Räuchern des Lachses und des Härings in großem Maßstab, und hat mit dem Export dieses Fabrikats begonnen. Nach dem drei Miles entfernt liegenden Esquimalt, das einen ganz vortrefflichen Hafen hat, soll im Laufe dieses Jahres eine Eisenbahn gebaut werden; die Umgegend ist von Ackerbauern in Besitz genommen worden, und die Stadt selbst, in welcher sich bereits zwei Lagerbierbrauereien befinden, wird mit Gas beleuchtet. Die Deutschen haben ihren Turnverein und ihre Liedertafel; eine Handelsbank, eine Seeassekuranz sind im Entstehen, am Schauspielhause wird fleißig gebaut; auch besteht ein Jockeyklub. Für das Schulwesen sind sehr beträchtliche Summen ausgeworfen worden.

Unter den Ausfuhrwaaren ist bis jetzt noch das Pelzwerk von Bedeutung gewesen, aber das Monopol, welches die Hudsonsbay-Kompagnie besaß, ist 1859 abgeschafft und der Pelzhandel freigegeben worden. Durch die Konkurrenz vieler Käufer wurde es den Indianern möglich, höhere Preise als früher für das Pelzwerk zu erzielen; aber sie bekommen nun Branntwein so viel sie wollen, was zur Zeit des Monopols nicht der Fall war. Ein betrunkener Indianer ist im höchsten Grad unbändig, und seit einigen Jahren sind die Fehden unter den wilden Jägerstämmen so häufig und blutig geworden, daß diese Söhne des Waldes, durch das Feuerwasser bethört, sich gegenseitig ausrotten. Auch die Pelzthiere werden immer seltener. Die Hudsonsbay-Kompagnie schonte dieselben, namentlich die Weibchen, welche trächtig waren; jetzt aber wird daran nicht mehr gedacht.

Außer dem Pelzwerke kommen noch Häute, Fischthran und Gold zur Ausfuhr; in New-Westminster, der Hauptstadt von Britisch-Columbia, ist eine Münze, die aber in Victoria weit besser am Platze wäre. Es ist ein Fehler, daß Columbia und Vancouver zwei besondere Kolonien bilden; man hätte sie von vornherein vereinigen sollen.

Vancouver ist reich an Bau- und Nutzhölzern, die in Menge zur Ausfuhr gelangen, aber seinen Hauptschatz bilden Steinkohlen, die um 10 Procent leichter sind als jene aus Wales, aber sich für alle Zwecke, auch für Dampfmaschinen, vortrefflich eignen. Victoria allein verbraucht monatlich schon 7000 Tons Kohlen.

Eine Ansicht über Polen. Es ist richtig, daß bei dem gegenwärtigen Aufstand in Polen manche Insurgenten auch ein communistisches Programm verwirklichen möchten. In Hinblick darauf äußert ein Berliner Blatt Folgendes.

Die Polen müssen es uns Deutschen schon zu gute halten, wenn wir mißtrauisch gegen sie werden. Die Ereignisse jenseits der Grenze zeigen, daß die Besorgniß vor einem Versuche, die Bartholomäusnacht oder die Sicilianische Vesper zu wiederholen, nicht ganz ohne Grund ist. Die Leidenschaften des gemeinen Mannes sind offenbar auf das Höchste angestachelt. Er soll der Erbe des beseitigten Deutschen oder Juden werden. Der Landmann empfängt, wenn dies nahe goldene Zeitalter hereingebrochen, die heilige polnische Erde wieder, welche der deutsche Nachbar für schweres Geld gekauft hat. Die schönsten Häuser in den Städten werden auch neue Herren bekommen, und der polnische Glaube wird der alleinherrschende in dem heiligen polnischen Lande sein. Der von den Deutschen bedrohte Papst (!) wird sicher in Rom weilen können. Gott verzeihe es Denen, die solche Tollheiten kolportiren! Der gemeine Mann glaubt Alles, was ihm von gewisser Seite mitgetheilt wird. Er weiß von der Vergangenheit nichts mehr. Die Alten, welche „die gute polnische Zeit" selbst mit erlebt haben, sind stumpf oder todt. Die jetzige Generation weiß von der alten Zeit nichts mehr, als man für zweckmäßig hält, ihr mitzutheilen. Man sage nicht, der polnische Bauer sei durch Schaden klug geworden. Er ist seiner Natur nach sehr harmlos; er hat sogar viele gute Eigenschaften und würde Niemand zu nahe treten, wenn er nicht aufgehetzt wird; aber das geschieht eben reichlich. Schlimmer ist das Proletariat der kleinen Städte, meistens aus verkommenen Handwerkern bestehend. Es ist zu Allem fähig, hat gar Nichts zu verlieren, im Gegentheil hofft es auf Beute. Es giebt genug verständige Polen, die das einsehen; ihre Stimme aber wird im entscheidenden Moment verhallen. Neulich zankte sich ein Proletarier mit einem Juden auf der Straße. Drohend streckt Ersterer ihm die Fäuste entgegen und ruft ihm zu: Warte nur noch kurze Zeit, dann wirst Du was erleben! Der Jude lief erschreckt fort.

Frauen und Nadelarbeit. Diese sind in den meisten Ländern unzertrennlich von einander, aber in Abyssinien wird die Nadel von der Frau verachtet. Der Missionär H. Stern bemerkt, daß die Abyssinierinnen, trotz ihrer großen Vorliebe für gestickte Kleider, nie eine Nadel in die Hand nehmen; sie wissen mit einer solchen gar nicht umzugehen. Jeder Stich wird von Männern gemacht. „Es ist mir immer komisch vorgekommen, wenn ich einen Mann von riesenhaftem Wuchs und mit gewaltigem Vollbart da sitzen und was das Zeug halten wollte, nähen sah, während Mädchen und Frauen alle Verrichtungen besorgten, welche bei uns Sache der Stallknechte sind. Mehrmals versuchte ich in dieser Beziehung eine Aenderung einzuführen; das erregte aber einen großen Unwillen und ich mußte die Sache fallen lassen. Auch das Kleiderwaschen ist lediglich Angelegenheit der Männer. Freilich haben die Abyssinier eine große Abneigung gegen reines Leinen und gegen ein sauberes Gesicht; wenn aber einmal das Gewand (die Schama) gereinigt werden soll, dann geschieht es von stämmigen Kerlen, die hinter dem Pfluge besser am Platze wären. Die Frauen holen Holz und Wasser, säubern die Ställe, bereiten Brot und kochen."

Seidenbau in den La Plata-Ländern. Bisher hat Europa den größten Theil seiner ausländischen Seidenzufuhr aus China bezogen, und dieselbe ist in den letzten Jahren durchschnittlich auf 70,000 Ballen und mehr gestiegen. Zu nicht geringem Theil muß sie baar bezahlt werden, und dadurch ist der regelmäßige Abzug des Silbers beträchtlich vermehrt worden. Nun zeigt sich aber vielfach in Südeuropa das Bestreben, die Seidenzucht auszudehnen, und ein Gleiches ist der Fall mit Uruguay und Paraguay in Südamerika. In der Umgegend von Montevideo, wo viele tausende von Italienern wohnen, haben die Versuche ein ungemein günstiges Ergebniß geliefert, und die erste Sendung von Cocons, etwa 70 Pfund schwer, ist im December nach Paris gelangt. In Uruguay gedeiht die, jetzt auch in unseren Gärten sehr häufige Ricinuspflanze vortrefflich; sie wird binnen wenigen Monaten ein paar Ellen hoch und hat viele acht bis zwölf Zoll breite Blätter. Diese letzteren sind das beste Futter für eine Seidenwurmart, welche man aus zwei Varietäten züchtet. Die eine ist der Ricinuspflanze eigenthümlich, die andere ist Ailanthus glandulosa, welche gleichfalls in europäischen Gärten vorkommt. In dem günstigen Klima jener südamerikanischen Gegenden hat man in einem Jahre nicht weniger als sechs Seidenernten gemacht. Ein Seidenzüchter aus Asuncion, der Hauptstadt von Paraguay, bemerkt, daß er von einem Acre Landes etwa zwei Millionen Cocons gewinne, welche ungefähr acht Centner Seide geben. Daß gleichzeitig mit der Seidenzucht in den La Plata-Ländern auch der Baumwollenbau große Aufmerksamkeit erregt, ist von uns schon früher im Globus erwähnt worden.

Akklimatisirte Thiere in Australien. Wir finden über diesen mehrfach von uns erwähnten Gegenstand einige neue Angaben. Weiße Schwäne, welche als ein Geschenk der Königin Victoria nach Neuseeland gekommen sind, gedeihen und haben gebrütet. Von einem Paar canadischer Gänse entflog ein Thier; das andere vermischte sich mit den gewöhnlichen Gänsen und es ist eine sehr hübsche Kreuzung herausgekommen. Taucher kommen sehr gut vorwärts. Das Alles gilt von North Shore Lake auf Neuseeland. — In Victoria erwartet man Rehe, Hasen, Feldhühner, Krähen und Sperlinge aus Europa; Hirsche, Kaschmirziegen und schwarze Feldhühner kamen aus Indien; afrikanische Strauße, Fasanen, Hühner und Antilopen vom Vorgebirge der Guten Hoffnung. In Mimni in Neusüdwales befinden sich die vor einigen Jahren eingeführten Angoraziegen sehr wohl; sie liefern viel Wolle, und ihr Fleisch wird dem allerbesten Hammelfleische gleichgestellt. Sie lammen jährlich zweimal und bekommen gewöhnlich zwei Lämmer.

Die Kaffeeausfuhr Brasiliens hat im Jahre 1862 sich auf 1,485,220 Säcke gestellt, gegen 2,069,627 im Vorjahre. Während nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika 1861 exportirt wurden 741,152 Säcke, gingen wegen des Krieges im verflossenen Jahre dorthin nur 385,479 Säcke. Deutschland bezieht direkt nicht viel brasilianischen Kaffee, der bei uns nicht beliebt ist; Hamburg und Altona erhielten 21,879, Bremen bekam 15,362 Säcke. Die wichtigsten Abnehmer für den Brasilkaffee sind die V. Staaten und die Häfen am Mittelländischen Meer. Im Durchschnitt kommen jährlich zwei Millionen Säcke zur Ausfuhr.

Baumwolle in Queensland. Wir haben derselben mehrfach erwähnt; die Kolonisten hegen offenbar große Hoffnungen und geben sich alle Mühe, englische Kapitalien in ihr Land zu ziehen. Ein Herr Herbert, Sekretär der Kolonie, hielt im Januar zu Manchester einen Vortrag, in welchem er die Dinge in ein sehr günstiges Licht stellte. Als besonders geeignet schilderte er einen etwa 60 Miles breiten Landstreifen an dem Seehafen und an den schiffbaren Flüssen, nämlich den Brisbane-Distrikt, die Flüsse Mary, Fitzroy und die Keppelbay unter dem Wendekreise des Steinbocks; ferner die Gegend bei Port Denison und das Land an der Edgecumbebay. Er rühmte das Klima als ungemein gesund; nach dem, was wir aus Mareet's Schilderungen mitgetheilt haben, werden die Leser des Globus in dieser Beziehung einige Zweifel hegen.

Sir Charles Nicholson hob hervor, daß der Baumwollenbau in Queensland vorerst etwas Künstliches an sich trage. Einmal seien die Preise gegenwärtig ganz beispiellos hoch; die Legislatur der Kolonie zahle eine Prämie von 5 bis 10 Pence für das Pfund, und gebe Baumwollenbauern Land unentgeltlich. Unter solchen Umständen könnten weiße Arbeiter bei den jetzigen hohen Löhnen, nämlich $1^2/_3$ bis 3 Thaler per Tag, den Bau betreiben. Aber man thue am besten, asiatische Kulis dafür zu verwenden. In Queensland wird die Baumwollenstaude perennirend und trägt sechs bis sieben Jahre. Aber das Gedeihen hängt vorzugsweise von den Arbeiterverhältnissen ab. Daß man auf die Dauer 5 bis 15 Schillinge Tagelohn bezahlen könne, ist undenkbar. Die Einführung von Kulis erscheint demnach als eine Lebensfrage.

Von der Arbeit freier Neger will man nichts wissen; die Erfahrung hat gelehrt, daß man sich auf dieselbe gar nicht verlassen kann, wohl aber auf jene der Malabaren und Chinesen.

Ostindische Baumwolle. Im Jahre 1862 wurden davon 697,862 Ballen nach England gebracht; 1861 nur 356,495; 1860 nur 168,263 Ballen. In 1859 177,398; 1858 319,574 Ballen. Man hofft 1863 die Ausfuhr ostindischer Baumwolle auf eine Million Ballen zu bringen. In Ostindien hat ein solcher nur 375 Pfund, in Nordamerika 445 bis 450 Pfund.

Die Eisenbahn von Calcutta nach Benares ist im December 1862 ihrer ganzen Länge nach eröffnet worden. Die Strecke von 540 Miles wird in 25 Stunden zurückgelegt, und der Fahrpreis beträgt in der ersten Klasse 5 Pfd. St. 5 Schill. 3 Pence, in der zweiten die Hälfte. Zwischen Benares und Allahabad ist die Bahn noch nicht vollendet, und man bedient sich der Postwägen; aber bei Allahabad beginnt der Schienenweg wieder und geht über Kahnpur (Cawnpore) nach Agra. Auf der Benaresbahn sind sogenannte Schlafwägen nach amerikanischem Muster angebracht.

In den Eisenbahnen von Großbritannien und Irland war bis zu Ende des Jahres 1861 das ungeheure Kapital von 362,327,338 Pfd. Sterling angelegt worden. Die bei weitem größte Anzahl der Schienenwege befinden sich im Besitz von zwölf großen Kompagnien; das Kapital einer derselben, der „Great Western", beträgt 28,184,474 Pfund Sterling.

Unterseeischer Telegraph zwischen Sardinien und Sicilien. Derselbe ist zu Ende des Jahres 1862 gelegt worden. Unweit von Cagliari, bei Porto Giunco, etwas nördlich vom Cavallo-Leuchtthurm, am Kap Carbonaro liegt der sardinische Ausgangspunkt; jener auf Sicilien bei einem alten Saracenenthurm, dem Torre Nubia, anderthalb Miles von Trapani und 12 Miles von Marsala entfernt.

Deutsche Kaufleute in St. Petersburg. Die Waareneinfuhr dieses Hafens betrug im Jahre 1862 den Werth von 80,754,391 Silberrubeln, die Ausfuhr, mit Einschluß des baaren Geldes, 60,657,399 Rubel. Die bedeutendsten Importeure waren Müller und Hauff mit 5,396,750 Silberrubel, Katharine Hoff und Comp. 3,572,500 R.; J. E. Günzberg mit 2,968,863, L. Knoop u. Comp. mit 2,521,800 R. Unter den großen Importhäusern befindet sich nur ein russisches, Gebrüder Elizejeff, mit 4,233,232 R. Die eben erwähnten deutschen Häuser stehen auch in den Exportlisten voran, und zu ihnen kommt noch Wyneken und Compagnie mit 2,436,216 Silberrubel.

Wieder ein neuer Webestoff. Die Baumwollennoth macht erfinderisch. Jüngst gaben wir im Globus eine Uebersicht von Webestoffen, welche in unseren Tagen eine erhöhte Bedeutung gewonnen haben; es scheint nun, als ob abermals ein neuer hinzukommen solle. Wir finden in einem Newyorker Blatte folgende Angabe. — Herr H. Hawson hielt im Franklin-Institute zu Philadelphia einen Vortrag, in welchem er nachwies, wie nützlich und vielseitig die Faser des Hibiscus Moscheutos oder H. palustris verwandt werden könne. Dieser „amerikanische Dschute" eigne sich zur Verfertigung von Papier, Stricken, Geweben und dergleichen mehr. Die Pflanze ist in den nördlichen Staaten einheimisch und wächst in großer Menge in den feuchten Niederungen der Staaten New-York, Pennsylvanien und New-Jersey, würde aber auch in vielen anderen Gegenden gedeihen. Die Amerikaner haben aus den Fasern bereits Seile und Taue verfertigt, und da die Proben so gut ausgefallen sind, daß sie nichts zu wünschen übrig lassen, so hat eine Kompagnie ein Patent genommen, um die „Hibiscusfaser-Fabrikation" im Großen zu treiben.

Wir wollen eine Bemerkung über den wichtigen Webestoff Dschute (Jute, wie die Engländer schreiben) hinzufügen. In Indien nennt man ihn Paht. Er besteht aus zwei Arten Corchorus, nämlich C. capsularis und C. olitorius. Schon vor länger als einem halben Jahrhundert machte der berühmte Botaniker Roxburgh dringend auf den großen Nutzen dieser Faser aufmerksam, aber die Fabrikanten hatten damals das Baumwollenfieber und kümmerten sich nicht um die Rathschläge des Mannes der Wissenschaft. Das in Indien aus Dschute verfertigte Garn und die Proben von daraus gewebten Zeugen fanden keine Beachtung; erst nach 1840 kam das Dschute allmälig in Aufnahme, und ist nun für Handel und Fabrikation von großer Wichtigkeit geworden.

In Ostindien bezeichnet man die Gewebe aus Corchorus capsularis als Ghunalapaht, jene aus dem C. olitorius als Baughipaht, macht aber im Uebrigen keinen besondern Unterschied zwischen beiden, weil sie gleich zäh sind. Am meisten wird die Pflanze in Bengalen gebaut, man findet sie aber auch in Annam, Siam und Südchina, wo sie gleichfalls in ausgedehnter Weise benutzt wird. In Indien bestimmt man nur die besten Fasern zur Ausfuhr, der Rest wird im Lande selbst verarbeitet. Der Verbrauch ist dort ungemein beträchtlich. Ein großer Theil der Säcke zum Verpacken von Reis und Zucker, die sogenannten Gunny-Säcke, werden aus Dschute verfertigt. Nachdem sie in Europa ihres Inhalts entledigt sind, schickt man sie nach Nordamerika, wo sie zum Verpacken der Baumwolle verwandt werden und dann sich über die ganze Erde verbreiten. Die ärmeren Bewohner Indiens tragen Kleider aus Dschute, welche aus Megili, einem von den Frauen gewebten Zeuge, verfertigt werden.

Großbritannien bezieht gegenwärtig im Jahr etwa 80 bis 100 Millionen Pfund Dschute.

Rindfleisch aus Spitzbergen. Im vorigen Herbst wurde zu Tromsöe in Norwegen bei einem festlichen Mittagsmahle frisches Rindfleisch auf die Tafel gesetzt, das ganz vortrefflich war und von allen Gästen gelobt wurde. An dieses Gericht knüpfte sich ein geographisches Interesse. Ein norwegisches Fahrzeug, das im Sommer 1862 Spitzbergen besuchte, fand dort mehrere Zinnbüchsen, welche der Nordpolfahrer Sir John Parry schon vor sechs und dreißig Jahren niedergelegt hatte. Der Inhalt war unter dem Eis unverdorben geblieben.

Parry machte bekanntlich 1827 den mißlungenen Versuch, von Spitzbergen aus zu Schlitten bis an den Nordpol vorzudringen; er meinte, bis dorthin zusammenhängende Strecken glatten Eises zu finden. Parry's Schiff, Hekla, war im Juni 1827 bei Spitzbergen. Der Reisende bestieg ein Boot, fuhr vierzig Stunden weit in offener ruhiger See nach Norden hin, fand aber kein glattes Eis, kam bis 82° 45′ 5″ nördlicher Breite und mußte dann umkehren.

Herausgegeben von Karl Andree in Leipzig. — Für die Redaktion verantwortlich: Herrmann J. Meyer in Hildburghausen. — Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen. — Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Vierzehn Tage in Mensa.

Mitgetheilt von Dr. A. E. Brehm.

Dritter und letzter Artikel.

Die Oberherrschaft des Kaisers von Abyssinien. — Tribut an die Türken. — Der Scheich. — Erfolglosigkeit der christlichen Missionsbemühungen und Ausbreitung des Mohammedanismus in Afrika. — Vorstellungen der Mensa über das Christenthum. — Häusliches und eheliches Leben. — Stellung der Frauen. — Tanz und Musik. — Mangel an Gastfreundschaft. — Das Thierleben. — Affen, Katzenthiere, Schakal, Hyäne, Honigdachs, Zebra-Mangusta, Hasen, Eichhörner. — Antilopenarten. — Der Elephant. — Klippschliefer und Warzenschwein. — Die Vögel. —

Ueber das öffentliche und häusliche Leben der Mensa kann ich leider nur sehr wenig berichten: die paar Tage, welche wir im Gebirge verlebten, reichten zu umfassenden Beobachtungen über diesen Gegenstand nicht aus. Was



Ein Konzert in Mensa.

ich erfuhr und bemerkte, ist Folgendes: Die Mensa und Begos werden seitens der Abyssinier als ein dem Kaiser Theodor unterworfener Volksstamm angesehen, während die einen wie die anderen keinen eigentlichen Herrn über sich erkennen wollen. In der That ist das Abhängigkeitsverhältniß der Mensa mehr ein scheinbares als wirkliches. Sie sind dem Kaiser von Abyssinien so lange unterthan, als Soldaten desselben in ihren Dörfern selbst oder wenigstens in unmittelbarer Nähe von Mensa und Keeren liegen. Der Vicekönig oder Statthalter von Hamasseen unternimmt alljährlich einen oder auch zwei Züge mit Heeresmacht, um einen gewissen Tribut einzufordern. Diese Zollerhebung artet aber regelmäßig in einen Raubzug aus, und deshalb ist es auch ganz gewöhnlich, daß bei Ankunft der Sol-

daten die Bewohnerschaft von Mensa sowohl als von Keeren mit ihrer beweglichen Habe auswandert und ihren werthen Stammesgenossen eben nur die leeren Hütten überläßt. Alle Gebirge im Mensa- oder Bogoslande erleichtern eine solche Flucht vor den Unterdrückern in jeder Hinsicht; es wird den Soldaten gradezu unmöglich, den Herdenbesitzern zu folgen, und diese kehren, wenn der Hunger ihre Feinde wieder wegtrieb, unbesorgt nach ihrem Dorfe zurück. Als Unterthanen des Kaisers von Abyssinien kann man demnach die Mensa keineswegs betrachten.

Das Verhältniß, welches zwischen unseren Leuten und den Türken stattfindet, ist von den eben geschilderten Zuständen kaum verschieden. Die türkische Herrschaft, welcher sich die Bewohner der Samchara unterwerfen mußten, macht sich den Mensa bemerklich, sobald sie in die Tiefebene mit ihren Herden hinabkommen. Dann unternimmt der Naib oder eingeborene Fürst des Landes auf Befehl des türkischen Pascha einen Streifzug, fordert von ihnen eine gewisse Anzahl von Rindern und kehrt mit diesen nach Massaua zurück. Die Beherrschung der Hirten endet mit dem Tage der Rückkehr nach ihrem Gebirg.

Ich bin nicht ganz darüber klar geworden, wie weit sich die Mensa dem von ihnen selbst erwählten Oberhaupte, dem Schëich, unterordnen; nur das eine kann man mit Bestimmtheit sagen: dieser Schëich oder Häuptling ist der reichste Herdenbesitzer und genießt schon als solcher ein verhältnißmäßig bedeutendes Ansehen. Während unseres Aufenthalts hatten wir wiederholt Gelegenheit zu bemerken, daß seinen Anordnungen Folge geleistet wurde; wie weit aber diese Unterwürfigkeit geht, ist eine Frage, welche ich nicht zu beantworten vermag.

In einem eigenthümlichen Verhältnisse stehen die Seelenhirten der Mensa zu ihren Schafen. Schon seit einigen zwanzig Jahren hatte sich eine katholische Mission, welche theils in Umkullu, theils in Keeren und Mensa haus't, angelegen sein lassen, den christlichen Gebirgsbewohnern einen Begriff des Christenthums beizubringen. Ihre Bemühungen sind zeitweilig von großem Erfolge gekrönt gewesen: zeitweilig, sage ich, d. h. so lange die Mission Geschenke der verschiedensten Art, namentlich Schnaps und Wein, zu verabreichen hatte. Je mehr aber der Vorrath an diesen beliebten Getränken abnahm, um so lauer wurden auch die Christen, und in den Zeiten der Dürre benahmen sie sich regelmäßig so, als wären sie niemals Christen gewesen. Es geht hier eben wie fast überall, wo christliche Missionäre wirken: sie gewinnen in kurzer Zeit eine Menge Leute, welche sich dazu verstehen, einige Gebräuche des Christenthums nachzuäffen! Daß man sich in der Lehre wie in der Ausübung auf Aeußerlichkeiten beschränkt, versteht sich ganz von selbst. Die Sendboten des Glaubens sind vollkommen befriedigt, wenn der dem Teufel Abgerungene sich herbeiläßt, „Jesus Christus“ und „Jungfrau Maria“ zu rufen, wiederholt Kreuze zu schlagen und am Sonntag Morgen in der Nähe der Kirche oder in dieser selbst zu heulen. Ich habe nicht erfahren, daß die Missionäre Abyssiniens sich dieselben Niederträchtigkeiten zu Schulden kommen ließen, wie die katholische Mission im Ostsudahn, welche sogar zu betrüglichen Taufhandlungen und dergleichen sich herabwürdigte; soviel aber ist gewiß, daß der ganze Einfluß, welchen die Mission auf die Mensa und Bogos bisher gehabt hat, gleich Null zu setzen ist; — man müßte denn einen politischen Einfluß, welcher nicht abzusprechen ist, mit in Rechnung bringen wollen. Es verdient endlich einmal gesagt zu werden, daß die christlichen Missionen in Afrika in Glaubenssachen eben nichts Anderes bewirken, als überspannten oder glaubenskranken Europäern und Europäerinnen eine gewisse Genugthuung zu geben. Die Mission mag für die Europäer ihr Gutes haben; unter den Eingeborenen Afrikas erobert sie sich nur dem Namen nach einen gewissen Boden. Nicht die Sendboten des Glaubens sind es, welche die Bildung Europas nach fremden Erdtheilen tragen, sondern die Sendboten des Handels! Diesen Satz erachte ich nach meinen Erfahrungen als eine unumstößliche Wahrheit. *)

Eine Mission, welche seit mehr als zwanzig Jahren unter ursprünglich christlichen Völkerschaften gewirkt hat, müßte, so sollte man glauben, ganze Länder dem Christenthum unterworfen haben. Dies aber ist keineswegs der Fall; im Gegentheil, — das Christenthum verliert in den Mensa- und Bogosländern von Jahr zu Jahr an Bekennern und zwar zu Gunsten des Islam, welcher unaufhaltsam über das Innere Afrikas sich ausbreitet und schon jetzt überall in Abyssinien seine Anhänger hat. Ein Volksstamm, wie die Mensa es sind, wird die hohe Idee der Menschlichkeit, welche im Christenthum begründet ist, niemals erfassen können und sich zu den Gebräuchen des Islam weit mehr hingezogen fühlen, als zu den ihm unverständlichen Dogmen des Christenthums. Das mohammedanische Paradies ist weit verlockender als der nüchterne christliche Himmel, und die allgemeine Milde des Islam läßt manche Härten vergessen. Dazu kommt nun freilich noch, daß die Missionäre des Islam die Hölle weit weniger berücksichtigen, als die christlichen Glaubenssendboten Dies zu thun pflegen. Derjenige, welcher mit mohammedanischen und christlichen Missionären verkehrt hat, bleibt selten lange in Zweifel, wem er den Vorzug zu geben hat. Mit dem Stückchen christlichen Himmels, welchen der eine Missionär und zwar Leuten in Aussicht stellt, deren Anschauungen die eines Kindes sind, ist die Hölle mit ihrer ganzen Teufelei regelmäßig so innig verschmolzen, daß der Natursohn sich angsterfüllt von einem Glauben abwendet, welcher weit mehr androht, als er verspricht. Die Drohung ist wohlverständlich; das Versprochene erfordert, wenn es begriffen sein soll, schon einen sehr gebildeten Geist. Ganz anders geht der Missionär des Islam, der schlichte braune Kaufmann, welcher mit seinen Waaren von Ort zu Ort pilgert, zu Werke. Seine Lehre ist das arabische Wort „Allah kerihm“ — Gott ist barmherzig — und er verlangt durchaus Nichts weiter, als daß derjenige, welchen er für seinen Glauben zu gewinnen wünscht, dieses Wort und dann

*) Der Herausgeber des Globus kann sicherlich nicht in den Verdacht kommen, die übertriebenen Erwartungen zu theilen, welche man über die Missionen in fremden Erdtheilen so eifrig dem europäischen, geldzahlenden Publikum einzuflößen sucht. Wir haben häufig Gelegenheit genommen, darauf hinzuweisen, wie Vieles dabei Humbug ist und wie äußerst geringfügig die Resultate gegenüber den „Hoffnungen“ sind. Aber obigem Satze des Herrn Verfassers möchten wir doch die Thatsache beifügen, daß Missionäre wie Ignaz Knoblecher und Angelo Vinco am obern Weißen Nil doch ganz anders und unendlich würdiger die Bildung Europas vertreten haben, als das habgierige Gesindel der europäischen Elfenbeinhändler und Sklavenräuber in Charum, die Herr Dr. Brehm selber mehr als einmal in ihrer ganzen Nichtswürdigkeit vortrefflich geschildert hat. Ein anderer deutscher Reisender entwarf neulich in einem Privatbrief an uns eine Charakteristik dieser Kaufleute, welche er aus eigener Anschauung kennt, und bezeichnete jene Bande am Nil als einen „Rattenkönig von Halunken“. Die oben im Text folgenden Bemerkungen Dr. Brehm's fließen übrigens aus Wahrnehmungen und eigenen Anschauungen, und wir wollen betonen, daß wir mündlich und schriftlich von anderen afrikanischen Reisenden Mittheilungen in demselben Sinn erhalten haben. Die Berichte unbefangener Beobachter lauten eben anders als jene in den Missionsblättern. A.

das einfache Glaubensbekenntniß: „Es giebt nur einen Gott und Mohammed ist sein Prophet“ gläubig ausspreche: damit eröffnet er ihm alle Pforten des Himmels.

Gerade in den Bogosländern kann man den Verfall des Christenthums leicht wahrnehmen. Alle Bogos und Mensa waren ursprünglich Christen; gegenwärtig sehen sich bereits ein Viertel dieser Leute als Bekenner des Islam an.

Ein Mensa oder Bogos, welcher mit Mohammedanern ißt, glaubt sein Christenthum unwiderruflich verloren zu haben. Dies klingt im allerhöchsten Grad auffallend, ist aber buchstäblich wahr und nimmt auch Den nicht Wunder, welcher erfuhr, in was denn eigentlich das Christenthum unserer Leute besteht.

Selbst den Geistlichen des Dorfes, mit welchem ich tagelang verkehrte, fragte man vergeblich nach irgend einem vernünftigen Glaubenssatze des Christenthums. Nach seiner Ansicht haben die Christen „drei Götter, von denen der eine Sohn des anderen und zugleich der eines Weibes ist, welches Jungfrau blieb, nachdem sie den Gott geboren“. Ueber den dritten Gott wußte der gute Mann gar keine Rechenschaft zu geben. Die großen Feste des Christenthums konnte er nur theilweise erklären; von der Lebensgeschichte unseres Glaubenslehrers hatte er einige dunkle Vorstellungen. Das Eine aber wußte er genau: daß derjenige dem Teufel unrettbar verfallen sein müsse, welcher von einem Thiere gegessen, dessen Kehle von der Hand oder mit dem Messer eines Mohammedaners durchschnitten wurde! Die umwohnenden Mohammedaner wissen auch Nichts von ihrem Glauben; in diesem einen Punkte sind sie aber genau derselben Meinung wie die Christen. Man kann wahrhaftig sagen, daß sich das ganze Christenthum der Mensa darauf beschränkt, Speisen zu vermeiden, welche von mohammedanischer Hand irgendwie zubereitet worden sind. Während unserer Reise mußten wir stets den christlichen Eingeborenen ein besonderes Schaf geben oder einem von ihnen erlegten Wilde die Kehle durchschneiden lassen, wenn wir wollten, daß sie von der Fleischkost äßen. Geradezu lächerlich ist, daß die guten Bogos nur sich für die wahren Christen ansehen und Europäer z. B. kaum anerkennen wollen. Wir Alle wurden von den Mensa als mindestens ebenso arge Ketzer betrachtet, wie z. B. die Mohammedaner.

In ihrem ehelichen und häuslichen Leben unterscheiden sich die Mensa kaum oder nicht von den umwohnenden Innerafrikanern. Auch unter ihnen muß der Heirathslustige einen Brautschatz zahlen, welchen der Vater seiner Braut einstreicht. Wie im ganzen Sudahn, verheirathen sich nur Erwachsene. Die Unsitte der Egypter, Mädchen von 6 bis 8 Jahren zu verheirathen, findet unter den braunen Leuten nicht statt. Unter vierzehn Jahren wird sich selten ein Mädchen verehelichen; in diesem Alter ist es aber, wie bereits bemerkt, vollständig erwachsen. Schon Mädchen von zwölf Jahren, welche noch in den Rahhad sich kleiden, beweisen durch ihre ganze Erscheinung und zumal durch die üppige, untadelhaft gebaute Büste, daß sie heirathsfähig geworden sind.

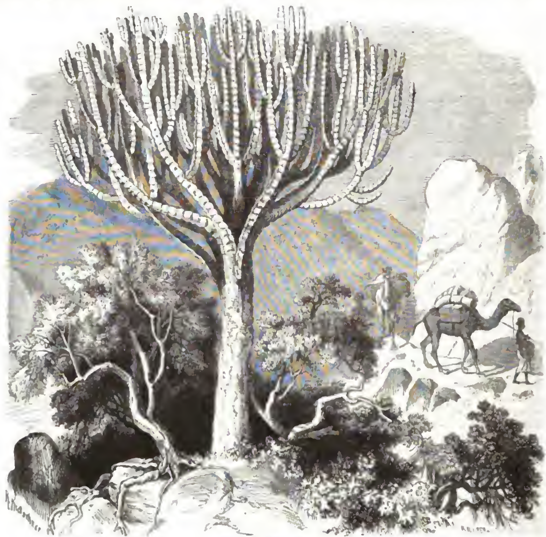
Abweichend von manchen sudahnesischen Volksstämmen, scheinen die Mensa verhältnißmäßig keusch zu leben. Es giebt zwar in ihrem Dorf auch viele feile Dirnen, welche den Fremden in höchst zudringlicher Weise lästig fallen; allein diese Dirnen werden von den Mensa ebenso verachtet, als es bei uns zu Lande unter gleichen Umständen der Fall ist. Vor der Verheirathung halten die Mädchen streng auf ihren guten Ruf und müssen Dies thun, weil die Sitte den Vater berechtigt, seine Tochter umzubringen, wenn sich ergiebt, daß sie vor ihrer Verheirathung Hymens Freuden sich hingab. Gleichwohl kommt es und keineswegs selten vor, daß die alte gute Sitte arg verletzt wird; dann pflegen die sündigen Mädchen zu einer Thuya, welche ringsum auf den Bergen ziemlich häufig wächst, ihre Zuflucht zu nehmen; denn ein gewisses Verbrechen, das keiner nähern Bezeichnung bedarf, gilt bei den Mensa, wie überall im Innern Afrikas, durchaus nicht als ein solches.

Die Frau ist auch unter den Mensa die Sklavin ihres Eheherrn; ihr liegen alle häuslichen Geschäfte ob. Der Mann bekümmert sich einzig und allein um seine Viehzucht und läßt sich höchstens herbei, die biegsamen Ruthen zu schneiden, welche zum Ausbau der Hütte verwendet werden. Der Ausbau der Wohnung selbst ist ebenfalls Sache der Frau. Ein Mann wird es als große Schande betrachten, wenn er sich zu irgend einem häuslichen Dienste herbeiließe; Wasser oder Brennholz herbeischaffen, gilt als eine schmachvolle Entwürdigung. Selbst Knaben nehmen an diesen Geschäften nicht Theil; sie lassen sich höchstens herbei, die nach Holz oder Wasser ausgehenden Mädchen zu begleiten. Man sieht Mädchen von sechs Jahren, welche kaum den schweren Wasserschlauch schleppen können, mühsam unter der verhältnißmäßigen Last einherkeuchen; sie könnten aber erliegen, ohne daß ein Mann sich hergäbe, ihnen zu helfen. Der Mann verläßt, wenn er in Mensa anwesend ist und Nichts mit dem Viehhüten zu thun hat, am Morgen seine Hütte, mit der Pfeife oder wenigstens mit einem plattgeschälten, an dem einen Ende krummgebogenen Stock in der Hand, und wendet sich einem der Versammlungsplätze im Dorfe zu. Hier verweilt er einen guten Theil des Tages, auf den weißen Steinen sitzend oder unter Umständen der Länge lang auf der Erde liegend. Bei Gelegenheit dieser Versammlung werden die nothwendigen Geschäfte abgesprochen und zugleich manche andere Dinge erledigt. So sieht man hier den Barbier und Haarkräusler, d. h. irgend einen beliebigen jungen Mann, in Thätigkeit, um einem seiner Freunde das krause Haargelock aufzulockern, zu flechten, zu kräuseln und einzufetten oder unter Umständen abzuscheeren; man bemerkt einen oder den andern, welcher die Nadel handhabt u. s. w. Müßige Knaben umstehen regelmäßig diese Männergruppen, führen gelegentlich eine kleine Balgerei aus und tummeln sich überhaupt mit aller Ungezwungenheit vor den Alten umher, ohne durch diese irgendwie behelligt zu werden. Nirgends in ganz Innerafrika habe ich so bengelhafte Knaben gefunden, als in Mensa; hier wachsen die Kinder auf wie wilde Thiere.

Mit Sonnenuntergang sammeln sich die nun aus dem Joch entronnenen Mädchen auf den öffentlichen Plätzen, und nunmehr pflegt ein sonderbarer Tanz zu beginnen. Drei bis sechs Mädchen stellen sich in einen Kreis zusammen, mit den Gesichtern gegen einander und springen unter eintönigem Geschrei abwechselnd von dem einen Bein auf das andere, stundenlang, ohne Unterbrechung. Die jüngeren Burschen des Dorfes stehen dicht hinter ihnen, in einem zweiten Kreise, und abwechselnd faßt einer nach dem andern eines der tanzenden Mägdlein bei der Schulter und bemüht sich, ihr bei dem wechselseitigen Sich-Erheben und Niedersenken behülflich zu sein. Die übrigen verherrlichen durch Sprünge und eigenthümliche Schwenkungen ihrer Spazierstöcke den Tanz, brüllen auch nach Leibeskräften mit. Dieses Vergnügen währt bis in die tiefe Nacht, jedoch nur wenn der Mond scheint, denn während der dunklen Nächte wagen sich die Mensa nicht aus ihren Hütten heraus, unzweifelhaft aus Furcht vor den Raubthieren, welche allnächtlich das Dorf umschleichen.

An gewissen Festtagen hört man auch noch eine andere

Musik; dann geben nämlich die Flötenbläser ihre Künste zum Besten. Die abyssinischen Flöten sind hohle Röhren mit verschiedenen kleinen Schalllöchern, welche aber nicht, wie unsere Flöten, seitlich angesetzt, sondern nach Art der Mundorgeln geblasen werden. In Mensa hörte man am Ostermorgen drei dieser Künstler eine Musik aufführen, bei welcher der Einfluß einer blökenden Kuhherde nicht zu verkennen war. Ich will durchaus nicht behaupten, daß die Musik unangenehm gewesen wäre, aber sie hatte ein unnennbares Etwas an sich, welches ganz unzweifelhaft an Schalmeienklang, kurz an Hirtengedudel erinnerte. Während des Spielens führten die Tonkünstler zugleich noch einen sonderbaren Tanz auf und gaben somit auch dem Auge Beschäftigung. Diese Musik ist den Mensa ganz eigenthümlich; doch giebt es auch einzelne Künstler unter ihnen, welche das bevorzugte Tonwerkzeug der Samcharaleute zu handhaben verstehen. Dieses Werkzeug ist eine Fidel im Urzustande, d. h. eine roh und grob zusammengebaute Geige mit einer Saite, welche letztere aus mehreren Pferdehaaren besteht. Man bearbeitet sie mit einem entsprechend einfachen Bogen und bringt damit ein Gerassel hervor, welches entfernt an Töne erinnert. Eine Handtrommel mit Schellen unterstützt gewöhnlich diesen Tonunfug auf das Wirksamste. —



Kronleuchterbaum (Euphorbie).

Es wollte mir scheinen, daß die Mensa nicht eben große Freunde der Fremden sind. In ganz Innerafrika ist die Gastlichkeit der Grundzug aller Volksstämme; unter der mohammedanischen Bevölkerung wenigstens wird das schöne Wort des Propheten überall beherzigt: „Der Gast, welcher zu deinem Dache eingeht, ist ein Geschenk des Himmels; als solches halte ihn!“ Die Mensa scheinen eine Ausnahme zu machen; mir wenigstens kam es vor, als wüßten sie nicht, was Gastfreundschaft zu bedeuten habe. Keiner von uns kann sich rühmen, besonderer Freundlichkeit theilhaftig geworden zu sein. Der Geistliche des Ortes machte gewissermaßen eine Ausnahme; aber diese Ausnahme war auch nur auf Eigennutz begründet. Geradezu abscheulich benahm sich der Schéich. Hätte der Naib der Samchara dem Herzoge nicht das Geleit gegeben und überall vermittelt und geschlichtet: wir hätten höchst wahrscheinlich mit der pöbelhaften Gesellschaft noch Streit bekommen. In ihren Forderungen waren die Mensa unverschämt; unaufgefordert brachten sie gar Nichts, und Das, was wir brauchten, mußten wir theuer genug bezahlen. Im Ostsuhdan findet sich in jedem Dorfe ein besonderes Haus, welches jedem Fremden bereitwillig zur Wohnung gegeben wird: in Mensa mußten wir uns die Hütten erst bauen und das Holz dazu verhältnißmäßig sehr theuer bezahlen. Alle Sudahnesen bemühen sich, soviel als

möglich, den Fremden zu erheitern, zu vergnügen: manche Völkerschaften sind geradezu erfinderisch, wenn es gilt, ihrem Gaste sich angenehm zu zeigen: die Mensa haben uns nur belästigt. Da war Nichts in unserm Besitz, welches von ihnen nicht gewünscht oder richtiger beansprucht worden wäre! Es hätte Noth gethan, daß ich den Mädchen die Knöpfe von meinem Hemd oder von den Beinkleidern abgeschnitten hätte, um sie zu befriedigen; verlangt haben sie Alles, was ich an mir trug, vom Scheitel bis zur Zehe. Selbst die Riemen an der Jagdtasche waren Gegenstand ihrer Wünsche. Dinge, mit denen sie entschieden Nichts anzufangen wußten, wie z. B. Zündhütchen, wurden mit ziemlichem Ungestüm gefordert. Eine schreiende Rotte von ungezogenen Jungen und Trupps von nicht weniger lauten Mädchen umlagerten unsere Wohnstätte vom Morgen bis zum Abend, und Nachts schlichen sich feile Dirnen durch und um das Lager. Man hatte eigentlich niemals Ruhe vor dem zudringlichen Volk, und ich, meinerseits, habe wiederholt bedauert, daß die Behendigkeit und Gewandtheit der Knaben meinen Wünschen, einen oder den andern einmal tüchtig abzuprügeln, spottete. Blos wenn wir Nachts auf ihren Tanzplätzen erschienen, waren sie freundlich und zuvorkommend. Dann führte man uns auch wohl bis in den engern Kreis und legte unsere Hände auf die Schultern der Mädchen, mit der Aufforderung, deren Tanz zu unterstützen, und wenn wir Dies thaten, belohnte uns stets ein Beifallsgebrüll. Auch auf der Jagd waren einige behülflich; im Ganzen aber muß ich bei meiner nicht günstigen Meinung beharren.



Zwergböckchen und Frankolinhuhn.

Nach Vorstehendem wird es wohl schwerlich einem meiner Leser noch wunderlich vorkommen, wenn ich ihm versichere, daß mich die Thiere des Mensagebietes von der zweiten Ordnung an weit mehr anzogen, als die Menschen. Ganz Habesch ist für den Thierkundigen ein Eden. Er findet tagtäglich etwas Neues für seinen Geist; er findet aber auch genug für sein Herz. Wenig Erdstriche mag es geben, in denen, so wie hier, das Auffallende, Gewaltige mit dem Anmuthigen, Lieblichen sich paart. Der massige Elephant oder das wüste Warzenschwein theilt mit dem lieblichen Paradiesfliegenfänger (Muscipeta) dasselbe Vaterland; der Donner aus des Löwen Brust übertönt Nachts das gemüthliche Spinnen des Ziegenmelkers; in den Büschen, über denen mächtige aber ekelhafte Geier kreisen, treiben sich schmucke Zwergböckchen und nette, sangeskundige Sänger umher. Dem beobachtenden Auge wird ein unendlicher, unbeschreiblicher Reichthum an Gestalten und Farben offenbar; das Ohr lauscht bald mit Entzücken, bald wieder mit Grauen den Tönen, welche das Leben des Waldes wecken bei Tag und bei Nacht. Ich halte es zur Vervollständigung meiner Skizze für unerläßlich, dieser Thierwelt auch hier flüchtig zu gedenken: ausführlich habe ich sie in einem besondern Werkchen behandelt, welches unter dem Titel: „Beiträge zur Kunde einiger Wirbelthiere von Habesch“ als wissenschaft-

licher Anhang zum Reisewerke des Herzogs demnächst erscheinen wird.

Namentlich die beiden ersten Klassen des Thierreichs, die Säugethiere und Vögel, sind zahlreich vorhanden. Fast jede Ordnung ist vertreten. Längs der Bergwände ziehen in langen Reihen die Paviane dahin, ohne Unterlaß versuchend, wie sie das Besitzthum des Menschen zu schädigen vermögen, den Männern ein Gegenstand des Abscheus, den Frauen ein solcher des Entsetzens: — denn mehr von ihnen verlieren ihr Leben durch die Paviane als durch den Löwen oder den Leoparden! Sie, die armen, lasttragenden Sklavinnen, kommen beim Holzholen oft genug mit den unzüchtigen Geschöpfen zusammen, erregen deren wildeste Begierden, werden von den Scheusalen angefallen und, wenn sie sich zu wehren versuchen, furchtbar gemißhandelt, ja oft sofort getödtet. Ich habe Erzählungen über solche Angriffe von so verschiedener Seite und aus so glaubwürdigem Munde vernommen, daß ich an ihrer Wahrheit nicht wohl mehr zweifeln kann. Ungleich harmloser als diese widerlichsten aller Affen sind ihre Verwandten, die Meerkatzen. Sie haben zwar auch den besten Willen, allerlei Unfug anzustiften, sind aber viel zu schwach, als daß sie schaden könnten. In leichtfertiger Behäbigkeit verbringen sie ihr Dasein. Sie wissen aus Allem noch Nutzen für sich zu ziehen, verstehen es meisterhaft, jede Gabe, welche die Natur ihnen bietet, auszubeuten. Ein grenzenloser Leichtsinn hilft ihnen über so manchen Schreck, so manches Ungemach hinweg, und ihr erfinderischer Geist ist nie um einen Ausweg verlegen, wenn Noth an den Mann kommt. Sie beleben alle dicht mit hohen Bäumen bestandenen Thalstellen und erheitern durch ihre Gauklerkünste den Reisenden. Dennoch theilen auch sie seitens der Eingeborenen die Mißachtung, welche auf ihrem Geschlechte ruht. Bei den wenig thierfreundlichen Mensa sieht man niemals eine Meerkatze in der Gefangenschaft: die Leute sind viel zu denkfaul, als daß sie den Humor des Affen würdigen könnten.

Die Bogosländer beherbergen mehrere Mitglieder der Katzenfamilie; doch verdienen hier nur Löwe und Leopard Beachtung. Der erstere ist nicht selten, der letztere gemein. Zu gewissen Zeiten vergeht im Dorfe Mensa keine Nacht, ohne daß man die Stimme des Königs der Thiere vernimmt. Gleichwohl fürchtet man den ungestümen Gast verhältnißmäßig wenig. Sein Jagdgebiet ist so reich, daß der Hunger nur selten übermächtig wird und ihn die Scheu vor dem Menschen und seinem Treiben vergessen läßt. Während meines ersten Aufenthaltes in Mensa umschlich er mehrere Nächte das Dorf und meldete in gewöhnlicher Weise sein Vorhandensein, ohne jedoch in die Gehege einzufallen. Weit gefährlicher und deshalb gefürchteter ist der Leopard. Mit der Gewandtheit dieses vollendetsten aller Raubmörder geht seine beispiellose Frechheit Hand in Hand. Er scheut den Menschen gar nicht, und kaum das allen Raubthieren so entsetzliche Feuer: er kommt dreist bis in die Hütten herein und raubt und mordet vor den Augen der Leute, ja, er achtet nicht einmal das Geschrei oder die nach ihm geschleuderte Lanze. In Zeit von drei Monaten hat er aus dem einzigen Dorfe Mensa acht Kinder weggetragen, der ungezählten Ziegen und Schafe nicht zu gedenken. Pater Filippini hat während seines Aufenthaltes in den Bogosländern ein paar Dutzend Leoparden getödtet! Diese Zahlen beweisen mehr als lange Beschreibungen. — Man begegnet dem Leoparden gar nicht selten auch bei Tage; wir trafen ihn ein paar Mal an, und einer büßte seine Frechheit mit dem Leben, als er am hellen, lichten Mittage einem von d'Ablaing und mir angeschossenen Hamadryaspavian den Garaus machen wollte, und zwar vor unseren Augen.

Auch die Hunde sind im Gebiete der Mensa durch mehrere Mitglieder vertreten. Der Kabern, ein Wolf, ist bei Mensa ziemlich selten, um so häufiger aber das Mittelglied zwischen Isegrim und Reinecke, der Schakal. Er umlungert das Dorf bei Tag und bei Nacht; ihn spürt, hört, sieht und erlegt man fast bei jeder länger währenden Jagd. Neugierig schaute er in den Nachmittagsstunden in unser Lager und gewissermaßen in das Rohr eines der Jäger unserer Reisegesellschaft hinein — natürlich zu seinem Verderben. — Als Erzfeind des jungen Kleinviehs und diebischer Hüttenbesucher wird er arg gehaßt. Doch hat er wenigstens in einer Hinsicht sein Gutes: er heult weniger als sein nördlicher Verwandter. — Mit Einbruch der Nacht gesellt sich ihm die gefleckte Hyäne, das gemeinste Raubthier jener Gegenden, zu und kündet durch langgezogene Klagetöne ihren lebhaften Wunsch nach irgendwelcher Nahrung an, um den ewig bellenden Magen zu befriedigen. Auch sie wird von den Eingeborenen arg gehaßt, obgleich sie nicht gerade einen erheblichen Schaden zufügt, sondern durch ihren unersättlichen Hunger, welcher auch die schmuzigsten Auswurfsstoffe des menschlichen Leibes für genußfähig erklärt, eher nützlich wird.

An der Stelle Grimbart's, des echt mönchischen Einsiedlers und Gutschmeckers, schleicht ein eigenthümlicher Gesell durch den Wald von Mensa, der Honigdachs oder Ratel nämlich, ein in jeder Hinsicht merkwürdiges Thier, welches der kleinen Jagd mit Eifer obliegt, unangegriffen ruhig seine Straße zieht, angegriffen aber seine Stinkdrüsen noch besser und wirksamer als sein starkes Gebiß zu gebrauchen und mit ihnen männiglich sich vom Leibe zu halten weiß. Als arger Stänker theilt er die Mißachtung der bis jetzt Genannten.

Behend und gewandt treibt ein anderes kleines Raubthier, die gestreifte oder Zebra-Mangusta, ihre Jagd nach Marderart, nur daß sie auch bei Tage ihren Geschäften fleißig nachgeht. Sie wird zur wahren Augenweide für jeden Thierfreund; denn ihr geistiges Wesen ist ebenso anziehend, als ihre leiblichen Begabungen es sind. Kleine Säugethiere, Vögel und deren Eier, Kerbthiere, Würmer und Früchte aller Art bilden ihre Nahrung; weil sie aber dem ebenfalls nach den Eiern der wilden Hühner verlangenden Mensa oft in das Gehege kommt, hat auch sie sich die Freundschaft des edlen Weltbeherrschers verscherzt. Dafür hat sie sich andere Freunde gesucht: sie lebt nämlich mit den Klippschliefern und gewissen Eidechsen in innigen Verhältnissen.

Die übrigen kleinen Räuber darf ich übergehen; sie sind weniger fähig, die allgemeine Beachtung auf sich zu ziehen. Dagegen muß ich wohl einiger Nager Erwähnung thun: zunächst, wie billig, des Verwandten unseres Lampe, eines langlöffeligen, durch allzugroße Vernachlässigung gänzlich verwandelten Hasen, welcher dem nordischen Jäger wegen seiner beispiellosen Dummheit und Dreistigkeit geradezu widerwärtig wird. Sein Fußbau gewährt ihm, wie ich schon oben bemerkte, die wünschenswertheste Sicherheit, welcher ein grasfressendes, also genießbares Thier sich freuen kann. Der Mensa straft das ihm als unrein erscheinende Geschöpf einfach mit Verachtung und bekümmert sich nicht im Geringsten um sein Thun und Treiben. In Folge dessen hat der Hase verlernt, seinen gefährlichsten Feind zu fürchten, und geht ihm kaum mehr aus dem Wege. Er würde zur Landplage werden, wenn das Raubgezücht ebenso alberne Ansichten hätte, wie der Mensch. — Unter den übrigen Nagern macht sich hauptsächlich noch einer bemerklich: ein Erdeichhorn (Xerus), welches sich mitten im Dorfe, zumal zwischen den Gräbern, paarweise angesiedelt hat und bei Tage

in reger Thätigkeit ist. Das Baumeichhorn, welches einzeln im Walde sich findet, hat mit jenem, wie mit dem unsern, hinsichtlich seines Wesens keine Aehnlichkeit, es ist ein langweiliges, träges Geschöpf.

Höchst anziehende Thiere sind die Wiederkäuer, welche bei Mensa leben, zumal die Antilopen. Namentlich drei Arten finden sich: der Algaseen oder Agaseen (Kudu der Südafrikaner — Slepsiceros Kudu), der Klippspringer (Oreotragus saltatrix) und das Zwergböckchen (Cephalophus Hemprichiana). Keines dieser Thiere ähnelt dem andern. Der Agaseen, ein überaus stolzes Geschöpf, zieht rudelweise nach Art unseres Edelwildes längs der Bergwände dahin und kommt nicht selten bis dicht an Mensa heran, obwohl er unter allen Umständen dem Menschen aus dem Wege geht. Der Klippspringer, in Mensa „Sassa" genannt, bewohnt alle Bergkämme rings um das Dorf herum und stellt sich gegen Abend den in Mensa Weilenden oft genug zur Schau, indem er einen der auf dem Kamme liegenden Felsblöcke besteigt und dort halbe Stunden lang regungslos verharrt, wie eine in Erz gegossene Bildsäule. Ihn trifft man bei jedem längern Jagdausfluge im Gebirge an; und wenn man auch keineswegs immer so glücklich ist, sich dem wunderbar behenden Gebirgskinde bis auf Schußweite zu nähern, hat man doch stets seiner Augen Lust an dem über alle Beschreibung gewandten Bergsteiger, dessen Läufe aus federndem Stahl geschmiedet zu sein scheinen und dessen Kühnheit und Sicherheit im Sprunge zu wahrer Begeisterung hinreißt. Der Agaseen fesselt durch seinen Adel, der Klippspringer durch seine Gewandtheit, der Zwergbock durch seine Anmuth. Die beigegebene Abbildung entspricht leider der Wirklichkeit nicht. Sie läßt das zierliche Wesen plump und groß erscheinen, groß trotz des als Maßstab hinzugezeichneten Frankolinhuhnes. Das Zwergböckchen ist, was sein Name sagt, — ein Zwerg unter den Antilopen; es ist kaum größer, als ein frischgesetztes Rehkälbchen. Dabei aber ist es ebenmäßig gebaut vom Wirbel bis zum Huf. Streng paarweise — eine seltene Ausnahme unter Säugethieren! — lebt es häufig in allen Buschwäldern von ganz Habesch und so auch in unserm Gebiete. Sein Leben ist ein Idyll: es fesselt Jedermann, und ich kann nur bedauern, daß ich es hier nicht ausführlich schildern darf.

Die Ordnung der Vielhufer ist auffallend reich vertreten. In Familien oder Herden von funfzehn bis über hundert Stücken durchzieht der afrikanische Elephant das Gebirge. Noch fehlt dem Menschen, seinem einzigen gefährlichen Feinde, die furchtbare Feuerwaffe, und deshalb darf sich der Riese des Waldes noch seines Lebens freuen. Die reiche Natur bietet ihm Alles, was er bedarf, in Fülle; und wenn oben in der Höhe die Nahrung knapp wird, wenn die Wasser sich unter der Thalsohle bergen und der zwei Male im Jahr eintretende Frühling, d. h. die Regenzeit, noch fern ist, zieht sich das gewaltige Thier nach der Niederung des immer wasserhaltigen Ain-Saba zurück, und findet dort Das, was oben ihm zu mangeln anfing. So wandern die Elephantenherden viermal jährlich an Mensa vorüber, zweimal nach unten und zweimal nach oben. Bis hoch in's Gebirge hinauf steigen sie empor; Steilungen, welche einem Pferde unersteiglich sind, werden von ihnen ohne Mühe überwunden; denn wie ein berechnender Straßenbaumeister gehen sie zu Werke: bedächtig und verständig wählen sie ihre Wege. Ich entdeckte ihre Losung schon bei meinem ersten Besuch im Gebirge und fand bei unserm Zuge frische Fährten auf, stieß aber bei der Gesellschaft auf Unglauben: Niemand wollte es für möglich halten, daß Elephanten im Hochgebirg leben, an den steilen Bergwänden hin sich bewegen könnten! Erst später überzeugte man sich durch glückliche Jagd des Herzogs von der Wahrheit meiner Mittheilungen.

Ein zwerghafter Verwandter dieses Riesen, der murmelthierähnliche Klippschliefer, ist häufig überall, wo es zerklüftete Felsenwände giebt, auch ganz in der Nähe der Ortschaft. Nirgends kann man diese anziehenden Geschöpfe mit so großer Leichtigkeit beobachten als hier, wo man so recht mitten unten ihnen lebt. Sie verlangen eine längere Beobachtung; denn ihr Leben bietet dem Kundigen einen außerordentlich reichen Stoff dazu.

Erwähne ich nur noch des Warzenschweins, dieses Ungeheuers in seiner Familie, welches wegen seiner gewaltigen Hauer ebenso sehr an ein Nilpferd oder an den Elefanten wie an ein Schwein erinnert, so habe ich die hervorragenden Gestalten der ersten Klasse wenigstens genannt. Ausführlicheres mag man in dem schon bezeichneten Buche nachlesen.

Flüchtiger noch als die Säugethiere muß ich die Vögel hier behandeln. Die Bogosländer sind so reich an diesen „Lustgestalten der Thierwelt", daß es selbst dem Laien schwer fallen muß, aus der Menge der prachtvoll gefärbten, eigenthümlich gestalteten oder hinsichtlich ihres Lebens merkwürdigen Geschöpfe die prächtigsten oder merkwürdigsten herauszusuchen — um wie vielmehr dem Forscher, welcher jeden einzelnen Vogel schön, merkwürdig oder anziehend findet! Es ist eine Lust und Freude, in solchem Lande zu sammeln, zu forschen, zu beobachten! Der Neuling staunt und schwelgt — falls er überhaupt Sinn und Verstand hat für die Natur und ihr Leben. Anfänglich ist ein ruhiges Belauschen, ein verständiges Forschen unmöglich. Der ewige Wechsel der Eindrücke beschäftigt alle Sinne, und man muß wenigstens an einige Gestalten schon gewöhnt sein, wenn man andere, neue erfassen will. Mein erster, fünfjähriger Aufenthalt in Afrika kam mir zu Statten: ich brachte den Ueberblick der Thierwelt schon mit mir in dies Paradies des Forschers. Aber doch eilte die Zeit mir mit Windesflügeln davon, und von der ganzen, großen Herrlichkeit ist mir nur Weniges geblieben! Davon nun gebe ich hier einige kleine Bruchstücke.

Die edle Zunft der Raubvögel ist in solch beutereichem Gebiete zahlreich vorhanden. Ueber den hohen Gebirgen kreisen fast ebenso viele Geier und Adler, als über den Urwäldern der Niederungen. Der unreinliche Mensch giebt den Schmutzgeiern tagtäglich neue Nahrung und damit neue Beschäftigung; deshalb vermißt man diese wohlthätigen Vögel an keinem Orte. Sie folgen den Herden, wie den Handelszügen; sie umschweben allmorgentlich die Kothplätze in der Nähe des Dorfes und schauen begierig, aber doch vergnüglich dem Menschen zu, wenn dieser sich anschickt, ihnen Arbeit und Nahrung zu geben. Ihre großen Verwandten, die Aasgeier, erscheinen erst dann, wenn irgend welches Aas sie herbeiruft. In ungemessenen Höhen, in solchen, wohin das menschliche Auge ihnen nicht zu folgen vermag, ziehen sie dahin: aber ihr Auge beherrscht Gebiete, welche deutsche „Länder" an Flächeninhalt übertreffen, und ihre mächtigen Schwingen tragen sie rasch durch Meilen dahin nach dem Orte, auf welchem ein todtwundes Wild sein Sterbebett fand oder ein Stück der reichen Viehherden sein letztes Röcheln ausstößt. Daher sind sie nirgends und überall; sie sind da, wo kein Auge sie bemerkte, zur Stelle, sobald der Schlächter einem Thiere die Kehle durchschnitt, sobald der Jäger sein Messer zieht, ein von ihm erlegtes Wild auszuweiden. Drei Arten vornehmlich leben hier: der Schopf- und der Ohrengeier und ein langhälsiger

Aasvogel, den ich zu Ehren des großen Forschers **Rüppell** benannt habe.

Aus der Adlerfamilie finden sich einige beachtenswerthe Arten. Der **Raubadler** hat hauptsächlich den so gemeinen Hasen den Krieg erklärt; der farbenprächtige, die Bläue mehr durchspielende als durchfliegende **Gaukler** strebt dem giftigen Gewürm mit Muth und Eifer nach und hat deshalb sich allgemeine Achtung erworben. **Hevai-Semai** (Himmelsaffe) nennen ihn die Abyssinier, in diesem Namen liegt seine Beschreibung. Er ist der wunderbarste Flügelkünstler in seiner Familie.

Seltener gewahrt man einen der stolzen **Edelfalken**, welche hier stets gute Jagd halten; viel häufiger schon begegnet man einem **Sperber** oder dem **Singhabicht** jener Gegenden, welcher freilich nur dem Namen nach ein Sänger, in Wahrheit vielmehr ein stiller, langweiliger Gesell ist, der sich schlecht und recht durch's Leben schlägt. — Gemein, wie überall in ganz Nordost-Afrika, ist der **Schmarotzermilan**, jener dreiste, unverschämte Bettler, ein „Abu-Said“ in Vogelgestalt, welcher den Menschen ebenso arg belästigt, wie seine edlen Gewerbsgenossen. Ihn braucht man nicht aufzusuchen, er kommt aus freien Stücken bis

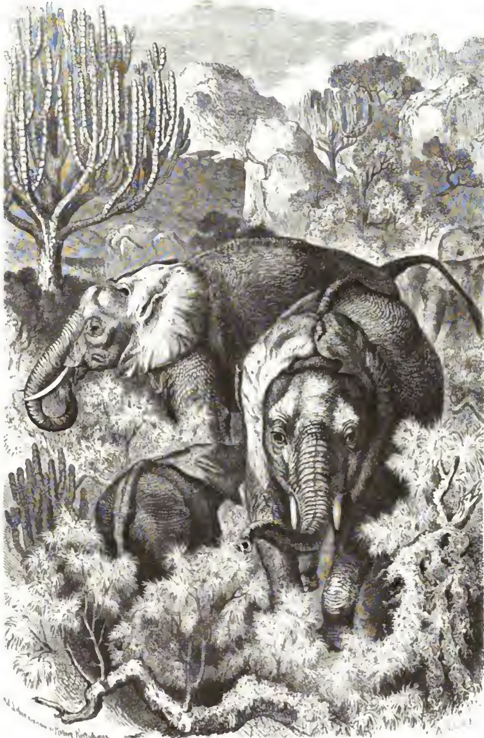


Klippschliefer.

auf, ja bis in das Zelt und in die Hütte, um zu betteln und zu stehlen.

Auch die Nacht hat ihre Räuber. Ein Uhu und eine

ihre Freude daran haben können, und dabei in aller Stille morden und würgen. Ihr schauerliches Geheul durchtönt auch hier den Wald — aber die Dichtung hat sich solcher



Der Elephant.

Ohreule sind nirgends gerade selten im Wald und kommen, so versteckt sie auch leben, doch oft genug vor das Auge des Reisenden; denn auch in Afrika hassen die Vögel des Lichts jene tückischen, scheinheiligen Schleicher, jene Pfaffen der Vögelwelt, welche die Augen verdrehen, daß unsere Mucker

Töne noch nicht bemächtigt: kein Mensch weiß hier von der wilden Jagd Etwas zu erzählen.

Freundlicher sind andere Nachtstimmen aus Vogelmunde, welche man in den tieferen Gebirgsthälern allabendlich vernimmt: die spinnenden Laute, welche die Nacht-

schwalben oder Ziegenmelker hören lassen. Solche Nachtmusik hat etwas ungemein Angenehmes; man freut sich, wenn man sie hört. Das Gebirg ist übrigens arm an diesen Vögeln, welche in allen unter niederen Breiten gelegenen Ländern häufig sind; dies nimmt Den aber nicht Wunder, welcher die ungewöhnlich kalten Nächte jener Höhen aus eigener Erfahrung kennen gelernt hat.

Dagegen sind die Tagschwalben um so häufigere Erscheinungen. Unter den vielen einheimischen Arten, welche über den Nordländer dahin eilen, sieht dieser zu seiner innigen Freude auch die lieben Bekannten aus der Heimat, welche hier vorüber- und weiter nach Süden hin ziehen, wenn der Winter die freundlichen Thiere aus dem eigenen Vaterlande vertrieb.

Nicht eben häufig sind jene, den Schwalben in so vieler Hinsicht ähnelnden Vögel, die Bienenfresser: prächtige und liebenswürdige Geschöpfe, deren ganzes Wesen und Sein anziehend erscheint; — wie gern möchte ich sie ausführlicher beschreiben, wären diese Blätter dazu die rechte Stelle!

Einige andere hierauf folgende Prachtvögel muß ich übergehen, weil ihre Aufzählung nur den Forscher angeht: dagegen darf ich die Kolibris unseres Gebiets, die Honigsauger nämlich, nicht unerwähnt lassen. Sie gehören zu den häufigsten Vögeln des Mensalandes; sie sind die lebendigen, in aller Farbenpracht der Wendekreisländer schimmernden Blumen, welche die spendende Natur den köstlichen „todten" Blüten beigab, als hätte sie ihre Schönheit erhöhen sollen. Nur wer diese lieblichen Geschöpfe mit selbsteigenen Augen sah, lebend, schwebend, von Blüte zu Blüte gaukelnd, scheinbar den Wohlgeruch der Blumen mit deren Süßigkeit einschlürfend, in Wirklichkeit aber sie von den verderbendrohenden Kerfen säubernd — nur der kann sich ein getreues Bild von diesen Zaubergestalten ausmalen und in die tiefinnerste Seele einprägen. An solchen Thieren erlahmt die Hand, welche die beschreibende Feder führen soll; vor solchem Leben verstummt das Wort.

Sie, die Lieblichen und Stimmbegabten, mögen uns zu den eigentlichen Sängern führen. Habesch, die afrikanische Schweiz, ist ein Wunderland: es ist eine Alpenwelt, unter die Tropen gerückt. Diese Alpenwelt hat ihren Klang, ihren Sang sich erhalten. Neben den vielen Schreiern lassen gar viele tüchtige Sänger ihre frischfröhlichen, ton- und klangreichen Lieder vernehmen — und wenn auch der Sänger König und Königin, Sprosser und Nachtigall, fehlen: sie werden wenigstens nicht unwürdig vertreten. Die Buschschlüpfer und Schmätzer, ächte Grasmücken und Drosslinge, Stelzen und Fliegenfänger jubeln ihre Gesänge, unter denen es gar manches prächtige Lied giebt, laut und schmetternd weit hinaus in die herrliche Welt und sie erquicken damit das Herz des fühlenden Menschen. Aber auch viele bekannte Klänge werden hier laut. Manche liebe Freunde aus der Heimat nehmen hier Herberge aus der Winterszeit, und andere, wie das schmucke Kind unserer Gebirgsbäche, die gelbe Stelze, haben sich sogar bleibend hier angesiedelt. In solcher Gesellschaft geht dem Nordländer so recht das Herz auf: denn die liebe Heimat ist gar ein eigen Ding, und ihre Laute, Klänge und Lieder sind eine Sprache, die man verstehen, nachreden muß, im innersten Herzen. Ueber den heimischen Liedern vergißt man die Zaubertöne selbst dieser Fremde, vergißt man den glockenreinen Flötenruf des äthiopischen Würgers, das bauchrednerische Gemurmel der Narina, — des Wundervogels, welcher zu Ehren und Gedenken eines Hottentottenmädchens seinen Namen trägt —, vergißt man das laute Geschwätz der Weißköpfe, das Kollern des Pisangfressers, das dumpfe Geheul der Helmvögel und alle die hundert anderen Laute, Töne, Klänge, welche hier laut werden.

Einige Kegelschnäbler verdienen ebenfalls Beachtung. Ein sehr kurzschwänziger Rabe ist dem Gebirg eigenthümlich; er zeigt sich, sobald man in das erste Thal eingetreten ist, anstatt des weißbrüstigen Verwandten, welcher die tieferen Ebenen bewohnt. Aber er ist ein vollständiger Rabe in Geist und Wesen und daher einer ausführlichen Schilderung nicht bedürftig. Die Glanzdrosseln sind bezeichnender für unser Gebiet. Sie verstehen den Wald zu beleben. Ihr kreischender Schrei verhallt zwar unter all den Stimmen des Waldes; das metallisch schimmernde Sammetgefieder aber läßt die regsamen Vögel bald bemerklich werden. Dieses Gefieder ist in seiner Art vollendet zu nennen. Die blendende Sonne spiegelt auf ihm sich wieder und blitzt helle Streiflichter durch das Gezweige, als ob sie von einer polirten Stahlfläche zurückgeworfen würden. Der ganze Urwald schillert zudem in den prächtigsten Metallfarben: es ist eine Lust, die ganze Zauberei, welche das Licht auf solchem Gefieder auszuüben versteht, anzuschauen. Ein anderer, zu derselben Zunft gehöriger Vogel, der Madenhacker, gehört, wie sie, zum Bilde der Landschaft. Er ist der zwar eigennützige aber treue Freund aller größeren Säugethiere, deren Leib ihm Nahrung geben muß. Wie ein Specht an den Bäumen, klettert er an Rindern, Pferden, Maulthieren, Elephanten herum, oben auf dem Rücken, unter dem Bauche dahin, am Halse, am Kopfe hin und wieder, an den Beinen auf und nieder, das Thier mag stehen, liegen oder sich bewegen. Der Anblick eines so von Schmarotzern belästigten Thieres hat etwas höchst Ueberraschendes.

Unter den Finken machen sich die Webervögel zumeist bemerklich. Sie verleihen den Bäumen ein ganz eigenthümliches Gepräge. Eine einzige Mimose muß einer zahlreichen Ansiedelung dieser geselligen Thiere Raum geben. An jedem ihrer Zweige fast hängt eins jener zierlichen, flaschenförmigen Nester, schaukelnd im Winde, und jedes dieser Nester hat seine Bewohner, jedes beherbergt eine Familie oder mindestens ein treuverbundenes Paar. Das schwatzt und schwirrt und spinnt ohne Ende! Einige kommen, andere gehen; diese singen sich zärtliche Liebeslieder, jene äzen die hungrige Brut. Der Baum wird zum Mittelpunkte des regsten Lebens. Die Webervögel sind so anziehende Gesellen, daß man ihretwegen die anderen Finken fast übersieht. Und doch finden sich unter diesen noch sehr beachtungswerthe Geschöpfe. Mit Staunen folgt das Auge einem fliegenden Männchen der Paradieswittwe, welches seinen wohl dreimal körperlangen, schweren Schwanz mühsam durch die Lüfte schleppt; mit Lust beobachtet man das Leben und Treiben der Zwerge in dieser Familie, welche unter dem Namen „Bengalafinken" auch bei uns zu Lande wohlbekannt geworden sind, weil jeder Vogelhändler sie in seinen Käfigen eingekerkert zeigt.

Eine ganz sonderbare Sippschaft bewohnt die allerdichtesten, jedem andern Geschöpf geradezu undurchdringlichen Hecken, Lauben und Gebüsche. Es sind die Mäusevögel (Colius) — wirkliche Mäuse unter den Vögeln! — äußerst merkwürdig gestaltete und durch ihr Leben sehr auffallende Thiere. In kleinen Gesellschaften oder Familien von sechs bis acht Stücken fliegen sie von einem jener Rankengehege zum andern, schlüpfen in die Dichtung, winden sich kriechend zwischen den engsten Verschlingungen durch, pflücken sich Knospen, Blätter und Früchte zur Nahrung und erscheinen nach längerer Zeit auf der entgegengesetzten Seite des Gebüsches, um nach einem andern, eben so dichten zu spähen, welchem sie dann auch, einer nach dem andern,

schwirrend und schwebend zufliegen. Ihre Stimme hört man nur, wenn sie fliegen; sie sind aber auch dann verhältnißmäßig ruhig.

Ganz das Gegentheil muß man von den Pisangfressern sagen. Sie verursachen einen Heidenlärm, und verstehen es, die auffallendsten Laute herauszustoßen. Am meisten ähneln sie hierin noch einem polternden und kollernden Birkhahn. Man bemerkt sie bald; denn sie lieben es, sich zu zeigen, und die großen Vögel fallen auf weithin in's Auge. Die ihnen entfernt verwandten Helmvögel (Corythaix) sind stillere, jedoch keineswegs weniger auffallende Geschöpfe. Sie leben familienweise auf den Hochbäumen des Waldes, fliegen nach Heherart von einer Stelle zur andern und entfalten dabei die volle, sonst ganz versteckte Pracht ihrer Schwingen. Ihre Stimme ist ein dumpfes Heulen.

Mehrere Arten der Nashornvögel bewohnen mit ihnen dieselben Orte. Der Hornrabe ist ziemlich selten; seine kleineren Verwandten dagegen machen sich überall bemerklich. Sie sind die Wächter des Waldes. Dem Leoparden verleiden sie oft seine Jagd, dem Uhu verbittern sie das Leben. Jedes gefährliche oder auffallende Thier wird sicher rechtzeitig von ihnen erspäht und sofort der ganzen Thierwelt angekündigt. Eine Rotte schreilustiger Vögel sammelt sich um sie und schreit mit; der ganze Wald kommt in Aufruhr. Aufmerksam prüft das Zwergböckchen oder der Algaseen seine Umgebung; denn selbst die Säugethiere achten der Warnung. Der Räuber verliert durch diese Wächter oft genug eine Beute, deren er sich schon sicher wähnte.

Ueber die Ordnung der Klettervögel ist wenig zu berichten. Die Papageien gehören nicht zu den häufigen Vögeln dieses Theiles des Gebirges, obgleich die Kolqualeuphorbie — deren getreues Bild wir nachträglich hier geben (S. 321) — der eigentliche Wohnbaum eines prächtigen Zwergpapageis ist. Die Bartvögel kommen nur einzeln vor und sind still, bis auf einen, den Perlvogel, welcher mit seinem Weibchen im Verein einen lustigen Gesang vorträgt; die Spechte treten nur in kleinen Arten auf, und die Kukuke sind auch nicht häufig.

Dagegen ist das Gebirge reich an Tauben von verschiedenen Größen und Färbungen. Sie beleben den Wald aller Orten, die niedersten Gebüsche ebensowohl, wie die Kronen der höchsten Bäume. Man sieht sie paarweise und in Flügen von Hunderten. Dem Forscher bieten sie reichen Stoff zur Beobachtung.



Helmvogel und Hornrabe.

Auch die Hühner sind sehr häufig. Unsere Wachtel nimmt zur Winterszeit auch im Bogoslande Herberge und schwirrt oft genug vor dem Jäger auf. Das Perlhuhn bewohnt in zahlreichen Ketten alle sonnigen Gehänge, und die Frankoline, zumal eine große, schöne Art, ist gemein. Sie leben paarweise, und nur so lange ihre Brut noch nicht selbständig ist in Ketten. Ihr lauter Ruf übertönt in den Morgen- und Abendstunden alle übrigen Stimmen des Waldes.

Sogar einige Lauf- und Sumpfvögel hausen im Gebirge. Auf der Hochebene bei Mensa vernimmt man allnächtlich den lauten Ruf des Dickfuß; an dem Wässerchen im Thale lebt ein Zwergreiher und der so merkwürdige Schattenvogel (Scopus), dessen großes Nest

man überall im Thal auf den starkästigen Mimosen sieht. Selbst Schwimmvögel verirren sich zur Regenzeit in die für sie sonst so unwirthlichen Höhen.

Die Klasse der Lurche ist zwar verhältnißmäßig arm an Arten, aber doch noch zahlreich genug. Buntfarbige, im Strahl der Sonne in allen Farben schillernde Eidechsen beleben alle Felswände, alle Halden, und zwar in ganz



Agaseen.

anderer Weise als in unserm Norden; denn die Glut der Sonne verleiht ihnen eine unglaubliche Regsamkeit. Dorneidechsen bewohnen mit Klippschliefer und Manguste dieselben Felsen, und Gekos, Eidechsen mit Klebefingern, die dunklen Ritzen und Spalten im Gestein. Schlangen scheinen selten zu sein; doch erlegte ich mehrere, unter ihnen eine über sechs Fuß lange, mir unbekannte Art mit Achtung einflößenden Gifthaken. Eine Wasserschildkröte findet sich in den Tümpeln des Bächleins und eine Landschildkröte im Walde. Sonst habe ich nur noch Frösche und Kröten bemerkt.

Von den übrigen Klassen des Thierreichs muß ich schweigen. Ich könnte nur wenige Namen nennen — und das will ich nicht. Daß sie, vor allen anderen die Kerbthiere, in entsprechender Anzahl sich finden, bedarf wohl kaum der Erwähnung. —

Vorstehende Schilderung will nichts anderes sein, als eine flüchtige Skizze. Sie ist ein Schattenbild der Wirklichkeit, aber die Umrisse sind treu gezeichnet. Dies ist der einzige Werth, den meine Mittheilungen haben mögen. Jedenfalls lassen sie Eins mehr errathen als erkennen: die erhebende Pracht und den unendlichen Reichthum dieses erst seit wenig Jahren unserer Kenntniß erschlossenen Gebirgslandes.

Bilderschrift der nordamerikanischen Indianer.

Liebes- und Kriegsgesänge.

Wir haben in der vorigen Nummer das Wesen der indianischen Schriftgemälde dargestellt, und dasselbe an einem Wabino-Gesange erläutert. Heute wollen wir die Erläuterung von Kriegs- und Liebesgesängen folgen lassen.

Die ersteren fallen unter die Abtheilung, welche als Nundobunewin, Krieg, bezeichnet wird. Die Bilderzeichen sind auch hier Hülfsmittel für das Gedächtniß, und die Gesänge werden von den Kriegern angestimmt, bevor sie ausziehen, um den Feind aufzusuchen. Die Figuren, welche unsere Tafel und in derselben Größe so wiedergiebt, wie sie auf den Tafeln oder auf der Birkenrinde stehen, gehören dem Kekinowin an, „dem höchsten Grade der Symbolik", wie unser Gewährsmann Schoolcraft sich ausdrückt.

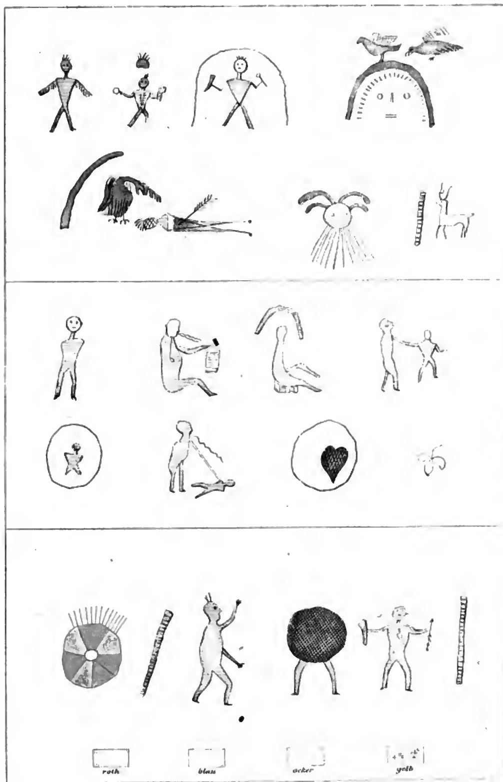
Zunächst wollen wir die untere Abtheilung erklären,

die Tafel muß von der Linken zur Rechten gelesen werden. Sie stellt einen zusammenhängenden Gesang dar, welchen ein einzelner Krieger oder auch der Chor mit ihm singt.

Die erste Figur stellt die Sonne dar. Sie bedeutet hier nicht blos den Urquell des Lichtes und die Grundbedingung aller Erkenntniß für den Menschen, sondern in diesem Fall ist sie vorzugsweise ein Sinnbild der Wachsamkeit. Der Krieger singt:

Ich stehe auf; ich erhebe mich.

Die folgende Figur stellt ihn selber dar. Indem er



Kriegs- und Liebesgesänge der Odschibwäs

mit der einen Hand auf die Erde hin zeigt und mit der andern nach Oben weis't, deutet er an, daß er große Macht und Geschicklichkeit besitze. Er singt:

Ich nehme den Himmel, ich nehme die Erde.

In der dritten Figur erscheint er, der Krieger und Sänger, unter dem Symbol des **Mondes**; damit will er sagen, daß die Nacht, in der man unbemerkt bleibt, sich am besten für kriegerische Unternehmungen eigne. Er singt stolz und mit gehobenem Gefühl:

Ich gehe durch den Himmelsraum.

In der letzten Figur personificirt er die Venus, die „Frau im Osten", den Morgenstern; er ruft denselben an, als einen Zeugen seiner Tapferkeit und kriegerischen List.

Die Frau im Osten ruft.

Im Odschibwätexte lautet der Gesang:

1. Tsche be mo ak sa aun.
2. Ma me vah na geezhit
   Me mo vah, na abtee
   Ma mo vah na.
3. Vai no sa vah na, geezhigong
   Vai mo sa va na.
4. Wa bun ong tuz-ze kwai
   Ne wan ween, ne go bo ga.

Wenn man diese Verse ihres symbolischen Charakters entkleidet, lauten sie folgendermaßen.

1. Ich stehe auf, um den Kriegespfad zu suchen
2. Vor mir liegen Erde und Himmel.
3. Ich gehe bei Tag und bei Nacht
4. Und der Hesperus ist mein Führer.

Die oberste Abtheilung unserer Tafel enthält gleichfalls einen **Kriegsgesang**. Die **erste Figur** stellt einen gewandten, schnellfüßigen Krieger dar. Damit er als solcher gekennzeichnet sei, hat er **Flügel**. Er singt:

Ich möchte die Flügel des schnellsten Vogels haben.

Zweite Figur. Der Krieger steht unter dem Morgenstern, der gleichsam seine Schildwacht bildet und andeutet, daß er für diese Nacht nun sein Unternehmen beendet habe.

Jeden Tag blicke ich nach dir; den halben Tag singe ich meinen Gesang.

Dritte Figur. Er steht mit seiner Kriegskeule und der Klapper unter dem Himmel, welcher sich über ihm wölbt, und singt:

Ich werfe meinen Körper hinweg.

Vierte Figur. Der Adler, als Sinnbild des Gemetzels, umschreitet den Himmel.

Die Vögel fliegen in der Luft.

Fünfte Figur. Der Krieger nimmt an, er sei im Gefecht erschlagen worden und singt:

Ich preise mich glücklich, unter den Erschlagenen zu sein.

Sechste Figur. Er tröstet sich mit dem Gedanken, daß hoher Nachruhm ihm nicht fehlen könne, und dieser Gedanke wird symbolisch durch einen Himmelsgeist ausgedrückt:

Die Geister in der Höhe wiederholen meinen Namen.

In unsere Begriffe und in unsere Sprache übertragen, würde der Gesang lauten:

Ich wünsche mir die Schnelligkeit eines Vogels, um auf den Feind herabzustürzen.
Nach dem Morgenstern blicke ich, der meine Schritte leitet.
Meinen Leib weihe ich dem Kampfe.
Ich schöpfe Muth aus dem Flug des Adlers.
Es ist mir recht, wenn ich unter den in der Schlacht Gefallenen bin.
Dann wird mein Name mit Ruhm genannt werden.

Einen solchen Sinn legt der indianische Krieger in die rhapsodischen Worte, die uns kahl, mager und ohne Zusammenhang erscheinen, und dabei wird er warm und aufgeregt, wie unsere europäischen Krieger bei ihren Gesängen, muthersüllt und voll von Thatenlust. Die symbolischen Bilderfiguren bilden den Schlüssel für die **Nuga moon un**, die Gesänge, und die hier mitgetheilten Proben zeigen, in welcher Weise man sich dieser mnemonischen Symbole bedient.

Die Symbole für **Liebesgesänge** (**Sageawin**) lernen wir aus der mittlern Abtheilung der Tafel kennen.

Figur eins stellt einen Menschen dar, welcher glaubt, daß er Zauberkraft besitze, um das andere Geschlecht zu bezaubern. Er hält sich für einen Monedo, göttlichen Geist, stellt sich im Gemälde als solchen dar und singt:

Mein Gemälde macht mich zu einem Gott.

In **Figur zwei** führt er diesen Gedanken weiter aus; er bethätigt seine Zaubergewalt, indem er sich als Musiker zeigt, welcher die Zaubertrommel schlägt:

Höre die Töne meiner Stimme, meines Gesanges; es ist meine Stimme!

In **Figur drei** sehen wir schon die Wirkungen seiner Zauberkraft; er sitzt in einer heimlichen Hütte.

Ich verberge mich und sitze doch neben ihr.

Figur vier deutet an, daß er die Geliebte für sich gewonnen habe; beide haben nur **einen Arm**, sind ganz vereinigt. Er singt dabei:

Ich kann sie verlegen machen, denn ich höre Alles, was sie von mir sagt.

In **Figur fünf** befindet er sich auf einer Insel, und singt:

Wäre sie auch auf einer fernen Insel; ich könnte machen, daß sie zu mir herüber schwämme.

Figur sechs. Die Geliebte schläft. Er rühmt sich seiner Zaubergewalt, welche es ihm möglich machte, ihr Herz für sich zu gewinnen:

Wenn sie auch noch so weit, selbst auf der andern Seite der Erde, entfernt wäre.

Figur sieben. Ein Herz.

Ich spreche zu deinem Herzen.

Dieser Nugaumon würde in unserer Sprache folgendermaßen lauten:

Meine Gestalt und meine Person machen mich groß.
Höre die Stimme meines Gesanges; es ist meine Stimme.
Ich kann mich in geheimnißvoller Weise unsichtbar machen.
Alle deine Gedanken sind mir bekannt. Erröthe!
Und wenn du auch auf einer weit entfernten Insel wärest, ich könnte dich zu mir herüber locken,
Ja, wenn du auch auf der andern Seite der Erde wärest;
Ich spreche zu deinem offen vor mir liegenden Herzen.

Ethnologische Beiträge.

III.

Indianer und Mischlinge in Bolivia, Peru und in den La Plata-Ländern.

In Ländern, wo verschiedene Rassen neben einander leben und außerdem noch Mischlinge in großer Zahl vorhanden sind, fehlt unter den Menschen der innere Zusammenhang, die gegenseitige Uebereinstimmung, das gleichartige Denken, Fühlen und Streben. Ohne diese und bei völligem Mangel von Wahlverwandtschaft und von Bewußtsein der Zusammengehörigkeit, ist aber eine wohlgeordnete Gesellschaft unmöglich. Wo aber eine solche fehlt, können auch die bürgerlichen und staatlichen Verhältnisse nicht gesund sein.

Die Menschenklassen durchdringen dort einander nicht, sondern liegen als gegenseitig fremdartige Schichten neben einander, und die Elemente der Abstoßung und Abneigung sind unter ihnen weit mehr vorwiegend als jene der Anziehung. Die Mischlinge ihrerseits bilden nicht, wie der Unkundige vielleicht denken könnte, ein verbindendes Glied, einen Uebergang, sondern stehen schroff von den Urtypen geschieden, aus deren Vermischung sie entsprossen sind. Der Mulatte sieht vornehm auf den Vollblutneger herab, welcher seinerseits jenen haßt, weil dieser sich, der Beimischung weißen Blutes halber, für vornehmer hält. Bei den Weißen gilt der Mulatte nie und niegends für voll, und eheliche Verbindungen zwischen Weißen und Mulatten bilden selbst in Westindien ungemein seltene Ausnahmen. Schon der Umstand, daß diese Mischlinge in unendlich überwiegender Menge Erzeugnisse illegitimer Verbindungen sind, hängt der ganzen Klasse eine gewisse Makel an. Wahrscheinlich giebt es z. B. in ganz Nordamerika nicht eine einzige Ehe zwischen einem Mulatten und einer weißen Frau. Der Mulatte seinerseits hält sich im Allgemeinen für zu vornehm, eine Negerin zu heirathen; er blickt stolz auf den „Nigger“ herab. Zwischen beiden liegt eine weite, unausfüllbare Kluft, und wir sehen das am deutlichsten und in grauenhaftester Weise auf Haiti, in dessen Geschichte es sich, seitdem diese Insel unabhängig geworden ist, vorzugsweise um den Gegensatz und die erbitterte Feindschaft zwischen Schwarzen und Gelben handelt. Sie hat zu Rassenkriegen geführt, welche mit entsetzlicher Barbarei geführt wurden. Gegenwärtig herrscht Waffenstillstand, aber das Feuer glimmt fortwährend unter der Asche.

In den ehemals spanischen Kolonien Amerikas zerklüftet sich die Bevölkerung in vier verschiedene Klassen. Zwei derselben sind aus der Fremde dorthin gekommen: die Europäer, Weißen, und die Afrikaner, Schwarzen. Die Indianer, Braunen, sind Ureingeborene. Dazu kommen die Mischlinge in so mannigfachen Abstufungen, daß man zum Beispiel in Peru dieselben nach Dutzenden zählt und für die meisten derselben eine besondere Namensbezeichnung hat. Wir kommen auf Peru, das auch in ethnologischer Beziehung ein sehr interessantes Land ist, gelegentlich näher zurück; hier wollen wir einige Bemerkungen und Angaben über jenen Theil des alten Inkareiches geben, welcher als Hochperu oder Bolivia eine selbständige Republik bildet.

Nach der Zählung von 1846 hatte Bolivia 1,373,896 Einwohner. Davon hatten sich 659,398 für Weiße ausgegeben. Bekanntlich will der Mischling in allen Ländern so viel als möglich für einen Weißen gelten, vor allen Dingen aber möchte es der halbschlächtige Mensch in Amerika. Wer einen brasilianischen Mulatten einen Mulatten nennen wollte, würde ihn tödtlich beleidigen und müßte auf einen Messerstich gefaßt sein; wer ihn aber als Senhor Branco, d. h. Weißer Herr, anredet, darf eines freundlichen Entgegenkommens sicher sein.

In Bolivia sind unter den „Weißen“, deren Ziffer die Volkszählung ergab, alle Mestizen, das heißt die Mischlinge von Weißen und Indianern, in ihren sehr verschiedenen Abstufungen begriffen, und man bezeichnet sie dort als Cholos. Die Zahl der Neger ist in jenem Hochlande sehr unbedeutend.

Wie bedeutend das Uebergewicht der Indianer in Bolivia ist, ergiebt sich aus den Ziffern. Die Zahl der Vollblutindianer betrug 714,498. Von den angeblich Weißen, 659,398, dürfen wir auf die Mischlinge dreist 400,000 rechnen, so daß für die Weißen etwa eine Viertel-Million Seelen übrig bleiben. Das ist aber eine vollauf reichliche Annahme, und man darf selbst bei diesen nicht einmal eine genaue Blutprobe vornehmen; man würde dabei sehr häufig die Spuren indianischer Zuthat herauserkennen. Dergleichen Prüfungen sind unbeliebt in den Creolenrepubliken. Selbst in Chile, wo doch die indianische Beimischung am allerschwächsten ist, hat man bei der Volkszählung sich wohl gehütet, diesen Punkt hervorzuheben. Perez Rosales übergeht in seinem trefflichen Werk über Chile denselben vollständig. Jedermann möchte eben für einen Weißen gelten.

Die wirklichen Weißen leben in Bolivia zumeist in den Städten; auf dem Land ist geradezu Alles indianisch, aber die Vertheilung der Rassen in den einzelnen Provinzen in hohem Grad ungleich. In der Provinz Beni kommen 37 Indianer auf einen „Weißen“, in Oruro 10 auf 1, in La Paz 4 auf 1, in Atacama 2½ auf 1, in Potosi ½ auf 1, Chuquisaca 1 auf 3, Santa Cruz 1 auf 2, Cochabamba 1 auf 5, Tarija 1 auf 21 Seelen. Wohl zu merken, daß hier unter den Weißen alle Cholos begriffen sind; die ächten Weißen gehören, außerhalb der Städte, namentlich der großen, zu den Seltenheiten.

Dieses indianische Volk steht aller europäischen Civilisation durchaus fern; die Weißen, die „Creolen“, schweben mit dem, was sie von solcher Civilisation bisher noch bewahrt haben, geradezu in der Luft, sie hängen gleichsam über einem Abgrunde von Barbarei. Denn durch sie ist die eigenartige Entwickelung der Indianer, die wir unter den Inkas finden, völlig gebrochen worden. Allerlei Fremdartiges, Europäisches ist ihnen zugebracht, aber bloß äußerlich und auch nur theilweise gleichsam aufgehängt worden; das Innere ist davon durchaus unberührt geblieben. Und noch bis auf diesen Tag wurzeln tief in dem braunen Volk allerlei, zumeist unklare Ueberlieferungen aus den Tagen vor der Eroberung; Gebräuche, Glaubensvorstellungen und Vorurtheile haben sich mit ungeschwächter Kraft vererbt, und was man in Peru bei den Indianern als „Christenthum“ findet, würden wir in Europa schwerlich als solches gelten lassen.

Mit Vergnügen las ich vor einigen Jahren sehr verständig geschriebene Bemerkungen über die Ackerbauverhältnisse Bolivias, welche ein französischer Reisender, Leon Favre Clavaroz (in der Revue Contemporaine) mittheilt. Er schildert die Mestizen und das indianische Landvolk sehr anschaulich. Unter Umständen, meint er, würden die Cholos, welche bisher eigentlich nur Werkzeuge in der Hand der Weißen gewesen sind, gemeinschaftliche Sache mit den Indianern machen; diese aber stehen in offen ausgesprochenem Gegensatze zu den Weißen und machen aus ihrer tief im Innern wurzelnden Feindschaft und aus ihrem Ingrimm kein Hehl.

Die Weißen in den Provinzen Beni, Oruro und La Paz schweben in steter Furcht, von den Indianern ausgemordet zu werden. Die Indianer wurden von den weißen Eroberern als eine besondere Kaste betrachtet, und die Gebräuche und Anschauungen der Vorfahren gingen von einem Geschlecht auf das

andere über. Der bei weitem zahlreichste Theil der Indianer blieb den politischen Bewegungen fern und wurde von keiner geistigen Strömung berührt. Nie hat ein Indianer sich als einen Spanier betrachtet. Der eben genannte Reisende bemerkt: „Die Bewohner von La Paz können Einem sagen, von welchem fieberhaften Schrecken sie jedesmal ergriffen werden, wenn bei irgend einer Bewegung der erbliche Haß aufflammt, welchen die Kupferfarbigen gegen die Weißen hegen. Die Asche des Aufstandes von 1781, als Tupac Amaru (Nachkomme der Inkas), sich gegen die Spanier erhob, ist noch nicht abgekühlt. Was sollte werden und was wird geschehen, wenn einmal ein Funke bis in die verborgene Masse geheimer Hoffnungen und Rachewünsche fällt? Man fürchtet einen socialen Krieg, ein zweites St. Domingo in Bolivia. Es giebt nur ein einziges Mittel, einem solchen vorzubeugen: massenhafte Einwanderung aus Europa.“

So äußert sich Claivarez. Aber die Weißen in fast allen Creolenrepubliken haben beinahe den Instinkt zur Selbsterhaltung verloren. Sie wüthen gegen einander in Bürgerkriegen, schlachten sich gegenseitig ab, vermindern ihre Zahl und geben den anderen Farben die Waffe in die Hand. Bisher haben sich, wie ich schon hervorhob, die Cholos als Werkzeuge der Weißen benutzen lassen, aber die neuesten Bewegungen in Bolivia zeigen, daß sie ihrerseits der untergeordneten Rolle müde sind.

Nun stehen die Dinge etwa so: Die Indianer, als „Kinder der Sonne“, hoffen noch immer, in dumpfem und unklarem Hinbrüten, auf eine Wiederkehr der Inkas. Christen sind sie nur dem Namen nach und insoweit sie die Gebräuche der katholischen Kirche beobachten; daneben geht das alte Heidenthum fort. Noch heute beten sie zu Pachacamac, ohne eine genaue Vorstellung von dem alten Gotte zu haben, der ihnen aber näher steht als jener, welchen die christlichen Priester ihnen verkündigen und den sie wie eine fremdartige Pflanze betrachten. Ganz öffentlich, ohne Scheu vor dem Pfarrer, bringen sie der Erde Trankopfer dar; die Erde ist ihnen „Mutter“ und wird mit Chicha (dem gegohrenen Getränk aus Mais) besprengt.

Im Uebrigen lebt der Quechua- oder Aymara-Indianer ohne jeden höhern Antrieb dahin, führt ein vegetatives Dasein, kaut Coca und zahlt Steuern. Die „Cholada“ dagegen, die Gesammtheit der Mestizen, trachtet nach Ansehen, Stellung und Gewalt im Staate; sie fühlt sich, will nicht nur völlige Gleichstellung mit den Weißen in gesellschaftlicher Beziehung, sondern möchte auch herrschen.

Einwanderung aus Europa bekommt Bolivia nicht; die Zahl der Weißen ist auch dort im Abnehmen, und die höhere Gesittung, so viel von ihr vorhanden ist, verschwindet in demselben Maße, als das weiße Element sich verringert. —

Von der Buntscheckigkeit der Bevölkerung könnte ich aus Tschudi und anderen Schriftstellern schon jetzt eine lange Reihe von Belegen geben, ich will aber hier nur ein Beispiel mittheilen. Ein sehr ruhiger und vortrefflicher Beobachter, welcher den ethnologischen Verhältnissen eine ganz besondere Sorgfalt zuwendet, Dr. Karl von Scherzer in Wien, war mit der österreichischen Fregatte Novara im Hafen von Callao und verweilte einige Zeit in der Hauptstadt Perus, Lima. Von dort machte er einen Ritt, um einen in Ruinen liegenden Pachacamac-Tempel zu besuchen. Dieser liegt in der Nähe von Caramarquilla. Unterwegs kam unser Landsmann an einen Rancho, ein einsam liegendes Gehöft, und fand dort vierzehn Männer in süßem Nichtsthun. Was für Leute waren das? Scherzer giebt Antwort: „Von diesen vierzehn Individuen gehörte kein einziges derselben Rasse an; es waren Menschen von allen Farben und Schattirungen! Weiße, Indianer, Neger, Chinesen, Mestizen, Mulatten, Zambos (d. h. Mischlinge von Negern und Indianern) ꝛc.“ Er knüpft an diese Thatsache folgende Bemerkungen: „Für den genauern Beobachter, sagt er, ist eine solche Erscheinung von tiefer Bedeutung. Sie gestattet uns einen Einblick in die Ursachen, welche den höhern socialen, geistigen und politischen Aufschwung Chiles im Vergleiche zu dem niedern Kulturzustande Perus veranlassen. Man trifft in Peru überhaupt eher fünfzig Farbige aller Schattirungen, bevor man einem Vollblutweißen begegnet. In Chile dagegen, und das ist ein großer Vorzug, welchen diese Republik voraus hat, muß man tief in's Innere des Landes dringen, ehe man mit den Indianern in Berührung kommt, während eine Negerbevölkerung ganz fehlt. In den Küstenstädten Chiles leben fast ausschließlich Weiße.“

Da Herr von Scherzer Chiles erwähnt, so will ich die Angaben hinzufügen, welche vor einigen Jahren ein in Valdivia, Südchile, ansässiger Deutscher über die dortigen Indianer machte. An den Vollblütigen, sagt er, bemerke man die sogenannte Callama, das heißt einen schwarzen Hautflecken oberhalb der letzten Rückenwirbel. Bei Leuten von unvermischtem Blut und bei den Mestizen, namentlich bei diesen Mischlingen, trete er durch die hellere Hautfarbe sehr hervor; im dritten Grade werde diese Callama schwächer, im fünften Grade verschwinde sie aber ganz. Das entspräche also den Beobachtungen, welche man an den Quarterons und Quinterons im tropischen Amerika und überhaupt machen kann, nur daß man dort den Mischungsgrad an der Luna (dem weißen halben Mond) an den Nägeln erkennt.

Ueber die chilenischen Mestizen fällt der Deutsche in Valdivia ein scharfes Urtheil; dasselbe belegt den Satz, daß die Mischlinge schlechter sind als die beiderseitigen reinen Typen.

„Im Verkehr sind die reinen Indianer bei Weitem den Mestizen vorzuziehen. Diese vereinigen in sich die Laster beider Nationen. Rachsucht und Hinterlist, gepaart mit Faulheit und geistiger Indolenz, sodann Feigheit, sind die Hauptzüge des erbärmlichen Charakters der letzteren.“

Ich will zum Schluß eine Stelle aus Darwin's Reise (I. S. 90) anführen. Im Süden der argentinischen Provinz Buenos Ayres, am patagonischen Rio Colorado, traf er im Jahre 1833, in der Nähe von Bahia blanca, auf Schaaren von Soldaten, mit welchen Don Manuel Rosas Krieg gegen die Indianer führte. Die Buntscheckigkeit dieser Soldaten fiel ihm sofort auf: „Eine so abscheuliche, banditenartige Armee ist wohl nie zuvor irgendwo beisammen gewesen. Die überwiegende Zahl bestand aus Leuten von gemischtem Blut; es waren Blendlinge von Negern, Indianern und Spaniern. Ich weiß den eigenthümlichen Grund nicht, warum Leute von solcher Abkunft so äußerst selten einen guten Gesichtsausdruck haben.“ A.

Ueber zwei mächtige, unter den Augen der Menschen, dem Innern der Erde entstiegene Feuerberge.

Erster Artikel.

Daß zuweilen Inseln sich aus dem Grunde des Meeres erheben, bald um die einmal eingenommene Stätte zu behaupten, bald um nach einiger Zeit sich wieder in die Fluten, denen sie entstiegen, hinabzusinken; daß ferner, selbst mitten auf dem Festlande, der Boden unter unseren Füßen erbebt, auch wohl hin und wieder sich spaltet oder gar einsinkt, ist eine bekannte Sache und

eine allgemeine Erfahrung. Daß aber sogar Berge, die in einigen Fällen eine Höhe von mehreren tausend Fuß erreichten, wenn auch nicht plötzlich, aber doch innerhalb einer verhältnißmäßig kurzen Zeit unter den Augen der Menschen sich erheben konnten und in dieser Lage bis auf unsere Zeit verharrten, dürfte wohl nicht allen unseren Lesern bekannt sein. Jedenfalls gehören solche Ereignisse mit zu den denkwürdigsten und überraschendsten, welche das Gebiet der Geologie aufzuweisen hat, und wohl nur wenige andere Phänomene dürften geeignet sein, ein gleiches Interesse zu erregen. Ueberdies sind sie außerordentlich selten, und so lange die Geschichte besteht, finden wir auf ihren Tafeln nur vier solcher Fälle verzeichnet, die sämmtlich auf vulkanischem Gelände stattfanden und von denen sich einer schon vor dem Beginn unserer Zeitrechnung ereignete. Zwei dieser staunenswerthen Begebenheiten trugen sich in Europa, die beiden anderen in Amerika zu. Diese beiden letzteren wollen wir zum besondern Gegenstand unserer Betrachtungen machen, hinsichtlich der beiden ersteren uns aber kürzer fassen.

Das älteste bekannte Phänomen dieser Art fällt in die Zeit vor Chr. Geb., wahrscheinlich in die Jahre 277 bis 274, und fand auf dem klassischen Boden Griechenlands, nämlich auf der Halbinsel Methone oder, wie sie jetzt heißt, Methana am Hermionischen Meerbusen statt. Ovid in seinen Metamorphosen und Pausanias in seiner Geographie erzählen bereits von vulkanischen Erscheinungen in dieser Gegend, doch ist es zweifelhaft, ob sie von einem und demselben Ereignisse reden. Ovid's Schilderung einer angeblich schon im Mythenalter erfolgten Bildung eines Berges bei Trözene auf der genannten Halbinsel ist bekannt; Pausanias erzählt von einem vulkanischen Ausbruche, der hier zur Zeit des Antigonus, des Sohnes des Königs Demetrius, um die vorhin angegebene Zeit sich zugetragen habe, aber aus ihren Beschreibungen läßt sich die Lokalität nicht mehr genau ermitteln. Als zur Zeit des griechischen Freiheitskampfes eine französische Armee nach dem Peloponnes geschickt wurde, und Ibrahim Pascha aus dem Lande vertrieb, waren derselben auch mehrere Naturforscher, unter ihnen Virlet als Geolog, beigegeben, um Griechenland in naturhistorischer Beziehung näher zu untersuchen. Nach diesem Gelehrten hat die Südspitze der Halbinsel Methone ein höchst unwirthliches Ansehen; ein sehr steil abfallendes, wie verbrannt aussehendes Vorgebirge erhebt sich aus der See mehr als 2200 Fuß hoch und besteht bald aus rothen, schon zersetzten, bald aus dunkelblauen, flüssig gewesenen, vulkanischen Felsarten, welche den hier auftretenden Kalk gehoben und umgewandelt haben, so daß er wie gebrannt, zerfressen, porös und nach allen Richtungen zerborsten erscheint. Bisweilen hat er in Folge dieser Umwandlung auch ein faseriges oder erdiges Ansehen erhalten. Aus diesen Kalkmassen treten warme Quellen hervor, welche von Leidenden mit vielem Erfolg besucht werden, besonders bei rheumatischen und gichtischen Beschwerden. Die Stelle, an welcher jene Katastrophe sich zutrug, konnte auch Virlet nicht näher bezeichnen, obwohl er angiebt, daß es wahrscheinlich derjenige Ort sei, der heute zu Tage Kaimenipetra, d. h. verbrannter Fels, heiße und der wegen der daselbst vorkommenden dunkeln, verschlackten Gebirgsmassen diesen Namen erhalten habe. Pausanias nennt den fraglichen Ort Methone und sagt, er gehöre zur Halbinsel Trözene; es seien hier in einer Entfernung von etwa 30 Stadien warme Quellen aus dem Boden hervorgebrochen, welche zu seiner Zeit noch vorhanden gewesen wären. Zugleich sei die Erde durch einen feurigen Ausbruch zu einer Höhe von sieben Stadien — nahe an 4000 Fuß — emporgetrieben worden; diese Stelle konnte theils wegen der daselbst herrschenden Hitze, theils wegen des Schwefeldampfes, der sich überall hin verbreitete, gar nicht betreten werden. Während der Nacht leuchtete sie weit umher und die innere Gährung erhitzte sie so sehr, daß das Meer fünf Stadien weit kochte und auf 20 Stadien hin ganz trübe erschien. Während dieses Vorgangs sollen sich auch in demselben thurmhohe Massen von Felstrümmern gebildet haben.

Das zweite Ereigniß dieser Art trug sich auf der italienischen Halbinsel in der Nähe von Neapel bei Puzzuoli im Jahre 1538 zu. Nach vorausgegangenen zweijährigen Erdbeben erfolgte hier ein spaltenartiges Aufbrechen des Bodens, verbunden mit dem Austreten von Feuer und Dampf, so wie mit der Bildung eines unergründlichen Schlundes, aus welchem sieben Tage und Nächte hindurch ungeheure Quantitäten von Asche, Lava und andere Gesteinstrümmer emporgeschleudert wurden, die theilweise in den Krater wieder hinabfielen, größtentheils aber rund um denselben sich absetzten und so zu der Entstehung eines hügelartigen Berges die nächste Veranlassung gaben, dessen Höhe nahe an 500 Fuß und dessen Umfang an seiner Basis beinahe 8000 Fuß betrug. Er erhielt den bezeichnenden Namen Monte nuovo oder Monte di Cinere und führt denselben auch noch jetzt. Obwohl nun dies Ereigniß durchaus keinem Zweifel unterliegt, so herrschen doch über die Art und Weise der Bildung dieser neuentstandenen Berge bis auf den heutigen Tag unter den Geologen verschiedene Ansichten, die noch ihrer Lösung entgegensehen. Manche halten nämlich den Monte nuovo nicht für das Produkt einer Aufschüttung loser, aus dem Krater hervorgetriebener Trümmergesteine, sondern für einen sogenannten Erhebungskrater, d. h. für das Produkt vulkanischer Kräfte, welche die Erdrinde an einer solchen Stelle, die den geringsten Widerstand leistete, erhoben und zuletzt durchbrochen haben, ohne daß damit ein Erguß von Lava und analogen Substanzen verbunden gewesen wäre.

Weit großartiger gestalteten sich die Verhältnisse, als gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts nach vorausgegangenem heftigen Erdbeben im spanischen Amerika zwei vulkanische Berge, man kann wohl sagen, plötzlich dem Schooße der Erde entstiegen, eine bedeutende Höhe erlangten und in derselben bis auf unsere Tage sich erhalten haben. Der eine derselben liegt in Mexiko und heißt Jorullo, der andere dagegen mehr südlich im Staate San Salvador und führt den Namen Isalco. Dieser letztere ist erst in der neuesten Zeit bekannter geworden.

Der Jorullo.

Er liegt unter 18° 53′ 30″ nördl. Breite und 2° 26′ 10″ westl. Länge von der Hauptstadt Mexiko und kann von ihr aus in sechs Tagereisen erreicht werden. Man kennt die Zeit seiner Entstehung ziemlich genau; sie fällt nämlich in die Nacht vom 28. auf den 29. Septbr. des Jahres 1759, so daß also das Alter dieses Berges nur etwa ein Jahrhundert beträgt. Glücklicherweise sind uns Berichte von Leuten erhalten worden, welche Augenzeugen waren von der Bildung dieses Vulkans, dessen Höhe 4149 Fuß über dem Meeresspiegel betragen soll, wie Burkart angiebt. Als dieser Reisende behufs bergmännischer Versuche und Arbeiten sich längere Zeit in Mexiko aufhielt, gelangte er durch einen glücklichen Zufall in den Besitz eines beim Sekretariat der Verwaltung des Bisthums von Michoacan aufbewahrten, in Guacana am 19. Oktbr. 1759 geschriebenen Briefes, worin der Augenzeuge der Erscheinung Folgendes sagt: Schon lange vor dem Ausbruche des Vulkans von Jorullo, der am 29. Septbr. 1759 des Morgens um 3 Uhr erfolgte, und zwar vom 29. Juni desselben Jahres an, wurden die Bewohner der Umgegend durch heftige Erdbeben erschreckt. Gegen zwei Uhr am Nachmittage des erstgenannten Tages war die dem Vulkan nahe gelegene Meierei des Jorullo schon ganz zu Grunde gerichtet; die von dem Berge ausgeworfene große Menge von Sand, Asche und Wasser zerstörte alle Häuser, Bäume und Zuckerpflanzungen und es blieb uns nur noch der Trost, daß kein Menschenleben dabei zu Grunde ging. Auch in dem Bergwerksorte Inguaran hatten die wiederholten Erdstöße Schrecken unter den Bewohnern verbreitet, denn die Zahl derselben belief sich auf 47 in einem Tage, die 10 bis 12, welche man in den darauf folgenden Tagen verspürte, nicht mitgerechnet; sie waren so heftig und schrecklich, daß man glaubte, es flösse irgend ein reißender Strom unter der Erde, doch

verspürte man sie am Jorullo selbst noch weit heftiger. In dem diesem Berge am nächst gelegenen Dorfe Guacana ereignete sich dasselbe, und es fiel und fällt hier noch so viele Asche, daß sie alle Felder bedeckt und die Fruchtfluren zerstört, ohne daß eine Aehre gerettet werden kann: das Vieh starb aus Mangel an Futter und Wasser, oder hat sich verloren, ohne daß die Eigenthümer wissen, wohin es geflohen. Durch den Vulkan tritt so viel Wasser aus dem Gebirge, daß der bei dem Jorullo entspringende, früher nur wenig wasserreiche Bach Guanaca jetzt nicht zu durchwaten ist und das Dorf zu überschwemmen droht; gegen 8 Uhr Abends beginnt er anzuschwellen, wächst dann bis gegen 10 Uhr Morgens des folgenden Tages und nimmt nun wieder ab. Dies Wasser ist aber so schmutzig und stinkend, daß die Thiere, welche es getrunken, davon gestorben sind. Seitdem der Vulkan in Ausbruch gerathen, sehen wir so schmutzig aus, als wären wir aus einem Grabe von Asche und Staub erstanden, und die Asche fällt in solcher Menge, daß alle Bäume geknickt werden, und die Kirche, das Hospital und die Häuser unter ihrem Gewichte einzustürzen drohen. Die Dunkelheit ist undurchdringlich und wird nur von den Blitzstrahlen unterbrochen; die Erdstöße, zwar weniger stark als im Anfange, hören noch nicht auf, sie haben Seuchen im Gefolge, welche sich weit verbreiten u. s. w.

Clavigero erzählt in seiner Geschichte von Mexiko, daß der Jorullo (der bei ihm auch unter dem Namen Joruyo vorkommt) vor dem Jahre 1759 nur ein kleiner Hügel gewesen sei, auf welchem eine Zuckermühle stand, aber am 29. September d. J. erfolgte während eines starken Erdbebens ein Ausbruch von Feuer und glühenden Steinen, wodurch jene Mühle und das Dorf Guacana zerstört wurden. In Folge dessen bildeten sich drei hohe Berge, deren Umfang nach dem Berichte des D. Juan Manuel de Bustamente, des damaligen Gouverneurs der Provinz Michoacan, worin der Jorullo liegt, aus eigener Anschauung etwa 6 Meilen betragen habe. Die Asche sei bei dem Ausbruche des Vulkans bis nach der Stadt Queretaro geschleudert und zwar in solcher Menge, daß es in der 60 Meilen davon entfernten Stadt Morelia nöthig geworden sei zwei bis drei Mal täglich die Höfe reinigen zu lassen.

Ungeachtet der Jorullo, wie wir bereits bemerkt, gerade nicht weit von der Landeshauptstadt entfernt ist, so wurde er doch bis zu Anfang unseres Jahrhunderts von keinem einzigen wissenschaftlich gebildeten Reisenden besucht. Erst von dieser Zeit an erhielten wir nähere Kunde über ihn, und zwar sind es vorzugsweise Deutsche, welche sich in dieser Beziehung unvergängliches Verdienst erwarben.

Als nämlich die spanische Regierung zur Hebung des mexikanischen Bergbaues deutsche Bergleute in Sold genommen und darauf in jenes Land geschickt hatte, haben mehrere derselben, unter ihnen besonders Schmidt, den Jorullo besucht und ihren Bericht darüber in deutschen Zeitschriften (namentlich in der Bergbaukunde) veröffentlicht. Nach einer dieser Erzählungen liegt der Berg etwa 30 Meilen von Valladolid gegen Süden entfernt und ist auf einer Fläche entstanden, auf welcher mehrere Zucker-Plantagen angelegt waren. Man verspürte Anfangs ein gewaltiges Erdbeben, welches die Bewohner dieser Gegend zur Flucht veranlaßte; hierauf öffnete sich die Erde und warf so viele Steine und Asche aus, daß viele Meilen weit sich Niemand dieser Stelle nähern konnte. Die Hauptverwüstung erfolgte indeß in einem Umkreise von 1 — $1^1/_2$ Meilen. In den ersten vier Jahren waren die fortwährenden Ausbrüche des Vulkans sehr heftig, nachher aber — und wie es scheint bis zum Jahre 1778 — ließen sie an ihrer Stärke nach. Jetzt raucht dieser Vulkan nur noch; zur Regenzeit verspürt man auch einige leichte Erderschütterungen. Der Berg hat die Gestalt eines abgestumpften Kegels, seine Höhe beträgt an der Morgenseite 5 — 600 Fuß, mit einem Verflächen von 45 Graden, an der Süd- und Abendseite ist er etwas höher. Wenn man hinaufkommt, passirt man eine Art Fläche voller Spalten, die einen Schuh und darüber breit sind, aus denen Rauch und Dampf emporsteigt; diese Fläche bildet rundumher den Kranz des Kraters, dessen Schlund ganz eingerollt und mit senkrechten oder überhängenden Felswänden umgeben ist. Die Weitung des Kraters beträgt von Süd nach Nord 800 und von Ost nach West 400 Fuß. Man findet hier keine eigentlichen Laven, sondern halb geschmolzene Steine, die mit verschiedenen Salzen zusammengebacken sind. Gegen Abend hin findet man noch an mehreren Orten brennende Stellen, und am Ende der Verwüstung, welche man das „üble Land“ (Mal-pays) nennt, trifft man außerdem viele siedend heiße Quellen an. —

Ein Anderer unserer deutschen Bergleute berichtet nach der Erzählung einer glaubwürdigen Person, die damals auf dem Landgute wohnte, welches durch den vulkanischen Ausbruch außerordentlich litt, Folgendes: Am 27. Juli im Jahre 1759 verspürte man auf dem Landgute (Hacienda) Jorullo und in der Umgegend ein Erdbeben, verbunden mit einem Getöse, welches mit dem auf einem Kanonenschuß folgenden Wiederhall Aehnlichkeit hatte. Es schien wie aus einer großen Höhle zu kommen und wiederholte sich mit den Erschütterungen alle 4 Stunden. Beides zusammen hielt etwa einen Monat an, dann aber wurden die Erdbeben häufiger und das Getöse so schrecklich, daß man glauben sollte, es wären alle benachbarten Berge zusammengestürzt; zugleich hatte es den Anschein, als wenn der ganze Erdboden gehoben würde. Auf solche Weise ging es fort, aber zuletzt so heftig und wiederholt, daß in jeder Minute 4, 6 und 8 Schläge gehört wurden, gerade als wenn zwei Kriegsschiffe sich gegenseitig beschießen. Endlich zerplatzte der Vulkan am 29. September früh um halb 4 Uhr und dabei wurde auch der Berg von S. Francisco mitten durch gespalten und auseinander getheilt. Die Erdbeben mit dem unterirdischen Donner hatten 3 Monate und 5 Tage gedauert; sie wurden alle Tage heftiger und zuletzt hielt das Getöse ununterbrochen bis zum völligen Ausbruche des Vulkans an. In der vom Gute Jorullo 20 Meilen entfernten Stadt Pasquaro waren die Erderschütterungen auch bemerkbar, jedoch nur schwach und ohne ein Geräusch dabei zu vernehmen. —

A. von Humboldt war der erste wissenschaftliche Reisende, welcher im Jahre 1803 in Begleitung seines Freundes Bonpland den Jorullo besuchte und die an ihm und die in seiner nächsten Umgebung vorkommenden Erscheinungen einer umfassenden und sorgfältigen Untersuchung unterwarf. Es könne — so meint er — selbst für denjenigen Beobachter, welcher mit dem Anblicke von Ländern, die durch vulkanisches Feuer verwüstet sind, weniger vertraut ist, nicht im Mindesten zweifelhaft bleiben, daß der ganze Boden des früher erwähnten Mal-pays, welcher einen Flächenraum von 1,500,000 Q.-Toisen einnehme, durch den unterirdischen vulkanischen Proceß in die Höhe gehoben worden sei. Da wo dieser emporgehobene Boden mit der Ebene (playa) des Jorullo zusammenhängt — welche letztere keine Aenderung irgend einer Art erlitten hat — findet man nämlich, im Osten von San Isidoro, einen senkrechten, 28 bis 30 Fuß hohen Absall des Erdreichs. Die schwarzen, thonigen Lagen, aus welchen das Mal-pays besteht, erscheinen hier wie zerbrochen und lassen in einem Durchschnitte von Nordost nach Südwest horizontale, wellenförmig gebogene Schichtungsklüfte wahrnehmen. Jenseits dieses senkrechten Absalles oder stufenweisen Absatzes steigt man über einen blasenartig gewölbten Boden nach der Schlucht oder gangartigen Kluft, welcher mehrere vulkanische Hügel oder Berge entstiegen sind, von denen einer, und zwar der größte, der eigentliche Jorullo (el volcan grande) zu Humboldt's Zeit noch entzündet war. Die Wölbung des Bodens beträgt hier an einigen Stellen 78, an anderen 90 Toisen, d. h. der Fuß des Jorullo oder vielmehr der mittlere Theil der Ebene des Mal-pays, wo der große Vulkan plötzlich emporsteigt, ist ungefähr 10 Fuß höher als der Rand des Mal-pays beim ersten senkrechten Falle. Dieses Terrain bezeichnen die

Eingeborenen mit dem Namen tierra hueca, d. h. hohler Grund. Diese Ansicht findet ihre Bestätigung in dem Getöse, welches der Huftritt von Pferden veranlaßt, in der Menge hier vorhandener Spalten, im stellenweisen Einsinken des Bodens, besonders aber in dem höchst merkwürdigen plötzlichen Verschwinden der im Jorullo-Thale befindlichen Flüsse Cuitimba und San Pedro, welche ostwärts vom Vulkan unsichtbar werden und am westlichen Rande des Mal-pays in der Gestalt heißer Quellen von 52° C. wieder zum Vorschein kommen. Die Oberfläche des Bodens zeigt sich nur mit wenig vulkanischer Asche bedeckt und das Rund-Erhabene des Mal-pays kann keineswegs als durch Aufhäufungen von Schlacken oder durch Auswürfe eines Kraters verursacht gelten, wie in späterer Zeit mehrere Gegner der Humboldt'schen Ansichten, besonders C. Schleiden, behauptet haben. Aus diesem aufgetriebenen Boden sind im September des Jahres 1759 mehrere Tausend kleiner basaltischer Kegel hervorgetreten, welche man in der Umgegend Hornos, Hornitos (Oefen) nennt. Sie liegen alle einzeln zerstreut, so daß man, um zu dem Fuße des großen Vulkans zu gelangen, gleichsam kleine gewundene Straßen zu durchwandern hat. Diese Hornitos sind kaum 6 bis 10 Fuß hoch; zu Humboldt's Zeit brach etwas unterhalb ihrer Spitze Rauch hervor, welcher etwa bis zu 50 Fuß Höhe sichtbar blieb. Im Jahre 1780 war ihre Wärme noch so beträchtlich, daß man Cigarren, an Stangen befestigt und 2 bis 3 Zoll tief in eine der Seitenöffnungen gebracht, anzünden konnte. Diese Kegel bestanden aus Basaltsphäroiden; letztere waren häufig abgeplattet und hatten 8 Zoll bis 3 Fuß im Durchmesser; eine thonige Masse, mit verschiedenartig gewundenen Schichten, umhüllt in der Regel jene Sphäroide. Ihr Kern ist dichter und frischer als die denselben umschließenden Lagen, deren Zahl öfters 25 bis 30 beträgt. Die ganze Masse der Basalte, stets durchzogen von heißen gesäuerten Dämpfen, ist in hohem Grade zersetzt, so daß sie oft nur aus einem schwarzen, eisenschüssigen Thon besteht. Bringt man das Ohr in die Nähe eines dieser Hornitos, so vernimmt man ein dumpfes Getöse, wie wenn ein unterirdischer Wasserfall sich unter ihnen bewege; vielleicht wird dasselbe durch die im Mal-pays sich verlierenden Wasser des Rio Cuitimba und San Pedro hervorgebracht. Diese Sphäroide sind also zu basaltischen Hügeln aufgethürmt, die, bei Menschengedenken, aus der Erde emporgetrieben wurden, folglich nicht als Streifen alter Lavaströme, oder als Erzeugniß zersetzter, gegliederter Basaltsäulen, noch als zufällige Aufhäufung von Auswürfen eines fern liegenden Kraters angesehen werden können. Wahrscheinlich ist es die Macht der elastischen Dämpfe, welche mit jenen Hornitos in Blasengestalt die gewölbte Ebene des Mal-pays bedeckt hat, so wie die Oberfläche einer zähen Flüssigkeit durch in ihr enthaltene, aber zu entweichen strebende Gase mit Blasen besetzt erscheint. Die die Hornitos überziehende Hülle ist so wenig fest, daß sie unter den Füßen eines Maulthieres zusammenbricht, wenn man es zum Besteigen dieser Kegel antreibt.

Als Burkart 24 Jahre nach A. von Humboldt den Jorullo besuchte, hatte sich Manches in den unmittelbaren Umgebungen des Vulkans so sehr geändert, daß die frühere Beschreibung nur noch sehr wenig auf ihn paßte, namentlich hatten seine Ausbrüche gänzlich aufgehört. Der Jorullo liegt nach Burkart in einem Thale, welches eine Legua im Durchmesser haben mag. Gegen Norden ist dasselbe von einer hohen Bergkette begrenzt, in welcher sich mehrere abgestumpfte, konische Bergformen bemerklich machen; gegen Osten durchziehen die gleichzeitig mit dem Jorullo gebildeten Feuerberge das Thal, dasselbe hier unter rechtem Winkel begrenzend und seine beiden Abhänge mit einander verbindend. Etwa 2½ Leguas nordwestlich vom Vulkan, springt die nördliche Bergkette fast rechtwinkelig in das Thal hinein, so daß es beim ersten Anblick scheint, als befände man sich in einem gänzlich geschlossenen Kessel. Dieses Thal wurde vor dem Ausbruche des Jorullo von den beiden, bereits früher erwähnten Bächen durchströmt und bewässert, welche an dem Cerro Santa Ines entsprangen und ihren Lauf von Ost nach West nahmen. Aber in der Nacht vom 28. auf den 29. September 1759 verschwanden sie plötzlich und es traten dagegen 2½ Leguas westlich vom Vulkan mehrere heiße Quellen hervor, welche das von hier aus enger werdende Thal durchfließen und, nachdem sie mehrere andere kleine Bäche aufgenommen haben, hinter dem Dorf Aguacana sich in den Rio del Marquez ergießen. Diese Quellen sind außerordentlich reich mit Schwefelwasserstoff imprägnirt, welches sich auch fortwährend aus ihnen entbindet; ihre Temperatur fand Burkart bei 30° Luftwärme gleich 38° C. Vergleicht man hiermit die Angabe von A. von Humboldt, so erhält man eine Differenz von 14,7 Grad um welche sich das Wasser abgekühlt hat, wahrscheinlich weil der unterirdische vulkanische Proceß nicht mehr seine frühere Intensität besitzt.

Von der Playa de Jorullo liegt der Hauptvulkan (el volcan grande) in gleicher Richtung, fast 2 Leguas entfernt; die Lavaergüsse und die Bodenerhebungen, welche mit dem Ausbruch im Jahre 1759 verbunden waren, haben sich bis in die Nähe der Meierei des Jorullo erstreckt. Gleich Humboldt fand auch Burkart den Boden auf dieser westlichen Seite in einer Entfernung von 1½ bis 2 Leguas um den Vulkan herum senkrecht in die Höhe gehoben. Durch dieses Emporheben ist eine 30 bis 35 Fuß hohe, senkrecht begrenzte Erhöhung um den Vulkan entstanden, welche nur an wenigen Punkten den Zugang zu demselben gestattet. Von dem äußern Rande dieser Erhebung nach dem Hauptvulkan hin steigt der Boden nur sanft an, und aus dem Quecksilberstande des Barometers ergiebt sich eine Höhe von 2806 Fuß über dem Meere für diese Ebene. Hinsichtlich der Hornitos, welche einst dieselbe in so großer Menge bedeckten, bemerkt Burkart, daß eine große Zahl derselben gänzlich verschwunden waren, viele andere ihre Form sehr geändert hatten, was er theils den, in dieser südlichen Zone eigenthümlichen, äußerst heftigen Regengüssen, theils der kräftigen, täglich sich mehr ausbreitenden Vegetation zuzuschreiben geneigt ist. Nur wenige dieser Kegel zeigten noch eine höhere Temperatur als die der Luft, und fast gar keine mehr stießen wässerige Dämpfe aus. Nahe dem Rande der emporgehobenen Bodenfläche, bestanden die kleinen Kegel größtentheils aus basaltischen porösen Laven, näher dem Hauptvulkan aus einem Konglomerat basaltischer Lava, nur schwach und ohne sichtliche Bindemasse mit einander verbunden. Dies Konglomerat, wahrscheinlich bei den Eruptionen im Jahre 1759 durch eingeschlossene Gase oder wässerige Dämpfe emporgetrieben, setzt die Kegel in concentrisch-schaligen Schichten zusammen. Durch die unausgesetzte Einwirkung der Atmosphärilien ist bei den meisten derselben die Kegelform verschwunden, während sie sich bei den basaltischen noch erhalten hat. Nur die sonderbaren Zeichnungen auf dem Boden von concentrischen, langgezogenen, 8 bis 10 Zoll von einander abstehenden Ringen lassen noch auf das frühere Vorhandensein der ersteren schließen. Doch auch diese ihre letzte Spur wird wahrscheinlich in wenigen Jahren nicht mehr sichtbar sein, da schon jetzt mächtige Lagen vulkanischen Sandes, durch Regengüsse von den steilen Abhängen des Vulkans heruntergeführt, diese concentrischen Zeichnungen an vielen Punkten bedecken.

Was nun den eigentlichen Jorullo und die ihm zur Seite liegenden Vulkane betrifft, so sind sie, wie A. von Humboldt meint, auf einer großen Spalte hervorgetreten. Der Fuß dieser Berge erhebt sich 160, ihre Gipfel aber 4 bis 500 Meter über die sie umgebende Ebene. Der mittlere unter ihnen war damals noch entzündet und in Thätigkeit begriffen; nach Norden hin hatte sich aus ihm eine ungeheure Masse basaltischer Lava, welche Bruchstücke von granitischen Syenit-Gesteinen umhüllte, ergossen. Um in den Krater des Jorullo zu gelangen, sah sich Humboldt genöthigt, mehrere Spalten zu überschreiten, aus denen schwefeligsaure Dämpfe hervordrangen und deren Temperatur 85° betrug, während in der Tiefe des Kraters die Luft eine Temperatur von 47°, an einigen

Stellen sogar von 58 bis 60° zeigte. Die Lava des Jorullo war von basaltartiger Beschaffenheit, dicht im Innern, schwammig an der Oberfläche, dabei sehr feinkörnig, keine Hornblende, wohl aber Olivin und außerdem noch kleine Krystalle glasigen Feldspaths umschließend.

Der polnische Bauer.

Allgemeine Zustände. — Branntwein. — Quacksalberei und Aberglaube. —

Aus dem Kreise Pleschen, Provinz Posen, im Februar..

Im Globus fand ich in den Briefen über Polen manche sehr zutreffende Bemerkungen über den polnischen Bauer. Da ich in der Lage bin, denselben hier in meiner Gegend seit vielen Jahren genau beobachten zu können, so glaube ich, Ihnen einige Bemerkungen über den großpolnischen Bauer senden zu dürfen. Diese Volksklasse ist unter den gegenwärtigen Verhältnissen von erhöhter Wichtigkeit; der kleine Adel will ihn für seine Zwecke gewinnen, wirft kommunistische Dinge in ihn hinein, die Geistlichkeit sucht ihn zu fanatisiren; er wird von verschiedenen Seiten her aufgerührt. Sehen wir, welch ein Mann dieser Bauer ist.

Ein Sprüchwort sagt: „Polen ist der Bauern Hölle“, und nicht mit Unrecht, wenn man sich in die Zeit zurückversetzt denkt, wo der Edelmann über Person, Zeit und Arbeitskraft des Bauern verfügen durfte. Der Bauer lebte in einem halbwilden Zustand; als Sklave seines Herrn mußte er die Befehle desselben blindlings befolgen, und Ungehorsam oder etwaige Freiheitsgelüste wurden durch starke Auflagen von Peitschenhieben vertrieben. Für seine Familie zu sorgen fand er wenig Zeit, da sowohl der Edelmann und dessen Beamte seine Zeit völlig in Anspruch nahmen und als Lohn ihn noch obendrein mit Stockhieben traktirten. Seine Wohnung glich vollkommen der eines Wilden, nur etwa mit dem Unterschiede, daß in jene des Letztern Licht und frische Luft ungehindert eindringen kann, während in die Wohnung des Erstern weder Licht noch frische Luft kam; ein pestartiger Geruch strömte jedem Eintretenden entgegen. Gewöhnlich theilte der Mensch den engen Raum seiner Hütte noch mit den Hausthieren.

Doch dieser Zustand hörte durch deutsche Einflüsse auf. Der Bauer fing an ein Anderer zu werden, als er frei wurde. Der Ertrag seiner Arbeit gehörte nun ihm, kam ihm und seiner Familie zu gute. Nach und nach erhob er sich etwas aus dem gesunkenen Zustande. Wer vor 30 und 40 Jahren im Posenschen die polnischen Dörfer und ihre Bewohner gesehen hat und sieht sie heute wieder, erstaunt über den unverkennbaren Fortschritt. Zwar fehlt noch sehr, sehr viel, wenn die Ländereien dem polnischen Bauer einen Ertrag gewähren sollen, wie dies bei den Deutschen der Fall ist. Seine Ackerwerkzeuge sind noch immer höchst einfach, er kann daher auch nur unvollkommene Arbeit mit ihnen liefern. Bei Bewirthschaftung der Ländereien ist das Dreifeldersystem allgemein. Aber so viel auch jetzt noch mangelt, es ist doch immerhin schon ein Fortschritt gethan, und Zeit und Belehrungen und deutsche Beispiele werden wohl auch ferner dazu beitragen, daß es weiter vorwärts gehe. Manche Wohnung hat einen freundlichern Anstrich gewonnen, manchmal ist sie sogar schon von einer Obstbaumpflanzung umgeben. Die berüchtigte „polnische Wirthschaft“ hat sich schon in Manchem geändert, seitdem deutsche Einflüsse und Rechtssicherheit vorhanden sind.

Der Körperbau des Bauern ist kräftiger Natur, obwohl er sich mit den einfachsten Speisen begnügt. Kartoffeln, Erbsen und Sauerkraut sind die gewöhnlichen Nahrungsmittel. Oft genießt man die Speisen ohne jegliche Würze, selbst ohne Beigabe von Fett. Fleisch ist ein Leckerbissen und kommt selten auf den Tisch. Während der Fastenzeit fettet man die Speisen nicht mit Speck oder Butter, sondern mit Lein- oder Rüböl. Bei dürftiger Nahrung verrichtet der Bauer doch anstrengende Arbeiten mit frohem Muthe. Freilich bedarf er dazu eines Hebels: — des Branntweins, dem er fröhnt, als wäre er ein nordamerikanischer Indianer.

Der Branntwein ist das krebsartige Geschwür, woran fast der ganze Bauernstand leidet. Ohne dieses unglückliche Getränk scheint ihm die Welt öde und leer, sein Dasein ein elendes. Der Branntwein trägt zu nicht geringem Theile die Schuld, daß die Ländereien des Bauern so mangelhaft bestellt werden. Der Wohlstand wird daher auch nicht eher fest gegründet sein, als bis er diesem Laster entsagt. Ob er das aber thut?? Tausende von Wirthschaften sind schon dem Götzen Feuerwasser zum Opfer gefallen. Hier nur ein Beispiel. Ein Bauer in meiner Nähe besaß eine schöne, große Wirthschaft in blühendem Zustande. Der Viehstand war vortrefflich und Alles wäre recht gut gegangen ohne den Branntwein. Trank der Bauer tüchtig, so stand ihm seine Ehehälfte im Trinken nicht nach, und kaum waren ein paar Jahre in's Land gegangen, da mußte er seiner Väter Wirthschaft verlassen und eine kleinere annehmen. Nach einem Jahre war jedoch auch diese dem Götzen zum Opfer gefallen. Jetzt dient der Mann als Knecht.

Wenn der Bauer bei dem Besuche der Kirche, des Marktes oder des Kruges einmal in's Trinken kommt, und das thut er fast durchgängig, dann ist auch sehr selten an ein Maßhalten zu denken. Ununterbrochen gießt man Branntwein hinab. Die Stimmung des Trinkers wird eine äußerst heitere. Kaum ertönt ein Dudelsack oder eine elende Fiedel, so beginnt auch schon der Fuß den Boden zu stampfen; die Melodien oder Tänze begleitet er sogleich mit seinem Gesang und tanzt dabei, den ersten Besten packend, in der Stube umher. Das Gelage dauert fort, bis endlich des Schnapses Kraft sich zeigt und der Bauer sanft oder unsanft unter den Tisch oder bei seinem Heimgang in einen Graben oder auch mitten in den Weg fällt, wo er dann seinen Rausch ausschläft. Vor einiger Zeit ging in einer finstern Nacht das Rad eines Wagens einem solchen Trunkenbold über den Kopf, und dieser Fall steht nicht vereinzelt da, sondern kommt häufig vor.

Doch nicht immer verläuft es so ruhig bei den Gelagen. Oft gerathen die erhitzten Köpfe aneinander. Stuhlbeine, Stöcke, Steine und Messer bilden furchtbare Waffen in der Bauern Händen, und ohne blutige Köpfe geht es niemals ab. Es kommt auch häufig vor, daß Leute zu Krüppeln geschlagen werden, oder gar todt auf dem Platze bleiben. Nicht selten nehmen die Frauen am Kampfe thätigen Antheil und machen den Gegnern ihrer Männer nicht wenig zu schaffen, indem sie diesen die Haare zerzausen und das Gesicht zerkratzen. Eine Vorstellung von dem Toben, dem Geschrei und Lärmen kann sich nur Der machen, der einer solchen polnischen Prügelei schon zugesehen hat.

Die kleidsame Nationaltracht ist schon fast gänzlich verschwunden. Ein Theil des Volkes schwelgt noch immer in Hoffnung des wiederherzustellenden Königreichs Polen und giebt sich Täuschungen hin, die zu erfüllen nur Göttern möglich wäre. Die

Bauern werden von der Geistlichkeit aufgeregt, welche einen großen Einfluß auf sie ausübt; andere hoffen durch Wiederherstellung des neuen Königreiches ihre zerrütteten Finanzen zu verbessern, oder ein kleines Hauswesen mit einem größern zu vertauschen. Aber der klügere Theil gedenkt der Zeiten, wo der Bauer auf ein Strohgebund gelegt und ihm die Autorität des Edelmanns sehr handgreiflich klar gemacht wurde.

Der polnische Bauer ist im höchsten Grad abergläubig. Er glaubt an gute und böse Tage, und wird an letzteren niemals Getreide säen, weil es ihm sonst mißrathen würde; auch unternimmt er an solchen Tagen kein wichtiges Geschäft, weil er das Fehlschlagen desselben befürchtet. Am Sonnabend würde er um keinen Preis Dünger auf's Feld fahren; der Hagel würde unfehlbar seine Felder verwüsten. Beim Säen gebraucht er bei jeder Getreideart besondere Mittel. Bei Weizen und Hirse nimmt er entweder Erde vom Kirchhofe oder auch einen Knochen und thut ihn in das Getreide, damit die Sperlinge den Samen nicht auffressen und zur Zeit der Ernte das Feld nicht verwüsten. Die Sperlinge besuchen freilich trotzdem das Weizen- oder Hirsefeld, und dann „verbannt" er sie auf irgend einen Baum oder in einen Strauch. Er nimmt zu diesem Behufe neun Körner Weizen oder Hirse, geht vor Sonnenaufgang auf das bestimmte Feld und spricht an jeder der vier Ecken drei Mal: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes." Darauf geht er auf einen Baum oder Strauch zu, zerkaut diese neun Körner und wirft sie bei dem Verbannungsorte rückwärts über den Kopf.

Am Weihnachtsabende giebt jeder Bauer dem Vieh Häring, Hagebutte, Honig, Striezel und Brot ein; ebenso umbindet er jeden Obstbaum mit einem Strohseile, damit derselbe reichlich Frucht trage. Es kommt vor, daß eine Kuh lange nicht rindert; dann nimmt er ein Mützchen von einem Kinde, das noch nicht sechs Wochen alt ist, wäscht dasselbe und giebt das Wasser der Kuh zu trinken. Beim Kalben einer Kuh achtet er darauf, ob es blökt. Wenn dies der Fall ist, setzt er es nicht ab, weil es doch „eingehen" würde. In die erste Suppe, welche diese Kuh erhält, legt er eine Scheere und einen Kamm, damit sie gut fressen soll und ihr die Milch nicht „abgenommen" werden könne. Ebenso giebt man einem Schwein in die erste Suppe Excremente von einem Hundr, damit es gut fressen soll. Beim „Absetzen" eines Kalbes nimmt sowohl der Bauer als seine Frau ein Stückchen Brot in den Mund, welches sie zerkauen, damit das Kalb leicht fressen lerne.

Aehnlicher Mittel giebt es so viele, daß um sie alle aufzuschreiben ein Foliant nöthig wäre.

Ein Bauer, welcher selbst erkankt, oder in dessen Familie sich Jemand unwohl befindet, nimmt nicht etwa seine Zuflucht zu einem Arzte, denn dieser kann ihm nach seiner Meinung doch nichts nützen; nein, er geht zum ersten besten alten Weib oder Manne, welche in dem Rufe stehen, sie könnten „gut versprechen". Nun wird die betreffende Krankheit „versprochen" und man quacksalbert.

Damit der Leser sich einen Begriff von dieser Heilmethodr mache, theile ich statt Hunderter nur zwei „Versprechungen" mit.

1. Bei allen Krankheiten anzuwenden.

Komm in mein Herz, o mein Gott, als ein hochgewünschtes Gut. Zwar wirst du in mir nicht finden Würdigung deiner Hoheit, doch aber weil du aus Nichts Alles machst, so mache dir einen Thron in mir, auf welchem dir beliebt zu bleiben.

Komm mein Heiland, der du bist gegeißelt worden mit sechstausend und sechshundert und sechsundsechszig Streichen, daß kein Fleck ohne Wunden übrig war: ich küsse Hände und Füße und dein Herz noch vielmehr; wenn du, mein Jesu, mit dem Speer das Herz aufschliesßen wirst, wiest du mich, so hart ich bin, auch aufschließen. Ich sehe dein Haupt mit Dornen gekrönt, die Augen vom Wachen trübe, die Wangen mit Maulstreichen zerschlagen, die Achsel durch Schwere des Kreuzes eröffnet zur Heiligung meiner armen Seele

In die sechstausend, sechshundert und sechsundsechszig Streiche 1. verberg ich, 2. versenk ich, 3. verschließ ich alle Krankheit.

Heilige Dreifaltigkeit, sei gelobt und gebenedeiet. Gott Vater, Sohn und heiliger Geist, durch deinen Namen versegne ich dieser Person alle Krankheit. ††† Amen.

2. Bei einer Augenkrankheit.

Maria ging über Berg und über Thal, trug drei Blumen in ihrer Hand. Die eine war Gott Vater, die andere Gott Sohn, und die dritte war Gott heiliger Geist, die Blume uns Wehethat vom Auge reißt.

Gott grüße dich, du gnadenreiche Morgen-, Mittag- und Abendsonne und Mond; nehmt diese Krankheit davon; nehmt sie, um Mitternacht, da soll sie sein fortgebracht. ††† Amen.

Weitere Nachrichten aus Tibet. Desgodin's Reisen und seine Besuche in den Lamaklöstern. — Ueber den Dalaï Lama.

Des Lazaristen Desgodin Schilderung der tibetanischen Hochebenen. — Heerden; der Jak und der Dzos. — Spärlicher Ackerbau. — Gastliche Aufnahme und Festlichkeiten in Tsiambo. — Besuche in den Lamaklöstern. — Ein fleischgewordener Gott. — Der Lamaismus und die lamaische Hierarchie. — Päpste und Kardinäle. — Wahl des Dalai Lama. — Hofränke. — Drei Päpste nach einander vergiftet. — Der Nomichan. — Aufstand der Mönche des Klosters Sera bei Hlassa. —

Wir wollen unsern frühern Bericht über die Reisen muthiger Lazaristen, welche von dem westlichen China aus nach Tibet hineingedrungen sind, vervollständigen und nehmen unsere Schilderungen da auf, wo wir S. 245 abbrachen. Wir erzählten die Erlebnisse, welche Thomine Desmazures und Durand in den Städten Kiaondo und Kiang ka gehabt, und wie man von der tibetanischen Hauptstadt aus ihrem weitern Vordringen Hindernisse in den Weg legte. Diese Mittheilungen werden durch einen Brief des Missionärs Desgodins vervollständigt; derselbe ist datirt aus Tschamouto oder Tsiambo vom 26. August 1861, und wir wollen den wesentlichen Inhalt wiedergeben.

Die Missionäre blieben etwa zwei Monate in Kiang ka und verhandelten hin und her mit den chinesischen und tibetanischen Mandarinen. Sie drangen darauf, ihre Reise nach Hlassa fortzusetzen, konnten aber nichts ausrichten. Endlich trennten sie sich in zwei Partien. Fage, Goutelle und Durand blieben in Kiang ka, um gelegentlich nach der früher von uns erwähnten Missionsstation Bonga zu gehen, während Thomine, Renou und Desgodins am 5. August abreisten und die Richtung nach Hlassa einschlugen. Seit einem Monate hatte es fast ununterbrochen geregnet; jetzt wurde aber der Himmel klar und die Wanderung durch Gegenden, welche so viel Neues darboten, war sehr angenehm. Sie führte

über eine Reihenfolge von Thälern oder eigentlich gewaltigen Hochebenen, deren mittlere Erhebung über der Meeresfläche mindestens zehn- bis zwölftausend Fuß beträgt. In allen Thälern strömen große Bäche und manchmal auch beträchtliche Flüsse, welche in größere Wasserläufe einmünden. Unter diesen sind der Kin scha liang und der Lan tsang liang die bedeutendsten. Zwischen diesen beiden laufen, als trennende Schranke, sehr hohe Gebirgsketten von Nord nach Südost; der erstgenannte Strom durchzieht China und bildet in seinem untern Laufe den Yang tse kiang; der andere fällt unweit von Saigong in's cochinchinesische Meer; er wäre demnach der Me kong. Die höchsten Gipfel jener Gebirge sind stets mit Schnee bedeckt, und selbst im August führte der Weg manchmal über Strecken, wo noch Schnee lag. Sie bildeten einen eigenthümlichen Gegensatz zu den Frühlingsblumen und zu dem fast reifen Getreide an den Bergabhängen. Auf kleinem Raume waren gleichsam alle Jahreszeiten vereinigt.

Die Thäler bilden sehr ausgedehnte Weidegründe, auf welchen zahlreiche Heerden von Yaks (— Grunzochsen, tangutischen Büffeln —) weiden; außerdem auch viele Dzos, das heißt Hornvieh, welches aus einer Kreuzung vom Yak und dem gewöhnlichen Rindviehschlag entsteht, und dann auch manche Heerde dieses letztern. Auch Pferde, Maulthiere, Schafe und Ziegen sieht man in unzähliger Menge auf diesen Bergweiden. Die Heerden bilden den Reichthum des Landes; Yaks und Dzos dienen als Lastthiere, geben den Bewohnern eine saftige Nahrung und aus dem langen Haar dieser Thiere verfertigt man Seile und Decken. Das tibetanische Pferd ist hübsch und zierlich gebaut, dabei kräftig und klettert an den Bergen hinauf und hinab wie eine Ziege. Jedermann ist in diesen Gegenden beritten. Das Vließ der Schafe und Ziegen ist beinahe seidenweich, verdient durchaus seinen guten Ruf, und das Fleisch dieser Wollthiere schmeckt vortrefflich.

Der Ackerbau will in dieser Region der Viehzüchter nicht viel bedeuten. Bei den Dörfern findet man allerdings einige Ackerstrecken mit Weizen, Gerste, Kin ko (einer Abart von Gerste) und Buchweizen bestellt; kleine Gärten sieht man nur dann und wann, und sie gehören allemal einem Chinesen, der wohl auch etwas Gemüse zieht, das aber nicht gut ist, weil der Winter zu früh eintritt und die Pflanzen zu ordentlichem Ausreifen kaum Zeit haben. Auf dem Wege nach Hlassa sind überhaupt Dörfer in sehr geringer Menge vorhanden; nur allein in der Gegend von Tscha ya ist das Land weniger dünn bevölkert.

Die Region jenseits Kiang ka wird von den Chinesen als sehr barbarisch verschrieen, weil die Bewohner sich einigermaßen unabhängig erhalten haben und den durchreisenden Mandarinen so viel als irgend möglich abpressen. Gegen uns, sagt Desgodins, waren sie äußerst gefällig; sie schienen zu begreifen, daß wir gekommen seien, um ihnen Gutes zu erweisen, nicht aber um sie „aufzufressen“. Die Häuptlinge, sonst ein Schrecken aller Reisenden, machten uns freundschaftliche Besuche und brachten Geschenke; die letzteren konnten wir freilich nicht erwiedern, denn wir hatten nichts zu geben. Das war allerdings ein Uebelstand, denn in Tibet muß man bei jedem Besuch erst eine Kata, ein feines Seidentuch, überreichen und obendrein irgend ein Geschenk beifügen.

Ueberall nahm man uns vortrefflich auf, und hier in Tsiamdo zogen wir gewissermaßen im Triumph ein. Die fünf Mandarinen und die Soldaten, alle in Staatskleidern, empfingen uns vor der Stadt unter Zelten; man reichte uns Thee, geleitete uns zum Kong kuan, der für uns hergerichteten Ehrenwohnung, und bald erschienen auch andere Beamte, um uns die Aufwartung zu machen. An Ehrenmahlzeiten fehlte es gleichfalls nicht, und die gegenseitigen Besuche wollen kein Ende nehmen. Wie sich doch die Zeiten geändert haben! Vor wenigen Jahren noch tödtete man die Missionäre, oder führte sie als Gefangene nach Canton (— Herrn Huc —); jetzt werden sie mit einer Höflichkeit ohne Gleichen, und obendrein von den Mandarinen, in ihre Missionen eingeführt. Dieses Mirakel in der chinesischen Politik verdanken wir den englisch-französischen Waffen und den Verträgen. Auch haben sich manche hohe Würdenträger in Peking günstig für uns ausgesprochen und das ist auf andere Beamte nicht ohne gute Wirkung geblieben. Manche Mandarinen haben uns sogar gebeten, daß wir an höherer Stelle unsern Einfluß zu ihren Gunsten geltend machen möchten. Wir wollen diese günstigen Umstände benutzen, uns in Hlassa selbst festzusetzen, und dort für Tibetaner und Chinesen Schulen eröffnen, namentlich aber uns verlassener Kinder annehmen.

Aber wir werden auf viele und große Schwierigkeiten stoßen. In der Stadt Hlassa allein leben mehr als zwanzigtausend buddhistische Geistliche, Lama's, deren religiöser und politischer Einfluß gewaltig ist. Es scheint, als ob diese Bonzenarmee vor unseren geringen Personen sich sehr fürchte; denn als sie Nachricht bekamen, daß wir im Anzuge seien, verlangten sie vom chinesischen Gouverneur, daß er uns das Predigen verbieten möge. Wir wissen noch nicht, welche Wendung diese Sache nehmen wird; vielleicht verweist der Gouverneur die Bonzen auf den Inhalt des Friedensvertrags. Wir unsererseits vertrauen auf Gott und die Wahrheit, denn sonst wäre es doch wohl etwas leichtsinnig, mit dem Kopfe gegen den ganzen Lamaismus anzurennen, und Hlassa ist die feste Burg desselben.

Aber nicht alle Lamas sind so schlimm. Wir haben zwei ihrer großen und prächtigen Klöster besucht und hatten uns der allerbesten Aufnahme zu erfreuen. Die Leute sprachen viel von Europa und dessen Herrlichkeiten, über Philosophie, Theologie, Astronomie, Mechanik, Botanik und dergleichen mehr. Sie wunderten sich auch, daß ausländische Barbaren, wie wir, über wissenschaftliche Gegenstände Rede und Antwort geben konnten und sogar allerlei wußten, was ihnen neu war. Die meisten sind aber ungebildete Leute. Unter den Oberlamas in Tscha ya lernte ich einen Mann mit heiterm, blühenden Gesichte kennen; sein Blick war lebhaft und seine Unterhaltung lebendig und geistvoll. Er betrachtete mit großem Interesse unsere naturwissenschaftlichen Abbildungen und hatte Freude an unserm Fernrohr und dem Mikroskop. Er war ein lebender Buddha, ein fleischgewordener Gott, aber ich behandelte ihn wie einen simpeln Sterblichen. Er war von uns dermaßen erbaut, daß er den Wunsch aussprach, in Tscha ya möchte eine Mission gegründet werden.

Wir haben schon drei große Lamaserien gesehen. Die in Litang zählt drei- bis viertausend Lamas, jene in Tscha ya wohl an die neunhundert und die hier in Tsiamdo ungefähr dreizehnhundert. Die Lamas bleiben aber nicht allzeit in ihren Klöstern: manche besuchen Familien und beten dort, andere machen Wallfahrten und betteln unterwegs, noch andere treiben Handel auf eigene Rechnung oder für das Kloster. Frömmigkeit und Studien nehmen nicht gerade viel Zeit in Anspruch. —

(— Das pflegt in den europäischen Lamaserien, z. B. in Italien, Spanien und noch anderen Ländern sich oft ebenso zu verhalten wie in Tibet. — Aber der christliche Mönch Desgodins, der immer den Ausdruck Lamaserie gebraucht, obwohl er ebenso gut auch Kloster sagen könnte, ruft salbungsvoll aus: „Welch ein Gegensatz zu unseren christlichen Klöstern, wo Alles so ernst zugeht, so wohl geregelt, so fromm, so nützlich ist. Ohne Frage, der Teufel, dieser Nachäffer der Gottheit, deren Rechte er usurpirt, hat hier in Tibet unsere Mönchseinrichtungen nachahmen wollen, aber er ist damit nicht zurecht gekommen, sondern er hat nur einen kläglichen Nachdruck zu Stande gebracht!“ —)

Der muthige Lazarist bemerkt weiter, daß er schon unterwegs mit Belehrungen den Anfang gemacht habe. Vier junge Männer erboten sich, mit nach Hlassa zu gehen; sie wollten eine Pilgerfahrt dorthin unternehmen und lernten nun den römischen Katechismus. In Hlassa wollten die Lazaristen einige von Renou in tibetanischer Sprache verfaßte Andachtsbücher drucken. Freilich kam es vor allen Dingen darauf an, erst einmal nach der Hauptstadt der buddhistischen Welt zu gelangen. Von Tsiamdo dorthin hat man fünf und zwanzig große Stationen zurückzulegen, zusammen 250 Lieues, also reichlich 130 deutsche Meilen. Die Reisenden gebrauchen

dazu gewöhnlich 35 bis 40 Tage und der Weg ist ungemein beschwerlich. Zur Winterszeit erfrieren Manche oder stürzen in die Abgründe, aber im Sommer ist keine Gefahr.

„Wir werden durch Gegenden kommen, welche an Höhe dem Himalaya wohl nicht nachstehen. Aber die Gestaltung beider Gebirgsketten ist sehr verschieden. Im Himalaya sind die verschiedenen Ketten durch ungeheure und sehr tiefe Schluchten getrennt, und das ganze Gebirge bietet einen ungemein großartigen Anblick dar, aber hier in Tibet ist das ganze Land sehr hoch; die Ebenen, welche zwischen den Gebirgen liegen und Thäler bilden, erscheinen als Wellen eines mächtigen Plateaus und der Blick ist fast immer begrenzt. Das Gestein liegt überall geschichtet, aber in unendlich mannigfaltiger Art, bald senkrecht, bald wagerecht, geneigt, gebrochen oder gekrümmt, und dazwischen laufen Lagen von verschieden gefärbter Erde. Sehr häufig ist ein schwarzer Marmor mit weißem Geäder und ein gelblicher Kalkstein. Wälder sieht man fast gar nicht, und der Mangel an Holz ist so groß, daß man als Brennstoff den Viehdünger benutzt, die sogenannten Argols; die Tibetaner haben dafür den Ausdruck Kiebna. Dagegen sind die Weiden sehr reich an duftenden Gewächsen und Arzneipflanzen."

* * *

Wir wollen den obigen Bemerkungen des Lazaristen Desgodins Einiges hinzufügen und zunächst hervorheben, daß Karl Friedrich Köppen's Buch: „Die lamaische Hierarchie und Kirche", Berlin 1859 (bei Ferdinand Schneider) seinen Gegenstand in ganz ausgezeichneter Weise behandelt. Es ist ein Werk, welches seinem Verfasser und der deutschen Wissenschaft Ehre macht, und bildet in gewisser Beziehung eine Fortsetzung und Ergänzung von Köppen's nicht minder sorgfältig gearbeitetem Werke: „Die Religion des Buddha". Der Abschnitt über die lamaische Hierarchie und Kirche läßt nichts zu wünschen übrig und gewährt auch in das Klosterleben einen tiefen Einblick Köppen hebt hervor, daß der Lamaismus an sich und in seinem Ursprunge nichts weiter sei, als ein korrumpirter, durch Siwaismus verunstalteter Buddhismus, über welchen er auch in seiner religiösen Theorie kaum hinausgekommen sei; auch habe er nichts wesentlich Neues geschaffen. Seine Dogmatik und Moral, seine Kosmologie und Metaphysik sind buddhistisch; seine Profan-Mythologie, Dämonologie und Magie, so weit diese letztere für kanonisch gelte, seien theils buddhistisch, theils siwaitisch. Der Lamaismus sei der buddhistische Katholicismus. Die Fortentwickelung und Vollendung der priesterlichen Gewalt in sich und den Laien gegenüber, und die damit verbundene Ausbildung einer äußern, sichtbaren, Länder und Völker beherrschenden Kirche und eines Kirchenstaates, sei der wesentliche Charakterzug, durch welchen sich der eine vom ältern Christenthum, der andere vom indischen Buddhismus unterscheide. —

Die Spitze des hierarchischen Systems bilden die beiden souveränen, sich gleich dem Phönix stets verjüngenden, unsterblichen, unfehlbaren, nach der Meinung der Gläubigen geradezu allwissenden und allmächtigen Großlamen. Der eine wohnt auf Potala (— das ist richtiger als Buddha la, wie Huc schreibt —) bei Hlassa; er ist der sogenannte Dalai Lama; der andere wohnt in bKra schiss Lhun po (Tischaschilumbo), und ist der Pan tschhen (Rembudschi). Beide sind nicht blos Oberhäupter der Geistlichkeit und Kirche, sondern zugleich weltliche Herrscher Tibets, jeder in seinem Theile. Bei übrigens gleicher geistlicher Autorität hat der Dalai Lama ein viel größeres Gebiet und also auch eine größere politische Macht als der Pan tschhen. Beide waren, als Jünger und Nachfolger Tsongkhapa's, ursprünglich nur Oberpriester der von diesem gestifteten gelbmützigen Tugendsekte, dGe tuggs pa, und wurden höchstens als solche von den älteren rothmützigen Sekten anerkannt, deren Häupter lange Zeit denselben Rang in Anspruch nahmen. Aber nun sind, wahrscheinlich durch Einfluß der chinesischen Regierung, die obersten Bischöfe der Rothmützen, z. B. auch in Ladakh und Butan, in eine gewisse Abhängigkeit von den gelbmützigen Päpsten gebracht worden.

Die zweite Rangklasse der lamaischen Hierarchie besteht aus den sogenannten Chutuktus. Der Name ist mongolisch und bedeutet ehrwürdig. Sie entsprechen etwa den Kardinälen und Erzbischöfen, deren Verrichtungen ihnen auch, je nach Zeit und Umständen, obliegen. Auch sie gelten für wiedergeborene Heilige. Sie bilden das geistliche Konsistorium, sind Stellvertreter des Dalai Lama, auch oberste Seelenhirten und Aufseher in den Sprengeln der lamaischen Kirche; im eigentlichen Tibet ist aber auch die ganze Civilverwaltung in ihren Händen. Es giebt auch weibliche Bischöfe, Chutuktissinnen.

Die Chutuktus haben mit dem Dalai Lama und dem Pan tschhen Lama das Prädikat Rin po tschhe (Rembudschi), d. h. Kleinod, gemein; auf sie folgen im Range die simpeln Wiedergeborenen, die Chubilghane, deren Anzahl sehr groß ist. In der Mongolei und im Schneelande Tibet rühmen sich zahlreiche Klöster eines inkarnirten Abtes, eines lebenden Buddha, und ein solcher war auch jener, von welchem weiter oben der katholische Mönch Desgodins spricht. Jedes lamaische Kloster trachtet darnach, einen lebendigen Heiligen zu besitzen, etwa so wie im Abendlande jedes einen todten Heiligen oder Reliquien von einem solchen zu besitzen wünscht. Die päpstliche Centralgewalt in Hlassa kommt, namentlich bei den Mongolen, derartigen Wünschen gern entgegen.

Ueber die Lebendigwerdung Buddha's in vielen verschiedenen Personen entschied früher allein die päpstliche Hierarchie zu Hlassa; seit einigen Menschenaltern reden aber, aus politischen Gründen, die chinesischen Behörden ein Wort hinein und bezeichnen die Individuen, in denen Gott Fleisch geworden sei.

Die Wahl des Dalai Lama findet in folgender Weise statt. Wenn die Seele des Papstes der buddhistischen Welt die körperliche Hülle abgestreift hat, dann müssen die Namen sämmtlicher, um die Zeit seines Todes in Tibet geborenen männlichen Kinder in das Tempelkloster b La brang zu Hlassa eingesandt werden. Namentlich haben solche Eltern, die da glauben, in ihren Familien eine Inkarnation (einen fleischgewordenen Gott) zu besitzen, besondere Mittheilungen zu machen. Die Wahl darf dann erst vorgenommen werden, wenn unter den bezeichneten Kindern drei wirkliche, wahrhaftige, unzweifelhafte Chubilghane aufgefunden worden sind, das heißt, bis man drei Kandidaten aufgestellt hat, welche auch der chinesischen Regierung, also der Schutzmacht, völlig genehm sind. Nur die Namen dieser drei Kinder werden auf goldene Wahlzettel geschrieben und in eine goldene Urne gethan, welche der chinesische Kaiser Khian lung zu diesem Behuf im Jahre 1792 nach Hlassa geschickt hat. Nun tritt das Kardinalkollegium zum Conclave zusammen, bleibt unter Fasten und Gebeten sechs Tage in geistlicher Zurückgezogenheit; am siebenten zieht der Dekan das Loos, und der Säugling oder Knabe, dessen Name aus der Urne hervorgeht, wird dann Dalai Lama. Die beiden anderen Kandidaten erhalten jeder ein Schmerzensgeld von 500 Silberunzen. —

An Ränken fehlt es in Hlassa nicht, und eben so wenig an Unruhen. Abbé Huc erzählt, wie wild es 1844 im lamaischen Rom herging. Der Dalai Lama, das geistliche Oberhaupt der buddhistischen Welt, war damals ein neunjähriger Knabe; seine drei Vorgänger waren alle eines gewaltsamen Todes gestorben, bevor sie das Alter der Volljährigkeit, nämlich das zwanzigste Jahr, erreicht hatten. Darüber war die Bevölkerung in Trauer und Bestürzung; sie vermuthete, daß dabei grauenvolle Missethaten im Spiele seien; man erzählte auf den Straßen und in den Klöstern die Einzelnheiten, welche sich bei jeder dieser drei Mordthaten zugetragen hatten. Der eine sei erwürgt, der zweite von der Decke seines Schlafgemachs erschlagen, der dritte vergiftet worden. Allgemein wurde der Nominchan als Thäter

bezeichnet, d. h. der „Glaubenskönig". Er ist gleichsam Vicekönig, Premierminister, und leitet die weltlichen Geschäfte; er war gleichsam Vormund des unmündigen Dalai Lama. Seine Stelle ist also einflußreich. Der damalige Inhaber stammte aus einer fürstlichen Familie in Sifan (Tangut), war sehr ehrgeizig und hatte die nicht weniger als fünfzehntausend Köpfe zählende Mönchsbevölkerung des Klosters Sera, das ganz in der Nähe von Hlassa liegt, durch Ertheilung von Privilegien und Geldspenden ganz für sich gewonnen. Diese Lamaarmee war also dem Nominchan völlig ergeben, und die übrigen Minister (es sind deren vier und sie heißen Kalono) konnten dem Verbrecher nichts anhaben. Die Mönche erklärten den Bösewicht, welcher drei Päpste ermordet hatte, für einen Heiligen ersten Ranges.

Die Minister und Kardinäle nahmen zur List ihre Zuflucht, und verständigten sich auch mit dem zweiten Papst, dem Pantschhen Rembudschi von Dschaschilumbo. Die Kardinäle bezeichneten einen Knaben als eventuellen Papst und der Nominchan bewies demselben scheinbar große Ehrfurcht. Die Feinde des Mörders schickten 1844 insgeheim eine Gesandtschaft nach Peking und ließen Eröffnungen am kaiserlichen Hofe machen. Dieser nahm sich der Sache an und fertigte einen klugen Diplomaten, den aus der Zeit des ersten englischen Opiumkrieges bekannten Ki schan, nach Hlassa ab. Dort verständigte sich dieser schlaue Mandschu mit den Gegnern des Nominchan, verhaftete denselben und nahm auch dessen nächste Vertraute gefangen. Um von denselben Geständnisse zu erlangen, ließ er ihnen lange Bambusnadeln unter die Fingernägel schlagen, denn „durch dieses Mittel wurde die Wahrheit vom Irrthum abgesondert und das Verfahren des Nominchan zu Tage gelegt". So lautet der chinesische Bericht. Der Nominchan sollte auf die Folter gebracht werden, gestand aber im Voraus sein Verbrechen ein: einen Papst habe er vergiftet, den zweiten erstickt, den dritten erwürgt.

Der Bericht ging nach Peking ab. Drei Monate später war ganz Hlassa in einer ungeheuern Aufregung, denn am Palast des Nominchan und in der Hauptstraße der Stadt war auf gelbem Papier ein mit einem Rande von geflügelten Drachen umgebenes Edict Seiner Majestät angeheftet. In demselben schilderte der Kaiser die Thaten des Verbrechers, welcher auf ewige Zeiten nach der Mandschurei verbannt wurde. Das war allerdings für einen dreifachen Mörder eine gelinde Strafe.

Aber die Mönche des Klosters Sera, welche ihren Privilegien und Geld spendenden Beschützer verloren, wurden grimmig und wüthend. Die geistliche Armee verließ Gebetbücher und Gebetmühlen und griff zu irdischen Waffen. Die wildgewordenen Bonzen stürmten nach der Hauptstadt; durch dichte Staubwolken tönte ihr Geschrei. Das Volk rief: „Die Lamas von Sera kommen!" und diese wälzten sich wie eine Lawine nach dem Palaste des chinesischen Diplomaten. „Nieder mit Ki schan, Tod den Chinesen!" war ihr Schlachtruf. Aber Ki schan hatte sich vorsichtig entfernt. Dann theilten die Bonzen sich in mehrere Haufen; es kam zum Blutvergießen und ein tibetanischer Staatsminister wurde in Stücke zerrissen. Das Gefängniß des Nominchan wurde erbrochen und die Bonzen wollten den Befreiten im Triumphe nach dem Kloster Sera tragen. Aber dessen weigerte er sich, weil dadurch seine Lage nur verschlimmert werden könne; er wolle dem kaiserlichen Erlaß Folge geben.

Als die Nacht hereinbrach, zogen dann die Mönche, welche selbst von ihrem bisherigen Beschützer nur mit Mühe beruhigt werden konnten, nach ihrem Kloster zurück, drohten jedoch, am folgenden Tage wieder zu kommen. Als sie diesen Plan verwirklichen wollten, wurden sie von tibetanischen und chinesischen Soldaten angegriffen und die Bläser der Meermuschel gaben das Zeichen zum Angriffe.

Da entfiel den geistlichen Ruhestörern der Muth. Sie warfen die Waffen weg, flüchteten in ihre Klosterzellen, holten die Gebetbücher wieder hervor und sangen bald nachher im Tempel wie gewöhnlich ihren Chorgesang, — als ob gar nichts vorgefallen wäre!

Die geographische Gruppirung der keltischen Völker.

Ein sehr gründlicher Gelehrter, Dr. H. Brandes in Leipzig, hat die Streitfrage über die alten Kelten in einem vortrefflichen Werke zu einem gewissen Abschlusse gebracht. Dasselbe führt den Titel: „Das ethnographische Verhältniß der Kelten und Germanen nach den Ansichten der Alten und den sprachlichen Ueberresten. Leipzig 1857."

Die Kelten, ein im Alterthum weit über Europa verbreiteter mächtiger Völkerstamm, leben heute nur noch als Bruchstücke und Trümmer im äußersten Nordwesten Europas und sind auf wenige Millionen zusammengeschmolzen. Wir finden sie in Frankreich, den britischen Inseln, in der Schweiz, in Belgien, im südlichen Deutschland, vielleicht im nördlichen Spanien; sodann in Oberitalien und als Eroberer auch in Kleinasien (Galatien).

Unter den Gelehrten erhob sich die Frage: ob etwa Germanen und Kelten ein und dasselbe Volk seien? Manche verfochten diese Behauptung und führten als Beleg Sätze aus Schriftstellern des Alterthums an, in welchen germanische Stämme als keltische Leute bezeichnet werden.

Aber deutsche Gelehrte, z. B. auch J. Grimm, F. Bopp, Pott ꝛc. wiesen nach: daß Kelten und Germanen allerdings Zweige des großen indo-europäischen Völkerstammes, und wohl mit einander verwandt, aber nicht identisch seien.

Dagegen erhob sich Professor Holtzmann in Heidelberg. Er suchte 1855 in seinem Werke „Kelten und Germanen" folgende Behauptungen nachzuweisen.

1. Die jetzigen Kelten sind keine Nachkommen der alten Kelten, sondern der nichtkeltischen Briten des Alterthums.

2. Kelten und Germanen sind einerlei.

Die Frage galt wieder als eine offene; Holtzmann's Ansichten fanden da und dort Zustimmung; deshalb nahm Brandes die Untersuchung von Neuem auf und führte sie mit ebenso gediegener Gelehrsamkeit als lichtvoller Klarheit in dem oben genannten Werke zu Ende. Jüngst hat er in einer Sitzung des Vereins von Freunden der Erdkunde zu Leipzig die Ergebnisse seiner Forschungen vorgetragen und in dem Ersten Jahresberichte desselben dieselben veröffentlicht.

Er weist nach, daß die Briten allerdings von den Alten als Kelten anerkannt werden und daß die heutigen Kelten unbestreitbar Nachkommen der alten Kelten sind. Damit warf er Holtzmann's Hypothesen über den Haufen. Auch stellt sich als unwiderlegbar heraus, daß Germanen und Kelten, als besondere Völkerzweige, nebeneinander zu stellen sind; sie sind verwandt, aber nicht identisch.

Brandes faßt seine Forschungen in folgender Weise zusammen:

Die meisten Länder, welche ehemals von Kelten bewohnt gewesen, sind von germanischen und romanischen Völkern in Besitz genommen worden. Die Kelten theilen sich noch heute, wie schon im Alterthum, in zwei Hauptäste, deren Sprachen sich wesentlich dadurch unterscheiden, daß die des ältern gadhelischen Astes auf der Stufe der Gaumenlaute da stehen, wo der jüngere kymrische Ast Lippenlaute hat. Daß der gadhelische Ast der ältere sein müsse, ergiebt sich auch aus dem Umstande, daß er am weitesten nordwestlich wohnt, also auf der nach Westen gehenden Wanderung der indoeuropäischen Völker in dieser Richtung die Spitze gebildet haben dürfte. Heutigen Tages gehören diesem Ast an die Sprachen der eigentlichen Iren, der Gälen in Hochschottland und der Bewohner der Insel Man. Schon in alten Zeiten scheinen sie durch die nachdrängenden Kymren fast genau auf dieselben Grenzen beschränkt worden zu sein, die sie jetzt noch inne haben. Bereits römische Schriftsteller unterscheiden auf der britischen Hauptinsel zwei verschiedene Bevölkerungen, unter denen die südlichere mit den Galliern des Festlandes als nahe verwandt charakterisirt wird: die Sprache dieses südlichen Gebietes müßte sich demnach durch Lippenlaute kennzeichnen, im Gegensatze zu den Gaumenlauten des Nordens; und es ist daher wohl zulässig, als Sprachgrenze beider Aeste — mindestens schon um 688 unserer Zeitrechnung — den Severuswall anzunehmen, in dessen nächster Nähe Neunius einen Ort erwähnt, den das nördlich angrenzende Volk Cenail, die Angeln dagegen Peneltun nannten. Tûn (Zaun) bezeichnet bei den Angelsachsen häufig ein kleines Oertchen oder Dörfchen; beseitigt man diese angelsächsische Anhängesilbe, so stehen einander Cenail und Penel gegenüber, also zwei für die beiden keltischen Sprachäste charakteristische Formen eines und desselben Ortsnamens, wie das an Sprachgrenzen nicht selten vorkommt.

Die Gadhelen haben den Stürmen der Zeit ungleich kräftigern Widerstand geleistet, als die im Alterthume weit zahlreicheren Kymren. Diese sind jetzt auf Wales und die Bretagne beschränkt, und auf englischem Boden läßt sich ihr allmäliges Zusammenschwinden einigermaßen historisch verfolgen. Noch in Shakespeare's Zeit sprach ein Theil des Volkes in Devonshire einen kymrischen Dialekt, und um 1768 lebte von den Kymren von Cornwallis nur noch eine Fischerfrau, Dolli Pentraeth, welche sich des ihr angestammten cornischen Dialektes zu bedienen verstand, der seitdem ebenfalls ausgestorben ist.

Die Sachsen, Jüten und Angeln drangen in Britannien von Osten nach Westen vor, so daß die schon stark romanisirten Kymren, welche sie vorfanden, entweder sich unterwarfen oder westwärts zurückwichen. Ein Theil ging damals nach Gallien hinüber; aber diese fanden dort eingeborene Stammverwandte, welche ebenfalls ihre Volksthümlichkeit im Kampfe gegen das Römerthum sich zum Theil erhalten hatten, am reinsten in der Bretagne, welche den eindringenden Römern und Germanen am entferntesten lag und den kymrischen Galliern am längsten als Rückzugs- und Sammelpunkt gedient hatte.

Es versteht sich von selbst, daß ein so zahlreiches, über so große Räume verbreitetes Volk, wie die Gallier, in größere und kleinere Massen gespalten erscheinen mußte; darauf wirken mit Nothwendigkeit die verschiedenartigen klimatischen und örtlichen Verhältnisse, so wie die mannigfaltigen Einflüsse ein, welche die verschiedenen Theile eines Volkes von Seiten verschiedener (friedlich oder gewaltsam eingreifender) Nationen erfahren. Schon vor Beginn der römischen Besitzergreifungen in Gallien hatten z. B. der Handelsbetrieb der Griechen im Süden und das allmälige Vordringen der Germanen im Norden als ändernde Momente auf die Gallier eingewirkt. Schon Cäsar bemerkte eine merkbare Ungleichartigkeit innerhalb des gallischen Volksthums, welche nicht etwa politischer, sondern entschieden ethnographischer Natur war. Sein ethnographisches System läßt sich so darstellen:



Daß die Südbriten den belgischen Galliern nahe verwandt waren, bezeugt er ausdrücklich, während er die ethnographische Stellung der Nordbriten dahingestellt sein läßt. (Caes. bell. Gall. V, 12.) Die Nordbriten trieben wenig Ackerbau, meist Viehzucht; die Südbriten bauten ihre Aecker, und bewohnten Häuser, welche den gallischen ähnlich waren u. s. w. In ganz ähnlicher Weise unterscheidet er die Gallier des Festlandes in Belgae, Aquitani und Celtae, die in Sprache, Staatseinrichtungen und Gesetzen von einander abwichen. Die echtesten und ungemischtesten Gallier waren offenbar die Celtae, welche vorzugsweise den Namen Galli von den Römern erhielten, und mit Nachbarvölkern am wenigsten in Berührung gekommen waren. Die Aquitani dagegen bildeten von gallischer Seite her den Uebergang zu den benachbarten Iberern auf der pyrenäischen Halbinsel, wo von iberischer Seite die Keltiberer diesen Uebergang vermittelten.

Die Belgae endlich wohnten im Norden Galliens und an der germanischen Grenze entlang, und aus Cäsar's verschiedenen Angaben ergiebt sich für sie eine dreifache ethnographische Gliederung: es gab einen Distrikt Belgium, das Gebiet echter Kelten jenes Namens, von wo aus die Besitznahme des südlichen Britannien erfolgt war, ferner eine Reihe von Gebieten, deren keltisch-belgische Bevölkerung germanische Zumischung erfahren hatte, ohne daß die Volksnamen dadurch alterirt worden wären, endlich am weitesten östlich einige Völkchen, die sich zu Belgien rechneten, in denen eine solche Zumischung aber in solchem Grade stattgefunden haben mochte, daß man sie geradezu Germani zu nennen pflegte. Gewicht darauf ist zu legen, daß diese belgischen Germanen am Niederrhein wohnten, — ein Beweis, daß der Hauptstoß der wandernden Germanen auf die ihnen vorausgehenden Kelten ebenda im Norden erfolgt sein mußte. Allem Anscheine nach besetzten die einwandernden Germanen den nördlichen Theil ihres jetzigen Vaterlandes zuerst, und noch Jahrhunderte nach dieser Einwanderung wohnten an der obern Donau Völker, welche man mindestens theilweise zu den Kelten zu zählen berechtigt ist. Der Eroberungszüge der Gallier nach Oberitalien und Galatien in Kleinasien ist oben gedacht worden.

Betrachtet man nun die geographische Gruppirung der keltischen Völker, und zieht dabei ihre relative Reinheit oder Gemischtheit mit anderen ethnographischen Elementen in Rechnung, so ist ein Rückschluß auf die vermuthliche Richtung ihrer Einwanderung wohl gestattet. Die Einwanderung der Kelten in Europa ging, wie die der übrigen europäischen Nordvölker, nördlich am Schwarzen Meere vorüber; von da scheinen sie an der Donau aufwärts gezogen zu sein, und noch im dritten Jahrhundert v. Chr. waren es wahrscheinlich solche Donaukelten, welche zum Theil Hellas in Schrecken setzten, zum Theil nach Kleinasien hinübergingen. Die Keltenvölker in Süddeutschland, deren noch Tacitus im J. 98 n. Chr. gedenkt, sind dann als sitzengebliebene Ueberreste der westwärts weiterziehenden keltischen Hauptmasse anzusehen. Dadurch wird nicht ausgeschlossen, daß nachträglich, wie Cäsar berichtet, eine erobernde Schaar wieder von Gallien nach Germanien gezogen sein mag.

Fast alle kymrischen Kelten erlagen den Römern und wurden in Oberitalien völlig, im südlichen Gallien größtentheils, im nördlichen Gallien und im südlichen Britannien in geringerm Grade

romanisirt. Wo aber das Römerthum das keltische Volksthum nicht zerstört hatte, geschah es durch die erobernden Germanen, so daß die Kymren nur noch in unbedeutenden Resten fortleben.

Dattelpalmen und Datteln.

Wir können die Dattelpalme gewissermaßen als einen Baum des Arabers bezeichnen, denn er legt auf ihn mehr Gewicht als auf irgend einen andern. Es gilt für ein Verbrechen, ihn vor der Zeit zu fällen; der Islam schärft dieses Gebot ein, und als der Chalif Abu Bekr seine Feldherren auf Eroberung aussandte, schärfte er ihnen streng ein, die Fruchtbäume zu schonen. Ganz dieselbe Weisung hatte schon Moses seinen Israeliten gegeben.

Der Dattelbaum ist die Zierde der Oasen, über denen oft eine wunderbare Pracht und Frische liegt, und im Gegensatze zur Wüste gewinnen sie einen noch erhöhten Reiz. Unter den Datteln, welche etwa eine Klafter weit auseinanderstehen, wachsen Aprikosen, Pfirsiche, Granatbäume mit schönrothen Blüten, Orangen mit der goldgelben Frucht, die Henneh mit ihren rothen Kügelchen. Von einer Dattelpalme zur andern schlingen sich Rebengewinde; alle anbaufähigen Stellen tragen Mais oder Gerste, Klee und Tabak, und das Ganze bildet herrliche Gärten, welche bei den Arabern Beda heißen. Die Dörfer liegen gewöhnlich am Rande der Oase, damit kein fruchtbarer, der Bewässerung fähiger Fleck Erde unangebaut wäre. In solchen Datteloasen herrscht eine wunderbar reine Atmosphäre; die Wüste ist beinahe ohne allen Dunst; die Sonne gießt über die ganze Bodenfläche einen wunderbaren Glanz aus, Alles, wohin Licht fällt, spiegelt in wunderbarer Helle, und was im Schatten bleibt, hebt sich scharf ab und bildet auf der Oberfläche der Wüste eben so viele dunkle Gegenstände. Aber gerade dieser unvermittelte Gegensatz zwischen Licht und Schatten hat etwas Hartes, nimmt der Landschaft Anmuth und Harmonie. Befremdend großartig ist Alles, aber auch schroff und wild.

Doch wir wenden uns zum Dattelbaume, welcher das Brot für viele Millionen Menschen bildet und an den sich ein nicht geringes Stück Halbkultur knüpft. Seine geographische Verbreitung ist ungemein ausgedehnt; die Region reicht zu beiden Seiten des Wendelkreises vom Atlantischen Ocean an der afrikanischen Küste bis zum untern Indus, zwischen dem 12. und 37. Grade nördlicher Breite. Auf dieser weiten Strecke ist der Dattelbaum den Landesbewohnern so nützlich wie der Bambus in Ostasien, wie die Kokospalme in der Aequatorialregion; er giebt dem Menschen Nahrung, Kleidung, Obdach und Hausgeräth. In Nordafrika bezeichnet man einen breiten Gürtel Landes, der sich von Marokko bis an den Nil zieht, als das Dattelland, Belad el Dscherid. Dasselbe umfaßt namentlich die Oasen Tafilelt, Wargla, Tuggurt, Nefta, jene in Tripolis, sodann Siwah und Audschila. Oestlich vom Rothen Meere gedeihen die Datteln in Arabien und jene von Medina sind hochberühmt; sie werden mit jenen verglichen, welche im südlichen Tunesien wachsen.

Wir sagten eben, wie mannigfach der Dattelbaum benutzt werde. Die Blattstiele, Dscherid, benutzt der Mensch zu Latten, zur Verfertigung von Fenstern, Thüren und Sitzen; aus den Fasern bereitet er Stricke und grobes Zeug zu Säcken; aus den Blättern, Saf, macht er Besen, Matten, Kissen, Fächer, Körbchen, Kopfbedeckungen, Eimer; die Blüten des männlichen Baumes genießt man, als Reizmittel, mit Citronensaft; die Hülle der Blüte, Kemamim, wird als Arznei benutzt, das netzartige Gewebe über den Wurzeln, Lifa, liefert Stoff zu Stricken und zum Ausstopfen der Kameelsättel; man verflicht dasselbe mit Kameelhaaren und es liefert dann ein Zeug zur Zeltbedeckung; auch bereitet man aus der Lifa Lunten zum Abfeuern der Luntengewehre. Der frische Saft, el Ma, ist süß und heißt Dattelmilch; gegohren giebt er den Dattelwein und abgezogen den Dattelbranntwein. Aus dem Holze macht man Dachbalken, Bretter, Pfähle, Thürpfosten, Barken, Ackergeräth, Röhren zur Wasserleitung und noch mancherlei Hausgeräth.

Der Leser wird begreifen, daß ein so nützlicher Baum von den Menschen hochgeschätzt wird; ohnehin bildet die Dattel eine wichtige Handelswaare.

Im Allgemeinen überschreitet die Dattel nicht gern den 33. Grad nördlicher Breite; doch ist sie durch die Araber nach einzelnen Gegenden Spaniens und des europäischen Mittelmeergestades verpflanzt worden, ferner nach dem portugiesischen Algarve. Auch Sicilien, Syrien und einige Striche Kleinasiens haben Dattelbäume; es ist aber schwer, genau zu bestimmen, bis wie weit nach Norden hin die Früchte reif werden.

Die Römer hielten anfangs Palästina für die Heimat der Datteln, aber dort wird die Frucht nicht reif (z. B. an der Küste nicht einmal bei Jaffa). Als sie das Land bezwungen hatten, stellten sie das eroberte Judäa als ein trauerndes Weib dar, das unter einem Palmbaume sitzt. Aber am Nil, am Euphrat und Tigris sahen die Legionen doch ganz andere, doppelt so hohe Dattelbäume. Die Frucht will hoch über der Erde stehen, verlangt viel Sonne und freie Luft. Erst ist sie grün, dann wird sie bernsteingelb, nachher goldgelb oder karmoisinroth; sie ist gleichsam ein von der Sonne gebackenes Brot, das auf die Erde herabfällt und ohne Mühe eingesammelt wird. Im Oktober oder November findet die Ernte statt; ein Mann steigt auf den Baum und wirft die Früchte auf die unten ausgebreiteten Matten herab, wo man sie aufsammelt. Die frische Dattel gilt für die beste; die trockene wird ausgekernt, eine Zeitlang der Sonne ausgesetzt und läßt sich dann sehr gut aufbewahren. Sie schwitzt einen Theil ihres reichen Zuckergehaltes aus, den Dattelhonig. Die getrockneten Früchte benutzt man zu allerlei Teig und Gebäck; mit Mehl durchknetet, geben sie ein gesundes, wohlschmeckendes Brot, Bsissa.

Diese Bsissa ist für den Reisenden in der Wüste, was der aus Büffelfleisch bereitete Pemmican für die nordamerikanischen Pelzländer, denn in gepreßtem Zustande hält sich dieses Nahrungsmittel wohl zehn oder zwölf Jahre lang, und die Karawanen haben von demselben stets Vorrath bei sich. Die Bereitung erfordert keine Schwierigkeiten: man bürstet jede Dattel mit einem kleinen Besen rein, damit kein Sand haften bleibe, macht mit einem scharfen Stein oder Messer einen Einschnitt, nimmt den Kern heraus, wirft die Früchte in ein viereckiges Holzgefäß, legt ein Brett darüber, belastet dieses mit Steinen, und durch das Pressen entsteht dann der Dattelbrotkuchen.

Im Spätherbst, zur Erntezeit, herrscht drei Monate lang ein reges, frohes Leben überall, wo Datteln stehen. In oder neben den Hainen entstehen Zeltdörfer, die Kinder namentlich essen sich rund und dick, und der Reisende sieht, wie sie, nach reichlicher Mahlzeit, gruppenweis im Schatten liegen und schlafen; der edle Baum, welcher Kühlung gewährt, rauscht ihnen zu Häupten, und dann und wann fällt durch die vom Luftzuge bewegten Blätter ein Sonnenstrahl auf diese kleinen Araber, welche, mit ihren bunten Lumpen bekleidet und die rothe Kappe auf dem Kopfe, ein malerisches Bild gewähren.

Im arabischen Nedschd trifft der Reisende dann und wann auf salzige Pfützen oder Wasserläufe, welche durch die sandige Fläche

oder gewundene Thalniederungen ziehen. Dort findet er sicherlich Palmengruppen, weil diese Bäume salzgeschwängerten Boden lieben. Auf solchen Stellen werden sie sehr hoch und geben treffliche Frucht. Gerade in so öden Gegenden gewährt die Dattel eine hohe Wohlthat. Wenn man bei einer geradezu feurigen Atmosphäre, manchmal in einer Hitze von 170 Grad F., gewandert ist, und gelangt an einen Palmenwald, so scheint es dem Menschen, als wäre er in's Paradies versetzt. Er lebt wieder auf, kann frei athmen; die Kühle giebt ihm neue Kraft und er bekommt wieder Neigung etwas zu essen. Das Kameel kniet sofort im Schatten nieder und giebt sein Wohlbehagen durch tiefes Grunzen zu erkennen. Vielleicht trifft es sich, daß Datteln auf dem grünbewachsenen Boden liegen und Labung gewähren. Jetzt wird der kleine tragbare Herd, der nur zehn Zoll hoch und sechs Zoll breit ist, hervorgezogen und über ein Feuer aus Mimosenholz gestellt; bald siedet das Wasser und der würzige Kaffee verbreitet seinen belebenden Duft. Man schlürft ihn mit Wonne ein, genießt etwas Brot und Datteln. Das ist ein bescheidenes, aber gesundes Mahl, wie es für die Wüste paßt. Nachdem man sich gesättigt, streckt man sich unter der Dattelpalme behaglich aus, raucht Dscheblitabak, ächtes Kraut vom Libanon, und fühlt sich unaussprechlich wohl. Bald aber wandelt uns der Schlummer an, unsere Augenlider fallen zu, das Pfeifenrohr entgleitet der Hand, und während eines erquickenden Schlafes gaukelt uns ein Traum Bilder aus der nordischen Heimat vor.

Doch wir überspringen Arabien und wenden uns nach dem Mündungsstrome des Euphrat und Tigris, dem Schat el Arab, der sein Wasser in den Persischen Meerbusen wälzt. Je näher dem Ocean zu, um so weiter weichen die Ufer des Stromes zurück. Auf der Seite zur Rechten gewahren wir ausgedehnte Schlammflächen, ein Erzeugniß des Westwindes, der in jener Gegend vorherrscht und unablässig gewaltige Staubwolken in's Meer jagt. Dieser Staub wird allmälig das Meer und den ganzen Golf ausfüllen; nur der Schat el Arab wird übrig bleiben und die Niederung durchströmen, wie der Nil sein Deltaland. War doch auch das untere Nilthal einst ein Golf des Mittelländischen Meeres, und wir sehen die deutlichen Anzeichen dafür jetzt einhundert deutsche Meilen oberhalb der heutigen Küste. Wie viele Jahrtausende mögen verflossen sein, seitdem das Salzwasser aus der Gegend zurückgewichen ist, wo wir heute die Ruinen von Theben finden! Nach eben so vielen Jahrtausenden wird der Persische Meerbusen ein grünes Thal bilden, übersäet mit Städten und Dörfern und Hainen von Dattelpalmen. Am Rande dieses Golfes gedeihen diese überall bis nach Maskat in Ostarabien.

Der Baum ist ungemein malerisch, weit mehr als die Abbildungen glauben machen; denn auf den Gemälden fehlt das Leben, der Duft, der Orient. Die junge Dattelpalme wächst ähnlich wie eine Aloe aus dem Boden hervor und ist dicht mit Blättern bewachsen, die nahe über der Wurzel lang sind und höher hinauf kürzer werden, so daß der junge Baum wie ein Obelisk aussieht. Ein Hain junger Dattelpalmen, die noch nicht beschnitten worden sind, also etwa im sechsten oder siebenten Jahre, sieht geradezu reizend aus. Dann aber werden die unteren Blätter entfernt; der Stamm schießt nun rasch in die Höhe und gipfelt in einem Alter von fünfzig Jahren bis 120 Fuß. Dann ist er in seiner Vollkraft, bewahrt sich diese noch ein Jahrhundert lang, fängt nachher an weniger Früchte zu tragen; wenn er aber zweihundert Jahre lang die Hitze ertragen hat, wird er zwar unfruchtbar, aber er stirbt noch nicht ab. Er ist immer noch ein schöner Baum, der das Auge erfreut. Sein Tod erfolgt erst, wenn er sechshundert Jahre alt ist; in Indien soll es aber tausendjährige Dattelpalmen geben. So sagen Viele; wir aber schenken den Angaben eines sorgfältigen Beobachters, des Grafen d'Escayrac, Glauben. Er bemerkt in seinen Schilderungen, welche sich auf das Belad el Dscherid beziehen: „Die Dattelpalme kann 200 bis 250 Jahre erreichen; doch sieht man nur selten Bäume, die über 80 Jahre alt sind. Wenn sie absterben wollen oder sollen, zapft man ihnen im Frühjahr unterhalb der Blätter am Stamme an drei Stellen den Saft ab und fängt diesen in Gefäßen auf, die an jedem Morgen geleert werden. Dieses Abzapfen kann etwa drei Monate lang fortgesetzt werden. Man nennt im Dattellande diese Flüssigkeit Lagmi und ihr Geschmack ähnelt der Kokosmilch oder auch dem Palmwein, und in den Oasen wird eine große Menge davon verbraucht; an jedem Morgen wird er von Kindern feilgeboten, sie rufen: Lagmi mlibab ia Latmi! Nach 24 Stunden geht er in Gährung über."

Die Araber, ein Volk, das poetischen Ausdruck liebt, haben viele Gleichnisse, welche sich auf die Dattelpalme beziehen. Da sitzt der Beduine auf einem altersgrauen Stamme, welchen der Wind zu Boden geworfen hat; er stellt Betrachtungen an und vergleicht ihn mit dem Schicksale des großen arabischen Volkes. Einst war dasselbe ein Schrecken der Welt; bald nach dem Ableben des Propheten stürmten die Chalifen mit dem Schwerte des Glaubens bewaffnet weit und breit über die Länder hin, eroberten große Reiche, erwarben hohen Ruhm, und was ist übrig geblieben? Der Araber füttert sein Kameel, verkauft Datteln und die ungläubigen Männer aus dem Abendlande sind vorgedrungen bis in die Nähe von Mohammed's Grab!

Es giebt mehr als sechszig verschiedene Arten des Dattelbaums, deren Früchte in Bezug auf ihre Gestalt sehr wesentlich von einander abweichen. Bei manchen Arten ist sie länglich oder abgerundet, oval, walzenförmig ꝛc. Die guten Datteln sind durchsichtig; die ägyptischen, mit Ausnahme der langen gelblichen Art von Rosette, werden genossen, wenn sie roth sind. Insgemein hat die Dattel die Gestalt ihres Kerns, nach welchem man auf jene der Frucht schließen kann.

Die vorzüglichste Art des Dattelbaums ist der Degleh, welchen man in Belad el Dscherid baut; er wird bis zu achtzig Fuß hoch, trägt sehr reichlich und hat acht bis zehn Fruchtbüschel, deren jeder zwölf bis zwanzig Pfund schwer wird. Nicht minder ausgezeichnet ist die Monachir, welche aber nicht häufig ist und im Handel gar nicht vorkommt; sie wächst in den Oasen Nefta und Tozer, und was an Früchten gewonnen wird, geht nach Tunis an den Hof des Beys. Auch die Datteln von Tafilelt haben einen guten Ruf; die nubischen sind nicht so gut. Im Nillande zwischen Wady Halfa und Chartum sollen etwa eine Million Dattelpalmen stehen.

Die Dattel giebt nur Früchte, wo sie bewässert wird; da wo sie an dürren Orten steht, ist sicherlich einmal ein Wasserplatz gewesen. In Aegypten widmet man ihr nicht die gehörige Sorgfalt, weil man es an Bewässerung fehlen läßt; dagegen ist sie in Belad el Dscherid Gegenstand einer äußerst sorgfältigen Pflege. Man pflanzt die Bäume rautenförmig und führt ihnen an jedem Morgen das nöthige Wasser zu. Die Dattelpalme wird mehr aus Setzreisern als aus Samen gezogen. Der junge Baum, wenn weiblichen Geschlechts, giebt schon nach fünf Jahren die ersten Früchte; man hindert aber, um ihn nicht anzustrengen, die rasche Entwickelung.

In den Ländern, wo Datteln in Menge wachsen, wird der Erwerb der Leibesnahrung den Menschen eben so leicht, wie in Gegenden, wo sie vorzugsweise von Bananen und Kokosnüssen leben. Dort fehlt der Anreiz zum Fleiß und zur Arbeit, diesen Grundlagen einer höhern Gesittung, und die Dattelländer sind deshalb im Allgemeinen nicht über eine Halbcivilisation hinausgekommen.

Kleine Nachrichten.

Australische Entdeckungsreisende. Berichte aus Adelaide in Südaustralien melden, daß während der Weihnachtstage dort die in letzter Zeit so oft genannten Reisenden Howitt, Mac Kinlay und Stuart beisammen waren. Howitt hatte die Knochen von Burke und Wills in zwei Säcken bei sich und wollte dieselben nach Melbourne bringen. So hatte die Regierung der Kolonie Victoria befohlen! Die Ueberreste der verschmachteten Entdecker sollten in großem Schaugepränge, das man ihnen zu Ehren veranstalten wollte, durch die Straßen von Melbourne getragen und in dieser Stadt beigesetzt werden. Man wird ihnen ein Denkmal setzen.

Stuart, ein Hauptbahnbrecher für australische Entdeckungen, hat das ganze Festland bis zum Van-Diemens-Golf durchwandert. Dieser bespült einen Theil des Arnhems-Landes in Nordaustralien, 130 und 131° O. L. Stuart erreichte dort das Meer an einer Stelle, die 30 Miles östlich vom Kap Hotham liegt. Er hatte sechs Wochen nöthig, um sich mit seinem Leuten durch das dichte Gebüsch zu arbeiten, vor welchem er im November 1861 umkehren mußte. Im Norden desselben fand er schöne Flüsse und hübsches Land, das er für Ackerbau und Viehzucht geeignet hält; auch meint er, daß man dort Gold finden werde, denn darauf deutete Manches hin. Die Strecke gen Osten vom Van-Diemens-Golf bis zum Carpentaria-Golf legte er allein zurück; die Anstrengungen haben ihn aber so mitgenommen und erschöpft, daß er längere Zeit der Ruhe pflegen muß, um sich wieder zu erholen.

Die Kolonisten wissen die Verdienste der Reisenden zu würdigen. Landsborough ist in Melbourne mit einem werthvollen Silberservice beschenkt worden; das Parlament von Süd-Australien hat für Mac Kinlay eine Ehrensumme von tausend Pfund Sterling bewilligt, weil er mit Erfolg die Reise vom Golf St. Vincent im Süden bis zum Carpentaria-Busen im Norden glücklich zurückgelegt habe.

Die geographische Gesellschaft in London hat den Vorzug, daß sich ihr Sitz in der größten Weltstadt befindet, wo allezeit Leute aus allen Erdtheilen versammelt sind. In ihren Sitzungen findet man immer interessante Gäste und berühmte Reisende. In der Versammlung vom Februar waren unter anderen gegenwärtig: Der persische Gesandte Mirza Dschaffer Chan und ein anderer Orientale, Herr Mahmud Chan; der berühmte Hydrograph Kapitän Maury, welchem wir die von Professor Böttger in Dessau vortrefflich bearbeitete Physische Geographie des Meeres und die Sailing-Directions verdanken; Dr. Colenso, Bischof aus Natal in Südostafrika, gegen welchen jetzt die anglikanischen Orthodoxen Sturm laufen, weil er den Maßstab der Kritik an den Pentateuch gelegt hat; die Nordpolfahrer Back und Collinson; General Rawlinson, welcher sich seit vielen Jahren bemüht, die Keilschrift zu erläutern; Oberlieutenant Waugh, bekannt durch seine Vermessungen im Himalaya; der Löwentödter Gerard, Kapitän Pim; der ehemalige Konsul in Mosambik, Lyons Mac Leod, und unser Landsmann Barthold Seemann. Den Vorsitz führte Roderich Murchison. Er bemerkte, daß die Nachricht von Petherick's Tode noch nicht beglaubigt sei, und der Reisende vielleicht in einer der am obern Weißen Nil zerstreut liegenden Elfenbeinstationen eine Zuflucht gefunden habe. Aus einem Briefe Baker's, datirt Chartum den 12. December 1862, ergiebt sich, daß über Petherick keine zuverlässige Nachricht in jener Stadt eingetroffen war. — Eine Mittheilung von Dr. Baikie über die Länder am Niger wurde von dem ausgezeichneten südafrikanischen Reisenden Galton vorgelesen; Baikie empfiehlt die Gründung einer Handelsfaktorei am Einflusse des Tschadda in den Niger, gegen deren Zweckmäßigkeit der alte Crawfurd Einwendungen machte. — Am Schlusse wünschte Murchison dem Löwentödter, welcher nun seine gefährliche Wanderung nach Innerafrika angetreten hat, eine glückliche Reise.

Ludwig Krapf in Ostafrika. Unser Landsmann scheint den Plan aufgegeben zu haben, von der Ostküste bei Mombas nach dem Innern Afrikas bis Abessinien vorzudringen. Er ist wieder in Europa; ein aus Kornthal in Würtemberg vom 6. Januar 1863 datirter Brief ist in der Londoner Missionsgesellschaft vorgelesen worden. Wir erfahren daraus, daß Krapf in Kisuludini den Missionar Rebmann bei der Arbeit traf. Er unterrichtete eine „geringe Anzahl“ von Wanikas, um sie für die Taufe vorzubereiten. Krapf meinte, daß gegenwärtig bei den Wanika mehr auszurichten sei als früher. Wir hätten, sagt er, Hunderte und Tausende für alle Arten von Handarbeit haben können. Es hat sich Vieles seit 1839, wo ich sie zuerst besuchte, verändert. Die räuberischen Masaïs haben den Wanika die Heerden genommen, und während der letztverflossenen drei Jahre sind sie von Hungersnoth heimgesucht worden. Gegenwärtig verlangen sie nicht mehr Geschenke, sondern Arbeit, und jeder europäische Lehrer kann sicher sein, mit offenen Armen aufgenommen zu werden. —

Man kann fragen: weshalb die Wanika erst Arbeit von Fremden verlangen und nicht für sich selber arbeiten? Es wird ja nichts sie hindern, dem Boden so viel abzugewinnen, wie sie gebrauchen und noch viel mehr, wenn sie fleißig sein wollen.

Deutsche Ansiedler an der Moskitoküste in Central-Amerika. Eine nicht unbeträchtliche Anzahl unserer Landsleute hat, wegen des zerrüttenden Bürgerkrieges, den Vereinigten Staaten den Rücken gekehrt. Manche sind nach Canada gegangen, andere nach Costa Rica, einige auch nach der sogenannten Moskitoküste, welche zum Staate Nicaragua gehört. Sie befinden sich also in derselben Gegend, in welcher vor etwa sechszehn Jahren eine Berliner Kolonisationsgesellschaft, der allerdings jeder praktische Verstand abging, kläglich scheiterte.

Ueber die gegenwärtige Lage der Ansiedler finden wir ein Schreiben in der Neu-Yorker Staatszeitung aus Bluefields vom 10. December 1862. Die Bemerkung, daß die Fiebererscheinungen eine Folge des Umbrechens der Erde auf Waldlichtungen sei, ist ohne allen Zweifel richtig.

Der Ansiedler schreibt: — Wir haben hier in den letzten Monaten schlimme Zeiten durchgemacht — schlimm, wegen der vielen Krankheitsfälle. Fieber, die leicht bösartig wurden, indem sie einen typhösen Charakter annahmen, waren an der Tagesordnung. Es ist nicht anzunehmen, daß Akklimatisation Ursache des Krankseins war, denn die meisten Deutschen hatten schon ein Jahr am Rio Grande zugebracht; auch blieben die älteren farbigen Einwohner keineswegs verschont, sondern fast in jedem Hause waren Kranke zu finden. Trotzdem sind nur zwei Todesfälle vorgekommen: eine deutsche Frau und ein Eingeborener starben.

Da Bluefields den Ruf hat, der gesundeste Platz an der Küste zu sein, so ist es nur um so wahrscheinlicher, daß diese ungewöhnliche Kränklichkeit durch das Niederschlagen großer Strecken Urwaldes verursacht wurde. Ich erinnere mich dabei, daß in Friedrichsburg, einem der gesundesten Plätze in West-Texas, im ersten Jahre der Ansiedelung die Leute so sehr von Krankheiten befallen wurden, daß man die Leichen in Decken gewickelt oder in Säcke gesteckt auf den Todtenkarren warf. Auch dort wirkten die nämlichen Ursachen, die Miasmen, welche dem niedergehauenen Wald entstiegen, und der Mangel an geeigneten Lebensmitteln. Es kam zu der anhaltenden Kränklichkeit noch ein anderer Umstand, welcher die deutschen Ansiedler in Bluefields muthlos machte, nämlich die Vernichtung ihrer Feldfrüchte durch Vieh, das die gemeinschaftliche Fenz durchbrach. Es half nichts, daß dem Hauptfenzbrecher, einer Kuh, die Augen bedeckt wurden, sie brach dennoch durch, und hatte sie die Bresche einmal eröffnet, so fehlte es ihr natürlich nicht an Nachfolgern. Der Eigenthümer hat jetzt endlich den dringenden Vorstellungen der Betheiligten (d. h. Benachtheiligten) sowie des Magistrats in soweit nachgegeben, daß er seine Kuh zu Weihnachten schlachten will. Da er ein armer Mann ist, kann er den Schaden nicht ersetzen.

Soviel über die Ursachen der allgemeinen Muthlosigkeit.

Die Ankunft neuer Ansiedler aus Californien hat den Entmuthigten jetzt frischen Muth eingeflößt. Diese Leutchen ließen sich durch nichts irre machen, bauten sich auf ihrem Platze gleich ein Haus und machten sich frisch an die Arbeit. Da sie geklärtes Land kaufen konnten, so waren sie der schweren und zeitraubenden Arbeit des Waldklärens überhoben und konnten sogleich an's Graben und Bepflanzen gehen.

Bisher war nur ein einziges Haus auf dem von den Deutschen bearbeiteten Land errichtet; jetzt wollen sich die Meisten auf ihren Theil ein Haus setzen, indem sie den Vortheil erkennen, welchen eine beständige Beaufsichtigung des Landes, sowie die Gelegenheit, jedes trockene Stündchen und Viertelstündchen während eines Regentages zum Pflanzen zu benutzen, gewährt.

Die Aussicht, daß mehr Deutsche hierher kommen werden, spornt Alle zu neuer Thätigkeit an, denn mit den Negern und Mulatten (hier Kreolen genannt) ist nichts aufzustellen, sie lieben die Trägheit und den alten Schlendrian zu sehr.

Diejenigen Deutschen, welche von hier aus an den St. Juanfluß gingen, arbeiten dort noch für die Transit-Kompagnie. Daß zwei derselben gestorben sind, ist bei den Strapazen, welchen sie ausgesetzt waren, nicht zu verwundern. Da gegenwärtig der Tagelohn von der Kompagnie auf 1¼ Dollar ohne Beköstigung herabgesetzt worden ist, so haben einige Arbeiter in Greytown den Vorschlag des Herrn Wolf, frühern Mayors der Stadt, angenommen, sich in der Nähe seiner Plantage auf der Costaricaseite des Flusses niederzulassen. Wie ich höre, hat dieser Herr jedem Deutschen, der auf seiner Plantage Arbeit annehmen will, 20 Dollars per Monat geboten.

Die Nicaragua Transit-Kompagnie muß ihre Transportmittel noch nicht in gehörigen Stand gesetzt haben, denn die Passagiere mußten über den Isthmus, zwischen Del Sur und Virgin-Bay, theils auf Eseln reiten, theils zu Fuße gehen, da keine Wagen vorhanden waren. Ferner erwies sich das Dampfboot auf dem Fluß als unlenksam, weshalb die Maschinerie jetzt herausgenommen und einer Reparatur unterworfen wurde.

Eine Hauptschwierigkeit, die sich auf dieser Route darbietet, sind die Fälle des St. Juan, welche bei trockener Jahreszeit vom Dampfboot nicht passirt werden können, wodurch dann ein Umladen aller Effekten nöthig wird; Verlust von Zeit und Sachen ist aber die gewöhnliche Folge vielen Umladens. Hoffen wir, daß auch dies Hinderniß mit der Zeit durch menschliche Energie überwunden wird.

Bedeutung der Centralprovinzen Ostindiens. Ueber diese hat der oberste Verwaltungsbeamte, Temple, welcher sich die Hebung der ihm anvertrauten Gebiete eifrig angelegen sein läßt, einen sehr eingehenden Bericht erstattet; er äußert darin Folgendes:

Die Centralprovinzen sind die zweitbesten Baumwollfelder in Indien und werden fortwährend an Wichtigkeit zunehmen. Zur Hebung derselben wird die Schifffahrt auf dem Godavery eröffnet und eine Zweigbahn des von Bombay auslaufenden großen Peninsular-Schienenwegs binnen Jahresfrist bis zur Stadt Nagpur fortgeführt sein. Stellt man ein gleichseitiges Dreieck, mit einer Basis von 550 engl. Meilen von Ost nach West, in die Mitte einer Karte von Indien, so wird das ungefähr den Umfang dieser Provinzen darstellen. Mit einem Flächenraume von 150,000 engl. Q.-Meilen wird ihre Bevölkerung zu 9 Millionen Seelen geschätzt. Die im Süden der Nerbadda von Osten nach Westen streichenden Satpura-Berge scheiden das Land in zwei fast gleiche Hälften; die Gebirgs- und Waldbezirke sind reich an Eisen und Kohlen, wie in älteren Zeiten auch an Diamanten, und die darunter liegenden Ebenen sind das große Baumwollenland, das zum Theil der Godavery bewässert. Diese Provinzen, Gebirg und Ebene, sind so ziemlich in dem alten Gondwana enthalten. Die Gond waren gewiß in vorgeschichtlicher Zeit der schönste und mächtigste von den eingeborenen Stämmen Indiens. Große Architekturtrümmer zeugen noch für den Glanz ihrer Dynastien und die Größe der Hauptstädte ihrer vier Königreiche — Mandala, Deoghur, Kherla und Tschanda. In dem Maß als die (arischen) Hindu sich über die Halbinsel verbreiteten, zogen sich die Gond-Häuptlinge in die Gebirge zurück, und das Volk entartete zu Wilden, welche Menschenopfer darbrachten, während ihre Häuptlinge sich etwas darauf zu gut thun, durch Heirath mit ihren arischen Besiegern einiges Radschputenblut in ihre Adern zu bekommen. Die Mohammedaner folgten und machten Nagpur zu einer Dependenz ihres großen Vicekönigreichs Dekhan, und als das Mogulreich mit Aurengzeb's Tod im Jahre 1707 zusammenbrach, wurde Centralindien von Maharatten und Pindaris überzogen. Das Maharattenhaus Sindia nahm Sagor, das Haus Bhonsla Nagpur als seinen Theil. Die Abkömmlinge der mohammedanischen Gondfürsten von Deoghur und der Hindufürsten von Tschanda existiren noch als britische Staatspensionäre, aber von den zwei anderen Gondkönigreichen sind alle Spuren verwischt. Die Bhonslafamilie besaß Berar so gut wie Nagpur, aber nach dem großen Maharattenkriege von 1803 gaben wir jene schöne Provinz dem Nizam von Heyderabad, und jetzt verwalten wir sie wieder als Unterpfand für die Bezahlung seines Militärkontingents.

Der Bericht schildert weiter das in Centralindien bestehende eigenthümliche Grundbesitzsystem. Es giebt da keine Dorfschaften, welche, als solche, Feld zusammenpachten und den Bodenzins direkt an den Staat entrichten, sondern es giebt nur einzelne Zemindare, mit denen der Staat, als der allgemeine Grundherr, einen Pachtvertrag abschließt, und an welchen dann die Bauern als deren Kleinpächter zinsen. Temple meint: das sei ein für die Zukunft günstiges Verhältniß, indem damit der Kern einer gebildetern Menschenklasse gegeben sei, woran es in jenen asiatischen Ländern regelmäßig so sehr fehle. Uebrigens ist nur etwa ein Siebentel des Landes angebaut, und der Grundzins beträgt durchschnittlich nicht über 1 Shilling per Morgen; doch der für Baumwollenland betrug für voriges Jahr 1½ bis 6 Shilling. Von der Führung der Eisenbahn durch das Land, mit entsprechenden Seitenwegen, der Schiffbarmachung des Godavery, der Hebung des Bewässerungssystems u. s. w. wird aber schon binnen wenigen Jahren eine völlige Umwälzung der dortigen Verhältnisse, und besonders für das feuchtbare Nagpur eine große Entwickelung erwartet. Bis jetzt erträgt diese Provinz ihre Verwaltungskosten noch nicht, da namentlich auf die dortigen Militärverhältnisse 380,000 Pf. St. jährlich verwendet werden, indem es von den zwei politisch gefährlichsten Klassen Indiens, den Mohammedanern und Maharatten des Dekhan, umgeben ist, unter denen Nana Sahib's Agenten fortwährend zu wühlen suchen. Auf Straßenbau werden dort in diesem Jahre 220,000 Pf. Sterl. oder ein Viertel des Provinzialeinkommens verwendet. Wenn erst die Peninsular-Eisenbahn fertig gebaut ist, werden 365 englische Meilen derselben durch die Centralprovinzen führen, und es ist im Plane, dann die nach Calcutta bestimmten europäischen Postfelleisen auf derselben von Bombay aus dahin zu befördern, und umgekehrt. —

Die beiden jetzt in Baumwollenkultur befindlichen Landstriche sind das Thal des Godavery und seiner Zuflüsse, und die vom Mahanaddi bewässerte Hochebene von Tschattisghur. In jenem waren 1861 281,214 englische Morgen mit Baumwolle bestellt und lieferten 19,361,388 Pfund Ertrag. Der Ertrag des andern Bezirks ist zu 36,750,000 Pfund Baumwolle veranschlagt, welche Schätzung Temple jedoch zu hoch findet. Hingunghat im Süden war bisher der große Baumwollenmarkt, mit dem aber Arvi im Norden und Deoli in der Mitte des Landes zu rivalisiren angefangen haben. . . Die hohen Preise, die jetzt für indische Baumwolle gezahlt werden, haben im Süden die nämliche Wirkung geäußert wie im Nordwesten: in Masulipatam (auf der Ostküste von Madras) waren Ende Septembers vorigen Jahres 74,229 Moegen mit Baumwolle bepflanzt, gegen 47,733 Morgen im Jahre 1861. Aber die eingeborenen Kattunweber sind, in Folge der starken Ausfuhr des Rohstoffs bei starker Einfuhr von Stückgut aus England, übel daran, und viele derselben haben die Webstühle verlassen, um Beschäftigung beim Eisenbahnbau zu suchen. Ein anderes sonderbares Ergebniß der Baumwollenkrisis ist, daß, während in einem Bezirke so viel Boden der Baumwollkultur zugewandt wurde, die Cerealien im Preise stiegen, was dann die Bewohner eines andern Bezirks veranlaßt hat, ihre bisherigen Baumwollfelder mit Korn zu besäen. In Folge dessen hat sich z. B. in Coimbator, am Fuße der Nilagheris oder Blauen Berge, das mit Baumwolle bestellte Feld von 43 640 auf 7169 Morgen vermindert.

Deutsche Weihnachtsfeier in Californien. Unsere am Stillen Weltmeere wohnenden Landsleute haben, gleich jenen in Australien, die Weihnachtsfeier sich bewahrt, und Alt wie Jung erfreuen sich an den von Lichtern strahlenden, mit allerlei Siebensachen behängten grünen Zweigen. An herrlichen Weihnachtsbäumen fehlt es nicht; auf dem Christmarkte zu San Francisco waren sie in reicher Auswahl vorhanden und zwar in mehr als dreißig Arten von immergrünen Nadelhölzern. Ein deutsches Blatt, der „San Francisco Demokrat“, schreibt in einer gemüthlichen Anwandlung: „Froher Lärm durchzieht unsere Straßen; ein ganzer Wald von Tannen scheint über Nacht aufgeschossen zu sein, unsere milde Sonne fällt warm und hell auf die fröhliche Menschenmasse, Kinder ziehen lärmend mit Trommeln und Pfeifen daher. Und über alle breitet ein stiller Frieden seine segensreichen Schwingen, der Segen unseres überreichen Landes drückt sich in jeder Miene aus und verkündet, daß Ruhe und Frieden wenigstens Ein stilles Plätzchen auf diesem Erdenrund, an den fernen Ufern des Großen Oceans, des Pacific, gefunden habe. Nicht düstere Tannen blos, die im kalten Vaterland allein das Grün des Winters bilden, machen unsere Stadt zum grünen Walde. Jener Segen der Natur, welcher unser Land aus seinem reichsten Füllhorn überschüttet, läßt einen Wald von Tannen, Cypressen und Lorbeer um uns aufschießen, der Mammuthbaum breitet stolz seine Aeste neben der Monterey-Cypresse, dem Rothholz, dem Lebensbaume, dem grünen Lorbeer mit seinen rothen Beeren, den immergrünen Eichen, und zwischen ihnen strecken schon Rosen ihre Knospen hervor; hier fürchten sie nicht Schnee und Eis, wie in Europa um diese Jahreszeit.“

Leichenbegängniß eines Radscha in Ostindien. Dann und wann kommt jetzt ein indischer Fürst nach Europa, um die Wunderwerke unsers Erdtheils kennen zu lernen. Zu diesen wißbegierigen Hindus gehörte Nurindher Sing Bahadur, Radscha von Pattiala; er war 1856 in London und bewahrte den Engländern seine Treue

auch während des großen Sipahi-Aufstandes. Am 13. November 1862 spürte er, daß seine letzte Stunde herannahe. Da ließ er „Puranas“ schreiben und diese in alle seine Städte schicken; sie befahlen die Freilassung von siebenhundert Gefangenen. Den Armen schenkte er hundert Stück Vieh, mehrere tausend Rupien, viel Getreide und Zuckerwerk. Nachdem er seine Seele ausgehaucht, wurde die Leiche aus dem Palaste getragen; unter lautem Schluchzen des versammelten Volkes brachte man sie auf den Scheiterhaufen und warf zweihundert kostbare Shawls über sie. Dieser Flammensarg bestand aus zwei Ladungen von duftendem Sandelholz, und über dasselbe wurde in reichlicher Fülle flüssige Butter und Kokosöl gegossen, nachher zündete man das Ganze an. Drei Tage lang ruhte alle Arbeit; alle Bazare waren geschlossen, dann wurde die Asche des Maharadscha an der Ganga heilige Stromflut getragen und dort von den Brahminen in Empfang genommen. Das Geleit war außerordentlich pomphaft; in demselben befanden sich ein Elephant, vier Pferde, ein Tragsessel rc. Die Brahminen gingen nicht leer aus, denn sie bekamen ein Geschenk von einhundert Shawls.

Wir wollen hier beifügen, daß, trotz aller Verbote und Ueberwachungen von Seiten der Engländer, in Ostindien immer noch dann und wann Sattis vorkommen. Eine solche Wittwenverbrennung hat im Oktober zu Dschudpore stattgefunden. Die Angehörigen der Witwe, welche darauf gedrungen hatte, sich zu verbrennen, wurden zur Verantwortung gezogen, weil sie dieses freiwillige Menschenopfer nicht verhindert hatten.

Was sind die höchsten Güter des Negers? T. J. Hutchinson, welcher als Konsul auf der Insel Fernando Po häufig Ausflüge in das Nigerdelta machte, und aus dessen neuestem Reisewerke wir vor längerer Zeit im Globus Mittheilungen gaben, hat in der ethnologischen Gesellschaft zu London einen Vortrag über die geistigen Züge der afrikanischen Stämme gehalten. Wir finden denselben im ersten Bande der Verhandlungen jenes Vereins und wollen einige bezeichnende Stellen hervorheben.

Unter den Negern an der westafrikanischen Küste herrscht eine eigenthümliche Vorstellung über die Erschaffung der Welt. Einige Stämme an der Goldküste glauben Folgendes: Als Gott die Welt in's Leben rief, schuf er ein Paar Schwarze und ein Paar Weiße. Die Schwarzen waren seine Lieblinge, und er stellte zur Auswahl für sie zweierlei Dinge hin, eine versiegelte Kiste und einen versiegelten Brief. Die Schwarzen, habgierig wie sie waren, nahmen die Kiste für sich und fanden darin nur werthloses Metall; den Weißen blieb also der Brief, und in diesem fanden sie Anweisungen zu nützlichen Dingen, z. B. darüber, wie man Schiffe bauen, Kleider verfertigen, Schießgewehr und Pulver machen und wie man Rum bereiten müsse.

Weiter erzählt Hutchinson Folgendes: Unter meinen Dienern auf Fernando Po war auch ein Mann von der Kru-Küste, welcher von seiner frühern Herrschaft den Namen Wilson bekommen hatte. Er war ein brauchbarer Schaluppenführer und wartete auch ganz leidlich bei Tisch auf. Einst erzählte er meiner Frau, daß er länger als zehn Jahre in der Missionsschule am Kap Palmas Unterricht im Christenthum erhalten habe. Sie fragte ihn, was er dort gelernt habe, und ob er auch wohl recht ordentlich etwas von Gott wisse?

Diese Frage brachte ihn in einige Verlegenheit und er antwortete nur mit einem nichtssagenden Grinsen. Als aber meine Frau die Frage sehr ernsthaft und eindringlich wiederholte, nahm er eine feierliche Miene an und sprach:

„Ich kenne Gott sehr wohl, er ist recht gut und hat zwei sehr schöne Dinge gemacht, die kein Mensch machen kann.“

„Nur zwei?“ sagte Frau Hutchinson, und fragte, was für Dinge denn das seien.

Wilson strich mit den Fingern durch sein Haar, blinzelte mit den Augen und entgegnete, diese beiden schönen Dinge, welche Gott geschaffen habe, seien der Schlaf und der Sonntag, an welchem man nicht zu arbeiten brauche. Im Negergebibber (es wird als Jabber von den Engländern bezeichnet) lautet seine Antwort: „Mammy, dem two ting God make be foine past what any man can make. One ting be Schleep, — foine, foine ting, mammy, no man fit to make dat; and other ting be Sunday, when no pusson have for work.“

Nachdem dieser Neger zehn Jahre Unterricht in der Missionsschule erhalten hatte, wußte er also von Gott weiter nichts, als daß er die höchsten Güter der Faullenzer geschaffen habe: den Schlaf und einen arbeitslosen Wochentag!

Port Said, der Mittelmeerhafen am Suez-Kanal. Wir haben mehrfach darauf hingewiesen, daß es einen ungeheuern Aufwand an Geld und Kräften erfordern würde, um einen geräumigen und sichern Hafen für große Seeschiffe am Nordeingange zu dem projektirten Kanale herzustellen. Von gewichtigen Autoritäten wird das, im Hinblick auf die natürlichen Verhältnisse und namentlich auf die Meeresströmungen jener Gegend, entschieden bezweifelt. Inzwischen baut aber die Kompagnie Lesseps fort, und sie hat die zukünftige Stadt zu Ehren des nun verstorbenen Vicekönigs Port Said genannt. Um dort den in den Kanal einlaufenden Fahrzeugen Schutz zu gewähren, beabsichtigt sie die Errichtung eines Molo, Hafendammes, von 3000 Meter, sage eine halbe deutsche Meile, Länge. Er soll in nordöstlicher Richtung in das Meer hinaus gebaut werden. Natürlich muß er doppelt sein; damit nun das Wasser zwischen den beiden Mauerdämmen die nöthige Tiefe erhalte, muß man drei Millionen Kubikmeter Schlamm aus dem Meere herausbaggern. An den Beginn dieser Arbeit kann man aber erst denken, wenn die beiden riesigen Mauerdämme (vorausgesetzt, daß die Herstellung derselben auf dem Schlammboden des Meeres sich überhaupt thun lasse) vollendet sind.

Gegenwärtig hat man den einen Mauerdamm in Angriff genommen und ist damit 250 Meter weit in's Meer gekommen. Fünfzehnhundert Meter vom Ufer hat man eine künstliche Insel von 60 Meter Länge und 20 Meter Breite aufgeschüttet und will diese später mit der angefangenen Seemauer in Verbindung bringen. Jetzt werden bei ihr die Steine zum Bau abgeladen. Sie kommen aus den Steinbrüchen von Mex; im Ganzen sind 995,454 Kubikmeter erforderlich, davon aber kaum 50,000 angebracht worden. Es läßt sich unter diesen Umständen noch gar nicht absehen, wann die Hafenbauten, mit denen ohnehin erst ein, im Verhältniß zum Ganzen höchst unbedeutender Anfang gemacht worden ist, vollendet sein werden.

Port Said selbst besteht aus einer Anzahl von Häusern, welche von Beamten und Arbeitern bewohnt werden. Dazu kommen einige Handelsleute und Gastwirthe. Diesen auf solche Weise gleichsam künstlich entstandenen Ort giebt man in französischen Blättern für eine „aufblühende Handelsstadt“ aus. In der Nähe ist ein Dorf, in welchem die beim Hafenbau beschäftigten arabischen Arbeiter wohnen.

Im Verhältnisse zu dem vorgesteckten Ziel und zu den gewaltigen Verheißungen ist noch sehr wenig geschehen. Und obendrein macht Vieles von dem, was man hergestellt hat, den Eindruck, als sei es nur in der Absicht gemacht worden, dem nicht näher eingeweihten Publikum schnell irgend etwas vorzuführen, das wie ein Resultat aussieht.

Said Pascha war durch die Franzosen finanziell tief in das Kanalprojekt verwickelt worden; von dem Nachfolger des Verstorbenen haben sie, wie es scheint, keine speciellen Begünstigungen zu erwarten; er will z. B. sich nicht dazu verstehen, die arabischen Bauern zur Zwangsarbeit am Kanal herzugeben.

Bedeutung der Handelsstadt Bombay. Dieser große Stapelplatz des nordwestlichen Indiens wird in Folge der Ausdehnung von Dampfschifffahrt und Eisenbahnen immer wichtiger und befindet sich in einer höhern Blüte wie je zuvor. Dazu trägt der amerikanische Bürgerkrieg in nicht geringem Maße bei, und wir ersehen auch daraus, wie die Solidarität des Handelsverkehrs in unseren Tagen den ganzen Erdball umspannt, aber auch welche Umwandlungen er hervorruft. Seitdem die amerikanische Baumwollennoth sich fühlbar machte, hat man in Bombay nicht weniger als neun große Baumwollenfabriken errichtet, und große Kapitalien werden dort in Manufakturen angelegt. So wird dieser indische Platz auch eine Fabrikstadt und dort ragen die qualmenden Rauchfänge so hoch empor, wie in Manchester. Danebenher geht eine großartige Entwickelung des Handels, und Bombay arbeitet mit Erfolg darauf hin, das große Emporium, der Hauptstapelplatz im Osten zu werden. Dem Eisenbahnnetz Indiens wird eine Masche nach der andern hinzugefügt und bald wird dasselbe die ganze Halbinsel überspannen. Bombay bildet den westlichen Anfangspunkt und seine geographische Lage ist ungemein günstig. Es hat einen vortrefflichen Hafen und sobald der Schienenweg nach Kalkutta vollendet sein wird, kann es gar nicht fehlen, daß alle Reisende aus Europa, sammt den Posten, in Bombay landen. Man vermeidet dann eine lange Seefahrt und gewinnt Zeit und spart Geld.

Unter den Bewohnern der Stadt spielen die Parsis eine hervorragende Rolle durch ihre Betriebsamkeit und ihren Reichthum. Mehr als zweitausend Nichteuropäer, die Parsis voran, halten Equipagen und zahlen die Steuern dafür. Der Werth von Grund und Boden, namentlich aber jener der Häuser, ist binnen zwei Jahren um das Doppelte, in manchen Fällen um das Dreifache gestiegen. Wir werden demnächst im Globus ausführlich über Bombay und die Parsis reden.

Handelsbewegung Frankreichs im Jahre 1862. Den Bekanntmachungen der Zollbehörde zufolge betrug dieselbe, trotz der Baumwollenkrisis, in runder Summe 4 Milliarden und 316 Millionen Francs; im Jahre 1861 etwas mehr, nämlich 4368 Millionen, so daß sich ein Ausfall von etwa 50 Millionen herausstellt. — Die Einfuhr betrug 1862: 2127 Millionen, die Ausfuhr 2189 Millionen. Von den letzteren gingen für 601 Millionen nach England, von wo für 465 Millionen importirt wurden.

Handelsverkehr Rußlands. Die Berichte über das Jahr 1861 sind erst im Januar 1863 veröffentlicht worden. Die Gesammtausfuhren betrugen einen Werth von 177,179,985 Rubeln. Die wichtigsten Gegenstände desselben waren, in runden Summen: Getreide mit 13¾, Lein mit 12, Talg 11, Hanf 7¾, Leinsamen 5½ und Holz mit etwa 3 Millionen Rubeln. Von der Ausfuhr kommt auf die Ostseehäfen ein Werth von beinahe 68 Millionen, und auf die Häfen am Weißen Meere beinahe 7 Millionen. — Die Gesammteinfuhren stellen sich auf 167,111,131 R., wovon auf die baltischen Häfen 99,634,000 R. kommen. Die wichtigsten Gegenstände waren: rohe Baumwolle 19 Millionen, Färbestoffe 9⅓, Maschinen ꝛc. 6, Kaffee 3, Zucker 3, Wolle 4 Millionen. Was den Landhandel mit China betrifft, so wurden 162,518 Colli Blätterthee und 60,074 Colli Ziegelthee eingeführt. Nach China gingen für 4,800,000 Rubel Waaren; davon Wollengewebe für 2,100,000 Rubel, Baumwollenzeuge für 1,448,337 Rubel und für 607,728 Rubel Pelzwerk. Das Zollamt zu Kiachta ist nun aufgehoben und nach Irkutsk verlegt worden.

Die Schifffahrtsbewegung ergab 10,634 eingelaufene und 10,739 ausgelaufene Kauffahrer; von den ersteren fuhren 1956 unter britischer, 1834 unter russischer Flagge.

Frankfurt hatte am 3. Decbr. 1862 (auf ungefähr 1⅓ Quadratmeilen) 83,390 Einwohner, davon 71,462 in der Stadt, ungerechnet die Bundesgarnison von 3666 Mann. 1817 betrug die Einwohnerzahl 47,850, 1823 50,824, 1846 68,240, 1855 74,784.

Volkszahl von Griechenland. Dieselbe betrug nach der Zählung von 1861 im Ganzen 1,096,810 Seelen. Davon kamen 552,414 auf den Peloponnes, 318,535 auf das übrige Festland, „Hellas", und 225,861 auf die Inseln. Athen hatte 41,298 Einwohner und mit Hinzurechnung seines Hafenortes Piräeus 47,723 Köpfe.

Die holländische Kauffahrteiflotte bestand am Ende des Jahres 1862 aus 476 Schiffen, welche für die Fahrt nach Ostindien geeignet sind. Sie hatten eine Trächtigkeit von 272 niederländischen Tonnen Register, gleich 143,983 Lasten. Dagegen bestand die Flotte zu Ende des Jahres 1857 aus 609 Schiffen mit 350,105 Tonnen Gehalt; es liegt also ein beträchtlicher Rückgang vor, und der Bau neuer Fahrzeuge ist nicht beträchtlich gewesen; im Jahre 1862 liefen nur sechs neue Schiffe vom Stapel, allerdings zumeist große Dreimaster.

Rotterdam nimmt in jedem Jahr einen größern Aufschwung. Die sehr günstige Lage trägt wesentlich dazu bei, aber der Handelsstand, unter dem sich sehr viele deutsche Firmen befinden, ist sehr umsichtig und rastlos. Allwöchentlich verlassen im Durchschnitt 27 Seedampfer den Hafen und eben so viele laufen ein; dazu kommen dann noch die inländischen Dampfschiffe und jene auf dem Rheine. Rotterdam ist bekanntlich ein Hauptmarkt für den Kaffee: von dieser Waare wurden 1862 in die holländischen Häfen angebracht 1,140,490 Ballen aus Ostindien und 69,200 aus Westindien.

Aus China. Gegen Ende des vorigen Jahres erschien eine russische Flotte an der chinesischen Küste, um die Gruppe der Tschu san Inseln (30° N. Br.) in Besitz zu nehmen. Der russische Hof hat die Umstände benutzt, sich dieselben vom chinesischen Hof abtreten zu lassen. Diese Eilande liegen den wichtigen Handelshäfen Ningpo und Schanghai gegenüber, und nun ist die Aufregung unter den Engländern in China groß. Tschu san war früher einmal an Großbritannien abgetreten, aber wieder aufgegeben worden; es nahm statt dessen Honglong. Jetzt wird die Gruppe von russischen Seeoffizieren vermessen. Unangenehm ist den Engländern auch der Umstand, daß die Franzosen allen Ernstes mit dem Plan umgehen, wie in Cochinchina, so auch in China Territorialbesitz zu erwerben, und daß sie Ningpo zur Grundlage weiterer Operationen gewählt haben. Es ist ganz wahr, daß England sich durch die Allianz mit Frankreich und durch dessen Betheiligung am Kampfe gegen China einen Nebenbuhler herangezogen hat, der im fernen Ostasien ihm lästig werden kann.

Die Diego-Suarez-Bay in Nord-Madagaskar. Als wir neulich diesen wichtigen Hafen ausführlich im Globus schilderten, wiesen wir darauf hin, daß der Beherrscher der Franzosen sich denselben als Lohn für die Freundschaft ausbedingen werde, welche er dem König Radama zeigt. Der Pariser Moniteur stellte entschieden in Abrede, daß man es in Madagaskar auf Eigennutz und Gebietserwerbungen abgesehen habe. Nun aber lesen wir im Februarheft der „Revue du Monde Colonial", daß der bekannte Lambert, der Verschwörer gegen die Königin Ranovalona, im Namen Frankreichs von der Diego-Suarez-Bay Besitz genommen habe. Die genannte Revue sagt, jener „Diplomat", nämlich Lambert, habe sich dadurch einen Anspruch auf die Erkenntlichkeit Frankreichs erworben, und knüpft an die Besitznahme große Hoffnungen. Durch diese Bay, sagt sie, ist Madagaskar gleichsam das England Ostafrikas; durch dieselbe sichert sich die Macht, welche im Besitz derselben ist, fast den ganzen Küstenhandel zwischen dem Kap Guardafui und dem Vorgebirge der Guten Hoffnung, nämlich der Küste Ajan, der Besitzungen des Imams von Sansibar, also von Malindi, Mombas, Sansibar, Kilwa, der portugiesischen Besitzungen von Sofala und Mosambik, ja bis nach der englischen Natalküste hinunter. Madagaskar gegenüber mündet der Sambesi, welchen wir durch Livingstone näher kennen gelernt haben; er bildet auch einen Handelsweg in's Innere von Ostafrika, und wer eine starke Position auf Madagaskar zu behaupten weiß, wird auch dort die Hauptvortheile ernten. Nach Osten hin wird diese Macht das Monopol des Handelsverkehrs zwischen der Großen Insel und den beiden Amiranteninseln Mauritius und Réunion haben, denn beide beziehen ihre Lebensmittel aus Madagaskar. Dazu kommt dann noch der Handel mit Europa, und daß die Insel sich zum Anbau der Baumwolle vorzüglich eignet; nicht minder jener von Indigo, Tabak, Zucker und Reis. Und, wohlgemerkt, in der Nähe der Diego-Suarez-Bay liegen in der Bucht von Bavatube, der französischen Besitzung Nossi be gegenüber, reiche, mit leichter Mühe zu bearbeitende Steinkohlenfelder. Für Frankreichs Machtstellung im Indischen Ocean ist jene Besitznahme ein großer Glücksfall. Die Bay wird ein Mittelpunkt ersten Ranges für den Handelsverkehr im Indischen Ocean werden. —

Das sind die Erwartungen, welche man in Frankreich hegt.

Westaustralien als Deportations-Kolonie. Wir erwähnen der Deportation von Verbrechern wiederholt, weil sie auch in geographischer Beziehung nicht ohne Wichtigkeit ist. Bekanntlich werden Verbrecher aus England nur noch nach Westaustralien, der Kolonie am Schwanflusse, geschickt, während alle anderen einen so zweideutigen Zuwachs an Bevölkerung mit Entschiedenheit abwehren. Dagegen verlangen die Westaustralier immer mehr deportirte Verbrecher, allerdings keine Garroters von Handwerk. Eine Anzahl angesehener Kolonisten, die sich in London befinden, haben dem Kolonialminister eine Denkschrift eingereicht, in welcher sie im Wesentlichen Folgendes betonen:

Westaustralien wird gern eine sehr beträchtliche Anzahl von Verbrechern aufnehmen. Die Erfahrungen, welche man bisher gemacht hat, sind durchaus zufriedenstellend. Die Verbrecher, völlig losgelöst von ihrer alten Verbindung und lasterhaftem Umgange, beginnen einen neuen Lebenswandel. Sie werden zur Arbeit angehalten, bauen Wege und Brücken; an Beschäftigung fehlt es nicht, und für Unterkommen, selbst für Gefängnisse, hat die Kolonie gesorgt. Der Unterhalt kostet ungleich weniger, als wenn man sie in englischen Gefängnissen eingesperrt hält. Sie können nicht entfliehen und also auch den Nachbarkolonien nicht gefährlich werden, denn Westaustralien ist von Wüsten, Buschwäldern und Meer umgeben. In dem 150 Miles langen, 60 Miles breiten Distrikt Toodgay hat man im Verlauf eines Jahres nur zwei Deportirte zu bestrafen gehabt; der eine hatte eine Fälschung begangen, der andere eine Kuh gestohlen. Manche Verbrecher sind schon Grundeigenthümer und ordentliche Leute geworden. In Summa: das bisherige System hat sich durchaus bewährt; Lebensmittel sind billig, das Klima ist gesund; Flucht ist unmöglich, und eine zwölfjährige Erfahrung hat durchaus günstige Ergebnisse geliefert. Also wünscht Westaustralien, wohin der Zug der freien Einwanderung bis jetzt nicht bedeutend war, mehr Deportirte, allerdings aber keine verhärteten Bösewichte.

Aus Neuseeland. Zwei neue Arten Apteryx. Neuseeland wird einst eine bedeutende Rolle im Großen Ocean spielen, denn alle natürlichen Bedingungen dafür sind gegeben. Die Einwande-

rung, nun auch durch die ergiebigen Goldfelder angelockt, wird in jedem Jahre beträchtlicher, und die Inseln, welche Georg Forster als eine Wildniß fand, werden Kulturland, zunächst an den Küsten. Daß die Umwandelung rasch von Statten geht, läßt sich durch eine Menge von Beispielen darthun.

Vor nun gerade zwölf Jahren landete das erste Schiff mit Einwanderern im Lyttelton-Hafen, Provinz Canterbury. Jetzt ist diese junge Kolonie mit Ortschaften gleichsam übersäet, hat ihren elektrischen Telegraphen, baut Schienenwege, sie hat ihren eigenen Bischof und einen naturwissenschaftlichen Verein, dessen Vorsitzender der Regierungsgeolog, Dr. Julius Haast, ist. Dieser Gelehrte sorgt dafür, daß das Museum der Gesellschaft eine möglichst vollständige Sammlung neuseeländischer Erzeugnisse aller Art erhalte; sie besitzt auch eine Eingewöhnungsanstalt für ausländische Pflanzen und nützliche Thiere.

Dr. Haast widmet der Ornithologie Neuseelands ganz besondere Aufmerksamkeit. In einem Vortrage hat er zwei neue Arten der Dinornis-Familie erwähnt; er sagt: „In den westlichen Gebirgen lebt eine Art von Kiwi, welche größer ist als der seither bekannte Dinornis; ich habe dieselbe vorläufig als Apteryx maxima bezeichnet; von den Eingeborenen wird sie Roa genannt. Lebende Exemplare dieses Vogels, der etwa so groß ist wie ein wälscher Hahn, konnte ich mir noch nicht verschaffen, wohl aber habe ich die Fußspuren desselben in frischgefallenem Schnee bemerkt und habe ihn auch bei Nacht rufen hören. Ein noch größerer Kiwi, Polapteryx ingens, soll, dem Hörensagen zufolge, in der großen Buchenwäldern an den Abhängen der neuseeländischen Alpen leben."

Die obenerwähnte Eisenbahn soll von Port Lyttelton nach Christchurch vermittelst eines Tunnels durch die Banksbalbinsel geführt werden, und die Kolonisten sind stolz darauf, daß sie ein so kostspieliges Werk aus eigenen Kosten bestreiten.

Von den Sandwichs-Inseln wird etwas Unerhörtes gemeldet. Am 8. November 1862 ist nämlich auf der Insel Maui Schnee gefallen! — In Honolulu war ein anglikanischer Bischof, Namens Stanley, angekommen, von dem sich auf ihre alten Tage König Kamehameba sammt seiner Gemahlin auf's Neue feierlich haben confirmiren lassen. Damit sind aber die methodistischen Missionäre nicht zufrieden, und ein Bericht aus Honolulu äußert in Bezug darauf Folgendes: „Den Missionären, deren Verdienst so schon alle Jahre schlechter wird, ist dieser Abbruch des Geschäfts natürlich ein Greuel und sie arbeiten mit Hand und Fuß dem neuen Bischof entgegen. Sie haben zu einem etwaigen Kirchenkampfe Zähigkeit und Fanatismus genug und werden mit der eisernen Nothwendigkeit der eigenen Existenz böse Gegner des Bischofs sein, der am Ende noch Hals über Kopf wieder zurück nach „Hold Hengland" geht. Jedenfalls scheint der Streit interessant zu werden."

Aus Canada. Man giebt sich in dieser Kolonie große Mühe, den Flachsbau in Aufnahme zu bringen und hat eine Anzahl Familien aus Belgien kommen lassen, welche sich auf die Verarbeitung des Flachses gut verstehen. — Der französische Theil der Bevölkerung, welcher bisher an Rührigkeit weit hinter den englischen und deutschen Canadiern zurückstand, rührt sich jetzt. In der neuen Stadt Avenir am Süduser des St. Lorenz erscheint jetzt ein landwirthschaftliches Blatt in französischer Sprache. — Aus den zerrütteten Vereinigten Staaten ist der Andrang nach Canada fortwährend sehr beträchtlich; diese Einwanderer entfliehen der Konskription und der Schuldenlast, mit welcher die Republik sich belastet.

Aussterben der Indianer in Britisch-Columbia. Die braunen Söhne des Waldes schmelzen hinweg, wie Eis vor der Sonne. Einem Berichte des Indianeraufsehers zu Victoria auf der Insel Vancouver zufolge beträgt die Zahl der Indianer in dieser Provinz nur noch 2165 Köpfe. Sie ziehen wie Landstreicher umher, und der Branntwein richtet unter ihnen das größte Unheil an. Es ist ein schlechter Trost für sie, daß man ihre Waffen, Geräthe, Kleider 2c. in einem Museum zu Victoria sammelt und ein Wörterbuch ihrer Sprache verfaßt. Sie verschwinden zugleich mit den Pelzthieren, und ehe zwanzig Jahre verflossen sind, werden sie alle beim Großen Geiste sein!

Die Lachsfischerei ist für viele Küstengegenden am nördlichen Atlantischen Ocean von großem Belang; aber der Ertrag derselben hat beträchtlich abgenommen, weil man in ganz widersinniger Weise die Lachse auch in den Monaten fängt, in welchen sie stromauf ziehen, um ihren Rogen abzulegen. Diese Zeit umfaßt die Monate von Anfang Oktobers bis Anfang Februars. Es ist um so mehr geboten, während derselben keine Lachse zu fangen, weil sie dann nicht blos weniger schmackhaft, sondern auch ungesund sind. In Großbritannien hat man deshalb ein zweckmäßiges Verbot erlassen; in der angegebenen Frist sollen keine Lachse gefangen werden, und jüngst ist ein Mann, welcher sich daran nicht gekehrt hat, mit einer Geldbuße von 54 Pfund Sterling belegt worden. In England hat sich ein Verein zum Schutz der Lachse gebildet; aus seinem neuesten Berichte geht hervor, daß in den oben genannten vier Monaten etwa 50 Tons, jede zu 2000 Pfund, Lachse nach Frankreich, namentlich für den Pariser Markt, verschifft werden, aber heimlich. Ein zehnpfündiger Lachs hat etwa 10,000 Eier; es ergiebt sich schon daraus, wie nachtheilig der Fang trächtiger Fische ist. Durch jenen Schmuggel gehen alljährlich wenigstens 60 Millionen Eier verloren. Jener Verein will nun auch seinerseits dafür sorgen, daß die Hegezeit streng innegehalten werde.

Eine Zeitung in der Maori-Sprache. Eine solche ist auf Neuseeland gegründet worden von Katalri, einem Häuptlinge der Maori. In der ersten Nummer schreibt er an die, welchen sie unter die Augen kommt: „Wenn ihr dieses Blatt in die Hand nehmt, dann seht zu, ob es euch zusagt; ist das der Fall, so zahlt drei Pence. Ich verfolge bei der Herausgabe den Zweck, meine Absichten allen Völkern der Welt kund zu geben. Deswegen habe ich auch auf das Blatt mit großen Buchstaben die drei Worte gesetzt: Glaube, Liebe und Gesetz." Für den Sohn eines Menschenfressers klingt das recht stolz und gar nicht so übel. Durch die Presse erfahren allerdings sämmtliche Kulturvölker Katalri's löbliche Absichten.

Eine englische Zeitung in Japan. Zu Yokuhama erscheint ein Japan Herald regelmäßig alle Wochen. Irren wir nicht, so erscheint auch zu Nagasaki von Zeit zu Zeit ein englisches Blatt. In China bestehen engl. Blätter schon seit einiger Zeit, nämlich in Schanghai und in Hongkong, wo deren vier bis fünf gedruckt werden.

Zur Geschichte der Civilisation. Vor mehreren Jahren beschloß die Legislatur des nordamerikanischen Staates Kentucky Folgendes:

„Der Aufseher des Zuchthauses soll für eine angemessene chemische Farbe sorgen, durch welche die Haut in der Weise schwarz gefärbt wird, daß die Farbe hält und nicht abgewaschen werden kann. Mit solcher Farbe soll die Nase eines jeden männlichen Züchtlings schwarz angestrichen werden, so oft es nöthig erscheint, bis vier Wochen vor seiner Entlassung aus dem Gefängnisse."

Ueber die Engländer äußert ein Italiener Guerrazzi: „So oft ich einen Engländer in Betrachtung unserer italienischen Sonne versunken sehe, wandelt mich allemal die Furcht an, daß er mit dem Gedanken umgehe, sie nach London fortzuschleppen und hinterher in kleinen Theilen als Talglichter zu verkaufen."

Arabisches Sprüchwort. Ein Baniane (indischer Kaufmann), ein Beludsche (Söldner aus Beludschistan) und ein Ziegenbock fressen den Busch auf, an welchen man sie bindet.

Klima im tropischen Afrika. Richard Burton äußert darüber: „Man wird sich eben so wenig an das Sitzen auf glühenden Kohlen gewöhnen, als an das afrikanische Klima."

Ueber den italienischen Volkscharakter äußert Wilhelm von Lüdemann:

„Das Volk hat eine schöne Ursprünglichkeit, geistige Erwecktheit, Gefühl für Anmuth und Schönheit, natürliche Grazie, Anlage zum Besten.

Aber es hat nicht: Thatkraft, Selbstbeherrschung, Tiefe, Geist der Ordnung, nicht die Fähigkeit, seiner Erschlaffung im thätigen Leben Herr zu werden." Die Folge muß zeigen, in wie weit dieses Urtheil richtig ist.

Herausgegeben von Karl Andree in Leipzig. — Für die Redaktion verantwortlich: Herrmann J. Meyer in Hildburghausen. —
Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen. — Druck von G. Grumbach in Leipzig.

Gustav Radde's Reisen in Ostsibirien.

Fortschritte der Entdeckungen in Sibirien. — Ausdehnung des Handelsverkehrs. — Gustav Radde. — Seine Wanderung um den Baikal-See. — Schilderung der Buriäten und Tungusen. — Ethnologische Gegensätze. — Der See Dawatschanda. — Radde im sajanschen Gebirge. — Besteigung des Gletscherberges Munku Sardik. — Wanderungen am mittlern und obern Amur. — Das Bureja-Gebirge und dessen Vegetationsformen. —

Der ganze Norden Asiens, vom Ural bis zum Japanischen Meere, vom Arktischen Ocean bis zur Grenze des chinesischen Reiches, gehört dem Czar, welcher an der Newa thront. Noch vor dreihundert Jahren war dieses ungeheure Gebiet ein unbekanntes Land, über welches man in Europa nur dann und wann eine Wundermähr vernahm. Allmälig wurden aber die Nachrichten bestimmter. Räuberische und Abenteuer suchende Kosaken hatten das Uralgebirge überstiegen, Wälder und Steppen durchzogen und drangen immer weiter nach Osten vor. Vor zweihundert und zwanzig Jahren (1643) wurde von Pojarkow das Amurland entdeckt und bald darauf von Russen, vorerst dem Namen nach, in Besitz genommen. Dadurch kam der Herr des Moskowiterlandes in Berührung mit dem chinesischen Kaiser und Beide einigten sich durch den zu Nertschinsk 1689 abgeschlossenen Vertrag über die gegenseitige Grenze ihres Gebiets.



Der Munku Sardik im östlichen Sajan-Gebirge, Sibirien.

Ostsibirien wurde seitdem vielfach von den Russen durchzogen, aber nur von solchen, denen eine höhere Bildung fehlte. Die wissenschaftlichen Entdeckungen beginnen erst im achtzehnten Jahrhundert und sind bis auf den heutigen Tag vorzugsweise das Werk deutscher Gelehrten. Unter diesen nimmt Gustav Radde eine würdige Stellung ein.

Sehr richtig hat G. von Helmersen, ein Mann von hervorragendem Verdienste, neuerdings hervorgehoben, daß man das asiatische Rußland, insbesondere dessen östlichen Theil, als ein Koloniallan d bezeichnen müsse. Vom Mutterland ist dasselbe allerdings nicht durch den Ocean, wohl aber durch einen sporadisch bewohnten

Kontinent von großartiger Ausdehnung geschieden. Dieses Kolonialland sieht sich mit seinem Verkehr nach Osten hin auf China, Japan, Amerika und auf das große Weltmeer hingewiesen.

Für jene Regionen erschien die Erweiterung der Verkehrsverhältnisse und die Sicherstellung der Handelsstraßen als eine Lebensfrage. In unseren Tagen gelang es der russischen Politik, das früher von Seiten Chinas streng festgehaltene System der Ausschließlichkeit zu brechen. Sie hat die Verlegenheiten, von welchen der Kaiser des Blumenreiches der Mitte seit längerer Zeit in so reichem Maße heimgesucht wird, klug benutzt, um viele alte Schranken niederzuwerfen, und damit wird auch für die Wissenschaft der Länder- und Völkerkunde eine freie Bahn mehr gewonnen.

Durch Verträge ist das große chinesische Reich für russische Unterthanen geöffnet; auf der Insel Sachalin im Japanischen Meere sind bereits russische Niederlassungen gegründet worden; die „Annexionen" erstrecken sich über das ganze Amurland und einen großen Theil des Gebietes am Ussuriflusse; China hat sogar die an trefflichen Häfen reiche Küste bis zur Grenze von Korea abgetreten. Diese Eroberungen sind von hohem Werthe.

Aber auch im mittlern Sibirien ist nach Süden hin Vieles erreicht worden, und wir haben das Vordringen der Russen in dieser Region vor einiger Zeit ausführlich im Globus geschildert (Band III, S. 181). Hier möge nur hervorgehoben werden, daß nun in Kuldscha am Ili und in Tschugutschack russische Faktoreien angelegt worden sind; ein Gleiches geschah im Gebiete von Kaschgar und zu Urga, wo auch ein russischer Resident wohnt. Ueberhaupt sind die Fortschritte seit 1849, als Graf Murawieff Generalgouverneur von Ostsibirien wurde, geradezu großartig. Die Schifffahrt auf dem Amur ist frei; man sah, daß das neuerworbene Land eine hervorragende Bedeutung gewinnen müsse, und nichts war erklärlicher, als der Wunsch und das Bedürfniß, dasselbe näher kennen zu lernen. Die geographische Gesellschaft zu St. Petersburg begriff vollkommen, worauf es ankam, und betrieb mit Eifer das große Werk der Erforschung, so viel an ihr lag. Zunächst sollte die Region von Irkutsk bis zum Jablonoi-Gebirge und südlich bis zur chinesischen Grenze erforscht werden. Die astronomisch-topographische Abtheilung leitete Schwarz, und er hat seine Aufgabe würdig gelöst; für Zoologie und Botanik hat Radde Ausgezeichnetes geleistet. Dieser unser deutscher Landsmann ist der Erste, welcher ein physikalisches Gesammt- und Uebersichtsbild des Amurlandes nebst Daurien gegeben hat. Er umwanderte 1855 den Baikal-See, besuchte 1856 das russische Daurien (Nordostende der hohen Gobi) und das südlichste Apfelgebirge (Jablonei Chrebet) mit dem Sochondo. In den Jahren 1857 und 1858 finden wir ihn am obern und mittlern Amurlauf und im Burnja- oder Kamni-Gebirge; endlich erforschte er 1859 das östlichste Sajan-Gebirge mit dem hohen Munku Sardik und dem Kosso Gol-Plateau, das Oka- und Irkutsystem, den Südwestwinkel des Baikal-Sees, das Kamaragebirge. Alle diese Regionen schildert er mit lebendig gezeichneten Zügen; seine Darstellung ist frisch und einfach, sein Sinn vorurtheilsfrei und sein Blick scharf.*)

Wir begleiten den Reisenden zunächst an den Baikal-See, dessen Wasserspiegel 1363 englische Fuß über dem Meere liegt.

Der Baikal-See ist eine höchst interessante Erscheinung, ein Binnenwasser von mehr als 600 deutschen Geviertmeilen und einem Umfang von mehr als zweitausend Werste. Der erste Europäer, welcher der ganzen Uferentwickelung entlang gezogen, war unser deutscher Landsmann Georgi im Jahre 1772, und seitdem hatten andere Forscher immer nur einzelne Strecken der Küste besucht. Aber Radde vollbrachte 1855 dasselbe, was Georgi vor ihm gethan, und wir verdanken ihm werthvolle Mittheilungen über den „Heiligen See", dessen südwestliches Ende unter 50° 43' 21" N. Br. und 121° 29' 48" Ö. Länge liegt; das Nordostende unter 55° 50' 20" N. Br., 127° 27' 4" Ö. Länge. Der See ist von Gebirgen umschlossen, welche nirgends höher als 4000 Fuß über den Wasserspiegel emporreichen; von denselben strömt eine außerordentliche Menge von größeren und kleineren Gefließen in das Becken hinab. Die größte Insel heißt Olchon; die Wassertiefe ist beträchtlich; an manchen Stellen fand Radde mit einem 700 Fuß langen Senkblei keinen Grund.

Einen großartigen Eindruck machen die Nadelholzwälder, die in geradezu ungeheurer Ausdehnung die Regionen am Baikal-See bedecken. Fichten und Lärchen walten vor, die sibirische Ceder ist nicht so häufig und steht nur auf den höchsten Bergen, Tannen findet man nur in geschützten Thälern. In diese dichten und düsteren Coniferenwälder dringt der Wind nur, wenn er scharf weht; sie bilden einen starken Gegensatz zu den Birken mit den weißen Stämmen und feinem Laube. Buchen und Eichen wachsen nicht in der Baikalregion, deren Vegetationscharakter anfangs wegen ihres kolossal-einförmigen Charakters packt und überrascht, aber auch sehr bald ermüdet und eine melancholische Stimmung hervorruft. Hin und wieder wächst in einem wohlbewässerten Thalgrunde die Balsampappel, und an Strauchbäumen und Sträuchern ist die Flora sehr reich, besonders an Spiräen, die in neun Arten vorkommen.

Diese Wälder gewähren den Pelzjägern immer noch eine reiche Ausbeute. Diese stellen den Moschusthieren nach, dem sibirischen Eichhörnchen, dem Hirsch und dem Elenn, dem Bären, Luchse, Wolfe, dem Fjellfraß und dem Fuchs, am westlichen Ende des Sees auch dem Fischotter, und in manchen Waldstrecken fehlt der Zobel ebensowenig wie der Marder.

In ethnologischer Beziehung stellt sich bei den Anwohnern des Baikal-Sees ein Gegensatz heraus. Die Buriäten gehören zum mongolischen Stamme, die Tungusen dagegen zum Mandschustamme, und beide Völker sind in ihren Neigungen, Anlagen und in ihrer geistigen

*) „Berichte über Reisen im Süden von Ostsibirien; im Auftrage der kaiserlich russischen geographischen Gesellschaft ausgeführt in den Jahren 1855 bis inclusive 1859 von Gustav Radde." St. Petersburg, 1861. Das Werk ist auf Kosten der kaiserlichen Akademie herausgegeben, und enthält einen Atlas mit zwei Karten und elf Tafeln in Tondruck; den letzteren sind unsere Holzschnitte nachgebildet.

Radde trat seine Reisen sehr jung an; er ist 1831 in Danzig geboren, widmete sich mit Eifer den Naturwissenschaften und dem Studium der Erdkunde, unternahm schon 1852 eine Wanderung nach der Krim und verweilte zwei Jahre am Nordgestade des Pontus. Das war eine gute Vorbereitung für spätere Reisen.

Ich will hier bemerken, daß zu Ende des Jahres 1862 in St. Petersburg der erste Theil von Radde's Specialforschungen erschienen ist; derselbe behandelt die Säugethier-Fauna. Das Werk selbst habe ich noch nicht zu Gesicht bekommen und kenne den Inhalt nur aus einer Besprechung der deutschen St. Petersburger Zeitung vom 9. November. Radde beschreibt 94 Säugethiere, schildert den Bären, dessen Sitten, Wanderungen und Abhängigkeit von Oertlichkeit und Nahrung; entwirft Charakterzeichnungen auch anderer pelztragenden Thiere, insbesondere des Zobels. Wir werden gelegentlich einige Mittheilungen aus diesem Werke bringen. A.

Entwickelung wesentlich von einander verschieden. Der Tunguse ist von Natur heiter, lebhaft, kühn und ein scharfer Beobachter, der Buriäte dagegen ohne geistige Regsamkeit, stumpfsinnig, gleichgültig, verschlossen, grob und furchtsam. Jener, ein unverzagter Jäger, im Düster der Coniferenwaldung geboren, stellt von früher Jugend an den wilden Thieren nach, dieser weidet seine Heerden und fängt Fische, und lebt in seinen unsauberen, verräucherten Jurten ein träges Dasein.

Radde fand Buriäten überall am westlichen Ufer des Sees, auch haben sie die Insel Olchon inne. Die Tungusen schweifen am nördlichen und östlichen Gestade umher und betrachten eine gewisse Landstrecke innerhalb von Grenzen, welche sie genau zu bezeichnen verstehen, als ihr ausschließliches Eigenthum, als ein Jagdgebiet, auf welches sie allein ein Anrecht haben. Der baikalische Buriät wechselt nur zwei, höchstens drei Mal im Jahre seine Lagerstelle; er hat üppiges Wiesenland und treibt seine Herden von der Sommerweide nach einer andern Stelle, wo sie überwintern.

Der Buriät ist kräftig, obwohl sein Muskelsystem nicht stark entwickelt erscheint, selten hager und hat Anlage zum Fettwerden. Er hat schwarzes, struppiges Haar und größere Augen als der Tunguse; das Gesicht ist feist, die starken Jochbeine sind mit sehr entwickeltem Musculus zygomaticus überkleidet; Mund breit, Nase selten stark und gebogen, gewöhnlich stumpf, eingedrückt und in der Jugend oft aufgeworfen. Verwaltend ist das phlegmatische Temperament. Der Buriät arbeitet nur, so viel der Hunger ihn dazu zwingt, und Weib und Kinder müssen sich der Wirthschaft mehr annehmen, als der Vater thut. Alle sind höchst maulfaul und störrig, wenig dienstfertig, selbst bei Aussicht auf guten Verdienst, und betrügen gern beim Tauschhandel; aber grober Diebstahl kommt nicht vor. Das geistige Leben ist bei ihnen so wenig rege, daß sie Waffen und Geräthe, welche ein Fremder ihnen zeigt, kaum beachten; dagegen lieben sie Tabak und berauschende Getränke mit Leidenschaft. Für die Wirkung geistiger Getränke haben sie eine höchst empfindliche Natur; denn obwohl ihr Darosjun, ein aus gesäuerter Milch bereiteter, nur zehn Procent Spiritus enthaltender Branntwein, sehr schwach ist, so genügt doch der Genuß von wenigen Schälchen desselben, um den Buriäten trunken zu machen, und er äußert dann einen übertriebenen Frohsinn. Ihre Nahrung besteht zumeist in Fleisch jeder Art, sie genießen sogar gefallenes Hausvieh, und Radde sah öfters, daß sie die Kadaver der von ihm abgebalgten Vögel, welche er vor ein paar Tagen weggeworfen hatte, am Feuer, ohne Zuthat von Salz, schwach rösteten und verzehrten. Auch die Eingeweide werden nicht verschmäht; die Därme vom Wild, kaum gereinigt, auf Stäbe gewickelt, am Feuer erhitzt und dann gegessen; das rohe Fett der Seehunde gilt für einen Leckerbissen, was, beiläufig bemerkt, auch bei den Tungusen der Fall ist. Der Buriät schneidet einen Streifen von der Fettmasse ab, packt das eine Ende mit den Zähnen, hebt das andere Ende mit der linken Hand in die Höhe und schneidet mit dem Messer einen Bissen ab, den er ohne Salz oder Brot verzehrt. Das letztere bereiten sie nicht selber, sondern tauschen es von den Russen ein; Getreidekörner zum Brei zerstampfen sie, denn Mühlen sind ihnen unbekannt; Ziegelthee wird mit Salz und Fett genossen, nicht mit Milch.

Mehrere Dorfschaften werden als ein zusammenhängendes Ganze betrachtet, auch etliche derselben mit einem gemeinschaftlichen Namen bezeichnet. Der Buriät lebt gern in größeren Gesellschaften bei einander. Die Wohnung, Jurte, ist im Grundrisse gewöhnlich sechseckig, niedrig und aus übereinander gelegten Balken gebaut, und hat vier bis fünf Faden im Durchmesser. Die Feuerstelle liegt in der Mitte, zwischen vier Pfosten, die ein Dach stützen, in welchem sich für den Abzug des Rauches eine Oeffnung befindet. Durch diese fällt auch das Licht ein. Der ganze Hausrath besteht aus einigen ausgehöhlten Stämmen zum Aufbewahren der Milchvorräthe, ein Paar Lederschläuchen, Beuteln und Quirlen, allerlei eisernen Werkzeugen und ein paar Anzügen aus Leder.

Die Buriäten auf der Insel Olchon haben große Schafherden und verkaufen Wolle; das Hornvieh ist unansehnlich; die Pferde sind genügsam, ein wenig magere Weide befriedigt sie; im Winter scharren sie sich ihr Futter unter dem Schnee hervor und dennoch traben sie den ganzen Tag unermüdlich. Die weiße Farbe ist vorherrschend, unter zehn Pferden findet man durchschnittlich sechs Schimmel. Die Buriäten reiten aber auch auf Rindvieh. Viele sind Fischer und betreiben den Fang des Omul-Lachses; Jagd ist für sie Nebensache.

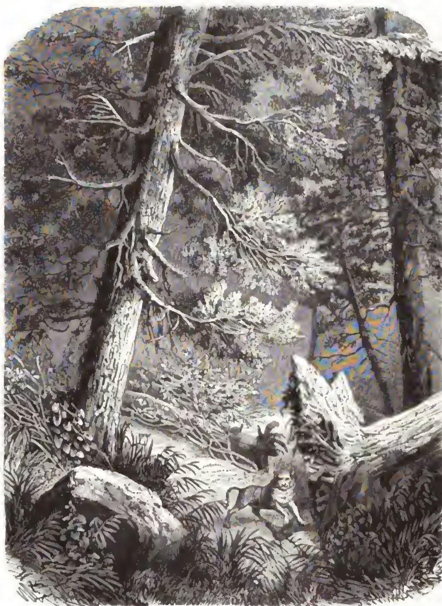
In Betreff der religiösen Vorstellungen stecken sie völlig im Schamanenthum, verehren viele Plätze am See, namentlich Vorgebirge, einzelne Felsen, heiße Quellen und Höhen; diese gelten ihnen für Stätten, die von guten und bösen Geistern bewohnt sind, und sie opfern ihnen Häute, Bänder und Pferdehaare. Häusliche Opfer bestehen in Darbringung von gegohrener Milch und von Thierhäuten; die Götzenbilder stellen menschliche Figuren vor und sind aus dünnen Messingplatten geschnitten; sie verehren aber auch Steinarten.

Ganz anders sind die baikalischen Tungusen. Bei ihnen ist die Stirn in der Regel hoch und frei, die Augen sind geschlitzt, die Augenbogen und Brauen zur Nasenwurzel sehr schräg geneigt, die Jochbeine wie bei den Buriäten; das Kinn ist stets spitz, der Bart fehlt gewöhnlich, die Hautfarbe ist gelbbräunlich. Sie lassen das Haar lang wachsen; die Männer flechten dasselbe zu einem dicken Zopfe zusammen, dessen Spitze einen Büschel loser Haare bildet. Der Knochenbau ist schwach, die Waden sind gering entwickelt. Temperament rein sanguinisch. Während der Buriät träge bleibt, hat der Tunguse von Natur Hang zur Geschäftigkeit und Liebe zur Unabhängigkeit. Nur wenn er arm ist, versteht er sich, und auch nur im Herbst, dazu, einem Russen zu dienen. Gewöhnlich verdingen sich blos Weiber und Mädchen zum Ausweiden der Fische; der Mann ist Jäger. Tungusische Mädchen singen bei der Arbeit, sind fröhlich und treiben ausgelassenen Scherz; die Männer zeigen sich dienstfertig, aufrichtig und sehr gesprächig. Der Urwald ist recht eigentlich die wahre Heimath aller Tungusen, in ihm sind sie wie zu Hause. Jeder Fels, jeder Baum ist ihnen bekannt, und dabei haben sie ein ganz bewundernswürdiges Ortsgedächtniß. Unermüdlich steigen sie bergan, bergab, durchdringen die Dickichte und springen in den unzugänglichen Morästen von einem Mooshügel zum andern. Auch sind sie genügsame und gute Menschen.

Zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse sind sie vorzugsweise auf ein Thier und einen Baum angewiesen: auf das Rennthier und die weiße Birke; diese beiden bedingen den Wohlstand und die Eigenthümlichkeit der Lebensweise unter den Tungusen. Die Verwendung beider ist sehr umfangreich und geschieht bei manchen Stämmen mit großer Eleganz und Geschmack. Während der Buriät in Kleidung, an Sitte und Art recht plump ist, finden wir den Tungusen reinlich gekleidet, seine Jurte lustig, seine Bewegungen frei. Er versteht sich ausgezeichnet auf die Bearbeitung des Leders; das Fell wird von den Frauen geräuchert und mit dem Fette der Quappe eingeölt. Sie bereiten dauerhafte Kleider aus dem Felle der

Rennthiere und setzen die dünnen Fußhäute zu Decken zusammen. Korbförmige Kisten, welche den Rennthieren aufgeladen werden, verfertigt man aus Birkenrinde und überzieht sie mit feinen Häuten.

Der Tunguse wohnt in einem Haran, einem Gerüst von 15 bis 20 Stangen, welche man so gegen einander stellt, daß sie einen Kegel bilden; diesen bedeckt man mit gekochter Birkenrinde, Tischa. Die Gerüste bleiben stehen, wenn der Inhaber weiter wandert, denn in dem holzreichen Lande kann er überall mit geringer Mühe ein neues Gestell aufbauen.



Typen der Coniferenwälder am Amur.

Der wandernde Tunguse führt stets sieben Sachen bei sich: die Bärenlanze; eine Büchse mit Feuerschloß; einen Roßschweif zum Abwehren der Fliegen und Mücken; eine chinesische, aus Messing bereitete Tabakspfeife; ein dünnes Brett auf der Schulter, auf welches er Kleider legt, so daß er am Gehen nicht gehindert ist; eine Gabel zum Fischen und den Tschauf. Dieser ist ein kleiner, aus Birkenrinde genähter Kahn, etwa von drei Ellen Länge; zu demselben gehört eine Balancirstange und an jedem Ende derselben ist eine schmale Ruderfläche angebracht. Ein solches Fahrzeug kostet neu nur etwa zwei Rubel und leistet in Gegenden, wo Sümpfe und kleine Seen abwechseln, sehr wesentliche Dienste.

Radde erzählt folgenden Zug, welcher den Charakter der Tungusen bezeichnet. Ich traf, sagt er, im August zwei Familien am Ostufer des Baïkal, die einzigen Menschen, welche ich von der nördlichen Angara bis zur bargunisischen Bucht überhaupt gefunden habe. Sie ernährten sich nur von Seehunden und Hunger ertrugen sie sehr geduldig. Als der eine Jäger, ein alter Mann, der sich auch auf Schmiedearbeit verstand, spät Abends zurückkehrte und keine Beute mitbrachte, wollte er sich nach mühevoller Tagesarbeit hungrig schlafen legen und war so bescheiden, bei

uns nicht zu betteln. Ich theilte ihm von unseren geringen Vorräthen etwas mit und Tags darauf brachte er ein schönes Seehundsfell als Gegengeschenk. Den Tungusen am nördlichen Baïkal fehlen im Allgemeinen die Rennthiere; deshalb sind sie nicht im Stand, aus gesäuerter Milch Branntwein zu destilliren, obwohl ihnen derselbe bekannt und auch sehr beliebt ist. Trotz der Noth, welcher sie in den einsamen Waldungen namentlich zur Winterszeit ausgesetzt sind, lassen sie sich nicht bewegen, Dienste bei den Russen zu nehmen. Sie lieben, wie schon bemerkt, die Unabhängigkeit über Alles. Du wirst täglich Brot und Thee haben, so sagte ich meinem Führer, Du sollst nicht schwer arbeiten, komm mit mir in die Stadt; ich gebe Dir statt Deiner Jurte eine warme Stube und Du sollst einen guten Tag haben. Komm nur, was willst Du immer im



Der Frölicha- oder Dawatschanda-See.

Walde, die Zobel werden selten und es ist Zeit, daß Du Dir Dein Brot auf eine andere Art erwirbst. Aber mein Zureden wurde belacht, mein Vorschlag abgelehnt und als ich nach dem Grunde fragte, hieß es: „Unser Glaube gebietet uns, im Walde zu leben und zu sterben.“

So sprach ein getaufter Tunguse! Manche haben sich taufen lassen und andere Namen angenommen; Radde überzeugte sich aber häufig, daß sie die russische Taufe nur als eine Formsache betrachten. „In Gegenwart von Russen lassen sie es sich angelegen sein, den Gebräuchen der Kirche zu genügen; sobald sie aber wandern und frei im Walde leben, schamanen sie.“ Das hat wohl seinen Grund theils in den von frühester Jugend her ihnen angewöhnten religiösen Vorurtheilen, theils aber auch in der unstäten Lebensweise und dem Mangel an russischen Kirchen in jener Gegend. „Ehrfurchtsvoll küßten die beiden Tungusen, mit denen ich später in die Wildniß zum Forellensee (Frölicha oder Dawatschanda) wanderte, dem russischen Priester die Hand und waren mit dem gottesdienstlichen Ceremoniell vertraut. Als wir aber in den Wäldern beisammen gingen, befragte ich den einen, was denn die thierähnlichen Zinnfiguren auf seinem Gürtel zu bedeuten hätten? Er erwiederte mir, es sei Glaubensgebrauch, dergleichen zu tragen, wenn man eine reiche Jagdbeute gemacht habe und für die Zukunft Glück haben wolle. — Aber Du bist doch getauft. — Ja, antwortete er ganz naiv, wir sind zwar getauft, haben aber außer Deinem Gotte noch unsere eigenen, denen wir eben so glauben, wie dem Evangelium. — Radde machte noch oft ähnliche Erfahrungen.

Bei den Tungusen, wie bei den Buriäten, hat das Weib eine sehr untergeordnete Stellung. Die Frau baut die Hütte auf, gerbt das Leder, näht die Kleider, besorgt das Hauswesen, leitet die Rennthiere oder nimmt sich der Viehheerden an, auch hilft sie obendrein manchmal bei der Jagd. Die Frau ist dem Mann unentbehrlich, ohne sie wäre er verloren. Radde traf am Ufer des Sees einen schwachen, drei und siebenzigjährigen Tungusen, der vor wenigen Monaten ein zwanzigjähriges Mädchen geheirathet hatte. Der Reisende fragte: Weshalb hast Du eine so junge Frau genommen? Die Antwort lautete: Es war keine andere zu haben und ohne Weib käme ich um, denn ich habe keine Verwandten, die mich ernähren könnten. —

Wir erwähnten oben des Forellensees. Er liegt unweit vom Ostende des Baïkal und Radde fand in den ersten Tagen des Augustmonats 1855 zwei Tungusen, welche ihn begleiten wollten. Sie sagten, der See gehöre ihnen. Der Reisende versah sich mit einem Vorrathe getrockneter Fische, denn er hatte zu Wasser und zu Land eine Strecke von etwa vierhundert Werst zurückzulegen und durfte jetzt nicht darauf rechnen, Menschen anzutreffen. Er fand

aber an der nordöstlichen Ecke des Nordrandes zahlreiche, in dieser Jahreszeit verlassene, Fischerlager vertheilt. Vom Ufer des Baïkal bis zum Frölicha hat man eine Landwanderung von etwa achtzehn Werst zu machen. Der Weg führte dem Flüßchen Ajaja entlang über mächtige, wild durcheinander geworfene Felsmassen; die Lärche wurde selten und durch Pappeln, Espen, Birken und buschige Erlen ersetzt, auch trat die Zirbelkiefer ungemein kräftig auf, und an manchen Stellen waren die Gräser mannshoch. Aber selbst im Waldesdickicht waren Stechfliegen und Mücken eine große Plage, und der Arpuki, ein Wedel aus Roßschweifen, mußte oft gebraucht werden. Sehr häufig fand man Spuren von Bären.

Radde erreichte den Frölicha- oder Dawatschanda-See am Nordwestufer, und vor ihm breitete sich eine schöne und großartige Landschaft aus. Das östliche und südöstliche Gestade ist wild und ragt steil empor bis zu einem etwa 3000 Fuß hohen Bergrücken, dessen oberer Theil nackt daliegt. Ueberall sieht man viele Schneewassergerinne. Alle den See umgebenden Höhen zeigten im August gar keine Spur von Schnee oder gar Eis; deshalb ist die Annahme, daß der Dawatschanda in Schnee- und Eisgebirgen läge und ein Alpensee sei, ganz unrichtig. Sein Spiegel liegt nur etwa 400 Fuß höher als jener des Baïkal. Nach Aussage der Tungusen ist der See sehr tief, besonders in der Nähe des südöstlichen Ufers. Dort schnitten einst Fischer drei ihrer alten Birkenboote in schmale Streifen, banden diese aneinander und doch erreichten sie mit der langen Leine noch keinen Grund. Der tungusische Name Dawatschanda Amut bedeutet Forellensee. Radde fand die Temperatur des Wassers am flachen Strande + 14,6° R., jene der Luft + 16° Reaumur.

Folgen wir nun dem Reisenden in das östliche sajanische Gebirge, dessen höchsten Punkt, den Munku Sardik, er im Sommer 1858 erstieg. Nachdem er eine Strecke weit durch eine trockene Steppe gezogen war, überschritt er beim changinskischen Kosakenposten den Fluß Irkut. Wer den Berg besteigen will, muß sich ihm von der Südseite her nahen. Der Weg führt über zwei Gebirgszüge, das Obosaran oder Steingebirge und das höhere Nosor, oder, wie die Russen unrichtig sagen, Dosor, das zwar mit Lärchenbäumen bestanden ist, die aber am 22. Juni n. St. noch kein ausgewachsenes Laub hatten; der Schnee lag noch einen Fuß hoch! Auf der Höhe steht eine Jurte, wo Kosaken und solche Kaufleute übernachten, welche mit den mongolischen Urjäuchen und Darchaten Handel treiben. An der Südseite des Nosor befindet sich ein Thal, auf dessen anderer Seite ein hoher Bergzug läuft, welcher die Grenze zwischen dem russischen und chinesischem Gebiete bildet. Auf ihm sind, zur Bezeichnung dieser Grenze, Majack's aufgethürmt, das heißt Steinhaufen, die man gewöhnlich auf kleinen Bodenerhöhungen findet, damit sie sogleich in's Auge fallen. Die Mongolen behaupten, daß wenigstens der südliche Theil des Munku Sardik ihnen gehöre.

Die Südseite des letztern, welche unser Bild zeigt, fällt zum Kosso Gol (Gol bedeutet See) ab, und von ihr ist er zugängig. Eine Menge von Bächen fließen dort hinab; sie werden vom Gletscher gespeis't. Wenn man sich über der Baumgrenze befindet, welche dort 7240 Fuß hoch liegt und die Heidestrecken hinter sich hat, gelangt man an eine nackte Querrippe, und diese führt zum Gletscher hinan. Die Mongolen verfolgen mit ihren abgehärteten Gäulen den Rücken dieses Zuges wohl noch eine Wegstunde weit; die Pferde der Buriäten dagegen ermüden bald und jene der Russen noch viel früher. Radde wanderte zu Fuß und hielt sich immer auf der Mitte; der Blick zum Kosso Gol erweiterte sich mehr und mehr. Dann gelangte der Reisende zu einer Betstelle der Mongolen, welche durch eine Tafel bezeichnet war. Dort ist die Grenze der Phanerogamenpflanzen in 10,514 Fuß engl. Höhe; am 15. Juni 1858 lag dort noch in Eis umgewandelter Schnee.

Der fromme Mongole geht nicht gern höher als bis zur Eislage des Gebirges; er netzt Schläfe und Stirn mit dem heiligen Eiswasser, verneigt sich vor dem Geist und wirft, Gebete murmelnd, einige Tropfen Branntwein nach jeder der vier Himmelsgegenden hin. Der Anfang des Gletschers liegt 10,600 Fuß über dem Meer, und von dort herab schweift der Blick über ein weites, ödes, ächt mongolisches Landschaftsbild. Undeutlich tauchen unten die weißen Filzjurten der Lamas auf, welche am Ufer des Dalai (— so heißt bei den Mongolen jeder größere See und auch das Meer —) die klasterlange Tuba blasen und mit ernsten Mienen in den ungehefteten Blättern ihrer Bücher tibetanische Weisheit suchen. Nach oben hin, gen Süden, liegt die kahle, steinbeworfene Neigung des Munku Sardik mit einigen grünen Streifen von Alpenmatten; tiefer im Thal ist der Boden mit Wald bedeckt, und noch weiter abwärts gewahrt man das bunte Kleid einer subalpinen Flora bis gegen die nackten Ufer des Kosso Gol hin. Aus der Fläche des Sees und mit schmalen Dunststreifen umhüllt, taucht in zitternd weißer Linie die Insel Dalai Kai auf, d. h. „der Nabel des Sees". Nach Osten hin sieht man die letzten westlichen Ausläufer des südwestlichen Baïkalgebirges.

Aber der Reisende muß weiter, wenn er die Eishöhe des Munku Sardik erreichen will, um dessen scharf gezacktes Profil dünne Gewölke fliegen. Er schnallt die Fußeisen an, läßt einen seiner Begleiter, einen abergläubigen Buriäten, am heiligen Wasser und wandert dem Gletscher zu; er will die höchste, westliche, Schneekoppe erklimmen.

Radde fand anfangs nur dünne Eislagen und auf denselben viele verkommene oder schon todte Schmetterlinge; ein zarter Netzflügler scheint am Rande des Gletschers heimisch zu sein; er kletterte emsig am Eis umher und blieb gern am Wasser. Bald wird das Eis fester und zeigt verschiedene Färbungen. In 11,161 Fuß Höhe ruhte R. an einem Granitblock aus; dort wurde der Gletscher noch steiler, aber nach einiger Anstrengung wurde der Kamm des Munku Sardik erreicht. Er läuft genau in westöstlicher Richtung und ist sehr schmal, denn da wo Radde mit seinem Kosaken ihn erreichte, war er nur 1 bis 1½ Fuß breit, und Beide konnten sich nicht umdrehen, ohne einander zu berühren; sie blieben also ruhig liegen und betrachteten sich die Nordseite des Munku Sardik. „Aber ein Schauder machte den Kopf schwindeln, wenn das Auge hinabsah in den Schlund. Ein weit größerer und steilerer Gletscher beginnt von der Höhe des Kammes und dehnt sich wohl vier Werst in die Tiefe; seine Oberfläche beträgt wohl 16 bis 18 Werst." Am Fuße dieses Gletschers liegt ein kleiner, kreisförmiger See, der mit Eis bedeckt war.

Nun kam es darauf an, die letzte Höhe zu erklimmen. Der Kosak „beschäftigte sich mit Angst und Monumentenbauten und meinte, weiter könne er nicht mit; Schwindel und Herzklopfen trieben ihn zum Steinsetzerhandwerk. Er errichtete einen Steinhaufen, theils um die Minuten unseres Hierseins, theils auch um dem Munku-Geist zu opfern. So kletterte ich denn allein mit dem Barometer über die steile Ostseite des höchsten Zahnes hinweg, mir die festen Vorsprünge durcheinander und übereinander gethürmter Granite suchend und eine Steilwand von wohl 70 Fuß erklimmend. Als ich am Rande derselben war, dehnte sich



Typen der Laubholzwälder am mittlern Amur.

der sanfte Bogen der höchsten Schneekoppe vor mir aus." Aber die Höhe dieses Bogens konnte Radde nicht erreichen, weil der Schnee zu lose war. So blieb eine Bogenentfernung von etwa 150 Schritt und eine Vertikalhöhe von allerhöchstens 60 Fuß unerreicht. — Die absolute Höhe des Munku Sardik beträgt 11,452 englische Fuß.

Die Mongolen haben eine Sage über dieses Gebirge. Ihr zufolge soll ein Ritter, Namens Munku, einst dorthin gezogen sein, um ein Kaiserfräulein aufzusuchen, das im Innern des Gebirges an goldenem Tische vor einem goldenen Kelche sitzt. Aber der Ritter kam nie wieder. Andere erzählen von einem verwegenen sojotischen Jäger, Munku, der im Gebirge umgekommen sei. Die Mongolen nennen den Munku Sardik auch Munku Zassn, d. h. der Schnee-Munku. Sardik bedeutet so viel als ein Gebirge, das man nicht übersteigen kann, im Gegensatze zum Daban, einem Gebirge, welches sich überschreiten läßt. Uebrigens soll das Wort Munku auch ewig bedeuten, und Munku Zassn hieße demnach: ewiger Schnee.



Lama aus dem Erlengatdale. Buriäte. — Taure vom mittlern Sungari. Sojotenhäuptling. — Buriätin. — Birar Tunguse. Tunguse.

Radde's Wanderungen am mittlern und obern Amur fallen, wie wir schon bemerkten, in die Jahre 1857 und 1858. Der Reisende hat von dieser Region eine sehr anschauliche Darstellung entworfen, und schildert namentlich das bisher noch wenig bekannte Bureja-Gebirge.

Der Amur durchsetzt in seiner letzten Hauptkrümmung, da wo er aus Nordwesten kommt, etwa im Meridian 148½ östlich von Ferro einen bedeutenden Gebirgszug. Der Strom macht dort eine plötzliche Wendung gegen Süden und legt in dieser Richtung, zwischen 49 und 48° N. Br., eine Strecke von 18½ deutschen Meilen mit raschem Gefälle zurück. Die Russen haben jenes Gebirge als Chingan oder Ginkan bezeichnet, aber dieser Name ist den Umwohnern gar nicht bekannt. In der officiellen Sprache der Mandschu heißt es Kamni, in der gelehrten Sprache der Chinesen gom me dschan, d. h. dreigezweigt. Aber Middendorff, Schrenck und Radde haben mit Recht den Namen Bureja-Gebirge gewählt, weil die Bureja der bedeutendste Fluß ist, welcher auf russischem Gebiet in diesem Gebirge entspringt.

Sehr eingehend schildert Radde die klimatischen Verhältnisse dieser Region; er hebt hervor, daß die Erscheinungen, welche Pflanzen- und Thierwelt am mittlern Amur bieten, anscheinend im allerfrappantesten Widerspruche mit den klimatischen Zuständen dieser Landstriche stehen. Wie will man, sagt er, das Vorkommen der Weinrebe nach den bis jetzt existirenden Annahmen in einem Landstrich erklären, in welchem während des Januars arktische Kälte herrscht, die bis 35° R. stieg? Und die Rebe steht keineswegs allein als ein solches Wunder da; denn eine gute Anzahl südlicher Baumformen und namentlich Beispiele aus der Insekten-



Prairie-Typen am mittlern Amur.

welt reiben sich aneinander und überraschen durch unerhörte Lebensfähigkeit. Für das Bureja-Gebirge sind charakteristisch: warme, sehr feuchte Sommer, aber nur ausnahmsweise schneereiche Winter, die starke Kälte bringen, eine ganz kurze Frühlingszeit und ein langanhaltender Herbst.

Dem mittlern Amur gehört ein eigenes, im übrigen Sibirien fehlendes Vegetationsreich an. Radde schildert die drei typischen Vegetationsformen am Amur, welche bald in stärkerer, bald in geringerer Klarheit sich überall ausgeprägt finden. Er geht vom Schiff an's Ufer, um in das Bureja-Gebirge hineinzuwandern, und dringt zunächst durch ein Weidengebüsch, das den angeschwemmten Boden in unglaublicher Dichtigkeit und Stärke bedeckt. Man kann oft nur hindurchdringen auf den Pfaden, welche von Hirschen, Ebern und Bären gebahnt worden sind; es sind die Wege, die zur Tränke führen. Man steigt oder klettert das steile Ufer hinan und gelangt bald auf eine Uferebene, welche sich durch hohen Graswuchs auszeichnet, dieser ist aber fast überall mit Schlingpflanzen durchwebt. Unsere Tafel: Prairientypus am mittlern Amur, giebt ein anschauliches Bild dieser Vegetation. Unter dem Alles versteckenden Pflanzenwuchse liegen alte todte Baumstämme, welche einst das Wasser dort abgesetzt hat. Möglicherweise trifft der Wanderer auf einen Tiger oder Bären; aber er hat einen treuen ostsibirischen Jagdhund, der keine andere Dressur erhielt, als jene, welche der Hunger giebt, der aber dort viel mehr nütz ist als sein gelehrter europäischer Kollege. Da steht eine Gruppe der 8 bis 9 Fuß hohen Kongula-Umbelle, um deren 2 bis 4 Zoll dicke, hohle Stengel sich Menispermum oder Convolvulus, üppige Vicien oder hochrankende Glossocomien winden. Ein Fernblick ist nicht möglich: denn 7 bis 8 Fuß hohe Artemisien (Beifuß) oder die noch höheren Rohrarten, deren starke Wurzeln tief eindringen, um die Feuchtigkeit zu suchen, engen das Auge ein. Man schreitet mit einer gewissen Aengstlichkeit und Unruhe weiter und achtet auf das leiseste Geräusch in diesem Labyrinthe von Pflanzen, die mehr als mannshoch sind. Nur langsam und mit sorgfältiger Auswahl der zugängigsten Lichtungen arbeitet man sich durch die erdrückende, dichte Vegetation.

Die Flora dieser Ebenen an der Bureja, sodann vom Ostende des Bureja-Gebirges an bis zum Ussuri verrieth gewissermaßen die Einförmigkeit einer Steppenvegetation, noch mehr aber da, wo die Uferebene sich allmälig hebt und ohne waldbildende Bestände ist. Jene hat, wie bemerkt, überall, wo zeitweise Ueberschwemmungen stattfanden, einen Prairientypus durch das Vorwalten von hohen Gräsern, Rohrarten, Umbellen und Artemisien. Nachher folgt das dichte Unterholz von Gesträuchen, namentlich pyramidenförmig aufschießendes Ginnalagebüsch. Dort brennt im Sommer die Sonne unerträglich, und nicht selten ist eine klasterlange Schlange, eine bunte Coluberart, die sich, wenn man sie angreift, zur Wehre setzt, indem sie das vordere Drittel ihres Körpers dem Feind entgegen schnellt. Sechs Fuß hohes Unterholz von Corylus heterophylla steht als scheidende Wand da zwischen dem Halbdunkel stiller Thalgründe und der scharfen Beleuchtung freigelegener Uferabhänge.

Nun muß der Wanderer einen tungusischen Lederkittel anlegen, denn dieser allein schützt einigermaßen vor Verletzungen. Bald aber erschließt sich eine neue Pflanzenwelt, deren dunkles Grün und saftstrotzende Blätter den Beweis liefern, daß Wasser im Ueberfluß vorhanden ist. Nur selten blickt der Himmel durch das Laubdach, welches aber in seiner Dichtigkeit sehr verschieden ist, je nachdem die großblätterige mandschurische Linde oder das Fiederblatt von Eschen und Phellodendron es bauten, am Boden stehen 2 bis 4 Fuß hohe Farrenwedeln, eine der typischen Pflanzenformen jener Thäler. Hier ist der Fuß etwas freier als in den Prairien der Ebene, aber das Auge ist doch auch auf die allernächste Umgebung angewiesen, weil die umfangreichen Unterhölzer mit zumeist großen und breiten Blättern jeden Fernblick verbieten. Am kühlen Wasser der Bäche wuchern fast krankhaft Chrysosplenien, neben der nordischen Eller steht der mandschurische Wallnußbaum; Ribesgebüsche mit kriechenden Aesten sind Nachbarn einer schönen Berberitzenart. Auch treten Araliaceen auf, die mit tausend spitzigen Stacheldornen bewaffnet sind und vor denen man sich wohl zu hüten hat. In Thälern, welche sich durch das Vorwalten südlicher Laubhölzer auszeichnen und in denen die einjährigen Kräuter gegen die artenreichen Holzpflanzen zurücktreten, findet man nicht ausschließlich gesellschaftlich lebende Gewächse. Man sieht schlanke, hellgrau-grüne Stämme von Ahorn neben alternden Lindenkolossen, den Korkbaum und einen Prunus mit leichtschülfernder, brauner, glatter Rinde und Birken.

Die moosbedeckten, morschen Windfälle, sagt Radde, wollen sorgfältig umgangen sein, und die hohen vieljährigen Wurzelstöcke der trichterförmigen Farrenkräuter sind hinderlicher als die Carexhügel in den Sümpfen. Da winkt uns, versteckt in einer Gruppe dünnstämmiger Corylus mandschurica, eine Lilie, die einzige Art ihrer Gattung. Eilig durchbrechen wir die nächsten Gebüsche, und schon strecken wir die Hand aus, um sie zu pflücken, — da malt sich plötzlich Entsetzen auf den Gesichtern der ganzen Gesellschaft, ein sicheres Zeichen warnt uns vor naher Gefahr. Weshalb kehrt unser Hund so ängstlich zu uns zurück? er, der stets vor uns das Revier erkundete? Warum schmiegt er sich jetzt so eng an seinen Herrn und winselt mit kläglicher Stimme. Wie hat sich sein Haar auf dem Rücken und am Halse vorwärts gesträubt?

Weil wir hier die Tigermutter mit ihren Jungen gestört haben. Wir hören in der Entfernung von wenigen Klaftern das leise Brüllen und Knurren des Herrenthiers. Das angestrengt spähende Auge durchdringt die dichtlaubigen Gebüsche, welche uns den Räuber verbergen, nicht; aber gottlob, dort vom Bache, wohin der Hirsch um Mitternacht zum Trinken kam und die Erde mit scharfem Hufe scharrte, sehen wir unsern mächtigen Feind uns einen Blick zuwerfen, den Jeder ruhig ertragen muß, wenn er gerettet sein will, und der nicht selten unerträglich lange dauert. Eine schlängelnde Bewegung mit dem Schweife macht der zögernden Unentschlossenheit des Tigers ein Ende, und langsamen Schrittes sucht er auf jenseitigem Bachufer sich ein anderes Lager. —

Der dritte Vegetationstypus, dem man im Bureja-Gebirge begnet, erinnert an den Norden. Er gehört allen Höhen der größeren Thäler und dem Innern des Gebirges an und wird durch das Vorwalten der Coniferen gekennzeichnet. Zwischen ihnen und den reinen Laubholzbeständen liegt eine Mischform beider, diese gewinnt an Eigenthümlichkeit, wo auf sanfteren Gebirgshöhen die Eiche vorwaltend wird und sich zu ihr auf der Nordseite einzelne Zapfenbäume gesellen.

Man tritt ein in das Düster mäßig hoher Zirbelkiefern. Anfangs erscheint diese Pinus cembra einzeln oder in kleinen Gruppen, aber wo ihr eigentliches Revier beginnt, verschwinden die Laubholzsträucher an den Abhängen. Die trockenen Nadeln bedecken den Boden und geben ihm eine ganz besondere Glätte. Oft wird der Boden von Wildschweinen durchwühlt, denn diese wählen vorzugsweise gern die Zirbelkiefernwälder zu ihrem Aufenthalte. Je weiter

man vordringt, um so dichter wird der Wald, um so stiller und dunkler. Die einzelnen Bäume werden kolossal. Nicht selten quillt aus einem vom Blitze getroffenen Stamm eine Fülle klaren Terpentins hervor und verbreitet einen angenehmen Harzgeruch. Windfälle sind häufig; oft ist der Orkan so mächtig, daß die weithinkriechende Wurzel den 80 Fuß hohen Baum nicht halten kann. Er reißt sie mit der daran haftenden Erde aus und es dauert lange, bis diese, nach und nach abbröckelnd, die ellentiefen Löcher wieder füllt. Radde fand manchmal sechs bis acht Bäume übereinander; die unteren, älteren und schon verfaulten bildeten eine nur schwache Stütze für das lastende Gewicht der anderen, welche rostartig über jenen lagen. Ein Fehltritt, und man stürzt in dieses Chaos todter Bäume.

Zur Zirbelkiefer gesellt sich tiefer landeinwärts die Abies obovata und verdrängt späterhin jene völlig. Im Innern des Bureja werden die Wälder immer dichter und oft bilden Junghölzer jener Abies eine Wand, durch welche man sich nur mit dem Beile Bahn machen kann. Niemals hat dort das verzehrende Element des Feuers eine Arbeit übernommen, welche für Menschenhände zu groß ist; die Urwälder des Bureja haben nie gebrannt. In diesen Waldeinöden streifen die rothen Alpenwölfe in Rudeln umher. An der Spitze befindet sich das kräftigste Männchen. Sie umzingeln ihre Beute, der sie von allen Seiten näher kommen; aber ehe sie über dieselbe herstürzen, lassen sie ein eigenthümlich zischendes Geräusch vernehmen.

Auf einem starken Aste der Tanne sitzt der Luchs und lauert auf seine Beute; hoch in den Bäumen, von Zweig zu Zweig wandernd, sucht der große Charsa-Marder ein Eichhornnest, dessen Bewohner er raubgierig mordet. In dem unzugänglichsten Dickicht aber und an klüftenreichen Abhängen hält sich der Zobel auf, und erst wenn eine tiefe Schneelage die Erde und theilweise die Bäume bedeckt, zieht dorthin der Wilde, um sich mit Ausdauer einer ermüdenden aber auch lohnenden Jagd zu widmen.

Von Barcelona nach Valencia.

Die Anmuthigkeiten einer Fahrt im spanischen Postwagen. — Erinnerung an die Tage der Räuberromantik. — Diligencia, Galera und allerlei andere Gefährte. — Der Mayoral, Zagal und Delantero. — Tortosa am Ebro; Vinaros und die Trümmer von Saguntum. — Valencia; maurischer Charakter der Stadt. — Die Leute aus dem Volk und ihre Trachten. — Bedeutung des Manuels. —

Eine Reise im Postwagen ist in Spanien zwar immer noch beschwerlich, aber die Gefahren sind verschwunden, soweit die Räuberromantik in Betracht kommt. Die Kavaliere vom Mondschein gehören zu den Seltenheiten, die Landstraßen sind sicher geworden. Noch vor einem Vierteljahrhundert war das freilich ganz anders; damals schwärmte es auf der ganzen Pyrenäenhalbinsel von kecken Leuten, welche anderer Menschen Eigenthum als das ihrige betrachteten, und wer einen Postwagen bestieg, machte sich von vornherein auf ein „kleines Abenteuer" gefaßt. Man erzählte ja so manche interessante Geschichte von bärtigen Männern, welche, tief in ihren Mantel gewickelt, hinter einem Felsen hervortraten und rasch wieder verschwanden; man sah im Mondschein ihre Dolche blitzen; zuweilen hörte man auch Kugeln pfeifen, wurde überfallen, setzte sich nicht zur Wehr und kam mit dem Leben davon.

Das war die gute alte Zeit! Die Postwägen wurden angehalten, und jeder Reisende hatte etwas Geld in eine besondere Tasche gesteckt, um schneller mit den Herren Räubern fertig zu werden! Wozu sollte man auch viele Umstände machen? Der Tribut mußte ja doch entrichtet werden! Für die Ritter von der Landstraße war das Handwerk ganz einträglich; sie hatten es in ein zweckmäßiges System gebracht und jede Bande nahm irgend eine Straße als ihr Eigenthum in Anspruch; die Räuber wollten sich gegenseitig keine Konkurrenz machen, und deshalb ging Alles in der besten Ordnung. Die Corsarios, so heißen die Postbeamten, welchen die Beförderung anvertraut ist, abonnirten bei den Herren Banditen, zahlten eine Summe, über welche beide Theile sich verständigten, und dann erfolgten keine Weiterungen; der Wagen passirte unbehelligt. Der Corsario seinerseits erhob dann von den Reisenden eine Versicherungsprämie und stand für Alles. Das nannte man eine komponirte Reise; wer sich aber nicht assekuriren wollte, sondern auf eigene Gefahr reis'te, unternahm eine simple Reise.

Man hat es schon oft erlebt, daß Räuber in ihren alten Tagen den Drang in sich verspüren, höchst tugendhafte Leute zu werden. Gewöhnlich keimt diese moralische Anwandlung in ihnen auf, wenn sie das Handwerk überdrüssig bekommen. Dann geben sie das Geschäft ab und suchen bei der Behörde um ein Indulto nach, (lassen sich amnestiren), und leben fortan in Ruhe und Gemächlichkeit von dem „Ersparten". Vorher machen sie aber noch ein gutes Geschäft, indem sie ihr Anrecht und zugleich die Kundschaft an einen andern Bandolero verkaufen, welchem sie alle nöthige Auskunft über das Geschäft geben; auch kann der Nachfolger sich beim tugendhaften Vorgänger allezeit Raths erholen.

Aber, wie gesagt, diese schöne Zeit ist dahin. Man hört nichts mehr von den Sieben braven Burschen aus Ecija, bei denen die Zahl Sieben immer voll blieb, trotzdem diese Gesellschaft manchen Verlust durch Kugeln erlitt. Wo ist nun der gefürchtete Hauptmann Veneno, dessen Name: Gift, schon darauf hindeutet, daß er ein ganz furchtbarer Kerl gewesen? Auch der weiland berühmte Jose Maria, der Schrecken Andalusiens, ist verschollen, nicht minder Stephan der Brave, Estevan el Guapo. Die Landstraßen sind sicher geworden, und die Civiles sorgen dafür, daß das Räuberhandwerk nicht wieder emporkomme. Diese Männer bilden eine Art von Gendarmerie, sind tüchtig und zuverlässig, werden unter den verabschiedeten Soldaten ausgewählt und sorgen für die Sicherheit der Landstraßen. Sie gehen allezeit in parejas, das heißt zwei zu zwei, und sind beim Volke sehr beliebt, weil sie nützliche Dienste leisten. Zu den Sicherheitsbeamten ge-



Valencianer aus dem Volk

hören auch die **Peones camineros**, die wir als Straßenwärter bezeichnen können. Sie tragen vor dem Hut eine große Messingplatte mit einer Inschrift, welche ihr Amt bezeichnet. Ihre Waffen sind theils friedlicher Art, nämlich Schaufel und Hacke, theils kriegerisch, denn der Straßenwärter hat auch eine **Escopeta**, ein kurzes Schießgewehr, um die **Rateros** in Respekt zu halten. Ein Ratero ist aber ein Strauchdieb gewöhnlichen Schlages, ein Dilettant im Diebs- und Raubhandwerke, das er auf eigene Faust



Delanteros, d. h. Postillione.

ganz allein treibt, je nachdem sich eine günstige Gelegenheit darbietet. Der Peon caminero raucht den langen lieben Tag Cigarretten und liebt die Anstrengung nicht. Er trägt kleine Steine in einem Binsenkorbe nach solchen Stellen des Weges, welche Fahrlöcher haben, füllt aber diese nur zur Hälfte aus, damit er doch am andern Tag auch noch eine Beschäftigung habe.

Wir wollen unsern alten Bekannten **Davillier**, welcher uns interessante Schilderungen aus Barcelona gegeben hat (**Globus** III, S. 257 ff.), auf seiner Fahrt nach Valencia begleiten. Er wußte wohl, daß kein Bandolero ihn überfallen und ihm zurufen würde: **Boca abajo!** das heißt zu deutsch: Nieder mit dem Gesicht, platt auf die Erde gelegt! Er traf friedliche Bauern, welche ihm und seinem Begleiter, dem genialen Zeichner **Doré**, ein **Vayan ustedes con Dios**, Geleit euch Gott, zuwünschten. Also: **Auf nach Valencia!**

Der Weg führt von der Hauptstadt Cataloniens aus durch eine fruchtbare Ebene, welche der **Llobregat** bewässert. Die Alten bezeichneten ihn ganz richtig als **Rubricatus**, denn sein schlammiges Wasser hat eine röthliche Farbe. Vor unsern Postwagen hatte man zwölf Maulthiere gespannt, der Staub wirbelte hoch empor, belästigte jedoch uns, die wir auf der Imperiale saßen, weit weniger als die Insassen des Wagens. Wie sieht eine spanische Diligence aus? Sie ist ein schwerer, plumper, reichlich mit Eisen beschlagener Kasten, denn sie hat harte Püffe auszuhalten. Im Innern ist sie ähnlich eingerichtet wie die Diligence in anderen Ländern und hat zwei Coupés,

welche durch hölzerne Verschläge getrennt sind und deren oberer Theil schiebbar ist; die Reisenden können sich also nach Belieben mit einander unterhalten. Die Zahl der vorgespannten Pferde oder Maulthiere beträgt nie weniger als acht und nicht mehr als vierzehn; sie werden zu zweien neben einander gespannt, doch bleibt zwischen jedem Gespann ein sehr weiter Zwischenraum, und das Ganze bildet eine lange Reihe.

Die Diligencen in Spanien sind theuer; auf manchen Strecken kostet die spanische Meile zwei Pesetas, das heißt etwa sechszehn Silbergroschen, also drei- oder viermal mehr als ein Platz in der ersten Eisenbahnklasse. Die verschiedenen Kompagnien sind übereingekommen, die Preise nicht zu erniedrigen, und so ist das reisende Publikum ihrer Willkür preisgegeben. Wer sich von ihnen nicht schröpfen lassen will, hat kaum eine andere Wahl, als in einer Galera zu fahren, dann kommt er aber aus dem Regen in die Traufe. Der Preis für das Gepäck ist gleichfalls schauderhaft hoch. Der amerikanische Gesandte hatte aus Neu-York einen Wagen nach Cadiz geschickt und dafür 50 Piaster Fracht gezahlt; die Fracht von Cadiz nach Madrid kostete aber nicht weniger als 300 Piaster, sage 450 deutsche Thaler.

Das Personal, welches zu einer Diligencia gehört, besteht aus drei wichtigen Leuten. Ueberhaupt ist der Mayoral, also der Schaffner, Schirrmeister, Conducteur, gewöhnlich ein starkgewachsener Mann mit ausgewirktem, roth gefärbtem Gesicht und einem Backenbart in Gestalt von Coteletten. Er trägt ein Tuch über dem Kopf und setzt darauf noch einen Sombrero calañes, einen andalusischen Hut mit aufgeschlagener Krämpe und zweien Pompons von schwarzer Seide. Seine Marsilla ist eine kurze Jacke mit Hefteln und allerlei Stickereien, bis an den Elbogen roth und grün verziert; auf der Rückseite befindet sich in Gestalt eines Blumentopfes eine Stickerei, welche bis in die Nähe der Schultern hinaufreicht. Das Beinkleid hängt bis etwas über die Knie herab, ist von Wolltuch, mit Sammt besetzt, manchmal ist es aber auch von Schaffell und heißt dann Calzon de pellejo. Die Fußbekleidung besteht aus weißen Schuhen und Botines, einer auf der Wade offenen Lederbekleidung. Der Mayoral fühlt sich in seiner Würde und Wichtigkeit und herrscht als Tyrann nicht nur über seine Untergebenen, den Zagal und den Delantero, sondern auch über die Fahrgäste, welche er protzig behandelt; er ist in der Regel sehr kurz angebunden. Natürlich verlangt er ein Trinkgeld, als ob er ein Recht darauf hätte. Die Reisenden sind für ihn nur da, um diese Propina zu zahlen, und sie kommen nicht darum weg, selbst wenn ein Buelco sich begeben hat, das heißt, der Postwagen umgestürzt ist. Das ereignet sich sehr häufig und dann dringt der Herr Mayoral erst recht auf die Propina, denn er hat für jeden Buelco seiner Kompagnie zwölf Piaster Strafe zu zahlen, und diese sucht er dann von den Reisenden beizutreiben; sie sollen ihm dafür Geld geben, daß er sie in Gefahr gebracht hat, Hals und Beine zu brechen!

Nach dem Mayoral kommt der Zagal. Das Wort stammt aus dem Arabischen und bedeutet flink. In der That verbringt der Zagal seine halbe Lebenszeit damit, neben den Maulthieren herzulaufen und sie durch alle mögliche Mittel zum Laufen anzutreiben. Darin hat er es denn auch zu einer großen Fertigkeit gebracht; er rennt vom ersten Gespann bis zum letzten immer hin und her und prügelt mit seinem Stocke jedes Thier. Zuweilen läuft er voraus oder abseit, um kleine Kieselsteine aufzusammeln, welche er dann einem trägen Thier an's Ohr schleudert. Manchmal verfehlt er freilich sein Ziel und trifft ein anderes Thier, und nicht selten werden die Maulthiere, welche gerade am Ohre sehr kitzlich sind, ganz wild, so daß eine allgemeine Verwirrung im Gespanne nicht ausbleibt. Dagegen weiß dann der Zagal kein besseres Hilfsmittel, als eben wieder die Kieselsteine und Hiebe mit den Knütteln. Wer sich diese Dinge mit ansieht, fragt sicherlich, wie es überhaupt möglich sei, daß die spanischen Maulthiere eine so ungeheure Menge von Schlägen aushalten können. Ja, wenn sie nur vom Zagal allein Prügel bekämen, dann möchte es noch drum sein; aber es ist altherkömmlich, daß jeder beliebige Mensch, der an einem Maulthiere vorüber geht, demselben, gewissermaßen zum Zeitvertreib, einen Hieb mit Stock oder Peitsche versetzt. Eine solche Viehschinderei wird ganz in der Ordnung gefunden!



Labrador in Valencia.

An seiner Kleidung hat der Zagal nicht schwer zu tragen. Er wirft ein Tuch über den Kopf, zieht einen farbigen Kittel an, befestigt die Beinkleider von Sammtmanchester mit einer Faja, das heißt einem gestreiften Gürtel, und trägt am Fuße Alpargatas, Schuhe, die aus Hanf geflochten sind. Stets hat der Zagal auf dem Rücken einen kleinen biegsamen Stab, den er in den Gürtel steckt, wie der Hanswurst eine Pritsche.

Der Delantero heißt so, weil er immer voran sein muß; er sitzt auf dem vordersten Maulthiere, das zur Linken geht. Man nennt ihn auch wohl den zum Tode verurtheilten Mann, und er hat wirklich ungeheure Strapazen zu ertragen. In früheren Zeiten kam es nicht selten vor, daß er volle achtundvierzig Stunden und länger im Sattel blieb; man fuhr von Barcelona nach Madrid, ohne auch nur ein einziges Mal den Delantero zu wechseln; aber diese Hölle ist heutzutage in ein Fegefeuer umgewandelt worden. Gewöhnlich ist der Delantero ein Bursche von achtzehn bis zwanzig Jahren; er trägt, wie unser Bild zeigt, eine Montera, mützenartige Kopfbedeckung aus Lammfell, hat ein von der Sonne tiefgebräuntes Gesicht und sieht immer etwas wild aus.

So lange es Räuber gab, wurde die Diligence von Escopeteros geleitet, Gensdarmen, welche oben auf dem Wagen saßen und von dort herab spähten, ob verdächtige Leute in der Nähe seien.

Während der Fahrt machen sich Mayoral und Zagal unaufhörlich mit den Maulthieren zu schaffen und führen mit denselben eine sehr eigenthümliche Unterhaltung. Jedes hat seinen besondern Namen, wird mit Worten der Liebkosung oder mit Ausdrücken des Schimpfens und Fluchens überschüttet; manchmal läuft auch ein Witz mit unter, zum Beispiel: „Coronela, en llegando a casa, me haré una papalina con tu pellejo!" das heißt: „Frau Oberstin, wenn



Ein „Buelco.“

wir nach Hause kommen, werde ich mir eine Kappe aus deiner Haut verfertigen!" Das Zurufen nimmt auch während der Nacht kein Ende; der Mayoral murmelt halblaut, auch wenn er einschlummern will: Capitanana,...comisariooo... raa... puliaa,... bandolero... arre carboneraaa... und so fort, bis er völlig eingeschlafen ist. Dann fängt der Zagal seinerseits an.

Die kostspielige Diligencia ist so zu sagen ein aristokratisches Fuhrwerk, das nur auf den großen Hauptstraßen läuft, auf den Caminos reales oder Carreteros; man hat auch für eine solche Chaussee den arabischen Ausdruck Arrecife. Sie haben jetzt Meilensteine erhalten, auf welchen die Entfernung in Kilometres angegeben ist. Außer der Diligence hat man den Correo, Kurierwagen, der etwas schneller fährt, aber nur zwei oder drei Fahrgäste mitnimmt; gewöhnlich hängt er schlecht in Federn und manchmal hat er gar keine. Die Cochete colleras ist eine kleinere Diligence und nur mit einem halben Dutzend Maulthieren bespannt; sie legt im Tage selten mehr als zehn spanische Meilen zurück.

Da ist aber auch noch die Galera, und dieses Marterwerkzeug führt seinen Namen mit vollem Rechte. Sie ist ein langer Kasten, der auf vier Rädern läuft, besteht aus Korbgeflecht, das beinahe auf den Boden reicht, wird mit Reifen überspannt und mit Leinwand überdeckt, wie die Fuhrmannswägen. In diese Hölle packt man bunt durcheinander Menschen und Waaren. Solch eine Galera ist wie ein ambulantes Bagno, ein wahres Chaos; der Fahrgast muß immer die um und um gerüttelten Waarenballen, Fässer, Kisten und Kasten abwehren; der Mayoral kümmert sich nur um diese, denn er ist dafür verantwortlich; den Passagier beachtet er nicht, denn was kümmert es ihn, ob derselbe sich ein paar Rippen einrennt? Das ist ja nicht seine Sache. Der Zagal einer Galera hat es nicht so beschwerlich als jener der Diligencia; er hält beliebig an, läßt die Thiere aus einem großen eisernen Eimer trinken und balancirt an abschüssigen Stellen seine Galera mit einer langen Stange, damit sie nicht umstürze. Und weiter kein Wort von den Carros, die selten in Federn hängen, nur zwei Räder haben und selten Reisende mitnehmen. Die Tartana kommt nur in Valencia und Murcia vor.

Doch nun zur Reise selbst! Die Gegend zwischen Barcelona und Tarragona ist eine der am stärksten bevölkerten in Spanien. Man kommt auf dieser Strecke durch die beiden kleinen Städte Villafranca de Panades und Torredembarra; sie bieten aber keine Merkwürdigkeit dar. Von Tarragona selbst führt eine Zweigbahn nach Reus, einer Stadt mit bedeutenden Fabriken. In der Nähe steht in dem ungemein fruchtbaren Concathale das berühmte Cistercienserkloster Poblet, von welchem in der Geschichte der Könige von Aragonien so oft die Rede ist; auch weiß die Sage viel davon zu erzählen. Als noch die Araber Herren im Lande waren, lebte an jener Stelle ein frommer Einsiedler. Der Mohrenkönig wollte aber den Christen dort nicht dulden, sondern warf ihn in's Gefängniß; da kamen aber Engel vom Himmel, nahmen dem Eremiten die Ketten ab und befreiten ihn. Solch ein Wunder versetzte den Mohrenkönig in großes Erstaunen; er überhäufte den Einsiedler mit Schätzen, und auf dem Grabe des letztern ist späterhin das Kloster erbaut worden. Seit 1835 sind in Spanien die Klöster aufgehoben worden und auch Poblet ist nun längst von Mönchen verlassen.



Valencianischer Labrador.

Von Tarragona ab wird die Straße oft sehr uneben; dann und wann erlaubt eine Biegung einen Blick auf das tiefblaue Meer, auf welchem Fischerboote mit weißen Segeln sich schaukeln. Man kommt nach Tortosa am Ebro. Nach diesem Strom ist das alte Iberien benannt worden; er ist nebst dem Tajo der wichtigste Fluß der Halbinsel und hat gleich diesem und dem Guadalquivir gelbes, schlammiges Wasser. Tortosa liegt sehr malerisch; die Domkirche steht auf den Grundmauern einer Moschee und man findet auch arabische Inschriften. Das Hauptwunder der Stadt wird Gläubigen wie Freigeistern gegen ein Douceur gezeigt; es ist der echte, wirkliche und wahrhaftige Gürtel der Jungfrau



Verkäuferin auf dem Markte zu Valencia.

Maria, die „Cinta". Dieser Gürtel hat eine unzählige Menge von Wundern gethan, und 1822 brachte man diese Mirakel thuende Reliquie in großem Pomp nach Aranjuez; es war dort seine Bestimmung, die Niederkunft einer Prinzessin zu erleichtern.

Man kommt von Tortosa nach Amposta, läßt Puerto de los Alfaques zur Linken und gelangt nach Vinarez, einem kleinen Hafenplatz, in dessen Umgegend ein Wein wächst, der dick und schwarz wie Tinte ist.

Nun beginnt das Königreich Valencia, und zwar schon etwas vor Vinarez; die Cenia, ein kleiner Fluß, bildet die Grenze gegen Catalonien. Von nun an erinnert Vieles an die Zeiten der maurischen Herrschaft. Auf Anhöhen, welche einen weiten Ausblick über das Meer gewähren, erheben sich Atalayas, viereckige Thürme, einst Hochwarten; auch die Städtenamen Alcalá und Benicarlo gemahnen an die Araber. Spanien ist überhaupt ein „gemildertes Afrika"; im September war die Hitze ungemein drückend. Gleich auf der valencianischen Grenze erreicht die Aloe eine kolossale Höhe und Palmen treten häufig auf, nicht minder die Algarroben. Dieser Johannisbrotbaum wird sehr kräftig, hat dunkles Laub und bedeckt die Berge; Frauen und Kinder schlugen mit langen Stangen die Schoten herab, packten sie in Körbe und beluden Esel damit. Das Johannisbrot giebt ein treffliches Futter für das Vieh und dieses ist sehr darauf erpicht; überhaupt erscheint der Algarrobo namentlich für Südspanien sehr wichtig; einzelne Bäume geben bis zu 2400 Pfund Frucht im Jahre.

In Benicarlo hält die Diligencia an. Die Stadt ist berühmt durch ihren Wein, der zum Verschneiden anderer Weinsorten seit undenklichen Zeiten benutzt wird. Ein englischer Reisender des vorigen Jahrhunderts, Swinburne, hebt bereits hervor, daß ganze Ladungen von Benicarlo nach Cette und von dort auf dem Languedoc-Kanal nach Bordeaux gingen. Dort „verbesserte" man damit die Bordeauxweine; das „Schmieren" ist also schon alt.

Ueber Castellon de la Plana, wo Ribalta, ein ausgezeichneter Maler der valencianischen Schule, geboren wurde, gelangt man nach Murviedro, einem armseligen Orte mit einigen tausend Seelen. So wenig ist übrig geblieben von dem alten Saguntum, der treuen Bundesgenossin der Römer, welche die Stadt wieder aufbauten, nachdem sie von den Karthagern zerstört worden war. Später gehörte sie den Gothen, Arabern und dann den Spaniern, welche die Ruinen und alten Mauern zum Aufbau benutzten. Auch vom Theater sind nur noch, allerdings großartige, Trümmer übrig, in denen Eulen und Eidechsen wohnen. Sagunt war einst ein Seehafen, aber die neue Stadt liegt eine Meile vom Ufer entfernt, denn so weit ist das Meer zurückgewichen. Kaum erwähnenswerth sind die Spuren von einem Circus und einem Bacchustempel.

Der Reisende ist begierig, etwas von der „Stadt der dreihundert Kirchen" zu sehen. Bei Leuten, die von Barcelona aus vierzig wohlgezählte Stunden in einem spanischen Postwagen gesessen und Staub und Hitze ertragen haben, ist das erklärlich. Zuerst erblickt man einen von Palmen beschatteten majestätischen Bau, das Kloster San Miguel de los Reyes; auch dieses ist im sechszehnten Jahrhundert aus Sagunter Steinen gebaut worden. Nach einer Viertelstunde fährt man dann ein in „la muy noble, inclita, antigua, leal, insigne, magnifica, ilustre, sabia, coronada y jamás acabada de celebrar Ciudad Valencia del Cid", also in die sehr edle, berühmte, uralte, loyale, ausgezeichnete, prachtvolle, erlauchte, gelehrte, gekrönte und niemals genugsam gepriesene Stadt Valencia des Cid. Diesen bescheidenen Titel führt sie in den Chroniken; er ist zwar etwas lang, das darf aber in Spanien nicht befremden, denn fast alle Städte haben ihre pomphaften Epitheta. Valencia, das läßt sich nicht bestreiten, verdient den seinigen mehr als jede andere; sein blauer Himmel ist schon durch arabische Dichter besungen worden, und wo fände man in Europa ein herrlicheres Klima? Tropische Bäume gedeihen in freier Luft, im December pflückt man Veilchen und Primeln. Der Winter ist nur dem Namen nach bekannt, und ein Schriftsteller versichert, daß man in einem halben Jahrtausend nur zwei Beispiele von Reif und Nebel kenne.

Wer in Valencia einfährt, glaubt sich in eine maurische Stadt versetzt. Da stehen noch die Mauern und Thürme aus der arabischen Zeit, die Straßen sind eng und gewunden, die Häuser in morgenländischer Art mit Kalk geweißt, und einem Söllerausbau versehen. Auf diesen wird dann und wann eine bräunliche Valencianerin sichtbar, aber nur halb und halb, denn ein Theil der Schönen bleibt hinter den gestreiften Vorhängen oder den herabhängenden Matten, den Esteras, verborgen. Von einem Hause zum andern hat man Tendidos gespannt, große viereckige Stücken Leinwand.

Auch die Volkstracht erinnert noch lebhaft an die Tage der Maurenherrschaft. Jene der Bauern ist dem Klima durchaus angemessen und hebt in sehr vortheilhafter Weise die erzfarbene Haut; denn der Landmann von Valencia erscheint nicht minder gebräunt wie der asiatische Beduine. Um den Kopf schlingt er ein buntfarbiges Tuch, das oben spitz zuläuft und gewissermaßen an den Turban erinnert; manchmal stülpt er darüber einen Hut von Filz oder schwarzem Sammt mit aufgeschlagener Krämpe; dieser ist aber spitzer als der schon erwähnte andalusische Sombrero calañes. Einige Hüte haben einen unglaublichen Umfang. Das Hemd wird am Halse mit einem Doppelknopfe befestigt; eine Jacke trägt der Valencianer für gewöhnlich nicht, aber an Festtagen prunkt er in einer Jacke von blauem oder grünem Sammt; sie ist mit silbernen oder versilberten Knöpfen reichlich besetzt. Statt unserer Beinkleider hat er Zaragnelles de lienzo, sehr weite Hosen von weißer Leinwand; sie erinnern an die Fustanella der Albanesen und werden durch einen buntgestreiften Gürtel von Seide oder Wolle festgehalten. In den Strümpfen sind da, wo ein solcher Luxus überhaupt vorkommt, keine Fußtheile; sie werden gleichsam nur als Schienen betrachtet. Der Schuh besteht unabänderlich aus Alpargatas von geflochtenem und plattgeschlagenem Hanf. Diese Espardines werden über dem Knöchel vermittelst eines blauen Bandes befestigt und erinnern an den Kothurn der alten Tragödie.

Aber am wichtigsten ist der Mantel, ein langes Stück gestreiften Zeuges, ohne welchen der Valencianer überhaupt nicht zu denken ist. Ohne ihn geht er keinen Schritt außer dem Hause, er trägt ihn nachlässig um den Arm gewunden, oder über der Schulter, oder um die Brust drapirt und hält ihn hinten auf einem Stocke; die Arme sind unbekleidet, und die beiden Seiten des Mantels fallen in unzähligen Frangen herab. In Valencia werden Mäntel in großer Menge nach allen Theilen Spaniens versandt. Der Mantel ist nicht blos ein Kleidungsstück, sondern dient auch zum Tragen von allerlei Gegenständen; man schlägt die Ecken zusammen und bringt in diesem improvisirten Sacke allerlei Lebensmittel zu Markte. Wer zu Pferde steigt, klappt den Mantel vier- oder sechsmal zusammen und hat dann einen Sattel; wer bei Nacht unter freiem Himmel schläft, benutzt ihn als Decke oder Kopfkissen.

Auf dem Marktplatze kann man die valencianischen Labradores aus der Huerta, der üppigen Gartenebene, in allen ihren Eigenthümlichkeiten beobachten. Sie bringen Orangen, an denen sich noch Blätter befinden; Datteltrauben, die erst vor wenigen Stunden gepflückt wurden, und ungeheure goldfarbige Weintrauben, die ein wahrer Staat sind. Den Verkauf dieser köstlichen Früchte besorgen Frauen und Mädchen, oft sehr anmuthige Geschöpfe und zuweilen auch sehr hübsch. Ihr Haar ist wirklich rabenschwarz und bildet, wie unsere Tafel zeigt, einen hübschen Kopfputz; durch den Chignon ist hinten eine lange silberne, aber vergoldete Nadel gesteckt, der dicke Knopf an beiden Enden wird mit falschen Smaragden und vielen kleinen Perlen geschmückt. (Siehe die Abbildung auf S. 369). Es ist in der That ein Vergnügen, auf den valencianischen Märkten umherzuschlendern.

Ueber zwei mächtige, unter den Augen der Menschen, dem Innern der Erde entstiegene Feuerberge.

Zweiter Artikel.

Schon früher haben wir bemerkt, daß der Jorullo das Thal, in welchem er sich erhebt, fast unter einem rechten Winkel durchzieht. Gegen Osten ist er von einigen kleinen Bergen — Hügeln möchte man fast sagen — begrenzt, nach Westen hin aber liegt er beinahe ganz frei, indem sich hier nur eine kleine Bergzunge, fast ³/₄ Leguas thalabwärts von ihm und nach der Playa herunterzieht. Von seiner Basis nach dem Krater hin steigt man im Anfange nicht sehr steil, zuletzt aber fast unter einem Winkel von 40 bis 50° über lose liegende Lavastücken empor. Burkart fand den Kraterrand an manchen Stellen kaum 3 bis 4 Fuß breit; seine höchsten Punkte befinden sich in Nordwesten 4029 und in Nordosten 4004 Fuß über dem Meer, oder 1223 und 1198 Fuß über der Basis des Vulkans. Hat man den Rand des Kraters erstiegen, so erblickt man auf einmal den ganzen Kessel des Berges, der jetzt nur noch schwache Spuren von innerer Thätigkeit erkennen läßt. Außer dem größern Hauptkrater unterscheidet man noch mehrere kleinere, welche ihm zur Seite liegen. Bei einiger Aufmerksamkeit überzeugt man sich bald, daß die vulkanischen Ausbrüche aus einer Gangspalte erfolgten, welche fast einen rechten Winkel mit derjenigen Linie bildet, auf welcher fast sämmtliche mexikanische Vulkane gelegen sind. Die Spalte des am höchsten gelegenen Hauptkraters ist nicht nur die tiefste, sondern auch bei der größten Längenausdehnung die schmalste und engste. Sie scheint indeß, obgleich sich in ihr am längsten Zeichen innerer Thätigkeit zu erkennen gaben, sehr an Tiefe abgenommen zu haben, und zwar in Folge des Herabstürzens des zerklüfteten, zerborstenen, an ihren steilen Wänden anstehenden Gesteins. Als Burkart in diesen Kraterschlund hinabstieg, vernahm er überall die größte Ruhe und die tiefste Stille, kaum daß sie durch das Herabfallen einzelner Lavatrümmer unterbrochen wurde. Da wo die Spalte am tiefsten war, stemmten sich zusammengehäufte, lockere, vulkanische Gesteine jeder weitern Untersuchung entgegen; die Lufttemperatur war durch das Zurückwerfen der Sonnenstrahlen von den nackten Felswänden nur wenig erhöht. Weiter aufwärts zu beiden Seiten der Spalte bemerkt man jedoch noch mehrere klaffende Spalten, deren Weite, bei einer Länge von 20 bis 100 Fuß, zwischen 1 und 3 Fuß schwankte; ihre Richtung wich nur selten von der der Hauptspalte ab. Bei 24° C. Lufttemperatur zeigten die hervorbrechenden Dämpfe 45 bis 54° C., während das Gestein in ihrer unmittelbaren Nähe noch so heiß war, daß man sich die Fußbedeckung daran verbrennen konnte. Die Wände dieser Spalten waren mit Schwefel von verschiedener Farbe bedeckt, welcher sich aus den emporsteigenden Dämpfen an den kälteren Stellen absetzte und daher auf eine weit höhere Temperatur im Innern, als die angegebene, schließen läßt.

Im Januar 1853 glückte es C. Pieschel, welcher als Secretär der königl. preuß. Gesandtschaft in Mexiko beigegeben war, den Jorullo besuchen zu können. Indem er auf der nördlichen Seite des Vulkans stets in der Richtung nach Osten vordrang, gelangte er auf eine Ebene, welche südlich und östlich von einem ungefähr 60 Fuß hohen Lavastrome, nördlich von bewaldeten Basaltgebirgen und im Süden von einem aus vulkanischem Sande bestehenden Bergrücken eingeschlossen war. Von hier aus sich südwärts wendend, stieß er im Nordosten des Vulkans auf Lavamassen, welche theilweise von Gestrüpp und Gras bedeckt waren, theils eine nackte, kalte, schwarze Oberfläche zeigten. Nach Verlauf einiger Zeit gelangte er an den Fuß des eigentlichen Vulkans, dessen Kegel sich unter einem Winkel von 40 bis 45° erhob. Um den Rand des Kraters zu erreichen, bedurfte es noch eines ³/₄ stündigen Steigens. Auf der nördlichen Seite des Kraters, vom obersten Rande einige 20 Schritte abwärts, wurde Pieschel durch die weiche Beschaffenheit des Bodens und die aus ihm hervorstrahlende Wärme auf höchst unerwartete Weise überrascht. Diese mit feinem Steingerölle bedeckten Stellen zeigten sich bei näherer Untersuchung heiß und zugleich feucht; die Führer meinten, es sei Wasser darunter, und fürchteten einzusinken. Auf der Oberfläche konnte man weiter nichts bemerken, als daß das lockere Gerölle durch die innere Hitze eine helle Farbe angenommen hatte. Der Rand des Kraters war auf der östlichen wie auf der südlichen Seite äußerst schmal und fiel nach Innen oft so steil ab, daß man aus Vorsicht einige Schritte auf dem äußern Rande abwärts gehen mußte, um nicht von der scharfen Felskante nach Innen hinabzurutschen. Der Krater hatte in der Richtung von SSO. nach NNW. eine oblonge Form und zeigte in Nordwest eine etwa 200 Schritte weite Oeffnung, aus der ein schwarzer Lavastrom nach Norden hin sich ergossen hatte und schichtweise um den Kraterkegel erkaltet war. Der ganze innere Kessel scheint in früherer Zeit mit Lava erfüllt gewesen zu sein, welche nach dem Entweichen der hebenden und spannenden Kräfte in sich zusammensank, in Folge dessen die Kraterwände, welche einst wahrscheinlich höher waren, nachzurutschen veranlaßt wurden, wie aus folgender Wahrnehmung hervorzugehen scheint. Es haben sich nämlich ganze Lavaschichten, welche einst in zähflüssigem Zustande sich befunden haben müssen, von dem Rande terrassenförmig an den inneren Seiten des Kraters abwärts bis zur Mitte angelegt, so daß das Ganze das Aussehen eines weiten Amphitheaters hat. Der Kraterrand hat auf diese Weise zwar an Höhe verloren, an Umfang dagegen gewonnen. Hierfür spricht auch noch der Umstand, daß man hier und da an den oberen Seiten des Kraters Bäume und Sträucher vegetiren sieht, welche offenbar mit dem Rande von der äußern

Seite hinabgeglitten sind, zumal da man außerdem in dem Krater selbst noch nicht die geringste Spur von Vegetation bemerkt. Wahrscheinlich wird es jedoch nicht mehr lange dauern, daß auch das ganze Innere desselben sich mit Vegetation bedeckt, wie man solches schon bei vielen der den Krater umlagernden Lavaströme bemerkt. Auch Pieschel's Begleiter erzählten, daß der Krater ehedem tiefer gewesen sei, als aber vor etwa sieben Jahren sich ein Erdbeben habe verspüren lassen, wäre vieles Gestein von den Wänden des Kessels herabgefallen und habe den Boden desselben erhöht. Pieschel schätzte seine Tiefe auf ungefähr 200 bis 250 Fuß. Durch das Innere des Kraters zog sich ein schwarzer, zerklüfteter Lavastrom; unterhalb desselben zeigte sich das Gestein noch sehr heiß und feucht, in Folge der aufsteigenden Dämpfe.

Auffallend war das eifrige Suchen und Sammeln des weißen, salzigen Niederschlags an dem innern Gestein, welchem sich Pieschel's Führer unterzogen; es ist dies vermuthlich ein Natronsalz, das ihnen als Surrogat des Kochsalzes dient. Sie thaten sehr geheimnißvoll mit der Verwendung und konnten, aus Furcht vielleicht, daß ihnen einst dieser Erwerb auf irgend eine Weise entzogen oder mit Steuern von Seiten des Gouvernements belegt werden möchte, sich kaum zu der Mittheilung entschließen, daß sie dasselbe, zu Kügelchen geformt, gegen Magenübel anwenden.

Die Lava im Innern des Kraters war von einer düstern, schwarzbraunen Farbe; auf ihrer Oberfläche fanden sich zwei weißliche Stellen mit einer kleinen runden Oeffnung, aus deren einer noch Dämpfe aufzusteigen schienen. Die Oeffnung hatte ungefähr einen Fuß im Durchmesser; das Gestein um sie herum zeigte eine weißgelbe Färbung.

Auf diese und die vorhin erwähnten Fumarolen scheint sich demnach die ganze jetzige vulkanische Thätigkeit des Jorullo zu beschränken. Von den so oft erwähnten Hornitos fand sich kaum noch eine Spur. Die Aussicht von diesem Berg ist wegen seiner unbedeutenden Höhe und wegen der ihn umgebenden Gebirgszüge keineswegs großartig; doch gewährt der Blick auf den Thalkessel, die sogenannte Playa de Jorullo, mit ihren Zuckerrohr-, Indigo- und Wassermelonen-Feldern, die sich im Nordwesten amphitheatralisch an dem mit Fächerpalmen, Eichen und Tannen bedeckten Gebirgsrücken, hinaufziehen und mit den beiden Ortschaften, den Haciendas Playa de Jorullo und Tejamanil, immerhin ein liebliches, ansprechendes Bild, an welches man sich jederzeit mit Freude erinnert.

Nach der Zeit, in welcher der Jorullo auf der mehrfach erwähnten Gangspalte dem Schooße der Erde entstiegen war, scheint er keine weiteren Ausbrüche gehabt zu haben. Ch. Lyell erzählt jedoch im ersten Bande seiner Grundzüge der Geologie, daß eine spätere Eruption im Jahre 1819 stattgefunden habe, wie ihm vom Kapitän Vetch mitgetheilt sei. Die Eruption wäre von heftigen Erdbeben begleitet gewesen und die dabei ausgeschleuderte Asche sei 140 englische Meilen weit, bis nach Guanaxuato, geflogen, woselbst sie sechs Zoll hoch auf den Straßen gelegen habe. Bei dieser Katastrophe sei auch der Thurm von Guadalaxara eingestürzt &c. Hiergegen bemerkt jedoch Burkart, daß er zwei Monate an letztgenanntem Orte gelebt und mit unterrichteten Leuten über jene angebliche Eruption und den damit verbundenen Aschenfall gesprochen, nie aber etwas Zuverlässiges über jene Erscheinungen erfahren habe. Burkart hielt sich ferner drei Jahre in Tlalpuxahua auf, welches noch näher am Jorullo liegt als Guanaxuato, hat von dort aus Patzcuaro und Valladolid besucht, beide auf dem Wege von Guanaxuato nach dem Jorullo, doch an keinem dieser Orte von jenem Aschenfall gehört, weshalb er annimmt, daß die ganze Mittheilung auf einem Irrthume beruhe und Kapitän Vetch den Berg wahrscheinlich gar nicht besucht habe.

Der Isalco.

Er und der Jorullo scheinen die einzigen Feuerberge zu sein, welche seit der Entdeckung von Amerika sich auf diesem Kontinente erzeugt haben. Dunlop ist wohl der erste Reisende, welcher die Aufmerksamkeit der Geologen und Geographen auf dieses merkwürdige Ereigniß geleitet hat.

Was die Entstehung des Isalco betrifft, so besitzen wir darüber keine geschriebenen Dokumente; man ist einzig und allein auf die mündlichen Aussagen der ältesten Bewohner dieser Gegend beschränkt, welche die Erzählungen ihrer Väter noch in dem Gedächtniß bewahren. Diesen zufolge war der Isalco in ihrer Jugend ein mäßiger Hügel, dessen Höhe etwa 500 Fuß betrug und auf seiner Spitze mit einem weiten, feuerspeienden Schlunde versehen war. Squier, dessen Name noch jetzt in unseren Zeitschriften so oft erwähnt wird und der in Beziehung auf die Anlage von Eisenbahnen so häufig die centralamerikanischen Staaten bereist hat, giebt den 23. Februar des Jahres 1770 als denjenigen Tag an, an welchem der neue Krater sich geöffnet, nachdem seit dem Ende des Jahres 1769 die Erde unaufhörlich gebebt habe. Dieser Angabe soll jedoch unserm Landsmanne Moriz Wagner zufolge, kein großes Vertrauen zu schenken sein. Als dieser ausgezeichnete Naturforscher sich vor mehreren Jahren im Staate San Salvador aufhielt und mit so vielem Erfolge sich der Untersuchung desselben in naturgeschichtlicher Beziehung unterzog, lernte er daselbst einen alten Indianer kennen, welcher im Jahre 1769 geboren war. Dieser hatte noch in seinen Kinderjahren den Isalco als einen niedrigen Berg gekannt, welcher damals einen größern Feuerschlund besaß als jetzt, und zu jener Zeit auch in stärkerm Aufruhr begriffen war. Sein Vater habe ihm oft erzählt, so sagte er, wie unweit eines andern Kegelberges, welchen man zuvor Isalco genannt und für einen erloschenen „Volcano" gehalten, die Erde sich mit furchtbarem Krachen geöffnet und aus dem Schlunde ungeheure Massen von glühenden Steinen ausgeworfen habe, während zu gleicher Zeit auch sehr viel Lava ausgeflossen sei. Von der plötzlichen Erhebung eines Berges wußte er nichts zu erzählen, vielmehr behauptete er entschieden, der Berg sei nach und nach aus der schiefen Ebene durch seine eigenen Laven- und Schlackenauswürfe groß und hoch geworden, obgleich solches nur langsam geschah. Als Knabe ging er oft mit seinen Kameraden aus Neugierde in die Nähe des Vulkans, um das schöne, jenem Krater entsteigende Feuerwerk zu betrachten. Wenn nun nach einem solchen Besuch eine längere Zeit verstrichen war, so schien ihm der Berg an Höhe zugenommen zu haben. Dies sei besonders nach drei größeren, zu verschiedener Zeit erfolgten Eruptionen der Fall gewesen. Die erste derselben fand noch in seinen Kinderjahren statt und hielt drei Monate an. Bei nächtlicher Zeit verbreitete sich über die ganze Gegend ein heller Schein, während die Lavaströme 2 Leguas nordöstlich in der Richtung von Santa Anna ihre Feuerglut verbreiteten. Etwa 30 Jahre später verheerte eine andere, noch stärkere Eruption die Gegend, bei welcher sich die Lavaströme 3 Leguas weit vom Fuße des Berges erstreckten. Damals flog die Asche bis nach dem Dorfe Isalco, dessen Einwohner zu dem in dieser Gegend seßhaften Stamme der Azcatlan-Indianer gehören, die sich frei von jeder Vermischung mit der kaukasischen Race erhalten haben, und Schwefel und andere vulkanische Produkte sammeln, um sie zu verkaufen. Der letzte große Ausbruch ereignete sich im Jahre 1802. Der Aschenregen bedeckte die Felder rund um den Vulkan bis auf eine Strecke von 2 Leguas, und die Detonationen waren so heftig, daß die Häuser der näher und ferner gelegenen Oerter Isalco und Sonsonate in ihren Grundvesten erschüttert wurden. Die Lava ergoß sich langsam in östlicher Richtung, legte durchschnittlich 60 Varas am Tage zurück und floß über drei Monate lang fort. Die von jenem Ausbruche herstammenden Lavafelder sind entweder noch jetzt ganz kahl oder nur mit winzigen kryptogamischen Pflanzen überzogen. Die Felder, welche von der vulkanischen Asche bedeckt wurden, konnte man erst nach fünf Jahren wieder besäen; sie brachten aber seitdem reichliche Ernten.

Im Allgemeinen ist so viel gewiß, daß der Isalco in den

ersten Jahren seiner Thätigkeit nur ein mäßiger Hügel war; seine dermalige Höhe wird aber sehr verschieden angegeben. Nach Squier beträgt sie 1500 bis 2000, nach M. Wagner 3200, nach Stephens sogar 6000 Fuß, was aber wohl zu hoch gegriffen sein dürfte. Die Höhe wird sich aber wahrscheinlich nur für einige Zeit ermitteln lassen, denn alle Angaben stimmen darin überein, daß der Berg bisher mit jedem Jahre an Höhe zugenommen habe.

Wie wir bereits sahen, so fällt die Entstehung des Isalco, nach Squier, in das Jahr 1770. Er erhob sich, seiner Ezählung zufolge, mitten in einer Ebene und bedeckt jetzt einen Raum, welchen ehedem ein schönes Landgut einnahm. Schon gegen das Ende des Jahres 1769 wurden die Bewohner dieses Gutes durch unterirdisches Getöse und Erderschütterungen in Schrecken gesetzt, deren Intensität sich stets steigerte. Endlich brach am 23. Februar 1770 etwa $\frac{1}{2}$ Meile von den Gutsgebäuden die Erde auf und Lava nebst vielen Rauch drang aus der Oeffnung hervor. In Folge dieses Umstandes ergriffen die in der Nähe wohnenden Leute die Flucht, mit Ausnahme der Vaqueros oder Hirten, welche täglich nach der Hacienda kamen und eine beständige Zunahme von Rauch meldeten. Der Lavaerguß wurde zeitweise unterbrochen, dafür aber wurden ungeheure Massen von Asche und Steinen ausgeworfen, welche rings um die entstandene Oeffnung einen immer größer werdenden Kegel bildeten. Dieser Proceß wiederholte sich eine geraume Zeit hindurch; seit vielen Jahren wirft aber der Vulkan keine Lava mehr aus, doch befindet er sich noch gegenwärtig in einem Zustande dauernder Eruption. Es erfolgen nämlich nach einer Zeit von 15 bis 16 Minuten Explosionen, verbunden mit einem Getöse, welches dem Abfeuern eines Artillerieparks gleicht, begleitet von dichtem Rauch und einer Wolke von Asche und Steinen, die nach allen Richtungen hin herabfallen und die Höhe des Kegels stets vermehren, so daß hierdurch dieselbe in den letzten 28 Jahren um ein Drittel zugenommen haben soll. Zu manchen Zeiten sind die Explosionen heftiger und die ausgeworfenen Massen umfangreicher; trotzdem sollen die Detonationen stets dieselbe Regelmäßigkeit wahrnehmen lassen. Bisweilen wird die vulkanische Asche bis zu der 12 Meilen entfernten Stadt Sonsonate fortgeschleudert. Nach Squier ist der Isalco, abweichend von der Entstehungsart des Jorullo, das Resultat lange Zeit fortgesetzter Aufschichtungen, und auf diese Weise sollen auch ihm zufolge die meisten Vulkane von Central-Amerika entstanden sein.

In Beziehung auf die neuere Entstehung des Berges erzählt auch Stephens in seinen Reise-Erlebnissen in Mittel-Amerika: der Pfarrer von Sonsonate, welcher noch in der Kraft der Jahre stand, habe ihm mitgetheilt, daß er sich noch sehr gut der Zeit besinnen könne, wo der Boden, auf welchem der Isalco jetzt stehe, sich von seiner ganzen Umgebung in Nichts unterschieden habe. Im Jahre 1798 habe er eine kleine Oeffnung entdeckt, welche kleine Steine u. dergl. auswarf. Späterhin habe der Berg von Jahr zu Jahr zugenommen, bis er zuletzt geworden, was er jetzt sei. Hiermit stimmen auch die Nachrichten überein, welche M. Wagner erhielt, als er in der Nähe des Isalco sich aufhielt. Die ältesten Männer der jetzigen Generation kannten ihn schon als kleinen Hügel und sahen den Berg unter ihren Augen wachsen. Oft haben alte Leute die wunderbare Geschichte erzählt, wie mitten in einer grünenden Hochebene, wo einst eine kleine Hacienda gestanden, der Erdboden unter gewaltigem Beben sich geöffnet, Schlacken, Asche und Dampf mit furchtbarem Gebrülle aus dem offenen Schlunde weithin geschleudert wurden, während die Landschaft auf viele Leguas in die Runde, in Folge des heftigen Aschenregens, sich in dichte Finsterniß hüllte. Als die letztere indeß nach wenigen Tagen verschwand, erblickte man einen Hügel von mäßiger Höhe, welcher durch ausfließende Lavaströme und emporgeschleuderte Schlacken allmälig zu einem wahren Berg anwuchs. Im Laufe der nächsten Jahrzehnte wichen die heftigen Paroxismen der großen Ausbrüche jenem gewöhnlichen Spiel einer mäßigen, eruptiven Thätigkeit, wie ihn auch der Vulkan auf Stromboli — diese stets wahrnehmbare Leuchte des Mittelländischen Meeres, wie ihn die Schiffer nennen —, sodann auch viele Vulkane der Südsee-Inseln und selbst der Vesuv und Aetna mitunter noch jetzt zeigen.

Der Isalco ist von der Küste des Stillen Meeres nur eine einzige kleine Tagereise entfernt. Man erblickt das majestätische Spiel seines beständigen Feuerwerks bereits überaus schön aus der Umgegend des schon mehrfach genannten Städtchens Sonsonate, welches in mäßiger Entfernung von dem Vulkan im reichen Schimmer tropischer Pflanzenwelt unter Gruppen mächtiger Kokospalmen und Bhangobäumen eine der reizendsten Lagen unter allen Städten Central-Amerikas besitzt. Nordöstlich und ganz in der Nähe des Isalco liegt der Cerro Chino, der ihn an Höhe um etwa 1000 Fuß übertrifft. Auch er ist vulkanischer Natur und war vielleicht in früherer Zeit noch thätig, doch besitzen wir hierüber weder schriftliche noch mündliche Ueberlieferungen.

Als M. Wagner sich dem Isalco näherte, konnte er deutlich die von furchtbaren Detonationen begleiteten Schlackenausbrüche beobachten. Die stärksten dieser eruptiven Salven — gewöhnlich die fünften, nachdem vier schwächere ihnen vorangegangen — schleuderten ihre Projektile bis zu einer Höhe von 800 bis 1000 Fuß. Als es dunkel wurde, erschienen diese Auswürflinge in förmlicher Glut; gegen 9 Uhr Abends erlangte das feurige Spiel den höchsten Punkt seiner Pracht.

Was die Gesteins-Beschaffenheit des Isalco betrifft, so gleichen die an ihm vorkommenden Laven denjenigen, welche der Vesuv und der Aetna in neuerer Zeit ergossen; sie sind vorzugsweise basaltisch und doleritisch, sehr schlackig und voller Blasenräume; mit wenigen krystallinischen Einschlüssen. In den Auswürflingen bemerkte M. Wagner viele Krystalle von glasigem Feldspath, Leuzit und Augit. Auf der halben Höhe des Kegels lag ein ungeheurer Felsblock, dessen Gewicht wenigstens 500 Centner betrug. Es war ein porphyrartiges Trachytgestein, dem Andesit der Cordilleren überaus ähnlich, erfüllt mit kleinen Krystallen von glasigem Feldspath. Allem Anscheine nach gehörte dieser Block einst zu dem kompakten Gesteine des Plateaugrundes, welches der Isalco durchbohrt und gesprengt hatte, als er seinen Krater öffnete. Bei einem der stärkeren Ausbrüche war er wahrscheinlich emporgeschleudert worden. Etwa 300 Fuß unterhalb des Gipfels traf Wagner wiederum einen ausgeworfenen Trachytblock an, ganz ähnlich dem vorigen. Als man sich 400 Fuß unterhalb des Kraterrandes befand, verspürte man schon eine bedeutende Erwärmung des Bodens, obgleich hier die Asche mehrere Fuß hoch lag. Zum Krater selbst konnte man nicht gelangen, doch erblickte Wagner von einem günstigen Standpunkt aus deutlich seinen nordöstlichen Rand. Dieser war überaus zerrissen und zackig, im Ganzen dunkel, stellenweise röthlich oder schwefelgelb gefärbt, wie die obern Wände des Volcano del Fuego in Guatemala. Seine Umrisse glichen aus der Ferne den Zinnen einer Burgruine. Südwestlich von diesem Krater ragte ein Aschenkegel empor, der sich im Innern des Isalco selbst gebildet hatte, die Wände desselben an Höhe übertraf und sein ephemeres Dasein wahrscheinlich so lange behalten hat, bis eine stärkere Eruption ihn zerstörte. Von Vegetation fand sich auf dieser Höhe keine Spur mehr. Zu seiner großen Verwunderung erblickte M. Wagner hier noch mehrere Insekten, wie denn auch solche A. v. Humboldt bekanntlich noch 14,000 Fuß höher in der ewigen Schneeregion des Chimborasso entdeckt hat. An beiden Orten mögen sie durch Luftströmungen in diese unwirthlichen Regionen geführt worden sein.

Als M. Wagner in die Nähe des Gipfels des Vulkans gelangt war, hatte dieser letztere beinahe drei volle Stunden in seinem Schweigen verharrt; nur eine dünne, weißliche Dampfwolke wirbelte aus ihm empor. Da plötzlich erfolgte ein dumpfes, unterirdisches Dröhnen, verbunden mit einem starken Erzittern des

Kegels. Unter dem stärksten donnerartigen Gebrüll flog ein gewaltiger Regen von vielen tausend glühenden Schlacken in die Luft, von denen die meisten auf den südwestlichen Abhang des Gipfels, viele auch in den Krater zurückfielen. Einige von den größeren wurden auf die südwestliche Seite geschleudert und rollten krachend, gleich Lawinen, den steilen Abhang hinunter. In Folge der fast unaufhörlichen Eruptionen ist die Besteigung des Isalco mit Lebensgefahr verbunden, und da M. Wagner ohne alle Begleitung war, so entschloß er sich zur Rückkehr.

Zur Zeit, als Stephens den Isalco besuchte, fanden sich in seinem Krater drei Oeffnungen, von denen die eine unthätig war, während aus der zweiten ununterbrochen ein prächtig blaugefärbter Rauch aufstieg und aus dem ungeheuer tiefen Schlunde der dritten nach einem vorausgegangenen Knall ein hellblauer Dunst sich erhob und hierauf eine Masse dicken, schwarzen Qualms, der in ungeheuren Wogen wirbelnd sich aufwärts drängte, und in einer dunkeln majestätischen Säule aufstieg, die für einen Augenblick von einem weithin leuchtenden Blitze durchzuckt wurde. Wenn alsdann die Rauchsäule auseinander fuhr und zerstiebte, so wurde die Luft durch einen dichten Stein- und Aschenregen verdunkelt. Hierauf folgte eine augenblickliche Stille, dann ein neuer, mit einem lauten Donner verbundener Ausbruch. Alles dies wiederholte sich regelmäßig in einem Zwischenraume von fünf Minuten. Da der Isalco fast nie ruht, sondern in steter, wenn auch in der Regel nur mäßiger Thätigkeit begriffen ist, so findet man auch nur die heftigeren unter seinen vielen Eruptionen erwähnt. Zu diesen gehörten die im Jahre 1798 erfolgte, so wie einige andere in den Jahren 1805 bis 1807. Die Ausbrüche waren in dieser Zeit äußerst heftig und hielten mehrere Tage hindurch an. Nach Thompson hatte er im Jahre 1825 eine Eruption, wodurch der Lauf des Rio Tequisquillo verändert und letzterer genöthigt wurde, zwei Leguas von Sonsonate sich in's Meer zu ergießen. Im Jahre 1836 befand sich der Berg, wie Galindo berichtet, wiederum in sehr großer Aufregung. Auch in dieser Gegend, so wie in vielen anderen, überhaupt in solchen, wo es Vulkane giebt, hat man die Bemerkung gemacht, daß diese Berge nicht so sehr zu fürchten sind, wenn sie feurige Ausbrüche haben, als vielmehr in dem Falle, wenn sie entweder gar nicht oder nur schwach rauchen. — Schließlich wollen wir noch bemerken, daß der Isalco auch unter dem Namen Vulkan von Sonsonate oder von Trinidad vorkommt. L.

Schwedische Gebräuche bei feierlichen Gelegenheiten.

Weihnachtsfest. — Steffansfkebet. — Wallbergsmesse. — Mittsommerwoche. — Hexenglaube. — Feste in Stockholm —

Stockholm, Ende Februars.

Das fröhlichste Fest für den schwedischen Bauer ist das Weihnachtsfest (Jul), welches schon in der heidnischen Zeit das vornehmste unter den jährlichen Festen war; deshalb erinnern auch viele noch jetzt übliche Sitten und Gebräuche an das Heidenthum. Damals feierte man das Fest des wiederkehrenden Sonnenlichtes, und die feierlichen Gebräuche, welche damit verbunden waren, konnten leicht übergehen auf das christliche Fest, welches zur Erinnerung an das Auftreten des „göttlichen Lichtes in menschlicher Gestalt" auf Erden eingesetzt ist.

Schon am Nachmittage vor dem Feste, an dem sogenannten Weihnachtsabend, hören alle Arbeiten auf, und in dem Hause des Bauern soll Alles rein und blank sein. Man zieht Festkleider an, das Vieh erhält besseres Futter als gewöhnlich, ja selbst für die Vögel wird auf einer Stange am Giebel des Hauses eine volle Garbe aufgesetzt, denn Alle sollen froh sein am Weihnachtsfeste. Der Fußboden im Zimmer wird mit Stroh bedeckt und auf dem Herd ein lustiges Feuer angezündet, um welches man sich sammelt, um zu plaudern und zu spielen. In den Städten und auf den größeren Gütern werden „Julklappar", d. i. Weihnachtsgeschenke, ausgetheilt, und zwar vorzugsweise an Kinder, denn Weihnachten ist ja vorzugsweise ein Kinderfest; bei dem eigentlichen Bauer aber weiß man nichts von solchen Geschenken. Am späten Abend wird im Bauerhause der Tisch gedeckt, das Beste, was das Haus hergiebt, aufgetragen und vor jede Person ein brennendes Licht gesetzt. An manchen Orten ist oder war es Sitte, während der Nacht ein Licht brennen zu lassen und genau Acht zu geben, weil man glaubte, die Flamme würde sich in dem Augenblicke, da Christus geboren wurde, in zwei Theile zertheilen. Große aufgethürmte Haufen (Jotbögar) von feinerm Brote bilden die vornehmsten Zierden des Tisches, auch ist in manchen Provinzen die alte Sitte noch beibehalten, oben auf den Haufen ein mit Bildern von verschiedenen Ackergeräthen verziertes Brot zu legen. Dies ist der sogenannte Pflugkuchen, welcher bis zum Frühling verwahrt und draußen auf dem Acker von den Arbeitern gegessen wird.

Ein Hauptgericht ist der Weihnachtseber, eine Erinnerung an Frejr's Eber bei den heidnischen Vorfahren, oder wenigstens der Weihnachtsschinken. Ebenso unentbehrlich sind Stockfisch und Reisbrei, auf welchen letztern jeder „reimen", d. h. ein paar gereimte Verse hersagen muß, ehe er davon essen darf. Nach beendigter Mahlzeit wird ein Weihnachtslied gesungen, und man verschließt sorgfältig die Thüren; denn in der Weihnachtsnacht feiern auch die Geister ihr Fest und schleichen sich gern bei den Menschen ein, um ihnen Schaden zuzufügen.

Noch jetzt werden unter dem Volke zahlreiche Sagen von dem Treiben der Geister in dieser Nacht erzählt: wie sie ihr Fest unter großen Steinen feiern, die auf goldenen Pfeilern ruhen, und wie sie einem etwa vorbeikommenden Wanderer sogleich ein bis an den Rand gefülltes Trinkhorn reichen. Doch mag er sich hüten, dasselbe zu leeren; ja, wenn nur ein Tropfen von dem darin enthaltenen Trank auf das Pferd fällt, wird augenblicklich das Haar versengt und bald erfolgt unausbleiblich der Tod. Auch die Verstorbenen pflegen in dieser Nacht wieder „umzugehen", ja wohl ihren Frühgottesdienst in der Kirche zu feiern, ehe die lebenden Christen ihren Gottesdienst beginnen. So wird erzählt, daß auf Angsö, einer Insel im Mälar unweit Westerås, die Schloßfrau in der Weihnachtsnacht davon erwachte, daß sie die Töne der Orgel in der naheliegenden Kirche hörte, deren hell erleuchtete Fenster durch die dunkle Nacht schimmerten. In dem Glauben, sie hätte sich verschlafen und die Frühpredigt schon begonnen, weckte sie sogleich ihre Kammerjungfer, zog sich schnell an und eilte, begleitet von ihrer Dienerin, in die Kirche. Die Kirchthüren standen offen, die Weihnachtslichter brannten, die Orgel brauste und alle Bänke waren mit Kirchleuten angefüllt; aber alle in Leichenkleidern, und aus manchem Kopftuche sah ein Todtenkopf hervor. Erschrocken blickte die Frau um sich; da näherte sich ihr eine Gestalt, in welcher sie ein Dienstmädchen erkannte, das vor Kurzem gestorben war. „Was wollen die Lebendigen in der Frühpredigt der Todten?" fragte dieses die bestürzte Frau und rieth ihr, sich eiligst zu entfernen. Doch zu beiden Seiten der Thür standen ihre beiden verstorbenen Gatten, und sie mußte, so schnell sie konnte, zwischen

ihnen hindurcheilen, ohne sich umzusehen, wenn sie noch länger zu leben wünschte und nicht für immer bei den Todten bleiben wollte. Die Frau befolgte den Rath und kam glücklich hinaus, obgleich die eine von den an der Thür stehenden Gestalten ihr den Schleier abriß, den man am folgenden Morgen auf dem Fußboden liegend fand und der noch heutiges Tages zum Andenken an diese Begebenheit an einem Pfeiler in der Kirche hängt. Als die Frau glücklich herausgekommen war, sah sie sich um nach ihrer lebendigen Dienerin, die mit ihr in die Kirche gegangen war; aber sie hörte nur einen herzzerreißenden Schrei — die Dienerin kam nicht zurück.

Doch die Frühpredigt für die Lebendigen auf dem Land ist wohl geeignet, dergleichen unheimliche Vorstellungen zu verwischen. Sobald der Hahn zum ersten Male gekräht hat, ist Alles lebendig und in Bewegung. An einem frischen, kalten Wintermorgen belebt die Scene sich noch mehr. Die Pferde werden aus dem Stalle geführt und vor die Schlitten gespannt, die Fahrenden in Decken und Felle eingepackt, und der hinten auf den Schlittenkufen stehende Knecht muntert seine schellenbehängten Renner mit lautem Zuruf zur Eile an, denn es gilt für eine Ehre, zuerst zur Kirche zu kommen, deren hell erleuchtete Fenster in der Ferne einladend blinken. Auch die Gräber auf dem Kirchhofe pflegen an diesem Morgen beleuchtet zu sein. Von allen Seiten eilen Fahrende und Gehende herbei, die Meisten mit Fackeln versehen, Alle fröhlich und vergnügt. Man wirft, sobald Alle vor der Kirche versammelt sind, die Fackeln auf einen Haufen, der während des ganzen Gottesdienstes munter knistert und flammt. Nach Beendigung des letztern gilt es, die Schnelligkeit der Pferde zu prüfen; denn Derjenige, welcher vor den Uebrigen aus der Frühpredigt am ersten Weihnachtstag aus der Kirche nach Hause kommt, wird auch unter allen Nachbarn zuerst mit dem Ackerbau und der Ernte im nächsten Jahre fertig werden. Jede Haushaltung verlebt dann diesen Festtag für sich, ohne Besuche zu machen oder anzunehmen.

Am zweiten Weihnachtstage pflegte man ehemals das s. g. „Staffansskedet“ zu reiten, und an manchen Orten geschieht das noch jetzt. Es ist ein Wettreiten, gewöhnlich nach einer Quelle in einem andern Kirchspiel oder einem Dorfe, um dort die Pferde zu tränken. Der Name erinnert an den heiligen Staffan (Stephanus), den Apostel von Helsingland und Patron der Pferde und Reiter, der auch darum in dem Volksliede „Staffan Stallknecht“ heißt. Auf diesem Ritte wird das Sankt-Staffanslied gesungen, und die Reitenden erwarten in jedem Hof, an welchem sie vorbeikommen, eine Bewirthung; auch erlauben sie sich mancherlei Possen gegen Diejenigen, welche im Rufe des Geizes stehen oder gegen die man sonst etwas hat. Von dem zweiten Weihnachtstag an beginnen die allgemeineren Weihnachtsbelustigungen: man versammelt sich zu Tanz und Spiel, und von dem Tag und Nacht gedeckten Tische mag sich Jeder nach Belieben nehmen was er will, und Niemand soll „Weihnachten hinaustragen“, d. i. das Vergnügen stören. So dauert es zwanzig Tage, denn erst am Tage Knut, am 13. Januar, erreicht das Weihnachtsfest mit Tanz ein Ende, daher das allgemein gebräuchliche Sprichwort: „Am zwanzigsten Tage Knut wird Weihnachten ausgetanzt“, und darum wird auch auf dem Runenstabe dieser Tag durch ein umgekehrtes Trinkhorn bezeichnet. Kirchlich gefeiert werden, außer den eintreffenden Sonntagen, die beiden Weihnachtstage, der Neujahrstag und der heilige Dreikönigstag (Trettondagen, d. i. der dreizehnte Weihnachtstag), an welchem auch in allen Kirchen Frühpredigt (Ottesång) gehalten wird, was sonst auf dem Lande nicht mehr geschieht.

Außer Weihnachten wird auch die Wallborgsmesse oder die Nacht vom 30. April auf den 1. Mai mit Anzünden von Lustfeuern und Theertonnen, mit Schießen und reichlichem Trinken gefeiert, denn an diesem Abende soll man sich „Mark in die Knochen trinken“. Die Hexen aber, welche in Deutschland in dieser Nacht nach dem Blocksberge reiten, haben in Schweden schon am grünen Donnerstag ihre Reise nach dem Blåkulla angetreten, daher man auch am Osterabende zu schießen pflegt, weil diese Hexen dann von ihrer Fahrt zurückkehren. Dieser Aberglaube hat in Schweden eine bedeutende Rolle gespielt; besonders unter der Regierung Karls XI. (1660—1697) waren die Hexenprocesse häufig und überall in Schweden flammten die Scheiterhaufen.

Auch der Johannistag, den man hier Mittsommer (Midsommar) nennt, wird überall im Lande als ein Freudenfest gefeiert. Man errichtet am 23. Juni, Nachmittags, eine hohe, mit Laub, Blumen, Bändern und anderen Zierrathen errichtete Stange die man Maistange nennt, und tanzt um dieselbe die ganze Nacht hindurch; daher nennt man dieses auch die „Mittsommerwache“. Dieses geht natürlich in Schweden, wo die Abend- und Morgendämmerung sich ablösen, ohne daß eine Finsterniß eintritt. Außerdem werden auch alle Gitterthore verziert mit hohen Bogen von zusammengebundenen grünen Birkenreisern, durchflochten mit Blumen, auch schmückt man die Zimmer mit Laub und Kränzen. Das Letztere geschieht sogar hier in Stockholm; am 22. Juni kommen von allen Seiten, besonders von der Mälarseite, zahllose Boote mit Laub, Blumen und Kränzen, und hier wird dann der Laubmarkt gehalten. Es ist ein wahres Volksfest geworden, Tausende von Käufern, besonders Kinder, finden sich ein, um diese Schätze des Sommers einzuhandeln und wenigstens eine Erinnerung an den frischen Wald und die blühende Wiese nach Hause zu tragen, wodurch wenigstens für eine kurze Zeit das Auge einen Kontrast sieht gegen die hohen Häusermassen, zwischen denen man kaum einen Streifen blauen Himmels zu erblicken vermag.

Die Johannisnacht hat auch ihre mystische Bedutung, denn in ihr muß das Mädchen, wenn sie von ihrem künftigen Gatten träumen will, neun verschiedene Blumen pflücken und unter ihr Kopfkissen legen; auch muß sich der Kranke mit dem Thau, der in der Nacht fällt, waschen; da wird er ganz gewiß seine Gesundheit wieder erlangen.

Natürlich sind die Gebräuche und Gewohnheiten in dem großen Lande Schweden nicht überall gleich, aber in den Hauptzügen einander wenigstens ähnlich. Stockholm ist am Johannistage wie ausgestorben; jeder, der irgend Bekannte auf dem Lande hat, eilt hinweg aus dem Dunstkreise der Stadt, und die Geistlichen predigen daher gewöhnlich vor leeren Wänden, obwohl der Tag ein hoher kirchlicher Feiertag ist. Am 1. Mai erwacht Stockholm von seinem langen Winterschlaf und man eilt hinaus in den Thiergarten, um den Frühling zu begrüßen. Zwar liegt manchmal noch hier und da etwas Schnee, zwar werden die Bäume vor dem 1. Juni nicht grün, zwar wird es am Abend oft empfindlich kalt; doch was schadet das: der Eine will seine neue Equipage und seine Pferde zeigen, der Andere will sehen und sich sehen lassen, Alle aber wollen vergnügt sein und „sich Mark in die Knochen trinken“; deshalb wimmelt der schöne Thiergarten von Menschen, und man wird nicht zu viel rechnen, wenn man behauptet, daß an diesem Nachmittage wenigstens 50,000 Leute sich dort bewegen. —

Ein anderes Volksfest der Stockholmer ist seit 1829 der 26. Juli geworden, an welchem Tage im Thiergarten die kolossale Büste des schwedischen Anakreon, Carl Michael Bellman, enthüllt wurde; seitdem wird dieser Tag des unsterblichen Dichters und Improvisators gefeiert.

C. F. F.

Der Reichthum an Edelmetallen in Californien und Nevada.

Wir verdanken einem „Freunde des Globus“ zu San Francisco die Mittheilung von Blättern und Ausschnitten aus Zeitungen, in denen wir manche interessante Angaben finden. Wir werden sie für unsere Zeitschrift benutzen, und geben heute einen Bericht über den in der That ungeheuern Reichthum an Edelmetallen und über die große Rührigkeit, welche in den Grubenrevieren Californiens und der angrenzenden Territorien herrscht. Diese Uebersicht ist zu Ende des Jahres 1862 entworfen worden. Der Leser wird sehen, wie in das californische Deutsch sich eine Menge von Fremdwörtern eingedrängt hat; wir wollen aber nichts daran ändern, weil die Sache selbst bezeichnend ist. In neuen Verhältnissen gewinnen auch neue Namen und Ausdrücke Bürgerrecht. So ist das nordamerikanische Englisch vom australischen Englisch und von jenem in Europa in mannigfacher Weise verschieden, und auch in unsere deutsche Sprache dringen viele fremde Wörter ein; sie gewinnt dadurch das Ansehen einer buntscheckigen Mosaik, aber daran läßt sich nichts ändern; die neuen Ausdrücke haben sich ihr Recht erobert und behaupten dasselbe. Hier ist der Bericht.

— Das Jahr 1862 war für die Miner-Bevölkerung wieder voll Aufregung. Diese letztere ist es in der That, welche eine große Anzahl unserer Miner in ihrem Wirkungskreis erhält. Unsere californischen Goldfelder und Quarzclaims sind zwar gleichmäßig ergiebig, wiewohl schon beinahe seit einem Decennium die Minen aufgehört haben, ein Schlaraffenland zu sein oder an Fortunatus' Glücksäckel zu erinnern. Kein Thier der Naturgeschichte hat in Californien mehr Verehrer als der Elephant, und so oft ihn auch schon Viele gesehen haben, so haben sie doch immer wieder eine große Sehnsucht nach demselben.

Die vollgepfropften Victoria-Steamer, deren Menschenfracht für die neuentdeckten Goldminen am Salmon River und im Cariboo Distrikt bestimmt waren, erinnerten sehr an die frühere Auswanderung nach Frazer River. Nicht weil man als Californier gegen Minen in Washington Territorium oder Britisch Columbia aus Selbstinteresse ein Vorurtheil hatte, sondern weil man die Nachtheile der klimatischen Verhältnisse und auch die Uebertreibungen kannte, wodurch Spekulanten eine Aufregung hervorzubringen und zu erhalten verstehen, erhoben sich der mahnenden Stimmen genug, so daß Die, welche in jenen Distrikten wirklich den Elephanten gesehen, Niemanden einen Vorwurf zu machen haben. Durch die Auswanderung haben zunächst Portland und Victoria, dann einige glückliche Kaufleute in neu entstandenen Minenplätzen gewonnen. In den nothwendigsten Verbrauchsartikeln werden unter allen Umständen gute Geschäfte an jenen Plätzen gemacht, wo die Wanderung ihren Centralpunkt findet.

Man kann nicht sagen, daß die Goldminen in jenen Distrikten Humbug sind, allein die Chancen sind für eine Masse von Menschen jedenfalls geringer, als in irgend einem Theile der californischen Minen. Die Summe des am Salmon River und in benachbarten Distrikten, sowie des in Cariboo herausgenommenen Goldes auch nur annäherungsweise anzugeben, ist nicht möglich. Man kann weder bei dem bei den hiesigen Assay-Officen deponirten Golde von dem Norden auf dessen Herkunft schließen, noch hat man Anhaltspunkte für die Ermittelung alles gewonnenen Goldes. Bekanntlich wird in Minen-Angelegenheiten bedeutend viel gelogen, und wie man von Münchhauseniaden und Jäger-Latein spricht, so ist man auf's Vollständigste berechtigt, von Miner-Latein zu reden. Einzelne Wenige haben am Salmon River ihr Glück gemacht; die Meisten, welche mit großen Erwartungen von hier abgereis't sind, sind aber ärmer an Geld, reicher an Erfahrung zurückgekehrt. In Cariboo, wo das Geld nur in einzelnen, an Größe sehr wechselnden Adern vorkommt, stellt sich das Verhältniß der getäuschten zu den glücklichen Minern noch ungünstiger, als in dem Salmon-River-Distrikt heraus. Zur Winterszeit bleiben nur sehr Wenige in jenen Minen, da Kälte und Schnee nicht blos die Minenarbeiten unmöglich, sondern den Aufenthalt sogar gefährlich machen. Nur vier Monate im Jahre eignen sich überhaupt zur Bearbeitung jener nördlichen Golddistrikte.

Kurz nach der Aufregung, welche die Miner nach dem Norden gelockt, tauchte die Nachricht von neu entdeckten Minen am Coloradofluß auf, gleichsam um auszudrücken, daß der Elephant nicht blos im kalten Norden sein Fortkommen findet, sondern auch im heißen Süden gedeiht. Nur von Los Angeles und anderen Gegenden unseres südlichen Staates brach man nach den Minen auf. Hier bei uns ging die Aufregung ziemlich spurlos vorüber. Die Berichte über den Reichthum jener Colorado-Minen waren anfangs sehr widersprechend. Die Mittheilungen von Lieutenant Mowry aus Arizona scheinen der Wahrheit am nächsten zu kommen. Er besuchte die Mohave- oder La Paz-Golddistrikte. Die Placers liegen ungefähr sechs Meilen von der Stadt La Paz zurück und erstrecken sich weithin gegen den Gila und Rio Grande. Die Placers liegen hier und da zerstreut, oft reichhaltig mit grobem Golde; aber während man beinahe überall die „Color“ finden kann, sind bezahlende Claims weder zahlreich noch ausgedehnt.

Ungefähr zweihundert Miner waren nach den „Chimney Peak“ Minen an dem Flusse, ungefähr 50 Meilen abwärts, gegangen, wo anfangs November ein ziemlich bedeutender Betrag von feinem Golde herausgenommen worden ist. Ravinen sollen in dem Umkreise von fünf Meilen prospektirt worden sein und Arbeiter von 3 Dollars bis 2 Unzen per Tag gewonnen haben. Ein Mann soll 25 Dollars, ein anderer 90 Dollars aus einer Pfanne gewaschen haben; jedoch muß man bedenken, daß der Münchhausen überall seine Rolle spielt, also auch am Colorado. Das Wasser ist spärlich und wird eigentlich nur zum Trinken benutzt und deshalb zu zwei Bits per Gallone verkauft. Der ganze Fluß enthält Gold, aber die Chancen, einen guten Claim zu bekommen, sind so gering, daß es für einen nördlichen Miner nicht lohnt, einen aufzusuchen. Für Mexikaner, welche billig leben und das Trockenwaschen ordentlich verstehen, mag die Coloradogegend wohl tauglich sein.

Weit wichtiger erscheinen in jener Gegend die Silber- und Goldquarz-Adern zu sein. Eine Anzahl derselben sind geöffnet und man hat deren Bearbeitung in allem Ernste begonnen. Hermann Ehrenberg, der Pionier von Arizona, welcher vor einiger Zeit auch den Washoe-Distrikt besucht hat, hegt die sanguinischsten Erwartungen von dem zu erwartenden Silberertrage, bei dessen Verschiffung freilich größere Erleichterungen geboten sein würden, als für das Ore (Erz) des Washoe-Distrikts. Es ist jetzt Mode geworden, sich um die Entdeckung neuer Silberadern zu bekümmern, deshalb wird sich auch bald herausstellen, was vom Colorado zu erwarten ist.

Der Bearbeitung von Silberminen und der Entdeckung von neuen ist in den letzten Jahren der größte Fleiß gewidmet worden. Die Claims oder Shares in denselben sind Marktartikel und einem Cours unterworfen. Viele haben ansehnliche Summen gewonnen blos auf die Anzeichen hin, daß eine Silberader vorhanden sei. Zur Gewinnung von Silber, d. h. zur Bearbeitung von Claims, ist ein Kapital erforderlich, weshalb im Gegensatze zu den Goldminen die Silberdistrikte nach und nach in die Hände der Kapitalisten fallen müssen. Die Aussicht aber, durch Entdeckung neuer Silberadern rascher, sicherer und auf leichtere Weise Geld zu verdienen, hat die den Minern eigene Liebhaberei zum Prospektiren zur höchsten Potenz gebracht, und Jedermann nimmt daher besonderes Interesse an Silberentdeckungen und Silberspekulationen. Im ganzen Staate jagt man dem Silber

nach, da man über dessen Ausbreitung noch nicht ganz im Klaren ist und man überall die Möglichkeit annimmt, daß Silber vorhanden sein kann.

Die zuerst entdeckten Distrikte in der Washoe-Gegend, Nevada Territorium, haben erstaunliche Resultate geliefert, eben so wichtig ist der Esmeralda Distrikt in Californien. Nach dem Ergebniß der in Washoe bearbeiteten Claims ist anzunehmen, daß der Werth des in Californien gewonnenen Silbers in ein paar Jahren den des in Californien gewonnenen Goldes übersteigen wird. Es sind nach der Silberentdeckung rasch Ansiedelungen entstanden, welche sich zu ziemlich respektablen Minenstädten ausgebildet haben, trotzdem daß das rauhe Klima und die dort zusammengewürfelte rohe Menschheit durchaus nicht besonders einladend waren. Aber die Bevölkerung hat keinen Zweifel über die großartige Zukunft jener Silbergegend und das überwindet so manche Mängel, welche in Bezug auf Comfort fühlbar sind.

Im Nevada Territorium wechseln die Jahreszeiten nicht so regelmäßig ab als in Californien. Die Regenmenge ist daher im Durchschnitt nicht so groß, als auf dieser Seite der Sierra Nevada, und fällt überhaupt unregelmäßiger. Der Wind spielt eine Hauptrolle. Er erhebt sich alle drei bis vier Tage zu einer solchen Heftigkeit, daß man ihn eigentlich immer Sturm nennen könnte. Die vorkommenden Schneestürme sind häufig der Art, daß man sich in Californien keinen Begriff davon machen kann. Zu Anfang des Jahres 1862 hat das Territorium, ebenso wie viele Gegenden in Californien, auch bedeutend durch Ueberschwemmung zu leiden gehabt, wodurch die Berechnungen in Bezug auf den Silbergewinn ziemlich gestört wurden. Mehr als zwei Drittheile der Quarzmühlen waren unbrauchbar gemacht worden. Aber dieselbe Flut, welche die Mühlen zum Stillstande gebracht hatte, hatte auch die Wege zerstört, so daß es unmöglich war, außer zu den extravagantesten Preisen, Holz und Erz zu transportiren, so wie Maschinentheile, welche zur Reparatur nothwendig waren, von San Francisco zu beziehen. Aber von allen diesen Verlusten hat man sich rasch wieder während des Sommers erholt und die Arbeit geht vorwärts mit derselben Energie wie früher, und auch die Geschäfte des Washoe-Distriktes blühen. Die Preise für die Bedürfnisse des Lebensunterhalts sind enorm wegen der hohen Fracht, allein es stehen Verdienst und Kosten in einem ziemlich guten Verhältniß, wenigstens in keinem Mißverhältniß.

Die Bearbeitung der Claims in Virginia City ist von Anfang an nicht eine durchweg richtige gewesen und die Erfahrungen mußten theuer bezahlt werden. Da aber die Compagnien über hinlängliche Mittel verfügen, so hatten sie den Vortheil, daß sie in ihren Operationen nicht gehemmt waren. Bei so reichen Claims wie Mexican, Ophir, Central, California und Gould & Curry kamen überhaupt die Kosten des ersten Angriffs wenig in Betracht, da die Ergiebigkeit der Claims so bedeutend ist, daß sie sogar die zuerst gehegten Erwartungen im Laufe der Zeit bei weitem übertraf. Täglich werden neue Entdeckungen gemacht, und je mehr deren vorkommen, desto mehr steigern sich noch die Ansprüche an die Reichhaltigkeit des Minendistrikts jenseits der Sierra Nevada. In Spring Valley, zwei Meilen von Drytown, sind in der letzten Zeit über zwölf neue Minen eröffnet worden, welche eine große Ausdehnung haben und von 70 bis 85 Dollars per Tonne realisiren. Das meiste des gewonnenen Erzes wird sofort am Ausgange des Tunnels für 30 Dollars per Tonne verkauft.

Die Daney Compagnie z. B., welche täglich von 20 bis 25 Tonnen ohne große Kosten bringt, verkauft alles Erz für 30 Dollars per Tonne an Ort und Stelle. Ihr Tunnel ist von 10 bis 18 Fuß weit in leicht zu entnehmendem guten Erz, welches sich so leicht bricht, daß acht Mann täglich 20 Tonnen zu Tage fördern. Die Erzlager im Territorium sind hinreichend, Bevölkerungen reich zu machen, und die Spekulanten kommen jetzt schon beinahe in einige Verlegenheit, wenn sie an die Frage denken, wie alle die Menschen beschafft werden können, welche zur Ausbeutung der Schätze nothwendig sind.

Der Coso Silber-Minendistrikt, von welchem in neuerer Zeit viel die Rede ist, liegt in Tulare County, östlich der Sierra Nevada, ungefähr 120 Meilen von Visalia. Die gegenwärtige Straße von Visalia nach Coso geht über Kern River und Walker's Paß und ist ihrer ganzen Länge nach durch Farmer angesiedelt, welche für ihre Produkte jetzt schon in Coso einen guten Markt finden. Die Werke der Willow Springs Compagnie liegen in der Mitte des Coso-Distrikts. Diese Gesellschaft ist in ihren Arbeiten weiter vorgeschritten, als irgend eine andere. Sie hat die ersten Mühlen und andere substantielle Werke für die Bearbeitung ihrer Claims gebaut. Sie besitzt drei Minen, welche ungefähr zwei Meilen von der Mühle entlegen sind. Hinlängliches Wasser und Holz sind in unmittelbarer Nähe. Auch besitzt die Gesellschaft einen Granit-Steinbruch, in welchem die Blöcke von der Natur schon so gestaltet sind, daß sie mit nur geringer Beihülfe des Meißels als ausgezeichnetes Baumaterial dienen können. Die neu errichteten Mühlen sind im Stande, täglich acht oder zehn Tonnen Gold und Silber zu verarbeiten.

Vier und eine halbe Meile von hier, östlich, liegt die Lotta Mühle von Wadleigh & Holcombe in San Francisco, welche die Verarbeitung des Erzes der Josephine Compagnie kontraktlich übernommen haben. Sechs Meilen westlich befinden sich die Werke der Coso Silberminen-Compagnie, welche sieben reiche Adern besitzen und im Begriffe sind, an den Coso Springs, vier Meilen von den Minen der Gesellschaft entfernt, eine Mühle zu errichten. Ein Ueberfluß an Holz ist in der Nachbarschaft. An die Minen der Coso Compagnie stoßen die der Owens Lake Gesellschaft, welche sich vor zwei Jahren in San Jose organisirt hat. Diese Minen sind reich und die Arbeiten sind bedeutend vorgeschritten. Drei Viertelmeilen südlich von Willow Springs gelangt man zu der berühmten Rough & Ready Silberader, deren Reichhaltigkeit auf ungefähr 700 Dollars per Tonne festgestellt ist. Gegenwärtig wird hier nicht gearbeitet. Zehn Meilen südlich von Willow Springs befinden sich die Great Eastern, Great Western und Tennessee Adern, deren Eigenthümer nächstes Frühjahr eine Mühle zu bauen beabsichtigen.

In Büchsenschußweite der Werke der Willow Springs Compagnie sind mehrere ausgedehnte Claims im Besitze verschiedener Parteien, welche gerade so viel daran arbeiten, um solche halten und sie dann bei erster Gelegenheit an einen Kapitalisten in San Francisco zu einem bedeutenden Preise verkaufen zu können. Zwanzig Meilen nördlich von hier ist die Mühle der Union Compagnie, welche ihr eigenes Erz von der renommirten Ader „Eclipse" bearbeitet. Diese Gesellschaft besitzt mehrere reiche Minen und ihre Arbeiten zeugen von einer guten Verwaltung. Die Ida Compagnie, zwei Meilen entfernt, besitzt gegenwärtig die beste Mühle in dem ganzen Distrikt und bearbeitet das Erz der Ida-Ader auf Gold und Silber. Im nächsten Januar hofft die Compagnie ihre Operationen in einem ausgedehnten Maßstabe zu beginnen. Alle die genannten Gesellschaften sind in San Francisco organisirt und haben da ihre Office. Die Shares sind meistens in den Händen von San Francisco Leuten. Von diesen Minen geht eine gute Straße nach Los Angeles, 180 Meilen, über welche die ganze schwere Fracht gebracht wird. Der Weg ist eben und war den letzten Winter über fahrbar.

Südlich an Coso angrenzend liegt der Argus Distrikt, welcher zwar klein ist, aber viele Gold- und Silberadern enthält, von denen die Apollo und Pajaro als die reichsten bekannt sind. An den Argus grenzt der Slate Range Distrikt, welcher dem erstern an Reichhaltigkeit nichts nachgiebt. Der Charakter der Coso-Gegend ist rauh und öde, vielleicht ist kein Acker kulturbares Land in dem ganzen Distrikte. Von großer Wichtigkeit für die Miner in diesem Distrikt ist eine Salzmine,

welche sich an den Ufern eines Salzwassersees gebildet hat und für alle Ewigkeit aushalten kann. Die Tonne Salz kostet, bis an die Minen geliefert, 10 Dollars. Nicht blos Silber und Gold kommt in dem Coso Distrikt vor, sondern auch Eisen, Blei und Kupfer, so wie ein reiner Schwefelberg, dessen Fuß sich zu nähern mit Gefahr verbunden ist, da derselbe im Brande sich befindet.

Die Entdeckung von Silberminen in San Bernardino County hat sich bestätigt und man erzählt sich viel von dem Gehalte des Erzes, welches zwei Drittheile Silber enthalten soll; jedoch muß man auch diese Angaben vorläufig noch mit einiger Vorsicht aufnehmen, obgleich Spezimens von solcher Reichhaltigkeit von jener Gegend in San Francisco angekommen sind.

Die Silberminen in Unter-Californien nehmen hier fortwährend das Interesse in Anspruch, und die Gesellschaften, welche ihre Claims dort bearbeiten lassen und schon seit mehreren Jahren Kapital in die Arbeiten gesteckt, ohne aber noch ein erhebliches Equivalent dafür erhalten zu haben, glauben Ursache zu finden, auf baldige glänzende Resultate rechnen zu können. Im Oktober 1862 hat sich in San Francisco die „Lower California Colonization & Mining Company" gebildet, welche, wie ihr Name schon andeutet, die Ausbeutung des Bodens für Agricultur und Miner-Zwecke beabsichtigt. Das Land, wofür die Gesellschaft einen Grant besitzt, soll zum Theil vermessen und in 201 Sektionen, jede von 329 Acker, ausgelegt werden; ebenso hat die Compagnie bestimmt, für die Anlage einer Stadt eine League an der Mission von La Magdalena zu reserviren und in Blocks und Squares einzutheilen. Ein jedes Mitglied soll auf ein fünfzig Vara Lot-Anspruch haben. Das ganze Unternehmen wird natürlich nicht von wirklichen Ansiedlern, Minern und Ackerbauern geleitet, sondern ist in den Händen der Spekulanten, was übrigens an sich nicht gegen die Sache selbst spricht.

Daß Arizona ein großartiger Mineraldistrikt ist, ist hinlänglich bekannt, und es hat daher von jeher die specielle Aufmerksamkeit der Californier in Anspruch genommen. In neuerer Zeit hat man durch Berichte von neuen Entdeckungen von Silber- und Kupferminen eine Aufregung hier hervorbringen wollen, aber trotzdem, daß man Arizona allen möglichen Reichthum zuerkennt, so ist doch unsere Minerbevölkerung durch anderweitige Entdeckungen so sehr in Anspruch genommen gewesen, daß sie an den Köder von Arizona nicht anbiß.

Die Kupferminen in Calaveras County sind bedeutend. Aus verschiedenen anderen Counties sind Berichte über Kupferminen eingelaufen und noch vor Kurzem aus Del Norte, wo eine Gesellschaft, darunter ein Geolog und Mineralog, neue Untersuchungen anstellte, welche das Vorhandensein ausgedehnter Kupferlager ganz außer Frage stellen. Der Steamer „Panama" brachte 5100 Pfund reichen Erzes nach San Francisco, als Beleg für die Berichte. Einige Kupferminen sind übrigens schon seit längerer Zeit in Angriff genommen, wie z. B. der Claim der „Excelsior" Compagnie.

Die Quecksilberminen Californiens, welche schon lange bearbeitet wurden, sind ihrer Reichhaltigkeit nach hinlänglich bekannt und das allgemeine Bedürfniß würde die Entdeckungen neuer kaum erfordern. Anzeichen von Quecksilberminen sind schon in den meisten Counties vorgekommen. Die letzte Entdeckung wurde in der Nähe von San Francisco gemacht. In nachbenannten vier Minen wurden im Jahre 1861 45,124 Flaschen, jede zu 75 Pfund Gewicht, gewonnen, nämlich New Almaden: 32,206; New Idria: 7961; Enriquetta: 2307 und Guadelupe: 2550 Flaschen. Der Export des Jahres 1861 betrug 35,995 Flaschen und der Verbrauch in Californien 7878 oder 665 Flaschen per Monat.

Für die bessere Enthüllung der Resourcen von Californien hat die Legislatur das Amt eines Staats-Geologen gegründet, welcher seit November 1860 mit seinen Untersuchungen in verschiedenen Theilen des Staates beschäftigt ist. Diese Arbeiten werden mit der Zeit zur Herstellung einer Karte führen, auf welcher die Geologie des Staates annäherungsweise richtig angegeben ist, und die ein Führer sein kann für die große Anzahl von Prospektirern, welche Jahr aus Jahr ein auf neue Entdeckungen ausgehen, und die zugleich dem Ausland auch zeigen wird, daß unser Staat ebenfalls geneigt ist, so weit es in seinen Kräften steht, etwas für wissenschaftliche Zwecke zu thun. —

Ethnologische Beiträge.

IV.

Die Rassenverhältnisse in Ecuador und Neu-Granada.

Wir können die ethnologischen Verhältnisse in den meisten Ländern Südamerikas als ein Chaos bezeichnen; daß unter den Menschenklassen, welche in einem und demselben Staate leben, kein innerer Zusammenhang ist, sondern ein schroffer gegenseitiger Haß, eine tief im Innern wurzelnde Feindschaft stattfindet, haben wir schon hervorgehoben. Wir knüpfen an unsere Mittheilungen, welche die vorige Nummer enthält, noch einige Bemerkungen über Bolivia. Wir finden nämlich die Angabe, daß diese Republik eine Bevölkerung nicht von 1,400,000 Seelen habe, sondern, nach der neuesten Zählung, 2,326,000 Einwohner. Von diesen seien nur etwa 200,000 solche Weiße, deren reines Blut keinem Zweifel unterliege. Diese geringe Zahl hat bisher die Aristokratie ihrer Haut geltend machen können; aber sie reibt sich, wie wir schon hervorgehoben, in Bürgerkriegen mehr und mehr auf, verachtet die Arbeit, liebt Revolutionen und noble Passionen. So weicht sie selber dem Emporkommen der Cholada Bahn, ihren Mischlingen, den Cholos, Leuten mit straffem, schwarzem Haar, gelber Hautfarbe und geringem Bartwuchs. Aber auf diesen ist der Cholo stolz, weil er sich schon dadurch von dem ganz bartlosen Indianer unterscheidet, den er verachtet, wie der Mulatte den Neger. Der kupfergelbe Indianer haßt den Cholo, und dasselbe Verhältniß findet zwischen diesem und dem „Spanier" statt, dem Weißen und Allen, welche sich für weiß ausgeben. Nun ist die Zahl der Indianer doppelt so groß wie die der Cholos, jene wollen diesen nicht ferner untergeben sein und als Werkzeuge dienen; sie haben geringe Bedürfnisse, sind träg und apathisch, aber tief im Innern schlummert ein grimmiger Haß, denn diese Leute haben ein cholerisch-melancholisches Temperament. Durch die Berührung mit den Weißen und die Ueberhebung, welche der Mischling ihnen gegenüber zeigte, sind sie mißtrauisch und versteckt geworden. Bisher ist es lediglich dem Einflusse der Kirche beizumessen, daß der Haß zwischen Indianern und Cholos noch nicht in lichterlohe Flammen ausgebrochen ist und zu einem wilden Rassenkampfe geführt hat. Aber Bolivia ist vor einem solchen keinen Augenblick sicher. Aus allen angeführten Thatsachen wird klar, daß von einer zusammenhängenden Gesellschaft, von einem organischen Staatsleben in einem Lande mit solcher Bevölkerung keine Rede sein kann.

Wir wenden uns nun zu einer andern Kreolenrepublik, nach Ecuador, einem theilweis wunderbar üppigen und fruchtbaren Lande, welches in der Gegend des Erdgleichers den Raum zwischen der Küste der Südsee und dem obern Amazonenstrom einnimmt und alle Klimate in sich begreift, von der Hitze tropischer Tiefebenen bis zu der kalten Luft der Hochebenen in den Cordilleren. Es hat einen Flächeninhalt, der fast ein halbes Mal größer ist als jener von Deutschland, etwa 13,500 Geviertmeilen, aber auf diesem ausgedehnten Raume höchstens 670,000 Einwohner, also noch nicht ein Drittel so viel wie das Königreich Sachsen oder Hannover. Angeblich soll der vierte Theil dieser Bevölkerung „weiß" sein; man geht aber sicherer, wenn man höchstens den sechsten Theil für die Inhaber ungemischten europäischen Blutes annimmt. Die Zahl der Indianer überwiegt; sie sind theils Abkömmlinge der halbcivilisirten Uramerikaner, welche vor der spanischen Eroberung zum Reiche der peruanischen Inkas gehörten, und diese haben die Hochebene inne, reden Quechua und sind Christen, so wie überhaupt Indianer Christen zu sein pflegen. Die Indianer in dem Tieflande, zumeist Jägervölker, leben noch in ihrer alten urwüchsigen Barbarei und hängen mit großer Zähigkeit an dem überkommenen Heidenglauben.

Unser Landsmann Berthold Seemann, welcher Ecuador besucht hat, hebt eine Thatsache hervor, welche ethnologisch von großer Bedeutung ist und die auch anderwärts ihre Bestätigung findet. Die dortigen Indianer seien kräftige und abgehärtete Leute, und sehr zahlreich in solchen Gegenden, wo sie die Verbindung mit Europäern und Negern vermieden haben.

„Das ist, nach Allem zu schließen, das große Geheimniß, sie vor Vernichtung zu bewahren." (B. Seemann, Reise um die Welt rc. Hannover 1853. I. S. 211 ff.) Wir sind unsererseits überzeugt, daß unser Landsmann damit das Richtige getroffen hat. Man habe, fügt er hinzu, oft behauptet, daß, wenn ein Stamm Ureingeborener untergegangen sei, nachdem man ihn „civilisirt" habe, der Grund darin liege, weil er alle Nachtheile und wenige oder gar keine Tugenden der Civilisation überkommen habe. Diese Behauptung sei aber „leeres Geschwätz", denn nähere Prüfung zeigt, daß auch ein überfeinerter Europäer, selbst wenn er die Wilden hätte in Lastern unterweisen wollen, dazu nicht im Stande gewesen. Man weiß ja, daß die meisten Stämme ohnehin schon demoralisirt waren, bevor sie mit Europäern in Berührung gelangten. Selbst berauschende Getränke waren für die meisten wilden Völker nichts Neues, sie kannten weit schädlichere berauschende Getränke als wir; die Mexikaner hatten ihren Pulque, die Peruaner ihre Chicha, die Sandwichsinsulaner bereiteten ein geistiges Getränk aus den Ki- und Awapflanzen, die Kamtschadalen aus einem Aufguß von Fliegenschwamm und aus den Wurzeln einer Spiräe.

In Bezug auf Ecuador hebt Seemann hervor, daß die Indianer auch dort sich wohl bewußt sind, daß sie einst Herren des Landes waren. Sie halten es für keine Sünde, einem Weißen etwas zu stehlen, weil sie der Ansicht sind, daß sie doch nur nähmen, was eigentlich ihnen gehöre. „Wie gefährlich eine solche Denkungsart, bei allgemeiner Verbreitung, der Gesellschaft werden müsse, sieht man leicht; sie beweist aber, daß die Folgen einer widerrechtlichen Handlung, nämlich der Eroberung durch die Spanier, noch nach Jahrhunderten empfunden werden."

„Daß die Indianer die Hoffnung nähren, sich von ihren Unterdrückern zu befreien und dieselben „in's Meer zu jagen", scheint eine ausgemachte Sache. Ob sie einig genug untereinander sind, um gemeinschaftlich an der Ausführung eines so schwierigen Unternehmens zu arbeiten? Gewiß ist, daß selbst von Seiten der Quechua redenden Indianer der Hochebene eine Verbindung mit den in den Tiefen der Urwälder lebenden angeknüpft worden ist. Sie hat die Auflehnung gegen die Weißen zum Zwecke. Die weiße und gemischte Bevölkerung ist im Abnehmen, seitdem die Einwanderung in's Stocken gerieth."

Wir haben demnach in Ecuador dieselbe Erscheinung, welche wir an Centralamerika, Bolivia und Peru hervorhoben.

In Paraguay ist bekanntlich schon seit langer Zeit das Guaraní die allgemeine Umgangssprache der Weißen geworden, und das Spanische eigentlich nur noch ein Civilisationsluxus. Nun finde ich, daß in Cuenca, der Hauptstadt der ecuadorischen Provinz Assuay, ein ähnliches Verhältniß obwaltet. In dieser Stadt, wo Meerschweinchen als Lieblingsspeise auf den Tisch kommen, sprechen auch die Weißen im Verkehr untereinander die altperuanische Quechuasprache. Die Indianer jener Gegend, welche Quechua reden, haben sich in Erscheinung, Haltung, Tracht und Gebräuchen seit dem Tage der Eroberung durch Pizarro so gut wie gar nicht verändert. Sie reden noch immer die Sprache ihrer Vorfahren; die Männer tragen immer noch ein Hemde, Kniehosen und einen Poncho, alles von Wolle und eigenhändig verfertigt; die Frauen kleiden sich in Unterröcke, die bis etwas unter das Knie reichen, kurze Leibröcke und eine Schärpe, die gleich einem Shawl gewunden und auf der Brust mit einer silbernen Nadel befestigt wird. Sie haben ihre Religion ändern müssen, und mögen vielleicht dem katholischen Kultus aufrichtig zugethan sein. Aber sehr Viele verehren auch noch die Sonne, Inti, und ihre Theilnahme an kirchlichen Processionen, namentlich das Tanzen vor Heiligenbildern und die phantastischen Anzüge, wurzeln noch im alten Heidenthum. Es ist ja auch nicht wahrscheinlich, daß ein Volk, welches in allen anderen Beziehungen so hartnäckig am Alten hängt, sich in der Religion völlig umgeändert haben sollte. Auch in Ecuador tritt die Thatsache hervor, daß der Geist des Christenthums nur selten von Indianern begriffen wird. Sie verehren vielfach die katholischen Heiligen, in dem Glauben, daß sie ihren alten, ureigenen Göttern, nur unter anderm Namen, ihre Huldigungen darbrächten. —

Der Uebergang von Ecuador nach Neu-Granada ist für uns ein ganz natürlicher. Schon die Provinz Pasto, welche vom 1. Grade nördlicher Breite durchschnitten wird, gehört zu der letztern Republik. Diese wird von beiden Weltmeeren bespült und reicht nach Osten hin bis an den Orinoco, nach Norden hin bis Costa Rica und hat einen Flächeninhalt von etwa 24,000 deutschen Geviertmeilen. Auch hier sind alle Klimate vertreten, und die Indianer der heißen Küstenstrecken und des Tieflandes im Innern wesentlich von jenen auf der gemäßigten Hochebene verschieden.

Auch in Neu-Granada herrscht das ethnische Chaos, und wir können dasselbe hier wie in Venezuela, von dem wir später einmal reden, genau nachweisen. Die Indianer an der atlantischen Küste von Chiriqui oder Veraguas, also der costaricanischen Grenze nach Osten hin bis zum Rio Hacha und weiter, gehörten zum großen Volksstamme der Caraiben. Zur brasilianischen und Guarani-Gruppe gehören die Indianer im Osten bis zur östlichen Cordillere, namentlich die Mocoas in der großen, nach ihnen benannten Region. In der Provinz Túquerres wohnen Menschen, welche zur ando-peruvianischen Gruppe gehören. Dagegen hatten zur Zeit der Eroberung, also in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts, die Indianer der Provinzen Chocó, Antioquia, Cáuca, Popayan und Neyva einigermaßen Uebereinstimmendes mit den mexikanischen Azteken. Die Muyscas aber unterscheiden sich von allen Anderen; sie wohnten auf der Hochebene von Cundinamarca. Die Indianer im Tieflande waren und sind noch heute lediglich Wilde; einige wenig zahlreiche Horden sind wenigstens unterworfen worden, aber andere „Pueblos", denn so bezeichnet man die Völkerschaften, z. B. die Noanamos in Choco, die Coconucos in Popayan und manche andere, haben ihre Sprache bewahrt, während die Muyscas, welche doch halb civilisirt waren, die ihrige aufgegeben haben und spanisch reden. Die Zahl der

noch völlig wild gebliebenen Barbaren beläuft sich auf weit über 120,000 Köpfe. Die Mesayas in dem von der Jupura oder Caqueta durchströmten Territorium Mocoa sind noch Menschenfresser; auch ist es bei einigen anderen Horden Brauch, wenigstens die im Krieg erschlagenen Feinde zu verzehren.

Diese Wilden haben nur wenige und unklare Begriffe; sie schreiben Günstiges dem Einflusse der Sonne, Böses jenem des Mondes zu, und glauben an eine Wanderung nach dem Tode, welche sie sich jedoch materiell vorstellen. Dagegen hatten die Muyscas, wie eine regelmäßige Regierung, so auch einen ausgebildeten Kultus. Der König residirte in Tunja und wurde als Saque bezeichnet; der Oberpriester wohnte in Iraca und theilte die Macht mit dem König. Außerdem hatten die Muyscas weniger mächtige Fürsten, z. B. den Zipa von Cundinamarca, der aber sehr reich war. Zué, die Sonne, und Chia, der Mond, wurden als Vertreter oder Symbole des höchsten Wesens verehrt. Die Pubenanos und Coconucos standen, als die Spanier zuerst in's Land kamen, unter dem Kaziken Payan. Kaziken waren Vorsteher eines Distrikts; unter ihnen standen Caschüs, Gouverneure, und die Carabic können wir etwa mit unseren Bürgermeistern und Ortsvorstehern vergleichen. Diese Völker hatten gewisse staatliche Einrichtungen, bauten Mais, den sie Bura nannten, sodann die Arracacha (Conium arracacha), welche bei ihnen Huahue hieß, und andere eßbare Pflanzen, namentlich die Papa, d. h. Kartoffel, welche im Waldgebirge von Paletará wild wächst. Die Muyscas zählten nach Sieben, denn die Ausdrücke für Acht, Neun und Zehn sind Spanisch.

Viele dieser Indianer sind Christen, aber doch nur mehr oder weniger halb. Die Coconucos zum Beispiel glauben noch heute an einen guten und bösen Geist (Gott und Teufel der Christen). Alles Schlimme kommt vom Puil, Monde, und Panzig, dessen Dämon; Gutes bringt Puitschr, die Sonne. Diese Indianer unterscheiden in ihrer Sprache die Fixsterne von den Planeten; jene werden als Sil, diese als Silg oder Siill bezeichnet. Ein Monat heißt Canapuil, von Cana, Mond.

Die barbarischen Indianerstämme haben Vielweiberei, einige aber auch, z. B. die Guajiros, Bigamie. Eine Frau ist für das Lager und den Krieg, eine zweite, welche einen niedrigern Rang einnimmt, besorgt das Hauswesen.

General J. C. Mosquera (in seiner Memoria sobre de geografia, fisica y politica de la Nueva Granada, Nueva York 1852. p. 96) gab die Gesammtbevölkerung von Neu-Granada auf 2,363,054 Köpfe an, aber zu hoch, denn die Zählung von 1859 hat nur 2,243,837 Seelen ergeben. Sie war indeß ziemlich genau, und weil bei ihr auf die Abstammung Rücksicht genommen worden ist, so kann gerade an ihr deutlich gezeigt werden, wie sich das wechselseitige Verhältniß der Farben herausstellt. Mosquera giebt folgende Tabelle nach Rassen und Kasten und schließt die wilden Indianer ein:

Landschaften.	Weiße.	Civilisirte Indianer.	Wilde.	Neger.	Quarterons.	Mestizen.	Mulatten.	Zambos.	Total.
Istmo	14,000	8,000	6,000	3,500	1,300	97,658	12,250	1,400	144,108
Cáuca	49,000	25,000	—	98,000	14,600	33,049	114,600	2,300	276,249
Antioquia	50,000	7,000	5,000	15,600	4,000	155,037	54,000	1,400	292,037
Cundiyamarca . .	137,790	127,290	10,000	5,100	3,000	252,533	28,000	1,240	564,955
Boyacá	102,210	95,710	10,000	740	200	189,452	3,600	2,300	424,210
Guanentá	67,000	20,000	400	3,500	1,100	204,174	22,500	1,300	319,974
Magdalena	30,000	16,000	3,600	13,500	5,800	46,421	48,200	90,000	253,521
Goajira (Territ.)	—	—	20,000	—	—	—	—	—	20,000
Mocoa „	3	2,000	65,000	60	54	673	150	60	68,000
	450,003	301,000	120,000	80,000	30,054	998,997	283,000	100,000	2,363,054

Quarterons oder Cuarterones sind bekanntlich Kinder von weißen Vätern und Mulattinnen; Zambos Mischlinge von Indianern und Negern.

Mosquera giebt eine Charakteristik der verschiedenen Rassengruppen und Mischlinge in Neu-Granada. Sie ist folgende:

Weiße 450,003 (eine offenbar viel zu hochgegriffene Zahl, von welcher ich dreist ein volles Viertel und mehr abziehe). Er nennt diese Rassen: inteligente, activo, laborioso, moral. Doch ist diese Intelligenz, Thätigkeit, Arbeitsliebe und Sittlichkeit nur eine sehr bedingte.

Indianer, raza cobrizo, also Kupferbraune, 421,000 Köpfe: perezoso, sufrido, supicaz, frugal; demnach arbeitsscheu, unterwürfig, mäßig und argwöhnisch.

Mulatten und Zambos, 383,000 Köpfe: fuerte, voluptuoso, inteligente, valiente; aber diese Eigenschaften sind doch sehr bedingt, und ich habe alle Ursache zu der Annahme, daß General Mosquera dieser mächtigen Klassen schmeicheln wollte. Zehn Jahre später hat er mit Hülfe dieser Mischlinge eine Revolution gemacht und sich nun zum Präsidenten aufgeworfen. Er nannte sie kräftig und intelligent, um sie für sich zu gewinnen.

Die Neger schildert er als träg, unterwürfig und argwöhnisch. Seemann (I. S. 313) sagt von ihnen: „Sie sind hinterlistig, diebisch und im höchsten Grade faul. Die Freien, denn die Sklaverei ist aufgehoben, arbeiten vielleicht eine oder zwei Stunden täglich, und hören dann auf, bis die Nothwendigkeit sie wieder zur Thätigkeit zwingt. „Nur Narren und Pferde arbeiten" ist ihr Lieblingssprichwort, und danach handeln sie. Deshalb nehmen sie überall eine untergeordnete Stellung ein, obwohl das Gesetz sie mit der übrigen Bevölkerung auf gleiche Stufe stellt. Sie sind sehr lärmsüchtig und wegen ihres beständigen Eiferns und Schreiens sehr unangenehme Gesellschafter.

Ueber die Mischlinge in Neu-Granada äußert Seemann sich ganz anders und richtiger als der politische Spekulant Mosquera. Unser Landsmann sagt, ihr Charakter sei wo möglich noch schlechter als jener der Neger. „Diese Menschen haben alle Laster und nicht eine Tugend ihrer Erzeuger. Ihr Körper ist schwächlich und mehr zu Krankheiten geneigt als bei den Weißen oder andern Rassen. Es hat den Anschein, als ob die Mischlinge gedeihen, so lange reines Blut in ihre Adern kommt; allein wenn sie sich untereinander verheirathen, dann zeugen sie zwar viele Kinder, aber dieselben kommen nicht auf. Während Familien von ungemischten Blute weniger fruchtbar sind, ist dagegen die Lebensdauer der Kinder desto bedeutender. Da nun die physischen Verhältnisse, unter welchen beide Arten leben, ganz dieselben sind, so muß wohl in den Rassen selbst eine specifische Verschiedenheit sein und die Vermischung derselben ist als ein Ueberschreiten der Naturgesetze anzusehen." Das ist vollkommen richtig.

Wir wollen noch eine Bemerkung hinzufügen, die, wenn wir nicht irren, von Moritz Wagner gemacht worden ist; sie erklärt die Gruppirung der Rassen und Farben in der obigen Tabelle, und ein Blick auf eine Landkarte wird dazu beitragen, dieselbe klar zu machen.

Man darf als fest annehmen, gleichsam als ein Naturgesetz, daß sich die Rassen instinktmäßig nach den ihnen zusagenden Klimaten vertheilen.

Freie Neger und Mulatten sind am zahlreichsten in den heißfeuchten Gegenden, deren Klima anderen nicht zusagt.

Halbcivilisirte Indianer und Mestizen drängen sich in den milderen und trockneren Landschaften zusammen.

Der Weiße sucht, wenn irgend möglich, die Terrassen und Hochebenen auf. Seine reine Hautfarbe gilt überall für ein Zeichen von Rassenadel, den Jeder möglichst rein zu bewahren wünscht. Jede Beimischung mit farbigen Rassen gilt als eine Art von Familienmakel, die man gern vermeidet. A.

Einige Bemerkungen über die Baumwolle, deren Erzeugung und Bearbeitung.

Es ist merkwürdig, wie ein Jahrtausende lang nicht nach Gebühr geschätzter Webestoff eine geradezu unermeßliche Bedeutung für die ganze Welt erlangte, nachdem die Technik der Maschine sich desselben bemächtigt hatte. Dann wurde urplötzlich der Verbrauch kolossal, und mit der Nachfrage ging die Erzeugung des Rohstoffes Hand in Hand. Die südlichen Staaten Nordamerikas haben, kurz vor Ausbruch des Unabhängigkeitskampfes, den sie so tapfer und heldenmüthig gegen den durch und durch korrumpirten Yankee-Norden führen, ihre Produktion auf nahe an fünf Millionen Ballen gesteigert, jeden zu etwa fünfthalb Centner gerechnet!

Europa wußte vor achtzehnhundert Jahren wenig von Baumwolle. Aegypten kannte sie, und als Admiral Plinius mit einer römischen Flotte vor Alexandria lag, überzeugte er sich, daß man im Lande der Pharaonen und Ptolemäer aus Baumwolle Garn spann und Gewebe verfertigte. Die Staude gedieh an der salzgeschwängerten Küste des Nildeltas damals wie heute ganz vortrefflich. Seit den Tagen Alexander's des Großen stand Aegypten in lebhaftem Handelsverkehr mit Indien und von dort wird es Baumwollensamen erhalten haben. Jedenfalls reicht die Benutzung der Pflanze nicht in's hohe Alterthum hinauf, denn der Stoff, in welchen die Mumien gewickelt sind, ist allemal reine Leinwand. Auch kommt die Staude auf den hieroglyphischen Gemälden nicht vor, wohl aber der Flachs.

Dagegen haben die Völker Indiens den Gebrauch der Baumwolle schon im höchsten Alterthume gekannt. Alexander's Soldaten kämpften am Indus mit Kriegern, welche baumwollene Gewänder trugen. Späterhin waren die Römer erstaunt über die wunderbare Feinheit der Baumwollenzeuge, welche als „gewebter Wind" durch den Handel aus Bengalen bis nach Italien gelangten. Auch gröbere Gewebe von der Malabarküste wurden weit und breit versandt; aber in den Harems der mohammedanischen Könige und Wesire haben die feinen Gewebe von Dakka im untern Bengalen allzeit in hoher Gunst gestanden.

Europa verdankt die Einführung des Baumwollenbaues den Mauren; diese pflanzten die Staude in Spanien an, und die Araber, welche sich in Sicilien festgesetzt hatten, thaten auf dieser Insel ein Gleiches. Das Wort Cotton, spanisch Algodon, stammt aus dem Arabischen. Die Mauren trugen baumwollene Turbane; das Baumwollenzeug gefiel auch den Christen, aber diese kümmerten sich nicht um den Bezug und die Verarbeitung des Rohstoffes. Dann und wann kam allerdings eine geringe Menge nach Italien, namentlich nach Pisa, auch wohl nach England, und wurde mit Flachs versponnen; aber man hatte keine Ahnung davon, daß dieser Webestoff von größerer Bedeutung werden könne, auch dann noch nicht, als Europäer, zum Beispiel Portugiesen und nach ihnen die Engländer, in Indien Faktoreien anlegten und neben denselben Burgen bauten.

Auch die Spanier, welche in Mexiko und Peru schon gewebte Zeuge aus Baumwolle fanden, ahnten nichts von dem hohen Werthe dieser Pflanze. Die räuberischen Flibustier, Cortez und Pizarro voran, verlangten nur edle Metalle. Erst vor etwa einhundert Jahren kam die Baumwolle einigermaßen in Aufnahme und half einem großen Bedürfniß ab. Feines Leinen war theuer; das beste holländische kostete bis zu dritthalb Thalern die Elle. Aermere Leute trugen in manchen Gegenden nur Sonntags Leinwand, viele überhaupt nur Wolle auf der bloßen Haut.

Die Anfänge der Baumwollenmanufaktur in Manchester waren gering; sie fallen in die Zeit König Karl's des Ersten, aber die Maschinen waren damals so unvollkommen, daß die englischen Weber nicht verstanden, ein Zeug aus reiner Baumwolle zu bereiten. Sie waren in dieser Beziehung weiter zurück als die Malabaren und Bengalesen, oder als die Peruaner und Mexikaner. Sie nahmen als Kette leinene Fäden und Baumwolle nur zum Einschlag, und lieferten so einen Stoff, welchen man Linsey-Woolsey nannte; er war billiger als reine Leinwand, aber nicht so haltbar und wurde auch nur in geringer Menge verfertigt.

Uebrigens kommt der Name Cotton schon früh in Urkunden vor und war im Volksmund, als Baumwolle noch selten den Leuten zu Gesichte kam. Man bezeichnete als Cotton die feinste Schafwolle, nachdem sie kardätscht war, oder auch andern flockigen Stoff, z. B. jenen von der Distel. Das Wort Cottonwolle kam viel später auf. Unser deutsches Baumwolle ist eigentlich kein richtiger Ausdruck, denn die Baumwolle ist ein Strauch, und der Baumwollenbaum, Eriodendron, ist nur ein wenig nutzbarer Verwandter des Gossypium, denn seine Wolle ist kaum brauchbar.

Die Weltbedeutung der Baumwolle datirt vom Sommer 1769, als der Barbier Richard Arkwright seinen Webstuhl und die Spinnjenny erfand. Die volle Bedeutung beider wurde indessen nicht von vornherein nach Gebühr gewürdigt. Aber die Jenny spann rascher und besser, als man je zuvor gesehen, und auf dem Stuhle konnte man Zeug weben, dessen Kette und Einschlag aus Baumwolle bestand. Nachher kam die Dampfmaschine, eine Verbesserung folgte der andern; die Namen Watt, Hargreaves und Peel wurden berühmt, und 1786 trat Samuel Crompton mit seiner Mule hervor. Fortan brauchte man kein Garn mehr aus Indien zu beziehen, sondern konnte es selber verfertigen. Aber es hat doch große Mühe gekostet, die Inder aus dem Felde zu schlagen und ihre Baumwollenmanufaktur zu Grunde zu richten. Der ausdauernde Hindu spann mit seiner gewandten Hand und vermittelst einer einfachen Spindel feineres Garn als der Europäer auf der Maschine, und dieses Garn verwebte er in einer so dauerhaften und zierlichen Art zu feinem Zeuge, daß unser Erdtheil nichts dagegen setzen kann. In Europa arbeitete man billiger und schneller, und das hat am Ende den Ausschlag gegeben. Anfangs lieferte man nur gröbere Waare und ging dann sehr allmälig zu feinerer über. Allein die Qualität der indischen und chinesischen Baumwollenzeuge ist auch heute noch besser als jene der unseren. Aber Europa hat die Dampfkraft voraus und zwingt Alles vermittelst der Wohlfeilheit.

England hatte lange ein thatsächliches Monopol und hielt stramm daran fest; aber dasselbe konnte sich nicht halten, denn andere Völker warfen sich gleichfalls mit großem Eifer auf die Baumwollenmanufaktur. Die Ausfuhr von Maschinen war in England verboten, die Zeichnungen gingen aber doch außer Landes und geschickte Arbeiter wurden für das Ausland gewonnen. Jenes Verbot half nichts mehr; überall in Europa entstanden Spinne-

reien und Webereien, in Nordamerika geschah dasselbe, und endlich gab man die Ausfuhr der Maschinen frei.

Welch ein Unterschied zwischen jenen Zeiten, da man lediglich aus der Levante Baumwolle bezog und die damit beladenen Schiffe unter den Schutz von Kriegsfahrzeugen stellen mußte, damit sie nicht von den Barbaresken genommen würden, und unseren Tagen! Amerika trat in den Vordergrund und überflügelte alle anderen Regionen. Die gegenwärtige Krisis zeigt deutlich, wie unendlich viel von einer regelmäßigen und massenhaften Zufuhr nordamerikanischer Baumwolle abhängt. Wir haben im Globus fast in jeder Nummer Notizen über die Versuche mitgetheilt, in anderen Gegenden die Produktion der Baumwolle massenhafter zu machen. In England und auch bei uns ist nun vielfach die Ansicht aufgetaucht, daß das thatsächliche Monopol oder, richtiger gesagt, das ungeheure Uebergewicht der nordamerikanischen Baumwolle nun ein- für allemal dahin sei, daß der Kampf, welcher zwischen den verschiedenen Baumwollenstapeln begonnen hat, mit einer Niederlage des amerikanischen langen Stapels enden und der kurze Stapel den Sieg behalten werde.

Dagegen werden aber gewichtige Gründe geltend gemacht, und da dieselben zu nicht geringem Theil in das Gebiet der Produktengeographie einschlagen, so wollen wir die Ansichten, welche von der „London Review" neulich geltend gemacht sind, mittheilen. Sie gehen darauf hin, daß die amerikanische Baumwolle der indischen allezeit für viele Zwecke vorgezogen werden müsse.

Man ist gewohnt, von „Baumwolle" zu sprechen, als ob sie ein und derselbe Artikel wäre, wie Thee oder Kaffee, nur von etwas besserer oder geringerer Qualität, je nach dem Lande, woher sie kommt, oder je nach der auf ihre Sammlung und Verpackung verwendeten Sorgfalt. Man kann sich wohl keine irrigere oder vielmehr unvollkommenere Vorstellung machen als diese. Die Baumwolle ist ein Produkt, welches fast eben so viele Arten begreift wie das Getreide; und wie das Getreide, hat jede Art ihre besondere Verwendung und Nützlichkeit. Weizen, Hafer und Gerste sind alle zur Nahrung zu gebrauchen. Orleans, Surat, ägyptische und brasilianische Baumwolle sind alle zu Calicos und Garn zu benutzen. Aber das brasilianische Produkt ist von dem ostindischen fast eben so weit verschieden, wie Hafer von Weizen, und man kann aus Surat-Baumwolle eben so wenig Musselin oder feinen Zwirn, oder aus ägyptischer Eintrag (Wefel) machen, wie Weizen gemalzt, oder Gerste zu einem guten Hausbrot verbacken werden kann.

Die verschiedenen Baumwollfasern unterscheiden sich von einander nicht allein in der Länge, in der Farbe und in der Reinheit, je nach den verschiedenen Klimaten und Bodenarten, welche sie hervorbringen; sondern sie sind ursprünglich ganz verschiedene Pflanzen, von denen manche einjährig, manche zweijährig sind, manche als Sträucher und manche als niedrige Bäume auftreten. Obwohl eine Art Baumwolle in einem beträchtlichen Maße die Stelle einer andern ersetzen mag, — gerade so wie Pferde mit Gerste gefüttert werden, und die Menschen sich mit Hafer ernähren mögen, wenn hohe Preise und Mangel an Vorräthen zu einer solchen Abweichung von der gewöhnlichen Lebensweise veranlassen; so hat doch ein solcher Ersatz seine Grenzen und seine Unbequemlichkeiten sowohl im Falle der Baumwolle, als bei dem Getreide.

Wir wollen unsere Meinung durch Beispiele anschaulicher machen. Die feinste Sorte Baumwolle ist als die Sea Island bekannt und wächst auf den flachen Inseln vor der Küste von Georgia und Carolina, auch ist dieselbe in Queensland, Australien, producirt worden. Sie hat eine lange, feine und seidenartige Faser von einer herrlichen Farbe und wird nur für die höchsten Nummern von Garn, von Nr. 150 bis 300, gebraucht und sodann zu Musselinen oder zu dem feinsten Zwirne für Spitzen verarbeitet. Sie wird in gewöhnlichen Jahren zu 2 bis 3 englischen Schillings per Pfund verkauft, und nur etwa 40,000 Ballen werden jährlich gezogen oder verlangt. Wenn diese Sorte rar, oder wenn wie jetzt die Zufuhr abgeschnitten ist, so kann die beste ägyptische Baumwolle großentheils einen Ersatz bieten, jedoch mit gewissen Nachtheilen, da dieselbe minder leicht zu verarbeiten, von ungleicher Länge der Faser und von weit schlechterer Farbe ist. Im Werth und Preise folgt die ägyptische und brasilianische Baumwolle zunächst auf die Sea Island, obwohl sehr weit hinter derselben. Beide Sorten werden sehr bedeutend zum Spinnen des sogenannten Werftes oder Zettels, d. h. der länglichen Fäden des Zeuges, gebraucht, welche die Reibung und Spannung des Webestuhles auszuhalten haben, und in welchen deshalb Zähheit die wesentliche Eigenschaft ist. Das Werft für Musseline und für einige Sorten Zwirn wird immer aus ägyptischer Baumwolle verfertigt, ja muß dieses fast werden: und brasilianische oder westindische Baumwolle, welche dieselbe Härte und Stärke hat, wird großentheils für den Zettel der gröberen Fabrikate, wie Barchent und Felbel, gebraucht. Keine dieser drei Sorten ist jedoch für den Eintrag oder Einschlag oder das Wefel verwendbar, d. h. für die quer über laufenden Fäden des Fabrikates, für welche Weichheit und Zartheit, nicht Stärke erforderlich ist, und wo eine schöne weiße Farbe und Reinheit der Faser werthvollere Eigenschaften sind als Länge.

Die Surat oder ostindische Baumwolle nimmt die niedrigste Stufe von allen ein. Ihre charakteristischen Eigenschaften sind eine kurze und unregelmäßige Faser, eine glänzend weiße Farbe, mit einer starken Beimischung von Blättern und Schmutz, was deren Gebrauch nicht allein lästig macht, sondern auch mit Verlusten verknüpft ist. Sie wird hauptsächlich zur Bereitung der gröberen Garne von Nr. 10 bis 30 verwendet, zur Anfertigung des Eintrages für Kattune, Hemdenzeug und sogenannte häusliche Zeuge, d. h. die stärkste Art von Baumwollengeweben. Zu diesen Fabrikaten eignet sich die ostindische Baumwolle sehr gut, und dies würde noch weit mehr der Fall sein, wenn sie in einem reinern Zustande versendet würde. Ihr gewöhnlicher Preis pflegte zwischen $2^1/_2$ und 5 Pence per Pfund zu schwanken. Sie hat jetzt die ungeheure Höhe von 13 bis 16 Pence per Pfund erreicht.

Die amerikanische Baumwolle verbindet und begreift die Eigenthümlichkeiten aller anderen Sorten. Eine Abart der amerikanischen, eben die Sea Island, ist länger, seidenartiger und weißer als die beste ägyptische. Eine Art, die beste Orleans, ist so stark wie die brasilianische und dabei weicher, reiner, regelmäßiger und weit leichter zu verarbeiten. Die übrigen amerikanischen Sorten, die Hauptmasse des Produktes, bekannt unter dem Namen „Uplands", „Mobile" 2c., sind länger, reiner und, um einen Kunstausdruck zu gebrauchen, gefälliger als die Surat, und aus einem Pfunde derselben kann man bedeutend mehr Garn oder Zeug bereiten. Amerikanische Baumwolle kann ebensowohl zur Verfertigung des Zettels als des Einschlages benutzt werden; sie ist zu jedem beliebigen Zwecke zu verwenden; man kann daraus Garne von Nr. 10 bis 250 spinnen. Kein Wunder also, daß dieselbe mehr gesucht wird als irgend eine andere Art. Der Fabrikant hat eine Vorliebe für dieselbe, nicht aber, wie man gemeiniglich zu sagen pflegt, „ein Vorurtheil zu deren Gunsten". Ja, er hat ein Vorurtheil zu deren Gunsten, gerade so wie der Bäcker oder der Konsument zu Gunsten des besten Weizens ein Vorurtheil hat. Der Fabrikant zieht die amerikanische der Surat vor, weil erstere mehr Garn ausgiebt und es besser macht, gerade so wie der Bäcker Weizen dem Hafer vorzieht, weil der erstere mehr Nahrung enthält und besseres Brod ausgiebt. Der Preis der amerikanischen Baumwolle pflegte zwischen 4 bis 8 Pence per Pfund zu schwanken; gegenwärtig steht sie zwischen 18 und 28 Pence das Pfund.

Die Fabrikanten haben, wie bereits bemerkt, noch einen Einwand gegen die Surat-Baumwolle. Dieselbe kommt gewöhnlich, ja fast immer in einem sehr schmutzigen Zustand auf den Markt. Sie wird nachlässig gesammelt, nachlässig verpackt und während des Transportes beschädigt, so daß sie nicht allein eine ungeheure

Masse Samen, Blätter und Staub enthält, welche aus derselben herausgeschlagen werden muß, worauf verhältnißmäßig nur wenig wirkliche Baumwolle übrig bleibt; auch ist die Ausscheidung dieses Abfalles ein sehr kostspieliges Verfahren. Die Surat-Baumwolle erfordert mehr Bearbeitung als die amerikanische.

Da Surat außerdem eine kürzere Faser hat, so muß die Maschinerie an derselben langsamer arbeiten, und da das aus derselben bereitete Garn schwächer ist als das aus Orleans-Baumwolle gewonnene, so ist die Surat auch schwieriger zu weben und wirft den Arbeitern schlechtern Lohn und dem Fabrikanten einen geringern Ertrag ab. Sie ist, mit einem Wort, in jeder Hinsicht ein geringerer Artikel und kann nur durch ihren niedrigern Preis oder durch die Abwesenheit ihrer Nebenbuhlerin zur Konsumtion gedrängt werden. Aber man wird fragen: „Kann ihre Qualität nicht verbessert werden?“ Gewiß kann sie das. Die einheimische ostindische Baumwolle könnte durch Sorgfalt, Redlichkeit und gesunden Menschenverstand von Seiten eingeborener Kaufleute und Producenten in einem weit reinern Zustande zu Markte gefördert werden und ihre Versendung würde alsdann weniger per Pfund kosten, und das Produkt würde einen höhern Preis erzielen.

Aber in dieser Hinsicht sind bisher noch wenig Fortschritte gemacht worden. Im Gegentheil, je höhere Preise wir bezahlen, um so schlechter ist oft die durchschnittliche Qualität des geschickten Artikels, weil die Eingeborenen, um so viel als möglich zu schicken, die Baumwolle dichter an der Kapsel abrupfen und mehr Schmutz mit hinein nehmen. Auch die amerikanische Art könnte in Ostindien angebaut werden; dieses ist wirklich in gewissem Maße geschehen, und wenn sie nach England gebracht wurde, so hat sie stets fast denselben Preis erhalten, wie ein ähnlicher in den Vereinigten Staaten erzeugter Artikel. Aber zwei Schwierigkeiten stehen einem ausgedehnten Anbau der vorzüglichern Art in Ostindien entgegen, nämlich: — *die Gewohnheiten der Eingeborenen und die Beschaffenheit des Landes*. Ein orientalisches Volk kann kaum jemals anders als durch den stärksten Druck und durch die unablässigste Aufsicht veranlaßt werden, sein Landwirthschaftssystem oder seine Produkte zu ändern, und es ist immer schwierig, ein einheimisches Erzeugniß durch ein ausländisches zu ersetzen.

Der Grund ist demnach nicht, daß Orleans-Baumwolle nicht in Ostindien gezogen werden könnte, sondern daß sie weder so leicht oder billig wie in den Vereinigten Staaten gezogen, noch nach ihrem Anbau so leicht zu Markte gebracht werden kann. Zu der vortheilhaften und ausgedehnten Anpflanzung eines so umfangreichen Artikels wie Baumwolle sind vier Bedingungen unerläßlich: — günstiges Land und Klima, wohlfeile Arbeit, Einsicht und Kapital und leichte und reichliche Fahrstraßen. Ostindien hat so wohlfeile Arbeit wie die Vereinigten Staaten, sein Boden und Klima sind gut, jedoch nicht so gut wie in Amerika; aber in Einsicht und flüssigem Kapital ist es weit zurück, und in Fahrstraßen, d. h. in Eisenbahnen oder zu Wasser, kann zwischen Ostindien und Amerika kein Vergleich stattfinden. Dieses sind die Gründe, warum englische Fabrikanten noch immer ihr „sündhaftes“ Gelüste nach der von Sklaven gezogenen Baumwolle tragen, und warum sie überzeugt sind, daß sie, sobald sie wieder zu Markte kommt, ganz sicherlich ihre alte hohe Stellung einnehmen wird.

Kleine Nachrichten.

Das Aufblühen der Stadt San Francisco. Wir finden darüber einen ausführlichen Bericht in der Neujahrsnummer des deutschen San Francisco Demokrat, und entnehmen demselben Folgendes:

San Francisco hat sich zu einer Stadt entwickelt, welche nicht blos in Bezug auf Bevölkerung und örtliche Ausdehnung, sondern auch in Bezug auf Handel und Verkehr und den daraus entstehenden Wohlstand ein gerechtes Erstaunen erregen muß. Der Eindruck, den diese Stadt in ihrer äußern Erscheinung macht, ist ein im höchsten Grade wohlthuender. Da sieht man keinen Stillstand. Ueberall erblickt man Verbesserungen. Die alten Häuser, welche mit der Zeit ausgedient haben, weichen allmälig und machen Steingebäuden Platz. Einzelne Straßen haben dadurch einen neuen und vortheilhaften Charakter angenommen. An den entlegenen Straßen, namentlich in dem südlichen Theile der Stadt, springen da, wo früher nur Sandwüsten gewesen, neue Häuser wie Pilze aus der Erde, und wer mehre Monate jene entfernteren Stadttheile nicht besucht hat, darf sich nicht wundern, neue Straßen und sich selbst als einen Fremden in seiner eigenen Stadt zu finden. Und überall ist die *Geschäftsthätigkeit* sichtbar. Neue Kaufläden in der elegantesten Ausstattung mehren sich, und wenn auch dieselben manchmal weniger lukrative Unternehmungen sind, so deuten sie doch alle darauf hin, daß man in unserer Stadt die ausgedehntesten Bedürfnisse und zwar mit Recht voraussetzt. Das Volk auf der Straße hat seinem Aeußern nach den frühern californischen Anstrich verloren. Der „honest Miner“ in seiner bescheidenen Tracht verschwindet unter den civilisirt aussehenden Gestalten und dem Luxus, welcher entwickelt wird. Die Zunahme der Stadt wird aber nicht allein durch die allgemeine Lebhaftigkeit der Straßen angedeutet, sondern auch durch die zahlreiche Vertretung des schönen Geschlechts.

Ueber die *Einwohnerzahl* San Franciscos ist man nicht ganz im Klaren. Der im Jahre 1860 aufgenommene Census ist eine so unzuverlässige Quelle, daß man auf denselben durchaus keine Berechnung gründen kann. Er giebt folgende Zahlen an:

Weiße männliche Personen	32,463
„ weibliche „	20,616
Chinesen	2,610
Farbige	1,146
Gesammt-Einwohnerzahl	56,835.

Nach dem San Francisco Directory hatte dagegen die Stadt zur Zeit der Aufnahme des Census 83,233 Seelen.

Am ersten August 1862 stellte sich das Verhältniß der Bevölkerung wie folgt heraus:

Weiße männliche Personen über 21 Jahre . .	32,000
„ weibliche „ „ 18 „ . .	17,500
„ männliche „ unter 18 „ . .	25,000
„ „ „ Namen verweigert .	4,200
Chinesen	3,250
Farbige	1,875
Ab- und Zureisende in Hotels, Soldaten, Schiffsleute auf der Bay u. s. w.	8,000
Gesammt-Einwohnerzahl	91,825.

Diese Zunahme muß natürlich auch einen bedeutenden Einfluß auf das *Grundeigenthum* haben. Die Nachfrage nach kleinen Häusern hat die Baulust bedeutend vermehrt und damit auch das Eigenthum in die Höhe gebracht. Am günstigsten hat im Großen auf den Werth des Grundbesitzes die Anlegung der Marktstraße-Eisenbahn gewirkt, durch welche das Land zwischen ihrem Ausgangspunkt und der Mission ungefähr um *sechs Millionen Dollars im Preise gestiegen ist*.

Das Grundeigenthum schätzte der Assessor für das Steuerjahr von 1862 bis 1863 auf 35 Millionen Dollars, von welchen Beträgen 2 Dollars 74½ Procent Steuern bezahlt werden müssen. Der *wirkliche* Werth des steuerbaren Eigenthums ist natürlich bedeutend größer. Das Grundeigenthum trägt mehr als seinen gesetzlichen Antheil an der Besteuerung, da der Werth des persönlichen Eigenthums wegen mangelnder Anhaltspunkte nie auch nur annäherungsweise ermittelt werden kann. Man glaubt, daß das *besteuerte* Eigenthum ungefähr den *dritten Theil des wirklichen Werthes* alles Vorhandenen ausmacht.

Die *Eisenbahnen in den Straßen* San Franciscos sind Unternehmungen, welche neuerdings bedeutende Kapitalien in Anspruch nehmen. So unpopulär auch diese Bahnen hier sind, so wird sich das Vorurtheil gegen dieselben gewiß legen. Der öffentliche Verkehr wird durch die Straßenbahnen jedenfalls gehoben werden, denn die Bequemlichkeiten für das Publikum überragen die der Omnibusse bei weitem.

Erfreulich ist, daß neben dem materiellen Aufschwunge San

Franciscos, welcher zunächst in dem Privatcharakter unserer Bürger ihren Stützpunkt hat, auch die öffentlichen Verhältnisse ein erfreuliches Bild gewähren. Unser Beamtenwesen ist seit Jahren in einer Ordnung, welche wenig Ursache zu Klagen giebt. Unsere Polizei, welche durch einen Beschluß der Legislatur verstärkt worden, sorgt nach besten Kräften für die Sicherheit von Person und Eigenthum und so erfreuen sich die Einwohner in der im Auslande früher so verrufenen Stadt eines ziemlich ruhigen Lebens, welches gewöhnlich nur durch Geschäftsaufregung oder östliche Nachrichten unterbrochen wird, die mit dem Wohl und Wehe der Union in Verbindung stehen. Die Zustände San Franciscos sind in der That einladend für Europa- und Oestliche Staaten-Müde.

Slovakisirte Ruthenen in Ungarn wohnen vorzugsweise in den Gespanschaften Zemplin, Scharosch und Aba uj. Sie bilden einen Uebergang von den Ruthenen (Russinen, Rußniaken) und stehen in moralischer und physischer Beziehung niedrig. Professor Biedermann in Innsbruck, früher in Kaschau, hat in seinem jüngst erschienenem Werke: „Die ungarischen Ruthenen, ihr Wohngebiet, ihr Erwerb und ihre Geschichte" (Innsbruck 1862, bei Wagner) eine Schilderung dieser Leute entworfen. Der slovakisirte Gebirgsbewohner, sagt er (S. 92), ist träg; so lange nicht die äußerste Gefahr einer Hungersnoth oder irgend einer moralischen Nöthigung ihn zwingt, legt er nie ernstlich Hand an eine Arbeit. Von Gerichtspersonen wird er als verschmitzt, boshaft und schadenfroh geschildert; in halbtrunkenem Zustande fühlt er sich am wohlsten und ist deshalb ein Branntweintrinker. Aber beschwerliche Wallfahrten oder Bußübungen, dazu das gedankenlose Herbeten ungereimter Formeln vor Marienbildern sind ihm Bedürfniß, und den Heiligenbildern beweist er beinahe göttliche Verehrung. — Gemeindeangelegenheiten verhandelt man gern in der Schenke beim Branntwein; früher begann in Gerichtssachen die Procedur mit der Pfändung und mit dem Vertrinken des Pfandes. Einen säumigen Schuldner hielt der Dorfrichter unter dem Dache seines Hauses so lange gefangen, bis der sich dort ablagernde Rauch ihn mit Ruß überzogen und solchergestalt mürbe gemacht hatte. Wahrsager und Wettermacher stehen in großem Ansehen; Wind- oder Wassermühlen sind unbekannt, man hat nur Handmühlen.

Die Susdaler Handelsleute in Rußland. In den Kernprovinzen des moskowitischen Reiches, in den von Menschen großrussischen Stammes bewohnten Gouvernements können jüdische Handelsleute kein Glück machen, während in den kleinrussischen Provinzen und in den polnischen Gegenden drei Viertheile des Handels in ihren Händen sind. Der Großrusse hat nämlich selber Anlage zum Kleinhandel und Hang zum Schachern; er braucht also den Juden nicht, der auch gegen den Tataren nicht aufkommen kann. Russische Hausirer, die Chodebtschiki, dringen bis an die Küsten Sibiriens vor und machen gute Geschäfte bei den Jägernomaden. Im europäischen Rußland sind die sogenannten Susdaler von Bedeutung. Susdal, im Gouvernement Wladimir, war bis 1157 Sitz der Großfürsten von Wladimir, eine für jene Zeiten blühende Stadt, ist nun aber längst ohne größere Bedeutung; man findet übrigens noch Ruinen eines alten Kremls. Die Handelsleute aus Susdal und der Umgegend trieben anfangs Handel mit Heiligenbildern, Leinwand, Seife und einigen anderen Waaren, welcher schon im sechszehnten Jahrhundert eine nicht geringe Wichtigkeit erlangt hatte. Sie wurden wohlhabend, bauten hübsche Häuser, schmückten die Kirchen. Susdal litt aber viel durch Brand und ging von seiner Blüte zurück, als Moskau immer mehr emporkam. Die ersten „Susdaler" waren Bauern, welche allerlei Landeserzeugnisse, namentlich auch Leinwand, aufkauften; späterhin aber vorzugsweise Baumwollenwaaren aus den Fabriken von Iwanowo, deren Hauptabnehmer sie sind. Sie vertreiben die Artikel im Kleinen und machen sehr großen Profit. In den Bezirken Schuia, Kowrosf, Wiasniki und Gorochowetz ist beinahe dritte Mann ein Susdaler. Die Blütezeit fiel für diese Händler in die Jahre von 1815 bis 1840; damals zogen sie durch ganz Rußland, nur nicht in die transkaukasischen Provinzen, weil sie dort die Konkurrenz der eben so thätigen und noch viel gerieben eren armenischen Kaufleute nicht bestehen konnten. Ohnehin verlangen jene Gegenden ganz andere Waarengattungen als die, welche ein Susdaler führt. Die Susdaler haben unter sich eine Menge von Ausdrücken, welche sich auf ihr Geschäft beziehen und die der Uneingeweihte nicht versteht.

Dürre im südöstlichen Afrika. Die Missionäre, welche im untern Lande der Bassutos dem Bekehrungswerk obliegen, klagen über dieselbe in ergreifender Weise. So schreibt einer derselben, Lemue, im November: „Seit sechs Monaten ist auch nicht ein einziger Tropfen gefallen; statt des Regens haben wir nur Staubwolken und Sandwirbel gehabt. Das ganze Land erscheint wie verbrannt; wir sehen auch nicht eine Spur von Pflanzenwuchs; Ochsen, Pferde und Schafe sind zu vielen Tausenden hingestorben. Der Sand liegt in hohen Haufen, wie Schnee in Europa; überall ist Hungersnoth. Lessuto, die Kornkammer für den Freistaat der holländischen Boers und für einen Theil der Kapkolonie, ist nun erschöpft. Von der See her bekommen wir keine Waaren mehr, weil es uns nun an Transportvieh mangelt; manche Wägen mußten unterwegs stehen bleiben, weil die Zugthiere gefallen sind. Ein unternehmender Mann wollte Lebensmittel nach der Stadt Hopetown bringen, aber er büßte unterwegs etwa achtzig Zugochsen ein. Wir Missionäre wollten im Januar unsere Jahreskonferenz in Carmel abhalten, müssen aber unter solchen Umständen darauf verzichten." Die Bassutos im Oberlande, welche neben der Viehzucht auch Ackerbau treiben, sollen auf zwei Jahre Getreide vorräthig haben. Aber die Aussaat vom September war bei ihnen im Oktober noch nicht aufgegangen; der Fluß Caledon und dessen Zuflüsse lagen ganz trocken, was seit Menschengedenken nicht vorgekommen war. Die Heiden hatten sich an ihre Regenmacher gewandt, die bekanntlich in Afrika eine große Rolle spielen, aber der Himmel hörte nicht auf ihre Beschwörungen und Zauberkünste.

Nordamerikanische Ausdrücke. In dem Artikel über Californien kommt im zweiten Absatze folgende Stelle vor: „Kein Thier der Naturgeschichte hat in Californien mehr Verehrer als der Elephant, und so oft ihn auch schon Viele gesehen, so haben sie doch immer wieder eine große Sehnsucht nach demselben."

Manchem unserer Leser wird das unverständlich sein. Was bedeutet: den Elephanten sehen? To see the elephant, sagt man, namentlich in den südlichen Staaten, wenn Jemand sich in seinen Erwartungen getäuscht sieht; es will eben so viel sagen als das Sprüchwort: Er wollte Wolle holen und kam selber geschoren heim; to go out for wool and come back shorn. Also ein Soldat, der in den Krieg zieht, um Beute und Ruhm zu erwerben, aber weder das eine noch das andere erntet, oder ein Goldsucher, welcher kein Glück hat, sieht den Elephanten.

Bruder Jonathan ist bekanntlich ein Spitzname für die Bewohner der Vereinigten Staaten von Nordamerika, wie John Bull für die Engländer, Mynheer für die Holländer, Michel für uns Deutsche. Er erklärt sich aus Folgendem: Als Georg Washington zum Oberfeldherrn ernannt worden war, kam er nach Massachusetts, um Vorkehrungen für die Landesvertheidigung zu treffen; es fehlte aber dort an Kriegsbedarf. Man hielt eine Besprechung, und Washington äußerte: Wir müssen Bruder Jonathan um Rath fragen. Er meinte den Gouverneur von Connecticut, Jonathan Trumbull, auf dessen Urtheil er großes Gewicht legte. Wenn man späterhin irgend auf Schwierigkeiten stieß, hieß es wohl: Wir müssen uns bei Bruder Jonathan Raths erholen, und nach und nach wurde Bruder Jonathan eine allgemeine Benennung für einen Nordamerikaner der Vereinigten Staaten.

Uncle Sam dagegen, kurzweg U. S. bezeichnet, bezieht sich lediglich auf die Regierung jenes Landes. Nachdem die Kolonien mit dem englischen Mutterland in Krieg gerathen waren, kam ein Lieferant aus Neu-York, Ellett Anderson, nach der Stadt Troy am Hudson und kaufte dort Lebensmittel auf. Diese wurden von zwei Regierungsbevollmächtigten, Ebenezer und Samuel Wilson, besichtigt. Der letztere wurde von seinen Freunden und Arbeitern gewöhlich als Onkel Samuel bezeichnet. Bei der Lieferung Anderson's waren die Mehlsäcke mit den Buchstaben E. A. (Ellett Anderson) und U. S. (Onkel, Samuel) bezeichnet. Ein Arbeiter, welchen man fragte, was diese Buchstaben bedeuten sollten, entgegnete. Uncle Sam und Ellett Anderson. Seitdem verbreitete sich der Ausdruck Uncle Sam allgemein und wurde nach und nach auf die Regierung der Union übertragen.

Aus dem Niger-Delta. Die Engländer verlieren dasselbe nicht aus dem Auge, und sind dort mit Handelsschiffen und Missionen ununterbrochen thätig. Im Interesse der anglikanischen Hofkirche arbeiten jetzt zwei schwarze Prediger, der schon mehrmals erwähnte Samuel Crowther und Jeremias Taylor. Zwei Stationen, nämlich jene zu Onitscha und Igbegbe, welche etwa 40 deutsche Meilen oberhalb der Mündung liegen, stehen unter zwei schwarzen Evangelisten. Im vorigen Oktober schlossen sich Crowther und Taylor, nebst 27 schwarzen Christen, einer englischen Expedition an, welche stromauf fuhr, und besuchten jene Stationen, welche sie zuletzt vor fünf Jahren besucht hatten. Eine dritte Station wird jetzt zu Akassa an der Mündung des Stromes gegründet, scheint aber auf manche Schwierigkeiten zu stoßen.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Herrmann J. Meyer in Hildburghausen. — Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen. — Druck von C. Grumbach in Leipzig.





